Vorfrühling

Jos. Kösel'sche Buchhandlung
Kempten · München

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Vierter Jahrgang · Band I.

(Oktober 1906 · März 1907.)

Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
H67
Jg. 4
Heft 1

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes IV. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte.

	Seite
Stach, Ilse von: Die Beichte	1
Geißler, Max: Die Musikantenstadt	48, 150, 318, 408, 539, 664
Wieman, Bernard: Tagebuchblätter aus Bosnien	67, 196, 285, 457, 578
Jörgensen, Johannes: Die weiße Tür	257
Franke-Schievelbein, Gertrud: Nachlese	717

* * *

Herbert, M.: Werdezeit	47
Flaskamp, Christoph: Der Künstler	94
Hofer, Fridolin: Letzte Fahrt	182
" " : Nachtwanderung	284
Christmas Carols	346
Stach, Ilse von: Genügen	407
Flaskamp, Christoph: Gedichte	715

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Hasse, Else: Wesen, Wollen und Wirken der Frau	26, 208
1806 und 1906. Aphoristische Gedanken von einem katholischen Deutschen	39
Dr. Ettlinger, Max: Das Experiment in der Tierpsychologie	81
Dr. Pfordten, Otto von der: Der Wert der Wissenschaft	101
Dr. Saitschick, Robert: Der ewige Gehalt der Religion	129, 301
Bleibtreu, Karl: Bonaparte, Byron und die Briten	228
Löwe, Heinrich: Der sittliche und kulturelle Inhalt der russischen Revolution	273, 446
Dr. S.: Historische Hausbücher	362
Dr. Kralik, Richard von: Über die pädagogische Bedeutung der Sage	440
Dr. Ettlinger, Max: Zur Psychologie des Witzes	482
Dr. Blennerhassett, Lady Charlotte: Die Weltanschauung eines Historikers	488

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.

Seite

Dr. Switalski, Univ.-Prof. Wladislaus: Nietzsches Wille zur Macht 521
Dr. Neuhaus, Georg: Konfession und natürliche Bevölkerungsbewegung 602
Dr. Counson, Albert: Brunetière und sein Werk 617
Arntzen, J.: Jugendbücher für Erzieher 634
Hannappel, Pfarrer Julius: Mithras und Christus . . . 649
Dr. Büttner, Otto: Indien und das Kastenwesen . . . 737
Dr. Messer, Univ.-Prof. August: Chamberlains Kant . . . 752
* E.: Pädagogischer Fortschritt und Christentum 104
* *: Unsachliche Wissenschaft 106
* Dr. Ettlinger, Max: Die erste deutsche Leibnizausgabe . . 110
* M.—r., J.: Ethik und Ästhetik 234
* **: Wissenschaftspflege und Apologethik 238
* Dr Ettlinger, Max: Zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 239
* Dr. H. M.: Naturwissenschaft und Weltanschauung . . . 366
* Dr. Ettlinger, Max: Der Philosoph des Anarchismus . . 370
* r.: Deutsche Universität und deutsche Zukunft 497
* Mumbauer, Johannes: Hans Delbrück 500
* S. M.: Harnack als Ireniker 755
* Dr. Ettlinger, Max: Martin Deutinger als Philosoph der Freiheit 764

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

Muth, Karl: Von christlicher Malerei und ihren Schöpfern . . 60
Dr. Schmitz, Eugen: Zur Geschichte und Ästhetik der Programmusik . 87
Dr. Jiriczek, Univ.-Prof. Otto L.: Dante Gabriel Rossetti . . 183
Heilmeyer, Alexander: Von alten und neuen Kirchenbauten auf dem Lande 218
Freund, Frank E. Washburn: Christmas Carols 342
Krings, Heinrich, Regierungsbaumeister: Ein wiedergefundenes Gemälde Martin Schongauers 350
Dr. Schmitz, Eugen: Das poetisierende Element in Bachs Musik . 354
Weiß, K.: Die Bibel in der Kunst 361
Fogazzaro, Antonio: Der große Dichter der Zukunft . . . 393
Dr. Ranftl, Johann: Sir Edward Burne Jones, der letzte Präraffaelit 566
Dr. Schönbach, Hofrat Univ.-Prof., A. E.: Des Schriftstellers Lebensfahrt 593
Arntzen, J.: Jugendbücher für Erzieher 624
Dr. Krüger, Herm. Anders: Goethes „Wilhelm Meister" und der Bildungsroman der Romantiker 702
Dreves, Guido Maria: Der letzte Ritter der Romantik und sein Denkmal 744
Nordeck, Hans: Bogumil Goltz 750

* Literatur und Theater.

* Nordeck, Hans: Ernst Zahn 117
* Deke, Wilhelm: Ein ungedruckter Brief Goethes . . . 119

Seite

* J. O.: Die neue Kritik 242
* Mumbauer, Johannes: Nachlese zu „Hilligenlei" . . . 246
* Dr. Borinski, Univ.-Prof. Karl: Goethes Brief aus Eger . . 372
* Mumbauer, J.: Karl Albrecht Bernoulli 374
* J. M.: Emil Strauß 504
* M. E.: Heinrich Seidel 508
* h.: Das Christ-Elflein 509
* E.: Tolstoi gegen Shakespeare 629
* Flaskamp, Christoph: Paul Keller 636
* Freund, Frank E. Washburn: Bernard Shaw . . . 637
* Hoeber, Karl: Paulus Gerhardt und das Kirchenlied von ehemals und heute 767
* m.: Christoph Flaskamp 769
* **: Franz Poeci 770
* Rotheit, M.: Berliner Theaterzustände 771

* Kunst.

* Stadler, Otto: Die Dresdener Kunstgewerbeausstellung . . 120
* W.: Nationalismus in der Kunst 231
* K. W.: Wirklichkeitskunst und Atelierkunst 249
* Freund, Frank E. Washburn: Holman Hunt und die Präraffaeliten-Bruderschaft 376
* Dr. Drerup, Univ.-Prof. E.: Die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts 501
* A. H.: Ein Wort für unsere Dorfkirchen 511
* A. H.: Fritz von Uhde und das Erwachen einer neuen religiösen Kunst 639
* Weiß, Konrad: Neue Ziele in der protestantischen Kirchenbaukunst 642
* W.: Ferdinand Georg Waldmüller 775

* Musik.

* Dr. Schmitz, Eugen: Zum zehnjährigen Todestage Anton Bruckners 123
* Reichert, A.: Über Subjektivität des reproduzierenden Musikers 252
* Dr. Schmitz, Eugen: Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" als moderne Repertoireoper 253
* Dr. Schmitz, Eugen: Aus der Geschichte des „Freischütz" . . 379
* Kralik, Heinrich: Eugen d'Alberts „Flauto Solo" . . . 513
* Dr. Schmitz, Eugen: Musikführer 514
" " " : Zur Frage der volkstümlichen Musikpflege . 515
" " " : Zur Musikrenaissance 646
* Kralik, Heinrich: Gustav Mahlers sechste Symphonie — Umberto Giordanos „Fedora" anläßlich der Wiener Aufführungen im Januar 1907 777
* Dr. Schmitz, Eugen: Robert Schumanns Briefe in Auswahl . 776

Seite

IV. Biographisches.

* Bernoulli, K. A.: Von Johannes Mumbauer . . . 374
* Bruckner, Anton. Von Dr. Eugen Schmitz 123
Brunetière und sein Werk. Von Dr. Albert Counson . . 617
Burne Jones, Sir Edward, der letzte Präraffaelit. Von Dr. Johann Ranftl 566
Goltz, Bogumil. Von Hans Norbeck 750
* Loffen, Wilhelm. Von ** 371
Nietzsches Wille zur Macht. Von Univ.-Prof. Dr. W. Switalski 521
Roffetti, Dante Gabriel. Von Univ.-Prof. Dr. Otto L. Jiriczek 183
* Seidel, Heinrich. Von M. E. 508
* Smith, Adam. Von Johannes Mumbauer 503
* Stirner, Max. Von Dr. Max Ettlinger 370

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Dr. Cardauns, H.: Die englische Südpolar-Expedition . . . 223
Dr. Gockel, A.: Aus der Welt der Moleküle 690
* Dr. Gockel, A.: Die Wünschelrute 114
* Dr. H. M.: Naturwissenschaft und Weltanschauung . . . 366
* **: Wilhelm Loffen 371
* Dr. Ettlinger, Max: Über den Geltungsbereich der Deszendenztheorie 634

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Dr. Graßl, Joseph: Unterfruchtige Völker im Lichte der Biologie . 95
Dr. Neuhaus, Georg: Konfession und natürliche Bevölkerungsbewegung 602
Dr. Fischer, Geh. Justizrat, Univ.-Prof., Otto: Das Anerbenrecht in Deutschland 726
* Dr. Neuhaus, Georg: Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit . 112
* Mumbauer, Johannes: Adam Smith 503
* S.: Frankreichs Kirchenpolitik und die Bevölkerungsstatistik . . 627

VII. Leuchtende Gedanken.

Aus den Werken von Bogumil Goltz 714
Blomberg, Hermann von: Von der Kunst des künstlerischen Erlebens 592

VIII. Verschiedenes.

* -a-: Die Antialkoholbewegung 647

IX. Neues vom Büchermarkt.

125, 254, 381, 516, 648, 779

Seite

X. Unsere Kunstbeilagen.

127, 256, 392, 519, 648, 780

XI. Unsere Musikbeilagen.

128, 392

XII. Offene Briefe.

128, 256, 392, 520, 780

XIII. Kunstbeilagen.

Burne-Jones, Edward: Der Spiegel der Venus . . . 521
" " : Die Erzählung der Äbtissin . . . 552
" " : König Kophetua und die Bettlerin . . 584
Crane, Walter: Die Sündenstrafe 288
Edelfelt, A.: Die Weisen aus dem Morgenlande . . . 257
Fugel, Gebhard: Christus vor dem hohen Rate 16
" " : Weinet nicht über mich 32
" " : Petri Pfingstpredigt 64
" " : Die Kreuztragung 96
Hartig, Hans: Der Nachtwächter 649
Heddernheimer Mithrasbild (Vorderansicht) 744
Jahn, Georg: Mutterglück 1
Rossetti, Dante Gabriel: Dante und Beatrice 129
" " " : Die Kindheit der hl. Jungfrau . . 176
" " " : Beata Beatrix 192
Ruisdael, J., von: Gehöft am Flußufer 680
Schongauer, Martin: Die Verkündigung. (Nach dem Kupferstich und nach dem Altarbild in der St. Bonifaciuskapelle in Niederbiber) 352
Schongauer, Martin: Teilstücke aus der „Verkündigung" . . 320
Volkert, Hans: Schafe ziehend im Regen 393
" " : Sturm im Moose 424
" " : Abendfrieden 456
Waldmüller, F. Gg.: Der Schaukasten 712

XIV. Musikbeilagen.

Bach, Sebastian: Choral 392
Beethoven: Heilige Nacht 392
Kuhnau, Johann: Der Heiland Israelis, Gideon . . . 128
" " : Il combattimento trà David e Goliath . 128
Schumann, Robert: Der Abendstern 392

Seite

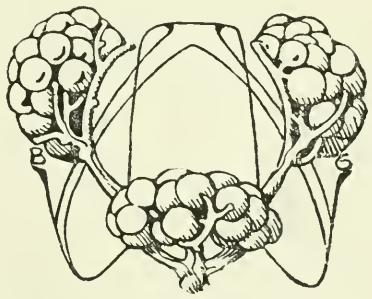
XV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

Acton, Lord: Lectures on Modern History 488
* Arnim, Achim von: Ausgewählte Werke 387
* Aue, Hartmann von: Der arme Heinrich 517
* Baum, H. P.: Studium und Leben 779
* Baumgarten, Polland, Wagner: Die hellenische Kultur . 387
* Baeumker-Hertling: Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 239
* Behnisch-Kappstein, Anna: Freie Bahn 518
* Beloch, Julius: Griechische Geschichte 125
* Bernoulli, C. A.: Christus in Hilligenlei. Ein Wort zur Klarstellung 248, 375
* Bernoulli, K. A.: Lukas Heland 374
* „ „ : Ulrich Zwingli 374
* „ „ : Der Sonderbündler 374
* „ „ : Zum Gesundgarten 375
Bibel in der Kunst, Die. (Kirchheim) 361
* Brackel, Ferdinande von: Mein Leben 518
* „ „ „ : Die Enterbten 518
* Brockhaus' kleines Konversationslexikon 383
* Cauer, Friedrich: Ciceros politisches Denken 255
Chamberlain, H. St.: Immanuel Kant 752
* Delbrück, Hans: Erinnerungen, Aufsätze und Reden . . 500
* „ , Kurt: Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn? 248
Denk und Weiß: Unser Bayerland 363
* Dennert, Eberhard: Die Weltanschauung des modernen Naturforschers 367
* Dürer, Albrecht: Unserer Lieben Frauen Leben 517
* Engel, Eduard: Geschichte der deutschen Literatur . . . 383
Fäh, Adolf: Geschichte der bildenden Künste 389
* Flaskamp, Christoph: Die alte Geige 769
* „ „ : Frommer Freude voll 769
* „ „ : Parzival 769
* Franz, J.: Der Mond 390
* Frenssen, Gustav: Schlußwort zu Hilligenlei . . . 249
* Ganghofer, Ludwig: Der Hohe Schein 518
Gansberg, F. und Eildermann, H.: Unsere Jungs . . 624
Gjems-Selmer, Agot: Die Doktorsfamilie im hohen Norden . 625
* Goethe-Literatur 385
* Grupp, Georg: Kultur der alten Kelten und Germanen . . 126
* Herders Konversationslexikon 383
* Hesses Klassiker-Ausgaben 387
* Hettinger, Franz: Apologie des Christentums . . . 381
Holzhausen, Paul: Bonaparte Byron und die Briten . . 228
* Hübner, Max: Unbekannte Gebiete Marokkos 126

Seite

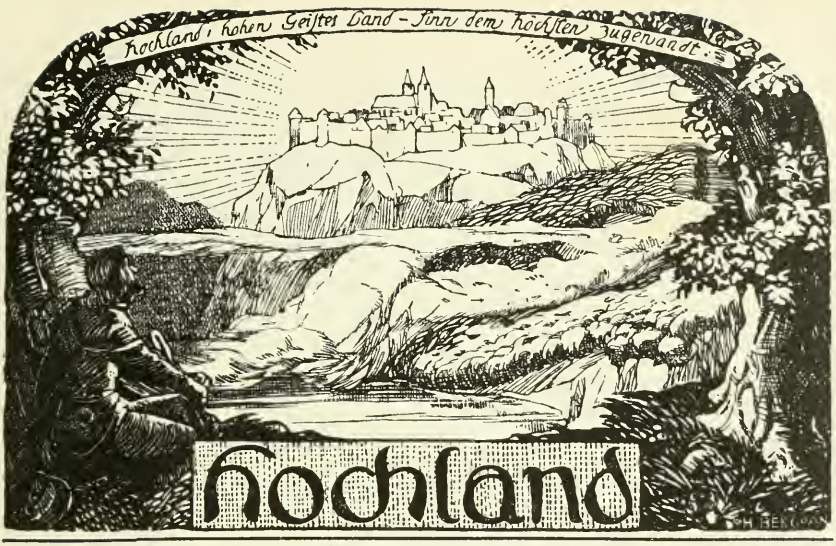
Janſen, Max: Kaiſer Maximilian I. 365
* Jentſch, Karl: Adam Smith, Leben und Lehre . . . 503
* Jugendbücher 390
* Ketteler, Wilhelm Emanuel von: Hirtenbriefe 516
* Knöpfler, Alois: Lehrbuch der Kirchengeſchichte 381
* Köſter, Alb.: Die Briefe der Frau Rat Goethe . . . 385
* Kroſe, S. J., H. A.: Die Urſachen der Selbſtmordhäufigkeit . 112
Kultur der Gegenwart, Die: Band 1 106
* Kultur und Katholizismus (Kirchheim) 764
* Künſtleriſcher Wandſchmuck 516
* Leibniz-Ausgabe 110
* Leyen, Friedrich von der: Deutſche Univerſität und deutſche Zukunft 497
Lingg, H.: Ausgewählte Gedichte 255
Lorimer, Adam: The Authors Progreß 593
* Lützeler, Egon: Der Mond als Geſtirn und Welt . . . 390
* Manz: Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande . . . 247
* Meyers geographiſcher Handatlas 390
* Meyers Klaſſikerausgaben. Herausgegeben von Dr. Ernſt Elſter 384
* Meyer, Rich. M.: Die deutſche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 383
Michael, S. J., Emil: Geſchichte des deutſchen Volkes, 4. Band . 363
* Michaelis, Adolf: Die archäologiſchen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts 502
* Molsberger, Clara: Ratſchläge zur Berufswahl der Frauen . 256
* Münchener Volksſchriften 648
* Niebergall: Hilligenlei und moderne Theologie . . . 246
* Nieritz, Guſtav: Ausgewählte Volkserzählungen 387
Nietzſche: Werke. Taſchenausgabe 621
* Pocci, Franz: Luſtiges Komödienbüchlein 770
* „ „ : Märchen, Lieder und luſtige Komödien . . 771
* Pochhammer-Staſſen: Ein Dantekranz aus 100 Blättern . 254
* Pohle, Joſeph: Die Sternenwelten und ihre Bewohner . . 127
Poincaré, Henri: Der Wert der Wiſſenſchaft 102
„ „ : Wiſſenſchaft und Hypotheſe 102
* Presber, Rudolf: Von Leutchen, die ich lieb gewann . . 127
Ritter, Emil: Jugendland 779
* Rothes, Walter: Die Madonna 389
* Sammlung Köſel 382
* Schaubecks illuſtr. Briefmarken-Permanent-Album . . . 519
* Schumanns, N.: Briefe 776
* Schütz, E.: Frenſſens Jeſus 247
* Schirmacher, Käthe: Die moderne Frauenbewegung . . 779
Schweitzer, A.: J. S. Bach, le musicien-poète . . . 354
* Schwind. Werke in 1265 Abbildungen. Herausgegeben von Otto Weigmann 389

Seite
Scott, Captain Robert F.: The voyage of the Discovery . . 224
Stöckel, Hermann: Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit . 364
* Strauß, Emil: Der Engelwirt 505
* „ „ : Freund Hein 506
* „ „ : Kreuzungen 507
* Tweedie, Alee: Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko 516
* Verworn, Max: Naturwissenschaft und Weltanschauung . . 366
* Wahl, Th.: Hilligenlei als Kunstwerk und Tendenzschrift . . 248
* Weigand, Wilhelm: Gedichte 255
Widmann, Fischer und Felten: Illustrierte Weltgeschichte . . 363
Wilamowitz-Moellendorff, X.: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache 387
* Wolff, Karl: Katechismus der Frauenbewegung 779
Wundt: Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele . . . 82
* Zabel, Rudolf: Im mohammedanischen Abendlande . . . 126
* Zahn, Ernst: Albin Indergand 117



Georg Jahn pinx. Heliogr. Kösel.

Muttergluck.



Vierter Jahrgang. Oktober 1906. 1. Heft.

Die Beichte.

Von

Ilse von Stach.

Ihnen selbst zum Frieden und auf ewig verhallen die letzten Seufzer der gerecht Gerichteten; die Erde empfängt ihr Blut ohne Murren; die Stadt, die ihren Frevel gesehen hat, sieht ihre Sühne, und die engen Gassen halten nicht die Stimmen ruheloser Geister in ihren Mauern fest. Aber die Klagen der gemordeten Unschuld schweben fort über der Richtstätte und zwischen den Häusern, und Kindern und Enkeln weht in stillen Nächten, wenn die Tat sich jährt, ein Atemzug aus der Sterbenot der Geopferten über die schaudernde Brust. Und wo die freche Hand des Mörders nach dem Haupte des Erwählten Gottes tastet, wo die entartete Menschheit fühlloser geworden ist als die Natur, die die Nähe dessen empfindet, der sie selbst durch die süße Gewalt seiner Seele in seinem irdischen Leibe überwunden hat, da wechseln Mond und Sterne die Milde ihres Lichtes, die Erde erbebt, die Wasser bäumen sich auf, die Zinnen der Stadt starren drohend in die verblassende Abendröte — — Prag! du goldenes Prag! du blutrotes Prag! Wie willst du die Stunde überdauern, in der der Henker deinem Heiligen den Tod zu schmecken gibt?

Bürger von Prag! Was hindert euch, zu tun, wie euer König tut, der die Fenster seines Palastes verhängt, der in seinen Toren Wachtposten

aufstellt, die einem jeden in dieser Nacht den Ausgang in die fluchbedrohte Stadt verwehren sollen? Werden indessen seine Wachtposten auch den Eingang in die Tore des Palastes wohl verwahren können? Denn mühsam kämpft es sich mit Schwert und Lanze gegen den leisen Seufzer eines sterbenden Heiligen, mühsam mit Gewalt und Trotz gegen den Sanftmütigen, der im Tode sein Haupt erhebt, um das Erdreich zu besitzen.

Während König Wenzel auf dem Hradschin Befehle gab, als gälte es, eine Festung zu verteidigen, verweilte seine junge Königin in friedlicher Unterhaltung und erfüllte das Geheiß ihres Gemahls, nach welchem sie gehalten war, seine Ankunft wachend zu erwarten und in dieser Nacht der späten Stunde zum Trotz das Lager nicht aufzusuchen. Freilich füllte der Schlaf ihr wieder und wieder die großen Kinderaugen und würde wohl gänzlich Gewalt über sie bekommen haben, hätte der König ihr einen anderen als den Grafen Heinrich von Rosenberg mit seiner Laute und seinen Liedern zum Zeit- und Sorgenvertreib geschickt. Dieses waren des Königs Worte gewesen. Und in Wirklichkeit bedurfte Königin Offnei nichts dringender als eines feinen Gespielen, der ihr die Länge der Zeit verkürzen helfe, wozu ihr königlicher Gemahl auch in besseren Tagen durch die Rauheit seines Wesens nicht eben geeignet erschien. Zur Vertreibung der Sorgen indessen hätte kein Minnesänger besonderer Künste seines Geistes und Gefühles benötigt. Niemals hatte Kummer oder Herzeleid die weiße Stirn der jungen Königin beschattet, und auch in dieser Stunde, da die ungestüme Leidenschaft des Königs mit der stillen Treue eines Priesters rang, lebte sie unbewußt und heiter dem nahenden Schicksal entgegen, das ihr die eigene tiefe Verstrickung in den Frevel des einen, in die Passion des anderen enthüllen würde.

Wie eine Frühlingsblume war Offnei unter den Augen des gütigen und frohgemuten Herzogs Johann von Bayern erblüht, der sie in ihrem fünfzehnten Jahre von der Einsamkeit seiner Schlösser an die Pracht des französischen Hofes geführt hatte, wo sie zum Erstaunen ihres herzoglichen Vaters die zierlichen Glieder mit so vollendeter Geschmeidigkeit bewegte, daß auch der strengste Wächter der Etikette aus der Umgebung Karls VI. an der Grazie ihres Leibes und ihrer Sprache, an dem Faltenwurf ihres Kleides, an dem Umfang ihrer Taille, die vier Finger umspannen konnten, die Schärfe seiner Zunge nicht wohl zu üben vermochte. Als dann der Böhmenkönig der jungen Herzogin Thron und Herz und alle Ehren antrug, versüßten ihr diese den Abschied aus der unmittelbaren Gunst des französischen Königs, darin sie wie ein Fischlein in sonnenbeglänzter Flut geplätschert hatte, und sie zog in kindlicher Erwartung neuer Feste und Freuden mit ihrem Gemahl in seine schöne Hauptstadt Prag. Hier freilich mußte ihr verwöhntes Ohr manchen unhöfischen Klang ertragen lernen; ihr für An-

stand und zierliche Sitte geschärftes Auge mußte unter den gekräuselten Haaren und pelzbesetzten Spitzhüten, unter den ausgestopften und eingeschnürten Brüsten ihrer neuen Umgebung die Formen und Gebärden eines Volkes erkennen, das, minder lange den rohen Gewohnheiten der Barbarei entronnen, den Wohltaten einer feineren Kultur nur nach ihrer äußeren Seite teilhaftig geworden war, eines Volkes, bei dem das tadellose Pariser Kleid noch etwas zufällig und ungeschickt auf ihrer Körperlichkeit saß, die sich unter allen Spitzen und Brokaten unliebsam bemerkbar machte. So blieb denn Offnei durch die Erinnerung an den Glanz ihrer Mädchentage eine kleine Sehnsucht im Herzen zurück, eine Sehnsucht, wie der Mensch sie bedarf, seine Träume zu schmücken, ohne daß sie ihm durch Größe und Ziel zur Qual würde. Überdies hatte sie König Wenzel mit ihrer Hand auch zugleich ihr unschuldiges Herz geschenkt, indem sie zu ihm, der ihr an Jahren um ein Bedeutendes voraus war, mit kindlicher Scheu wie zu einem Herrn, den man fürchten muß, aufblickte, vor dessen Launen und Leidenschaft sie zitterte, ohne zu begreifen, daß ihr eigenes, verhaltenes Wesen nicht selten solche Heftigkeit in seinem Gemüt hervorrief. Auch die heimlichsten Gedanken, die sie in ihres Herzens Rat pflegte, waren nicht die einer Frau; wie ein frommes Kind, das sich selbst wegen seiner geringen Vergehen gegen Vater und Mutter vor seinem Gewissen anklagt, fragte sie sich in seiner Entfernung, ob sie es etwa an Gehorsam und Demut bei ihrem Gatten fehlen lasse, wenn sie seine brennenden Augen forschend, ja, wie es schien, drohend auf ihrem Antlitz gefühlt hatte. Kam er dann aber mit Geschenken aus fremden Städten oder mit Jagdtrophäen aus seinen böhmischen Wäldern zu ihr zurück, so lachte sie ihn dankbar an und fühlte sich mehr ihrer kleinen Tugenden als ihrer Schönheit halber geliebt und beschenkt.

Als König Wenzel um die Liebe der jungen Herzogin geworben hatte, waren in deutschen Landen schon mancherlei Gerüchte in Umlauf über die Zügellosigkeit seines Zornes und seiner Leidenschaften, über frevelhafte Jagdgelage auf verwunschenen Schlössern, die er mit geilen und ungeschliffenen Spießgesellen abhalte, sowie über den unheimlichen Tod seiner frommen Gemahlin Johanna; aber solcher üblen Nachrede hatte man vor den Ohren der reizenden Offnei nicht gepflogen um der Kronen willen, die der wilde Freier auf seinem Haupte vereinigte, und die seine erwählte Braut mit ihm teilen würde. Und man hatte wohl daran getan; denn in der Tat vermochte Offnei ihrem königlichen Gemahl jenes Maß von Liebe und Scheu einzuflößen, dessen seine ungebändigte Natur fähig war, und er, der keine Schranken der Sitte kannte, hütete sich, vor der Königin seine schlechten Triebe in ihrer ganzen Häßlichkeit zu enthüllen. Ja nicht selten, wenn er die eigene Mißgestaltung an Leib und Seele bei sich selbst betrachtete, küßte

er die zarte Hand Offneis mit Gefühlen der Rührung und Dankbarkeit dafür, daß sie ihn nicht verschmäht hatte, dafür, daß sie nichts von seiner und der Welt Sünde wußte. Kam aber der böse Geist über ihn, so mißtraute er ihrem unschuldigen Gesicht, fuhr sie hart an und wütete gegen sich selbst seiner Ohnmacht halber, hinter die Geheimnisse eines Weibes zu kommen. Er wütete auch gegen seinen Kanzler und Kämmerer, gegen den ganzen Troß seines unsauberen Gefolges, dessen schändliche Lüste und ehebrecherische Taten er kannte. Nur den Grafen Heinrich von Rosenberg erreichte sein Mißtrauen und seine Raserei nicht; denn er hatte ihn lieb wie einen Sohn und verhüllte vor ihm wie vor Offnei das entstellte Angesicht seiner niedrigen Eifersucht. So geschah es, daß er den Grafen nicht selten in die Zimmer der Königin beschied, wo er dann Zeuge sein konnte, wie Offnei mit lieblichem Vortrag die Sagen von Ronceval lebendig machte, wie dagegen Heinrich zu seiner Laute Walters schöne Lieder sang oder auch von Tristan und Isolde, von König Artus und seiner Tafelrunde durch den Mund ihrer Dichter Gottfried und Hartmann erzählte.

Man feierte die Vigilie des heiligen Benedikt im 1393. Jahre, das der Herr den Menschen zur Erlösung gab, und das, wie alle vergangenen, ihrer viele zur Verdammnis mißbrauchten. Glanz- und lebenspendend hatte die Märzsonne an diesem Tage über Prag gestanden, hatte einige Schneeglöckchen von der Knospe zur Blüte entfaltet, einige Triebe der jungen Birken und Fliedersträucher mit grünen Spitzen gekrönt und hatte den Wald bei ihrem Scheiden in unendliches Licht getaucht; über die Moldau breiteten sich indessen die Schatten des Abends, die auch der volle Mond nicht in silberne Schleier verwandeln konnte; denn Wolken waren heraufgezogen und machten die Nacht dunkel, wie König Wenzel sie gewollt hätte.

In das Zimmer der Königin, wo diese in friedlicher Unterhaltung mit dem Grafen von Rosenberg saß, trat ein Kammerdiener, der mit schweren Tüchern beladen war, die er vor den Fenstern ausbreitete, sie mit Spangen und Nadeln wohl befestigend.

‚Was schaffst du?‘ fragte ihn verwundert die Königin.

‚Es ist ein Befehl des Königs,‘ sagte dieser, ‚alle Fenster zu verhängen, in Sonderheit die, welche die Moldau sehen lassen.‘

Die Königin verzog den Mund zu einem kleinen, spöttischen Lächeln, zuckte leicht mit den Achseln, erwartete aber die Entfernung des Dieners, bis sie zu ihrem Gespielen sagte:

‚Befürchtet der König eine Revolution auf dem Hradschin, die er vor den Blicken der Kleinseitner Bürgersleute verbergen will? Oder haben sich eben diese gegen unseren Palast verschworen? Dann will er gewiß meine friedgewohnten Augen vor dem Anblick so roher Gewalt bewahren.‘

Als der Graf auf diese Rede schwieg, fuhr Offnei mit lachendem Munde fort: ‚Im Ernst, Graf Heinrich, was würdet Ihr zu meinem Schutze tun, wenn es dem Pöbel einfiele, sich zu empören? Denket nur! Wenn die mordlustige Rotte schon in dieses Zimmer eingedrungen wäre!‘

Der Graf antwortete ernst:

‚Ich würde für Euch sterben, meine angebetete Königin!‘

‚Und mich also meinen Peinigern überlassen,‘ schmollte Offnei, wenig aufgelegt, durch den schwermütigen Ton in des Grafen Antwort die eigene Lust am Kriegsspiel fahren zu lassen.

‚Ich fürchte, der Kanzler hat recht,‘ begann sie mit scheinbar sorgenvoller Miene von neuem, ‚wenn er vor mir und dem Könige Euren Wagemut als übereilt und dazu unzeitgemäß tadelt; der Kanzler sagt, es ist nicht mehr an der Mode, den Heldentod einer wohl erwogenen List vorzuziehen. Ihr aber, sagt er, würdet lieber das Vaterland zugleich mit Eurem Leben preisgeben, bevor Ihr beides rettetet, indem Ihr Euer Schwert in die Scheide stecktet, Eure Lippen aber durch eine kleine Lüge verunreinigtet.‘

Der Graf sprang unwillig auf, daß die blonden Locken flogen. So wenig, als Offnei sich den Ernst ihres Gefährten zu eigen gemacht hatte, so wenig war dieser geneigt, das liebliche Lächeln auf dem Antlitz der Königin zu bemerken, das ihm deutlicher als ihre Worte hätte sagen können: ‚Ich liebe den blinden Heldenmut deiner Seele und achte die dürre Weisheit des Kanzlers gering.‘

‚Daß ich ihm doch,‘ rief Heinrich lebhaft aus, ‚sein tückisches Geschwätz mit der Spitze des Schwertes in den mageren Hals zurückstoßen könnte! Wenn es aber Euch, Frau Königin, mehr nach der erhabenen Politik des Kanzlers gelüstet als nach meiner kriegerischen Einfalt, so gebt mir Urlaub und bittet Euch von Eurem Könige Hinko Kluk zum Flötenbläser aus!‘

Es war somit der Augenblick gekommen, in dem Offnei Spiel und Laune vergaß und bestürzt entdeckte, daß sie ihren Freund in Wahrheit gekränkt hatte. Sie senkte den Kopf auf die Brust und errötete tief. Heinrich aber, der durch die Veränderung ihres Wesens gewahr wurde, wie allzu heftig er auf einen Scherz geantwortet hatte, fuhr in milderem Tone fort:

‚Dann freilich möchtet Ihr meiner mehr denn jemals bedürfen, und ich müßte mir die Ehre von Euch erbitten, mit blankem Säbel in Eurem Vorzimmer warten zu dürfen.‘

‚Gibt es einen Tag, an dem ich Eurer nicht bedürfte?‘ sagte Offnei weich; ‚daß ich es Euch nur gestehe, lieber Graf, aber ich weinte mir die Augen blind vor Sehnsucht nach dem fröhlichen Kreise meiner Geschwister, wäret nicht Ihr mein täglicher Gefährte und ersetztet mir Brüder und

Schwestern! Und seht mir doch die Grafen und Barone, die den König wie sein Schatten begleiten, — wie sind sie den Kavalieren so unähnlich, denen ich im Louvre die Hand zum Tanze gereicht habe! Mögen sie immer Bären und Eber erlegen, als seien es Hasen, — von den großen Taten ihrer Väter wissen sie nichts zu erzählen im seltsam schwebenden Maß und Klang einer menschenwürdigen Sprache. Ihr aber, Graf Heinrich, seid ein Held und Sänger zugleich, ein Kriegsmann und Kavalier!'

Der also freimütig Gelobte stand wie ein Knabe klopfenden Herzens vor seiner Königin. Verwirrt unterbrach er ihre Rede:

‚Und bin Euer glückseliger Diener, Königin Offnei!' und schüttelte somit das Gewicht ihres Lobes von seinen Schultern.

‚Muß nicht,' begann sie von neuem, ‚mein Herz in Dankbarkeit zu Euch entbrennen, wenn Ihr mich wie in diesem Augenblick bei meinem Namen nennt, den mein Vater mir gab, und den ein jeder mir gab, dem ich in meiner Heimat lieb und teuer war? Mein Gemahl sagt, es gezieme sich nicht für eine deutsche Königin, „Offnei" zu heißen; „Sophie Euphemia" sei königlich und mache der Welt deutlich, daß ich seine Gemahlin und eine ebenbürtige Prinzessin sei. Er nennt mich also Sophie,' setzte sie kleinlaut hinzu.

Tröstend antwortete Graf Heinrich:

‚Königin Sophie klingt in Wahrheit sehr hoheitsvoll.'

Offnei indessen vermochte diese Antwort nur wenig Tröstung zu gewähren; gekränkt entgegnete sie: ‚Ihr könntet höflicherweise, Graf Heinrich, meine Klage als eine gerechte bestätigen; aber das werdet Ihr niemals tun, und wenn ich Euch erzählen müßte, daß mein Gemahl mich mit einem türkischen Namen benennt an Stelle eines christlichen. Ach, ich weiß recht gut, warum man in den Märchen oder auch in früheren Zeiten den jungen Königinnen ihre Amme oder eine vertraute Freundin in das Haus ihres Gemahls mitgab! Ich aber bin von Rat und Hilfe gänzlich verlassen, wenn immer mein Gemahl, indem er mich flieht, oder indem er mich um wunderlicher Dinge willen tadelt, nur zu deutlich kund tut, daß er nicht mit meiner Ergebenheit zufrieden ist. Auch der Vikar weiß mir, wenn ich ihn befrage, nichts anderes zu sagen, als daß ich beten solle, „und sofern ich," pflegt er seine Rede zu schließen, „um des Guten willen stärker sein müsse als mein Herr und König, solle ich meine Kraft aus keiner anderen Quelle als aus der Liebe schöpfen."'

Bestürzt über den unerwarteten Vorwurf, der den jungen Grafen aus Offneis Worten traf, und den sie selbst diesmal in rührendem Ernst empfand, sah Heinrich der jungen Königin in Wahrheit so recht ratlos ins Gesicht.

War es bisher in den mancherlei Gesprächen, die sie pflegten, geschehen, daß Offnei eine leichte Beschwerde gegen ihren Gemahl führte, so

hatte Heinrich im ritterlichen Gefühl der Verantwortung für den abwesenden König dessen Sache verteidigt, wiewohl sein Herz den größeren Anteil für die schöne Klägerin fühlte; daß diese, in deren Nähe er gewöhnt war, Verwirrung, fromme Scheu und unbegrenzte Anbetung zu empfinden, seiner armseligen Erfahrung bedurfte, um nicht als ein verlassenes Kind auf dem Hradschin sehnsüchtig des Vaters und der Mutter zu gedenken, ließ für einen Augenblick seine Fassung gänzlich dahinfahren.

Offnei selbst hing in ihren Gedanken noch dem Wunsche nach, eine vertraute Freundin neben sich zu haben, die, wissend in der Kunst, einen König und Gemahl in dem unveränderlichen Sonnenschein ehelicher Gunst zu erhalten, ihr für jede unerklärte Laune ein Mittel zur Abwehr und zur Umkehrung der Heftigkeit des Zornes in Heftigkeit der Liebe ins Ohr flüstern konnte; daß man auch verstehen müsse, Mittel anzuwenden und Waffen zu gebrauchen, bedachte Offnei nicht. Aber welchen Nutzen hätten ihr wohl die kupplerischen Ratschläge der erträumten weisen Frau aus dem Märchen gebracht, — Ratschläge, sich heute in Seide und morgen in Samt zu kleiden, heute zu schmollen und morgen zu lächeln, — ihr, die dem Könige nicht wie ihrem Manne gegenüber trat, sondern wie einem rätselhaften Wesen aus einem dunkleren Reiche, dessen Willen sie aber unterworfen war? Arme Offnei! Auch der Talisman, den der Vikar in ihre ungeschickte Hand legte, verlor in dieser seine wunderbaren Kräfte; denn ein anderes ist unbewußte Unschuld, die wie die Lilie blüht, ein anderes in Weisheit und langer Tugend gereifte Heiligkeit.

Der junge Graf, der in seinem Bewußtsein von der Kupplerin ebenso weit entfernt wie von dem Heiligen war, diesem aber in seinem Herzen durch Ehrfurcht verbunden, wußte nichts Besseres, als Offnei in ihren Fragen nach dem rechten Wege an den Vikar zu verweisen.

‚Wäre es nicht vermessen, Königin Offnei,‘ begann er zögernd, denn er fürchtete, sie von neuem zu kränken, ‚wollte ich mich zu Eurem Ratgeber aufwerfen, da Ihr den Vikar zum Freunde und Helfer habt? Wenn ich es bedenke, so redet er die Wahrheit, indem er Euch empfiehlt, Eurem königlichen Gemahl in Liebe zu begegnen!‘

Offnei seufzte und lehnte den Kopf auf das geblümte Seidenpolster ihres Armstuhles zurück, schien aber mit diesem Seufzer auch ihren Kummer von sich gestoßen zu haben.

‚Ich danke es dem Könige sehr,‘ sagte sie, ‚daß er mir den Vikar zum Beichtvater gegeben hat, nicht aber einen seiner Kleriker, die mit ihm auf Jagd und Abenteuer ausziehen. Seltsam genug freilich schienen mir die Worte, mit denen er mir meinen geistlichen Hirten zuführte. „Eine junge Frau bedarf des Beichtvaters in allen Dingen,“ sprach er und sah mich an,

als hätte ich, seit ich ehelich geworden bin, alle sieben Todsünden auf mich geladen,' und Offnei lachte, daß die weißen Zähne blitzten, aus Lust und Verwunderung darüber, daß eine junge Frau etwa mehr als eine alte und mehr als ein Kind könnte zu beichten haben.

‚Ich bemerke wohl,' fuhr Offnei fort, ‚daß der König selbst nicht in dem Maße wie einst sein erhabener Vater Gunst und Geschenke dem böhmischen Klerus zuwendet; auch zürnt er dem Primas, wenn immer dieser als Kirchenfürst und nicht als Untertan zu ihm redet; mich aber schickt er nicht selten mit großer Dringlichkeit in den Beichtstuhl, wenn ich sonst aus freiem Antrieb gewiß noch einige Sünden abgewartet hätte. Erst heute, um die Stunde des Aveläutens, hieß er mich augenblicks in den Dom gehen, wo der Vikar meiner warte; er hatte mich durch seinen harten Befehl so erschreckt, daß ich dem lauschenden Beichtvater gar nichts sagen konnte, nur seufzen und klagen; dieser aber fing an, für mich zu beten, und während er so betete, flossen meine Tränen nur um so reichlicher, und es kam ein Gefühl über mich, als würde Gott von unbefleckten Lippen für eine große Sünderin gebeten.'

Der junge Graf, der diese abendliche Stimmung der Zerknirschung im Herzen seiner Königin nicht eben mit schweren Gewichten wog, sagte lächelnd:

‚So glaubt Ihr also jetzt selbst, Königin Offnei, daß Ihr seit Eurer Verehelichung Buße für alle sieben Todsünden zu verrichten hättet?'

Auch Offnei lächelte und ließ es geschehen, daß die Rede von neuem die Wendung vom Ernst zum Scherz machte, nachdem sie am gegenwärtigen Abend im mehrfachen Wechsel dieser beiden und an ihrer unkenntlichen Grenze sich bewegt hatte.

Währenddessen tat sich die Türe auf, und der König kam herein in Begleitung des Erzbischofs Adalbert von Jenstein und des Kanzlers Hinko Kluk.

Nicht selten geschah es, daß Offnei, wenn sie ihres Gatten ansichtig wurde, ein leichter Schauder über den Rücken lief. Aber in diesem Augenblick entwich alle Farbe aus ihrem Antlitz; denn der König sah einem Ungeheuer gleich, das Schrecken und Ekel um sich verbreitet. Hastig und zugleich unsicher bewegte sich seine gedrungene Gestalt vorwärts, die struppigen Haare hingen ihm ungeordnet in das gedunsene Gesicht, und die Augen rollten in Zorn und Mißtrauen in ihren Höhlen. ‚Was habe ich getan? Was ist geschehen? Womit habe ich gegen ihn gefehlt? Helfe mir Gott aus seiner Rache!' Das waren die Fragen und Gedanken, die Offneis Hirn in rasendem Kreislauf durchjagten; denn sie glaubte nicht anders, als daß sie selbst Ursache und Ziel seiner Wut wäre.

Indem das gleichzeitige Erscheinen Hinko Kluks ihres Herzens Angst nur vermehren konnte, — denn des Königs Kanzler verspottete mit heim-

lichem Blitzen seiner scharfen Augen und mit unmerklichem Zucken im blassen, knochigen Gesicht die reine Torheit der Königin, — so brachte die hohe Gestalt des Erzbischofs ihrer zitternden Seele einigen Trost und Frieden. Seine ernsten Augen freilich, aus denen niemals die himmlische Güte des Vikars leuchtete, und die, wie es den Anschein hatte, mit immer strengeren und höheren Forderungen bis in die Tiefen des menschlichen Herzens zu blicken verstanden, ruhten nicht mit Wohlgefallen auf ihr. Auch er schien zu fragen: ‚Was hast du verschuldet?‘ Auch er schien bereit, zu richten und zu strafen. Aber während sie sich seiner Gerechtigkeit in Demut und Vertrauen unterworfen hätte, schauderte sie vor der Willkür des Königs zurück. Dieser indessen beraubte sie nur zu schnell der tröstlichen Gegenwart des geistlichen Vaters. Mit bebender Stimme, als zähle auch der Primas zu den Ursachen seiner entfesselten Wut, fuhr er diesen an: ‚Du, Erzbischof, sollst meinen Palast nicht verlassen, das befehle ich dir bei meinem königlichen Zorn, sondern warte du im Vorzimmer, wann ich deiner bedarf!‘

Der Primas verneigte sich ein wenig, indem er für die Dauer eines Atemzuges die Augen niederschlug und die Schleppe seines Gewandes mit der Rechten ergriff, bedeutete dann dem jungen Grafen, daß er ihn begleiten solle, und verließ mit diesem das Zimmer der Königin.

Als vor Jahren der Erzbischof Očko von Wlasim gestorben war, gedachte König Wenzel sich einen Primas zu wählen, an dem er seine Lust haben würde; hatte er doch das strenge geistliche Regiment des selig Entschlafenen nur im Hinblick auf dessen hohes Alter ohne Widerspruch ertragen, indem er erwarten konnte, daß der Tod bald genug den welken Händen den Krummstab entreißen würde. Inzwischen aber hatte er in seinem Herzen schon denjenigen unter den Prager Domherren herausgefunden, der alltäglich die fürstlichste Tafel hielt, der auf ungebändigten Hengsten und mit glänzendem Gefolge siegreich zu Spiel und Fehde auszog, der es durch die Schärfe und Zurückhaltung seines Geistes verstand, mit seinen tugendhaften wie verderbten Brüdern im guten Einvernehmen zu leben, und von dessen galanten Abenteuern auch manche ergötzliche Geschichte an der königlichen Tafel zur Würze des Nachtisches erzählt worden war. Adalbert von Jenstein, diesen vollendeten Weltmann im geistlichen Gewand, hatte sich Wenzel ausersehen, um in dem obersten Kirchenfürsten Böhmens einen Genossen, nicht aber einen Widersacher neben sich zu haben. So häufte er bei dem Tode des tugendhaften Očko auf Adalbert zugleich die Würde des Kanzlers mit der des Metropoliten, um vieles erleichtert, das Urbild fleischgewordener Gerechtigkeit durch seinen beständigen Anblick nicht länger als Ärgernis in der eigenen lasterhaften Brust empfinden zu müssen, ja, er beglückwünschte sich selbst um des neuen Teilnehmers seiner Freuden willen,

von dessen Geist und Witz zudem das Beste zu erwarten war. In den ersten Jahren seiner Regierung legte König Wenzel noch einigen Wert auf die Verfeinerung des Genusses, den er erst mit den hereinbrechenden Mißerfolgen in der Reichspolitik, und nachdem er unter seinesgleichen unsicher und haltlos geworden, bei immer plumperen Männern und frivoleren Frauen suchte.

Indessen blieb dem König wie anderen vor ihm die bittere Erfahrung nicht erspart, daß, während er selbst seinem Erkorenen den Hirtenstab in die ritterlich kraftvolle und zugleich feine Hand drückt, Gott zu Zeiten die innere Wandlung wirkt und den neuen Hirten seiner Schafe mit Tugend, Weisheit und Vollkommenheit bekleidet.

Am Tage seines Einzuges in Prag ließ Erzbischof Adalbert von Jenstein dem Volke öffentlich verkünden, daß er lieber seine hohe Würde wieder preisgeben wolle, als die Kirche seines geliebten Vaterlandes lässig zu regieren oder gar zu dulden, daß die Fäulnis in derselben zum fressenden Gift anwachse. Im geheimen aber lief ein Gerücht von Mund zu Mund, daß der Erzbischof in bitterer Reue seines verflossenen weltlichen Wandels halber sich den Bußgürtel um den verwöhnten Leib gelegt habe.

Und wahrlich, wer ihn von Stund an im Dom die heilige Messe feiern sah, der konnte nicht lange im Zweifel darüber bleiben, ob dieser Mann seine Nächte in der Lust des Fleisches oder auch in trägem Schlaf verbrachte, oder aber ob er wachend und betend vom Abend bis zum dämmernden Morgen um die Gaben des Geistes rang.

Der getäuschte König aber, der in seinem Primas von dem himmlischen König überwunden war, grollte dem bekehrten Priester, und da er nicht wagen durfte, an seine Mitra zu tasten, entzog er dem Treulosen das böhmische Staatssiegel und seine königliche Gunst. Mit dem ersteren betraute er Hinko Kluk, den vom Prager Domkapitel wegen Anhängerschaft an den schismatischen Papst seines Amtes entsetzten Domdechanten, den er selbst zum Propst von Lübeck gemacht hatte, und bei dem er freilich gewiß sein konnte, seine Freundschaft nicht einem heimlichen Asketen geschenkt zu haben.

So verhaßt Königin Offnei zu anderen Zeiten der Anblick dieses Kanzlers war, so blieb seine Anwesenheit in der gegenwärtigen Stunde ihre einzige Hoffnung, einem bedrohlichen Alleinsein mit dem Könige zu entgehen, aus dessen zorngerötetem Antlitz ihr unerklärliche, aber vernichtende Gefahren entgegen zu sprühen schienen. Aber auch dieser Hoffnung wurde sie unverzüglich beraubt, indem der König flüsternd und zischelnd dem Kanzler einen Befehl zuraunte, worauf dieser mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin das Zimmer verließ.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fühlte Offnei den Schlag ihres Herzens aussetzen, und noch einmal zermarterte sie in einem

einzigen Augenblick den Kreis ihrer Erinnerungen, wann und wodurch sie irgend eine dunkle Schuld gegen ihren Gatten auf sich geladen haben könnte, und da sie sich trotz peinlichsten Anmahnens auf keine solche besinnen konnte, fragte sie sich unaufhörlich, ob es besser sein würde, seine Anklage abzuwarten oder aber sich unverklagt zu seinen Füßen hinzuwerfen und seine Gnade anzuflehen.

Der König aber, als er sich mit Offnei allein sah, suchte die durch Wut und Bosheit scheußliche Verzerrung seines Gesichtes in ein Lächeln zu verkehren und wußte nicht, daß solches Lächeln nur um so größeres Grauen in jeder menschlichen Brust erregen mußte. Er faßte Offnei bei ihrer eiskalten Hand, zog sie neben sich auf den Divan und gab ihr somit zu verstehen, daß er gekommen war, eine Schäferstunde mit ihr zu halten.

‚Meine Taube, mein scheues Reh,‘ sagte er, indem er seinen Arm um ihren Nacken legte; aber die honigsüßen Worte nahmen auf seinen Lippen den wideren Geschmack verborgener Verwesung an; ‚meine keusche Wonne darf ihrem Gatten nicht zürnen, wenn er sie einige Zeit grausam vernachlässigt hat.‘

Diese unerwartet zärtliche Anrede stürzte Offnei in eine neue, nur um so größere Verwirrung.

Hatte sie nicht bis zu diesem Augenblick nur seinen Zorn gefürchtet, seine Zärtlichkeit aber als eine Bestätigung erfüllter Pflichten erhofft und erbeten? Warum bebte sie nun vor seiner Berührung mit tieferem Entsetzen zurück, als wenn er ihr mit heftiger und ungerechter Anklage genaht wäre? Ach, sie war gewiß eine törichte und liebelose Gattin und ihrem heiligen Eheversprechen recht untreu, demzufolge ihr Gatte allezeit ihre Liebe und Sanftmut erwarten konnte! Sie aber entzog sich ihm, wenn er ihrer vielleicht am meisten bedurfte; denn geziemte es ihr, zu fragen, ob etwa eine schlechte Post, die trotzigen schwäbischen Städte betreffend, ob die Treulosigkeit eines Fürsten oder die Hartnäckigkeit der Pfaffen sein Angesicht entstellt hatte?

‚Küsse mich, meine Süßigkeit,‘ drang Wenzel in sie, ‚küsse mich, mein immerwährendes Entzücken!‘

Gehorsam hob Offnei den Kopf und drückte einen leichten Kuß auf seine Wange, wiewohl er ihr den Mund gereicht hatte.

‚Fürchte dich nicht, mein zitterndes Reh,‘ sagte Wenzel, und ein seltsam kicherndes Lachen begleitete seine Worte, als habe er nächtlicherweile einen Feind überlistet, ‚fürchte dich nicht, heute abend deine süßen Lippen dem Kusse deines Gatten hinzugeben! Wir haben keine Mitwisser mehr; unsere Geheimnisse versenke ich tief unter die Erde, wo sie schweigen müssen, wie nur das Grab schweigen kann, und‘ — setzte er mit einer heftigen Gebärde seiner Hand hinzu — ‚wo auch das Denken aufhört. Ich dulde es

nicht, daß eines Menschen Gedanken frech und lüstern an der Schändung meines Ehebettes herumtasten.‘

Offnei erbebte. ‚Wovon spricht mein Gemahl?‘ fragte sie.

‚Ei, ich mußte eines vorwitzigen und widerspenstigen Bauernschädels gedenken!‘ sagte der König leichthin, trocknete sich aber den Schweiß von der Stirn. Dann näherte er von neuem seine begehrlichen Lippen Offneis zartem, kühlem Gesicht. Sie schlang die Hände ineinander, als suche sie Stütze und Widerstand, die Küsse ihres Gatten zu ertragen; aber nur einen Augenblick fühlte sie den Hauch seines Mundes in flüchtiger Berührung auf ihren Lippen; dann sprang der König auf, ging eiligen Schrittes an die verhangenen Fenster und schien die Arbeit des Kammerdieners zu prüfen, ob auch kein Spalt den Blick auf die nächtliche Stadt gewähre. Offnei folgte jeder seiner Bewegungen, ohne eine vernünftige Ausdeutung dafür zu finden. Als Wenzel zu ihr zurückgekehrt war, fragte er mit Mißtrauen und Feindseligkeit in Blick und Stimme:

‚Wo warst du heute um die Stunde der Dämmerung, Sophie?‘

‚Herr, ich war zur heiligen Beichte, wie Ihr mir befohlen hattet!‘ antwortete Offnei.

‚So! Hatte ich dir befohlen, zur Beichte zu gehen?‘ wiederholte er in scharfem Ton. ‚Hatte ich dir auch befohlen, während einer vollen Stunde dem Vikar in den Ohren zu liegen, als hättest du die Generalbeichte eines liederlichen Lebens abzulegen? Und warum hast du geweint während der Beichte?‘

Offnei schwieg und sah ihren Gatten hilflos, aber ohne Trotz solch unziemlicher Fragen halber an.

‚Was hattest du dem Vikar zu sagen?‘ fragte der König weiter.

‚Nichts, Herr!‘ stammelte Offnei.

‚Nichts,‘ lachte er ihr häßlich entgegen, ‚nichts? Und dazu bedurfte es einer so langen Zeit? Daß du es nur weißt, Sophie, der Vikar hat mir alles gestanden, was du ihm anvertraut hast, alles!‘

‚Herr —?‘ entgegnete Offnei halb fragend, halb ergeben darein, daß ihr Gattte nun einmal wunderliche Dinge am heutigen Abend sage, die verstehen zu wollen gewiß ganz ohne Frucht sein würde.

‚Was hast du getan?‘ schrie Wenzel und faßte die junge Königin hart an den Schultern. ‚Was hast du getan? Aus deinem eigenen Munde will ich das Bekenntnis hören.‘

‚Ja, Herr!‘ antwortete Offnei; denn sie glaubte nicht anders, als daß ihr Gatte die kleinen Sündenbekenntnisse von ihr verlange, die sie von Zeit zu Zeit vor dem Vikar abgelegt hatte. Wenzel ließ Offnei los und wartete zitternd vor Brunst und Begierde auf die ersten Worte, die nun

über ihre Lippen kommen würden, über diese unschuldigen Lippen, auf die er seine brennenden Augen heftete, als könne er schon einen Augenblick, bevor sie seinem Ohr vernehmbar sprechen würden, das Geständnis der Untreue davon ablesen.

Offnei seufzte erleichtert auf, einmal, weil sie sich von dem rohen Griff seiner Hände befreit fühlte, dann aber auch, weil sie glaubte, nun in Wahrheit die aufgeregten Sinne ihres Gatten durch eine getreue Wiederholung alles dessen, was sie dem Vikar hin und wieder zu beichten hatte, beruhigen zu können.

‚Heute,' begann Offnei, — ‚das könnt Ihr mir glauben, mein Gemahl! — heute wußte ich dem Vikar nichts Unvergebnes zu sagen; aber als ich verwichene Woche ohne Euren Befehl zur heiligen Beichte ging —'

‚Verwichene Woche,' wiederholte er gierig, indem seine feuchten Lippen, die nicht länger von einem vernünftigen Willen regiert wurden, planlos auf und nieder gingen, ‚was hast du verwichene Woche dem Vikar gebeichtet?'

Offnei, die das Mißverhältnis in der Spannung ihres Gatten und dem Inhalt ihrer Bekenntnisse nicht bemerkte, sagte stotternd und mit niedergeschlagenen Augen:

‚Ihr hattet mich einige Tage zuvor hart angelassen, mein Gemahl, weil ich, wie Ihr sagtet, mit meinen Gedanken im Louvre statt auf dem Hradschin lebe, wo sie doch gebührenderweise hingehören, und weil ich Euch minder zärtlich empfangen hatte, als Ihr nach einer Entfernung von einer vollen Woche von mir erwarten durftet; ich aber verstockte mein Herz in Trotz gegen Euch und dachte, daß Ihr, wenn Ihr Euch zu Zeiten von mir wendet, Euch billig nicht verwundern könnt, wenn ich —'

‚Wenn du, — gestehe! — wenn du —!' Und wieder kam er näher auf sie zu und tastete mit zitternder Hand nach den Falten ihres Ärmels.

‚Wenn ich minder Eurer gedenke,' sagte Offnei mit traurigem Lächeln, ‚oder wohl gar versuche, den Gram um Eure Abkehr in gefälligem Spiel und angenehmer Unterhaltung zu vergessen.'

König Wenzel biß die Zähne aufeinander; keuchend hob und senkte sich seine Brust, und ein heftiges Zucken fuhr fort, sein Angesicht zu verzerren. Die Unschuld der Königin konnte seiner unglücklichen Seele keinen Frieden mehr bringen.

Offnei sah ihn fragend an, unschlüssig, ob sie ihre Geständnisse fortsetzen solle. Als er schwieg, begann sie zögernd von neuem:

‚Der Vikar hat mich getröstet und mir gesagt, daß das menschliche Herz sich von Natur gar leicht verhärte, daß ich indessen mit Hilfe des flammenden Jesusherzens nicht aufhören solle . . .'

Wenzel, da er vor großer Bewegung der Sprache nicht mächtig war, wehrte Offneis Rede lebhaft mit der Hand ab; denn es vergrößerte seine Qual, wenn sie zu sprechen fortfuhr.

Die junge Königin legte besänftigend ihre Hand auf den Arm des Königs. Ein unklares Gefühl überkam sie, als wäre er — der Gegenstand ihrer Furcht und kindlichen Scheu — auch ihres Mitleids und einer mütterlichen Fürsorge nicht unwert. Aber das heimliche Grauen, das sie vor ihrem Gatten empfand, und dessen Quelle ihr selbst verborgen war, ließ sie dieser erbarmenden Regung ihres Herzens nur spärlichen Ausdruck verleihen.

Indessen faßte sich der König, küßte Offnei auf die Stirn und sagte: ‚Du bist mein gutes Kind, du sollst von nun an nicht länger gegen deinen Gatten Klage führen müssen.‘

Aber als er sich wiederum neben Offnei hingesetzt hatte, auch ihre Hand in der seinen hielt und diese zärtlich, obzwar ein wenig hastig streichelte, mochten wohl seine Gedanken von neuem den Weg vom Glauben an Offneis süße Worte, an ihr Wesen und ihre Gebärde zum nagenden Mißtrauen und empörten Unglauben nehmen. König Wenzel, dem selbst die Gabe versagt war, hinter geschlossener Stirn seine Gedanken zu verbergen, glaubte seine Umgebung allzu leicht und in zu hohem Maße im Besitze dieser Kunst.

Als habe er einen eklen Tierleib im Irrtum der Sinne geliebkost, stieß er plötzlich Offneis Hand von sich; seine Augen traten aus den Höhlen, und mit heiserer Stimme schrie er ihr entgegen: ‚Du verbuhlte Katze, fahre zur Hölle mit dem Schleim deiner Lügen auf den heuchlerischen Lippen!‘ Damit sprang er seiner Beute an die Kehle; Offnei aber rief laut um Hilfe, und die eilige Dazwischenkunft des Erzbischofs wie ihres Freundes befreite sie von dem wahnsinnigen Gatten, dem das Entsetzen auf dem Antlitz der Eintretenden Fassung, wenn nicht gar ein wenig Scham zurückgab.

Die strenge Falte zwischen den Augenbrauen des Erzbischofs schien tiefer und bedrohlicher eingegraben als zu anderen Zeiten, und nicht Offneis angstvoller Ruf allein konnte in diesem Augenblick seinen Zügen solche richterliche Strenge aufgeprägt haben; auch die tödliche Blässe des jungen Grafen bedeutete mehr als die plötzliche Erkenntnis einer Gefahr, bedeutete, daß seine Augen einen Abgrund vor sich gesehen hatten, der ihnen bisher verborgen gewesen war, den aber der Erzbischof unbarmherzig um des geistigen Heiles willen in der rinnenden Stunde aufgedeckt haben mußte.

‚Es fügt sich,‘ hatte Adalbert von Jenstein im Vorzimmer der Königin seine Unterredung mit dem Grafen von Rosenberg begonnen, ‚daß ich mich Eurer Gegenwart, Herr Graf, erfreue, ohne Euch durch eine besondere Einladung in meine Nähe gerufen zu haben. Ich will also diese Stunde nicht

ungenützt vorübergehen lassen; denn sie möchte uns und anderen zum Schaden nicht zu uns zurückkommen.'

Der Erzbischof hielt, während er sprach, seine Augen auf den Boden geheftet und richtete seinen Blick, nur wenn er sich unterbrach, mit dem Ausdruck unerbittlichen Ernstes auf den Grafen. Dieser verharrte in ehrfürchtigem Schweigen, ohne auch in seinen Gedanken ein vorschnelles Urteil zu fassen, wohin der Primas mit seiner Rede zielen möchte.

‚Es wird Euch bekannt sein,' fuhr dieser fort, ‚daß unser König in diesen letzten Zeiten mehr denn jemals zum beklagenswerten Opfer seiner verhängnisvollen Leidenschaften geworden ist, so daß denn das Leben aller Guten, die seinem Wandel widerstreiten, nicht länger von einem irdischen Gesetz geschützt wird, sondern allein in der schützenden Hand Gottes steht. Da wir indessen nicht aufhören dürfen, zu hoffen, daß — durch die Kraft des entscheidenden Willens, die Gott dem Menschen gegeben hat, damit er ihn zur Verantwortung ziehen könne — unser König sich aus der Nacht seines Irrtums befreit, so müssen auch wir peinlicher denn zuvor mit dem eigenen Gewissen ins Gericht gehen; denn nur die lauterste Schuldlosigkeit vor Gottes und der Menschen Angesicht auf der Verfolgten Seite kann dem König die Kluft deutlich machen, die schon auf Erden zwischen Guten und Bösen besteht. Es wird Euch im besonderen bekannt sein, Herr Graf, daß der König meinen Vikar hart bedrängt, indem er, den unerhörten Frevel solcher Forderung nicht achtend, von ihm unter schrecklichen Drohungen verlangt, das Geheimnis der heiligen Beichte zu brechen.'

Der Erzbischof hielt einen Augenblick inne und sah glühenden, fast schwärmerischen Blickes zum Himmel.

‚Und wenn auch die Sünde blutrot wäre,' sagte er mit bebender Stimme, ‚so soll dennoch dem Sünder, der den Frieden sucht, im Beichtstuhl eine Stätte bereitet sein, die dem Wohnplatz der Seligkeit gleicht, wo mit der Vergebung auch Makel und Schande getilgt sind.'

‚Der König,' sprach nach kurzer Stille der Primas in seiner gewohnten, düsteren Strenge weiter, ‚wünscht von dem Vikar die Bekenntnisse der Königin zu hören, da er ihrer Keuschheit und ehelichen Treue mißtraut.'

‚Hochwürdiger Vater,' fuhr Heinrich entsetzt auf, ‚es ist unmöglich, dieser Frau, die mehr ein Engel als ein Weib ist, nicht zu glauben!'

‚Ihr seid ein warmer Fürsprecher, Herr Graf, und ich entnehme der Wärme Eures Anteils einige Hoffnung, daß Ihr bereit sein werdet, der Königin den Dienst zu erweisen, den ich im Begriff bin, von Euch zu fordern.'

Während Heinrich durch eine lebhafte Gebärde zu verstehen gab, daß er Leib und Leben, vielleicht auch Ehre und Seligkeit für die geliebte Königin in die Schanze schlagen werde, bedeutete ihn der Erzbischof nicht

ohne Ungeduld, daß er warten müsse, was man von ihm verlange, daß er sich aber nicht laut und voreilig zum Märtyrer und Helden machen solle. Dazu drängte es ihn, von nichts anderem als von seiner Bewegung unterbrochen, in seiner Rede fortfahren zu können, und wenn immer er, indem er sprach, des Vikars gedachte, wandelte sich die Schärfe seines Tons in unendliche Milde; sein unnahbares Gesicht nahm den Ausdruck rührender Innigkeit an, und leise Seufzer begleiteten kaum hörbar seine traurigen, sorgenvollen Worte: ‚Der Vikar befürchtet, daß der König ihm kein weiteres Mal gestatten werde, im Gehorsam gegen Gott und die heilige Kirche zu schweigen; er bereitet seine Seele auf den Eingang in die Ewigkeit vor und ist bei Nacht und Tage des vom König gedungenen Mörders gewärtig. Die Schrecken vor einem gewaltsamen Tode, die der menschlichen Natur ohne Wahl eigen sind, hat die Kraft seines Gebetes überwunden, und als ein treuer Hirte seiner Schafe gedenkt er in seinen enteilenden Lebensstunden nicht länger des eigenen Heils, sondern gedenkt seiner Beichtkinder, wo etwa eines in Gefahr der Seele sein könnte. Es gibt Gefahren, die der Sünder an ihrem Dunstkreis wittert, die aber dem Unschuldigen verborgen sind, bis sie eines Tages das vertrauende, unbewachte Herz schuldig gemacht haben.‘

Die Stirn des Erzbischofs verfinsterte sich, als er fortfuhr:

‚Ich, der ich niemals als Beichtvater die Gedanken der Königin erforscht habe, weiß nicht, ob schon ein Strahl der Erkenntnis des Guten und Bösen in ihrer Brust aufgegangen ist. Aus der Hand des Vikars habe ich nichts empfangen als die väterliche Sorge für ein spielendes Kind, das unbekümmert nach allen bunten und duftenden Blumen greift, das indessen diejenigen nicht zu unterscheiden vermag, die inwendig voller Gift und Schärfe sind. Herr Graf, lasset nicht die Stunde kommen, in der das Herz der jungen Königin sich von ihrem eklen Gatten abwendet, Euch aber, der Ihr ein edler, herrlicher Jüngling und dazu ihr täglicher Gespiele seid, in heißem Begehren entgegenschlägt; denn es ist Sünde!‘

Der Erzbischof schwieg und überließ den Grafen dem Ansturm seiner Gefühle, der ihn des Atems beraubte. Der Strahl der Erkenntnis, von dem der Kirchenfürst wenige Augenblicke zuvor gesprochen hatte, war in seine eigene Seele gefallen, und bevor er den Stachel der Sünde empfand, kostete er ihre Süßigkeit und gedachte Offneis nicht länger als der Gemahlin seines Herrn und Königs, sondern als eines lieblichen jungen Weibes, dessen Besitz süßer sein mußte als der Besitz der himmlischen Wonne.

Als der Erzbischof aufstand, erhob auch Heinrich sich von seinem Sessel, hielt aber das Haupt tief gesenkt und ließ durch keine äußere Bewegung erkennen, was in seinem Innern zu verlangendem Leben erwacht war. Gütig legte Adalbert von Jenstein seine Hand auf die Schulter des Ritters, indem er sagte:

Gebh. Fugel pinx.

Mit Genehmigung der Gesellschaft für christliche Kunst.

Christus vor dem hohen Rate.

‚Sie werden unsere Hauptstadt verlassen, lieber Graf, um der Unschuld einer knospenhaften Seele willen, und weil es des Königs Ehre gilt!‘

Bei diesen Worten sah Heinrich dem Primas ins Gesicht, erinnerte sich seiner Pflichten als Christ und als Edelmann und antwortete ohne Zögern:

‚Ich werde mir am morgenden Tage von des Königs Majestät eine Gesandtschaft an den französischen Hof erbitten.‘

Nachdem dieses Gespräch zwischen dem Erzbischof und dem Grafen von Rosenberg vollendet war, nahmen sie schweigend ihre Plätze wieder ein, und hing ein jeder dem ungleichen Zug seiner Gedanken nach, bis Offneis Hilferuf den gesponnenen Faden durchschnitt, und beide in großer Eile und Bestürzung das Zimmer der Königin betraten.

König Wenzel warf sich mit einem Fluche über das falsche Weibergeschlecht in den Armstuhl und glaubte unter seiner Derbheit das peinliche Gefühl zu verbergen, das ihn überkam, jetzt, als er sich bewußt war, daß er seine Hand gegen Offnei erhoben hatte.

Indessen ging der Erzbischof auf die zitternde Königin zu, hieß sie niedersitzen und sagte ernst:

‚Frau Königin, suchet Euch zu fassen! Diese Nacht erhitzt unser Blut in seltsam bedrohlicher Weise; sie wird vorüber gehen.‘

Der König fuhr bei solchen Worten auf und stierte den Primas mit flackernden Augen an.

‚Was weißt du von dieser Nacht, Erzbischof?‘ kam es ihm aus trockener Kehle; ‚diese Nacht ist allen anderen gleich.‘

‚So empfehle ich Eurer königlichen Majestät, sich zum Schlafen niederzulegen,‘ antwortete der Primas kalt und wandte sich von neuem zu Offnei, indem er ihr Ruhe und Fassung zusprach, wiewohl seine Augen fragend und nicht ohne Vorwurf auf ihr verweilten.

Der König, der nur die gesprochenen Worte zu hören verstand, nicht aber die richterliche Haltung wahrnahm, die der Primas auch dem Schicksal der Königin entgegensetzte, fühlte sich zugunsten seines Weibes verachtet und gehöhnt und bändigte die Unruhe seines Blutes durch gemeine Verstocktheit, durch den unedlen Trotz eines niedrigen Verbrechers, bis er den traurigen Sieg über seine Natur errungen hatte, daß er an seinem eignen, noch unvollendeten Frevel zu lästern vermochte.

Heinrich aber, der die geliebte Königin zum ersten Male ansah, ihrer zu begehren, begriff die Gerechtigkeit der Forderung des Erzbischofs; aber er begriff auch ihre Härte. Fremde Gedanken und neue, süße Gefühle verwirrten schon in dieser ersten Stunde, da er sich der Unschuld beraubt sah, die Klarheit seines Wesens, und mit glühender Wißbegierde begann er den Gesprächen nachzudenken, die Offnei mit dem Vikar geführt haben mochte.

Mischte sich sein Name ohne ihr Wissen und Wollen in ihre Bekenntnisse? Sprach sie von ihm, wenn immer sie einer Freude, einer Hoffnung, einer Sehnsucht gedachte? Und er? Würde er mit sanftem Werben Macht genug besitzen, die verborgene Neigung des Herzens zur beschämten Verwirrung, zur offenen Leidenschaft anzufachen?

O er wußte: Wenn er von nun an in Offneis Nähe verblieb, seine sehnsüchtigen Gedanken gestatteten ihm länger keine Ruhe und Reinheit! Jedes Wort, das er sprechen, jedes Lied, das er singen würde, könnte nur auf ungleiche Weise den immer gleichen Sehnsuchtsruf seines Herzens ausdrücken: ‚Offnei, Offnei, wach auf!‘ Aber indem er ihres Erwachens gedachte, legte sich die Leidenschaft wie dunkle Nacht vor seine Augen.

‚Auch Sie, Herr Graf, sollten sich einen Platz in unserem Kreise suchen!‘ redete ihn der Erzbischof eindringlich an. Er erriet die Verwirrung der Gefühle in Heinrichs Brust und wollte seiner Jugend zu Hilfe kommen.

Heinrich errötete, folgte der Weisung, und indem sein Blick den König traf, empfand er mit Entsetzen, auf wie leisen Sohlen der Mensch den verhängnisvollen Schritt vom Guten zum Bösen vollzieht, empfand, daß es keines grauenhaften Entschlusses, keiner trotzigen Wahl bedarf, um sich eines Tages aus der Gemeinschaft der Reinen gestoßen zu sehen und das Brandmal der Todsünde auf seiner Stirn zu tragen.

Indessen erschien der Kanzler im Rahmen der Tür, die er leise hinter sich ins Schloß zog; seine schmächtige, geneigte Gestalt schien eifriger als gewöhnlich den Erdboden mit dem Blick zu suchen; die schmalen Lippen hielt er fest aufeinander gepreßt, und der höhnische Zug darauf, den jedes Prager Kind fürchtete, war einer unwilligen Verbissenheit gewichen. Indem er näher trat, erschien es deutlich, daß er seinem königlichen Herrn eine Botschaft zu überbringen hatte, für die er nur einen Hörer — den König — wünschenswert erfand. Dieser, durch die Gegenwart des Primas zu frechem Trotz gereizt, sprang auf und rief dem Kanzler ermutigend entgegen:

‚Melde, mein Hinko, was immer Ersprießliches oder Bedrohliches in unserer Hauptstadt geschehen sein mag!‘

Der Kanzler sah Wenzel mit ungewohnter Aufrichtigkeit ins Gesicht und sagte: ‚Ich halte mich an die besonderen Befehle Eurer königlichen Majestät, indem ich für meinen Bericht eine geheime Audienz erbitte.‘

‚Melde!‘ schrie Wenzel, den die Zurückhaltung Hinkos wie eine Mißachtung erboste und um die letzte Scheu brachte, ‚ich befehle es! Ich bin der König!‘

Die starren Augen des Kanzlers schienen die leere Luft zu durchbohren, als er gleichförmigen Tones meldete:

‚Der Generalvikar, Doktor Johannes von Nepomuk, hat seinen letzten Lebenstag beschlossen.‘

Die weichmütige Königin brach unverzüglich in heiße Tränen aus. Heinrich erbebte bis ins Innerste, denn ein Gefühl überkam ihn, als sei er mitschuldig an dem Tode eines Gerechten. Aber auf dem Antlitz des Erzbischofs kämpften Schmerz und Zorn einen unheilverkündenden Kampf.

Der Kanzler wandte sein bleiches Gesicht dem König zu, sah ihn ernst und bittend an, als wolle er ihm zur Mahnung entgegenrufen: ‚König, halt ein! Es ist ein grauenvolles Ding, einen guten Menschen zu morden.‘

Aber König Wenzel wollte die seinem feigen Blute mit Mühe abgerungene Stunde des Übermutes bis zu ihrem schlimmen Ende auskosten und sagte spottend:

‚Erzähle, Kanzler, von dem Tode des geliebten Vikars!‘

Hinko machte eine Bewegung mit der Hand, die seinen Anteil an der Verhöhnung einer Bluttat abwehren sollte, deren Vollendung allein das Maß seiner eigenen Schlechtigkeit überstiegen hatte.

‚Der Vikar, der, vom Fasten und Beten geschwächt, nur schwer auf den Füßen zu stehen vermochte,‘ erzählte Hinko, ‚verlangte nach einer Stärkung auf den Weg; ich befahl, ihm Brot und Wein zu reichen, worauf er die Hände faltete, die Augen zum Himmel aufhob, und, der Feier des Tagesheiligen gedenkend, sprach er St. Benedikts Tischgebet: „Der König der ewigen Herrlichkeit schenke uns Teil am himmlischen Mahle.“ Danach nahm er von beidem, brach das Brot und trank den Wein und schritt von dannen.‘

Der Kanzler, der seine Rede nur mühsam hervorgestoßen hatte, fühlte sich, als er des letzten Ganges gedachte, vollends von aller Kraft verlassen. Er setzte sich, ächzte wie ein Kranker und suchte vergeblich nach Worten, in seiner Rede fortzufahren.

Aber schon hatte sich der Erzbischof von seinem Sitz erhoben und die Trauer um den Toten weit von sich getan. Hoch aufgerichtet stand er da wie ein Prophet des alten Bundes. Aus seinen Augen sprühten Blitze, und die Röte des Zornes bedeckte ihm Stirn und Wangen. Dem König aber erstarb der Hohn auf den Lippen. Er fühlte sich mit Grauen wiederum der Verfolgung preisgegeben, in die seine unglückliche Seele durch die Taten seiner Leidenschaft getrieben wurde.

‚Wehe dir, König von Böhmenland,‘ fing der Primas mit drohender Gebärde zu reden an, ‚wenn die erste Sonne über deinem Frevel aufgeht! Ich werde die Kerzen im Dome deiner Stadt verlöschen und dich ausstoßen aus dem Kreise menschlicher Gemeinschaft und göttlicher Gnade. Dich und dein Land will ich verfluchen in Speise und Trank, Saat und Ernte, Weg und Markt, Rede und Schrift, Leben und Sterben. Da wird kein Toter, soweit die böhmische Zunge spricht, in geweihter Erde begraben werden; da wird nicht Mann und Weib, die es begehren, durch Priesterspruch zur Ehe

verbunden werden; da wird der jammernde Säugling ungetauft vom Schoß der Mutter in den Schoß der Erde fahren. Wenn sie aber vor mich kommen mit ihren Klagen und hungriger sind nach dem Segen meiner Hände denn nach einem Bissen Brot, so will ich ihnen antworten: Euer König hat einen Heiligen gemordet!'

‚Du lügst!' schrie Wenzel auf, als habe ihn der Biß einer Schlange getroffen. ‚Ich habe einen Untertan gezüchtigt; dieser widerspenstige Vikar hat in seiner Bosheit die Rache aus meiner Brust und sich selbst auf den steifen Nacken gerissen.' Der König lachte grell auf: ‚Ein Heiliger!' Dann, als er der Unterredungen mit dem Vikar gedachte, irrten seine Augen unstät vom Primas zu Offnei, von Offnei zum Kanzler hin und her. ‚Wäre er nur in Wahrheit ein Christ gewesen, er hätte mich nicht bei Nacht und Tage wie ein Bettler vor sich stehen lassen. Habe ich nicht dem reichen Manne in der Hölle gleich nur einen Tropfen Wasser begehrt, meine brennende Zunge zu kühlen? Warum hat er mir nicht den Trank gereicht, nach dem ich verschmachtete? Warum hat er mir nicht aus Erbarmen geantwortet: König, habe Frieden, dein Weib ist treu; solches sind ihre Bekenntnisse! War er nicht der einzige lebende Mensch, der die Wahrheit in seiner Brust verschloß? Aber mit doppelzüngiger Rede, daß er die Geheimnisse seiner Beichtkinder bewahren müsse, und mit der Fratze eines Märtyrers hat er mich grinsend meiner Qual überlassen. Was Wunder, daß ich ihn zerfleischt habe!'

Der Erzbischof verharrte in düsterem Schweigen, Hinko Kluk hielt das Haupt gesenkt, Heinrich aber konnte den Blick nicht von Offnei wenden, deren Tränenstrom versiegt war, und die nun mit wogender Brust, mit leuchtenden Augen und weiß wie Schnee im fahlen Schein der Lampe stand.

Während es also still geworden war auf dem Hradschin, brandeten immer deutlicher vernehmbar die Wogen eines vielstimmigen Brausens an die breiten Mauern des thronenden Palastes. Von den Ufern der Moldau schwangen die Töne sich auf, verstärkten sich in den Straßen der Kleinseite, zogen siegreich durch die gesperrten Tore und die verhängten Fenster in das Schloß ein und breiteten sich im Zimmer der Königin Gehör erheischend aus. Da klang es wie der brünstige Gesang von Litaneien, es klang wie Jauchzen und Flehen, wie Empörung und Rachegeschrei in wildem Gemenge, daraus sich endlich aus tausend Kehlen zugleich ein einziger, sehnsüchtig gewaltiger Hilferuf heraushob: ‚Bitte für uns! Bitte für uns!'

‚Was geht vor?' fragte der Erzbischof, indem er König und Kanzler mit finstern Blicken ansah.

‚Als die Moldau den Körper des Vikars empfangen hatte,' erzählte Hinko Kluk mit leiser Stimme, ‚begannen ihre Wogen von Zoll zu Zoll zu fallen und legten bereits an den Ufern das Flußbett frei.'

‚Mach mich nicht wahnsinnig, Kanzler!‘ schrie Wenzel, stürzte an das Fenster und riß mit eigener Hand die Vorhänge herunter, daß die Fetzen zu beiden Seiten flogen. Er lehnte sich weit hinaus, prallte aber im selben Augenblick entsetzt zurück. König Wenzel war kein Held, der sich unterfängt, mit Göttern zu streiten und gegen sie anzuläſtern. Wenn der himmlische König seine Majestät offenbarte, fiel sein Königtum wie ein loser Mantel von ihm ab, war er der Wurm im Staube, die zitternde Kreatur, der vor der Sprache ihres Herrn und Meisters graut.

Auf dem schmalen Wasserstreifen, der in der Mitte des Flusses zurückgeblieben war, lagerten, soweit das Auge sehen konnte, himmlische Lichter in Form von Feuerflammen und erleuchteten den Fluß und seine Ufer.

Unterhalb der Karlsbrücke hatten die Wellen bereits sorgsam und zärtlich den heiligen Leichnam, den fünf Sterne umkränzten, in den frischen Sand gelegt, in ihr eigenes Bett, daß sie verlassen mußten, um ein so kostbares Kleinod wohl zu bergen. Da drängte sich denn die Menge des Volkes, das Wunder zu schauen, und ein jeder seinen Teil davon zu empfangen. Die Kreuzherren mit dem roten Herzen, unter deren Fenstern der Heilige gestorben und verklärt war, bildeten eine schützende Mauer um den Toten und wehrten, soweit sie es vermochten, den anstürmenden Menschenmassen, die sich nicht immer damit begnügen wollten, die Fingerspitzen an den Saum seines Kleides zu legen, sondern ein Stück davon begehrten, um das dann der Streit mit einer Heftigkeit losbrach, als gälte es das väterliche Erbteil. Dazwischen erklangen Klagelieder um den Tod des Verklärten, Jubellieder des großen Zeichens halber, das an ihm vom Himmel geschehen war, Bittgesänge und Hilferufe, daß der neue Heilige seinen einstigen Mitbürgern gnädig sein möchte vor dem Throne Gottes, wo er jetzt in seiner Glorie stand. Da war kein Haus in der großen Stadt Prag, das sich nicht von seinen Bewohnern verlassen sah. Wer nicht durch Krankheit oder Hilflosigkeit an sein Bett gefesselt war, der drängte an das Ufer der Moldau und tauchte seine Hände in den heiligen Fluß und brachte seine Klagen vor den geöffneten Himmel und betete an.

Die Wachtposten spotteten indessen auf dem Hradschin über die Befehle des Königs, nach denen sie mit Piken und Pfeilen und ohne Gnade alle vorwitzigen Botschafter empfangen sollten, die etwa in dieser Nacht mit wichtigen Zeitungen aus der Stadt ins Schloß und aus dem Schloß in die Stadt kommen möchten. Da war aber kein Kundschafter ausgegangen, noch hatte einer Einlaß begehrt, und doch konnte im wohl verwahrten Königspalast ein jeder von den großen Dingen erzählen, die auf der Karlsbrücke geschehen waren, konnte erzählen, daß König Wenzel den heiligen Nepomuk habe ertränken lassen, daß dieser aber Kranke heile und Tote auferwecke.

Tief in sich zusammen gesunken, wie ein Geschlagener und Besiegter saß der Heiligenmörder da, hin und wieder einen scheuen Blick auf den Erzbischof wagend und entschlossen, welche Buße auch immer der empörte Primas verlangen würde, sie zu tun und den Verwalter der göttlichen Vergebung zu versöhnen. Wie er denn aber in seiner Reue nicht größer war als in seinem Übermut, suchte er heimlich in seinem Innern nach Mitschuldigen, denen er von der Unruhe seines Gewissens mitteilen könnte, um in dem Anblick fremden Schuldbewußtseins das eigene minder drückend zu empfinden. Sein unsicherer Blick fiel auf die Königin, auf sie, die er, wie er sich sofort bewies, doch billig der wahren Schuld und Ursache an dem Tode dieses schmächtigen Vikars anklagen konnte, der sich da unversehenerweise als ein Heiliger offenbart hatte. Und diese Königin wagte es, angesichts eines so schrecklichen Geschehnisses, das ihn selbst seiner Königs- und Menschenwürde durchaus beraubte, mit einer Schönheit und einem Stolz auf ihrem jungen Antlitz dazustehen, wie er beides am Tage ihrer Hochzeit oder ihres Einzuges in Prag vergeblich bei ihr gesucht hatte. Eine Blutwelle ehrlicher Empörung stieg aus seinem Herzen bis in seine verwirrten Gedanken und ließ ihn aufspringen und Offnei entgegenrufen:

‚In die Knie mit dir, du gleißnerische Dirne; das Blut dieses Menschen komme über dich!‘

Während sich aller Augen auf die Königin richteten, teils im Entsetzen über des Königs ungerechte Anklage, teils im Mitleid mit Offneis unschuldiger Jugend, geschah das Unerwartete. Der stolze, freudige Ausdruck auf ihrem Gesicht, den der Überschwang eines großen Entschlusses darauf ausgebreitet hatte, verwandelte sich in den Ausdruck schmerzlicher Leiden, die ihr aber dennoch, als sie sich mit gefalteten Händen in die Knie warf, die Hoheit nicht raubten. Sie sah zum Himmel auf, und niemand wußte, ob sie den König, den Erzbischof oder aber den triumphierenden Heiligen anrede, als sie inbrünstig sagte:

‚Ja, Herr, ich will bekennen!‘

Es folgte ein Augenblick atemloser Stille, in dem der König Qual und Befreiung zugleich empfand, der Primas bereits seine Gedanken auf ein strenges Urteil zusammenfaßte, der Kanzler aber, des gemordeten Heiligen gern vergessend, sich erleichtert der angenehmen Aussicht eines zerstreuenden Abenteuers überließ, und nur Heinrich mit leidenschaftlichem Anteil seiner Seele wußte, was Offnei einzig beichten würde.

Als ruhten, dem ewigen Lichte gleich, die stillen Augen des Vikars auf ihr, so hatte sich Offnei in tiefer Demut gefragt, um welcher verborgenen Schuld willen sie selbst die Ursache zu dem Tode eines Heiligen werden mußte, warum der gütige, friedenverkündende Mund des Vikars den König

ungetröstet von sich gelassen hatte. Warum hatte er nicht sprechen können, wie Wenzel es so heiß begehrte: ‚König, habe Frieden, dein Weib ist treu?‘ Und Offnei gedachte ihrer letzten Beichte, da sie nur seufzen und klagen konnte, und da der Vikar die Angst ihres Herzens besser verstanden hatte als sie selbst; denn er erkannte sie nicht des Trostes, wohl aber der Fürbitte für bedürftig. Da war Offneis suchender Blick auf den Grafen von Rosenberg gefallen, auf den lange Geliebten und niemals Erkannten. Was aber der gleichmäßige Wechsel vieler Tage und Wochen nicht vermocht hatte, das trieb die große Not dieser Stunde mit süßer und schrecklicher Deutlichkeit vor ihre Seele. Sie schloß die Augen und fühlte sich dem Zwang der Wirklichkeit ganz entrückt, fühlte nur Heinrichs Nähe, und der erste Traum von Liebe ließ seinen Arm um ihren Nacken legen und sein geliebtes Antlitz sich auf ihre zuckenden Lippen niederbeugen.

Als sie die Augen wieder öffnete und ihres Gatten ansichtig wurde, drohte eine große Verwirrung sich ihrer zu bemächtigen. Das Grauen vor dem Könige hatte erst jetzt, nachdem ihr Herz von Liebe wußte, seinen ganzen Schrecken empfangen; aber die Erinnerung an das gebrochene Treue-Gelübde, an den getöteten Vikar, an die sich also häufende Schuld nahm solchen Empfindungen die Herrschaft über sie. Auch den Schauern der Reue und den Stürmen des Gewissens gab sie in diesem Augenblick keinen Raum in ihrem Herzen; nur ein Gebet um Kraft, die Schuld, die der Vikar in ihrer Seele gefunden hatte, ihm und dem König, und wer sonst ihr Richter sein durfte, freimütig zu bekennen, stieg aus der Tiefe ihres Gemütes zu Gott auf und zerteilte die widerstreitenden Gedanken, so daß sie die Forderung dieser Stunde klar erkannte und ihren Entschluß reif machte, sie zu erfüllen.

Hingegeben an die Größe des Augenblicks warf sie sich in die Knie.

Bei den ersten Worten ihres Bekenntnisses senkte sie das Haupt und errötete tief; denn die Scham kam über sie, ihr Inneres vor Männern zu enthüllen. Aber die Gegenwart des Heiligen, die sie zu spüren vermeinte, gab ihr Mut und Fassung.

‚Ich habe in Wahrheit meinem Herrn und König die gelobte Treue gebrochen,‘ sagte sie leise, ‚denn ich habe mein Herz von meinem angetrauten Gatten auf ewig abgewendet,‘ — Wenzel indessen keuchte wie ein verwundetes Tier, hielt sich aber mit krampfhaftem Griff an seinem Sessel fest, — ‚und ich habe meine Liebe und meine ganze Seele dem Grafen Heinrich von Rosenberg geschenkt,‘ vollendete Offnei.

‚Und deinen Leib,‘ zischte Wenzel in sinnloser Roheit.

Offnei blieb unbeweglich; der widre Atem ihres Gatten hatte sie nicht berührt.

Erzbischof Adalbert aber, der Strenge, Richtende, ging tief ergriffen auf die knieende Königin zu, faßte sie bei der Hand und sagte milde: ‚Steh auf, mein Kind, ich verkünde dir die Gnade Gottes!‘

Wenzel erbebte und schäumte in seinem Innern gegen den Primas, der ihm die gerechte Rache aus der Hand reißen wollte; aber der Schrei nach Blut, nach Mord und Verwüstung, mit dem er sich zu jeder anderen Stunde auf die Königin und ihre Beschützer gestürzt haben würde, erstickte in seiner Brust unter der Last der frevelhaften Bluttat, mit der er sich in der rollenden Stunde befleckt hatte, und die ungesühnt auf seiner Seele lastete und seinen Willen lähmte.

Während er so in Ohnmacht, Gewissensangst und Empörung verharrte und weder die Kraft zur Buße um den geopferten Heiligen fand, noch auch die Kraft, als Gatte und König über Offnei und den Grafen Gericht zu halten, kam ihm die Überlegenheit des Erzbischofs zu Hilfe, mit welcher er ihm Rechte entzog und Pflichten zuwies und ihn stark genug machte, sich hier zu unterwerfen und da zu handeln.

‚Ich erbitte,‘ begann der Primas mit einer Hoheit, die seine Worte einem Befehl mehr als einer Bitte gleich machten, ‚von Eurer königlichen Majestät Macht und Befugnis, die irrende Seele der Königin gerecht zu richten und ihr ein sanfter Führer zur Buße und Heiligung werden zu dürfen. Sie wird bei den frommen Cistercienserinnen zu Frauental eine Freistatt finden. Was Eure königliche Majestät über den Grafen von Rosenberg verhängen, kann ich nicht mit priesterlicher Milde aufhalten, so sehr ich seine Jugend und seine hochherzige Gesinnung Eurer Gnade empfehle; aber er ist ein Mann, und die Königin hat sich zu ihm bekannt.‘

Diese Worte gaben König Wenzel die verlorene Würde zurück. Er stand auf, und indem er, noch vor Bewegung zitternd, sprach, konnte ihm selbst der Primas einen geringen Anteil des Herzens nicht versagen.

‚Daß gerade du, Heinrich, mein Vertrauen mißbraucht hast,‘ begann er, während der Graf knieend und auf den Tod gefaßt, sein Urteil erwartete; ‚dich habe ich ihr zum Gespielen gegeben, weil ich geschworen hätte, daß kein Falsch in deiner Seele ist.‘

Der König unterbrach sich; sein Atem ging schwer, denn er fühlte, daß er aus dieser unseligen Nacht als Bettler an Glauben und Liebe und allem Werte des Daseins hervorgehen würde. Aber er überwand die aufsteigende Sehnsucht, das Recht der Gnade an diesem schönen Jüngling zu üben, und stärkte seinen Willen, zu strafen, indem er sich vorhielt, daß eben diese Schönheit und Vollendung seine eigene Ungestalt überstrahlt hatte.

Mit finsterer Miene fuhr er fort: ‚Da Ihr einen jüngeren Bruder hinterlaßt, so verbleiben die Rosenbergschen Güter nicht ohne Erben. Ich

befehle Euch, mit dem Mantel meines Kammerdieners bekleidet und mit verhülltem Gesicht, in Eile durch die Mitte der aufgestellten Posten aus den Toren des Hradschin zu entweichen, Euch durch ihren Anruf nicht halten zu lassen und Euren Namen durch kein Wort oder Zeichen zu erkennen zu geben. Tretet ab!'

Der König setzte sich; Heinrich aber stand auf, nahm Urlaub von dem König und der Königin, von dem Kanzler und dem Primas, tauschte mit Offnei den einzigen, unbeschreiblichen Blick ewiger Liebe und ewiger Trennung und schritt eilends hinaus.

Von den Ufern der Moldau her ertönte unaufhörlich der Gesang einer flehenden und mit Erfüllung gesegneten Menschenmenge und verschlang das leise Geräusch der sausenden Pfeile, die den nächtlichen Kundschafter umschwirrten, der da im Dunkel des Himmels und unter einem verbergenden Mantel aus dem Palast entkommen wollte. Ein spitzer Pfeil durchbohrte dem Tollkühnen die Schläfe, worauf er seufzend zusammenbrach. Der tapfere Schütze aber, der im Dienste des Königs den Bogen gespannt und, seines Zieles sicher, losgedrückt hatte, ging lachend auf den gefallenen Vorwitzigen zu, um ihm die Kappe aus dem bleichen Gesicht zu ziehen, ob er nicht etwa den vermummten Boten und sein Geheimnis erkenne. Da traf ihn der brechende Blick des Grafen von Rosenberg, und fast hätte er im Entsetzen, einen Günstling des Hofes und Großen des Reiches getötet zu haben, den Sterbenden mit seinem letzten Wunsche allein gelassen. Dieser aber bedeutete ihm, sein Ohr zu ihm niederzuneigen, damit seine klanglosen Worte das Verständnis des Lebenden erreichten.

‚Melde es dem König!' hörte der Schütze, worauf der Graf Augen und Lippen schloß und das Haupt im Tode neigte.

Der Wachtposten, gewöhnt, seinen Oberen zu gehorchen, ohne die seltsamen Schicksale verstehen zu wollen, die die Edelgeborenen um Ehre und Ritterschaft willen einander bereiten, stieg unverzüglich zum Schlosse hinauf, das schweigsam und fluchbeladen in der Finsternis da lag, und meldete dem König von dem Tode des Grafen, wie er selbst, seiner anbefohlenen Pflicht gehorchend, den unerkannten Flüchtling erschossen habe. Während der König diese Meldung ohne Verwunderung oder Anteil entgegennahm, verlor Offnei die Herrschaft über ihre Sinne und sank lautlos dem Erzbischof in die väterlichen Arme.

Wesen, Wollen und Wirken der Frau.

Von

Elise Hasse.

Die Emanzipation der Menschenseele vom Naturleben durch Emporhebung ihrer Ziele in ein Bereich, wo Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit herrschen, hat im 19. Jahrhundert viel Gutes, aber auch große Irrtümer gezeitigt. An der einseitigen Wertschätzung idealer Forderungen entzündete sich eine gewisse Feindseligkeit gegen diejenigen Tatsachen des wirklichen und natürlichen Lebens, die sich der ausgleichenden Gerechtigkeit nicht fügen wollten. Mit einer solchen Tatsachenfeindschaft hat sich vor anderen eine Anzahl jener Frauen belastet, welche für die Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes mit dem männlichen in den Kampf gingen. Die Achtung vor der Vergangenheit und Gegenwart des Frauenwesens wird ausgeschaltet; über die historischen Schicksale der Frau werden Trauerschleier gebreitet; grundstürzende Umwandlungen werden herbeigewünscht: Das Menschentum in der Frau soll zunehmen und mit ihm Talente und Schöpferkraft, abnehmen aber soll die geschlechtliche Eigenart des Weibes. Auf männliche Entwicklungsbahnen will man Frauenkraft hinüberleiten, nach dem Muster männlicher Leistungsfähigkeit soll sie umgebildet werden.

In den ersten Kampfeszeiten der Frauenbewegung, als so manche die natürlichen Hemmungen, welche die Geschlechtsbestimmung uns auferlegt, zu überwinden trachtete, als viele in schmerzlicher Sehnsucht darauf harrten, die geistige Schöpfernatur des Weibes endlich entbunden und zu machtvoller Größe sich entwickeln zu sehen, da wuchs ein fast unbegrenzter Optimismus empor. Bildung, Schulung, Übung, so hoffte man, würde große und immer größere Leistungen nach sich ziehen. Was nach bisheriger Schätzung den höchsten Wert des Menschen ausmacht: vom Genius geküßt, ein Schaffender zu sein und der Welt des Geistes Neuland zu entdecken, — das würde die Frau nun auch erreichen. Und so haben wir denn, in einseitiger Überschätzung der männlichen Schöpfertaten, unsere zarten Gestalten zu recken und zu strecken versucht, um an den männlichen Maßstäben emporzuwachsen. Wir schämten uns, im wesentlichen Empfangende zu sein. Die genialsten Gedanken vermögen wir nachzudenken, die höchste Eingebung zu verstehen — und sollten ewig

der Natur uns beugen, die die Arbeit verteilt hat und uns zwingen will, immer nur zu empfangen, zu entfalten und mit Blut und Liebe zu nähren, was wir empfangen haben?

Unter solcherlei Gedanken sind die Frauen der Übergangszeit ungerecht gegen sich geworden, maßlos in den Forderungen an ihre Kraft, bis der Besinnungsgedanke auftaucht: Ist's nicht Torheit, den Wert und die Kulturarbeit der Frau mit den am Maßstab der Mannesgröße gewonnenen Normen zu vergleichen und *zu geringe* zu befinden? Mit großem Ernst wird nun die Frage gestellt: Wo ist das Unsterbliche, Einzigartige, was *wir* zu geben haben?

Durch diese Frage ist der *Drang nach Selbsterforschung* in der Frauenwelt erweckt worden. Man will die Grundelemente und Gesetze seines Wesens kennen lernen, das geheime Wirken aller bildenden, bewegenden und retardierenden Kräfte bloßlegen, um mit Sicherheit zu wissen: Dies ist unser Wert, jenes sind unsere Möglichkeiten und Ziele. Bejahend und kritisch zugleich wendet man sich zur eigenen Wesensart zurück; Vernunft und Erfahrung beweisen, daß es unmöglich ist, über den geschichtlichen Wesenscharakter und den Naturberuf der Frau nichtachtend hinwegzuschreiten. Es bleibt bei der unabänderlichen Tatsache, daß die Vorgänge der Fortpflanzung, welche die Frau ganz anders in Anspruch nehmen als den Mann und viel dauernder, tiefer, geheimnisvoller erregen, die Gestaltung ihrer Wesensart aufs stärkste beeinflussen, und daß der weibliche Körper Mehrarbeiten zu leisten hat, die mit ihrem noch unberechneten Kräfteverbrauch der Gehirn- und Muskeltätigkeit Spannkraft entziehen. Die geringere Schöpferkraft des Weibes ist nicht zuvörderst auf Unterdrückung und Entrechtung, auf Entwicklungsrückstände oder auf einen Mangel an Begabung zurückzuführen, die Ursache liegt tiefer: es ist die *Geschlechtsbestimmung*, welche ihr Vorzugsrecht auf allen Gebieten weiblichen Lebens und Strebens geltend macht und den Kräfteverbrauch auch nach der geistigen Seite hin regelt. Für jeden Versuch, die größte Lebensintensität jenseits der Frauenkraft zu finden, rächt sich unsere Natur mit passivem Widerstand oder mit Entartung. So wird die Frau selbst bei hohem Können an ihre *Gebundenheit* erinnert und dazu gedrängt, den Engel der Vorsicht und einer tiefen Gewissenhaftigkeit über ihrem Leben und Arbeiten walten zu lassen, damit das kommende Geschlecht nicht geschädigt werde.

Mit den Gefühlen falscher Scham, falschen Stolzes und Ehrgeizes hat man gegenwärtig auch das Bestreben von sich abgetan, jene Naturgebundenheit überwinden zu wollen. Freilich mögen wir nicht Rückwärtsgläubige werden, nicht Lobredner von Naturzuständen; denn wenn *ein* Wille in uns ganz fest ist, so ist es der, vorwärts zu kommen. Die Kraft zur Erfüllung erweiterter Kulturaufgaben kann jedoch nur aus unserer Naturanlage hervorsprudeln. Wir wissen von einer tiefsinnigen, aus griechischer Naturfrömmigkeit herstammenden Sitte: der Anbetung heiliger Quellen. Mit Blumen und Kränzen begab man sich von Zeit zu Zeit hinein in die dunklen Grotten, wo lebendige Quellen rauschten; auch wir haben Ursache, mit Blumen und Kränzen die Quellen in

Natur und Geschichte zu schmücken, aus denen unser Wesen geflossen ist und sich herausentwickelt hat. Aus der Naturwesenheit strömen immer noch die tiefsten Erlebnisse und der wahre Wert des Menschen, sie allein wird immer wieder wirklich, sie ist das Dauernde im Wechsel und schickt den Menschen hinaus auf das Abenteuer seiner Bestimmung.

Soll und Haben des Frauenwesens.

Dem Gebundensein an ihr körperliches Leben verdankt die Frau ihre eigenartige geistige Physiognomie, selbst dort, wo ihre Seelenkräfte sich von Druck und Herrschaft des Körpers völlig befreit haben.

Nur abstrakte Köpfe können darauf verfallen, ihr Menschentum vom Frauentum trennen und das erstere auf Kosten des letzteren entwickeln zu wollen. Denn sie ist ein unteilbares Ganze; fest in sich zusammengefaßt bildet ihr Wesen eine unzerreißbare Einheit: Körper und Seele, Wesen und Wille, Gesinnung und Werk können den Zusammenhang nie verleugnen. Dadurch vornehmlich unterscheidet sie sich von der Natur des Mannes, der, wie Lou Andreas-Salomé einmal treffend bemerkt, ‚die Fähigkeit zu gesondertem Kräftespiel besitzt'. Gegensätzliche Energien sind in ihm tätig, welche die Beweglichkeit des Innenlebens zwar erhöhen, aber einen harmonischen Ausgleich erschweren; jede Leidenschaft trotzt auf ihre Eigenkraft, und der Verstand grenzt Wesen und Wirken, Denken und Leben oftmals scharf voneinander ab; seltener besitzt der Mann das, was die gesonderten Kräfte und Fähigkeiten zu einer Einheit zusammenschmilzt: das große Gefühl mit seiner alles umschließenden und verbindenden Wärme, welches den Menschen über sich hinausführt.

Dieses Gefühl ist der Frau unmittelbar von der Natur verliehen in der Mütterlichkeit, jener wundervollen Kraft, die aus der Geschlechtsbestimmung hervorwächst wie die Rose aus dem Erdreich. Sie will von Grund aus verstanden sein, ehe Wesen, Wollen und Wirken der Frau enträtselt werden kann.

Die Mütterlichkeit — im weitesten Sinne genommen, als Mitempfinden von größter Ausdehnungskraft — gibt dem Weibe das Gefühl, daß die Wurzeln seines Wesens hinabreichen bis in die Tiefen der Natur. Es ist kein zufälliges Spiel der Phantasie, wenn Goethe-Faust die Mütter ‚im tiefsten, allertiefsten Grund' aufsucht und ihren geheimnisvollen Aufenthalt ins ‚Unbetretene, nicht zu Betretende' verlegt. Dort, mit ihrem Gefühl sich hineintastend in das Wesen der Dinge, in bilderreichem Schweigen, in träumendem Entrücktsein, verwandt und verbunden mit allem Seienden und Gewesenen und ‚umschwebt von Bildern aller Kreatur' erschaut der Dichtergenius die mütterlichen Seelen. Tief in ihr Wesen eingeschrieben steht das Wort: ‚Dies alles bist du!' Denn die Natur hat das Weib mit Leib und Seele nicht dem Ich, sondern dem anderen dienstbar gemacht: dem Kinde, der wartenden Zukunft, der Gattung, den Mitgeschöpfen; und nicht das Ichgefühl wird im Mittelpunkt mütterlicher Seelen stehen, sondern das Mitgefühl.

Es ist Wahrheit darin, wenn das Weib dem Meere verglichen wird; sein Wesen ist darauf angelegt, grenzenlos überzufließen in alle Dinge; und das hindert Frauen oft, fest zu sein und das Ich scharf und persönlich abzugrenzen. Wenn das Wort: ‚Schwachheit, dein Name ist Weib!‘ mit Bezug hierauf gebraucht wird, so steckt ein berechtigter Vorwurf darin, der zur Hälfte freilich die Natur trifft: die überfließende Weichheit kann uns schwach machen und feste Beschlüsse überfluten. Gerade den weiblichsten Naturen ist darum der Entwicklungsweg zur persönlichen Geschlossenheit vielfach verlegt und erschwert, und das eben nicht nur durch Verhältnisse, Sitten, Vorurteile, Erziehung, sondern durch die Natur selbst. Sie haben kein Verlangen nach Selbstabgrenzung. Denn mütterlich sein heißt Fremdheits-Schranken zwischen dem eigenen Leben und dem Leben der anderen aufheben. Das Vonsichwegstreben, Sichausbreitenwollen der Gefühle, worin das Ewig-weibliche und zugleich eigentümlich Religiöse der Frauennatur beruht, ist jedoch kein Verlust, sondern läßt die Persönlichkeit eine desto größere innere Fülle gewinnen: die tiefsten Frauennaturen erleben sich nicht als begrenzte, eher als unendliche Persönlichkeiten. Am tiefsten Punkt unseres Wesens hört eben die Beschränkung auf, und wir sagen nicht mehr ‚ich‘, nur noch ‚Gott‘.

Dante rührt an diese mystische Erfahrung der Frauenseele, wenn er im ‚Paradiso‘ schildert, wie in Beatricens herrlichem Auge sich alle Himmel und Weltkreise spiegeln samt dem blendenden Lichtquell, von welchem aus die göttliche Liebe in alle Weiten strömt. Die mütterliche Seele fühlt ihr Leben tief eingebettet im Alleben, sobald sie als Einzelwesen nichts mehr will, nichts zurückbehält von dem, was sie in sich trägt, und durch Entselbstung, losgelöst vom Ich, zur Reinheit und Liebe emporgelangt. Mütterliches Lieben vergeistigt. Sind die Gedanken rein, die Liebe ausbreitungsmächtig genug, dann fühlt sich der Geist ahnend, schauend, von ewigen Wahrheiten durchdrungen: So ist die Frau für den Mann immer wieder eine Vermittlergestalt geworden, eine Verkörperung gottschauender Reinheit. Dante bezeichnet es als höchste Mission der Frau, ‚zwischen dem Mannesgeist und ewiger Wahrheit ein Licht zu entzünden.‘ Fr. Schlegel bekennt: ‚Ich weiß nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele lieben könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte.‘ Als ‚ein Symbol höheren Lebens‘ empfindet Carlyle die Marianaturen, und selbst Nietzsche will das Weib ‚rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, die noch nicht da ist‘. Alle Religionen schöpfen aus der Seelenwelt des Weibes; jede Liebeslehre ist eine Hymne auf ihr tiefstes Sein. Und von der geheiligten, auf den Altar erhöhten Mutter sind Ströme von Segen herabgeflossen. Denn Mütterlichkeit, zuerst Liebe zu dem, was sich als Nicht-Ich vom Ich losringt und mehr und mehr Liebe zum anderen, ist Altruismus in anfangs schlichtester und zuletzt erhabenster Form und muß als Quell aller menschlich-sittlichen Schönheit betrachtet werden.

Diese Auffassung der Weibesseele und ihrer mystischen Tiefen wird durch ein künstlerisches Zeugnis bestätigt, das wie eine Offenbarung wirkt: es steht geschrieben auf dem ersten Blatt des Radierungenzyklus ‚Eva und die Zukunft' von Klinger. Da ist eine Waldwiese im Paradiese, am Rande eines dunklen Wasserspiegels. Adam schläft unter einer mächtigen Eiche. Dicht am Weiher sitzt Eva im hohen Grase; die lockige Haarfülle wallt herab über Schultern, Brust und Hüften, und sie sperrt mit zwei Fingern der rechten Hand das dichte Gespinnst an ihrem kleinen Ohr auseinander, wie um besser zu hören, und macht mit der linken eine lauschende Gebärde, während sie, das Haupt leicht vorneigend, mit wachen Augen in die Ferne blickt. Sie hört die Stille sprechen und vernimmt ein leises Antworten tief drunten in der eignen Seele. Es ist, als lauschte sie auf die große Sinfonie der Natur, als ließe sie die Harmonien in sich einströmen und fühlte beseligt den Einklang ihres Wesens mit all dem Wunderbaren und Rätselhaften da draußen —: ‚Dies alles bist du!' — Aus diesem Sicheinfühlenwollen in die Dinge kommt die Teilnahme der Marianaturen, die an nichts und niemand gleichgültig vorübergehen kann, und auch die Neugier der Evanaturen. Am Bewußtsein der Abhängigkeit und des Zusammenhangs mit der Urkraft des Lebens nährt sich die Demut, das Vertrauen, die Heiterkeit.

Die Kunst hat die ewigen Leitmotive echten Frauentums von jeher mit feinem Gehör aufgefangen: Raffael gibt seinen Madonnen einen Blick, der, aus innersten Seelengründen hervorleuchtend, tiefstes Weltmitleiden und Weltverstehen spiegelt, einen Blick, der vom eignen Ich abschweifend und seherisch ins Weite dringend, ganz im Kinde lebt und in des göttlichen Kindes Zukunft. Lionardos Mona Lisa lächelt so wissend und rätselhaft, als kennte sie die Geheimnisse der Allmutter Natur. Michelangelos gewaltige Sybillen, seine ‚Nacht' und ‚Morgenröte' am Mediceergrab sind wie aus dem ‚Reich der Mütter' emporgestiegen, durchdrungen von heiligen Ahnungen und versunken in jenen Tiefsinn, der den letzten Gründen der Dinge nachforscht. Die englischen Präraffaeliten des 19. Jahrhunderts erschauen das Weib im Glanze einer mystisch-tragischen oder ätherischen Schönheit, geheimnisvoll leidend und Irdisches überwindend, und zaubern die ganze Empfindungsskala der Menschenseele: alles Dämonische und Zarte, Wollust und Wehmut, Sinnliches und Übersinnliches in die schöne Form hinein. Boecklin empfindet die Frauenseele als harmonisch zusammenklingend mit der Naturseele: Ihr Sein erweitert sich ihm zur Welt und wird herausperſonifiziert aus Wogenschaum und Quellgerieſel, aus heißem, zitterndem Mittagsdunst und dem Schweigen des Waldes; auch weiß er stille, feine Dinge von der Herzensgröße, von dem Sibyllenhaften der Frau zu sagen, wie in seiner ‚Meeresbrandung', wo der Blick und die merkwürdig gespannte Körperlinie etwas von jener Erhabenheit enthalten, womit ein Mensch dem wilden Lebensspiele zuschaut und seinem Toben dennoch Harmonien abzugewinnen weiß. Und so empfinden sich auch Frauen selbst. Olga Kobylanska, die russische Schriftstellerin, kämpft

mit einem gequälten und doch verzückten Herzen für die Baumriesen des Urwaldes gegen das kleine, gewinnsüchtige Menschenvolk. Elisabeth Gnauck-Kühne enthüllt in ihren Märchen die geheimnisvollen Verwandtschaften von Natur und Seele. Selma Lagerlöf schmilzt den Menschen mit der großen Natur zusammen und läßt doch Liebe, Mut und Freude stets über alle Elementargewalten siegen. Bettina von Arnim erzählt:

„Ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur; und so bot ich allem Trotz, was andere fürchten, und in der Nacht, in schauerlichen Wegen, im finsteren Gebüsch, da lockte es mich hin, da war's überall so heimlich, und nichts war zu fürchten.'

Weltumschließendes mütterliches Lieben bannt die Furcht.

Das Weib entartet dann und dort, wo der Nerv des Frauentums, die Mütterlichkeit, abgestorben ist. Ibsen erinnert daran in seinem Drama: ‚Wenn wir Toten erwachen'; wer in der Frau die Liebe tötet, mordet in ihr die Mutter, und ist sie dort kalt und starr geworden, wo ihre höchste Lebensglut flammen soll, dann breitet sich der Eiseshauch über ihr ganzes Wesen, und sie wird irr und entmenscht wie die arme Irene oder leichtsinnig und hohl wie Maja. Krankhaft wird dann auch das Naturgefühl, — die Sehnsucht nach dem Unermeßlichen, Unbekannten, Dämonischen verlockt und entnervt die Ellida-Naturen. (‚Die Frau vom Meere.')

In Kunst und Leben begegnen uns mänadenhafte Gestalten, jeder seelischen Fülle entbehrend, die wie spritzender Schaum auf bewegtem Meere sind, zu leichten Gewichts, um in irgend welche Tiefe einzutauchen. Da ist die Halbweltdame, die der grausame Schilderer erotischer Verkommenheit, der Malerradierer Felicien Rops, der niederen Natur überweist mit den Worten: ‚J'appelle un chat — un chat!' Da ist die verführerische Salondame mit ihrer schillernden Eleganz, schleppenden Grazie und Zierblumenhaftigkeit, mit der nervösen Unrast, Übersättigung, Selbstbewußtheit, mit ihrer Leere. Schwermut ohne wirkliches Leiden, Lässigkeit und Passivität, die doch hysterisch nach allerlei Reizungen verlangt, gesteigerte Erregbarkeit, die immer wieder in Apathie umschlägt, zerfahrenes Wollen, das nichts mit Entschiedenheit ergreifen kann, nervöse Angst vor Pflichten: das sind ihre Seelenzustände. Wesen vom Schlage der Hedda Gabler — Zerstörer und Schmarotzer — verschütten alle Quellen der Frauenkraft.

Frauenwesen und schöpferische Tätigkeit.

Wie auf die Mütterlichkeit sich jede Tugend der weiblichen Vollnatur zurückführen läßt, so auch jeder Vorzug und Mangel ihrer Begabung; sie allein erklärt das zugleich Unbegrenzte und Engumschränkte des Frauenlebens und -schaffens.

Der Grundwille der mütterlichen Seele heißt: Liebe verausgaben. Die Frau, welche mit allen Saiten ihres Wesens liebefähig geworden ist, darf

als die vollkommenste gelten. Auch ihre Arbeit, ihr künstlerisches Wirken sind ihr nur Formen, Liebe und ihr Selbst hinzugeben. Denn sie muß austeilen, hinwerfen, verschwenden dürfen, um etwas zu werden, um Lebensfülle zu haben. Sie will etwas liebend ergreifen, das sie vervollständigt; sie muß ihren Einfluß wirksam sehen, muß lebendige Wechselwirkung spüren; sie bedarf des Objekts, um ihrer selbst bewußt und froh zu werden. Darum ist ihr das Kind lieber als das Werk.

Adelheid Weber läßt in ihrem Roman ‚Sommer' die Ärztin sagen:

‚Was habe ich eigentlich errungen? Was bin ich? Eine Arbeitsbiene. Was habe ich vom Leben? Arbeit. Was weiß ich von der Welt? Krankheit und Tod. Was habe ich von den Menschen? Ich pflege ihren Körper; ihre Seele gehört anderen. Wer gehört mir? Die Kranken — arme, hilflose Tiere — sie gehen davon, wenn sie wieder Menschen geworden sind. Hätt' ich etwas, das mir allein gehörte; hätt' ich, was ich lieben könnte!'

Die Frau verlangt nach warmer Lebensnähe, nach Unmittelbarkeit des Gebens und Nehmens. Sonja Kowalewsky war nie so tief herabgestimmt, als wenn sie ein ersehntes Ziel erreicht, eine gesuchte Lösung gefunden hatte. Erfolge waren keine Erfüllungen für sie. Die leise Frage: Wozu und für wen? wird jede schaffende Frau beunruhigen. Sie hat das Bedürfnis, ihre Intelligenz zu betätigen im Zusammenhang mit dem Leben, wo es am verworrensten und trostlosesten ist; eine wissenschaftliche Säulenheilige mag sie nicht werden; was sie erwirbt und schafft, soll nicht in Bibliotheken verstauben. Frauen möchten mit der Wahrheit zugleich immer noch etwas anderes erlangen und geben: Hilfe. Darum ist Gelehrsamkeit als Selbstzweck ihre Sache nicht, und der Arbeitsegoismus widersteht ihnen. Die Frauenbewegung in Finnland hat die Erfahrung gemacht, daß im Postdienst und ähnlichen Ämtern angestellte Frauen diese Berufe häufig aufgaben, um Krankenpflegerin oder Kindergärtnerin zu werden. In einer Lebenslage oder Gefühlslage, die das Ichsagen von ihr verlangt, fühlt sich die echte Frau nicht wohl; wenn wir von unserm Blut und Geist sagen dürfen: ‚Für euch gegeben und vergossen,' so sind wir glücklich.

Auch das Kunstschaffen ist nicht das letzte Wort der Frauennatur. Dem Manne, wenn er die schaffende Tugend erlernt, ist das Werk alles; dem Weibe, welches die schenkende Tugend übt, ist das Werk nur ein Teil und das Wirken alles. Ihr Gewissen will noch anderen als künstlerischen Dingen Rechnung tragen. Bei aller Lust am Hervorbringen drängt ihr inneres schöpferisches Müssen zu anderen Werken und Taten als denen der plastischen Gestaltung, dem Greifbarmachen ihrer Innenwelt, daher bei der Frau die Konzentration aller Interessen auf das Werk eine Seltenheit ist; das Verhältnis zum Werk enthält nicht genug der ihrem eigensten Wesen unentbehrlichen lebendigen Beziehungen; es kann niemals ihr Gott werden, für den sie alles opfert. Restlos aufzugehen im Werk, mit Wünschen und Wollen nicht abzuschweifen, das vermag sie kaum. Sie verbindet immer einen Zweck mit

Gebhard Fugel pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Weinet nicht über mich!

Hoch Land

ihren Werken. L'art pour l'art, le travail pour le travail, das begreift sie nicht. Es ist so außerordentlich bezeichnend, daß eine Frau (George Sand) das Wort sprach: ‚L'art pour l'art est un vain mot; l'art pour le vrai, l'art pour le beau et le bon, voilà la religion que je cherche.'

Diese ‚Religion' liegt der schaffenden Frau sehr nahe, denn leistungsfähig in höherem Sinne wird sie nur durch einheitliches Zusammenwirken ihrer feinsten Vermögen, als entwickelte Persönlichkeit. ‚Das Genie der Frau beruht auf ihrer Persönlichkeit,' sagt Madame de Staël. Und wenn irgendwo, so muß es von der Frau gelten, daß die Persönlichkeit das Werk weit überragt; daher sie nicht nach ihren Taten, sondern nach ihrem Sein gemessen werden sollte. Wertvolles ist sie nur dann zu schaffen imstande, wenn sie selber groß und gut ist. Unteilbar wie sie ist, steht und fällt ihre geistige Leistungsfähigkeit mit ihrer sittlichen Kraft; daher auch das gesunkene Weib geistig unfruchtbarer ist als der Mann im gleichen Falle. Er kann, auch als moralischer Schwächling, als Sklave seiner Leidenschaften zu Zeiten Dinge aus sich herausholen und mit glühendem Leben erfüllen, die den Gewohnheiten seiner gröberen Natur direkt widersprechen. Aus dem dunklen Grunde seiner Seele taucht dann eine zweite Wirklichkeit auf, deren bestimmte Farben und feste Umrisse oft die volle Lebenswirklichkeit in Schatten stellen. Er ist vollkommen imstande, zweierlei Leben zu leben: ein alltägliches und eins in der Phantasie. Ja, die Phantasie verschlingt ihn mit Haut und Haar zuweilen. Ein männlicher Don Quijote ist eine ergötzliche Wahrheit, ein weiblicher wäre nicht denkbar.

Das Weib löst niemals die unmittelbaren und bewußten Beziehungen zur wirklichen Welt. Ihr romantischer Sinn zieht das Wunderbare ins Natürleben hinein als seine rechtmäßige Ergänzung, wobei sie die Fühlung mit der Wirklichkeit nicht verliert. Der Vereinsamung inmitten einer Phantasiewelt sucht sie zu entgehen. Das Fürsichsein des Schaffenden und des Erschaffenen, des Werks, widerstrebt eben der Frauennatur; ihr Sehnen geht auf das Imandernsein. Die steilste Höhe des Schaffenden erklimmt sie darum nie: das weltenfern Thronende, die ‚erhabene Gleichgültigkeit des Schönen' (Schelling) fehlt den Frauenwerken. Denn sie ermangelt dessen, was Nietzsche ‚die Fähigkeit artistischer Leidenschaft in der Hingebung an die Form' genannt hat. Ihre Eingebungen mögen denjenigen des männlichen Geistes gleichwertig sein; aber während der Mann noch im schöpferischen Selbstgenuß schwelgt, beginnt sie schon ihre allgemeinmenschlichen Verpflichtungen zu fühlen; das sittliche Wollen drängt sich vorschnell zwischen Anschauung und Tat, trübt und verwischt die Fülle der Gesichte und stört die Abgeschlossenheit des schöpferischen Rausches durch vorzeitige Blicke nach außen. Sie teilt ihren Liebeswillen zwischen Menschheit und Werk. Das Mitgefühl, die Empörung entreißen der Frau ihr Innerstes, der Kunsttrieb vermag es nur selten. Wo im Manne eine hochgradige intellektuelle Spannung nach der Auslösung durch schöpferische Tätigkeit verlangt, da will sie nur ihr überfließendes Herz erleichtern. Selten

wird sich daher ihrem Drange, alles hinauszuschenken, eine aufs Sachliche gerichtete künstlerische Begeisterung zugesellen, welche das Werk und seine Form über das spontane Bedürfnis der Hingabe stellt.

Männliche Kunst ist mit der schaumgeborenen Aphrodite zu vergleichen, die aus tobenden Elementen göttlich-schön aufsteigt; weibliche Kunst ist eine Pallas Athene, die, gewappnet aus dem Haupte des Schöpfers hervorgehend, sogleich kämpfen und belehren will.

Und ferner: für die Frau ist das Werk wie ein Kind, das nicht fraglos eine Schöpfung über sie hinaus bedeutet. Während der Mann in der Leidenschaft für das Werk über sich hinauswächst, bleibt sie im Schaffen immer das Weib. Gestalten, die ihr wesensfremd sind, vermag sie nicht zu erdichten (einen Richard III. vor uns hinzustellen würde einer Frau nicht gelingen); es ist merkwürdig: So vollkommen sie als Mutter und Helferin imstande ist, von ihrem Ich sich zu lösen, so wenig kommt sie als Schöpferin geistiger Werke von ihrer Wesensart los, und ihre höchste Leistung ist es, wenn sie sich auszuschöpfen, sich ihren tiefsten Gehalt zu versinnlichen vermag.

Das aber, so einfach es scheint, gelingt ihr selten. Denn Weibsein heißt ja nicht so sehr Ichsein als vielmehr — Allsein. Und der Weg vom dämmernden Träumen zur Klarheit ist weit für die Frau. Ihre Leidenschaft besitzt nicht jene hervorstoßende Kraft, wodurch die inneren Gebilde alsbald klar und gegenständlich vor das geistige Auge gestellt werden. Wenn das phantastische Spiel mit Bildern, Gedanken und Empfindungen den männlichen Geist entzündet, bis es glühend in ihm aufgährt und sein Bilden, Singen und Sagen mit eruptiver Gewalt hervorbricht, so sind dagegen die Gefühle der Frau oft schwer und sinken auf den Grund. Es beweist nichts dagegen, daß sie im gewöhnlichen Leben über eine größere Menge flüssiger Gedanken und Gefühle verfügt als der Mann; denn er ist im Vorteil, sobald die Inspiration alle verborgenen Quellen und Schleusen öffnet; das Schaffen unter dem Zwang einer blitzartigen Eingebung gerät besser als das Sichausschöpfen der Frau. In ihrem Innern ist oft nicht Bewegung, nicht Wellenspiel genug, um die Ufer brausend zu überfluten und tiefverborgene Schätze ans Tageslicht emporzuheben. Ihre Leidenschaft — verhalten, schwer sich losringend — ist nicht spielerisch genug. Fast könnte es scheinen, als ob ein gewisser Gleichmut gegenüber den Gebilden ihrer Innenwelt sie manchmal dazu verleitete, dieselben ihrer Passivität nicht zu entreißen; sie liebt das Verharren und läßt auch jene verharren. Und während der Mann ‚sehnsüchtigster Gewalt' alle Gestaltungen seines Innern ins Leben zieht, um sie sich sinnlich nahezubringen, während er aus dem Kernholz seines Wesens Pfeile schnitzt und sie versendet, kann die Frau in scheuer Betrachtung ihrer Innenwelt stehen bleiben. Nicht so sehr in Bildform als in Gefühlsform möchte sie den Feingehalt ihres Wesens ausgeben.

Es ist in der Tat so: Der innerste Gehalt der Frau bedarf des bildlichen Ausdrucks nicht. Sie ist zu fest verwachsen mit all ihren in-

timsten Regungen, um dieselben darstellen zu können. Die Bekenntnisliteratur der Frauen umschließt wohl ihr sinnlich faßbares Erleben, Sehnen, Wollen, — und schon hier wirken so manche Selbstentschleierungen unkeusch! — die unsichtbare Welt, die Märchenhintergründe ihrer Natur aber bleiben verborgen. Ihrem Gefühl fehlt die Sprache; es redet nicht, — es liebt. Man könnte sie das stumme Genie nennen. Denn das Tiefste, das Heiligste der Frauennatur will nicht flügge werden. Und es ist ihr auch kein Stoff, kein Gegenstand, keine Ausdrucksform fein genug; in der ganzen sichtbaren Welt findet sie kein Echo für ihren Liebesjubel. Hinter dem Ausgesprochenen steht immer das Unaussprechliche, und daß sie für dies Eigentliche, in einem viel tieferen Sinne ‚Wirkliche' nicht Farbe und Wort, Bild und Ton finden kann, das ist die ewige Qual für die schaffende Frau. Denn was sie bloß ahnt, was sie nur wie in einer großen Ferne erblickt, das ist ihr bestes, tiefstes, ihr Urleben. Tat twam asi!

‚Ich hab' wohl einen dunklen Begriff,' schreibt Bettina von Arnim, ‚warum ich nicht dichte; weil eben das Tiefe, was mich gewaltig ergreift, . . . etwas ist, was sich in der Empfindungswelt nicht legitimiert.'

Auch das regsame Umherschauen ihres Geistes ist ein Schaffenshindernis. Bang und entzückt steht sie vor der Fülle dessen, was sie fühlt und zur Anschauung bringen möchte. Ihre vielseitige Natur übersieht keine Seite des Lebens und erlauscht seine feinsten Schwingungen, weshalb auch der Frauenstil das bunte Farbenspiel, feine Übergänge, viele Halbtöne und Klangfülle liebt; — es soll keine Note fehlen. Nichts ist so gering und nebensächlich, daß ihre Liebe nicht ein Großes daraus zu machen verstünde. Die verwirrende Anzahl von Einzelzügen, deren keiner ihr entgeht, versperrt ihr mitunter den Ausblick auf das Ganze und verwischt die scharfen Umrißlinien: das Frauenkunstwerk macht leicht den Eindruck des beunruhigenden Zuviel. Und das auch, weil sie ihre maßvolle Ruhe verliert, sobald zuviel Hemmungen zu überwinden sind, sobald sie im Schaffen zu kräftig wollen muß: ‚Unerringbar ist das Schöne allem heftigem Willen.' (Nietzsche.)

Es ist ein circulus vitiosus, in dem sich die schaffende Frau bewegt: als Künstlerin, die Eigenartiges geben will, muß sie durch und durch Weib sein, und gerade diese intensive Weiblichkeit beeinträchtigt ihre Künstlerschaft.

Unendlich Großes würde geleistet werden, wenn die ganze Liebeskraft des Weibes sich in künstlerische Schöpfertaten umsetzen ließe; aber sie ist wie jenes reine Licht, das durch alle Dinge glatt hindurchströmt und dem Gesetz der Strahlenbrechung entgeht. Kunst aber ist farbiger Abglanz des Lebens. Wird es der Frau schon schwer, ihr Tiefstes zu äußern, so ist es ihr fast unmöglich, ihrem Gefühlsleben fremde Gewänder zu weben. Viel eher vermag sie die Idee des Ewigmenschlichen, die in jedem echten Kunstwerk sich als sein geistiger Hintergrund findet, in ihrem Leben zum Ausdruck zu bringen, als dieselbe künstlerisch einzukleiden. Sie ist deshalb als Musikerin nicht schöpferisch, weil ihr die Fähigkeit zur Metamorphose, zum Umschmelzen

und Umbilden abgeht. Sie kann Gefühlswerte nicht umsetzen in Rhythmus und Harmonie, obwohl sie mit ihrer feinen Witterung für das Geniale im Nachempfinden unübertroffen ist. Denn bei allen neuen Erscheinungen, Bewegungen, Ideen hat sie ja die stille Gewißheit: Ich wußte es längst und ist daher dem Manne so dankbar, der ihr Ahnen ans Licht bringt. Ja, auch sie — und sie zuerst! — fühlt, kennt, liebt das Ungeborene, aber sie macht sich nicht zu seiner Verkünderin. Sie beherrscht nur, was sie vollbewußt erfaßt hat; es ist ihr kaum möglich, das, was unterhalb der Bewußtseinsschwelle ruht, zur Greifbarkeit zu verdichten. Es ist, wie gesagt, das künstlerische Vermögen des Umschaffens und Neuschaffens in den Tiefen des Unbewußten, was ihr fehlt.

Der männliche Schöpfergeist, welcher imstande ist, fühlend seine Gemütszustände scharf zu objektivieren und sie zugleich in ihrer weichen, hingehauchten Stimmung bildlich darzustellen, — und das alles in halber Unbewußtheit und dennoch höchst besonnen und in souveräner Beherrschung seiner Aufgabe, bei einem tieferregten Körper- und Seelenzustand dennoch in völliger Gefaßtheit seine inneren Offenbarungen belauschend, — verfügt über eine größere Beweglichkeit der Bewußtseinsschwelle, die gleichsam von den Affekten immerfort hin- und hergeschoben wird, wodurch ihm schnelle Übertragungen aus einer Bewußtseinsform in die andere ermöglicht werden. Seine Nervenbahnen schwingen vor- und rückwärts mit gleicher Präzision, so daß die Umwandlung von Außenweltreizen in Vorstellungen und von inneren Wahrnehmungen in sinnenfaßliche Bilder rasch miteinander abwechseln. Und solcherlei Vorgänge vollziehen sich jenseits des bewußten Willens.

Dieses Heimischsein im Unbewußten und, hieraus folgend, das Unmittelbare, Unwillkürliche, Unreflektierte des männlichen, genial schöpferischen Denkens hat Schopenhauer veranlaßt, das Genie mit dem Kinde zu vergleichen, und Nietzsche fügt verallgemeinernd hinzu: ‚Im Manne ist mehr Kind als in der Frau,‘ d. h. sein Fonds an Unbewußtem ist größer. Das ist richtig. Er ist kindlich, wenn er in genialischem Sinne außer sich ist, im Spiel mit seinen Phantasien; aber auch dort ist er kindlich, wo er mehr in sich lebt als in anderen, sich nicht weise, bewußt, spürend, liebend in sie hineinversetzt; und auch deshalb ist er kindlich, weil er sich in seinem Herrenbewußtsein mehr gehen läßt als die Frau: Wo weniger bewußte Arbeit am eignen Selbst, da ist natürlich mehr Kindlichkeit, aber auch mehr menschliche Unreife. Die Heiterkeit der Frauen gibt ihnen oft den kindlichen Zug; aber die Mütterlichkeit überwindet alsbald das Kindliche in der Frau, weil sie das Kind erkennen und begreifen muß, um es führend geleiten zu können. Ihre Liebe wird hellsehend für die Vorgänge im Unbewußten; ihrer mitfühlenden Aufmerksamkeit erschließen sich Seelengeheimnisse leicht und vollständig, und sie ist deshalb oft eine Menschenkennerin von ausgezeichnetem Scharfblick, niemals aber wie das Genie ‚ein großes Kind, das in die Welt hineinschaut wie in ein Fremdes, daher mit rein objektivem Interesse‘. (Schopenhauer.) Von

einer Fremdheit zwischen sich und den Dingen wissen mütterliche Frauenseelen nichts.

Wenn die Künstlerin dies ‚rein objektive Interesse' durch persönliche Anteilnahme zu ersetzen sucht, sollte es nicht aber bei der Gelehrten zu finden sein, bei jenen Frauen z. B., die auf den Gebieten der Mathematik und Astronomie besonders Hervorragendes geleistet haben? Oder ist an der Hinneigung zu jenen Wissenschaften etwa auch ein subjektives Interesse und die weibliche Eigenart beteiligt? Ich glaube, daß die Musik der Tatsachen in der Himmelskunde es der Frau angetan hat; sie genießt das Sicheinsfühlen mit einer Welt, wo die Harmonie das Gewöhnliche und Störungen das Außergewöhnliche sind. Auch die höhere Mathematik hat diese ‚innere Harmonie des Zusammenhanges' (Carlyle), die den Frauengeist so verwandt anmutet; überdies liegt hier die Notwendigkeit nicht vor, Reingeistiges anschaulich umzugestalten: Es scheint, daß der Frauengeist die bilderlose kristallene Klarheit dieser Wissenschaft gerne widerspiegelt, wie denn Frauen häufiger, als man denkt, im Abstrakten zu Hause sind. Sie lieben jene Lichtreiche, wo Ideen rein und ewig sich im Sein bewahren; darum drängt ihr Sehnen sie hinein in die Religion, und auch philosophische Köpfe sind unter Frauen keineswegs selten, wenngleich ihr flugbereites Denken und Ahnen, alles Formenwesen durchbrechend, keine Systeme baut; denn nicht der kleinste und nicht der größte Teil der Welt läßt sich restlos in einem System unterbringen.

Der männliche Geist ist häufiger dem Werden, der ihre häufiger dem Sein zugewandt. Ihm liegt die dramatische Emporentwicklung von Ideen- und Ereignisfolgen, von Charakteren und Schicksalen, ihr das epische Sichergehen auf den reichblühenden Ebenen der Menschenkenntnis und Seelenschilderung. Diesen beschaulichen Zug haben auch die bildenden Künstlerinnen: Sie bevorzugen friedliche Existenzschilderungen, Blumen, frühlingshelle Ausschnitte der Natur, Kinderporträts. Dramatisch werden sie nur, wo das Mitleid ihre Kraft spannt und aufregt. (Vgl. die Zeichnungen und Radierungen von Käthe Kollwitz.) Dichterinnen meiden das Drama und den historischen Roman. E. von Handel-Mazzetti stellt sich mit ihrem herrlichen Werk ‚Jesse und Maria' unter die rühmlichen Ausnahmen; doch ist's auch ihr nicht um das Wiederaufleben einer Epoche, sondern um das Aufleben einer höheren Gerechtigkeit zu tun. Niemals verzichtet die Frau auf die ideale Pointe. Ihr eigenartiges Verhältnis zur Gedankenwelt beschreibt Helene Böhlau einmal:

> ‚Wie sie ihre Kinder geboren hatte, so auch ihre Gedanken. Jeder war eine schwere Errungenschaft aus dem Kern der Dinge heraus, nicht überkommen, nicht gelehrt, nicht fremd, aber urlebendig, aus ihr selbst geboren und mit Menschenleid bezahlt.'

Selbst eine Malvida von Meysenbug, deren Trachten ganz dem Reich des männlichen Geistes zugekehrt war, erwirbt sich nur durch ihre Erfahrungen und Guttaten die Weisheitsschätze der ‚Idealistin' und wird dadurch

zu einer Wirtin wundermild für viele. Von einer Idee mit reichstem Gefühlsgehalt gehen alle aus. Marie von Ebner-Eschenbach, Selma Lagerlöf, Helene Böhlau, Ilse Frapan, Miriam Eck u. a. als Herzenskündiger, Bertha v. Suttner, Klara Viebig, Eugenie delle Grazie, Mathilde Serao u. a., mit dem sechsten Sinn der Frau, dem sozialen Gefühl, menschliches Elend umfassend, kennen im voraus das Schlußwort ihrer Lebenslieder: Liebe, Güte, Frieden. Mit Lebendigem wollen sie auf Lebendige wirken, überall die Kräfte auslösen, die dem Leben dienen, denn der Sinn der Frau ist auf das Lebenerhaltende, Bejahende, Aufbauende, Beständige gerichtet. Auch wo sie irrt, sucht sie nichts anderes. Ricarda Huch, auf Abwegen, Umwegen, Höhenwegen die weibliche Lebensidee verfolgend, erst Intellektuelle, dann in heidnischer Lebenslust die Skala der menschlichen Leidenschaften durchlaufend, findet, daß der überschäumende Trank der Lust schal schmeckt, daß irdische Sonnen verglühen, — dies ist nicht Leben, denn es ist nicht Ewigkeit; dann kommen die Erfahrungen der ‚Triumphgasse', das Elend der Welt, und endlich gleitet ein Strahl des Christentums in die Seele der Künstlerin: Auf der ‚Maielies' ruht dieser Lichtstrahl, auf dem ‚geheiligten Kinde des Lebens, dem rauschenden Baum, der den Moder der Vergangenheit zu seinen Füßen auffaugt und in grünes Licht verwandelt'. Das große Wort vom wiedergeborenen Menschen, an dessen Wesen sich keine toten Stellen mehr finden, vom inneren Himmelreich und der Welt des stillfreudig duldenden, seiner selbst nicht bewußten Heldentums geht ihrem Verständnis auf wie die Sonne hinter Nebelschleiern.

So taucht im Dichten und Denken das alte Leben und Sein der Frau wieder langsam am Horizont auf, aber bereichert, vergeistigt, ins weite gestreckt; reinere Lösungen findet das Rätsel ihrer Bestimmung.

Die Erkenntnis reift, daß es nicht so sehr auf große Schöpfertaten ankommt, auf die Fähigkeit, ein Drama zu dichten, eine Oper zu komponieren, ein philosophisches System zusammenzudenken, eine Maschine zu erfinden, als auf das Maß persönlicher Kultur, auf die seelisch-sittliche Höhe, die der einzelne einnimmt. Was am längsten fortwirkt, ist ein reichentwickeltes Innenleben: der gute Mensch ist der lebendigste Mensch. Und der beste Gehalt eines Kulturlebens beruht nicht in den tausend Genüssen und Geschicklichkeiten, sondern in der edlen und uneigennützigen Hingebung des Menschen an den Menschen. Von hier aus muß der Kulturwert der Frau begründet werden. Sobald auch ihre stillen unwägbaren Leistungen in Betracht gezogen werden, wird man doppelt aufmerksam auf die Bedeutung des Wortes ‚Mutter'. Wie ein Märchenbronnen ist's, aus dem es golden und verheißungsvoll heraufglänzt, auf dessen Grunde noch viel ungehobene Schätze ruhen: das ungemünzte Gold einer neuen höheren Kultur. Darum gilt's, es bis zu Ende durchzudenken, was das heißt: Mütterlichkeit in allen Lebenslagen.

(Schluß folgt.)

1806 und 1906.

Aphoristische Gedanken.

Von einem katholischen Deutschen.*

Dies gehört zur Natur der Geschichte, daß sie die bedeutsamen Zufälle liebt. Denn sie liebt das Symbolische. Ihre großen Entscheidungen knüpft sie gerne an Orte und Tage, die unsere Gedanken spielen machen. Sie will, daß wir sinnen.

* * *

Am 6. August 1806 hörte das heilige römische Reich deutscher Nation zu bestehen auf. Am 14. Oktober 1806 wurde das friederizianische Preußen, das ostelbische Preußen des 18. Jahrhunderts, bei Jena und Auerstädt tödlich getroffen.

* * *

Die Schlachtfelder Preußens liegen in Sachsen, Schlesien und Böhmen. Sie liegen an der Elbe und Oder und zuweilen am Rhein. Nur die von Roßbach, Jena und Auerstädt müßt ihr inmitten der thüringischen Berge suchen. So spinnt sich von selbst die Erinnerung an diese Schlachten ineinander.

* * *

Das war 1757, als der große König bei Roßbach die Franzosen schlug. Die große Blüte deutscher Kultur knospete damals, die wir nach Schiller und Kant, Lessing und Herder, nach Goethe, Winckelmann und den Humboldts nennen. Ein wenig überall in deutschen Landen, von Hamburg bis Marbach, von Straßburg bis zu den Ostseeprovinzen, regten sich die Talente — Stürmer, Dränger und Genies. Sie wuchsen wie sich selbst überlassene Buben. Ohne gemeine Ordnung lebten die Deutschen damals und ohne Ideale, ohne Gott, wie wir sagen, und Vaterland. Da hallte wie durch die stille Nacht und die Leere der Schwerterjubel von Roßbach. Die Jungen fühlten bei diesem Hall,

---

* Weder die Redaktion noch der Verfasser wollen, indem sie die Aphorismen ohne Namenszeichnung veröffentlichen, deren Herkunft verbergen. Aber es gibt Dinge, die nur sachlich hingestellt sein wollen. Das Mitklingen eines einzelnen Namens würde ablenken und stören.

D. Red.

was kein Vater, kein Lehrer in jener trüben Zeit sie lehrte: Kultur gedeiht, wo heldisch-kriegerische Kraft ein Land stark und frei, politische Ordnung eine Nation einig und förderſam macht, und ohne dies gedeiht sie nicht. So war es zu aller Zeit. Homer folgte Achill. Aus den Kaisertagen des Mittelalters erhoben sich die Dichter und Denker, die Künstler und Heiligen des 13. Jahrhunderts, und zehnfach inbrünstig und wehevoll klammerte sich ihr letzter und größter, der Sänger der ‚Göttlichen Komödie', an die Monarchie der Karle und Heinriche. Michelangelo und Raffael gehören zu Julius, die Geisteshelden Frankreichs sind um Ludwig geschart. Nur da gedeiht Kultur, wo heldische Kraft ein Land stark und frei, politische Ordnung eine Nation einig und förderſam macht. Das spürten in Deutschland die Jungen, als ihnen die Kunde von Roßbach kam. Und sie antworteten auf Roßbach mit der Hamburgischen Dramaturgie, dem Götz und dem Faust und Herders ‚Von deutscher Art und Kunst'. Später sammelten sie sich inmitten jener Berge, aus denen der König bei Roßbach die Welschen zurückwarf. Was sie erstrebten, wozu sie nun zusammenwirkten, wurde dort in Weimar zur Grundlage deutscher Bildung und Kultur.

* * *

Preußen aber ging unterdessen einen anderen Pfad, der von Roßbach abwärts führte zu dem tiefen Falle bei Jena. Als sein Heer durch den Roßbacher Siegestag den politisch-nationalen Sinn der Jungen weckte, war es selber erst äußerlich ein deutscher Staat, und sein Volk war nicht von deutscher Kultur. Seine Zukunft jedoch lag darin, daß es durch die Pforte in Deutschland eintrat, die es sich bei Roßbach so glorreich geöffnet hatte. In seinen Grenzen lehrte und schrieb Immanuel Kant, an dem der Idealismus Schillers sich aufrankte. Seines Landes Söhne waren die Erzieher und Meister Goethes, Herder und Winckelmann. In Potsdam ward Wilhelm von Humboldt geboren. Der Freiherr vom Stein kam nach Berlin und ward preußischer Staatsdiener. Das wob sich von Deutschland nach Preußen hin und her von Genie zu Genie — ein Menschenalter und noch ein zweites. Aber der dürre Boden Preußens atmete nicht die Seele deutscher Nation in sich ein, und voller Selbstsucht und Dünkel weigerte sich der preußische Staat, mit seiner organisatorischen und militärischen Kraft das übrige Deutschland zu befruchten. In seiner Hauptstadt sammelten sich noch vor der Jahrhundertwende die Romantiker. Die für Deutschland und Preußen so notwendige nationale Bewegung, die in ihrer Brust schon nach außen drängte, — hier wurde sie nicht zum Durchbruch gebracht. Ein großer König und dessen heroische Unterstützung durch sein Volk in der Not hatten Preußen 1757 und 1763 mit Lorbeeren überschüttet. Sie verdeckten ihm auch seine Armut und Enge. Die das Volk deutsch und den Staat Deutschland wert machen konnten, mußten fortziehen wie Herder oder Winckelmann, oder sie darbten daheim wie Kant und Stein unbeachtet.

* * *

Viel unverschuldete Unkraft war in der Sprödigkeit des Bodens, in der Selbstgenügsamkeit des Volkes und Staates. Sieben Jahre lang und gegen drei Großmächte hatte das kleine Preußen und der König festgestanden. Dann aber kam Todesmattheit über sie, über den König und über das Volk. Die Geschichte ist unbarmherzig. Sie schlägt die Stunde, wenn es an der Zeit ist, und nur wer die Kraft hat und zur Stelle ist, gewinnt. Sie wartete auch nicht auf Preußens und der Hohenzollern Erholung. Die Revolution kam und Napoleon. Als das alte Reich stürzte, war Preußen nicht fähig, an den Pforten des Mittelgebirges aufs neue zu kämpfen. Seine Soldaten waren tapfer, und es waren ihrer mehr, als der Gegner heranführte. Aber kein großes nationales Ideal trug sie voran. Kein Genius leitete sie. Da zwang der Korse sie in die Knie.

* * *

Jena und Auerstädt war Preußens Antwort auf den Tell und die Jungfrau. Der Friede um das frische Grab Schillers durfte von der welschen Soldateska gestört und entheiligt werden. Da vergaß selbst Goethe, was Preußen für ihn und die deutsche Kultur dereinst durch Roßbach geleistet hatte. Er schrieb in ‚Dichtung und Wahrheit' das harte, böse Wort: ‚Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Denn was ging uns Preußen an?' Nachdenklich fügte er, als überlege er noch, dem harten Wort hinzu: ‚Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte.' Goethe verleugnete Preußen und seinen Staat.

* * *

Die Verzweiflung der Deutschen an Preußen ist schon 1813 und wieder 1870 zuschanden geworden. Die Niederlage zerbrach die Selbstsucht, das Blut und die Tränen der Schmach lockerten den dürftigen, trockenen Boden auf. Das deutsche Preußen Steins und Bismarcks entstand seither, der Grund- und Eckstein unseres Reiches. Neue Sorge, andere Sorge erfüllt nunmehr die Brust der deutschen Volksgenossen. Schaut aus nach unseren inneren Kräften, dem Hader der Parteien und unserer Zukunft in der Welt!

* * *

Im Reich sind die Katholiken zu Ansehen gekommen, so daß sich die Augen aller auf sie richten. Sonst ist Zwiespalt und Schlaffheit in der Nation, kein Mut gegen das Ausland, keine Freude am Innern. Sie allein halten zusammen. Als sie noch in der Abwehr waren, drängten die Gegner sie aufeinander, Mann zu Mann, so daß einer dem andern den Rücken deckte und einer neben dem andern kämpfte. Sie marschierten geschlossen und wurden tüchtig geführt. Jetzt müssen sie nicht mehr kämpfen, sondern wirken. Um des Vaterlandes willen sollen sie eins bleiben, obwohl ringsum die Wege ihnen offen sind, auseinanderzugehen. Sie haben sich nicht mehr nur zu behaupten.

Einer uneinigen, mißtrauischen Nation gilt es politisch voranzugehen; denn die parlamentarische Macht ist bei ihnen, und sie müssen dazu helfen, die Nation zu führen. Wie wird sich da ihr Bund bewähren?

* * *

Die Älteren wissen noch von den Tagen des Streites. Einen argen Feind hatten sie an dem Fürsten Bismarck. Stehen mußten sie gegen ihn wie die Preußen nach anno 1756, jahraus, jahrein und immer bedroht. Kaum konnten sie siegen. Seitdem wurde der äußere Anblick unserer wackeren Scharen stattlicher und glänzender. Die Führer gönnten sich keine Rast, und die anderen kamen, so oft man sie rief, zur Parole und zum Appell, zur Versammlung oder zur Urne: tapfer wie einst, besonnen und willig, ohne nachhaltenden Grimm, voll Lust zum Helfen und Taten. So tun sie's noch heute. Der Freude darob und des Neides ist heute viel im Lande. Das ist Menschenart und Menschenschwäche. Vergeßt nicht darüber des Gestern und denket an das Morgen! Die Reihe der Gräber füllt sich, in denen eure Führer der großen Tage ausruhen. Auch euch zehrte der Krieg am Mark, benahm euch die Frische des Geistes. Und wo ist euer Nachwuchs, eure Jugend?

* * *

Mit welchem Reichtum politischer und literarischer Persönlichkeiten, künstlerischer und gelehrter Charakterköpfe zogen wir nicht vor 35 Jahren in den Kampf! Wie Geläut, das am Sonntag zum Hochamt ruft, erklingt die Folge der Namen. Wie ein Sturmgeläut muß sie 1870 den Jünglingen und Männern in die Seele geschallt haben.

Nehmt die zehn Finger eurer Hände und zählt daran die Namen derer her, die heute unsere Weltansicht und unseren Glauben mit Ehren vertreten vor Deutschland und für unsere Jugend! Das ward seit 1880 so. Der Kampf war schwer gewesen; wir widerstanden über unsere Kraft. Geht ihr nach 1880 den Weg des deutschen Geisteslebens entlang, anderthalb Jahrzehnte begegnet ihr keinem Kunstwerk, keiner literarischen Tat katholischen Geistes. Dann freilich erhob sich ein frischerer Zug. Über die Jüngeren kam mit dem Jahre 1890 neues Geistesstreben. Aber bald ermattete der Flug der meisten wieder, und ihre selbstgewisse Hoffnung verrauschte. Denn auch in der Jugendzeit fliegt es sich schlecht, wenn der Wind der öffentlichen Meinung nach anderer Richtung steht, die Zeitung schlimmes Wetter macht und die Massen müde und regungslos bleiben. Nicht im scharenweisen Flug, nur im Ringen der Einzelnen, der Wenigen gewinnen wir jetzt das Hochland deutscher Kultur für uns aufs neue zurück. Ihnen ist die einsame Arbeit eben das Rechte, die Brust weitet sich ihnen, leuchtender blitzt ihr Aug', je stärker der Sturm gegen sie anbraust.

* * *

Auch der Katholizismus hat sich wie Preußen dereinst auf sein Verhältnis zur deutschen Nation zu prüfen. Nach der Herkunft ihres Stammes sind die meisten der Seinen blutfrischere Deutsche wie viele der andern. Die Bayern, die Schwaben und Alemannen, die Franken, Westfalen, die Hessen und die vom Niederrhein — das klingt, als hörten wir unerschöpfliche Quellen deutschen Volkstums rauschen. Aber wie hoch die Geburt beim Manne auch zählt, Erziehung und Lebensart zählen nicht minder. Verhehlen wir uns nichts! Schon legten sich Jahrhunderte zwischen uns und die Nation. Unsere Glaubensgenossen blieben seit 1550 hinter dem Lebensfortschritt ihres Volkes zurück. Zwar fuhren sie fort, deutsch zu reden, als Deutsche zu schwärmen und in dem häufigen Krieg mit den Welschen ihr Blut zu vergießen. Aber deutsch sein bedeutet mehr. Sie lebten nicht täglich im Dienste des Ganzen das Leben des Ganzen mit. Es fehlte bei den meisten der tätige, freudige Anteil an der geistigen Entwicklung der Nation. Halfen sie, der eine mit dem Kopf, der andere mit der Hand, als Unternehmer so kühn wie als Arbeiter unverdrossen an des deutschen Volkes Wirtschaft mit? Sträubten sie sich nicht tausendfach wider die sozialen und politischen Wandlungen Deutschlands? Die Liebe zur Nation ist nicht die Liebe zu einem Phantom, sondern die Liebe zu dem lebendigen Leib und dem schaffenden Geist des Volkes und die Sorge um all seine Söhne.

* * *

Wurde die Kluft nicht schon zu tief? Zu lange, sagt man, sind die Konfessionen sich entfremdet, die deutsche Kultur trägt schon zu sehr protestantisches Gepräge. Ihr übertreibt. Der Untergrund unserer Kultur ist unversehrt. Streiten wir dem Protestantismus nicht ab, was ihn ehrt! Er hat die Kultur unseres Vaterlandes weit und vielfach gefördert und überall sie mit seinen Elementen durchtränkt. Kultur geschaffen hat er noch keine. Doch hätte er es gleich, so wären wir Schwächlinge oder Verräter, setzten wir nicht das äußerste daran, wieder zur Mitarbeit und Geltung zu kommen. Als Deutschland durch den Krieg wider Napoleon frei wurde und das nationale und kirchliche Leben kräftig sich regte, wurden protestantische Dichter, Denker und Politiker in großer Zahl katholisch; unter uns selbst standen bedeutende Männer auf, denen die Seele voll war von Glaube und nationaler Sehnsucht. Sie wurden führend in der Kunst; in der Literatur und im politischen Leben wetteiferten sie mit den andern. Da schien Jahrhunderte altes Versäumnis unseres Volksteils in kurzem wettgemacht zu sein. Dann aber zogen ihn unsere Väter aus der Gesamtheit in eine politische Organisation für sich. Unterbanden sie damals die nationale Entwicklung? Heute, nachdem ein Menschenalter vorbei, ist alles um uns her vom Übergewicht der radikalen Elemente bedroht. Unsere Männer sind vielerorts besonnen von Natur und durch ihre Religion. Millionen von ihnen verließen ihre Partei, ihre Vereine und Bünde, um zum Zentrum zu gehen. Wären die Unseren an ihrem Platz geblieben, so hätten sie dorten

vielleicht mit ihren Gleichgesinnten die Undeutschen niedergehalten. Hier muß des Zentrums Politik und Taktik helfen.

* * *

Da weisen uns viele mit einhelligem Ruf auf den Evangelischen Bund. Beredten Mundes zeihen sie ihn, daß er wider unsere Mitarbeit im Reiche schüre. Seine Leidenschaft schlägt im protestantischen Bürgertum Flammen auf, als fielen Funken in dürres Holz.

Lasset es brennen! Drei Jahrhunderte hindurch hat der Geist konfessioneller Zwietracht in unseren staatlichen Zuständen genistet. Er war wie die Seele der Kleinstaaterei. Unser junges Reich jedoch überwand nicht nur sie, sondern auch ihn. Es hielt sich frei von dem zehrenden Gift, das die Brüder trennte und immer die einen lähmen ließ, was die andern schufen. Katholiken und Protestanten, Nord- und Süddeutsche vergossen zu seiner Begründung gemeinsam ihr Blut. Katholiken und Protestanten, Nord- und Süddeutsche flößten ihm gemeinsam durch die soziale Gesetzgebung seinen Lebenssaft ein. Sie stellten es gemeinsam auf die Grundlage einheitlichen deutschen Rechts und einheitlicher Wirtschaftspolitik. Bismarck und Hohenlohe, Franckenstein und Lieber, Bennigsen, Stumm und Levetzow, woher sie auch kamen, was sie auch glaubten, am selben Werke schufen sie mit ganzer Seele. Nun ihr Erfolg sichtbar ward, erhebt sich dagegen der partikularistische Geist, offener und zugkräftiger noch der alte Geist konfessionellen Hasses. Lasset ihn brennen! Seine Flamme schlägt aus der Asche vergangener Zeit empor. Aber dem Reichsbau haltet sie fern und achtet auf diesen! Schwer ringen zur Stunde die liberalen und konservativen Parteien mit dem Bund um ihre Bewegungsfreiheit und ihren Zusammenhalt. Sie sind ihm durch ihre evangelischen Wählerscharen preisgegeben. Tiefer auch als das Zentrum sind sie durch ihre geschichtliche Herkunft sonderstaatlich bedingt. Die Krisis mag ihnen helfen, die Gespenster der Vergangenheit von sich zu schütteln. Vergeuden wir unterdessen keine Kräfte am falschen Platz! Und nähren bei Gott nicht auch wir die Gelüste der Einzelstaaterei!

* * *

Das Reich ist keine hiebfeste Monarchie wie Bayern, Württemberg oder Preußen. Es ist ein gar künstlicher Bau, der von Jahrfünft zu Jahrfünft noch wächst und seine Formen noch sucht. Es ist ein gar zarter Organismus: sein Sonnenschein, Luft und Regen ist die Zuversicht der Nation, ihr Leben und Schaffen. Mancher Schädling droht ihm im Innern und außen gleichwie den Pflanzen der Natur. Schaffet die Freude am Reich wieder herbei! Haltet die Konflikte von ihm fern: denn damit eine Revolution aus den Konflikten werde, braucht es im Reich dessen nicht, daß das Haupt eines Königs falle! Und fürchtet mehr noch für seinen Bestand die vordringliche Mache und den kleinlichen Geist der Subalternen!

* * *

Politische Meisterschaft verpflichtet zu Arbeit und klugem Sinne. Der Stolz auf sie ist ein adeliges Gefühl. Er ehrt auch die deutschen Katholiken. Aber lastend ist auch die Verantwortung, die sie deshalb tragen um das Reich. Es kostete sie zähen Willen, gemeinsame Arbeit und weises Maß, so vielen Einfluß zu gewinnen. Hingabe ans Ganze und staatsmännischen Geist erfordert seine Verwaltung.

* * *

‚Leider ging uns in einer oft unsichern, geistig spekulativen Richtung der gemessene Takt für das verloren, was dem Vaterlande not tut. Nach Jahrhunderte langer Spaltung und nationaler Mißachtung darf uns das nicht überraschen.‘ Der badische Freiherr Heinrich von Andlaw war einer der deutschesten und politisch tüchtigsten Katholiken in dem Geschlecht von 1848 bis 1870. Was uns vorzüglich gebricht, hat er mit warnendem Worte gesagt: ‚Der gemessene Takt für das, was dem Vaterlande not tut.‘ Unsere Schwäche liegt politisch darin, daß die zwei wichtigsten Zentren katholischen Lebens der Mittelrhein und Bayern sind. Sie waren nicht mehr Glieder eines mächtigen Staatsorganismus seit fast einem Jahrtausend. Die Bayern suchten ihren politischen Schwerpunkt im hochgespannten Stammesgefühl, die anderen lebten als Untertanen geistlicher Stifter dahin, in Behagen oder Not, aber ohne die Antriebe und Bedürfnisse großer Staatsverbände in sich zu spüren. Dafür, wie Staat und Nation, Wirtschaft und Staat, politische Macht und Blüte der Kultur zusammenhängt, fehlt ihnen das Augenmaß. Das macht die Überlegenheit der Niedersachsen und Altpreußen über sie aus. Der Vorsprung in der Verwaltung ist diesen darum sicher, im Parlament büßten sie ihn nur durch besondere Fügung ein. Saßen anno 1870 im Zentrum nicht Mallinckrodt, die Reichensperger, Schorlemer, Jörg und Franckenstein? Die Führung aber fiel dem parteifremden Windthorst zu, dem Niedersachsen mit der Gewohnheit staatlichen Denkens. Von ihm glitt sie auf die Nassauer über: der Ruf einer guten Staatskunst ging ihrem Ländchen im Bunde dereinst voraus. Im gleichen Takt half nur im ‚Musterstaat‘ Baden eine ansehnliche Gruppe mit. Das Geheimnis der Erfolge im Reich ward von den Freunden im Land nicht immer begriffen.

* * *

Etliche stutzen, weil neulich die Rede ging, wir müßten ‚heraus aus dem Turm‘, den wir inmitten der Nation besitzen. Hat man einen guten, festen Turm im Lande, so räumt man ihn nicht. Das Zentrum aber ist fürwahr ein guter Turm. Ehedem brachten unsere Großväter das Verhältnis Preußens zu Deutschland auf die Formel ‚preußisch oder deutsch‘. Die Geschichte hat ihrer gespottet. Wie alle Parteien und Staaten ist auch das Zentrum historisch bedingt und komplexer Natur. Es wird sich weder auflösen, weil es zu irgend einer Theorie nicht paßt, noch wird es sich von der Welt der Wirklichkeiten loslösen und in das Prokrustesbett der Doktrinäre spannen

lassen. Parteien sind wie Rassenpferde. Man kann an ihren Eigenheiten nichts bessern. Reitet man sie aber zu, so leisten sie, wozu man sie anspornt. Lasset das Zentrum bleiben, wie das Zentrum geworden ist!

* * *

Doch achtet darauf, wie viele über die Wege sinnen, die wir nun gehen sollen. Die breiteren Schichten der Katholiken empfinden jetzt, daß sie sich um ihrer selbst wie um unserer nationalen Zukunft willen nicht vereinsamen dürfen. Die Erben Windthorsts im Zentrum des Reichstags empfanden dasselbe Bedürfnis schon längst. Sie zogen nicht aus ihrem Turme aus. Sie gaben nicht die Parole, abgesprengte Häuflein evangelischer Wähler ans Zentrum zu ziehen. Sie redeten nicht vom religiösen Bekenntnis, so oft sie Bundesgenossen suchten. Sie hielten sich an die großen, über politische Macht verfügenden Parteien. Ob liberal oder konservativ, wog ihnen leicht; ob es Verfassungsparteien waren wie die ihre, wog ihnen schwer. Begegneten sie der Bereitschaft, der Verfassung getreu, dem Geiste christlicher Kultur nicht zuwider, für die politische Ordnung der Nation zu arbeiten, so leisteten sie freudigen Beistand. Werk fügte sich also an Werk. Aus gemeinsamer Arbeit bildete sich gemeinsamer Geist, der im Reichstag sich in schwerer Prüfung bewährte. Die Praxis der gemeinsamen Arbeit aber und der gemeinsame Geist überwanden in unsern Führern von selbst, was von Befangenheit und unpolitischer Enge des Urteils in ihnen war. Ihr Empfinden für die Natur der sozialen Probleme vertiefte und reinigte sich. Sie wurden fähiger zu wirtschaftspolitischer Einsicht. Sie ließen ihren Juristengeist sich stark und großzügig entfalten. Sie fühlten sich staatsmännisch in die nationale Kultur hinein, horchten auf den Pulsschlag, achteten auf die Bedürfnisse der Nation, um mit Wärme sich darum zu sorgen. Draußen in der Provinz konzentrierte die Presse allen Sinn der Katholiken auf die Partei; sie gedachte die Stellung taktisch zu verstärken, worauf unser Einfluß beruht. Sie verwandte allen Fleiß darauf, neue Wählerscharen zu werben und die alten zu üben. Sie faßte immer nur die Organisation ins Auge. Die Führer entwickelten unterdes ihre überlegene Strategie. Sie bauten den Turm in den Reichsbau ein. Sie machten ein Bollwerk des Reiches daraus. So schützt er das Reich, und das Reich schützt ihn. Alles Beispiel jedoch bleibt unfruchtbar, das keine Nachahmung findet. So pfleget also auch ihr den Sinn gemeinsamer Arbeit! Laßt in euch selber Leben entstehen in kleineren Kreisen und auf vielerlei Art! Suchet nach Männern und Frauen dafür, statt viele von euch zu stoßen! Schafft neue Werte für unser Urteil und für das unserer Volksgenossen! Die Einheit wird darunter nicht leiden, die Kraft wird wachsen, der politische Geist in eurer Jugend wird sich darüber erneuen. Im Blick aufs Ganze des Vaterlands und im Denken aus der Seele der Nation heraus werdet ihr die Sicherheit und Anerkennung finden, welche taktische Überlegung und eine politische Theorie euch nie verleihen werden.

* * *

Montesquieu, der tiefste politische Denker des 18. Jahrhunderts, schrieb von den Engländern: ‚Sie sind das Volk der Erde, das am besten verstand, Nutzen zu ziehen aus diesen drei großen Dingen: der Religion, dem Handel und der Freiheit.‘ Warum nehmen nicht auch wir dieses Wort uns zum Wahlwort? Wohl müßten wir dann so manches Vorurteil und so viele Trägheit in uns niederkämpfen. Aber unser Gemüt würde tief werden, unsere Tatkraft stark, frisch unser Sinn und unser Geistesleben erfolgreich. Wie weit, wie weit liegt der Weg noch vor uns! Wann schwingen wir uns auf, aus unserer Religion, aus Deutschlands Wirtschaft, aus der menschlichen Freiheit den höchsten Nutzen zu ziehen? Tragen doch wenige erst auch nur die Achtung vor diesen drei großen Dingen in ihrem Herzen! Aber was wäre alles Christentum in uns wert, wenn es uns nicht zur Entfaltung aller Kräfte für das Ganze des Volkes bestimmte! Wir sind nur ein Glied der Nation, nur eine Partei; unsere Pflicht besteht im Dienste. Suchen wir denn im Dienste des Vaterlandes die Bürgschaft unserer Einheit, die Gewähr unserer Kraft! In schwerer Not der Nation wird Gott vielleicht schon bald uns zur Rechenschaft rufen.

Werdezeit.

Nun stehen die Tage jubelnd auf
Und gehen mit Liedern schlafen.
Nun fahren die bunten Segel ins Meer,
Kein Schiffchen bleibt im Hafen.
Die weiten Fernen sind aufgetan,
Die goldenen Sonnentore;
Und Rosenkränze hängen herab
Von des Lebens stolzer Empore.
Die kleinen Seelen, die wachen auf
Und träumen von großen Dingen.
Es geht durch der Menschheit verschlafenes Herz
Ein sehnendes Rufen und Klingen.
Das ist die alte, geheime Macht,
Das tiefe Ringen und Werden.
Es treibt euch zum Wollen und Lieben empor
Aus dem Mutterschoße der Erden.

M. Herbert.

Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

I.

So geht das nicht; denn die Musikantenstadt ist noch ein Dorf, ein Dorf in einem Tal im Waldgebirg. Darum muß zuerst von Schmugglern, Wildschützen und Erzgräbern und dann von fahrenden Spielleuten erzählt werden.

* * *

Ganz früh an einem Sommermorgen, wie der Bergwald noch im Tau stand und die Tale rauchten, kamen schon zwei im Stangenholze daher.

Es lief dort kein Pfad. Fichtennadeln lagen am Grund, und Wurzelschlangen ringelten sich hindurch; denn es waren zwischen den schlanken jungen Bergfichten noch etliche fußhohe Wurzelstöcke zu sehen, auf denen nun das Geschlecht der Schwämme schmarotzte. Namentlich die goldenen Bäumlein des Ziegenbartes wohnten auf dem Morschholze, die so fein sind, als hätten sie die Zwerge in der Mittsommernacht beim Erzschürfen verloren. Warum denn nicht? In der Mittsommernacht ist der Bergwald voll Wunder. Die Waldleute wissen das, denn ihre Augen sehen den Reichtum der Erde; sie hören das Rauschen der Stürme im dunkelgrünen Forst und gehen im dämmerigen Licht ihrer Wälder. Da werden die Herzen träumerisch; da wächst viel wunderlicher Glaube; da schießen die Märchen wie die Pilze.

Und die beiden, die im blitzenden Morgentau durch das pfadlose Stangenholz schritten, waren nun doch fahrende Musikanten!

Der Mann hatte eine Flöte unter dem Arm, und die Frau trug eine Geige in schäbiger Wachstuchhülle am verschossenen grünen Band auf dem Rücken. In den Armen hatte sie ein mäßiges Säcklein; Kaffee, Mehl und Zucker waren hineingepackt, und damit waren die beiden Musikanten im Schutze der Nacht über die Landgrenze geschlichen und am Zollhause versehentlich vorbeigelaufen.

‚Annemirl,‘ sagte der Mann halblaut, vielleicht weil er von dem Frühkonzerte der Vögel feierlich gestimmt war, ‚Annemirl, mir ist, es steigt da einer in den Fichten daher! Hörst nix?‘

Da lauschte die Frau:

‚Nein, hören tu ich nix als ein wunderliebes Singen und ein tiefes fernes Brausen des Wildwassers. Du, Girgl, eine solche Musik — wenn einer machen könnt, hernach, was meinst? Da täten sie lauschen und in die Hände klopfen, die Stadtleut! Gelt, du? Und die Zeitungen täten es ausschreien: Der Pechschabergirgl und die Singerannemirl sind wieder hiesig und werden sich die Ehr geben, am Sonntag ein Monsterkonzert aufzuführen — und so weiter. Hab ich etwa nicht recht, Mann?‘

Der Pechschaber knallte mit Daumen und Zeigefinger, als wollte er sagen: ‚Du, das — wenn es wäre — —‘

Aber da sprang er auch schon wie ein geschreckter Rehbock ins Dickicht. Die Frau sah ihm erschreckt nach.

‚Du,‘ rief er aus dem Kleinholz heraus, ‚jetzt — weißt, was ich dir gesagt hab? Ein Mannsbild taugt zu solchem Geschäft nicht. Annemirl, der Grenzwächter ist hundert Schritt weiter in den Stangen!‘

Die Annemirl, wie sie das hörte, warf ihr Säcklein an den Boden, hockte sich drüber, daß es ihr unter dem Rock über die Knie zu liegen kam, und lehnte sich mit dem Rücken gegen ein Fichtenstämmlein.

Jetzt, wie der Wächter die verhallenden Schritte des Pechschabers und das Brechen im Kleinholz vernahm, hob er sein Gewehr von der Schulter und spähte wie ein Hirsch aus seiner Deckung.

Da schaut er auf und sieht ein Weib am Nadelgrund hocken, keine hundert Schritt in die Stangen hinein. Nun weiß er auch, woher der Klang der Tritte gekommen ist.

Das Gewehr im Arm ging der Wächter auf die Annemirl zu. Aber schon von weitem sah er: Schwärzen tut die nicht, die macht ein wehleidiges Gesicht. Und klagen und jammern hörte er sie auch. Wie er herangekommen war, fragte er sie:

‚Was hockt sie denn da im Forst? Und wie ist sie denn da hergekommen?‘

‚Hergekommen bin ich auf meinen zwei Füßen, Herr Finanzer! Ach, wenn ich das gewußt hätte!‘ . . .

Da schloß ihr schon der Schmerz den Mund, und sie krümmte sich ganz erbärmlich. Der Grenzwächter faßte sie am Arm. Aber die Annemirl verzog das Gesicht und tat elendig:

‚Geduld, ich bitt schön, Herr Grenzwächter, ich erzähl’ gleich weiter! Nur ein klein wenig mag’s vorbeigehen. Daß mir das nun geschehen muß!

Und hier mitten im Wald! Herr Finanzer, das ist mein End! Die schwere Stund, — nun überrascht sie mich hier auf dem Berg, — o je, o je!'

Dabei stürzten der Musikantenfrau zwei Tränenbächlein über die Wangen. Sie hatte die Hände gekreuzt, vorn, über dem Säcklein unter ihrem Rock, krümmte sich in ihrem Weh und spielte ihr Spiel so gut, daß dem Manne mit der Flinte das Mitleid ankam. Des zum Zeichen kraute er sich hinter den Ohren, rückte die Mütze aus der Stirn und machte hilflose Augen.

‚Die Frau ist fremd hier?' fragte er und wartete auf einen Einfall. Der Bergwald ist voll Wunder; aber was sich da vor ihm ereignen sollte, war ihm neu. Er strich sich den Schnurrbart:

‚So will ich die Frau auf die Arme nehmen und in das Haus beim schwarzen Kreuz tragen.'

Da neigte die Annemirl den Kopf und lispelte:

‚So oder so, — mein Tod ist's ja doch . . .'

Wie der Wächter daran dachte, daß er eine Tote ins Tal tragen könne oder gar zwei, fror ihn ins Herz. Und dann hätten sie ihn angeschrien; und dann verhören sie ihn; und der Mann der Musikantenfrau — wenn sie einen hat — steht auf und sagt: Wächter, du hast mir mein Weib umgebracht! Es ist nicht zum ausdenken, was so eine Mildtätigkeit einem für Qual machen kann. Er stampfte mit dem Fuße:

‚Aber auf so was wartet man doch nicht im Wald, Frau!'

‚Ach Gott, gewartet hätt' ich schon nicht drauf, Herr! Überlaufen hat's mich. Hat's halt ein bissel eilig gehabt, das Kleine, — und der weite Gang übers Gebirg!'

Der Grenzwächter hing sein Gewehr wieder über die Schulter:

‚Ich lauf rasch einmal bergein und schick die Kreuzfrau herauf. Hört Sie?'

‚Ja, Herr Finanzer, wenn's sein kann, das wär schon gut!'

‚Aber eine Stunde vergeht, bis Sie Hilfe hat!'

‚Vergelts Gott, Herr! Ein Stündl, — o je, o je, na, am End verzieht's noch so lang. Aber Eile tät schon not.'

Wie der Mann mit großen Sätzen und seinem Mitleide den Hang hinabsprang, rief sie ihm noch ein dankbares ‚Vergelts Gott' nach, und dann verschwand die Annemirl im Gebüsch.

Sie lief quer durch den Wald. Sie lief dem Pechschaber nach. Das Säcklein mit den Schmuggelwaren hatte sie nun aber unter dem Rock hervorgetan. Und weil der Pechschaber auf dem Blatte pfiff, wie um diese Zeit der Rehbock die Ricke lockt, so fanden sie sich: die Frau noch ein wenig in Angst, der Pechschaber vergnügt wie ein Eichhorn. Machte ein paar Hopser und kroch mit seinem Weib ins Dickicht.

Da war vom Sommer ein sammetweicher Moosteppich hingebreitet, als sollte der Bergkönig darauf sich niederlegen, wenn er einen Spaziergang durch den Hochwald macht. Es floß auch ein goldener Strom Sonne von oben herein. Den ließ sich der Pechschaber über seinen Rücken laufen, damit der Frühtau verdampfe, der waldfrisch und klar darauf geronnen war, stützte das Kinn in die Hände und zwickte die Augen listig zu:

‚Ein gescheit's Weib muß der Mensch haben. Das ist die Hauptsache; dann kann ihm nix geschehen.'

Die Annemirl lachte so in sich hinein und machte sich's ebenfalls bequem im Moos; sie ließ sich liegend den Goldstrom über den Rücken rinnen.

‚Es muß einer sich erholen,' sagte sie, ‚von dem, was er ausgestanden hat. Ist das etwa gelogen gewesen, wenn ich hab zu dem Grünen gesagt, eine schwere Stund ist das?'

Der Pechschaber lachte: ‚Ich sag's ja: ein gescheit's Weib —'

‚Pechschaber, dir ist das eingefallen, dir! Gut ist's gewesen. Darum: wenn der Mann auch ein bissel gescheit ist, so ist's kein Schad.'

So stritten sie sich eine Weile leis und vergnügt, und jeder Teil wollte, daß der andere der klügere sei. Dann sagte der Pechschaber:

‚Annemirl, weißt was?'

‚Nix weiß ich.'

‚Unsere Gescheitheit kommt auf eins hinaus; denn daß wir das Landfahren mit heut aufstecken, das ist uns beiden zugleich eingefallen, — weißt noch? Und ich bin so lustig drüber, daß ich dem Bergwald mein löchernes Blasholz schenken tät, wenn er eins brauchete. Macht aber selber eine Musik, der Wald, und eine gottlos feine, Annemirl! Weißt, wenn unsereiner landfahren will, so muß er noch viel gescheiter sein als wir zwei.'

Die Frau sah den Pechschaber verwundert an:

‚Noch gescheiter? Wie meinst denn das?'

‚Na, der Mann muß sich halt eine Weibsperson mit mindestens einem Holzbein heiraten. Noch besser sind zwei Holzbeine. Denn je lahmer sie ist, desto mehr bringt sie Geld. Für unsere Kunst, weißt, da sind die Leut in dieser hellen Zeit zu aufgeklärt. Nutzt alles nix: der Pechschaber und die Annemirl werden seßhaft.'

II.

Wie der Pechschaber und sein Weib auf dem Sammetbette des Mooses sich's wohl sein ließen und die goldenen Decken des Lichts über ihnen lagen, stieg der Grenzwächter mit einer kleinen behäbigen Waldhäuslerin den Tannenhang empor. Die hatte ein schwarzes Täschlein am Arm und arbeitete sich pustend hinter dem Grenzwächter die Steile hinan. Das war die Frau Dorothea Bratel.

Die Frau kennt jeder im Waldgebirg. Aber wenn's einer in der Nacht eilig hat und im Dorfe nach der Frau Dorothea Bratel fragt, da kann er das ganze Dorf aus dem Schlafe pochen, und sie werden alle nachdenklich aus ihren Fenstern schauen und sagen: ‚So heißt daheroben niemand.' Wenn einem von ihnen aber in dunkler Nacht ein Licht aufgeht und er fragt, weswegen denn der fremde Mann so mitten in der Nacht justament die Frau Dorothea Bratel brauchet, und er hört die Antwort, — da lacht er, geht mit dem Fremden durchs Dorf und pocht beim schwarzen Kreuz an die Haustür: ‚Die Frau wohnt hier; aber Dorothea Bratel heißt die nicht; die heißt das schwarze Kreuz-Weibl.'

‚Um Gott,' sagt der andere, ‚wenn sich die daheim nun an ihr versieht?'

‚Weil sie schwarz wär? I, nein! Auf dem Platz vor ihrem Haus heißen wir's: beim schwarzen Kreuz. Ihr Mann ist das schwarze Kreuz-Mannl, und so ist sie halt das schwarze Kreuz-Weibl.'

Und diese kleine, behäbige Dorothea Bratel wackelte um jene Stunde durch den taufeuchten Wald, um zu helfen. Wie sie an die Stelle kamen, auf der sich etwas ganz Seltsames hatte zutragen wollen, da waren dort die Nadeln von schweren Nagelschuhen zerschürft.

Der Grenzwächter putzte sich die Augen und spähte umher; er ging dahin und dorthin, er rief, — es war aber niemand da.

Da setzte sich die Frau vom schwarzen Kreuz neben ein Fichtenstämmlein auf den Waldgrund und lachte mit ihrer ganzen behäbigen Fülle; denn der schwarze Kreuzmann hatte eine gescheite Frau. Die verriet dem Grenzwächter nicht, was ihr so rasch klar geworden war; ein Grenzwächter muß nicht alle Schlauheit der Schwärzer erfahren; ein Grenzwächter ist der Waldleute Feind. Wie sie sich ausgelacht hatte, biß sich der Wächter die Lippen immer noch und kaute an seinem Schnurrbart. Frau Dorothea Bratel aber sagte:

‚So wird der Wächter ein Gesicht gehabt haben! Es spukt um die Mittsommerzeit im Wald, und Wunder geschehen da, — es glaubt einer gar nicht wie viel! Was die Steinhöferin ist, die ob dem schwarzen Kreuz wohnt, die weiß etwas davon zu erzählen. Aber nun, Herr Finanzer,' — Frau Bratel richtete sich am Fichtenstämmlein empor, — ‚Zeit zum Schwätzen hat unsereiner nicht! Ich mach wieder den Berg hinein; zuvor aber möcht unsere Sach richtig werden; zwei Gulden krieg ich, — das ist die Taxe!'

Die zwei Gulden hat der Grenzwächter nach einer peinlichen Hin- und Widerrede bezahlt. Aber im Forst über dem Dorfe hat ihn kein Schwärzer wieder gesehen. Wie er erfuhr, daß ihm sein mitleidig Herz einen Streich gespielt habe, ist er um Versetzung eingekommen. Vier Wochen, nachdem dies geschehen, war er fort, der ‚gute Grenzwächter'. Der nun kam,

war der ‚schlimme'. Den hat der Pechschaber —; doch mit dem treffen die Waldleute ja noch zusammen.

Wie die Frau wieder im Haus beim schwarzen Kreuz saß und dem Schachtelmacher und Gemeindevorsteher Vinzenz Alois Bratel vergnügt die zwei Silbergulden auf den Tisch schlug, warfen der Pechschaber und sein Weib im Waldesdickicht die goldenen Decken ab. Die Annemirl hing den Geigensack über den Rücken und schüttelte sich das Moos aus dem Rock. Der Girgl schob sein Blasrohr unter den Arm und die Hände in die Taschen und rückte sich das grüne Spitzhütlein zurecht; so zogen sie hernieder, schritten über das tosende Wildwasser, das Gold und Silber über die Steine warf und unter farbenbunten Bogen aus blitzendem Staub durch den klingenden Morgen fiel, schritten beim Kreuz vorbei und rasteten auf der Holzbank droben vor dem kleinen Hause. Das steht am Hang auf der Waldblöße. Ist ein graues Genist und hat ein moosgrünes Schindeldach. Darin wohnt die Steinhöferin, ein Weiblein — weiß kaum einer, wer älter ist, das Haus oder die Frau.

Die kam heraus, wie sie die Musikanten reden hörte und sagte:

‚Grüß Gott, Pechschaberleut! Seids da?'

Die Annemirl tat das kattunene Kopftuch ab und strich sich mit der feuchten Hand die Scheitel glatt. Aber der Girgl schlug in seine Hände, daß ein Schall durch den Bergwald rannte.

‚Da sind wir, und da bleiben wir! Steinhöferin, weißt, was das ist: wegemüd sein und heimatsehnsüchtig? Weißt, was das heißt: es sind zwei landfahrend gewesen von Kindheit an und haben sich nichts erspielt als ein paar windige Lumpen auf den Leib, ein paar zerrissene Schuhe an die Füße und ein Waldheimweh ins Herz? Auf der Landstraße liegen, das heißt: ohne Glück und ohne Stern sein wollen sein Lebtag. Und nun grüß Gott, Steinhöferin! Da sind wir, und da bleiben wir!'

III.

Als der Pechschaber und die Annemirl einen Kaffee gekocht und sich von der Wegfahrt ein wenig ausgerastet hatten, besahen sie sich den Hausrat, den ihnen die Steinhöferin mit ihrem Stüblein vermietet hatte. In der Ecke stand eine Bettstatt mit frischem Stroh und einem Sackleinen darüber. Der Pechschaber drückte die Fäuste auf das Stroh; da tat die Bettstatt einen Seufzer. Aber der Mann redete ihr vergnügt zu: ‚Wegen einem bissel Arbeit, das nun wieder zu tun ist, schreit einer nicht gleich auf!'

Es war auch ein Schrank da, oben mit zwei kleinen Glastüren.

‚Dahinter kommen die feinen Tassen zu stehen mit den Silbersprüchlein,' lachte die Annemirl; und weil die Mittagsonne so golden durch die niederen Scheiben schaute, blickte der Pechschaber sein Weib froh an.

‚Annemirl,‘ sagte er, ‚bildsauber bist mir nun aber doch geblieben, und ist doch so lange der Staub der Landstraße auf dich gefallen! Deine blanken braunen Augen hast du wiederum hereingetragen. Und das nußbraune Sechserlein auf der Stirn —‘

Der Pechschaber griff danach und drehte sich das zierliche Ringlein um den Finger. Da war die Annemirl gefangen. Und nun der Girgl:

‚Was hast gesagt? Die Tassen mit den silbernen Sprüchlein? Wär' schon recht, aber es sind noch einundzwanzig Jahr, bis wir die silberne Hochzeit machen. Das ist fei ein Eichtl lang hin; bis zu dero Zeit werden's die Kaffeetöpfe tun müssen, und die kommen auf das Brett hinter dem Ofen!‘

Der Ofen nahm ein Viertel von der Stube ein, war aus dunkelgrünen Kacheln und lief eine Bank um ihn her. Auf diese Ofenbank setzte sich der Pechschaber nun und schaute sich um: in der einen Ecke der Ofen, in der zweiten der Schrank, in der dritten das Bett, am Pfeiler zwischen den beiden Fenstern der Tisch mit zwei Stühlen. An der Wand in der letzten Ecke war eine Leiste mit Nägeln: ‚Für den Sonntagsstaat, wenn einer da ist,‘ lachte der Mann. Dann nahm er sein schwarzes Blasholz vom Fensterbrett, barg's in die Hülle zu der Geige und hing beides an einen der Nägel.

Nun gingen sie miteinander vors Haus, um sich die Welt anzuschauen, die um sie war.

Ein breites Tal lag da zwischen den dunklen Hängen des Gebirges, so weit, daß eine kleine Stadt darin Platz gehabt hätte. Die Gipfel der Berge schwammen in bläulichem Hauch; das sanfte Wehen der Bergfichten war ringsum, und unten stürzte das schäumende Wildwasser in dumpfem Donnern seine Bahn; nach dem Gewitter von gestern tat es ungebärdig.

Die Häuser des Dorfes lagen aber nicht dicht beisammen. Warum denn nicht?

Danach fragte der Pechschaber die Steinhöferin, die gerade wieder aus der Türe schlürfte, sich an der Wand entlangtastete und auf der Bank Platz nahm.

‚Ja, mein lieber Pechschaber, das ist deshalb, weil das Tal erst voller Bergwald stand! Da sind ihrer etliche gewesen, die haben Kohlen gebrannt und haben sich ihre Hütten in den Wald gebaut. Na, und dann sind andere gekommen, denen hat die Landgrenze angestanden; die haben gepascht. Und wieder andere, die haben Wilpert geschossen im Wald, weil sie dachten: Es ist einer immer satt dabei und läßt sich gut leben. Sein Haus hat sich der eine dahin, der andere dorthin gesetzt, wo's ihm behagt hat; und den Wald, der um ihre Dächer gerauscht hat, den haben sie so langsam in den Ofen gesteckt.‘

Die Steinhöferin hatte das Kopftuch tief in die faltige Stirn gezogen; so bildete es ein Dächlein über ihren Augen und lugte nur noch

die scharfe Spitze ihrer Nase in das Sonnenlicht. Plötzlich legte die Alte dem Girgl die Hand aufs Knie:

‚Pechschaber,‘ sagte sie, ‚du wirst ein Eichtl auf der Hut sein müssen! Früher, wie der Steinhöfer noch dagewesen ist, da haben sie die Bergfichten angerissen und ein Harz herzu geschleppt, es ist nicht zu sagen. Aber nun ist das daherum verboten. Es ist eine närrische Zeit.‘

Der Musikmann lachte:

‚Steinhöferin, ich wüßt' nicht einmal, wie das zu machen wär', wenn man mich harzklauben schicken tät!‘

‚Hast aber doch den Namen?‘

‚Freilich wohl, Steinhöferin! Der ist das einzige Erbstück von meinem Vater; und wiewohl ich mein Lebtag kein Säcklein Pech aus dem Walde trag', meinem Buben werd' ich diesen Namen doch auch wieder vermachen. Erst wird er der Pechschaberbub; und wenn ich einst wieder landfahren geh', Steinhöferin, weißt, in das himmlische Paradeis, dann ist der Pechschaberbub der Pechschaber!‘

Die Steinhöferin schaute sich die beiden Leute erstaunt an:

‚Einen Buben habt's auch?‘

Da war die Annemirl schon in die Höhe geflogen wie ein Sturmwind, zerwühlte dem Girgl die rabenschwarzen Haare und wollte ihn nun auch an dem Schnurrbart raufen.

‚Glaub's nicht, Frau!‘ lachte sie. Und: ‚Was verzählst denn für Dinge, Girgl? Rein zu Narren macht er die Leut.‘

Aber der Pechschaber hielt der Annemirl die Hände fest und zog sie auf sein Knie.

‚Sitzen bleibst!‘ sagte er. ‚Steinhöferin, vorhin haben wir gerechnet. Einundzwanzig Jahr sind noch Zeit, bis wir der Annemirl die Silberzweiglein ins Haar stecken. Und in denen vier Jahren, du lieber Gott, da war keine Zeit zum Bubenkriegen! Jede Nacht ein ander Dach; Steinhöferin, das ist ein harter Spruch! Aber nun: es muß einer nicht nur ein gescheit's Weib, es muß einer auch ein lustig Pärlein haben, das daheim fein brav Musik macht, gelt?‘

Die Annemirl auf dem Knie des Pechschabers war auf einmal nachdenklich geworden. Da legte der Mann den Kopf auf die Seite und sah sie aus listigen Augen an:

‚Schafft's dir Kopfweh, wie du am geschwindesten Ordnung in das vielerlei Ding bringst, das wir von der Wegfahrt mit in Wald getragen haben?‘

Aber die Frau blieb die vergnügten Augen diesmal schuldig. Sie sagte: ‚Wie man etwas zusammenträgt, darauf denk ich. Es muß ein Holz sein zum Kochen . . .‘

‚Waas?‘ fragte der Pechschaber, ‚ein Holz zum Kochen? Da mach ich mir fei' nix draus; ein gekochtes Fleisch wäre mir lieber als ein gekochtes Holz!‘

Nun mußte die Annemirl doch wieder ihr lustiges Gesicht aufstecken. Sie sprang empor und zog sich das Kopftuch hinter dem Gürtelbande heraus. ‚Jetzt, Girgl, einen Strick brauchen wir, und ein Holz gehen wir lesen!‘

Da mußte der Pechschaber gehorchen, suchte im Schupfen nach einem Strick und fand ihrer zwei.

Damit stiegen die vergnügten Pechschaberleut den Schlag hinan und verschwanden im Bergforst.

IV.

Nicht lange darnach trug der Pechschaber einen Arm voll dürres Astholz herzu und schleifte in der freien Hand noch ein paar mannslange Äste hinter sich drein.

Er war still zu Berg geschritten; denn er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß das Musikantentum am Ende doch lustiger gewesen sei. Und darüber ward er nachdenklich: die Annemirl könne nun an jedem Morgen einen neuen Wunsch haben und am Nachmittag auch, und sie könne einen Haufen Arbeit für ihn erfinden; denn vom dürren Holz allein kann der Mensch doch nicht leben. — Wie die Frau nun aber das Reisholz knickte, und wie sie sogar die starken Äste flink über ihrem Knie zerbrach, daß sie krachten, so wurde auch der Pechschaber geschäftig. Es wurde ihm wohl; denn der wehende, schattige Bergwald war um ihn.

Eh' noch die Amseln in den Wipfeln zu stimmen begannen, hatte er zwei dicke Bündel Brennholz zusammengetragen. Weil die Annemirl sie aber so fein gleichmäßig gepackt hatte, nahm er von dem einen Gebund die Hälfte weg und legte diese auf das andere: ‚Das wird das meine,‘ sagte er. Und nun gingen sie daran, das Holz mit den Stricken zu schnüren. Da wurde plötzlich ein harter, stampfender Schritt vernehmbar.

Es kam einer den Steilhang herein. Dem hing ein schweres Gebund Äste auf dem Rücken, und sein vergilbtes Spitzhütlein mit der krummen Spielhahnfeder daran hielt er in der Hand.

‚Ah,‘ sagte er, ‚das sind ja die neuen Pechschaberleut! Grüß Gott mitsammen! Holz und Plag wächst jeden Tag.‘

‚Freilich wohl,‘ gab der Girgl zurück, während er auf dem knackenden Reisholz kniete, und: ‚Annemirl, den schau dir an, das ist ein Richtiger, der Veit! Und auf ein Holz geht der Veit auch aus? Geh' her und rast' ein Eichtl!‘

Da löste ihm der Pechschaber den Strick, damit er seiner Last ledig werde, und alsbald lagen die Männer im Moos. Derweil hatte die Annemirl das Sackleinen abgetan, das sie sich hinten aufgebunden hatte, damit

das Holz sie nicht so drücke, und sammelte Blaubeeren hinein. Währenddem redeten die Männer heimlich miteinander.

Der Pechschaber erzählte, wie sie heute im Morgenlichte dem Grenzwächter entronnen seien. Da wälzte sich Veit in heller Lust auf dem Waldgrunde.

‚Du,‘ sagte er nach einer Weile, ‚auf Samstag Nacht, — wenn du magst! Vollmond ist, Pechschaber, und nach Mitternacht klopf' ich beim Steinhof ans Fenster. Einen Bock weiß ich stehen, — so hoch hat er aufgesetzt!‘ Der Musikant sah ein wenig betreten nach der beerensuchenden Frau. Das verstand der Wildschütz.

‚Ah pah!‘ sagte er und schlug in den Wind. ‚Angst haben die Weiberleut nur die ersten zwei Male, hernach — es fehlt nix, so lüden sie sich selber ein Schießeisen auf. Das kennen wir. Und nun gerade die deinige, — wenn sie den Wächter so fein heimgeschickt hat!‘

Das verschlug. Sie wurden einig. In der Samstagnacht erwarten sie einander beim Steinhof, kriegen den Bock und machen halbpart.

Weil die Annemirl aber immer noch Schwarzbeeren las, sagte der Veit: ‚Pechschaber, es ist möglich, ich bring da noch zwei Leut mit! Nicht daß ich dich vergrämen will, aber die Förster und Heger sind uns daheroben seit einiger Zeit höllisch dicht auf den Fersen. Ich denke, wir vier, wir können uns aufeinander verlassen. Schmuggeln und Wilpertschießen, Schwämme suchen und Holz lesen, — wovon soll denn sonst einer leben im Wald? Keiner ist, der nicht darauf aus wär'. So machst du's halt auch mit. Und dabei läßt sich leben. Mit der Musik ist's nicht mehr weit her, Girgl, gelt?‘

Der schlug in die Luft: ‚Gar aus ist's, Mann!‘

Veit schickte sich an, sich sein Bündel Astholz wieder aufzuladen, wobei ihm der Pechschaber half.

‚Also, b'hüt Gott miteinander und auf Samstag Nacht!‘

Das Holz hatte eine schwere Last; denn wie der Wildschütz damit über den Wurzelgrund stampfte, schütterte die Erde.

Eine Weile später schnürten sich auch die Pechschaberleut ihre Bündel auf den Rücken: ‚Annemirl, gut ist's, daß wir uns gegenseitig nicht solch eine Last sind!‘

Die Frau nickte frohgemut. Dann nahm jedes einen Ast in die Hand als Stütze den Berghang hinab, und die Annemirl trug die gesammelten Beeren sorgsam vor sich her. So langten sie beim Steinhof an. Die Sonne rötete die Bergkuppen und warf roten Sammet in die Wipfel der Fichten. Da flatterten die Amseln in das purpurne Licht und flöteten.

Während die Annemirl einen Teil des eingetragenen Holzes hinter dem Ofen sauber aufschichtete, stand der Pechschaber mit der Axt vor dem Schupfen hinterm Haus. Und wie er das Dürrholz kleinschlug, dachte er:

‚Ein gescheites Weib muß der Mensch haben; ein Musikantenpärlein braucht er auch, dazu ein Dach und ein Bett, und ein Schießeisen tät auch not. Glaubt einer gar nicht, wieviel sein muß, eh' er sich sein kleines Glück zusammenrichtet!'

Und das Schießeisen machte dem Girgl heimliche Sorgen.

V.

Am Samstag, wie die Sonne niederging, legte der Pechschaber seinem Weib die Hände auf die Achseln:

‚Annemirl, heut nacht wird etwas geschehen, mußt dich aber nicht fürchten! Wenn die Mitternacht vorbei ist, pocht es ans Fenster.'

Da wurden die Augen der Frau weit: ‚Wilpert schießen wollt ihr gehen miteinander! Sag's nur frei heraus, Girgl!'

‚Justament erraten hast's, du!' lachte er. ‚Das heißt, diesmal lauf ich nur so mit; zuschauen, weißt.'

Die Annemirl hob den Finger:

‚Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, Brüderlein!'

‚Pah!' machte der Pechschaber, trat ans Fenster und richtete sich ein altes Rauchpfeiflein zurecht.

‚Du,' rief ihm die Annemirl hin, ‚teueren Rauchtabak willst auch wieder in die Luft blasen?'

‚I nein,' begütigte der Girgl, schaute dabei aber nicht auf: ‚Ehbevor wir nicht den Bock erwischt haben, eh' kommt kein Rauchtabak ins Haus.'

Da beschied sich die Frau. Sie hatte sich gewöhnt, dem Pechschaber ein wenig nachzurechnen. Der war feintag nicht mit dem Gelde zurechtgekommen und war von jener Art Leute, die sich einbilden, ein Silbergulden wär ein solcher Haufen Geld, daß er gar nicht totzukriegen sei. Aber wenn der Mann sonst keinen Fehler hat und der Frau neidlos das Geldtäschlein überläßt, weil er sich sagt: ‚Nun bin ich auch noch der letzten Sorge ledig und bin der glücklichste Mensch auf der Welt,' so ist schon fein mit ihm leben.

So dachte auch die Annemirl. Sie hatte sich den Girgl nun vier Jahr lang angeschaut, Fehler hatte er sonst keinen.

In den Fenstern löschte die Sonne aus.

Da legten sich die Pechschaberleut im Steinhof aufs Stroh, und wie die Bettstatt geseufzt hatte, redeten sie noch ein paar Wörtlein. Der Kauz klagte draußen. Sie schwiegen, aber sie schliefen dennoch nicht und lagen doch beide ganz still, um sich einander nicht zu verraten.

Da kicherte die Annemirl heimlich in ihren Bettzipfel, und als der Girgl seine Stirn nun ganz dicht an die ihre legte, sagte sie mit leisem Vorwurf gegen sich selber:

‚Lachen muß ich, und eine Furcht sollt' ich haben.'

Sie stützte sich auf den Ellbogen. Das silberne Licht des Mondes fiel an die verhangenen Scheiben.

‚Du,' sagte sie, ‚wenn sie dich anschießen, ich weiß nicht, was ich tu!'

Der Pechschaber sah mit weit geöffneten Augen an die Decke und dachte: Es ist schon recht, was der Veit gemeint hat von der Furcht der Weiberleut. Er sagte aber:

‚Grimm dich nicht, Weibl! Bald wirst du am liebsten selber mit auf die Wildbahn schleichen.'

Da war draußen am Fenster in der Schattenwand des Hauses ein leises Klopfen vernehmbar.

Die Pechschaberleut sprangen aus dem Bett, als hätten sie gefühlt, daß eine Otter zwischen ihnen über das Laken glitt. Die Annemirl warf sich rasch ein knielanges Röcklein über; — nun hatten sie schier drei Stunden gelegen und gelauscht und fuhren doch umher, als wären sie aus tiefstem Schlafe geschreckt worden. Während die Frau das Rockband sich knüpfte, sagte sie:

‚Möcht' ich dir etwan ein Brot schneiden, Girgl?'

Der tat inzwischen den Fenstervorhang ein wenig zur Seite, um denen draußen ein Zeichen zu geben; dann sagte er:

‚Was willst du denn eigentlich aus dem Bett, Annemirl? Geh' her und schlaf fix noch ein paarmal rum, daß du fertig wirst; denn bald reibt der Tag den Schlaf sich aus den Augen! Und ein Brot? Nein, ist nicht nötig. Bald balzt der Spielhahn, und da möchten wir schon daran denken, uns wieder an den Steinhof heranzupirschen.'

Die Frau setzte sich auf den Bettrand:

‚Jessmaria, wie du red'st, Girgl, schon wie ein richtiger Wildschütz!'

Nun drückte sich der Pechschaber den grünen Hut auf den Kopf und stieg zum Fenster hinaus: ‚Damit die alt Steinhöferin nicht aus dem Schlaf fährt,' sagte er; ‚wenn die mir über den Weg lief, Annemirl, keinen Schritt tät ich auf die Wildbahn, diese Nacht nicht!'

Da glitt er draußen hinab. Und die Annemirl rief ihm nach:

‚Das hättest mir früher sagen müssen, leicht, sie wär dir dann dagestanden, die alte Steinhöferin — ein böses Zeichen auf deinem Weg!'

Es war die heimliche Sorge, die aus ihr sprach. Dann schloß sich das Fenster, und die Annemirl legte sich auf den Strohsack. Aber sie lag mit weiten Augen und wachen Ohren, — ob sie ein Schießen vernähme den Berg herein.

Der Mondschein lag wieder klar hinter den Scheiben, und nur aus dem Tal herauf klang das dumpfe, eintönige Rauschen des Wildwassers.

(Fortsetzung folgt.)

Von christlicher Malerei und ihren Schöpfern.

Von

Karl Muth.

Daß über christliche Malerei noch etwas Neues zu sagen wäre, scheint nach all dem darüber bereits Gesagten etwas zweifelhaft. Und doch drängt uns die Betrachtung der Verhältnisse immer wieder zum Nachdenken. Man weiß, wie gerade die letzten Jahrzehnte ein regeres Leben auf diesem Gebiet hervorgebracht haben, und man kann sich in der unmittelbaren Gegenwart vielleicht am wenigsten dem Eindruck verschließen, daß wir uns einem Wendepunkt nähern.

Die Ursache liegt einmal in dem allgemeinen Umschlag der Stimmung in unserem gesamten Kunstleben. Kaum reich geworden in der technischen Bewältigung neuer Licht-, Form- und Farbenprobleme, hält die neuzeitliche Kunst auch schon wieder Ausschau nach größeren Inhalten, als sie die naturalistisch gesehene Umwelt bieten kann. Sie geht auf seelische Werte aus und sucht nach Stoffkreisen, in denen sich diese Werte ausprägen ließen. — Eine weitere Ursache liegt in dem orientierenden Zurückgreifen unseres Kunstschaffens auf die ältere Kunst, wie dies im großen Stil durch die englischen Präraffaeliten, im geringeren Umfang von jedem ernsteren modernen Künstler geschieht, den der Mangel bestimmter künstlerischer Eigenschaften bei den Zeitgenossen mit immer neuer Bewunderung für die Alten erfüllt. Vor allem aber hat einen beträchtlichen Anteil daran das Auftauchen einer Richtung in der kirchlichen Kunst, die wir als die Beuroner bezeichnen. Dabei spielt viertens das durch organisierte Bestrebungen (‚Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst') geweckte Bewußtsein, dem christlichen Kunstschaffen größere Sorge und Pflege zu schulden, eine gewisse Rolle. Und endlich fängt das allgemeiner gewordene Bedürfnis nach harmonischer und charaktervoller Ausstattung unserer Innenräume langsam an, sich auch auf unsere Kirchen zu erstrecken.

Nach all diesen Einwirkungen wurden wir mit Schrecken gewahr, wie sehr die christliche Kunst nach dem Erlöschen der romantischen Bewegung bei

den ‚Nazarenern' an wirklich ästhetischen Werten verloren hat, ohne doch schon voll und allgemein zu der Erkenntnis gekommen zu sein, daß dieser Mangel auch auf einen religiösen hindeutet. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir heute nicht religiös dächten und empfänden, noch weniger, daß nur einem wirklich christlich gesinnten Maler auch ein christlich ansprechendes echtes Bildwerk gelingen könnte. Nichts wäre naiver als diese Auffassung. Wohl aber kann es heißen, daß wir nicht religiös groß genug denken und fühlen, um einer großen christlichen Kunst und ihren Schöpfern Entfaltungsmöglichkeit zu bieten.

Und so ist es in der Tat. Das zeigt sich vor allem schon in den Aufgaben, die der christlichen Kunst, insbesondere der christlichen Malerei vom religiösen Standpunkt zugedacht werden. Erbauung um jeden Preis ist hier nur gar zu oft die Parole. Das hat die christliche Kunst zum Teil auf das Niveau des Rührseligen, des Sentimentalen gebracht. Der ergreifende Gesichtsausdruck, gezierte Bewegungen, nonnenhaftes Frommtun der heiligen Gestalten wurden vielfach die Mittel, um im Beschauer andächtige Stimmung zu wecken. Nicht im Dienste der wahren Andacht und Anbetung, sondern im Dienste von Andachten mußte so mancher Künstler schaffen, wollte er seine Auftraggeber befriedigen. Die herbe ‚Anbetungskunst' der Beuroner hat uns das Schwächliche, Unwürdige dieser Richtung greifbar zum Bewußtsein gebracht. Wir — und allen voran die christlichen Künstler — fangen endlich an, darüber zu sinnen, in welcher Richtung die zukünftigen Aufgaben liegen, nachdem sich die Kunst aus der Devotionsstimmung wieder in die reine und starke Luft jenes Glaubenslebens zurückgefunden hat, wie es uns aus den hl. Schriften und der kirchlichen Überlieferung entgegenweht.

In der einsetzenden frischeren Bewegung können wir zunächst zwei große Richtungen unterscheiden. Die eine geht von dem dekorativen Grundgedanken aus und hat ihre beste Stütze in einer strengen Stilkunst nach Art der Beuroner. Sie ist Flach- und Monumentalmalerei im eigentlichen Sinn des Wortes. Sie arbeitet mit religiösen, christlichen Symbolen und stellt die heilsgeschichtlichen Tatsachen in typischer Weise und zeitlos dar. Sie ordnet sich der Architektur unter, begleitet und unterstützt sie in der Wirkung, durchbricht sie aber niemals, indem sie den Beschauer in gemalte Räume blicken läßt. Sie hält die Farben gedämpft und der Stimmung des gesamten Innenraumes angepaßt. Die rein malerischen Aufgaben sind verhältnismäßig gering; das Zeichnerische und Dekorative herrscht. Die Subjektivität des Künstlers hat keinen Raum zur Entfaltung; nur die Sache spricht in den großen symbolischen Typen, die die Kunst geschaffen hat.

Diese Kunst hat etwas Herbes und Strenges, auch wo sie Mildes und Zartes darstellt. Sie ist Kunst für Gläubige, für Eingeweihte; sie ist als symbolisch-religiöse Kunst esoterisch. Sie entfaltet keine Werbekraft, aber sie beglückt den, der ihr mit christlich frommem Verständnis naht, indem sie ihn immerzu über sich selbst hinausweist. Sie ist nicht durch Zufall von Mönchen

wieder belebt und erneuert worden: sie ist im tiefsten Grund mystische und mönchische Kunst.

Die andere stärkere Richtung hat mehr Fühlung mit dem Leben; sie ist historisch, nicht dogmatisch-symbolisch. Sie ist im eigentlichen Sinne malerische Kunst. Sie beschränkt sich nicht auf die Kirche oder klösterliche Räume, sondern greift gern zum Tafelbild. Da sie damit beim kaufenden Publikum jedoch keinen Erfolg hat, sieht sie sich doch immer wieder fast ganz auf die Kirche verwiesen. Aber sie verwandelt diese nicht zum Bildersaal. In künstlerischer Raumgliederung belebt sie die Wände und Decken mit frommer Erzählung, belehrender Schilderei; einen gewissen Realismus kann sie kaum entbehren. Das historische Empfinden unserer Zeit fordert ihn fast gebieterisch von ihr. Aber weit entfernt, nur Illustration der heiligen Geschichte zu sein, geben diese Malereien ihrem Schöpfer reiche Gelegenheit, die in ihm bewußt herrschende religiöse Stimmung zum Ausdruck zu bringen und dadurch auf den Beschauer in ähnlicher Richtung zu wirken. Diese Kunst ist als religiös-geschichtliche exoterisch, Volkskunst in besonderer Weise. Alle Zauber der Farbe und Form macht sie sich dienstbar. Sie liebt die Natur, die Gottes ist, und spricht mit ihrer Sprache zum Gemüt des Beschauers, den ein Rausch der Schönheit überkommt. Da wird er der Grenzen des Sichtbaren sich bewußt; seine Seele träumt sich in goldene Fernen, die kein Schmelz der Farbe wiedergibt, die kein Reiz des Pinsels nachahmt. Die vergängliche Natur und alle darstellbare Erscheinung der Menschengestalt wird zur Staffel für das Unvergängliche und den Sinnen nie Faßbare. Bis an die Grenze der Schönheit dieser Welt hat uns die Kunst geführt, und wie Virgil den Dante an Beatrice, so übergibt sie uns dort der Religion, dem Glauben und der Gnade zum weiteren Geleit.

Begreift man, daß diese Kunst nie aussterben kann, auch wenn die andere an Boden gewinnt und sich viele Herzen erobert? Möge sie es immer tun, denn sie ist, groß geübt, würdige und große Kunst. Ihr Vordringen wird nur die Wirkung haben, daß auch die mehr malerisch-darstellerische Richtung an neuer Kraft, Innigkeit, Freiheit und Größe gewinnt.

Die Vertretung dieser Richtung in ihrer reinen Form ist zur Zeit nicht groß; aber ein guter Nachwuchs sorgt auch für die Zukunft. Von Anfang an eine selbständige und bald auch überragende Stellung darin nahm Gebhard Fugel ein; in ihm prägt sie sich zur Zeit am schärfsten und greifbarsten aus. Die Beuroner Richtung ist im dritten Jahrgang (Aprilheft S. 79) gewürdigt worden; so mag denn hier an einem konkreten Beispiel auch die andere zu ihrem Rechte kommen. — Gebhard Fugel steht im 43. Lebensjahre. Einem schwäbischen Bauerngeschlecht aus Ravensburg entwachsen, hat er seine erste Ausbildung als Künstler in Stuttgart erhalten. Von dort ging er, bereits ziemlich fertig, nach München. Auf einer Reise nach Paris besuchte er Munkacsy. Einen Augenblick trug er sich mit dem Gedanken, in dessen Atelier als Meisterschüler zu arbeiten. Daß es nicht dazu kam, hat dem Ruf seines Namens und seiner Kunst gewiß nicht geschadet. Ist er

doch davor bewahrt geblieben, daß der Schatten eines, der Meister war, bevor er es sein konnte, zeitlebens über seinem Namen liegt. Fugel steht also in keiner direkten und persönlichen Abhängigkeit. Dem Geist nach setzt er die Tradition der ‚Nazarener' fort; in der Form, dem Ausdruck ist er modern oder vielmehr Realist im Sinne individueller Ausdruckskunst. Ein eklektisches Moment läßt sich hin und wieder nicht verkennen. In einzelnen Werken, wie z. B. in dem neuen Kreuzweg für die St. Josephskirche in München, ist die Synthese jedoch so glücklich, daß man seiner Entwicklung einen neuen Höhepunkt voraussagen darf. Den ersten sehe ich in jener Reihe von Bildern, die nicht direkt Andachtsbilder sein wollen. Sie beginnt mit einem Werke, das noch auf der Akademie entstanden ist und einen Konflikt mit dieser herbeiführte: ‚Christus Kranke heilend' (1886). Der ernste und große Realismus dieser Schöpfung mußte damals, wo man auf dergleichen noch nicht geschult war, verblüffen trotz der seelischen Innigkeit, mit der der ganze Vorgang erfüllt ist. Die ‚Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst' hat bis heute nicht den Mut gefunden, dies Werk in ihrer Jahresmappe zu bringen. Das spätere, in gleicher Auffassung gemalte Bild, ‚Weinet nicht über mich,' das die Leser hier wiedergegeben finden, erschien in der Jahresmappe nur an untergeordneter Stelle als Textillustration. Und doch ist in diesen Schöpfungen so sehr die ursprüngliche Begabung Fugels enthüllt, daß es sich noch stets gerächt hat, wenn der Künstler seinem tiefsten Wesen nicht treu geblieben ist. Daß es nicht geschah, ist zum großen Teil die Schuld jener, von denen unsere christlichen Künstler noch immer mehr als billig abhängig sind, sofern sie für kirchliche Aufgaben tätig sein wollen. Und wo anders als in den Kirchen und Klöstern fände der bewußt christliche Maler heute lohnende Aufträge? Ist es doch Tatsache, daß das religiöse Tafelbild kaum noch Käufer findet! Während Maler wie Gebhardt, Uhde, Steinhausen die Gunst protestantischer Kunstfreunde in hohem Maße erfahren, sehen sich unsere christlichen Maler von dem kaufkräftigen katholischen Publikum fast ganz verlassen. Was Wunder, wenn so spezifische Begabungen wie diejenige Fugels für das religiöse Tafelbild nicht genug zur Betätigung kommen!

In dem Atelier des Meisters lehnt, fast von ihm selbst verkannt, an der Wand wie verloren ein Bild, das in der Auffassung zum Schönsten gehört, was ich in der Art kenne: ‚Christus als Kinderfreund.' In einer schönen, weiten Hügellandschaft unter blütenregnendem Obstbaum steht Christus. Vor ihm eine Schar Volkes, meist Kinder in allen Altersstufen. Liebevoll teilnehmend, unendliche Ruhe in jeder Bewegung spricht der Menschensohn zu ihnen. Welch ein Ausdruck der Seelengüte in den vorgestreckten Armen, die das Gesprochene mit anschaulicher Geste begleiten! Die Züge der Kinder und Frauen voll von Glück, das nicht Worte findet, so tief deutsch in der unbeholfenen Innigkeit des Empfindens. Und rings herum die weite Gotteswelt, blühend und leuchtend die Aue, tief und sanft strahlend der Himmel. Wahrlich, ein Bild von größerer erbauender Kraft als vieles, was

der Künstler für seine kirchlichen Auftraggeber auf Wand und Leinwand traditionsgetreu so heruntergemalt hat! Das Bild ist in den Jahren entstanden, da man eben anfing, im Pleinair malerisches Neuland zu entdecken. Heute, da diese Bewegung zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, findet der Künstler, daß in diesem Bilde malerisch nicht alles so bewältigt ist, wie er's verlangt. Soll er, was ihn lockt, tun und von neuem die Farben dazu mischen? Wer wird's ihm danken, wo wird er ein Echo finden? Und dennoch, er wird es tun, denn das ist ja Künstlerart, das Beste nur sich selber zu schenken. Aber eine spätere Zeit wird, wenn sie hinter die Akten kommt, den kunstpflegenden christlichen Kreisen unserer Tage ein Schuldkonto schreiben, das die Freunde unserer christlichen Tafelbildmaler heute schon als befriedigende Rache empfinden für den zeitgenössischen Unverstand. Ein Tafelbild auch, das in der gleichen Richtung liegt, ist ‚Christus vor dem hohen Rat'. Hatten wir in dem soeben gewürdigten mehr das historische Genrebild, so hier das realistische Geschichtsbild mit der ganzen Wucht der historischen Tatsächlichkeit. Trotz der Menge stark bewegter Gestalten ist der Vorgang auf den ersten Blick faßbar. Die weiße Erscheinung Christi beherrscht auch rein dynamisch das wechselnde Formen- und Farbenspiel. Immer wieder wird der Blick wie mit Gewalt auf sie hingezogen; weder die rote Gestalt auf dem Richterstuhl noch die schreienden im Vorder- und Mittelgrund können ihn festhalten. Wie aber Christus dasteht, so ruhig und posenfrei, so innerlich und sicher, so königlich groß, inmitten des Gewimmels, das wirkt mit einer geradezu suggestiven Macht auf den Beschauer.

In diesem Gemälde kommt trotz der geschichtlichen Objektivität noch eine gewisse persönliche Note des religiösen Künstlergemütes in der Gestalt Christi zum Klingen. Das ist bei den großen Bildwerken ‚Petri Pfingstpredigt' und ‚Paulus predigt in Athen' nicht der Fall. Da wirkt nur die Bedeutsamkeit des religionsgeschichtlichen Vorgangs durch die imposante Ausprägung in einer mit reicher Phantasie gesehenen Welt, bis herab zu den einzelnen aktiven und passiven Teilnehmern an dem großen Schauspiel.

Der Kreuzweg in St. Joseph in München wurde schon erwähnt. Es sind bis jetzt sechs Stationen vollendet, künstlerisch nicht alle vom gleichen Wert, aber in ihrer Gesamtheit doch eine bedeutende Leistung neuester kirchlicher Wandmalerei. Hier brauchte der Maler auf keinen historischen Stil Rücksicht zu nehmen wie an so vielen anderen Orten, wo seine fleißige Hand mit Selbstverleugnung geschaffen hat. Die Forderung einer gewissen Monumentalität führt jedoch notwendig zur Einfachheit und Strenge der Komposition, die bei allem Realismus im einzelnen ein Stilmoment hineinträgt. Man fasse daraufhin die hier wiedergegebene fünfte Station ins Auge. Wie rhythmisch in der Bewegung schreitet der Zug vorüber; wie fein ist dies Vorüberziehen zum Ausdruck gebracht! Deutlich und klar hebt sich die Hauptfigur ab. Haltung und Ausdruck sind würdig und frei von jener Leidensseligkeit, die meist mehr weichlich als rührend anmutet. Ein von den früher besprochenen Tafelbildern her bekannter poetischer Zug ist auch in diesem Kreuzweg mit Glück

Gebhard Fugel pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Petri Pfingstpredigt.

Horte Land

verwendet. Auf dem Bilde ‚Weinet nicht über mich!‘ sehen wir links vom Beschauer am äußersten Rand eine Frau, die dem Vorgang mit Ergriffenheit folgt. Mitten in einer kostümlich fremden Welt steht sie da wie ein Stück deutschen Gemütslebens. Keine Geste, kein Schreien, kein Zusammenbrechen gleich jenen Orientalinnen. Aber wie sie krampfhaft die Hände ineinander schließt, wie sie, die ganze Gestalt voll Seele und Ausdruck, auf den Mann der Schmerzen, ihren Heiland und Erlöser blickt, das ist tief und echt deutsch. Und wie hier das schlichte Weib aus dem Volke, so verkörpern auf unserm Stationsbilde die beiden Kinder im Zuge und der sitzende Alte im Hintergrund die Poesie des Mitgefühls und der gläubig-innigen Teilnahme.

Solchen Figuren begegnet man öfter bei Fugel. Daß er sie auch in einem ‚Kreuzweg‘ anbringt, ist ein erfrischendes Durchbrechen der Konvention. Nicht immer — und das muß auch gesagt werden — hat Fugel die Freiheit und den Mut gehabt, seinen Eingebungen zu folgen. Viele seiner kirchlichen Malereien lassen nur durch die zeichnerischen und malerischen Qualitäten die Hand des Meisters erkennen. In der Erfindung und Anordnung gehen sie nicht über das Hergebrachte hinaus. Es sind meist solche Arbeiten, wo der Eigensinn unverständiger Besteller hinein geredet hat. Ihm sollte jedoch der Eigensinn des Künstlers nicht so leicht den Platz räumen, wie dies viel zu häufig bei den für kirchliche Zwecke arbeitenden Künstlern geschieht. Daß sie Wünsche und Forderungen, die der kirchliche Charakter das Auftrags bedingt, berücksichtigen müssen, ist klar. Alles, was gegen diesen nicht verstößt, muß allein Sache des Künstlers bleiben. Overbeck war gewiß kein Maler, der im Genialitätsrausch die Meinungen anderer nicht respektierte. Aber in Punkto Dreinredens war er unerbittlich. ‚Es muß nämlich,‘ so war seine Meinung, ‚ein Kunstwerk so notwendigerweise ganz aus einer Seele hervorgehen, daß es ganz unmöglich ist, fremdes Urteil dabei eintreten zu lassen, während dasselbe noch im Entstehen oder in der Ausbildung begriffen ist; ein solches kann nur störend und hemmend einwirken, weswegen ich auch immer ganz besonderes Gewicht auf gänzliche Freiheit in Ausführung meiner Ideen gelegt habe.‘

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Technik der kirchlichen Malereien Fugels, so ist auch hier erfreulich, daß er wieder mehr aus dem Material heraus arbeitet, als lange Zeit unter den Zunftgenossen üblich war. Bequemlichkeit und wohl auch Mangel an technischer Schulung im Fresko- und verwandten Malverfahren hat in den letzten Jahrzehnten gar zu häufig dazu geführt, daß der Maler sich seiner Aufträge im Atelier entledigte und die bemalte Leinwand schließlich an die Kirchenwand klebte. Eine solche Unnatur ertragen wir heute nicht mehr. Wie in dem neuzeitlichen Kunstgewerbe der Sinn für die Ehrlichkeit in bezug auf Material und Ausführung den Ton angibt, so muß auch in der kirchlichen Malerei auf die materialgemäßen Techniken zurückgegriffen werden. Das tut Fugel natürlich nicht allein; aber es sollte allgemein werden, und auch die Besteller sollten sich mit dieser Tatsache als einer Selbstverständlichkeit abfinden. Nur so kann die

christliche Malerei wieder Monumentalmalerei werden; nur so wird sich auch allmählich ein friedlicher Ausgleich zwischen den eingangs charakterisierten zwei Hauptrichtungen herstellen. Wenn ich in dieser Perspektive den Namen Puvis de Chavannes nenne, so weiß der in der Geschichte der neueren französischen Malerei Heimische, daß es sich dabei um die Andeutung einer Marschroute handelt. Der Schöpfer des Genoveva-Zyklus an den Wänden des Pantheon zu Paris vereinigt in seiner Wandmalerei, was wir bis jetzt nur in mehr oder minder einseitiger Ausbildung haben, und was in harmonischem Zusammenschluß doch das Ideal kirchlicher Monumentalmalerei wäre: höchste Einfachheit der Anordnung und Farbe, typenbildende Kraft der Linie und die ruhige Größe der Überlieferung bei allem Reichtum individueller Gruppierung und poetischer Einfühlung und bei aller Fülle sinnfälliger Schönheit in Bewegung, Ausdruck und Natur.

Ob sich die christliche Malerei in dieser Richtung entwickelt, hängt ja schließlich nicht allein von unseren Künstlern ab. Ein verständnisvolles Zusammenwirken von Erbauern, Baumeistern und Malern ist Grundforderung. Möchte recht oft der Geist der Einigkeit um des höheren Zweckes willen über dieser Dreiheit walten zur größeren Ehre Gottes und der christlichen Kunst!

Tagebuchblätter aus Bosnien.

Von

Bernard Wieman.

Von einem Freund, der als Beamter im Orient tätig ist, und von dem ich seit langem nicht gehört habe, bekomme ich heute einen Brief mit dem Poststempel Sarajevo. Von dieser Stadt weiß ich nur, daß ihr Name mit Serail zusammenhängt, daher den Ton auf der zweiten Silbe hat, und daß sie die Hauptstadt von Bosnien ist. Was Bosnien für ein Land sein mag, habe ich mir nie recht klar gemacht. Ich frage jemanden, der gerade bei mir ist, als mir der Brief gebracht wird. Der schüttelt den Kopf und murmelt etwas von wilden Gegenden, von Räubern, gefährlichen Türken, Blutrache. Ich muß darüber lachen; denn ich bin schon vor Jahren bis an die Zähne bewaffnet in einem Balkanlande gewesen, und ich hatte dort die Tiere, namentlich die kleinen Tiere, eigentlich gefährlicher gefunden als die Menschen.

Immerhin öffne ich mit neugieriger Besorgnis den Brief. Der erste Teil ist in Kladac (Bosnien) geschrieben und fängt folgendermaßen an: ‚Ich bin hier in einer köstlichen Gegend weit von Eisenbahn und Welt; von heute früh um fünf Uhr mit zwei flotten Rappen immer durch herrlichen Wald, Urwald, aus dem hier und da ein Blick übers Gebirge frei wurde. Nun hört der Weg auf; mit einem wüsten Kerl in rotem Turban und schlotternder Hose werde ich jetzt noch zu Pferde vier Stunden machen. Morgen muß ich wieder zurück in die Hauptstadt. Dies nur ein Vorgeschmack.‘ —

Die Fortsetzung ist in Sarajevo geschrieben. Mein Freund erzählt, daß er beim Aufwachen steile, grüne Hänge sieht, die weithin mit Blütenbäumen bestanden sind, unter denen kleine Türkenkinder einen sonderbaren Ringelreigen singen, daß die weißen Minarets sich in schlanker Schönheit von einem tiefblauen Himmel abheben, daß er Freundschaft mit seltsamen Menschen geschlossen hat, daß Frau Purgstaler — ich vermute darin seine Wirtin — eine Ente für mich groß zieht, und Johann — ich vermute darin seinen Diener und Ehegemahl der ersteren — bereits mit meinen Lebens-

gewohnheiten bekannt gemacht ist. Dann ladet mein Freund mich ein, indem er einfach schreibt: ‚Wenn Du erst mit mir auf der weiten Höhe stehst, die ich vorgestern erklommen habe, und ringsum leuchtet durch die Sommernacht des Südens das weiße Gebirge in unendlichen Wellen, und wenn Du dann morgens die Sonne aufgehen siehst und sitzt und schaust wie trunken in die wunderbare Welt, dann wirst Du ein sehr fröhlicher Mensch sein.‘

Diese Selbstverständlichkeit, mit der mein Freund mich erwartet, imponiert mir.

Schließlich wird er praktisch; er schreibt: ‚Bringe einen guten Lodenanzug mit, zwei Flanellanzüge, wollene Decken für die Nächte im Zelt, einen Gehrock für feierliche Besuche! Schicke Moselwein für ein hübsches Fest, das ich Dir zu Ehren veranstalten werde, Nagelschuhe, einen leichten, grauen Filzhut, dessen Formlosigkeit Dir erlaubt, die Vorderkrempe über die Augen herunterzuziehen, und einen leichten Jakettanzug, den Du in guter Gesellschaft abends beim Konzert in Bad Ilidce tragen kannst! Schlipse nimmst Du von meinem Vorrat! Gewehr bekommst Du hier. Vergiß auch nicht, daß Deine Kragen zu Deinen Hemden passen! Mir wird immer schwach, wenn ich an Deine Kragenvorräte denke. Und nun komme möglichst umgehend!‘

Mein Besuch lacht und meint, Bosnien müsse ein Naturland sein, das eben jetzt mit Kultur überzogen werde; anders könne er sich den Urwald und den wilden Mann mit Frau Purgstaler und dem Jakettanzug für Badekonzerte nicht reimen.

Das leuchtet mir ein. Ich will mich gründlich informieren und mir dann die Sache überlegen.

Am Semmering.

Endlich komme ich zur Ruhe. Gestern nacht im Eisenbahnwagen hatte ich einen schrecklichen Traum. Es war am Tage über alle Maßen heiß gewesen; in Dresden hatte der Zug auf uns warten müssen; alle Passagiere schimpften; ich aber war bis Wien geborgen, lachte in mein Fäustchen und schlief bald ein. Dann kam dieser Traum:

Ich sah zunächst Frau Purgstaler; sie war dick und wurde immer dicker; ich hörte eine Ente schnattern, und in demselben Augenblick verzog sich das dicke Gesicht der Frau Purgstaler zu einem furchtbaren Grinsen. Auf mein Hilferufen erscheint mein Freund in Begleitung eines mageren Mannes, den er mir in aller Gemütsruhe als seinen Diener Johann vorstellt; Johann macht vor mir eine tiefe Verbeugung und sagt: ‚Ich weiß, daß Herr Doktor morgens drei Tassen Kaffee belieben, auf der rechten Seite schlafen und mit dem Kopf ins Zimmer sehen müssen.‘ Und während er noch spricht, verwandelt sich Frau Purgstaler; sie wird dünn, ihr Gesicht ist

mit einem langen Schleier bedeckt; sie fängt an, von einem Harem zu sprechen, und schließlich redet sie türkisch; und wie sie türkisch redet, stürzen plötzlich etliche wilde Kerle in schlotternden Hosen und unter mächtigem Rufen, das wie Allah-Muhamed klingt, herein in den unbestimmten Raum. Die türkische Frau Purgstaler zeigt auf mich, und wie ich mich wehren will, fühle ich eine recht unsanfte Berührung, und — ein junger Mann aus Pirna fragt mich, ob ich mir weh getan habe. Ich reibe mir verwundert die Augen und sehe eben jenen jungen Mann aus Pirna und einen geistlichen Herrn in langem, schwarzem Rock, der eine Zigarre raucht. Ich lache und erzähle meinen Traum. Die gemütliche sächsische Sprache besänftigt mich und läßt mir meine Situation noch komischer erscheinen.

Der geistliche Herr ist aus Ungarn. Ich schlief nun nicht weiter, da mir das nach diesen Traumerfahrungen zu gefährlich schien, und wir unterhielten uns.

Zunächst sprachen wir über Ungarn. Ich rede von Petöfi und Zigeunermusik. Der junge Mann aus Sachsen hatte nie etwas von Petöfi gehört; man sah ihm das auch schon an; denn er machte einen unglaublich korrekten Eindruck; er saß ganz ruhig in seiner Ecke, und wenn er die Knie übereinander schlug, so zog er erst die Hose in die Höhe; daß er niemals Anstalten machte, sich zum Schlafen niederzulegen, bedarf bei solchem Hang, Beinkleiderfalten zu schonen, weiter keiner Erwähnung. Er machte auch niemals seine Augen ganz zu, obwohl wir beiden anderen sehr ehrlich aussahen. Solch einem Menschen von Petöfi zu erzählen, ist eine wahre Wonne. Ich sagte ihm also zunächst: ‚Petöfi war ein unglaublich unordentlicher Mensch; er ist aufgetaucht wie ein Meteor und ebenso verschwunden. Er gab auf seine Kleidung nichts; er kämpfte wie ein Held für die Freiheit seines Landes; er war die Liederseele des ungarischen Volkes, die Verkörperung eines wilden Pußtarittes. Er ist nur so alt geworden, wie Sie sein werden; er liegt begraben, wer weiß wo, jung verschollen, und doch war er für sein Volk, was für uns Goethe ist, den Sie kennen werden — von Sachsen-Weimar her.‘ Ha, diese Entladung vor dem sächsischen Modejüngling tat mir wohl!

Der geistliche Herr aus Ungarn rauchte derweil munter seine Zigarre weiter. Als ich geendet hatte, fing er nun seinerseits an, Deutschland zu loben. Nachdem er eine ganze Weile gesprochen hatte, sagte er auch: ‚Dann diese musterhafte Ordnung, die ich überall in Deutschland gefunden habe; was könnten wir von Ihnen lernen! Ich war zwei Wochen in Norderney und auf der Rückreise einige Tage in Berlin. Was die Menschen in Berlin arbeitsam sind! Sie müssen weiter kommen mit ihrem Fleiß, mit ihrer Sauberkeit und ihrer Akkuratesse.‘ Der junge Mann aus Pirna lächelte

bei solchen Reden ganz infam und zupfte seinen Rock glatt. Der Geistliche erzählte weiter von Nummern der Badekarren in Norderney, der Droschken in Berlin, von der Einfachheit beim Trinkgeldgeben, und was es an dergleichen schönen Sachen bei uns mehr gibt. Ich wurde darüber so stolz, daß ich anfing, von der Feldherrenhalle der Ordnung, dem Institute der Oberrechnungskammer, zu erzählen, die mir noch am Tage vor meiner Abreise Schmerzen gemacht, und über deren Wesen ich dann beim Kofferpacken nachgedacht hatte. Ich sagte dem fremden Herrn, daß sie jedem Beamten wie ein Geist aus der vierten Dimension erscheint, ein Geist, dem niemand gleicht, und den sie doch alle sehr gut begreifen, auf den sie alle schimpfen, und den sie alle im gleichen Augenblick loben müssen, ein absolut vorhandener und gar nicht faßbarer Geist.

Wie ich mir dann den Unterschied klar machte zwischen Petöfi und der königlich preußischen Oberrechnungskammer, die ich doch beide nur loben konnte, da mußte ich lachen. —

Morgens war ich in Wien.

Ich nahm, wie mir der kundige Herr aus Ungarn geraten hatte, einen Fiaker, versprach dem Kutscher eine Krone Zuschlag, wenn er mich noch rechtzeitig zum Morgenzug an den anderen Bahnhof bringen wollte, und war mittags am Semmering, wo ich mich gestern nachmittag und heute morgen ergötzt habe.

Augenblicklich sitze ich in einem Strandkorbe vor einem großen, schönen Hotel. Die Berge liegen im Sonnennebel vor mir. Österreichische schlanke Mädchen gehen hin und wieder über die Terrasse; noch schlankere Offiziere schwenken ihre Spazierstöcke, und die Gemütlichkeit des Südens umfängt mich allmählich ganz einschmeichelnd.

Mir ist bis jetzt aufgefallen: ein Oberkellner, der mit solcher Geschwindigkeit zusammenrechnete, wechselte, sich bedankte und verschwand, daß man ihn am liebsten an einem der fliegenden Frackschösse hätte festhalten mögen, um ihm ein Extratrinkgeld zu geben; ein Friseur, der jeden Satz mit: ‚Bitte, gehorsamster Diener!‘ anfing und beendete und dabei Komplimente wie ein Kautschukmensch machte, der, als ich seinen luftigen Laden verließ, mit einer affenartigen Geschwindigkeit ohne Stolterbolter alle liebenswürdigen Redensarten, die man nur in einem Anstandslexikon finden kann, aus dem Füllhorn seines Mundes mir nachschüttete. Ferner sind mir aufgefallen: die Füße eines unglaublich langen Kuriers in meinem Hotel und eine Eigentümlichkeit der Menschen hier, die darin besteht, daß sie am Morgen und am Abend, wenn es am schönsten ist, schlafen und während der enormen Hitze am Tage draußen sitzen oder langsam wie Schnecken unter Sonnenschirmen dahin schleichen.

Diese Hitze läßt mich das Schlimmste für die nächsten Tage befürchten. Ich tröste mich mit meinen Flanellanzügen und hoffe auf schattige Wälder. —

Eine Familie von drei Personen rüstet sich eben zur Abreise; ich sehe, wie ein Frachtwagen mit 38 Gepäckstücken beladen wird. Neben mir am Tische unterhält man sich über Wagner.

Wie ich diese Menschen reden höre, komme ich wieder einen Schritt weiter in meinen Ansichten über die Musik. Je älter ich geworden bin, desto richtiger will mir dünken, daß die Schönheit der Musik in etwas spezifisch Musikalischem liegt. Wagner ist für die Masse verständlicher als Beethoven, zum mindesten als Beethoven in seinen letzten, größten Werken.

Im Bahnhof zu Wiener Neustadt.

In diesem schmutzigen Bahnhof zwischen all dem fremden Volk, vor den Gleisen und rauchenden Maschinen fühle ich erst recht, wie schön es in den Bergen war.

Nachdem ich gestern genug von Wagner, seiner Instrumentation und seiner Schule gehört hatte, ging ich in den Wald, und wie ich spät abends zurückkam, sangen Burschen unten im Tal, das nach Krieglach zu Rosegger führt, und ihr helles Jodeln klang mir ins Herz. Sonst war es ganz still; leuchtende Sterne standen über den dunklen Höhen.

Und nun ist es mir, als sei ich eben erst aus der Heimat ausgezogen; jetzt erst kommen mir die Menschen fremd vor. Ungarische Bauern in weißen, faltigen Gewändern sehe ich zum ersten Male, und das Volk, unter dem ich mich nun bewege, spricht eine fremde Sprache.

Ein junger Offizier sitzt mit mir im Speisezimmer des Bahnhofes; ich bilde mir ein, daß auch er nach Bosnien fährt, weil ich gern eine mitfühlende Seele haben möchte.

Auf der kurzen Fahrt vom Semmering hierher habe ich nicht viel erlebt. Die Schönheit der Bahnlinie ist bekannt genug. Ich traf nur einen Zahntechniker aus Wien, der mir so typisch zu sein scheint, daß ich ihn vorstellen darf. Es war ein junger Mann, der auf die Juden schimpfte, ein Loblied auf den Bürgermeister Lueger sang und den Japanern einen glänzenden Sieg über die Russen wünschte. Dieser Zahntechniker hatte sehr schlechte, ungepflegte Zähne, sah ärmlich aus und tat mir im Grunde leid.

Häufig, wenn ich Österreicher sehe, überkommt mich eine Traurigkeit, und ich fühle etwas wie Mitleid.

Von hier aus bekomme ich einen durchgehenden Wagen nach Banjaluka.

In Sunja.

Morgens 5 Uhr.

Ich wache auf und bin in Sunja. In meinem kleinen Reisehandbuch steht über Sunja: ‚Mittagsstation; Bahnhofsrestauration gut; für größere Gesellschaften empfiehlt es sich, das Essen vorher zu bestellen.‘ Im übrigen schweigt mein Handbuch über Sunja.

Ich muntere mich also auf, damit ich mich auf dieser Mittagsstation etwas orientieren kann. Ich erinnere mich, daß ich in der Nacht verschiedentlich geweckt worden bin, und daß mir der Schaffner dann jedesmal ein neues Billett gebracht hat und wir bei sehr spärlicher Beleuchtung abgerechnet haben. Ich erinnere mich, daß ich einen größeren Bahnhof gesehen habe, auf dem zwei Geschäftsleute, wohl Getreidehändler, die Köpfe dicht aneinander steckten, der eine einstieg, der andere rief, der andere wieder ausstieg, beide dann leise und sehr geheimnisvoll miteinander konferierten, und daß sich dieses Schauspiel einige Male wiederholte und ich dabei an das Konferieren im ungarischen Parlament denken mußte. Das war Agram gewesen, die Hauptstadt von Kroatien, berühmt durch seine schönen Anlagen und berühmt durch seine schönen Frauen.

Ungarn hatte ich durchflogen. Auf der ersten ungarischen Station wollte ich den Offizier vom Bahnhof in Wiener Neustadt aufsuchen und ihn fragen, ob er vielleicht nach einem einsamen Posten kommandiert sei. Da stieg er aus, flog einem niedlichen Mädchen in die Arme, und eine glückliche, stolze Mutter sah ich daneben stehen und schmunzeln.

So fuhr ich denn allein weiter. Ich saß am Fenster und schaute in die endlos weite Ebene, in einen leuchtenden Abendhimmel, und ich fühlte ein Verlangen, auszusteigen und über die Haide zu wandern. Ein mächtiger Ziehbrunnen hob sich am Himmel ab, und mir war es auch, als hätte ich weiße Gestalten, darunter einen Geiger, gesehen, die unserem Zuge nachschauten, sangen und spielten.

Der ganze Zauber der Landschaft umfing mich, und in Gedanken wanderte ich in diese toteinsame Welt.

‚Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz im raschen Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Burschen waren Räuber.'

So zog ich mit Lenau durchs Ungarland, mit Lenau, den ich für einen der wenigen echten Lyriker halte. Ihr Dichterlinge, die ihr mit Bravour und leichter Lustigkeit nach altbewährten Mustern Verse drechselt und doch mit Bedacht modern sein wollt, damit ihr bescheiden werdet, will ich euch noch zwei von den vielen schönen Strophen sagen, die mir mein stiller Begleiter bei diesem Gang durchs Ungarland ins Ohr gesungen hat! Da sang er mir am Abend:

‚Ich sah in bleicher Silberpracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.'

Da sang er mir am Morgen:

‚Früh summte nach der süßen Beute
Die Biene hin am Wiesensteg;
Die Lerche aus den Lüften streute
Mir ihre Lieder auf den Weg.'

Aber laßt ihr euch ruhig von schönen Damen, die ihr nicht liebt, coram publico mit Rosenkränzen kränzen und laßt euch Weihrauch anstatt Lerchenlieder auf den Weg streuen! —

Ungarn liegt hinter mir.

Ich steige aus und bin in Kroatien. Ich höre Hühner von allen Seiten gackern; ich gehe mit Männern, die weite, weiße Hosen und eine Feldweste tragen, in das Stationshaus; ich bestelle mir einen Kaffee, indem ich mit dem Daumen auf die große Kanne tippe und dann mit dem Zeigefinger eine elegante Bewegung nach einem vor mir stehenden Glas mache. Ich konstatiere, daß ich von alledem, was die Menschen reden, nichts verstehe, und daß der Bahnhof sehr unsauber ist. Das läßt mich mit Sorgen in die Zukunft blicken, da mein Reisehandbuch diese Bahnhofsrestauration ja mit gut bezeichnet hat.

Land, Haus und Menschen, alles sieht übernächtigt aus, auch der Eisenbahnwagen, in dem ich nun in Behaglichkeit Toilette mache. Jetzt bei Tageslicht kann ich das recht deutlich sehen.

Wir fahren weiter; man hält auf allen Stationen unglaublich lange. Ich stecke natürlich meine Nase überall aus dem Fenster, um Eindrücke aufzunehmen, um mir ein Bild von Kroatien machen zu können. Aber ich bin

eigentlich etwas enttäuscht; ich sehe ein welliges, bewaldetes Hügelland, so etwa wie meine Heimat am Teutoburgerwald.

Fahre hin, Kroatien! Das erste Minaret taucht auf; da fühle ich mit einem Male etwas von einem richtigen Orientreisenden in mir; ich setze mich in Positur; ich fühle mich gehoben. Der junge Mann aus Pirna, der Offizier und seine liebliche Braut, die Kaffeefrau aus Sunja, sie alle versinken in ein elendes, europäisches Nichts.

Diese Umwandlung erlebe ich in Kostagnica an der Unna. Zum ersten Male grüßen sich vor mir zwei fremde Welten. Auf dem einen Ufer sehe ich das christliche Dorf mit dem Kirchturm, auf dem andern Ufer liegen versteckt zwischen grünen Bäumen kleine, viereckige Häuser mit oben spitz zulaufenden Dächern und inmitten dieser Häuser zwei, drei schmale Minarets.

Die Sonne geht strahlend auf; das Wasser des Flusses fängt an zu glitzern und zu leuchten; hüben und drüben wölbt sich über Haus und Menschen ein schöner, lichtblauer Himmel; hüben und drüben locken duftige Hügel aus der Ferne. Nur drüben scheint alles noch um ein kleines Stückchen stiller, verschwiegener.

Allmählich schwindet Christen- und Türkenviertel. Zu meiner Rechten sehe ich lange den Fluß und jenseits kroatische Berge; zu meiner Linken liegt Bosnien, altes Türkenland.

Malerische Gewänder tauchen auf, und die flechtenbeschwerten Frauen auf Wegen und Wiesen scheinen schön zu sein.

In Bosnisch-Novi endlich bin ich ganz in der fremden Welt. Ich steige aus; nach mir verläßt ein Mann mit weiten Türkenhosen und einem Fez den Wagen. Wir beide sind die einzigen Reisenden der zweiten Klasse. Indes, ich hatte ihn noch gar nicht entdeckt. Nun habe ich aber keine Zeit mehr, ihn näher zu betrachten; denn vor mir sehe ich wohl hundert von diesen wilden Männern. Die traurige europäische Kleidung ist ganz verschwunden; ich komme mir deplaziert vor wie ein nüchterner Mensch im Frack auf einem bunten, fröhlichen Maskenball. Ich sehe bald, daß es auch in Türkenhosen eine Abwechselung gibt, daß die Kroaten auch saubere, weiße Hemden mit Stickereien und saubere, weite Hosen haben. Käppi, Turban, Fez, mächtige Sonnenschirme, kleine, in Lumpen gekleidete Jungen, die Weintrauben verkaufen, alles durcheinander. Man steht noch in respektvoller Entfernung, bis der Schaffner das Zeichen zum Einsteigen gegeben hat. Dann wogt alles an den Zug. Sonderbare Laute dringen mir ins Ohr. Die Kroaten rufen wie Wilde, die Türken nehmen ihren Sonnenschirm unter den Arm. Mit einem Male höre ich heimatliche Klänge. Der eine Schaffner sagt im schönsten Wienerisch zu seinem Kollegen: ‚Do hinten ist no Platz.‘ Du liebes Österreich! Ich gehe gleich auf den Mann zu und sage ihm:

‚Sind Sie kein Serbe, kein Ungar, kein Böhme?‘ ‚Aber gehens,‘ sagt er, ‚ich bin aus Wien!‘ Ich gebe ihm eine Bruderzigarre und frage ihn, ob denn hier in Novi immer so ein Leben sei. ‚Aber schauns,‘ sagt er, ‚wo denkens hin? In Pjedor ist heute Viehmarkt und Ausstellung.‘ Also landwirtschaftlicher Hauptverein, vielleicht gar mit einem Generalsekretär, mit Preisverteilung und schönen Reden; so ganz wild ist demnach diese Gegend nicht.

Nun ist alles in den Zug gestopft. Wie die Schaffner das fertig gebracht haben, ist mir ein Rätsel. Es pfeift und flötet; da kommt noch ein alter Türke in schmierigem Turban ganz geruhsam. Ich denke an die dicken Frauen mit roten Gesichtern und fliegenden Haaren, die bei uns zu Hause in Lüstringen und Wissingen noch in der letzten Minute auf den Bahnsteig stürzen und hilfeflehend nach dem Schaffner suchen, der vor ihnen steht, und ich überlege, ob der Türke noch mitkommt; richtig, Allah will, daß er noch mitkommt; das freut mich.

Dann fahren wir ab; ein paar Kroaten sitzen am Wege und schauen sich das Gleis an; sie sitzen in der Huke und stützen sich auf lange Stäbe; sie halten die Hand zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen vor das Gesicht. Vorn im Zuge wird ganz Undefinierbares gesungen.

So fahre ich mit Musik nach Banjaluka.

Banjaluka.

Ich stecke meinen Kopf aus dem Wagenabteil hinaus und pfeife die Anfangstakte von Haydns erstem Trio. Damit habe ich schon oft in den sonderbarsten Situationen meinen Freund gesucht und gefunden; wir haben uns damit einmal auf dem Bahnhofe in Turin aneinander herangepfiffen in einem Gedränge, das man wohl als lebensgefährlich hätte bezeichnen können. Als ich damals auf dem Bahnhof stand, gestoßen und geschoben, und mit Seelenruhe anfing, zu flöten, dann — erst aus weiter Ferne — die gleichen Töne hörte und wir beide pfiffen, bis unsere Nasen ungefähr zusammenstießen, da war das eine höchst komische Situation. Ich habe die Töne später einmal sehr elegisch gepfiffen; da saß ich auf einem Steinblock über einem tiefen Abgrund, und meine Kräfte versagten; mein Freund war als der tüchtigere Bergsteiger weit vor mir. Ich war sehr allein. Da pfiff ich denn, und die Felswände gaben mir meine Flötentöne wieder; das war eine tragisch-komische Situation.

Man könnte mir vorhalten: Was sollen diese Erinnerungen in einem bosnischen Tagebuch? Allein erstens stelle ich meinen Freund hiermit als einen musikalischen, also guten Menschen vor, und zweitens ziehen sich diese Takte wie ein Leitmotiv durch alle Wanderungen, die ich mit ihm gemacht habe, so daß ich in diesem Augenblick einfach davon berichten muß.

Der Herr Bezirksvorsteher, der mit an die Bahn gekommen ist, freut sich über die Art, wie wir uns nach zwei Jahren zum ersten Male wieder begrüßen.

Wir gehen dann über eine sehr staubige Straße in das Hotel, wo mich eine korpulente Hausdame, die ich bei dieser Temperatur bedauern muß, in ein großes, kühles Zimmer, das Staatszimmer des Gasthofes, führt.

Da bin ich zu Hause; ich finde den alten Koffer meines Freundes; ich stelle meinen daneben; die beiden, so scheint's mir, gucken sich vergnüglich an und feiern Wiedersehen. Der eine erzählt von der deutschen Heimat, der andere vom goldenen Horn, und dann sind sie ganz versunken in gemeinsame Erinnerungen, gerade wie ihre Herren.

Schließlich fragt mein Koffer: ‚Wo bin ich hier?' Und sein alter Kamerad erzählt ihm: ‚Banjaluka ist die zweitgrößte Stadt von Bosnien; sie hat wohl dreimal soviel Einwohner als z. B. Jüterbogk; die Hälfte sind Mohammedaner; aber das sind sehr gute, brave Leute, die keinem ein Unrecht tun; sie haben hier 40 Moscheen; sie sind sehr fromm, glaube ich, und sie gefallen mir besser als die Serben und die Spaniolen.'

Vor dem Hotel ist ein kleiner Vorraum mit schattigen Bäumen, und nach hinten hinaus liegt ein großer Hof, auf dem die Sonne brütet.

Unter den schattigen Bäumen sitzen wir am Abend als Gäste des liebenswürdigen Landrates. Österreichische Offiziere und einige Zivilbeamte speisen an den anderen Tischen.

Ich rede nicht viel; denn ich muß an das denken, was ich nachmittags gesehen habe. In der Dämmerung war ich hinausgegangen, und zum ersten Male wieder hatte ich ein Stück echt orientalischen Lebens gesehen. Ich war in der Carsija, dem Bazar; ich ging allein zwischen den Buden und fühlte mich in einer ganz fremden Welt. Dann stand ich auf dem Rückweg an einer verfallenen Moschee; durch eine Maueröffnung schaute ich in den Hof und sah auf einen Grabstein, der aus verwildertem Rasen wuchs. Unter einem Nußbaum stand ein junges Mädchen in weiten Hosen, und ein schlanker Bursche saß vor ihr und reichte ihr Früchte; sie lachte mit ihren Augen, bis ein alter Türke durch die schmale Gasse kam und in den Hof eintrat, um sein Gebet in der verfallenen Vorhalle zu verrichten.

Wie ich dann in Sinnen weiter ging durch die Hauptstraße, eine breite Allee, an der auch das Gasthaus liegt, kam mir ein blonder Backfisch mit einem Tennisraket entgegen. Lustig, zierlich, flink, wie eben ein Backfisch ist; vielleicht dachte sie an einen schmucken Kadetten, den sie im fröhlichen Spiel besiegt hatte.

Als wir beim Braten sind, kommt ein Mann im Fez mit einem ganz ansehnlichen Säbel an der Seite; er macht stramm Honneur und berichtet: ‚Ich habe an das Trappistenkloster telephoniert; die Herren werden

in den nächsten Tagen erwartet.' Dieser Mann war ein bosnischer Polizist, der erste, den ich sah, und dessen in serbischer Sprache erstatteten Bericht unser Gastgeber uns dann übertrug.

Zum Braten bringt der Kellner eine Flasche Rauenthaler, ein Geschenk aus Deutschland, das mein Freund vorsorglich von Sarajevo mitgenommen hat. Unsere Gläser klingen zusammen; der Wein ist goldig, und wir lassen die schöne Zukunft leben.

Windthorst.

Fünf Uhr morgens.

Ich bin noch unglaublich müde, und wenn ich denke, daß dies eine Erholungsreise sein soll, so kommen mir doch leise Zweifel. Aber ich muß die Morgenzeit benutzen; denn über Tag scheut man jede überflüssige Bewegung; man ist dann sehr faul, oder ich will sagen, die orientalische Ruhe zieht dann leise in die europäischen Herzen.

Ich bin in einer niedrigen Stube, in der drei mächtige Betten stehen, aufgewacht. Als ich gestern abend einschlief, saßen unten vor der Haustür der Gemeindevorsteher mit den Honoratioren, d. h. den tüchtigsten Ackerwirten, und kannegießerten.

Ich bin in einer reichsdeutschen Kolonie.

Ein mehr interessanter als schöner Nachmittag liegt hinter mir; so müßte ich sagen, wenn ich dabei an die Natur denken wollte, die ich gesehen habe; denke ich aber an die Menschen, die ich gefunden habe, so bin ich versucht zu sagen: Es wird vielleicht der schönste Tag dieser Reise sein.

Der Mann im Fez hatte uns gestern mittag einen Wagen besorgt, der nicht gerade glänzend war, auf dessen Bock aber auch ein Mann im Fez saß. Dieser fuhr uns 40 Kilometer über eine erstaunlich staubige Landstraße. Wir bekamen sehr bald weißlich-graue Bärte und haben sicher die gräßlichsten Grimassen gezogen; wir sehnten uns nach frischem Grün, derweil wir sahen, wie Baum und Strauch, ganz bedeckt von weißem Staub, müde standen und auf die schon versengten Wiesen die unbarmherzige Sonne schien.

Zu unserer Linken zog in der Ferne eine kleine Hügelkette hin; zu unserer Rechten stieg das Land allmählich wellig an.

Nach einigen Stunden kehrten wir in einer Mühle ein. Die Besitzerin ist eine romantische Witwe aus Süddeutschland; so sagte man mir jetzt, und dabei murmelte man etwas von einem Liebhaber und einem Revolverattentat. Sie führt einen Prozeß um etliche tausend Kronen, und aus diesem Anlaß war verschiedenes mit ihr zu besprechen. Der Müllerbursche ist übrigens ein wackerer junger Mann, und ich denke, er wird sein

Schäflein da wohl ins Trockene bringen. Vielleicht singt er des Abends, wenn das Mühlrad stille steht, und die schöne Witwe sitzt vor ihrem kleinen Häuschen, das mit Wein berankt ist, und wenn sie den Prozeß gewonnen hat, dann kann es erst recht werden. Einen Beschützer muß sie in dieser Einsamkeit haben, und große Hunde können leicht vergiftet werden.

Dann kam nach einer weiteren langen Fahrt etwas sehr Erfreuliches: Wir sind in Rudolfstal, der ersten der beiden deutschen Kolonien. Vor einem Gasthaus steigen wir aus; wir treten auf die Veranda, wo man zusammen sitzt. ‚Guten Abend!‘ sagen wir, und ‚Guten Abend!‘ sagt man uns.

Ich bin unter Landsleuten.

Oben am Tisch sitzt ein junger Mann mit keckem Schnurrbart in Hemdsärmeln; neben ihm einer mit rotem Vollbart und rasierter Oberlippe, dann ein kleiner Schwarzer usw., ihrer etwa acht. Wir werden freundlich eingeladen, und wir reden. Nur der im roten Vollbart sagt nichts; er schaut still vor sich hin; von der Seite wirft er wohl hin und wieder einen Blick zu uns hinüber. Sein Nachbar redet dafür um so mehr; wie ein Wasserfall geht es dem vom Munde; ich weiß bald, daß er aus Schlesien kommt, und ich denke, es ist recht, in Schlesien sitzen die beweglichen süddeutschen Stämme. Er erzählt mir auch, wie er hierher gekommen ist. Als im fünften Jahre seiner Ehe das vierte Kind die kahlen Wände seiner schlesischen Hütte anschrie, da sagte er sich: Wenn das so weiter geht, und so weiter gehen wird's wohl, dann mag es hier schwer halten; er hatte sich umgesehen und umgehört, war nach Bosnien gekommen und war zufrieden. Nun hatte er seine Freude an zehn Kindern.

Der Patriarch des Kreises ist der Vater des Wirtes. Ihn muß ich schon langsam fragen, woher er stammt; aber wie er mir erzählt, daß seine Wiege an der Wasserkante gestanden hat und er als Schulbube in Osnabrück herumgelaufen ist, und ich ihm sage, daß auch ich da die Schulbänke gedrückt habe, da taut er auf; da streicht er sich behäbig den Bart, und seine Augen leuchten; sie leuchten wirklich, seine blauen Augen; es ist keine übliche Phrase, wenn ich das sage. Dann sprechen wir im heimatlichen Platt; wir klöhnen; ich kenne das alte Giebelhaus, in dem er gewohnt hat, seinen alten Schulpatt, den Busch, in dem er Räuber und Stöppken gespielt und sich Froschschenkel gebraten hat, just wie ich es getan habe. Und wie wir klöhnen, der alte Patriarch und ich, rücken die anderen ordentlich dicht zusammen und hören ganz ‚niepen to‘.

So sitzen wir an der staubigen Landstraße, über die zuweilen ein Bosniake läuft oder ein Türke unter einem großen, bunten Sonnenschirm auf holprigem Wagen vorbei fährt; der Schwabe, der Schlesier, der Rheinländer, der Sachse, der Westfale, sie alle sind vertreten.

Die Wirtsmutter steht hinter mir, ihren jüngsten Enkel auf dem Arm, und der Wirt, ein Hüne von Gestalt, bringt uns eine Kanne Roten. Nur der mit dem fuchsigen Bart hat noch nichts Rechtes gesagt. Nun aber nimmt er einen Anlauf und fragt: ‚Sind Sie ock all in Meppen west?‘ Du lieber Himmel, ja, woher sonst hätte er stammen sollen! Ich gucke auf seine Füße; richtig, auch am Sonntag trägt er seine Holzschuhe. ‚Freund,‘ sage ich, ‚ich kenne euer Moor, ich brenne euern Torf, ich war in euren Strohhütten!‘ Und leise für mich füge ich hinzu: ‚Ich liebe euch, ihr stillen, genügsamen Menschen!‘ Seltsam, alle anderen schienen mir ganz glücklich; in den Augen dieses Menschen, der aus der ärmsten Heimat ausgezogen war, lag Heimweh, das er nicht unterdrücken konnte.

Nachdem nun dieser letzte sein Inkognito gelüftet hatte, konnten auch wir ihnen nicht mehr vorenthalten, wer wir waren, und was uns hergeführt hatte.

Dann klangen die Gläser zusammen. Es war leider kein Rauenthaler, den wir unseren Landsleuten vorsetzen konnten, aber aller Herzen klangen doch mit, wie es ist, wenn deutscher Wein in den Gläsern schimmert; und als wir uns die Hände gaben, da fühlten wir wohl, wie fest wir zusammengehören, wir alle vom Osten und Westen, vom Süden und Norden. Den jungen Mann mit dem kecken Schnurrbart, der ein herzlicher Österreicher war, den schlossen wir mit ein, und uns allen schien das ganz selbstverständlich.

Am Abend bin ich in Windthorst, und wir reden wieder über deutsches Wesen. Der Bürgermeister ist zweiundsechzig Jahre alt; er hat seinen Platz im Sopha neben mir. Er war Taglöhner und erzählt uns, wie er hierher gekommen ist; er sagt: ‚Ich bin ein Mensch, der seinen Frieden haben muß, und daheim in Linz am Rhein konnte ich mich mit meinem Nachbar nicht vertragen, und das Land daheim war so zerfetzt; hier lag ein Stück, und da lag ein Stück, und so war das Arbeiten halt schwer. Da, eines Morgens, als ich Hafer mähen will, ist mir's, als bekäme ich einen elektrischen Schlag, und es steht fest bei mir: Du gehst nach Amerika! Meine Frau meinte nun, das wäre ein bißchen weit, und drum, als ich just in den Tagen von Bosnien in einer Zeitung las, sagte ich meiner Frau: Ich will mal hinfahren und mir's ansehen, und wenn mir's gefällt, so kaufe ich, und dann wird sich das Weitere finden.‘

Und das Weitere hat sich gefunden. Er ist jetzt ein gut situierter Mann geworden und wird von seiner Gemeinde mit großem Recht verehrt.

Er erzählt uns auch von der Schlacht bei Königgrätz schlicht und bescheiden, und doch weiß ich aus dem Munde des Dr. medicinae, der uns hierher geführt und ihn geholt hat, daß er da ein Held gewesen ist.

Nur als er davon redet, was alles sie hier geschaffen haben, wie sie das Land trocken gelegt und einen guten Boden gewonnen haben, wie sie

eingezogen sind mit den besten Pflügen und den besten Eggen, wie ein Haus nach dem andern stattlicher erstanden ist, wie sie ihre zwei schönen Kirchen erbaut haben, und daß sie 20,000 Gulden Steuern jährlich zahlen, da klingt es wohl ein ganz klein wenig stolz.

Sollte man es ihnen verargen? Nein, es war herzerquickend zu hören, wie auch hier tüchtige deutsche Arbeit ihren Lohn findet, und die Bosniaken, die rings im Kreise um sie herum wohnen, fangen schon an, von ihnen zu lernen.

Als ich des Abends nach diesen Erlebnissen in die Sommernacht hinausschaute, mußte ich an ein stilles deutsches Dorf in Griechenland denken. Auch da hatte ich lauschenden Landsleuten von der Heimat erzählt; die aber wären wie gern zurückgekehrt; denn sie hatten nicht gefunden, was sie gesucht hatten.

Wie ein Traum war es, als ich nach langer Wanderung unter fremden Menschen auf jenen Kirchplatz trat. Der Kirchturm war alt und bemoost, just wie zu Hause; Samstag abend war's, und die Glocken klangen, just wie zu Hause; auf dem Flur war großes Reinemachen, just wie an Samstagen daheim. Die Söhne standen vor den Türen, stämmig, groß und breitschulterig, rechte Oberbayern; sie rauchten ihre kurze Pfeife und guckten schweigend über die Kirchhofsmauer hinweg in den griechischen Himmel, an dem sie wohl ihre Berge suchten, die sie als Kinder nur gesehen, und die sie doch leise lieben mußten, besonders an solchen Abenden, an denen die Arbeit ruhte und das Grün auf dem Kirchturm noch heller leuchten wollte als das strahlende Blau eines fremden Himmels. Und wie auch ihr da all eure Schwerfälligkeit vergaßet, als ihr die Laute eures Landes von Wanderern hörtet; wie ihr uns, ohne zu fragen, zu eurer Großmutter führtet, die in dem deutschen Lehnstuhl saß, und wie ihr eure Kinder riefet. Das war eine Andacht an jenem Samstag-Abend für euch und auch für uns! Wir sprachen nicht vom lieben Gott und auch nicht vom deutschen Kaiser; wir sprachen von Feldern, auf denen Roggen und Hafer steht, wir sprachen vom Rauchfang, in dem die Würste hangen, und dann wieder sprachen wir von dem Geläute der Herden, die über weite Wiesen gehen. Wir sprachen nur von der alten und nicht von eurer neuen Heimat. Der Großmutter habe ich Tränen von den mageren Backen geküßt.

Wie wir weiter zogen, war es uns, als ob die Zypressen am Wege leise bewegt würden von den Klängen der Dorfturmglocke, die uns nachfolgten. Wie lange noch, und eure Kinder sprechen nur eine fremde Sprache! —

Und hier blüht das deutsche Leben; befruchtend wirft es seine Strahlen über das Land.

(Fortsetzung folgt.)

Das Experiment in der Tierpsychologie.

Von

Max Ettlinger.

Die systematische Anwendung experimenteller Methoden hat bekanntlich in der allgemeinen, d. h. zunächst das normale menschliche Seelenleben erforschenden Psychologie zu einem mächtigen Aufschwung geführt. Erst seit der Einführung der experimentellen Forschungsweisen wird die Psychologie allerseits als eine selbständige, anderen Wissenszweigen gleichberechtigte Wissenschaft anerkannt, erst seit dieser Zeit werden ihr an den Hochschulen eigene Vertreter zugestanden und besondere Lehrmittel, Laboratorien, Seminare u. dgl. zur Verfügung gestellt. Wer immer sich mit den zahlreichen neuen Tatsachen und Gesetzen vertraut gemacht hat, die auf experimentell-psychologischem Wege bisher schon ermittelt worden sind, wessen Auge von dem klärenden Lichte getroffen wurde, das aus diesen Forschungen auch auf so manche allgemein theoretische und philosophische Fragen ausstrahlt, der wird sich des neugewonnenen Ansehens unserer Spezialwissenschaft nur freuen können und seine Freude auch nicht wesentlich trüben lassen durch die Einsicht, daß die Wertschätzung der experimentellen Psychologie nicht selten allzu überschwängliche Formen annimmt. Hie und da scheint man freilich zu vergessen, daß das Experiment in der Wissenschaft niemals Selbstzweck ist, sondern stets nur eine Forschungsmethode neben anderen; hie und da hält man sich nicht mehr hinreichend klar vor Augen, daß der Zweck des Forschens überall Erkenntnis ist, und daß daher Experimente, die nicht zu neuen Erkenntnissen führen, wissenschaftlich wertlos sind, mögen sie auch mit noch so viel stolzer Vielgeschäftigkeit in Szene gesetzt werden. Sollen die experimentellen Methoden sich in der Psychologie dauernd fruchtbar erweisen, so ist es notwendig, daß sie auf immer neue Anwendungsgebiete ausgedehnt werden, daß man sie zur Aufhellung immer neuer und weiterer Fragen fruchtbar macht.

Als das wichtigste Neuland, welches in den letzten Dezennien der experimentellen Durchforschung erschlossen zu werden beginnt, betrachte ich aus einer ganzen Reihe von Gründen die Tierpsychologie. Vor allem handelt es sich hier, wie schon in einem früheren Hochlandaufsatz über ‚das Experiment

in der Psychologie' (Oktoberheft 1905) dargelegt wurde, um dasjenige Gebiet, auf welchem einer allseitigen und dauernden Durchführung psychologischer Experimente die geringsten Hemmnisse und Bedenken entgegenwirken. Menschliche Versuchspersonen stehen immer nur in beschränkter Zeit und sachlich sehr beschränktem Umfang zur Verfügung; Tiere können — und zwar zumeist ohne jedwede vivisektorische Grausamkeit — den mannigfaltigsten und radikalsten Änderungen ihrer seelischen Lebensbedingungen unterworfen werden. Man kann sie z. B. von ihrer Geburt an völlig isolieren und sie ihr Leben lang in jede beliebige Umgebung versetzen, man kann bei ihnen die Einwirkung bestimmter Sinnesklassen, z. B. der Gesichtsempfindungen, ausschalten, sie zu genau vorausbestimmten Verhaltungsweisen erziehen, dressieren und vieles andere mehr.

Experimentelle Tierpsychologie im weitesten Sinn wird von den Menschen schon so lange getrieben, als es Haustiere gibt, als einzelne Tierklassen dauernd ihrer ursprünglichen ‚wilden' Umgebung entrückt, in abgeschlossenen Räumen gezüchtet und an bestimmtes Verhalten gewöhnt werden. Freilich werden diese Experimente größten Stils zunächst nur zu rein praktischen und nicht im entferntesten zu wissenschaftlichen Zwecken angestellt. Aber gar manche vorwissenschaftliche Anschauungen über das Seelenleben der Tiere haben sich auch schon aus diesen Erfahrungen ergeben, und vor allem besteht kein Hindernis, nachträglich aus den abgeänderten Instinkten der Haustiere, ihren vererbten, neuerworbenen Gewohnheiten 2c. gar manche psychologische Schlüsse von erheblicher Tragweite zu ziehen. Es sei hier nur auf die eigentümlich angepaßten Verhaltungsweisen verwiesen, welche junge Jagd- und Schäferhunde bereits vor aller Dressur annehmen, oder aber auf die instinktiven Anpassungen, welche Wasmann neuestens für gewisse Gasttiere der Ameisen und Termiten nachgewiesen hat; denn diese Myrmekophilen und Termitophilen spielen ja oftmals bei ihren Gastgebern eine ganz ähnliche biologische Rolle wie die Haustiere bei uns.

Gegenüber derartigen tierpsychologischen Experimenten größten Stils, wie sie die Natur darbietet, müssen alle bisher von Vertretern der Wissenschaft angestellten noch klein und geringfügig erscheinen, und doch hat es dieser letzteren bedurft, bis man sich entschloß, eine wissenschaftliche Tierpsychologie anzuerkennen, der bis vor kurzem selbst die meisten Fachpsychologen noch mißtrauisch gegenüber standen. Wie sehr es aber damit jetzt anders wird, mag uns kein geringerer als Wundt, der Altmeister der experimentellen Psychologie, bezeugen. Er hat sich genötigt gesehen, die einschlägigen Kapitel seiner ‚Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele' * einer tiefgreifenden Umarbeitung

* Vierte Aufl. Hamburg und Leipzig 1906, Verlag von Leopold Voß. — Das Werk verdient auch für eine Orientierung über die allgemeine Psychologie warme Empfehlung und jedenfalls den Vorzug vor Wundts ‚Grundriß der Psychologie', zumal im vorliegenden Buch die Besonderheiten der Wundtschen Theorie und Metaphysik minder störend und vorwiegend nur in den Schlußkapiteln hervortreten. Übrigens ist Wundts Orientierung über die neuesten tierpsychologischen Arbeiten noch vielfach lückenhaft.

zu unterziehen und rechtfertigt dies im Vorwort ausdrücklich auf folgende Weise: ‚Das vor zehn Jahren noch in seinen bescheidensten Anfängen begriffene tierpsychologische Experiment, das, soweit auch seine Bedingungen abweichen, doch an sich für die Tierpsychologie nicht minder wesentlich ist wie die experimentelle Beobachtung in der menschlichen Psychologie, hat seitdem eine immer weitere Anwendung gefunden. Mögen wir auch von dem idealen Ziel dieses Zweiges, von einer umfassenden psychischen Entwicklungsgeschichte des Tierreichs, noch sehr weit entfernt sein, so besitzen wir doch für die verschiedensten Stufen tierischer Entwicklung eine große Zahl guter und zuverlässiger Beobachtungen, die vielfach zugleich durch sinnreich ausgedachte Experimente unterstützt sind.‘ Das Ideal einer umfassenden psychischen Entwicklungsgeschichte des Tierreichs schwebt in der Tat noch in sehr weiter Ferne, in so unabsehbarer, daß man besser täte, vorerst gar nicht davon zu reden. Denn im allgemeinen haben gerade die neueren psychologischen Tierexperimente uns erst wachsende Einsicht in die außerordentlich reiche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit eröffnet, die das tierische Seelenleben nicht minder aufweist als der tierische Körperbau, und kaum eine größere Gefahr bedroht den weiteren Ausbau der experimentellen Tierpsychologie als die voreiliger Verallgemeinerungen und Stammbaumphantasien.

Eben dadurch zeichnet sich ja die neueste Tierpsychologie am allervorteilhaftesten vor ihren früheren Betriebsformen aus, daß man endlich aufhört, ganz allgemein vom Seelenleben ‚der Tiere‘ zu reden, und sich einstweilen begnügt, erst einmal der psychischen Konstitution der einzelnen Tierklassen und dem Ausbildungsgrad einzelner psychischer Betätigungsweisen bei diesem und jenem Tier auf die Spur zu kommen. In der Zeit der antiken und noch mehr der mittelalterlichen Wissenschaft war der allzu abstrakt-philosophische Betrieb der Tierpsychologie vorwiegend durch den Umstand verschuldet, daß das eigentliche Interesse der Untersuchungen gar nicht auf das Seelenleben der Tiere, sondern des Menschen gerichtet war. Man wollte vor allem den Unterschied menschlichen und tierischen Seelenlebens bestimmen und gab sich mit den diesbezüglichen, vorwiegend negativen Ermittlungen zufrieden, die übrigens seitdem noch vielfach bestätigt worden sind. Weit nachteiligeren Einfluß auf die Tierpsychologie übten dann zunächst die Lehren der neueren Philosophie. Descartes, den man zumeist als ihren Begründer ansieht, hat bekanntlich den Tieren überhaupt jedes Bewußtseinsleben aberkannt, und als einmal das Tier zur Maschine herabgewürdigt war, ließ auch La Mettrie's Lehre vom L'homme machine nicht mehr lange auf sich warten. Diese psychologische Gleichsetzung von Mensch und Tier suchten in anderer Art auch die deszendenztheoretisierenden Tierpsychologen des 19. Jahrhunderts, allen voran Darwin, aufrecht zu erhalten. Man suchte nicht nur die Unterschiede zwischen menschlichem und tierischem Seelenleben möglichst zu verkleinern und zu verwischen, sondern auch die seelischen Entwicklungsstufen der einzelnen Tierklassen einander möglichst zu nähern und ineinander überzuführen. Aber wie bereits

Darwins hervorragendster Schüler im Tierpsychologischen, George Romanes, späterhin von den Lehren seines Meisters abweichen mußte, so haben in unseren Tagen fast alle namhaften Vertreter der Tierpsychologie sich die großen Luftsprünge abgewöhnt und gehen wieder bescheidener und sicherer Schritt für Schritt voran. Gerade die hervorragendsten Vertreter der Tierpsychologie in Deutschland, England, Amerika sind ausgesprochene Spezialisten, allen voran der Ameisenforscher Wasmann. Wer sich über dessen Forschungen nicht nur aus seinen vortrefflichen, gemeinverständlichen Schriften, sondern auch aus den wohllesbaren, strengwissenschaftlichen Abhandlungen, zumal denjenigen über ‚Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen' (Stuttgart 1899) unterrichtet, erhält eine mustergültige Vorstellung von der Art, wie in der Tierpsychologie Naturbeobachtung und Experiment Hand in Hand gehen müssen. Erst wer mit den natürlichen Verhaltungsweisen und Instinkten einer bestimmten Tierklasse voll vertraut ist, kann aus deren experimenteller Beobachtung die rechten Schlüsse ziehen; im allgemeinen ist es sogar notwendig, die experimentellen Methoden jeweils der besonderen seelischen Organisation der fraglichen Tierklasse genau anzupassen, beispielsweise sich bei Verwendung optischer Reize jedesmal nach der besonderen Art der Farbenempfindlichkeit und Sehstärke zu richten. Das schließt jedoch keineswegs aus, daß sich gewisse allgemeine Grundtypen des tierpsychologischen Experiments ergeben haben, die bei allen Tierklassen den Grundzügen nach wiederkehren, wenn sie auch bei jeder Einzelanwendung gemäß den besonderen Bedingungen modifiziert werden müssen.

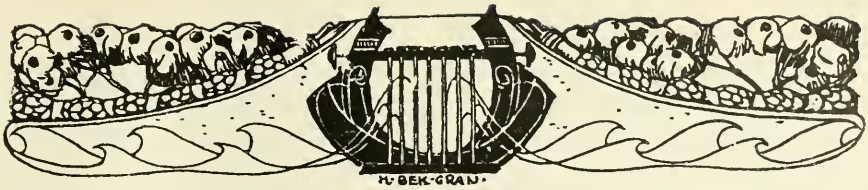
Eines allgemeinsten Typus dieser Art wurde bereits kurz Erwähnung getan: des Isolationsverfahrens, d. h. der Vereinsamung junger Tiere sofort nach der Geburt. Auf solche Weise bekommt man ein klares Gesamtbild derjenigen Verhaltungsweisen, welche das Tier auf Grund angeborener Instinkte oder individueller Lebenserfahrungen annimmt, und vermag den Einfluß der Nachahmung und sonstiger sozialer Einflüsse vollkommen auszuschalten. Einen positiven Einblick dagegen in die Vorgänge tierischer Nachahmung gewährt eine zweite Methode, die man am kürzesten als die der Versetzung bezeichnet. Man läßt z. B. junge Hunde von einer Katze aufziehen, junge Enten von Hühnern ꝛc. Sehr sorgfältig durchgeführt wurde z. B. die Versetzung von Sperlingen zu Kanarienvögeln, über die Edward Conradi im American Journal of Psychology unlängst (Bd. XVI) lehrreiches berichtet hat. Die Sperlinge nahmen den Gesang ihrer Pflegeeltern in erheblichem Umfang an, gaben ihn bei späterer Isolation rasch auf, um ihn bei abermaligem Zusammenbringen wieder anzunehmen. Aus einer vergleichenden Betrachtung solcher Isolations- und Versetzungsexperimente lassen sich, wie ich in einem Vortrag des Gießener Psychologenkongresses (1904) dargetan habe,* bereits wichtige Schlüsse auf die allgemeine Natur der Nachahmungserscheinungen ziehen. — Ein dritter, besonders wichtiger Typus des psychologischen Tierexperiments beruht auf der

* Vgl. Kongreßbericht S. 87—90.

zwangsweisen Anlernung neuer Einzelhandlungen, die ihrer Natur nach der betreffenden Tierklasse unmöglich angeboren sein können und zugleich die Gewähr bieten, daß man alle einzelnen Stadien des Erlernens genau beobachten kann. Besonders glücklich hat derartige Experimente der Amerikaner Thorndike seit 1898 ausgedacht und beispielsweise das Öffnen von Käfigverschlüssen und das Herausfinden aus sog. Irrgärten zu aufschlußreichen Feststellungen benützt. Seine Methode ist auch bereits 1903 von den Franzosen Vaschide und Rousseau auf Pferde angewendet worden; hätten die Verehrer des ‚klugen Hans' von diesen Ergebnissen Kenntnis gehabt, so würden sie sich zweifellos gegen die Annahme einer Pferdeintelligenz weit skeptischer verhalten haben. — Den genannten drei Hauptklassen des psychologischen Tierexperiments, denen sich leicht noch weitere, bisher minder ausgebildete anreihen ließen, ist der Grundzug gemeinsam, daß es sich um Dauerexperimente handelt, welche sich nicht mit sporadischen, wenn auch noch so oft wiederholten Einzelbeobachtungen begnügen, sondern ganze seelische Entwicklungsfolgen zu ergründen suchen. Da auch sonst überall in der Psychologie die genetischen Probleme immer mehr in den Vordergrund rücken, wird auch aus diesem Grunde die Tierpsychologie auf ein wachsendes Interesse rechnen dürfen. Fehlt es doch bereits nicht an Vorschlägen, welche das psychologische Tierexperiment über das einzelne Individuum hinaus auf ganze Generationsfolgen ausdehnen wollen, um, wenn möglich, die Vererbungsvorgänge, die man bei den Haustieren nur erschließen kann, unmittelbarer und exakter während ihrer Entstehung zu beobachten. Thorndike in seinem Werk über ‚Educational Psychology' schlägt vor, dazu wegen der raschen Folge der Generationen und der hinreichend leichten Beobachtbarkeit Mäuse zu verwenden. Die Voraussetzung für die völlige Durchführung dieser und noch gar mancher anderen, aussichtsvolleren Tierexperimente wären freilich äußere Zurüstungen, über welche bisher nicht einmal die beneidenswert ausgerüsteten amerikanischen Psychologen verfügen. Daher erhebt sich bei ihnen immer nachdrücklicher die Forderung nach besonderen Stationen für experimentelle Tierpsychologie, auf denen Psychologen und Zoologen zusammenarbeiten sollen. Bereits 1902 hat das psychologische Beratungskomitee des Carnegieinstituts eine derartige Gründung befürwortet. Neuestens, am 15. Mai 1906, hat nun das Psychological Bulletin (Referatbeiblatt der Psychological Review) eine Sondernummer über vergleichende Psychologie herausgegeben, und an deren Spitze steht eine Abhandlung des Chicagoer Universitätsprofessors John B. Watson: ‚Die Notwendigkeit einer experimentellen Station zum Studium gewisser Probleme im Verhalten der Tiere.' Watson unterscheidet zwei Hauptklassen notwendiger Experimentaluntersuchungen; erstlich solche, die zeitliche Kontinuität erfordern; zweitens solche, die eine weitere Umgebung erheischen, als sie in oder bei den Universitätsgebäuden verfügbar ist. Bei uns in Deutschland ließe sich auch ohne Carnegies schon durch das Entgegenkommen von Zuchtanstalten, zoologischen Gärten u. dgl. gar manches erreichen, und wenn erst einmal das Interesse und die Wertschätzung für tierpsychologische Untersuchungen

allgemeiner geworden ist, werden sich wohl für dergleichen größere Veranstaltungen Mittel und Wege finden lassen. Erst dann werden auch die Klagen darüber schwinden, daß die Tierpsychologie bisher viel zu sehr die niederen Tiere bevorzuge, daß nur etwa ein Zehntel der Untersuchungen mit Säugetieren sich befasse. Es erklärt sich das sehr einfach aus der ungleich größeren Obhut und Pflege, welche im allgemeinen die Säugetiere erfordern, und aus den viel größeren Schwierigkeiten ihrer ständigen Beobachtung und Absperrung von unkontrollierbaren Einwirkungen.

So übel es ist, über die künftige Entwicklungsrichtung eines jungen Wissenszweiges Vermutungen aufzustellen, so will es uns doch wahrscheinlich dünken, daß sich diese allumfassenden tierpsychologischen Dauerexperimente nicht als die fruchtbarste Forschungsmethode erweisen werden, sondern viel aussichtsreicher stellt sich die bereits in Thorndikes Lernmethode angebahnte Ausbildung solcher Untersuchungsweisen dar, die sich auf möglichst einfache und von vornherein bestimmte Einzelvorgänge des tierischen Seelenlebens konzentrieren lassen. Die Untersuchung der einzelnen Sinneswahrnehmungen und Assoziationsbildungen, der einzelnen Ausdrucksbewegungen und Instinkthandlungen, jede möglichst für sich genommen und möglichst in der Genese verfolgt, würde jedenfalls weit mehr Fragen auch der allgemeinen Psychologie lösen helfen als alle Aufstellungen allgemeiner Grad- und Artunterschiede. Wenn es beispielsweise gelänge, — und ich vermute, daß es geht, — die Art der räumlichen Vorstellung und Orientierung bei den einzelnen Tierklassen aufzuhellen, die dabei zusammenwirkenden angeborenen und erworbenen Faktoren in einwandfreier Weise zu scheiden, so wären damit auch für den großen Streit über den Ursprung der menschlichen Raumanschauung wichtige Instanzen gewonnen, insbesondere für die Entscheidung zwischen nativistischen und empiristischen Theorien. In diesem Punkte stimmen unsere Erwartungen und Hoffnungen hinsichtlich der experimentellen Tierpsychologie ganz mit denen Wundts überein, der fordert, ihre Methoden möchten sich vor allem mehr an den Bestrebungen und Verfahrungsweisen der experimentellen menschlichen Psychologie orientieren. Wie die Tierpsychologie ihre grundlegendsten Begriffe naturnotwendig der menschlichen Selbstbeobachtung entnehmen muß, so kann sie auch ihre Methoden nicht in völliger Selbständigkeit und Unabhängigkeit einwandfrei ausbilden, mögen auch im einzelnen auf Grund der günstigeren Untersuchungsbedingungen die Ergebnisse denen der menschlichen Psychologie erheblich vorauseilen. Im allgemeinen bleibt trotz alledem Wundts Ausspruch zu Recht bestehen, ‚daß man keinen Schritt in der psychologischen Analyse der tierischen Handlungen machen kann, ohne sich nach dem umzusehen, was die experimentelle Analyse des menschlichen Bewußtseins geleistet hat.‘



Zur Geschichte und Ästhetik der Programmusik.

Von

Eugen Schmitz.

Wohl kaum eine zweite musikästhetische Frage ist so oft und viel zur Diskussion gestellt worden, hat so verschiedene, so schroff entgegengesetzte Beantwortungen erfahren, als die Frage nach der ästhetischen Berechtigung und Bedeutung der Programmusik; auch heute, wo im praktischen Musikleben ihr Sieg längst entschieden ist, sind in der Theorie die Ansichten noch sehr geteilt.

Zunächst werden wir uns darüber klar werden müssen, ob und inwieweit Programmusik möglich ist, d. h. ob die Musik fähig ist, etwas außer ihr Liegendes (nämlich eben das durch das ‚Programm' näher Bezeichnete) darstellerisch wiederzugeben. Wenn wir die wirkenden Elemente der Musik speziell darauf hin ins Auge fassen, so finden wir in ihnen allerdings teilweise diese Möglichkeit. So ist z. B. schon das elementarste Mittel der Musik, der Rhythmus, fähig, assoziative Wirkungen zu erzielen. Bezüglich der Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Markierung des Rhythmus bietet uns unser Pulsschlag einen allgemeinen Maßstab; an der Hand dieses Maßstabes unterscheiden wir zwischen schnellem und langsamem, regelmäßig ruhigem und unruhig flackerndem Rhythmus, ferner im Vergleich zu den sichtbaren Bewegungen unseres Körpers zwischen leicht-graziösem und plumpem, schleppendem Rhythmus u. dergl. Wenn wir aber bei einem musikalischen Rhythmus das Gefühl haben, er sei plump, graziös, flackernd, ruhig, unruhig ꝛc., so ist damit jedesmal schon ein über das eigentliche Gebiet der Musik hinausreichendes assoziatives Empfinden gegeben. Ähnliche Wirkungen vermag auch die Wahl eines schnellen oder langsamen Tempos zu erzielen. Wie in Rhythmus und Tempo der Gegensatz langsam-schnell, so kann in der Dynamik der Gegensatz laut-leise assoziativ wirken; leise Töne haben immer etwas Geheimnisvolles, Dämmeriges; laute Töne reden von Glanz und Pracht, erscheinen licht und stolz, freilich oft auch voll verderblich niederschmetternder Wucht. Noch deutlicher kommt der Gegensatz hell-dunkel zum Ausdruck durch die Gegenüberstellung von hohen und tiefen Tönen. Dabei erscheinen die hohen Töne nicht nur hell und licht, sondern auch leicht, duftig schwebend; die tiefen Töne nicht nur dunkel, sondern auch schwer, lastend, oft plump und grob. Verstärkt und teilweise modifiziert werden diese assoziativen Wirkungen der tonlichen Höhenunterschiede durch die Klangfarbe und weiter durch die dazu tretenden Harmonie-

wirkungen. Zum Beispiel reine Dreiklänge in hoher Lage haben ganz speziell den Charakter von etwas Ätherischem und duftig Schwebendem; man denke nur an den Anfang des Lohengrinvorspiels! Der Übergang von einer Tonhöhe zur anderen, das wichtigste Element der Melodik, das ‚Fallen und Steigen' der Töne wird in seiner assoziativen Bedeutung schon durch diese Bezeichnung charakterisiert; im übertragenen Sinn ist eine ‚fallende' Melodie Ausdruck der Schwäche, während eine ‚steigende' Melodie kräftigen, energischen Charakter trägt.

Auf der Ausnützung dieser assoziativen Wirkungen der einzelnen Elemente der Musik beruht die Tonmalerei, deren Wesen darin besteht, daß irgend ein auf die Sinne wirkendes Geschehnis der Außenwelt in ‚Tönen gemalt', d. h. mit den Mitteln der Musik nachgebildet wird. Am einfachsten liegt der Fall, wenn es sich um ein hörbares Geschehnis handelt, denn dann kann die Musik beinahe direkte Nachahmung bewirken (z. B. Darstellung des Donners durch einen Paukenwirbel); in anderen Fällen müssen die assoziativen Wirkungen vermittelnd eintreten z. B. bei Darstellung des Blitzes durch eine kurze zuckende Tonfigur in greller Klangfarbe und hoher Lage. Wir sehen hier bereits, daß bei tonmalerischen Bildungen meist mehrere assoziative Elemente zusammenwirken.

Indessen ist mit diesen assoziativen Wirkungen der einzelnen Elemente der Musik, wie sie in der Tonmalerei zur Geltung kommen, die darstellende Fähigkeit dieser Kunst noch nicht erschöpft. Es kommen noch hinzu die speziellen assoziativen Wirkungen einiger musikalischer Mittel. Zum Beispiel Trompetenstöße und Trommelwirbel erinnern an Kampf und Krieg, Hornfanfaren an Jagd und Wald, der Klang der Orgel löst feierlich religiöse Empfindungen aus. Endlich sind noch die poetisierenden Wirkungen zu nennen, die die Musik durch Aufnahme von Choralmelodien, Volksliedern, Nationalweisen erzielen kann.

Alles zusammengenommen sehen wir, daß die Musik sehr wohl fähig ist, bis zu einem gewissen Grade irgend einen durch ein ‚Programm' näher bezeichneten Vorgang, also etwa ein Gewitter, eine Schlacht und dergleichen, darzustellen. Fragen wir uns nach der künstlerischen Bedeutung einer solchen darstellenden oder ‚Programmusik', so ist zu sagen, daß die Programmusik allerdings zunächst dem eigentlichen Wesen der Musik zu widerstreben scheint. Ihrem Wesen nach ist die Musik frei ausströmende Empfindung und setzt sich ohne Vermittlung des reflektierenden Verstandes (durch bloße ‚Einfühlung') beim Hörer wieder in Empfindung um. So erreicht die Musik den Endzweck aller Kunst, die Seele zu bewegen, auf direktem Wege, während alle anderen Künste ihn nur auf Umwegen erreichen, indem sie zuerst bestimmte Vorstellungen erwecken, welche dann auf die Seele wirken. Dieses Vorzugs scheint nun die Musik verlustig zu gehen, wenn sie als ‚Programmusik' zur absichtlichen Erweckung bestimmter Ideenassoziationen greift. Allein dem ist nur scheinbar so. Denn auch bei einer programmatischen Komposition, z. B. Liszts ‚Faustsinfonie', wirkt zunächst die Musik rein für sich und absolut; erst nachträglich treten erläuternd und klärend zu den bereits erzielten musikalischen Wirkungen die poetisierenden An-

gaben des ‚Programms' hinzu, indem sie die durch die Musik erweckten Stimmungen und Affekte in Beziehung zu Personen und Situationen, z. B. der Faustsage, setzen. Also wirkt auch die Programmmusik als frei ausströmende Empfindung und setzt sich in der Seele des Hörers wieder unmittelbar in Empfindung um; erst nachträglich tritt der reflektierende Verstand in Tätigkeit in der Kombination der erzielten musikalischen Wirkungen und des erläuternden Programms. Daß diese nachträgliche Klärung der zunächst undefinierbaren musikalischen Wirkungen einen eigenartigen künstlerischen Reiz bringen und vertiefend wirken kann, ist unbestreitbar.

Dabei ist aber bis jetzt noch ein Punkt außer acht gelassen worden, der für die ästhetische Bewertung der Programmusik ebenfalls von ausschlaggebender Bedeutung ist: die Frage nach dem Inhalt des Programms. Der wichtige Gegensatz, der hier besteht, ist die Unterscheidung von Programmen, welche einen äußeren, und solchen, welche einen inneren Vorgang (Affekte, Gefühle, Stimmungen) zum Gegenstand haben.

Die Bedeutung dieses Gegensatzes, auf dem alle bezüglich der Programmmusik überhaupt sich aufwerfenden ästhetischen Fragen basieren, wird erst durch die historische Betrachtung voll ins Licht gerückt.

Der Grundidee nach ist die Programmusik uralt. Schon in der Musik der alten Griechen finden wir sie vertreten; Timotheus versucht 350 v. Chr. einen Seesturm und die Wehen der Semele musikalisch zu schildern. Thimostenes stellt in einer Flötenkomposition (!) den Kampf Apollons mit dem Drachen dar. Freilich, die nähere Beschaffenheit dieser ältesten Programmusik muß uns bei unserer mangelhaften Kenntnis der griechischen Musikpraxis überhaupt ziemlich dunkel bleiben. Auch die Anfänge der christlichen Musik weisen vereinzelte programmatische Bestrebungen auf. Notker Balbulus, der berühmte Sequenzendichter und Komponist des Klosters St. Gallen, bildet z. B. in einer seiner Melodien ein knarrend sich drehendes Mühlrad nach, dessen Geräusch die Stille seiner Klosterzelle störte. Eine wirkliche Blütezeit erlebte aber die Programmusik im 14. Jahrhundert, wo in Italien die ‚caccia' auftauchte, eine vokale Tonform, die, wie schon der Name (‚caccia' = Jagd) erkennen läßt, von vornherein zu Tonmalerei und Programmusik bestimmt war. Derartige Stücke sind uns verschiedene erhalten, z. B. eine caccia von Sacchetti, die den Waldspaziergang junger Mädchen schildert, welche Blumen suchen und zuletzt von einem Gewitter überrascht werden; eine andere caccia von Girandello schildert den Verlauf einer Jagd, eine caccia von Zacharias stellt das Straßenleben einer Großstadt mit dem lebhaften Getriebe der Käufer und Verkäufer dar. Auch die später so beliebte Nachahmung von Tierstimmen findet sich bereits vor. Das programmatisch-tonmalerische Erbe der caccia trat in späterer Zeit der namentlich in Frankreich und den Niederlanden gepflegte chanson an; das 16. Jahrhundert weist besonders zahlreiche derartige Werke auf. ‚Le chant des oysseaux' von Gombert war eines der beliebtesten Tonstücke der Zeit. Der bedeutendste Programmusiker des 16. Jahrhunderts

war aber Clement Jannequin (um 1550), der auf diesem Gebiete eine sehr fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Seine berühmtesten Stücke sind: ‚Les cris de Paris,' eine Schilderung des Pariser Straßenlebens, ‚La prise de Boulogne,' ‚La chasse de lièvre,' ferner ‚Le caquet des femmes' (‚Weiberklatsch'), ein Stück köstlichen Humors. Am berühmtesten aber wurde seine ‚Schlacht bei Marignano', in der der Gang der Schlacht von Anfang bis zu Ende ganz detailiert tonmalerisch dargestellt wird. Die bisher erwähnten Werke gehören der Vokalmusik an und suchen mit meist drei- bis fünfstimmigem Vokalsatz ohne jede Beteiligung von Instrumenten ihre Ziele zu erreichen. Diese programmatischen Bestrebungen gingen aber alsbald auch in die seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr emporkommende Instrumentalmusik über und wiederholen sich hier mutatis mutandis in ganz ähnlicher Weise wie früher in der Vokalmusik. Es kommen nun in der Orgelmusik, Klaviermusik, Violinmusik 2c. die Darstellungen von Gewittern, Jagden, Schlachten und die Nachahmung von Tierstimmen in Mode. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich ein ganzes System der Programmusik ausgebildet; dafür ist ein 1700 erschienenes Klaviersonatenwerk von Johann Kuhnau (1667—1722) dem Amtsvorgänger Sebastian Bachs im Thomaskantorat ein Beweis. Dieses Werk trägt den Titel: ‚Musikalische Vorstellung einiger biblischer Historien', in sechs Sonaten auf dem Klavier zu spielen. In der Form von Klavierstücken, die natürlich mit der heutigen ‚Sonaten'form nichts zu tun haben, wird hier versucht, Vorgänge aus der biblischen Geschichte programmatisch darzustellen. Kurze Überschriften über den einzelnen Teilen der Komposition erörtern die ‚Bedeutung' der Musik. Da finden wir Stücke wie ‚Der Kampf zwischen David und Goliath', ‚Der von David mittelst der Musik kurierte Saul,' ‚Der Heiland Israels, Gideon,' ‚Jakobs Tod und Begräbnis' usw. Ganz im Geist und Charakter dieser Musik ist auch das ziemlich bekannte Bachsche Klaviercapriccio ‚Sopra la lontanza del suo fratello dilettissimo' gehalten.

Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich die Programmusik auf alle Gattungen der Tonkunst verbreitet; Kammermusik, Orchestermusik und solistische Instrumentalmusik dienten ihr in gleicher Weise. Der künstlerische Wert war aber immer tiefer gesunken und Geschmacklosigkeiten aller Art an der Tagesordnung. Zum Beispiel in einer Schlachtenmusik von Neubauer (1760—1795) erstattet das Fagott als Unteroffizier Rapport. Der Komponist Kauer sucht in einem Tongemälde, betitelt ‚Das Wiener Aufgebot', die Verteilung der Medaillen musikalisch darzustellen, während Haßlinger gar tonmalerisch wiederzugeben sucht, ‚wie der Feind einen großen Fehler begeht und dieser benützt wird' u. dergl. In ähnlicher Weise waren tätig Freystädter, Steibelt, der Münchener Kapellmeister Peter v. Winter und zahllose andere. Der kriegerische Charakter der Zeit ließ besonders die Schlachtenkomposition aufblühen. ‚Es gab in der Tat wenige große Schlachten in jenen stürmischen Jahren, welche nicht von Orchestern, Militärmusiken, Orgeln und Klavieren nachträglich noch einmal ausgefochten worden wären.' (Thayer,

Beethoven III. S. 40.) In diesen Rahmen gehört auch Beethovens Sinfonie ‚Wellingtons Sieg bei Vittoria' (1813), ein Werk, das der Meister selbst nie ernst genommen hat. Am schlimmsten vielleicht trieb es Abt Vogler (der Lehrer Webers) in seinen Orgelkonzerten.

Allein in diese Zeit tiefen Verfalls fallen bereits Anzeichen eines neuen Aufschwungs der Programmusik. Dittersdorfs, des Komponisten von ‚Doktor und Apotheker' Metamorphosensinfonien (nach Ovid) repräsentieren eine edlere Richtung; neben ihnen stehen Haydns ‚Sieben Worte Jesu am Kreuz' als bedeutendstes Erzeugnis der Programmusik am Ende des 18. Jahrhunderts. Dieses Werk, das heute in einer vom Meister später vorgenommenen Umarbeitung als Oratorium gegeben wird, bestand in der ursprünglichen Fassung aus sieben (von Haydn ‚Sonaten' genannten) Sätzen für Streichorchester, deren jedem ein Wort des sterbenden Heilands als Motto beigegeben ist. Was ein Werk, wie Haydns ‚Sieben Worte' von den beschriebenen anderen zeitgenössischen Programmwerken auszeichnet und hervorhebt, ist nicht allein das überragende Genie des Meisters, sondern vornehmlich das, daß das Programm diesmal ein *seelischer innerer Vorgang* ist. Hier erinnere man sich wieder des oben gekennzeichneten Gegensatzes von ‚äußerlichen' und ‚innerlichen' Programmen. *Indem nunmehr an die Stelle der mit kleinlichen äußerlichen Tonmalereien arbeitenden Programmmusik die Tendenz trat, Stimmungen und Affekte großzügig zur Darstellung zu bringen*, wurde der verlorene künstlerische Geist wieder zurückgewonnen und die Programmusik ihrer heutigen hohen Bedeutung entgegengeführt. Besonders lehrreich für jene Übergangszeit ist die Stellung Beethovens zur Frage der Programmusik, namentlich in der ‚Pastoralsinfonie'. *Indem Beethoven über die Partitur dieses Werkes schrieb: ‚Mehr Empfindung als Malerei,' hat er das wahre künstlerische Ziel der Programmusik klar ausgesprochen und genannt.* So spricht der erste Satz der Pastoralsinfonie von den freudigen *Empfindungen* bei der Ankunft auf dem Land, der letzte Satz von den dankbaren *Gefühlen* nach dem glücklich vorübergegangenen Sturm; der Gewittersturm selbst aber, ferner die Szene am Bach und das fröhliche Beisammensein der Landleute sollen nicht Schilderungen äußerer Vorgänge sein, sondern nur die jeweiligen Stimmungen erwecken. Man darf dabei keinen Anstoß daran nehmen, daß in diesen Sätzen einzelne detaillierte äußere Tonmalereien vorkommen, wie z. B. der Eintritt der Vogelstimmen am Schluß des zweiten Satzes. Das sind Einzelheiten, die für die Auffassung des Ganzen nicht in Betracht kommen.

Allerdings spielt auch in der modernen Programmusik die äußere Tonmalerei noch eine gewisse Rolle, allein sie tritt hier *nur als gelegentliches Mittel zum Zweck auf, während sie früher Selbstzweck war.* Den diesbezüglichen Unterschied zwischen der älteren und der modernen Programmmusik sieht man besonders klar, wenn man die verschiedenartige Behandlung des gleichen Problems in beiden Richtungen vergleicht. Halten wir z. B.

einmal Liszts ‚Hunnenschlacht' neben irgend eine ältere Schlachenkomposition, z. B. Jannequins ‚Schlacht bei Marignano', so sehen wir bei dem alten Meister raffiniert deutliche, realistische Einzelmalerei: die Kommandos ertönen, dazwischen das Schlachtengeschrei und Waffenklirren, Flucht, Vordringen, Zurückweichen, alles das wird mit den der Musik zu Gebote stehenden Mitteln dem Hörer vorgeführt, und diese äußeren Tonmalereien sind der ästhetische Zweck der ganzen Komposition. Ganz anders bei Liszt. Hier finden wir keine Spur von kleinlicher Realistik; der unerbittliche Trotz der Kämpfenden, ihre Wut, ihre Energie, das frenetische Anspannen aller Kräfte, welches selbst im Tode nicht ruhen will und die Seelen der Erschlagenen in den Lüften den Kampf fortsetzen läßt, wie auf dem bekannten Gemälde von Kaulbach zu sehen ist, das bildet den Inhalt dieser Schlacht, welche sich demnach als Seelengemälde gibt; daß dabei einzelne kleinere äußere Tonmalereien vorkommen (kriegerische Hornrufe u. dgl.), hat gar nichts weiter zu besagen; diese dienen nur als Mittel zum Zweck, die Stimmung zeichnen zu helfen.

Der nach und neben Beethoven in der Musik zur Herrschaft kommenden romantischen Schule mußte die Idee der ‚Programmusik' besonders naheliegen. So finden wir auch bei manchen ihrer bedeutendsten Meister, bei L. Spohr, Mendelssohn, Schumann, eifrige Pflege derselben. Den Ausgangspunkt aber bildet der Franzose Hektor Berlioz. Seit seinem Auftreten ist die Programmusik eine musikalische Weltmacht geworden, seit ihm haben wir extrem sich gegenüberstehende Parteien. Insofern (aber auch nur insofern) kann man Berlioz allerdings als den Vater der modernen Programmusik bezeichnen. Seine poetisierenden Ouvertüren (Waverley, Fehmrichter, Lear, Carneval ꝛc.), seine Sinfonie fantastique und Haroldsinfonie bedeuten dann die Anfangspunkte einer größeren Entwickelung. Seine programmatischen Bestrebungen führten ihn zu einer bedeutsamen Bereicherung der orchestralen Tonsprache; dadurch wurde er zum Begründer der modernen koloristischen Instrumentationskunst. Allein es geht ein großer Widerspruch durch sein ganzes Schaffen, ein Widerspruch, der trotz aller Genialität des Meisters oft verdunkelnd wirkt: der Widerstreit zwischen Programm und musikalischer Form. Das programmatische Tonwerk verlangt unter Umständen im Anschluß an die poetische Idee eine über die rein musikalischen Bedürfnisse hinausgehende (natürlich nicht sie negierende) Form. Dies braucht nicht immer der Fall zu sein; z. B. der erste Satz der Lisztschen ‚Faustsinfonie' hält das dreiteilige Sonatenschema: Thementeil — Durchführung — Repetition des Thementeils fest, ohne mit dem Programm in Konflikt zu kommen. Beethovens große Leonorenouvertüre dagegen leidet bereits an diesem Zwiespalt. Mit Recht sagt Richard Wagner, daß hier die durch die Sonatenform vorgeschriebene Wiederholung des Thementeils nach dem Durchführungsteil ‚die Idee des Werkes bis zur Unverständlichkeit entstellt' (Ges. Schr. V, S. 190). Dieser Mangel läßt viele Werke von Berlioz (z. B. die sonst so geniale Learouvertüre) nicht zu einheitlicher Wirkung kommen. Den entscheidenden Schritt tat hier Liszt, indem er den Zwie-

spalt zwischen musikalischer Form und poetischer Idee endgültig beseitigte. Seine ‚sinfonische Dichtung' ordnet, wo es nötig ist, die reinmusikalische Form den poetischen Ansprüchen definitiv unter. Diese Form der sinfonischen Dichtung hat dann Richard Strauß übernommen und weitergebildet.

Der Vergleich von Liszts ‚Hunnenschlacht' mit einem alten musikalischen Schlachtgemälde hat uns gezeigt, daß das, was wir heute unter ‚Programmmusik' verstehen, mit dem, was eine frühere Zeit darunter verstand, kaum mehr als den Namen gemein hat; so vollständig hat die Auffassung und Durchführung des Problems gewechselt. Allein die Idee der modernen Programmmusik ist auch der alten Tonkunst nicht fremd; nur dürfen wir sie nicht in den ‚offiziellen' Programmwerken der früheren Komponisten suchen, obwohl sich auch hier vereinzelte Fälle finden. Manche Opernouvertüren früherer Zeit dagegen, vor allem die Gluckschen, sind zum Teil programmatische Seelengemälde ganz im Geist der modernen Programmusik. Ein noch älterer und vielleicht noch wichtigerer Vertreter der modernen programmatischen Idee ist aber in der alten evangelischen Choralkunst zu sehen. Der protestantische Choral, eines der künstlerisch wertvollsten Erzeugnisse der Reformation, wurde von der aufblühenden Instrumentalmusik alsbald verwertet, indem man die Melodien auf Orgel und Klavier übertrug und rein musikalisch bearbeitete. So entstand im 17. und 18. Jahrhundert auf dem Gebiet der Klavier- und vor allem der Orgelmusik eine imponierende instrumentale Choralkunst (Choralvariationen, Choralphantasien, Choralfugen 2c.), als deren wichtigste Vertreter Scheidt und Pachelbel und als deren alles überragender Schlußstein Sebastian Bach erscheint. Natürlich mußten in diesen Tonstücken die Stimmungen der Choraltexte zum Ausdruck kommen, sollte das Ganze nicht zu einer sinnlosen musikalischen Spielerei werden. Wie tief die bedeutenden unter den alten Meistern dieses Problem erfaßt haben, dafür sind Werke wie Pachelbes ‚Musikalische Sterbensgedanken' und Bachs Orgelchoräle ein glänzender Beweis. Das ist eine Musik mit tief poetischem, stimmungsvollem Programm, die ihren Meister in die Reihe der bedeutendsten Programmkomponisten aller Zeiten stellt, eine Musik, die der kleinlichen äußeren Realistik nicht minder fernsteht als eine sinfonische Dichtung von Franz Liszt oder Richard Strauß.

Es wurde bereits konstatiert, daß die sogenannte absolute Musik und die moderne Programmusik ihrem Wesen nach nichts Verschiedenes sind. An Bachs Orgelchorälen haben wir ein praktisches Beispiel dafür; sie werden von den Gegnern der Programmusik als höchste Blüten der ‚absoluten' Musik bezeichnet, während wir sie als der Programmusik zugehörig erkannten. Wie flüssig hier die Grenzen sind, beweisen noch manche andere Beispiele. Als Beethoven im Jahre 1816 seine Klaviersonaten neu herausgeben wollte, dachte er nach seines Biographen Schindlers Bericht ernstlich daran, ‚die vielen, jenen Werken zugrunde liegenden poetischen Ideen anzugeben und darnach deren Auffassung zu erleichtern und den Vortrag zu bestimmen.' Wäre dieser Plan durchgeführt worden, so gehörten Beethovens Klaviersonaten, diese Grundfesten

der ‚absoluten Musik', auf einmal auch ins Gebiet der Programmusik. Ähnlich verhält es sich mit einigen Schumannschen Sinfonien, die anfangs programmatische Überschriften trugen, welche aber bei der Veröffentlichung gestrichen wurden.

Letzten Endes kommen wir zu dem Resultat, daß es eine ‚absolute Musik' eigentlich überhaupt nicht gibt, sondern daß alle (künstlerisch wertvolle) Musik wenigstens ‚latente' Programmusik ist, indem sie gewisse Affekte und Stimmungen darstellt oder ausspricht. Dies gilt für eine Sinfonie von Brahms ebenso gut wie für eine Tondichtung von Strauß. Der Unterschied liegt nur darin, daß diese Affekte und Stimmungen das eine Mal noch besonders erklärt und gedeutet werden, während sie das andere Mal ohne nähere Bestimmung auf uns wirken. Dazu wird meistens noch eine durch diesen Unterschied bestimmte, verschiedenartige musikalische Formgestaltung kommen; daß dies nicht immer der Fall zu sein braucht, haben wir an mehreren Beispielen gesehen.

Der Künstler.

Kein Abgrund war zu tief —
Er mußte ihn hinuntergeh'n.
Dann aber war kein Weg zu hoch,
Zu steil ihm zu den Lebenshöh'n.

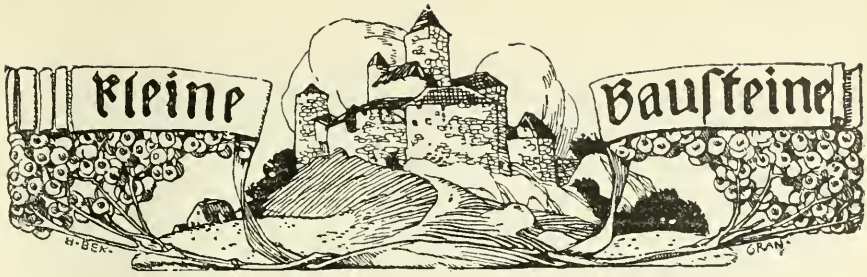
Und die ihn längst verloren wähnten
In schlechtversteckten Mitleidshohn,
Als ihn die Tiefen rings umgähnten,
Nun nennen sie ihn Bruder, Freund und Sohn.

Ja, Sohn der Zeit! — Mit vollen Händen
Streut er erworb'nen Segen aus
Und sieht sie kehren und sich wenden,
Zu sorgen für den üppigen Schmaus.

So gibt er alles, was zu geben,
Was sie ihm gab, der Zeit zurück,
Verklärt in seinem reinen Streben,
Geläutert, höchstes Erdenglück.

Er aber geht und gibt noch immer,
Schon dünkt ihn alle Erde weit —
Und eines neuen Lebens Schimmer
Umstrahlt ihn die Unendlichkeit.

Christoph Flaskamp.



Unterfruchtige Völker im Lichte der Biologie.

Die Biologie ist eine aufstrebende, aber noch junge Wissenschaft. Die Anerkennung, welche ihr auch in Nichtfachkreisen gezollt wird, ist im Wachsen begriffen. Vielfach hat die Biologie selbstverständliche Sätze aufgestellt. Aber so klar diese Lehrsätze sein mögen, so werden sie doch häufig verkannt. So z. B. ist es eine biologische Erfahrung, daß sich das physiologische Leben des Einzelindividuums und ganzer Völker allmählich entwickelt und sich fortentwickelt, und doch verlangt man nicht selten grobsinnliche Wahrnehmungen, wenn man an die Entwicklung glauben soll. Ein anderer Satz ist, daß Ursache und Wirkung oft nicht auseinanderzuhalten sind, daß das eine in das andere übergeht. Man weiß z. B. oft nicht, ob jemand leichtsinnig ist, weil er in gleicher Gesellschaft sich bewegt, oder bewegt er sich in solcher Gesellschaft, weil er leichtlebig ist. Wer blutarm ist, hat schwache Muskeln, und wer schwache Muskeln hat, ist blutarm. Diese Reziprozität, das Ringgesetz in der Natur, findet sich viel häufiger, als man glaubt. Sie ist die Ursache der Varietätenbildung im guten und schlechten Sinne. Ein dritter Satz der Biologie ist die Lehre, daß nur selten eine Ursache den Effekt herbeiführt, daß in der Regel ein ganzes Bündel von Ursachen wirksam ist. Dieser Satz wird am häufigsten vergessen. Selbst Gelehrte haben ihn nicht immer im Auge. Ich erwähne nur z. B. die Keimentwicklungslehre von Darwin. Sie wurde als die alleinige Möglichkeit der Entwicklung hingestellt, so von Weismann, und als man ihre Ausschließlichkeit als falsch erwiesen hatte, glaubte man die ganze Lehre gestürzt zu haben. Zweifellos hat neben der Auslesewirkung Darwins durch Keimmischung auch die Lamarckistische Richtung Geltung, welche die fortgesetzte Beeinflussung der lebenden Zelle durch die Außenwelt als groß genug hinstellt, um in der Zelle selbst eine bleibende Veränderung herbeizuführen. Beide Richtungen werden wohl in der Natur wirksam sein und noch andere dazu.

Auch in der Entwicklung der Völker sind immer mehrere Ursachen wirksam. Wenn also nachstehend die Unterfruchtigkeit als die Ursache vieler Veränderungen hingestellt wird, so ist das nicht so zu verstehen, daß sie die einzige oder auch nur die hauptsächlichste Ursache ist. Lediglich die Mitwirkung soll betont werden. Und bei der allmählichen Entwicklung wird man nicht sofort zahlenmäßigen Beleg erwarten dürfen. Die Mitwirkung muß auf dem

Wege des logischen Denkens oft erst erschlossen werden; sie kann gar nicht in ihren Anfängen in sogenannter exakter Weise nachgewiesen werden. — ‚Unterfruchtig' nenne ich ein Volk, das sich durch geringe Fruchtbarkeit der Einzelnehe auszeichnet. Beteiligen sich bei einem Volke eine große Anzahl von Personen an der Ehe, und wird die Ehe frühzeitig geschlossen, so können die Folgen der Unterfruchtigkeit, der geringen Fruchtbarkeit der Einzelnehe lange Zeit oder für immer verborgen bleiben. Ein solches Volk kann sich trotz seiner Unterfruchtigkeit stark vermehren. Ich habe an anderer Stelle (‚Blut u. Brot' bei Seitz und Schauer in München) zahlenmäßig nachgewiesen, daß dies in Bayern der Fall ist. In den letzten dreißig Jahren ist in Bayern eine starke Vermehrung der Brautpaare und eine starke Verjüngung derselben eingetreten; dabei hat aber die Fruchtbarkeit der Einzelnehe beträchtlich nachgelassen. Diese Erscheinung ist in ganz Deutschland beobachtet worden. Für Frankreich, England, Amerika und andere Kulturstaaten haben es die Statistiker nachgewiesen. Besonders in Frankreich ist die Unterfruchtigkeit weit verbreitet, so daß man es kurzweg das französische Kindersystem nennt. Dieses System ist aber keineswegs eine Sondererscheinung der Kulturvölker; man findet es auch bei den rohesten Naturvölkern. Aber die methodische Anwendung durch einen erheblichen Teil der Bevölkerung scheint doch bei den Kulturvölkern mehr vorzukommen als bei den Naturvölkern, und die Kaukasier leiden mehr darunter als die Mongolen. Das System gilt allgemein als Degenerationszeichen und nicht mit Unrecht. Es ist im Innersten der Ausdruck des reinen Egoismus und des Geständnisses, daß man den Kampf um das Dasein nicht mehr im vollen Umfang aufzunehmen wagt. Dieses Geständnis beruht sehr häufig auf richtiger Selbsteinschätzung.

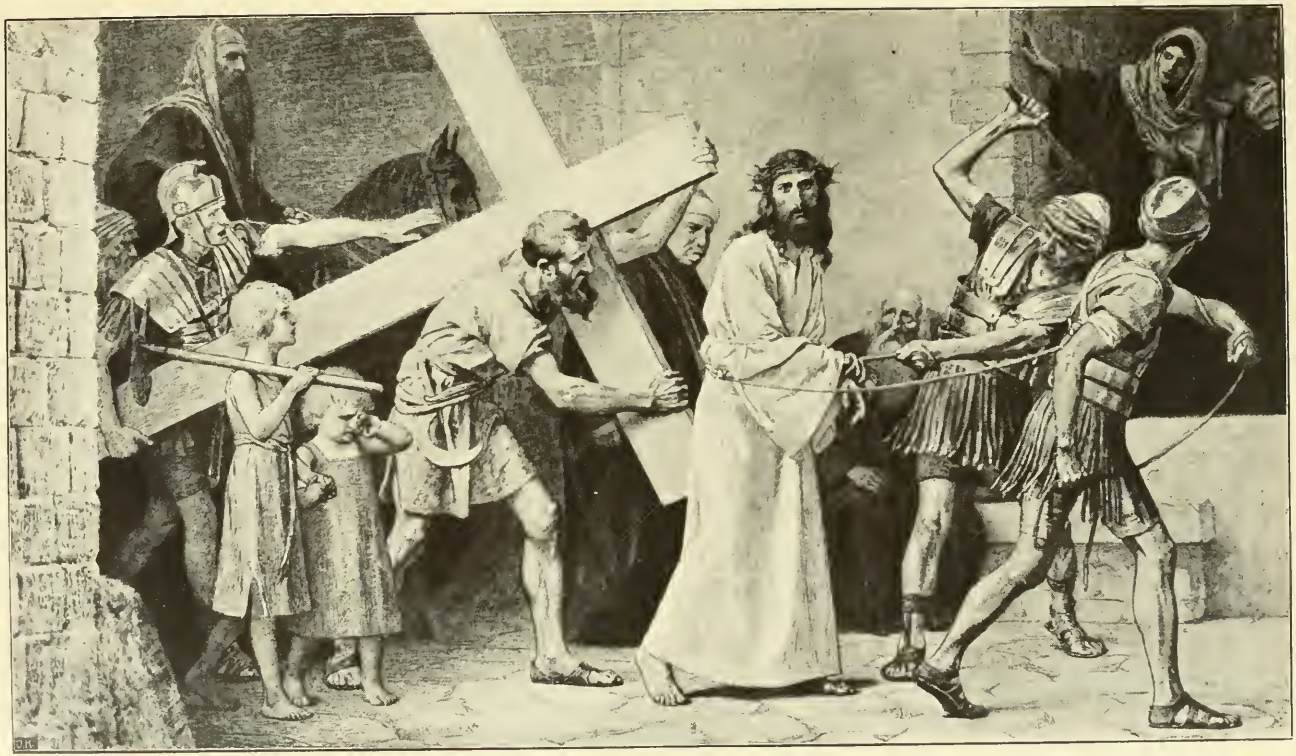
Einige Zahlen kann ich dem Leser nicht ganz schenken. In Bayern trafen auf 100 verheiratete Frauen eheliche Geburten:

1852	25,1 %	1885	18,8 %
1871	20,5 „	1890	18,8 „
1875	21,2 „	1895	19,3 „
1880	20,5 „	1900	19,6 „

Auf 100 gebärfähige (17.—50. Lebensjahr) verheiratete Frauen trafen eheliche Geburten in Bayern:

1875	29,2 %	1890	26,2 %
1880	28,7 „	1895	26,9 „
1885	26,7 „	1900	26,6 „

Ein Rückgang ist also unverkennbar. Aber der Rückgang ist nicht gleichmäßig. Auf dem Lande ist er viel geringer als in der Stadt. Auf dem Lande ist das Verhältnis von Eheschluß zu Kinderzahl 1 : 5,3; in der Stadt 1 : 3,5. Auch die Kreise differieren stark. Die fränkischen und die Pfalz haben geringere Fruchtbarkeit der Einzelnehe als Altbayern und Schwaben. Dabei darf man aber nicht glauben, daß das Land als solches die Ursache der Mehrfruchtbarkeit ist. In Frankreich sind gerade die wohlhabenden Bauern



Gebhard Fugel pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Kreuztragung.

zu diesem System übergegangen, weil die Gesetzgebung sie dazu veranlaßte. Es gilt dort nämlich der Grundsatz, daß das Besitztum der Eltern in gleichen Teilen unter die Kinder verteilt werden muß, und um die Aufteilung ihres Besitztums zu verhindern, gingen sie zu dem System über.

Die nächste Folge des Systems ist das Ansammeln von Reichtum, das ja auch der Zweck ist. In England sind dadurch die Erbtöchter entstanden und auch in Frankreich. Übt nur ein Teil der Bevölkerung die Methode, so gewinnt dieser Teil das finanzielle Übergewicht. Die Differenz zwischen reich und arm wird immer größer. Für die Nachkommenschaft ist dann der Reichtum nicht mehr das sichtbare Zeichen ihrer persönlichen Tüchtigkeit, sondern das ihrer Vorfahren. Zunächst ist dieses System geeignet, untüchtige Leute zu lange an der Spitze der Nation zu belassen und die Nation selbst dadurch zu schädigen. Später freilich wird dann diese Verhinderung des Aufsteigens wieder ausgeglichen, wie wir noch sehen werden.

Übt auch das untere Volk diese Methode, so gewinnt es dadurch Gelegenheit, an den Gütern der Erde mehr teilzunehmen. Die Eltern brauchen sich nicht mehr in dem Grade abzunützen, und bei dem Wegfall der Abnützung fällt zunächst die Sterblichkeit durch Verlängerung des Lebens. Aber auch den Kindern kann eine größere Aufmerksamkeit geboten werden, und die Absterbequote auch dieses Lebensalters fällt. Gegenwärtig hat die Statistik in ganz Deutschland ein Sinken der Sterblichkeit nachgewiesen. Sicher hängt dies mit dem Übergang zu dem vorliegenden System zusammen. Ich habe für Bayern den Zusammenhang der Kindersterblichkeit mit der Kinderzahl ziffernmäßig nachgewiesen. Nicht genügend wird von den Statistikern gewürdigt, daß durch das System die biologische Eigenschaft der Keime selbst auf generativem Weg verändert wird. Bei einem unterfruchtigen Volk haben die Kinder durchwegs jüngere Eltern als bei einem vollfruchtigen, da ja die Spätlinge der Ehe unterdrückt zu werden pflegen. Die Jugend der Eltern gilt aber mit Recht bis zu einem gewissen Grade als eine verbessernde Eigenschaft.

Dagegen wirkt die Unterfruchtigkeit auf die Keimungsfähigkeit verschlechternd. Nie besteht ein Volk aus ganz gleich fortpflanzungsfähigen Familien. Die eine Familie ist von Natur kinderreich, die andere kinderarm. Wenn nun die kinderreiche Familie durch Prohibitivmaßregeln sich ebenso gering fortpflanzt wie die kinderarme, so gewinnt sie nicht den Vorsprung, der ihr zukommt, und es entsteht eine negative Auslese. Das Gegenteil dieser Erscheinung sehen wir bei den Buren, die sich im Laufe der Zeit, die sie in Afrika zubrachten, zu einem sehr kinderreichen Stamm hinaufzüchteten.

Noch größer ist der Einfluß der Kinderarmut auf die geistige Seite eines Volkes. Unterfruchtige Familien können ihren Kindern viel mehr die Segnungen der Wissenschaft, der Kultur, der Erziehung und der Bildung zuteil werden lassen als kinderreiche. Dadurch wächst der Anteil des Volkes an der allgemeinen Bildung. Das Bildungsniveau der Allgemeinheit steigt. Aber solche Eltern wollen nicht bloß ihre Söhne besser bilden lassen, sie wollen auch

andere Lebensstellungen für sie. Namentlich die Faustarbeit dünkt nicht mehr gut genug.

In Frankreich ist der Andrang zu den staatlichen und gemeindlichen Stellen enorm. Und in Deutschland jammern die Eltern, daß man die Kinder nicht mehr unterbringe trotz der großen Vermehrung der kommunalen Stellen. Aber nicht bloß die Erwerbstätigkeit ändert sich, auch die Lebensführung. Kinder aus unterfruchtigen Familien lernen die Not in der Regel weniger kennen, und der einzige Sohn wird mehr verzärtlicht. Dauert diese zartere Lebensführung Generationen hindurch an, so kann geradezu eine Schwächung der Volkskonstitution eintreten. Und es ist nicht unmöglich, daß die durch die bessere Lebensführung und geringere Abnutzung gewonnene Lebensverlängerung auf diesem Wege wieder verloren geht, und daß wiederum ein Steigen der Sterblichkeit eintritt. Zunächst wird sich dies auf dem Gebiete der Kriegsführung geltend machen. Man wird versuchen, den Krieg nach der den Intellektuellen passenden Weise zu führen, und gelingt dies nicht vollständig, so wird die Abwehrfähigkeit des unterfruchtigen Volkes eben eine geringere. Unterfruchtige Völker verlieren den kriegerischen Sinn überhaupt eher, teils infolge größerer Verfeinerung, teils durch das Risiko des Krieges, der eben den einzigen Stammhalter vernichten kann.

Das Abdrängen von der Faustarbeit macht sich in Deutschland bereits stark bemerklich. Der bayerische Verkehrsminister, der wie nicht leicht ein anderer die soziale Bedeutung der Verkehrsmittel kennt, sprach sich dahin aus, daß wir ohne Zufuhr ausländischer Handarbeiter gewisse Arbeiten, z. B. Bahnbau, nicht mehr betätigen können. Das war immer so bei unterfruchtigen Völkern.

Das erste klassische Beispiel finden wir in der Bibel. Als die Ägypter durch die Kultur und zweifellos auch durch geringe Fruchtbarkeit Faustarbeiter brauchten, zogen sie die Nachkommen Jakobs dazu heran. Diese vermehrten sich stark trotz des Druckes und trotz mancher Abwehrmaßregel. Infolge ihrer geringen Assimilationsfähigkeit, die ja heute noch besteht, bildeten die Juden eine biologische Gefahr für das Wirtvolk. Als nun gar noch Organisatoren das Volk sammelten, da wurde es den Ägyptern klar, daß trotz der Arbeitsleistung der Juden diese besser nicht im Staate bleiben, und man ließ sie ziehen. Die verfeinerten Athener führten Dienstpersonal aus Böotien, später aus Mazedonien ein. Die Römer suchten durch Kastenbildung, durch das Sklaventum sich Faustarbeiter zu sichern. Vorher schon hatte die Unterfruchtbarkeit der Patrizier das Aufsteigen der ‚Proletarier' (proles = Nachkomme) ermöglicht, und als auch diese Schichte von der Unterfruchtbarkeit ergriffen wurde, zitterte Rom vor seinen eigenen Sklaven. Als dann fremde, kulturell tief stehende, aber generativ starke Völkerschaften in Italien eindrangen, wurde nicht bloß das Land eine Beute dieser Horden, sondern es entstand infolge der generativen Schwäche jenes Mischvolk, das heute noch Italien bewohnt. Das gleiche war in Byzanz der Fall. Da, wo die Germanen auf generativ

ſtarke Bevölkerung ſtießen, wie z. B. in Spanien, gingen ſie im Laufe der Jahrhunderte biologiſch in derſelben unter.

Auch bei uns zeigen ſich die Anfangsſymptome dieſes Werdeganges. Die Entwicklung der unterfruchtigen Völker zu Herrenvölkern kann man vielfach beobachten, ebenſo die Einfuhr von dienendem Volke. Durch dieſes Emporſteigen der unteren Schichten wird naturgemäß die ganze Staatskunſt auf demokratiſche Baſis geſtellt, und der demokratiſche Zug, der gegenwärtig die kaukaſiſchen Kulturvölker beherrſcht, iſt großenteils Folge der Unterfruchtigkeit. Da die oberen Schichten mit dieſem Prinzip vorausgehen und daher viel weiter bereits in ſeiner Anwendung ſind, ſo iſt dieſe Regierungsweiſe nur Selbſterhaltungstrieb, da man dadurch minder infizierte Volksſchichten emporführt. Aber einmal eingerückt nehmen dieſe auch alsbald die Gewohnheit derer an, die ſie ablöſten. Die Folge der Verſchiebung der Bevölkerung im Innern zeigt ſich zunächſt im Heere. Dieſes wird demokratiſiert und in ſeinem Endpunkt proletariſiert. Durch das Maſſenangebot fällt die Wertſchätzung derer, welche Staatsſtellen innehaben. Der freie Arbeiter ſteigt in der Wertſchätzung, eine Art Naturheilung. Durch die Unterfruchtigkeit gewinnt der Kampf um die Lohnhöhe für die Arbeitnehmer mehr Ausſicht auf Gelingen, nicht zuletzt dadurch auch, daß ſolche Volksteile viel beweglicher ſind als kinderreiche, die an die Scholle gebunden ſind.

Ein unterfruchtiges Volk miſcht ſeine Erbkeime viel energiſcher als ein vollfruchtiges. Dadurch verhindert es die Gefahren der Inzucht; es hindert aber auch die Segnungen der Inzucht, nämlich die Bildung von Stammeseigentümlichkeiten. Dadurch, daß ein ſolches Volk andersgeartete, minderwertigere Teile anderer Völker als Fauſtarbeiter in ſich aufnimmt, verwiſcht es den völkiſchen Charakter, gibt Veranlaſſung zur Bildung von Miſchvölkern, fördert den Kosmopolitismus und ſchwächt die Vaterlandsliebe. Man nennt die Miſchung weit abſtehender Völker Baſtardbildung. Dieſe wird allgemein als ſchädlich betrachtet. In Hinſicht auf den eingangs erwähnten Satz von der Allmählichkeit werden die allererſten Grundzüge dieſer Schädlichkeit viel eher ſchon wirkſam ſein, als wir ſie erkennen. Auch die Miſchvölker haben wenigſtens bei ihrer Entſtehung nicht Vollwert. Erſt ſpäter bilden ſie ſich unter günſtigen Umſtänden dazu heraus. Und es ſcheint mir nicht unmöglich, daß gewiſſe Eigenheiten der modernen Zeit, insbeſondere die Nervoſität, mit der Kopulierung nicht völlig übereinſtimmender Keime zuſammenhängen. —

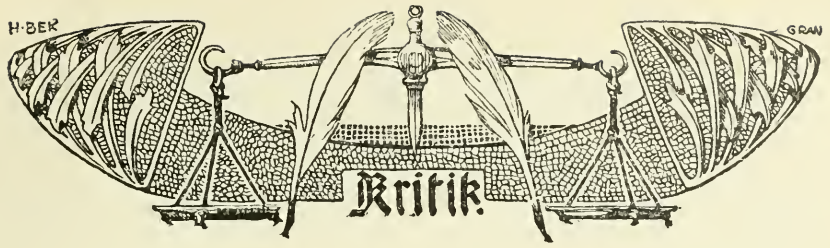
Ich habe oben geſagt, daß durch die Unterfruchtigkeit der Anteil der Bevölkerung an der Bildung wächſt. Allein es ſcheint, daß der Fortſchritt in der Bildungshöhe ein langſamerer wird. Jeder Fortſchritt kann nämlich nur durch Differenzierung des Einzelnindividuums ſtattfinden. Die Maſſe als ſolche tritt nur in die Fußſtapfen der voranſchreitenden Einzelnperſon. Nur wer ſinguläre Eigenſchaften hat, kann ſich von der Menge abheben. Die Ausleſe bei den vielköpfigen Familien iſt aber größer als bei den kinderſchwachen. In kinderreichen Familien iſt die Not daheim, und die Not iſt der Stiefvater,

wenn nicht gar der wirkliche Vater der Tugend. Das biblische Wort: ‚Eher geht ein Schiffstau durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich' gilt nicht nur von dem Erwerbe der himmlischen Güter, sondern auch der irdischen. Man sagt, die Söhne der protestantischen Pfarrer und der Lehrer leisten auffallend viel. Gerade sie sind aber mit Kindern reich gesegnet. Neben anderen Einflüssen macht sich zweifellos auch diese Eigenschaft wirksam. In der katholischen Hierarchie, deren Güte auch den Gegnern imponiert, sind eine Unmenge, welche aus vielköpfigen Familien stammen. Durch das Zölibat ist der katholische Klerus gezwungen, sich immer wieder aus dem Volke heraus zu ergänzen; die Gefahr der unterfruchtigen Inzucht, der der höhere Beamtenstand zweifellos ausgesetzt ist, existiert für ihn nicht. Obwohl also die Kinderarmut das Niveau der Bildung der Allgemeinheit hebt, hemmt sie doch das Höhersteigen der Kultur. Dies zeigt sich auch darin, daß in solchen Ländern das Ideale zurückzutreten beginnt und der Kampf um die Futterstelle die Gleichgesinnten zusammenbringt. Die von den Vätern ererbte Tradition und die Erbkeime zu einer gewissen, in der Familie gepflegten Gewohnheit werden vielgestaltiger, verlieren aber ihre Intensität. Einem unterfruchtigen Volke kann man nur mit Mühe soziale und politische Einrichtungen aufzwingen, die einem vollfruchtigen nützlich waren. Das Zunftwesen z. B. scheint mir für ein vollfruchtiges Volk besser zu passen; das Zunftwesen basiert eben auf der Tüchtigkeit der Vorfahren und der Nachkommen ebenso sehr wie auf der der Gegenwart. Ein fruchtarmes Volk hat aber lediglich die Gegenwart im Auge. Hier paßt die Gliederung nach der zufälligen vitalen Erwerbsart besser. Die Gewerkschaften florieren alle stärker als die Zunftbewegungen der Gegenwart.

Die Unterfruchtbarkeit ist das Morphium der Völker. Es regt den, der es gebraucht, an, und für den daran Gewöhnten ist es unentbehrlich. Aber in seinem Endziele schwächt es das Volk und bedroht sogar die Existenz. Gegen den Gebrauch desselben anzukämpfen bringt wenig Dank. Im Gegenteil. Heute schon gilt der Vollfruchtige entweder als dumm oder als leichtsinnig. Und doch wird sich der Kampf um die große Ziffer drehen. Nur vollfruchtige Völker zeigen eine Expansivkraft, nur sie haben werbende Kraft.

Der Kampf gegen die Unterfruchtbarkeit übertrifft an Bedeutung im Volksleben weit noch den Kampf gegen die Sittenlosigkeit. Im Grunde genommen ist allerdings der Zusammenhang zwischen beiden ein inniger. Gerade diejenigen Kreise, welche die Führung haben, müssen hier mit dem Beispiel voran gehen. Politischen Blättern zufolge hat erst unlängst die Königin-Witwe von Italien die Macht des Beispiels gerade hierin betont. Prinz Ludwig von Bayern, wohl der beste Soziolog im Schatten eines Königsthrones, ist wiederholt für die Vollfruchtigkeit eingetreten und der Präsident der amerikanischen Staaten gleichfalls. Die das Gegenteil lehren, sind Augenblicksapostel. Ihre Lehre soll und darf uns nicht irre machen.

Joseph Graßl.



Der Wert der Wissenschaft.

Von

Otto von der Pfordten.

Viele Leser werden beim Eindruck obiger Worte an sehr verschiedenes denken. Das erste, worin man heute einen unbezweifelten und nicht hoch genug zu schätzenden Wert der Wissenschaft* erblickt, ist die — Technik und ihre Erfolge, von denen man weiß, daß sie großenteils vorhergehender wissenschaftlicher Arbeit zu verdanken sind. All die Erfindungen und Entdeckungen, auf die unsere Zeit stolz ist, fußen auf rein wissenschaftlicher, nicht zum Zweck technischer Vorteile unternommener Arbeit; und es kann sogar gar nicht schaden, das recht stark zu betonen, weil viele techniktrunkene Zeitgenossen das gern vergessen. So wird heute an künstlichem Indigo viel Geld verdient, speziell in Deutschland; die erste künstliche Synthese diente jedoch ganz abstrakt chemischen Zwecken, der Aufhellung der sog. Konstitution dieses Körpers. Das heute in tausenden von Wohnungen brennende Auerlicht ruht im Grund auf den Studien Robert Bunsens, des Erfinders des Spektralapparats, über die sog. seltenen Erden, Stoffe, die die Leuchtkraft des ‚Strumpfes' bewirken. Die Beispiele ließen sich verhundertfachen (auch die Röntgenstrahlen gehören hierher), und es zeigt sich fast immer die Erscheinung, daß die technische Frucht scheinbar zufällig als Nebenerfolg wächst, nicht aber, wenn man sie und nur sie direkt im Auge hat. Ohne die stille, uneigennützige, zunächst nicht lukrative Arbeit der Gelehrten, die nur das rein wissenschaftliche Ziel ohne Nebengedanken im Auge haben, würden wir all diese Errungenschaften nicht besitzen; würde man jemals so praktisch denken, daß man die rein wissenschaftliche, nur die Forschung bezweckende Arbeit unterschätzte, so würde sich das sehr bald in dem Ausbleiben weiterer Fortschritte rächen.

Dann kann man an den ethischen Wert der wissenschaftlichen Arbeit für die denken, die sich ihr widmen, und den jeder lebhaft empfindet, der aus der wirren Buntheit der Ziele des praktischen Lebens untertaucht in die reineren und klareren Wasser der Tätigkeit, für die ‚Wahrheit' das oberste Gesetz ist. Das Streben nach ihr bildet hier die Grundlage, während in Politik und Publizistik, Pädagogik und Praxis aller Art stets Nebengedanken und Nebenzwecke störend eingreifen. Diese Hingabe an ein sicheres, wenn auch nie erreichtes Ideal lohnt sich durch die Ruhe und Klarheit, die sie dem Gemüt verleiht, wie es selbst die Kunst nur wenigen spendet; auch sie ist häufig genug kein klarer Born, sondern eine von viel Erdigem und Irdischem getrübte Quelle. Den Griechen stand der Denker an

* Es ist hier wie bei Poincaré nur die Naturwissenschaft gemeint und darum der Titel ungenau; die historische Wissenschaft fällt unter ganz andere Gesichtspunkte.

erster, der Künstler erst an zweiter Stelle, und in einer Zeit der maßlosen Überschätzung der Kunst, die an Stelle von Religion, Ethik, Wissen und Überzeugungen treten soll und all und jedes nur mehr ‚künstlerisch' betrachten will, mag auch dieser Vorzug der Wissenschaft wieder einmal hervorgehoben sein.

So sicher der ethische Wert für die Jünger der Wissenschaft selbst erscheint, so umstritten ist die Frage nach dem ganz uneingeschränkten, absoluten Wert des Wissens für alle Kreise der Bevölkerung. Ich erinnere nur daran, wie oft gesagt wurde, die Schule solle mehr Charaktere bilden, als totes Wissen einpfropfen, wie oft besonnene Männer gegen die sinnlose Popularisierungswut geeifert und vor den Gefahren einer rein intellektuellen Kultur gewarnt haben, die das Hirn einseitig auf Kosten von Herz und gesundem Körper füttert. Mit wenig Worten kann man da sagen: Halbwissen macht unsicher, Ganzwissen fest; jenes aufgeblasen, dieses bescheiden (weil es auch die Grenzen kennen lehrt); nicht vieles, sondern in wenigem viel und tief gilt es zu wissen. Das Wissen an sich hat noch keinem geschadet, — einzig und allein die Folgerungen, die er daraus zog, die Übertreibung, die Überschätzung, die Überspannung. Ein Charakter und gesund veranlagter Mensch kann viel Wissensstoff vertragen; aber unverdaute Brocken unverstandener Wissenschaft gehören zum Fluch einer Kultur und unserer Zeit.

Von all diesen Gesichtspunkten, die sich hier nur andeuten ließen, steht wenig in dem Buch des französischen Mathematikers Henri Poincaré,* das unseren Titel trägt. Aber es hat dennoch tiefe Beziehungen zu ihnen, besonders zum ethischen Wert. Direkt beschäftigt es sich nur mit einem anderen, dem Erkenntniswert der Wissenschaft, und zwar lediglich vom Standpunkt der Wissenschaft selbst, d. h. der philosophischen Frage aus, inwieweit wir eigentlich eine Welt außer uns erkennen können, und was also unsere Symbole und Formeln für einen Wert als Ausdruck von Wissen über Dinge der Außenwelt haben. Seine philosophischen Resultate, die sich vielfach mit denen Kants berühren, können an dieser Stelle nicht ausführlich entwickelt werden. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß Poincaré (ganz ähnlich wie Kant) immer nur die Mathematik und theoretische Physik vor Augen hat. Da Mathematik aber nur die Beziehungen zwischen den Dingen behandelt, nicht die Dinge selbst, so ist es klar, daß man von da aus leicht zu der Anschauung gelangt, die Objektivität dürfe nur in den Beziehungen gesucht werden, nicht in den Dingen selbst. (S. 201.) Es frägt sich immer noch, ob das für alle Wissenschaft gilt. Die Ausführung dieses Gedankens, den Poincaré mit dem alten scholastischen Ausdruck Nominalismus bezeichnet, aber, der für die Mathematik unbedingt richtig ist, werden viele ‚bequemer' (ein Lieblingsausdruck Poincarés) von dem Mathematiker und in dessen Sprache lernen als aus dem ungefügen Deutsch Kants. Wenn beide Raum und Zeit nicht für objektive Tatsachen erklären, sondern nur als die ‚bequemste' (bei Kant apriorische) Form unserer Anschauung, so hat das Poincaré sehr einleuchtend zu machen gewußt, besonders für die Zeit und die Zeitmessung (I, 2); beim Raum halte ich persönlich die Frage noch für offen. Wenig bedeutend sind die in der Einleitung** gegebenen

* Der W. der W.; deutsch von E. und H. Weber. 1906. — Dazu ein früheres ergänzendes Werk desselben Verfassers: Wissenschaft und Hypothese, deutsch von F. und L. Lindemann. 2. Aufl. 1906. Beide bei B. G. Teubner, Leipzig.

** Die ‚Harmonie' (S. 8) erinnert direkt an Keplers Ideen; cfr. den schönen Vortrag W. Försters über diesen; Berlin, Dümmler. 1862. Aber wissenschaftliche und moralische ‚Wahrheit' sind etwas sehr Verschiedenes; diese ruht auf Normen für Gesinnung und Handlung.

Gedanken über Wahrheit, Moral und Wissenschaft; sie dringen nirgends in die Tiefe wie die bedeutenden speziellen Untersuchungen besonders auch des ersten Werkes (Wissenschaft und Hypothese), die zudem von Lindemann ganz hervorragend erläutert sind. Forscher werden in diesen Anmerkungen des deutschen Gelehrten häufig noch erschöpfendere Belehrung finden als im Text des Franzosen selbst, der der dortigen Mode huldigt, möglichst wenig die Forschungen anderer zu berücksichtigen, während umgekehrt in Deutschland die Zitierwut grassiert. Lindemann hält die richtige Mitte. Die Polemik gegen den Philosophen Le Roy wird manchem zu seinem Erstaunen zeigen, wie weit man in der Ablehnung des Wertes der Wissenschaft schon gegangen ist; Le Roy ist ausgesprochen anti-intellektualistisch (S. 160 ff.) und will an Stelle des ‚unabänderlich machtlosen' Verstandes andere Quellen der Erkenntnis bevorzugen, z. B. Herz, Gefühl, Instinkt und Glauben.

Gerade in diesen Kapiteln aber (3. Teil) liegt das auch für Nichtphilosophen allgemein-menschlich Interessante, der imponierende ‚Wert' dieses Buches, vor allem in der im höchsten Sinn wissenschaftlichen Vorsicht und Behutsamkeit des Vorgehens und Behauptens, in dem vornehmen Maßhalten der Polemik mit Le Roy, in der edlen Bescheidenheit des wahren Forschers, die dennoch in den begeisterten Sätzen ausklingt: ‚Der Gedanke ist mir ein Blitz inmitten einer langen Nacht' (der Erdgeschichte *ohne* denkende Menschen), — ‚aber dieser Blitz ist alles.' Gerade hier kann man sich ein Urteil bilden über den *ethischen* Wert der Wissenschaft; sie muß einen hohen Grad besitzen, wenn sie solche Männer bildet, wie Poincaré einer ist, der glänzend absticht von dem blinden Dogmatismus z. B. Haeckels; und da wird der intellektuelle Trieb jedenfalls den anderen Triebfedern (religiösen, ethischen* und ästhetischen) an die Seite gesetzt werden, wenn auch nicht ihnen unbedingt übergeordnet. Den Satz Poincarés: ‚Nur durch die Wissenschaft und die Kunst hat die *Kultur* Wert' (S. 208) kann man unterschreiben, wenn man eben unter Kultur nur dasjenige Leben versteht, das nicht von religiösen und ethischen Werten geleitet wird. Sonst ist das Wörtchen ‚nur' zu streichen; denn diese Ziele stehen vielen noch höher als wissenschaftliche und künstlerische, und vielleicht bergen sie den eigentlichen Sinn des Lebens, den Poincaré im ‚Glück' vergebens sucht. Im Grunde besitzt das Streben nach Wahrheit, die Grundlage aller Wissenschaft, schon *an sich* eine hohe ethische Qualität und muß darum in jedem ethisch-religiösen System eine Stelle finden, mag man den reinen Erkenntniswert der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse höher oder niedriger einschätzen. Davon ist Poincarés Buch ein lebendiges Zeugnis.

* Le Roys Herz, Gefühl und Glauben. Der Instinkt ist keine Quelle der Erkenntnis.

Pädagogischer Fortschritt und Christentum.

Als ein höchst wertvoller und bedeutsamer Beitrag zur modernen Erziehungsreform wurde bereits in unserem Septemberheft 1905 des Züricher Dozenten Fr. W. Förster ‚Jugendlehre' eingehend gewürdigt und hervorgehoben. Die gleiche Beurteilung ist seitdem diesem Werke mit seltener Einmütigkeit von den verschiedensten Seiten zuteil geworden. Nur aus einem Lager wollen die beständigen Angriffe auf den verdienten Pädagogen nicht verstummen, und zwar gerade aus jenem, dem er selbst geistig entstammt. Es sind die verstörten Kreise der ‚Gesellschaft für ethische Kultur', deren getäuschte Erwartung auf ein endliches Musterbeispiel religionsloser Morallehre sich mit dem religions- und kirchenfreundlichen Grundergebnis des Försterschen Buches auf keine Weise abzufinden vermag; denn ‚freies Denken' ist nun einmal bei diesen Leuten nur so lange gestattet, als es zu negativen Ergebnissen führt. Förster hat sich jedoch, wie wir bereits in unserem früheren Echo ‚Eine Krisis in der ethischen Kulturbewegung' voraussagten (vgl. Augustheft 1905), durch die ethische Kultur-Exkommunikation nicht irre machen lassen, sondern auf alle Anfechtungen hin seinen Standpunkt nur noch bestimmter und klarer formuliert. Am bemerkenswertesten ist dies jüngst in einer Auseinandersetzung mit dem Münchener freireligiösen Ethiker Dr. J. Unold geschehen im ‚Eidgenossen' Nr. 21. Förster verwahrt sich hier entschieden gegen den Vorwurf, ein Gegner moderner Erziehungsreform zu sein. Seit zehn Jahren sei seine ganze Wirksamkeit auf die Ermutigung und Fortbildung dieser Bestrebungen gerichtet.

‚Und nun bin ich mit einemmal der Unterdrücker und Zerstörer! Und warum? Weil die eigenste Konsequenz meiner moralpädagogischen Methodik und jahrelanges konzentriertes Studium gerade auf diesem Gebiete der Psychologie mich dazu zwingt, die Religion als eine unersetzliche Ergänzung und Erfüllung aller rein ethischen Anregung zu erklären! Muß denn die Begeisterung des Lehrers für die ethische Einwirkung auf seine Zöglinge durchaus verschwinden, wenn man darüber ins klare kommt, daß mit der bloßen Ethik zwar viele hochwichtige und fruchtbare Anregungen und Aufklärungen gegeben werden können, daß es aber für die letzte Befestigung und Verinnerlichung des Charakters doch noch der Mitwirkung religiöser Ideale und Gewißheiten bedarf? Aus meiner Erfahrung mit jungen Pädagogen kann ich bezeugen, daß ich bei vielen derselben beobachtet habe, wie für sie der energische Hinweis auf die moralpädagogische Unersetzlichkeit und Unvergleichlichkeit des Christentums eine wahre Ermutigung und eine neue Inspiration geworden ist, nachdem sie jahrelang durch die dürre

Öde der sogenannten aufgeklärten Literatur gegangen und sich selber nicht zu gestehen wagten, daß sie nur Steine statt Brot gefunden. Und wenn in pädagogischen Kreisen gerade meine Methoden der ethischen Anregung so viel Zustimmung erregt und so viel neuen Eifer auf diesem Gebiete geweckt, so verdanke ich das nicht mir, sondern eben gerade der pädagogischen Aufklärung, die mir durch die christliche Religion geworden ist: Das Christentum ist auch das größte Ereignis in der Pädagogik, indem es die „Knechtschaft" des Gesetzes gebrochen und den Menschen wahrhaft von innen gefaßt und uns gelehrt hat, wie man eine äußere Forderung mit dem innersten Kern der Persönlichkeit verschmelzen kann. Die moderne Moralpädagogik französischer Herkunft und mit ihr Herr Dr. Unold steckt aber noch ganz in der „Knechtschaft des Gesetzes"; sie kommandieren: „Lebe für andere, lebe fürs ganze!" Sie verstehen aber nicht das menschliche Herz, wie es das Christentum versteht, — das menschliche Herz, das nach Leben dürstet und das Gebot des Opfers nicht wahrhaft in sein Innerstes aufzunehmen vermag, wenn dieses Opfer nicht in die Sprache jenes Verlangens nach persönlichem Leben übersetzt wird.'

Unter allen den siegreichen Widerlegungen, mit denen Förster die Einzeleinwände Unolds zunichte macht, verdienen besondere Beachtung diejenigen bezüglich der Kirche und des Priestertums, weil sie zeigen, daß Förster keiner verschwommenen, konfessionslosen Religiosität das Wort redet.

‚Wer kann denn bestreiten,' so fragt er, ‚daß die Kirche in Wahrheit die Mutter unserer ganzen Kultur ist? Und wenn Dr. Unold die Renaissance und das Wiedererwachen der Antike preist, so frage ich: War es nicht die Kirche, welche die ungeheuren Massen der gänzlich unzivilisierten Barbarenvölker in wenig mehr als tausend Jahren so weit gebracht hat, daß eine reiche künstlerische, wissenschaftliche und wirtschaftliche Kultur in ihnen erblühte? War es nicht gerade die christliche Bildung, welche die Menschen wieder dazu erzog, den Feingehalt der Antike zu verstehen, nachdem in den Stürmen der Völkerwanderung die alte Kultur versunken war? Und ist die Renaissance mit ihren herrlichen Seelenblüten nicht gerade im Mittelpunkt der kirchlichen Kultur erwachsen, als letztes Ergebnis jahrhundertelanger Verinnerlichung des Menschen? Oder meint Herr Dr. Unold, daß eine solche Epoche von heute auf morgen entsteht und nicht eine letzte Mühe jahrhundertelanger Vorarbeit ist?

Es ist wahrlich eine billige Argumentation, wenn man einfach all die Roheit, über welche die Kirche doch nicht mit einem Schlage Herr werden konnte, nur den „Priestern" zur Last legt, statt eben der Sprödigkeit des Menschenmaterials! Ich möchte wohl wissen, ob die Herren Freidenker mit der natürlichen Ethik und dem Monismus jene ungezähmten Stämme jenseits der Alpen, in Spanien und in Britannien so schnell zivilisiert und humanisiert hätten! Was da die Mönche in Urwäldern und Einöden hervorgebracht haben, das ist geradezu übermenschlich! Aber Kritisieren ist immer leichter als besser machen, besonders wenn man sich die Kirche immer als eine Institution vorstellt, die in der Luft schwebt und die nicht, trotz all ihrer höheren Kräfte, stets angewiesen ist auf das Menschenmaterial der gleichen Rassen und Kulturstufen, die sie in die Höhe bringen soll. Sind diese degeneriert oder schwach oder noch barbarisch oder durch übermächtige wirtschaftliche Entwicklungen korrumpiert, so werden sie ihre Mängel auch in die betreffenden Institutionen hineintragen, deren Kräfte lähmen und

zu Mißbräuchen verführen, ohne daß man dies auf das Konto der Kirche als solcher setzen darf. Es kommt im Leben nicht bloß auf den Sauerteig, sondern auch auf das Mehl an.'

Förster gibt die Hoffnung einer Verständigung mit seinem Gegner nachgerade auf.

‚Es kam mir,' so erklärt er zum Schluß, ‚nur darauf an, noch einmal recht deutlich hervorzuheben, daß mein Eintreten für die christliche Religion nicht aus einer bloßen Liebhaberei oder Schwärmerei, sondern aus dem Kern meiner moral-pädagogischen Theorie und Praxis erwachsen ist und darum wohl auch verdient, daß man nicht so einfach darüber zur Tagesordnung übergeht. Und noch eins: Wissenschaftliche Ethik statt christlicher Religion — das heißt doch: Stubengelehrte statt Jesus Christus, abstrakte Theorien statt jenes lebendigen Lebens, das durch Hohn und Spott, durch Kreuz und Wunden hindurchging und tiefste Menschenkenntnis mit höchstem Erbarmen verband und darum auch immer die höchste Führung und Inspiration bleiben wird für den, der in den Fragen des Menschenlebens den wahren Weg wissen will, für seine eigene Erziehung oder die der anderen. Darum sollte auch für den ethischen Lehrer die Persönlichkeit Christi stets das grundlegende ‚Seminar' sein, in welchem er die eigentliche Vorbildung und die tiefsten Ziele für seine ganze Tätigkeit gewinnt. Aliud fundamentum non est, nisi quod est positum, quod est Jesus Christus.

E.

Unsachliche Wissenschaft.

Mit etwas auffallendem Gepränge — ‚unter dem Protektorat Sr. Majestät des Deutschen Kaisers' — ist ein umfangreiches Unternehmen: ‚Die Kultur der Gegenwart' im vorigen Jahre zutage getreten (Leipzig, Teubner). Es soll darin von bedeutenden Fachmännern in stattlichen Bänden die Summe modern-wissenschaftlichen Forschens niedergelegt werden. Als erster Band erschien ‚Die griechische und lateinische Literatur und Sprache'; darin behandelt Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf die griechische Literatur.

Ich gestehe, daß ich mich mit freudigen Erwartungen auf diesen ersten Band stürzte. Wir Gebildeten von heute stehen der Unmasse von Fachliteratur und Gelehrtenstreit einfach ratlos gegenüber. Da wir Harmonie und Ganzheit anstreben, selbst wenn wir auf einem einzelnen Fach (z. B. Literatur und Poesie) fußen, so dürfen wir uns nicht in die Labyrinthe fachmännischer Sonderforschungen verlaufen; denn da gibt es keinen Ausweg mehr. Jeder Tag bringt neue Registrierarbeit; schließlich wird es nur noch ein Vollstopfen mit Statistik: Während X. sagt, — behauptet Y., — Z. dagegen vertritt den Standpunkt, — aber schon O. hat darauf hingewiesen, — nicht zu übersehen ist auch die Schrift von W., — haltlos dagegen der Einwand von V. usw. usw. Dieses tagtägliche Verzeichnen, Widerlegen, Ergänzen, Ordnen, Besprechen, Aufstapeln von Einzelforschungen hat schließlich den Kern aller Dinge totgedrückt.

Ins Enge bringen ... Darum sollte man diesen festen und trauten und dennoch weltweiten Ausdruck Goethes an die Spitze solcher Unternehmungen stellen. Ich meine damit: den Kern und die Kraft einer Erscheinung oder eines Menschen herausholen. Also die Genialität der phantasiestarken griechischen

Dichter und Künstler in uns selber entfachen; Shakespeares zugreifende Kraft in Humor und Tragik selber betätigen; des Heilands weltentiefen Seelenblick selber in Stunden herzlichster Einkehr nachzuschauen trachten; etwas von der Anmut des Rokoko oder von der Farbenfreude der Renaissance auch in uns zum Ausdruck bringen; Weimars schaffende Stille für uns selber gewinnen — und so fort mit dem einen Ziel: Umsetzung in persönliches Leben. Oder aber man bemühe sich, mit reiner und ruhiger Sachlichkeit das Wesentliche zusammenzufassen.

Ins Enge bringen... Sage ich nun aber dies Wort dem modern-wissenschaftlichen Forscher, so schwingt nicht das an, was ich hier soeben ausgeführt habe; er denkt weniger an den Kern der Sache, denkt kaum an die Pflicht, die darin für ihn persönlich enthalten ist; er stürzt sich vielmehr mechanisch, infolge langjähriger Übung, auf den Ausdruck. ‚Von wem ist der Ausdruck? Wo wendet ihn Goethe an? Wie oft? In welchem Sinne? Wer schrieb darüber?' Im Nu entwickelt sich ihm eine Geschichte dieses Ausdrucks. Aber die Sache, die der Ausdruck verlangt, selber befolgen und gar seinen eigenen Lebens- stil und Schriftstil dementsprechend umgestalten: — das geht ihn nichts an. Denn ‚das ist Ethik, keine Wissenschaft'; das schlägt also nicht in sein Fach. Es erinnert mich an eine bekannte Geschichte: Ein Pfarrer predigte so ergreifend, daß alle Zuhörer weinend in ihren Stühlen saßen; nur einer blieb unerschüttert und kaltblütig; vom Nachbarn wegen seiner Unempfindlichkeit zur Rede gestellt, antwortete der Ungerührte: ‚Ich gehöre nicht in diese Pfarrei.'

Wer nun der Hoffnung war, das Teubnersche Unternehmen möchte mit gewaltiger Willensumkehr dieser entsetzlichen Diskutier- und Registrierarbeit ein Ende machen und wieder das Bleibende betonen, der sieht sich leider enttäuscht. Dieses Unternehmen bedeutet keine Willensbrechung, keine Änderung der Wegrichtung. Im Gegenteil: die Abteilung ‚Die griechische Literatur des Altertums' (von der ich hier allein spreche) ist Muster und Inbegriff modern-wissenschaftlicher Unstete. Das ist einem Fachmanne ersten Ranges gegenüber, der seine bedeutenden Verdienste als Meister der Altphilologie mit Schärfe und Ausfällen zu verteidigen pflegt, eine vermessene Behauptung. Aber ich gebe meinen Eindruck wieder; und dazu haben wir gebildete Laien, die wir Gymnasium und Universität hinter uns haben, ein Recht; denn für uns sind solche Bücher geschrieben. Und wenn sich aus unseren Reihen keine Protestbewegung erhebt, so ersticken Philologie und Theologie im Spezialistentum. Vor lauter Pentateuch- und Evangeliumkritik, vor lauter ‚Homerforschungen', Leukashypothesen und babylonischen Ausgrabungen (die wir an sich zu schätzen wissen, wie alle sachliche Arbeit) wissen wir nimmer, wie man Religion und Poesie erlebt. Eine Stimmung absoluter Unsicherheit überkommt uns einem solchen Buche gegenüber; wir befinden uns mitten im philologischen Hader. — Stichproben aus dem oben erwähnten Werk:

... ‚Es ist eine naive Anmaßung, wenn diese Ignoranten sich als Philologen aufspielen' (S. 2). ... ‚Von einem Charakter des homerischen Achilleus

oder Odysseus zu reden ist natürlich überhaupt eine Torheit(!), da ja verschiedene Dichter dieselben Helden verschieden auffassen; wie in jeder Hinsicht, so auch hier verschließt der Wahn der Einheit den Zugang zu dem Schönsten, was die Epen enthalten' (S. 8). ... ‚Hier ist nicht der Ort, eine Analyse der Ilias vorzutragen, am wenigsten, wenn man eine in petto hat; aber um so nachdrücklicher muß betont werden, daß seit 700 im wesentlichen unsere Ilias bestanden hat einschließlich der Dolonie und der Lösung des Hektor, und daß sie sehr wohl das Werk *eines* Dichters heißen darf, mögen wir auch nicht allzu hoch von ihm denken(!), sehr viel geringer als von den Dichtern vieler seiner Vorlagen, die zum Teil längst richtig ausgesondert sind. Nicht die Interpretation seines Werkes, sondern vorgefaßte Hypothesen operieren mit einer prästabilierten Urilias, wie schulmeisterliche Rücksichten — denn Homer büßt es schwer, daß er seit 700 v. Chr. Schulschriftsteller ist — eine moralische Idee, Schuld, Strafe, Versöhnung in die Ilias oder gar Treue in die Odyssee hineinwerfen' (S. 9). ... ‚Unter der hellenischen Stadt am Hellespont, die sich seit dem 7. Jahrhundert Ilion nannte, haben sich die Trümmer einer goldreichen kleinen Burg aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts gefunden, die man zunächst sofort für die Stadt Homers ausgab. Wehe dem, der gegen den Schatz des Priamos skeptisch blieb! Jetzt redet niemand mehr so, aber der Frontwechsel wird möglichst verschwiegen' (S. 10). ... ‚Wer darf bestreiten, daß Hektor und Astyanax und Andromache mit ihren redenden Namen Poetenerfindung sind?' (S. 10.) ... ‚Die naive Unwissenschaftlichkeit ist natürlich gleich bei der Hand und identifiziert diese reiche (kretische) Kultur mit der Homers' (S. 11). ... ‚Der Aufbau des Epos im ganzen darf nicht herangezogen werden; denn das hat gar nicht als Ganzes gewirkt oder wirken wollen' (S. 12). ... ‚Die Odyssee zeigt ja, wem die Dichter vortragen. Das Epos ist höfisch' (S. 7). ... ‚Das Epos ist heroisch; es verschmäht die niedere Bevölkerung; der edle Schweinehirt der Odyssee ist am Ende (!) ein geraubtes Königskind, und der böse Ziegenhirt ist dazu bestimmt, in grausamster Weise Sklaventod zu leiden; Thersites ist der Demagoge, den der adelige Herr mit dem Stock zur Räson bringt' (S. 15). ... ‚Der Herrenstand, soweit er gebildet genug war, Homer zu verstehen, verlangte' [Dichter? Und siehe, sie entstanden?!] ‚die Taten und Namen seiner Ahnen; er verlangte, die heroischen Geschichten durch seine Heroen belebt zu sehen' (S. 16). ... ‚Die gebildeten Männer, die Führer der Gemeinde oder der Partei wurden es müde, sich von anderen etwas vordichten zu lassen(!). Ihre eigenen Taten und Pläne waren ihnen wichtiger als die ihrer Ahnen' (S. 19). ... ‚In Sparta gab es zu Platons Zeiten Elegien, die in altertümlicher Weise zur Musik vorgetragen wurden, den Junkern(!) die kriegerischen und politischen Tugenden einzuprägen' [hier erwartete ich der Stileinheit wegen das Wort ‚einzubläuen']. ... ‚Es ist noch keine zweite Sappho gekommen, und wenn sie sich emanzipieren, wird es höchstens eine Sappho der Komödie oder eine Grillparzersche werden, deren es schon genug gibt' (S. 27). ... ‚Wo wirkliche Wissenschaft einmal erfaßt ist, die zur Fortarbeit ungezählter Generationen bedarf, da hört die Geheimniskrämerei auf; man verbirgt nur, was das Licht nicht verträgt' (S. 41; dazu vergleiche man S. 194: ‚In der Tat kann die Metaphysik des Origenes ganz gut als eine besondere Form des damaligen Platonismus gelten, die freilich eine esoterische und exoterische Lehre unterscheiden mußte'). ... ‚Die Albernheit, in dem Untergange des Helden das Charakteristische eines „Trauerspiels" zu sehen, mußte den Athenern ganz fern liegen; was geht

sie diese alberne Übersetzung von Tragödie an?' (S. 48.) ... ‚Er (Euripides) macht sich die Stoffe viel mehr, als er sie übernimmt; darin reicht ihm selbst Shakespeare (!) nicht das Wasser' (S. 47). ... ‚Dem Effekte hat er freilich manches geopfert, das uns Lesern höher steht; daher der Widerwille unserer Romantiker, die das Publikum verachten und ihre Potenz in der Erzeugung kielkröpfiger Lesedramen erschöpfen' (S. 49).

So wimmelt dieses Werk von unvorsichtigen, überflüssigen und in ihrer Einseitigkeit herausfordernden Bemerkungen. Was geht denn das alles uns Laien an? Dazu kommen dann noch gelegentlich lobende Übertreibungen, z. B. bei Sappho (von der uns so wenig erhalten ist) oder bei Plato (‚Der größte Athener, der größte Hellene, der größte als Denker und als Dichter ... Plato hat ... Werke verfaßt, die ... an echtem Kunstwerte die vollkommenste Prosadichtung heute noch sind, *also wohl bis zum jüngsten Tage bleiben werden*'!) oder bei den drei Tragikern (‚Sophokles rangiert mit Aischylos unter den Klassikern; Euripides ist zu allen Zeiten eine lebendige Macht, „der Tragiker," der mit Homer wetteifern kann; *kein dritter tritt je hinzu*').

Und dies soll nun (wie heißt es oben?) ‚*wirkliche Wissenschaft*' sein? Ich sehe in dieser journalistischen Unsachlichkeit eine *Degenerationserscheinung*. An der Spitze moderner Altertumswissenschaft stehen am Eingang des 19. Jahrhunderts die Brüder Grimm; man vergleiche ihre freundlich-feste Sachlichkeit mit dieser nervösen Tonart!

Und wir? Was holen wir uns aus solchem Buche? Das Gefühl absoluter *Unsicherheit*. Wenn wir dann vollends (Wilamowitz, Griech. Tragödien, II, S. 7) lesen, daß ‚die griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt für die Wissenschaft *nicht existiert*' und: ‚Das Griechentum Burckhardts hat ebenso wenig existiert wie das der klassizistischen Ästhetik' — und wenn ich hinzunehme (Wilamowitz, Griech. Literaturgeschichte, S. 2): ‚Die griechische Literaturgeschichte steht überhaupt noch in ihren Anfängen; ... *sie kann auch gar noch nicht geschrieben werden*; erst müssen doch die erhaltenen Werke verstanden sein, also auch die Kunstformen und Kunstprinzipien, nach denen sie verfaßt sind, ehe man sie genetisch begreifen und ihre Geschichte schreiben kann; und die Einzelpersönlichkeiten der Schriftsteller müssen erfaßt sein, ehe man sie in einen geschichtlichen Zusammenhang einordnen, also *ehe man ihnen ein Urteil sprechen darf*; und ehe man sie zu verstehen sucht, muß man die Werke *haben*; für ganze große Massen der Literatur besitzen wir aber nur unzulängliche, für andere auch unzugängliche Texte', — wenn ich dieses Geständnis mit der gleichwohl so unvorsichtigen und herausfordernden obigen Stilart zusammenhalte, so empört sich etwas in mir. Das Griechentum der Klassiker ist falsch? Das Griechentum Burckhardts ist falsch? Was aber das wahre Griechentum sei, weiß man noch nicht? *Gleichwohl* diese scharfen und gereizten Urteile?

*

Philosophie.

Die erste deutsche Leibnizausgabe, welche alle seine wichtigeren philosophischen Schriften in sinngetreuer Widergabe enthält, kommt spät genug* und doch wohl gerade zur rechten Zeit. Während sich die Berliner Akademie der Wissenschaften noch Jahre wird rüsten müssen, ehe sie durch die große kritische Gesamtausgabe ihrem geistigen Vater die allzu lange über minder Wichtigem vernachlässigte Dankesschuld abtragen kann, wird wohl längst die für die Neuzeit unvergleichliche Universalität Leibnizschen Denkens in dem neuerwachten philosophischen Leben unserer Tage zu vermehrter Geltung kommen und reichbefruchtend fortwirken.

Wo immer die rohe Masse der erfahrungsmäßigen Einzelerkenntnisse sich wieder zum System zusammenordnen will, wo immer sich wieder leitende Einheitsgedanken positiver Art herauskristallisieren und zu spekulativer Höhe emporwachsen, da zeigt sich, daß uns Leibniz in Problemstellungen und -lösungen divinatorisch vorausgeeilt ist. In der Physik nahm er den Versuch einer Ausschaltung aller fern wirkenden Kräfte, die dynamistische Atomentheorie, das Gesetz von der Erhaltung der Energie vorweg; in der Biologie gab er der teleologischen Betrachtungsweise ihr Recht und sprach die Grundgedanken der Entwicklungslehre aus; in die Psychologie führte er den Begriff der Apperzeption und der unbewußten Vorstellungen (petites perceptions) ein; die Geschichtsbetrachtung befruchtete er durch Grundgedanken der idealistischen Philosophie, die Religionsphilosophie durch Hervorhebung ethisch-sozialer Gesichtspunkte. Von alledem sei hier nur ein Punkt etwas deutlicher hervorgehoben: Meistens will man die ersten Spuren der modernen Entwicklungslehre bei Kant und etwa noch bei Goethe und Herder finden; tatsächlich wurde die Grundidee bereits viel klarer und entschiedener von Leibniz formuliert, und zwar, was das bemerkenswerteste bleibt, in Form einer aus allgemeinen Prinzipien abgeleiteten Forderung an die Wissenschaft kommender Zeiten. Leibniz sagt in einem Brief an Varignon: ‚Die zwingende Kraft des Kontinuitätsprinzips steht für mich so fest, daß ich nicht im geringsten über die Entdeckung von Mittelwesen erstaunt wäre, die in manchen Funktionen, etwa in ihrer Ernährung und Fortpflanzung, ebensogut als Pflanzen wie als Tiere gelten könnten, und die somit die gewöhnlichen Regeln, welche

* Ausgabe der Philos. Bibliothek bei Dürr in Leipzig. Die beiden früheren Bände (Theodicée u. Nouveaux Essais) wurden seit 1904 ergänzt durch zwei weitere, enthaltend die ‚Hauptschriften zur Grundlage der Philosophie', herausgeg. u. erläutert von dem vorzüglichen Leibnizkenner Ernst Cassirer, dessen Schrift ‚Leibniz' System in seinen wissenschaftl. Grundlagen' (Marburg 1902, N. G. Elwertscher Verlag) bei dieser Gelegenheit empfohlen sei.

eine vollständige und unbedingte Trennung der verschiedenen Ordnungen der Lebewesen verlangen, umstoßen. Ja, ich würde darüber nicht nur nicht erstaunt sein, sondern bin sogar davon überzeugt, daß es solche Wesen geben muß, und daß die Naturgeschichte sie eines Tages finden wird, wenn sie erst die unendliche Fülle von Lebewesen, die sich durch ihre Kleinheit den gewöhnlichen Untersuchungen entziehen oder sich im Innern der Erde und in den Tiefen der Gewässer verborgen halten, genauer studiert. Unsere Beobachtungen datieren von gestern. Woher könnten wir das Recht nehmen, der Vernunft etwas abzustreiten, was wir nur bisher keine Gelegenheit hatten zu beobachten? Das Prinzip der Kontinuität steht also außer allem Zweifel und könnte dazu dienen, eine Reihe wichtiger Wahrheiten jener echten Philosophie, die sich über die Sinne und die Einbildung erhebt und den Ursprung der Erscheinungen im Gebiet des Intellektuellen sucht, zu begründen. Ich schmeichle mir, einige Ideen einer derartigen Philosophie zu besitzen; aber das Jahrhundert ist nicht reif, sie aufzunehmen.'

Leibniz verlangt hier wie überall von jeder echten Philosophie, daß sie den Ursprung der Erscheinungen im Reiche des Geistigen sucht, und ganz besonders in diesem Sinne bekennt er sich zur philosophia perennis, zu bleibenden Grundwahrheiten des menschlichen Denkens. Nicht aus spekulativer Willkür fließen die allgemeinsten Aufstellungen seiner Monadenlehre, sondern sie erwachsen aus dem tiefgründigsten Einblick, Überblick und Ausblick eines Geistes, der das Gesamtwissen seiner Zeit beherrscht und überholt. Noch immer besteht bei manchen zeitgenössischen Positivisten, die gar zu gerne mit der strengen Wissenschaftlichkeit und ‚Exaktheit' ihrer Anschauungen protzen, die Übung, auf den unwissenschaftlichen Begriffsdichter Leibniz vornehm herabzublicken; zum mindesten sollten diese Selbstgewissen doch bedenken, daß dem Erfinder der Differentialrechnung mathematische Denkweise nicht ganz fremd gewesen sein kann. In der vorliegenden Leibnizausgabe sind gerade die Schriften zur Logik, zur Mathematik und theoretischen Physik — meist in Briefform — reichlich berücksichtigt, und die beigegebenen wertvollen Einleitungen führen den Nachweis, daß sich Leibnizens System auf festen und klaren Begriffsfundamenten erhebt.

Weniger als die methodischen und allgemeinwissenschaftlichen Grundlagen kommen in dieser Ausgabe vorerst noch die obersten metaphysisch-theologischen Gipfelungen des Leibnizschen Denkens zu voller Deutlichkeit. In den gegen Lockes Sensualismus gerichteten Nouveaux essais (Bd. III) kommen die letzten Fragen nur mehr gelegentlich zur Sprache, und auch die Grundgedanken der gegen Bayles und Hobbes' Skeptizismus gerichteten Theodicée (Bd. IV) sind mehr apologetisch als positiv darlegend. Wenn von der letzteren Schrift, die jetzt noch in der Kirchmannschen Übersetzung (1879) der Neuausgabe einverleibt ist, eine neue Auflage erscheint, könnte sie wohl durch mancherlei Zutaten aus Leibnizens ungeheurem (über 15000 Nummern umfassendem) Briefwechsel und sonstigen Schriften zweckmäßig ergänzt werden. Denn es ist gewiß von keiner geringen Bedeutung, daß gerade der universellste Denker der neueren Zeit sich so entschieden zum Christentum bekannte. Und wenn auch gewiß bei seinen konfessionellen Unionsbestrebungen patriotische Beweggründe eine wichtige Rolle spielten, so scheint uns doch vielfach seine Annäherung an die katholische Lehre gerade auch durch seine geistige Universalität und das religiös-sittliche Endziel seiner Geistesarbeit bedingt. Gerade in dieser Hinsicht scheint uns Cassirers Einleitung der ‚Schriften zur Metaphysik' (Bd. II, S. 121) und seine Verflüchtigung des Leibnizschen Gottesbegriffes recht sehr durch neu-

kantianisches Mißverstehen und Mißachten ‚der mittelalterlichen Weltansicht' irre geleitet, und es wäre sehr zu wünschen, daß die zeitgenössischen Leibnizianer denselben Erkenntnisweg nicht verschmähten, auf den Leibniz selbst in seiner ‚Metaphysischen Abhandlung' aus dem Jahre 1686 zurückblickt, und welchen er ausdrücklich zu beschreiten mahnt. Dort verteidigt Leibniz seine Wiederaufnahme des scholastischen Begriffs der substantiellen Formen und bekennt: ‚Man wird vielleicht nicht so schnell über mich aburteilen, wenn man erfährt, daß ich die Lehren der modernen Philosophie gründlich erwogen sowie auf die physikalischen Experimente und ihre geometrischen Beweisgründe viel Zeit verwandt habe, ja, daß ich selbst einige Zeit von der Nichtigkeit dieser Formen überzeugt gewesen bin, mich aber dennoch schließlich genötigt sah, sie gleichsam gezwungen und wider Willen wieder zuzulassen, nachdem meine Forschungen mich davon überzeugt hatten, daß unsere Modernen dem hl. Thomas und anderen großen Männern seiner Zeit nicht die genügende Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß manche Lehren der scholastischen Philosophen und Theologen auf viel festerem Grunde ruhten, als man sich gewöhnlich vorstellt; vorausgesetzt allerdings, daß man sie in richtiger Weise und an ihrem Platze braucht. Ja, ich bin überzeugt, daß, wenn irgend ein wissenschaftlicher und spekulativer Kopf sich die Mühe geben würde, ihre Gedanken nach analytischer Methode, wie sie in der Geometrie geübt wird, durchzudenken und aufzuklären, er darin einen Schatz höchst wichtiger und streng beweiskräftiger Wahrheiten finden würde.'

Dr. Max Ettlinger.

Volkswirtschaft.

Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit. Den Mitteilungen über die Selbstmordhäufigkeit im vorigen Hefte des ‚Hochland' fügen wir heute solche über die Ursachen derselben hinzu, indem wir dabei wieder eine Publikation H. A. Kroses S. J.* benützen.

Man sollte meinen, ein besonders warmes oder kaltes Klima begünstige den Selbstmord. Das trifft jedoch in Wirklichkeit nicht zu. Denn wäre dieser Satz richtig, so müßten auch die meisten Selbstmorde in den kältesten bezw. wärmsten Monaten vorkommen. Wie nun aber die übereinstimmenden Ergebnisse dieser Statistik für die meisten Länder zeigen, ist ihre Zahl im Dezember am geringsten, steigt dann bis zum Juni an, in dem sie am höchsten ist, und sinkt von da ab bis zum Dezember. Diese merkwürdig regelmäßige Erscheinung hängt von der größeren bezw. geringeren Tagesdauer ab, wie der französische Soziologe E. Dürckheim überzeugend durch folgende Berechnung nachgewiesen hat. Es beträgt nämlich die Zunahme der Tageslänge von Januar bis April 55 v. H., von April bis Juni 10 v. H., die Abnahme von Juni bis August 27 v. H., von August bis Oktober 27 v. H. und von Oktober bis Dezember 17 v. H. Die entsprechenden Ziffern für die Zu- bezw. Abnahme der Selbstmorde in den einzelnen Monatsperioden laufen für Frankreich folgendermaßen: + 50, + 5, — 17, — 27, — 13 v. H. Beide Bewegungen verlaufen demnach sehr gleichmäßig, so daß sie in ursächlichem Zusammenhange miteinander stehen müssen. Es kann also keine Rede davon sein, daß Temperaturmaxima und -minima die Selbstmordhäufigkeit steigern, weshalb auch das Klima nicht auf sie einwirken kann. Überhaupt sind Einflüsse der äußeren Natur auf die Selbstmorde kaum festzustellen, dagegen ist dies der Fall bei den natürlichen Eigenschaften der Selbstmörder.

Was zunächst das Geschlecht anbetrifft, so neigt das männliche mehr zum Selbstmorde als das weibliche; kommen doch auf eine Selbstmörderin in den ver-

* ‚Die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit,' Freiburg i. Br. 1906.

schiedenen Staaten zwei, drei, ja fünf Selbstmörder. Trotzdem läßt sich nicht nachweisen, daß der Selbstmord in Staaten mit größerem Frauenüberschuß seltener wäre als in solchen mit geringerem oder mit Männerüberschuß. Bei einer Verteilung der Selbstmörder auf die einzelnen Altersstufen der Bevölkerung ergibt sich, daß die Selbstmordneigung mit zunehmendem Alter wächst. Leider beginnt sie schon in ziemlich jungen Jahren; sie ist in der Altersstufe von 10—15 Jahren durchaus keine allzu große Seltenheit, und bedauernswerterweise findet sich gerade hier eine sehr starke Zunahme der Selbstmorde, die von den einen auf einen verderblichen Einfluß der Schule, von den anderen auf einen solchen der Familie zurückgeführt wird. Wen wirklich die Schuld an dieser so betrübenden Erscheinung hauptsächlich trifft, vermag aus dem vorliegenden Material noch nicht erwiesen zu werden.

Inwieweit körperliche Gebrechen die Selbstmordhäufigkeit begünstigen, ist vorläufig nicht feststellbar. Daß sie aber durch Geisteskrankheiten gefördert wird, ist leicht nachzuweisen, da sich mit der Zahl der Geisteskranken auch die Selbstmordfrequenz vergrößert hat, allerdings jene nicht in demselben Maße wie diese, deren Steigerung also auch noch von anderen Faktoren abhängen muß. Wahrscheinlich ist die Häufigkeit der Selbstmorde bei den einzelnen Rassen verschieden, so daß sich die hier zwischen den einzelnen Ländern bestehenden Unterschiede aus dem Vorwiegen der einen oder der anderen Rasse erklären lassen; einen tieferen Einblick in diese Verhältnisse gewähren die bisherigen Erhebungen noch nicht.

Die Feststellung der Motive zum Selbstmord ist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Etwa vorhandene Angehörige des Selbstmörders werden die wahren Beweggründe der sie befragenden Behörde dann verheimlichen, wenn sie geeignet sind, auf sie selbst oder den Selbstmörder ein schlechtes Licht zu werfen. Häufig wird daher Geisteskrankheit oder geistige Umnachtung angegeben. In vielen Fällen konnte die Ursache nicht ermittelt werden, so daß die Selbstmordstatistik sichere Resultate auf diesem Gebiete nicht gewährt.

Als Mittel zum Selbstmorde diente in fast allen Ländern vorzugsweise der Strick, dann das Ertränken. In Italien und Spanien ist dagegen das Erschießen beliebter. Letzteres wird als das noblere Mittel auch von Offizieren und höheren Beamten bevorzugt. Außer diesen und ähnlichen Standesanschauungen oder Vorurteilen, die bei der Wahl der Mittel zur Selbstentleibung zum Durchbruche kommen, treten auch Unterschiede bei den beiden Geschlechtern hervor. So ist bei Männern das Erhängen und Erschießen häufiger als bei Frauen, bei diesen wieder das Ertränken und Vergiften.

Unter den sozialen Einflüssen auf die Selbstmordneigung ist zunächst auf die verschiedenen Bedingungen von Stadt und Land hinzuweisen, die hier eine geringere, dort eine größere Frequenz hervorrufen. So ist auch in den Großstädten der Selbstmord häufiger als in den Kleinstädten. Was den Zivilstand der Selbstmörder anlangt, so sind die Verehelichten unter ihnen im Verhältnis zur Bevölkerung weniger zahlreich als die Ledigen, die Verwitweten und Geschiedenen. Bei letzteren kommt der Selbstmord relativ am öftesten vor. Auch nach Berufsgruppen finden sich bemerkenswerte Unterschiede hinsichtlich der Häufigkeit des Selbstmordes; so ist sie z. B. in der Landwirtschaft geringer als in der Industrie, im Handelsgewerbe und bei den sogenannten freien Berufen. Vielfach hat man gemeint, der Selbstmord wäre unter den Arbeitern besonders stark vertreten. Dem ist jedoch nicht so; zwar kommen Selbstmorde von Arbeitern usw. recht häufig vor, aber eben nur deshalb, weil sie den größten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen. Im Verhältnis zu ihrem Anteil an

letzterer ist die Zahl der sich selbst entleibenden Arbeiter nicht groß; sie wird weit übertroffen durch die der Selbständigen, Rentner und namentlich durch die der öffentlichen Beamten, bei welch letzteren die Selbstmordziffer am höchsten ist.

Gewiß ist die größere oder geringere Volkssittlichkeit von bedeutendem Einflusse auf das Vorkommen von Selbstmorden. Es gibt jedoch kein Mittel, das Maß der Sittlichkeit in dem einen oder anderen Lande einwandfrei und genau festzustellen. Aus den angestellten Untersuchungen ergibt sich nur ein gewisser Parallelismus zwischen einer hohen Ziffer der Körperverletzungen, der des Alkoholkonsums einerseits und einer bedeutenden Selbstmordhäufigkeit andererseits.

Alle die hier angegebenen Tatsachen können nicht die verschiedene Selbstmordfrequenz in den einzelnen Staaten hinreichend erklären, wenn ihr Einfluß auch nicht zu unterschätzen ist. Dagegen ist die Einwirkung der Religion ganz bedeutend. Wie Krose nachweist und schon früher von anderen, auch evangelischen Statistikern festgestellt ist, ist nämlich die Selbstmordziffer der Katholiken erheblich geringer als die der Evangelischen. So kamen z. B. in Preußen auf eine Million Konfessionsangehörige in den Jahren 1849/55 bezw. 1869/72 bezw. 1891/1900 bei den Katholiken 49,6 bezw. 69 bezw. 93 Selbstmörder, bei den Evangelischen 159,9 bezw. 187 bezw. 247 Selbstmörder. Auch in anderen Ländern zeigen sich entsprechende Unterschiede. Inwieweit aber die Religion selbstmordhindernd zu wirken geeignet ist, darüber drückt sich Krose folgendermaßen aus: ‚Entscheidend für die Einwirkung der Religion auf die Selbstmordfrequenz ist das Vorhandensein eines lebendigen Glaubens an ein jenseitiges Leben und an eine jenseitige Vergeltung. Wer fest an die Ewigkeit glaubt, der wird mit gesundem Verstande niemals einen Selbstmord begehen, der in sich verwerflich und durch Gottes Gebot verboten ist . . . überall, wo der Jenseitsglaube die Gemüter der Menschen beherrscht, da ist der Selbstmordsucht ein kräftiger Damm entgegengesetzt, bei den Protestanten und Israeliten sowohl wie bei den Katholiken. Auch der gläubige Protestant findet in seinem Glauben einen Rückhalt gegen die Anwandlungen zur Selbstmordneigung. Daraus erklären sich, wenigstens zum Teil, die doch nicht unerheblichen Unterschiede in der Selbstmordfrequenz einzelner protestantischer Landesteile Deutschlands und die geringe Selbstmordziffer von England, Schottland und Holland.‘

Die gewaltige Zunahme des Selbstmordes in ganz Europa führt Krose auf ein Abnehmen des Glaubens an ein ewiges Leben zurück. Darin mag er teilweise, besonders hinsichtlich Frankreichs, recht haben; für Deutschland scheint uns das jedoch nicht zuzutreffen. In weit höherem Maße dürfte hier vielmehr die steigende Selbstmordfrequenz mit der gänzlichen Veränderung und Umgestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Gegenwart zusammenhängen, da wir behaupten können, daß in unserem Vaterlande ein wirkliches religiöses Bewußtsein heute alle Volkskreise viel mehr beherrscht als vor etwa einem Jahrhundert.

Dr. Georg Neuhaus

Naturwissenschaft.

Die Wünschelrute. Das Verdienst, dieses niemals ganz vergessene Instrument in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt zu haben, gebührt dem Professor an der technischen Hochschule Charlottenburg, Geh. Regierungsrat Dr. O. Witt. In der von ihm geleiteten populär-naturwissenschaftlichen Zeitschrift ‚Prometheus‘ veröffentlichte derselbe im Jahre 1903 eine Zuschrift des mittlerweile sehr bekannt gewordenen Herrn von Bülow-Rothkamp, in welcher dieser eine objektive Darstellung sowohl der älteren Versuche mit der Wünschelrute als

auch seiner eigenen Beobachtungen gab. Dieser Aufsatz veranlaßte eine ungemein lebhafte Diskussion. Vielfach wurde es Herrn Prof. Witt übel genommen, daß er den Aberglauben durch Aufnahme des Bülowschen Berichtes in seine Zeitschrift gewissermaßen sanktioniert habe. Im Namen der exakten Wissenschaft verlangte man von Herrn Geheimrat Witt, er möge feierlich anerkennen, daß er gefehlt habe, und erklären, daß die Wünschelrute in das Gebiet des Schwindels gehöre. In einer der verbreitetsten deutschen Tageszeitungen wurde der Satz verfochten, daß die exakte Wissenschaft nichts anerkennen dürfe, was sie nicht erklären könne. Wohin dieser Satz führt, dafür ein Beispiel. Am 24. Juli 1790 wurde in Jouillac in der Gascogne ein starker Meteoritenfall beobachtet. Ein von den Notabeln der Gemeinde unterzeichnetes Protokoll über den Vorfall wurde an die französische Akademie eingesandt. Dort aber ließ man sich auf eine nähere Untersuchung gar nicht ein, sondern entrüstete sich darüber, daß es am Ende des 18. Jahrhunderts, des Zeitalters der Aufklärung, noch Leute gäbe, welche an das Märchen von den vom Himmel fallenden Steinen glaubten. Dreizehn Jahre darnach ‚hat endlich ein von Biot genau untersuchter Meteorfall in Aigle (Departement de l'Orne) der endemischen Zweifelsucht der Akademien ein Ziel gesetzt'. (Humboldt, Kosmos.) Mit den Kugelblitzen ist es ähnlich gegangen. Ganz richtig bemerkt daher Geheimrat Witt, daß wir kein Recht haben, etwas für einen Aberglauben auszugeben, bloß weil es mit Hilfe der bisher bekannten Tatsachen nicht erklärt werden kann, oder gar, weil es unwahrscheinlich ist. Als Herausgeber einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift hielt er sich für verpflichtet, tatsächliche Beobachtungen über noch unaufgeklärte Fragen zu sammeln und für späteren Gebrauch zugänglich zu registrieren. Auf den Vorwurf, daß er Dilettantenarbeiten veröffentliche, erwiderte Geheimrat Witt mit der Bemerkung, daß das Dilettantenhafte der Wissenschaft oft mehr nütze als das Tantenhafte. Der Streit, der $1^1/_2$ Jahre nach der Veröffentlichung des Herrn v. Bülow abzuflauen drohte, wurde von neuem angefacht, als der Kieler Hafenbaudirektor, Geh. Admiralitätsrat Franzius in einer der angesehensten technischen Fachzeitschriften, dem Zentralblatt der Bauverwaltung, eingehend Versuche beschrieb, die er zusammen mit dem Landrat von Bülow auf dem Terrain der Kaiserlichen Werft in Kiel angestellt, und die ihn aus einem Zweifler zu einem Anhänger der Wünschelrute gemacht hatten.

Ich betrachte es angesichts der vielen vorliegenden, gut beglaubigten Zeugnisse als ausgemachte Tatsache, daß Wünschelrutengänger unterirdische Wasserläufe entdeckt haben; daß auch viele Mißerfolge vorgekommen sind, leugne ich nicht; die, wenigstens noch im späteren Mittelalter, verbreitete Ansicht, daß man mit der Wünschelrute Diebe und Mörder finden könne, halte ich für Aberglauben, und auch der in neuerer Zeit wieder aufgetauchten Ansicht, mit der Wünschelrute könne Gold nachgewiesen werden, stehe ich sehr skeptisch gegenüber.

Wie lassen sich nun die tatsächlich beobachteten Erfolge der Wünschelrute erklären? Vielfach sieht man dieselben als Zufallstreffer an. Wasser ist im Boden bekanntlich nicht selten, und wenn ich auf gut Glück rate: Hier ist Wasser, so wird eine Nachgrabung mir in sehr vielen Fällen recht geben, auch an Orten, wo kein äußerlicher Anhaltspunkt für meine Prophezeiung vorlag. In den Thalniederungen der großen Flüsse und in dem ganzen norddeutschen Flachlande wird man überall, wo man tief genug bohrt, Wasser finden. Nach Zeitungsberichten soll Landrat v. Uslar in Südwestafrika mit der Wünschelrute eine Reihe Stellen gefunden haben, an denen dann Bohrungen ergiebige Brunnen

lieferten. In einer großen Tageszeitung wurden Zweifel an der Richtigkeit der Meldung geäußert. Warum denn? Man darf doch seinen Mitmenschen, auch wenn er Wünschelrutengänger oder Zeitungsberichterstatter ist, nicht ohne weiteres für einen Schwindler erklären. Die Tatsache, daß Herr v. Uslar wirklich Wasser gefunden hat, darf vorläufig meines Erachtens nicht bezweifelt werden; zweifelhaft erscheint mir nur, ob das Wasser nicht auch an anderen als an den von Herrn v. Uslar bezeichneten Punkten gefunden worden wäre, falls man dort gebohrt hätte. Die Franzosen haben doch auch in der Sahara eine ganze Reihe von Brunnen erbohrt. In Fällen, wie dem jetzt in Südwestafrika vorliegenden, mag, wie Professor Weber in einem kleinen Schriftchen über die Wünschelrute treffend bemerkt, der Wünschelrute ein gewisses psychologisches Moment zukommen. Man entschließt sich nicht so ohne weiteres zu einer kostspieligen Bohrung, oder man wird bald ungeduldig und hält mit der begonnenen Bohrung ein, wenn nach Erreichung einer gewissen Tiefe kein Wasser kommt. Wenn aber dann der Wünschelrutenmann eine vielleicht ganz in der Nähe gelegene Stelle als eine solche bezeichnet, an der sicher Wasser gefunden wird, so bohrt man kühn darauf los und findet schließlich Wasser, ebenso wie man es bei genügend tiefer Bohrung auch an der ersten Stelle gefunden hätte. Den Wünschelrutengängern kommt zugute, daß ihnen schon die Erfahrung lehrt, wo Wasser zu finden ist. Herr v. Bülow z. B. benutzt nach seinen eigenen Angaben das Aussehen der Gewächse als Anhaltspunkt für seine Arbeiten. Es steht außer Zweifel, daß Leute, die sich berufsmäßig mit Wassersuchen beschäftigen, durch die eingehende Betrachtung des Terrains allmählich einen außerordentlich geschärften Blick für Punkte bekommen, an denen Wasser zu finden ist. So wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Abbé Paramelle, der weder geologische Studien gemacht hatte, noch sich eines Instrumentes bediente, durch seine Gewandtheit im Wasserfinden zu einem Wohltäter seines Vaterlandes. Dürfen wir nun deshalb die Wünschelrutengänger als Schwindler betrachten, die das Wasser, wenn sie es überhaupt finden, auf Grund anderweitiger Kenntnisse nachweisen und die Wünschelrute nur als zugkräftige Reklame benutzen? Viele mag es gegeben haben und noch geben, die derartigen Hokuspokus betreiben. Aber auch viele ernste Männer haben sich, wie sie meinen, mit Erfolg der Wünschelrute bedient. Wie ist ihr Erfolg zu erklären? Die vorschriftsgemäß horizontal gehaltene Wünschelrute hat vermöge ihrer Elastizität das Bestreben, in die vertikale Lage umzukippen und kann nur mit einem ziemlichen Aufwand von Muskelkraft in der vorgeschriebenen Lage erhalten werden. Macht der Wünschelrutengänger eine unwillkürliche Zuckung, so schlägt die Gabel aus. Solche unwillkürliche und unbewußte, ideomotorische Bewegungen des in einer Zwangslage befindlichen Muskels werden aber besonders bei nervösen Personen leicht vorkommen, wenn irgend ein Anzeichen, das auf Wasser deutet, ihre Aufmerksamkeit fesselt. Der bekannte Physiker Ritter, ein erfahrener und gewandter Forscher, fiel mit verschiedenen Kollegen von der Münchener Akademie diesen ideomotorischen Bewegungen zum Opfer. Er hatte sich durch einen italienischen Wünschelrutengänger überzeugen lassen, daß ein an der Hand befestigter Pendel jedesmal ausschlage, wenn ein Glas Wasser darunter geschoben wurde. Der vielfach variierte Versuch mißlang sofort, als sich Ritter endlich bestimmen ließ, ihn mit verbundenen Augen anzustellen. Ideomotorische Bewegungen haben bekanntlich auch bei den Produktionen des ‚klugen Hans' die Hauptrolle gespielt.

Daß ein Wünschelrutengänger für einen aus dem Erdboden in seinen Körper

tretenden elektrischen Strom nicht empfindlicher ist als andere Menschen, hat Prof. Weber in Kiel durch eingehende Versuche festgestellt.

Vollständig erklären die obigen Ausführungen die Erfolge mancher Wünschelrutengänger noch nicht. Nachgewiesenermaßen haben solche schon Wasser gefunden, wo kein Geologe es gesucht hätte, und wo auch nicht das geringste äußere Anzeichen auf das Vorhandensein von solchem hindeutete. Andere sind mit verbundenen Augen den unterirdischen Wasserläufen gefolgt an Orten, wo dieselben ausnahmsweise nicht die Form breiter Ströme, sondern wirklicher Adern hatten. Der Geologe Heim erklärt diese von ihm selbst beobachteten Tatsachen damit, daß gewisse Menschen durch unterirdisch *fließendes* Wasser in einen Zustand nervöser Erregtheit geraten, der durch die Bewegung der Rute sichtbar wird. Es gibt ja auch Tiere, die Wasser auf weite Entfernungen wittern.

Auf jeden Fall spielt bei der Wünschelrute das psychische Element eine Rolle; ein physikalisches Instrument, das auf physikalische Eigenschaften des Wasserlaufes reagiert, ist die Rute nicht.

Dr. A. Gockel.

Literatur.

Ernst Zahn. Wie wohl ein lichter Tag, der sonst nichts Ungewöhnliches brachte, unserer Erinnerung ein stilles Leuchten hinterläßt, holder und treuer als mancher voll Glanz und Größe, so wächst uns zuweilen wie ein lieber Freund ein Buch ans Herz, an dem der nüchterne Verstand gegen größere manches aussetzen mag. Fast tut es uns weh, Schwächen einzugestehen.

Also ging es mir mit ‚Albin Indergand'.* Ein reiner Hauch in Staub und Schwüle weht aus dieser Erzählung von dem Pfarrherrn zu Anderhalden, der ‚eine schöne Menschenseele findet', wo niemand sie sucht, und gegen alle es durchkämpft, ‚sie, die schon verloren war, zu retten.' ‚Es tut wohl, an das Gute zu glauben und das, woran man geglaubt hat, siegen zu sehen.' Dieser Grundton birgt den Zauber des Werkes. Mit quälender Kunst hat man uns so oft gezeigt, wie aus einem leidlich braven Menschen ein Lump, ein Verbrecher wird; hier einmal wieder das verdienstlichere Gegenstück vom Siege der reinen Mächte über Seelennot und Sünde. Gotthelfs ‚Uli' ist größer. An urwüchsiger Kraft und seelenkundiger Tiefe erreicht der Göschener Bahnhofswirt den weil. Pastor im Berner Lande nicht; in Aufbau und Vortrag freilich wird er dem heutigen Geschmacke mehr gerecht als jener ungefüge Erzieher seines Volkes mit dem leider so abschreckenden Decknamen. Beide schildern uns das Bauernvolk der Schweizer Berge, Zahn das des urkatholischen Gebiets um den St. Gotthard; nur ‚Verena Stadler' (im ganzen etwas farblos) führt uns unter protestantische Städter. Aber so tief ist das Züricher Kind, dort wenigstens, in das fremde Glaubensleben eingedrungen, daß der Kunstwartkritiker den Indergand als Werk eines befangenen Katholiken dessen vermeintlichen Glaubensbrüdern zuwies. Land und Leute aus ihrem eigenen Denken und Empfinden herauszuentwickeln, sie nicht im Lichte einer ihnen fremden Weltanschauung vorzuführen, ist indes Erfordernis und Vorzug dichterischer Wahrheit und Kunst. Daß Zahn sich in ehrlichem Ringen die Eigenart wie der Natur, so der Menschen erschlossen hat, die er vor uns aufleben läßt, statt sie mit der oberflächlichen Kritik eines jüdischen Reiseonkels oder dem Vorurteil eines evangelischen Bündlers anzufremden, verdient hohes Lob. Seine Natur- und Menschenbilder wirken eben darum so echt, weil sie nicht mit fremdem Auge gesehen, weil der Dichter sich die Mühe genommen, verstehen zu wollen, auch in das katholische Innenleben sich

* Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld.

hineinzuempfinden, ehe er aus diesem heraus gestaltete. Nicht überall ist ihm das in dem Grade gelungen wie in A. Indergand, und manches in anderen Erzählungen könnte jenen Kritiker über den ‚Weihrauchduft' beruhigen, wie es von unserem Standpunkt aus zu bedauern ist. Das ‚Leiern' von Rosenkranz und Litanei, das ‚Knierutschen' frommer Geizhälse und Verbrecher, die doch des Hochwürdigen liebste Schäflein sind, ist hier und da (Leutin, Erni Behaim, Clari-Marie) etwas stark aufgemutzt, künstlerisch ein fremder Beigeschmack; und der Hochwürdige selbst, überall eine bedeutsame Gestalt, ist vereinzelt mehr als billig (Der Büßer, Herrgottsfäden) als Intriguant oder verdummende Macht geschildert, für Geld auch seine Strenge käuflich. Ja, in ‚Zwei Straßen' (Neue Bergnov.) und ‚Clari-Marie' (hier ist bei vielem Guten das Religiöse überhaupt unklar und schwach behandelt) erinnert das angedeutete Verhältnis zur Magd fast an die stumpfsinnige Pfarrerkathl-Rubrik der Jugend. Sehr schön sticht davon gerade A. Indergand ab. Hier hat Zahn sogar den pikanten Reiz einer kaum merklichen Unterströmung besonderer Zuneigung verschmäht, wie er z. B. der Figur des Kaplans in Halbes ‚Jugend' eigen, und damit ein Bild geschaffen von ungetrübter Reinheit, doch ohne alles Süßliche. Er ist überhaupt weder weichlich noch prüde. Sünde und Seelennot übertüncht er nicht, und meisterhaft weiß er zu schildern (Indergand, Menschen, Schatten, Vinzenz Püntiner), wie sie jäh oder fast unvermerkt über ein redliches Herz Gewalt erlangen. Aber auch in der Schwüle wird er nie lüstern. Ein herber, sittlicher Ernst hält jeden Sinnenreiz fern. So verletzt er nicht, auch wo wir von unserem Standpunkt seine Lösung ablehnen müssen. Das ist z. B. der Fall, wenn er durch die ganze Art der Darstellung (‚Schatten', ‚Das Erbe', ‚Vinzenz Püntiner') den Selbstmord als den rechten, edlen Ausweg erscheinen läßt oder die Frage, ob die Tötung eines geliebten Menschen zur Abkürzung seiner Qual erlaubt sei, in Erni Behaim bejaht. Daß sie durch Gift geschieht (man denke ein anderes Mittel!) mildert doch nur den äußeren Eindruck der Tat. Und daß der Mönch (auch in St. Gotthard denkt der Pater zu frei über Gelübde) darin die äußere und innere Befreiung von solcher Schuld findet, daß er unter Billigung der plötzlich aufgeklärten und erstarkten Gemeinde heiratet (mit dem herrschsüchtigen Zeloten ist die Macht der Äbtissin in der Versenkung verschwunden), das entspricht unserem Empfinden weniger als etwa die Behandlung des Problems durch den ungläubigen Storm (Ein Bekenntnis). Aber auch hier nichts von Frivolität. Der Blick des Dichters ist in reine Höhen gerichtet, und doch steht sein Fuß fest auf der Erde. ‚Schaffen', das ist ein Wort, das immer wiederkehrt, Mann und Weib adelt und Knecht und Magd zum Herrn emporhebt. Nachdenklichkeit ist dem Volk seiner Bauern nicht fremd; aber müßiges Hindämmern kennen sie nicht. Sie träumen Wind und Wolken nicht nach; sie müssen mit ihnen täglich ringen um Gut und Leben. So hören wir in Zahns Werken immer wieder das hohe Lied der Pflichterfüllung, und damit bieten sie gesündere Kost als die literarisch feinere Selbstversunkenheit in Hesses Peter Camenzind, dem bei aller Schönheit doch etwas dekadente Schlaffheit anhaftet. Es ist ein hartes Geschlecht, eigensinnig im Bewahren seiner Art durch Jahrhunderte, trotzig in Liebe und Haß; aber bei Schroffheit und jäher Leidenschaft finden wir auch erhebende Züge wuchtiger Größe, mannhafter Selbstüberwindung und lichter Güte.

Seit seinem Erstlingswerk ‚Kämpfe' ist der Erzähler stetig gewachsen nach außen und innen. Sparsam im Gebrauch des Dialektes läßt er seine Menschen doch ihre eigene Sprache reden, die Sprache ihres Lebens und ihrer Bergwelt, die er

in Aufruhr und Frieden meisterlich zu schildern weiß. Aus der Enge ihrer Täler und Verhältnisse erwächst ihm eine Fülle von Gestalten und Problemen. Wenn sie anfangs hier und da eine kleine Familienähnlichkeit zeigten, so war das erklärlich, und darf es heute ebenso als überwundene Schwäche gelten wie die frühe Neigung, mehr, als es der moderne Leser glauben mag, ein Elementarereignis den deus ex machina spielen zu lassen. Von den größeren Erzählungen sind auch ‚Herrgottsfäden' und ‚Clari-Marie' sehr zu loben; diese ist nur gar zu herb und beiden hier und da etwas Aufklärichtes beigemengt. Von den Novellen dünken mir die schönsten: ‚Der Guet' (Bergvolk), ‚Menschen' und ‚Grundwasser', ein düsteres Gegenstück zum Indergand (Menschen), ‚Der Lästerer' und ‚Jähzorn' (Neue Berg-novellen) und ‚Das Muttergöttesli' in Schattenhalb, ‚Die Geschwister' und der ‚Huber-Dres' sowie die feine, fast an den großen Züricher Landsmann gemahnende Skizze ‚Elisabeth' in den ‚Helden des Alltags'. Der Name dieser jüngsten Sammlung von Erzählungen paßt nur zum Teil; sie sind von ungleichem Wert, und der Abschluß ist wenig glücklich. Möchte Zahn, wenn er wie andere Schweizer auch ein Erzieher seines Volkes werden will, der sog. ‚Lösung' durch Selbstmord abholder werden! Drei Fälle dieses gewaltsamen Ausweges in einem Bande — ein wenig viel. Ein wundervolles Kunstwerk ist seine neueste Schöpfung ‚Stephan der Schmied', der schönheitsdurstige Kentaur, als hätte ihn Böcklin gestaltet; so plastisch, so packend und zwingend ist das erzählt wie früher höchstens ‚Schatten', aber reicher an reinem Edelgehalt.

Eins scheint Zahn abzugehen, was man gerade in seinem Gebiete fast gewöhnt ist und z. B. für einen Vorwurf wie ‚Das Erbe' vermißt — Humor. Nur einmal, in dem frischen ‚Geis-Christeli', zeigt sich ein hübscher Anlauf. Seine Muse hat etwas von der Clari-Marie. Sie vermag nicht mit mildem Laternchen in die Winkel hineinzuleuchten und auf das, was da von Unzulänglichem sich birgt, geruhig einen gemütlichen Schein zu werfen. Stößt es ihr auf, so hebt sie es empor ins Sonnenlicht eines strengen Idealismus, und da wird es zuweilen etwas grell und unversöhnlich beleuchtet. Aber es ist auch nicht alles nur mehr oder minder grau, nicht jeder lichten Farbe sorglich ein dunkles Fleckchen angespritzt. Schließlich blieb's doch ein schiefer Realismus, uns im engen Rahmen eines Buches die edlen Gestalten in Kabinettsformat, ihre Sommersprossen aber und Leberfleckchen stets in Lebensgröße darzustellen. Man hatte dabei (selbst beim lieben Meister G. Keller geht es mir ab und zu so) jenen durch etwas wie Schadenfreude gewürzten, aber auch erniedrigten Genuß, wie wenn man sich ein Schörflein kratzt. Allein ich meine, die reinste Freude ist das nicht, und auch wenn wir nicht gleich auf die Unzulänglichkeit gestoßen werden, die, wie wir wissen und doch nicht immer sehen müssen, aller menschlichen Größe und Güte anhaftet — ‚es tut wohl, an das Gute zu glauben.'

Hans Nordeck.

Ein ungedruckter Brief Goethes. Der hier zum ersten Male gedruckte Brief des Altmeisters stammt aus den Papieren der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und befand sich bis vor kurzem im Besitz eines Verwandten der letzteren. Augenscheinlich ist nur die Unterschrift von der Hand Goethes. Dieser weilte im Sommer 1823, zur Zeit seines dritten Marienbader Aufenthalts, vorübergehend in Eger. Eine ernsthafte Neigung zu der neunzehnjährigen Ulrike von Levetzow hatte den Alternden verjüngt, der nach eigenem Geständnis diesmal in seinen Geburtstag hineintanzt.

‚Charon,' den Goethe nennt, ist das siebente der ‚Neugriechisch-epirotischen

Heldenlieder', die im ersten und zweiten Heft des vierten Jahrgangs der Zeitschrift ‚über Kunst und Altertum' zum ersten Male und 1829 in der sechsten Ausgabe seiner Gedichte erneut gedruckt wurden.

Die Empfängerin des Briefes ist mit Sicherheit vorläufig noch nicht zu ermitteln. Die Erwähnung des Gedichtes weist hin auf Adele Schopenhauer, die Schwester des Philosophen. Diese Dame aus dem Weimarer Kreis beschäftigte sich lebhaft mit Musik und Dichtung und war eine gesuchte Vortragskünstlerin. Sie erhielt oft Aufträge für die Sammlungen von der Droste und schenkte ihr bei Gelegenheit eines Besuches im Mai und Juni 1840 in Rüschhaus verschiedene Autographen,* unter denen auch das vorliegende Blatt gewesen sein mag.

‚Ew. Hochwohlgeb.

Zuschrift hat mich gar sehr erfreut da Sie den Wink aufnehmen mögen mit dem es mir aufrichtig ernst war. Geben Sie mir bald Nachricht von Ihrem fortschreitenden Geschäft, so bald ich nach Hause komme besorge was Sie wünschen, Sie erhalten die Originale der Lieder, mit den Übersetzungen gebaren sie (!) nach Belieben. In dem neusten Hefte von Kunst und Alterthum findet sich der Charon, den ich schon von Ihnen gehört habe.

Um irgend ein kürzeres oder längeres Vorwort einigermaßen motiviren zu können, veranstalten Sie, daß die Aushängebogen mir mit der reitenden Post zugeschickt werden; es kann unfrankirt geschehen: denn eigentlich würde jede Einleitung überflüssig seyn, wenn man Ihr Schreiben an mich einigermaßen dazu gestaltete.

In diesen Augenblicken besucht mich Herr v. Knorring und seine höchst erfreuliche Unterhaltung bringt mich auch Ihnen und Ihren Geschäften, Studien um soviel näher welches als glückliches Ereigniß und Omen gar wohl betrachtet werden darf. Er grüßt und empfiehlt sich schönstens; womit ich dann schließe, da ich wohl schwerlich auch für Sie anmuthiger und bedeutender endigen könnte. Möge ich Ew. Hochwohlgeb. bestens empfohlen seyn und bald wieder geneigtes vernehmen.

Eger am 22. August gehorsamst
1823. J. W. v. Goethe.'

Rechts oben auf der Rückseite des doppelt beschriebenen Kleinfolioblattes steht mit Blei: ‚Von Anne geschenkt am 16. (?) J.'

Wilhelm Oeke.

* Cf. Kreiten, Droste-Hülshoff, S. 170 ff.

Kunst.

Die Dresdener Kunstgewerbeausstellung will uns Raumkunst im Sinne von Wohnkunst lehren. Mehr als hundert Innenräume sind äußerst geschickt in den Ausstellungspalast so eingebaut, wie sie mit Tür und Fenstern im Privathause vorkommen; weitere 25 wirkliche Zimmer vereinigt das sächsische Haus. Im Dorf, im Einfamilienhaus kommen vollständige Einrichtungen zur Darstellung, und selbst in der Industriehalle und der Halle der ‚Dresdener Werkstätten' hat man das auf früheren Ausstellungen beliebte Kojensystem möglichst vermieden.

Bevor wir nun diesen Kern der Ausstellung ins Auge fassen, ist es zweckmäßig, die übrigen Abteilungen zu betrachten, die hiezu gleichsam die Einführung bilden; sie alle zielen darauf ab, unserem ästhetischen Empfinden die richtigen Grundlagen zu geben. So lehren die von den verschiedensten, oft weit abliegenden Gebieten (Automobil, Ruderboot, Automat) hergeholten industriellen Vorbilder ‚die Schönheit des soliden Materials, der gediegenen Arbeit, der reinen Zweckformen'. Die Materialgruppen und Räume der Industriehalle sollen zeigen, wie entsprechend den Besonderheiten des Materials auch die daraus gefertigten Gegenstände verschieden ausfallen müssen; wie andererseits

je nach dem vorliegenden Zwecke das Material gewählt werden soll. Ein äußerst lehrreiches Beispiel ist hier der Wintergarten mit Wandelgang von Villeroy und Boch. Die glasierten Terrakotten sind wie geschaffen für Räume, in denen beständig Wasser fließt, und ermöglichen dadurch, viel schönere, angenehmere Wintergärten herzustellen, als unsere bisherigen, in Eisenkonstruktion erbauten waren.

In der historisch-technischen Abteilung sehen wir die gleiche gegenseitige Bedingtheit von Stoff und Form durch das unbewußt richtig schaffende alte Handwerk überall zum Ausdruck gebracht.

Demgegenüber wird bei den Maschinen und Werkstätten versucht, die neue Aufgabe unserer Zeit zu lösen: für die Maschinentechnik eine neue Formensprache zu schaffen. Auch der Handwerker legt wie der Künstler während der Ausführung etwas Persönliches in seine Arbeit; Ungleichmäßigkeiten in der Ausführung, kleine Abweichungen von der Zeichnung stören uns deshalb nicht, sind uns vielmehr lieb als Zeichen der Menschenhand. Von der empfindungslosen Maschine verlangen wir gleichmäßige, saubere Arbeit, weiter nichts; jede Ungenauigkeit ist ein Fehler. Diesen durchgreifenden Unterschied bringen die im vollen Betriebe vorgeführten ‚Dresdener Werkstätten' besonders deutlich zur Anschauung; sie gehen sogar soweit, die durch die Unvollkommenheit der Maschine sich ergebenden Unebenheiten bestehen zu lassen, wodurch die so hergestellten ‚Maschinenmöbel' einen etwas rohen Eindruck machen.

Für die Frage nach einem neuen Stil soll uns die Abteilung Volkskunst wertvolle Fingerzeige geben. Im Gegensatz zum Suchen unserer Zeit, wo jeder meint, von Grund auf neu bauen zu müssen, im Gegensatz zum glücklich überwundenen Jugendstil, wo jeder glaubte, etwas noch nie Dagewesenes bringen zu müssen, zeigt die Volkskunst jene Eigenart, die, durch zähes Festhalten an der örtlichen Überlieferung entstanden, erst dann und nur soweit von dem bewährten Alten abweicht, wie wirtschaftliche oder technische Umgestaltungen ein Brechen mit dem Hergebrachten gebieterisch fordern. Unzweifelhaft ist durch diesen traditionellen Gewerbebetrieb etwas Tüchtiges von geschlossener Eigenart geschaffen worden. Wir können daraus die Lehre ziehen, daß Stil sich von selbst einstellt, wenn wir unter gewissenhafter Benutzung auch der von andern gewonnenen Erfahrung jede Aufgabe mit voller Hingabe in treuer Arbeit nach besten Kräften zu lösen suchen.

Nicht nur die Raumgestaltung, auch die Ausstattung bis ins einzelne ist durchweg Architekten übergeben. Diesem Umstand verdankt die Ausstellung auch den großen Zug einheitlichen Strebens nach den gleichen Zielen. Der Jugendstil ist bis auf wenige Anklänge vollständig abgetan. Zu Ende ist das Durchpeitschen der historischen Stile, das wir nebenher in den letzten zehn Jahren erlebten. Den Biedermeierstil dürfen wir nicht als einen aus dieser Reihe ansehen; es ist für uns der letzte Ausläufer einer gefestigten guten Tradition und dadurch der notwendige Anknüpfungspunkt für alle neueren Bestrebungen, der ernsthaftestes Studium verdient. Als eine solche Studie ist Paul Schultze-Naumburgs Junggesellenwohnung aufzufassen. Ein altertümelnder Kunstfreund könnte sich all diese Stücke einzeln gesammelt haben. Nur die Holzart unterscheidet die Zimmer. Kein Fuß, kein Sockel, keine Zierform wiederholt sich an einem anderen Stücke. Trotzdem wirken diese Räume einheitlich und ruhig. Nur daß alles neu und eben für diese Zusammenstellung gearbeitet ist, muß stören, muß den Gedanken nahelegen, daß es über ein solches Zusammensuchen hinaus, dessen Reize nicht verkannt sein sollen, ein Schaffen aus einem Guß geben muß. Freilich liegt hier die doppelte Gefahr, entweder durch Wiederholungen zu langweilen, oder durch allzu große Will-

kürlichkeit, die jedes Stück anders macht, nur um es anders zu machen, Unruhe in das Ganze zu bringen. Beide Klippen wird nur vermeiden, wer mit überquellender Phantasie begabt, im Handwerk durch eigene Übung durchaus bewandert, die kleinsten Einzelheiten mit gleich liebevoller Gründlichkeit durcharbeitet. Hier berühren wir die vornehmste Aufgabe der neuen Bewegung.

Das Beste, was nach dieser Richtung die Ausstellung bietet, ist der Wohn- und Empfangsraum aus grau geätzter Rüster von Albin Müller, Magdeburg. Auch sein Mahagoni-Herrenarbeitszimmer ist ein anheimelnder Raum, der durch seine behagliche Ruhe wirklich zum Arbeiten einlädt, durch seinen Ernst Zerstreuungen fernhält.

Nennen wir hierneben gleich noch Bruno Paul, München, der durch ein prächtiges Speisezimmer aus Zitronenholz die Höhe seines Könnens zeigt. Bis in die Ausstellung hinein hat er es vervollkommnet, indem er auf den üblichen viereckigen Ausziehtisch eine gewaltige eirunde Platte legte, die, mit vollständigem Tafelgeschirr gedeckt, erst der ganzen Einrichtung die harmonische Rundung gab. Wenig andere Räume, wie die Diele eines bürgerlichen Landhauses von H. Lossen-Königsberg und das Wohnzimmer von Prof. Fritz Schumacher-Dresden, wirken als Ganzes angenehm. Dann eine schier unendliche Fülle von Einzelanregungen zur Nachahmung, zur Kritik. Diese aufzuführen ist ohne Zuhilfenahme von Abbildungen nutzlos. Statt dessen wollen wir uns Rechenschaft geben über die Lehren, die uns die Ausstellung gibt.

Freie Räume ohne willkürliche Einbauten und kleinliche Erker, einheitliche, bis nahe an die Decke hinaufreichende Lichtquellen sind die Forderungen, welche die Baumeister sich überall gestellt haben. Die Einheitlichkeit des ganzen Raumes ist meist durch eine Wandvertäfelung im Holze der Möbel, vielfach auch mit eingebauten Schränken hergestellt. Das ist technisch das Einfachste und stets die wirkungsvollste Lösung; nur bedingt sie — wenigstens in der Ausstellung — so hohe Kosten (Prof. Grenanders Empfangszimmer 90 000 Mk., Prof. Müllers Wohnzimmer 21 000 Mk.), daß sie kaum für den Tausendsten aus den besseren Ständen praktischen Wert hat. Eher schon ist eine weiße Gypswand wie in Bruno Pauls Eßzimmer (14 000 Mk.) und Stoffbespannung in Holzrahmen wie in Prof. Müllers Herrenzimmer erschwinglich.

Vollständige Wohnungsausstattungen im Preise von 2—6000 Mark zu bieten wird nur an drei Stellen versucht (Dresdener Werkstätten, Leipziger Künstlerbund, Architekt Kühn in der Lehrerwohnung). Trotzdem wird die Ausstellung auch klärend wirken auf jene, die innerhalb dieser Grenzen sich bewegen müssen, wenn sie sich neu einrichten.

Die Freude am Licht verdrängt alle dunklen Behänge von den Fenstern und schafft überwiegend helle Wände. Ein reizvolles Spiel des Lichtes bringt auf den Flächen der Möbel eine einfache Einlegearbeit hervor, bei der kleine Teilchen desselben Holzes in verschiedener Richtung der Faser zusammengesetzt sind. Es ist die gleiche zarte Wirkung, die uns am leinenen Gebild entzückt.

Farbenfreudigkeit lehrt uns die Volkskunst, genauer gesprochen, eigentlich nur den Mut zur leuchtenden, ungebrochenen Farbe. Denn die grelle Bemalung der Bauernschränke wirkt ebenso unruhig wie an modernen Möbeln große, stark abstechende Intarsien (Herrenzimmer von Prof. Kreis) oder grundverschiedene Holzarten (Gartensalon von Erich Kleinhempel). Kräftige und dabei bunte Farben eignen sich nur für Gewebe. Solche Stoffe finden sich aber auffallenderweise in der ganzen ‚Raumkunst' fast gar nicht. Überall kleingemusterte Bezüge mit abgetönten blassen Farben, die selbst möglichst unauffällig, nur den Zweck haben, das Zusammenstimmen des ganzen Raumes zu erleichtern.

Dem Holze die Wirkung ist die Parole. Ehrlich wird das Material gezeigt, wie es ist, nicht durch Färbung oder Maserung in deckendem Ölanstrich zu einer feineren Holzart gestempelt. Die Konstruktion der einzelnen Stücke ist material- und sachgemäß — zu sachgemäß manchmal noch. Die Möbel sollen angenehm im Gebrauch sein; daher das Vermeiden scharfer Ecken, die Vorliebe für weiche Rundung überall da, wo der Körper mit dem Möbel in Berührung kommen kann. Dem entsprechen dann wieder die geschweiften Formen in Grundriß, Gesims- und Zierlinien. Der moderne Mensch verlangt in seinem Heim in erster Linie Ruhe, Ruhe zum freudigen Genießen, Ruhe zur ernsten Arbeit. Diesem Bedürfnis kommt die Ausstattung der Innenräume entgegen durch ruhigen Aufbau der Schränke mit großen, nicht zu häufig unterbrochenen Flächen, durch sparsame Verwendung der Schnitzerei.

So ist die Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung eine achtunggebietende Leistung ehrlicher deutscher Arbeit. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie weite Kreise der Laienwelt für die Raumkunst interessiert, wenn in immer breiteren Schichten unseres Volkes der Sinn für Ehrlichkeit auch in der Wohnungseinrichtung geweckt wird, wenn es sich immer mehr einbürgert, daß jeder Gebildete über die Ausgestaltung wenigstens seines eigenen Heims nachdenkt und innerhalb der von der Ausstellung gesteckten Richtlinien mitarbeitet, um ihm seine Eigenart aufzuprägen. Dann werden wir bald dahin kommen, daß die elementaren Forderungen einer richtigen Konstruktion und der Vermeidung von Geschmacklosigkeiten mit selbstverständlicher Sicherheit überall erfüllt werden und unsere Räume mitsamt ihren Möbeln ‚beseelt' werden wie in den reifsten Erzeugnissen der Biedermeierzeit. Eine stetig aufsteigende Entwicklung steht dann unserer Raumkunst und unserer Werkkunst bevor. Otto Stadler.

Musik.

Zum zehnjährigen Todestage Anton Bruckners († 11. Oktober 1896 zu Wien). Langsamer als alle die anderen Erscheinungen aus dem um Wagner sich gruppierenden Kreise der ‚neudeutschen' Musiker hat Bruckners Kunst Boden gefaßt. Wagners Musik selbst hat sich längst sieghaft zu einer beispiellosen Weltmachtstellung durchgerungen, sein getreuer Paladin und Mitkämpfer Liszt findet so ziemlich allgemein die ihm gebührende Anerkennung, und Hugo Wolf ist in neuester Zeit sogar ‚Mode' geworden. Um Bruckners Bedeutung aber wird immer noch viel, sehr viel gestritten.

Es ist das kein Zufall; der Grund davon liegt sowohl in den Zeitverhältnissen als auch im Wesen der Brucknerschen Kunst selbst.

Als der damals wohl 60jährige, bisher fast unbeachtete Bruckner von seinen Freunden und Anhängern der Welt als neues Genie vorgestellt werden sollte, war Richard Wagners Musik eben in der Allgemeinheit durchgedrungen, und das Publikum verlangte nun zur Erholung von den schwerwiegenden Musikdramen des Bayreuther Meisters leichtere Kost, als sie die eng an Wagner anschließenden Sinfonien Bruckners boten. Dazu begingen Bruckners Freunde noch den unverzeihlichen Fehler, den alten, bescheidenen Meister zum Antipoden von Johannes Brahms zu erheben. Das war wohl das törichteste, was man beginnen konnte; denn abgesehen davon, daß man zwei so grundverschiedene Künstler wie Brahms und Bruckner überhaupt nicht abwägend in Parallele setzen soll, hatte dieser Vergleich auch noch den Nachteil, daß dadurch die zahlreichen Verehrer, die Brahms überall und namentlich in Wien hatte, von vornherein zu prinzipiellen Gegnern Bruckners gemacht wurden. Auch wurde Bruckners künstlerische Beurteilung dadurch in ganz

falsches Licht gesetzt. Denn was sollte wohl dabei herauskommen, wenn man den in der Erfindung oft etwas spröden, aber stets vornehmen, edlen und tiefen, in der Formgestaltung meisterhaft klaren, aber nicht minder strengen und oft herben Meister der e-moll-Sinfonie und des deutschen Requiems mit dem an Erfindungsreichtum überquellenden, in Verwertung desselben aber beispiellos naiven, in der Formung des künstlerischen Ganzen ebenso schwachen, wie in der glänzenden und berückenden Ausführung einzelner Details unübertrefflichen Bruckner zusammenhielt?

Das Wesen der Brucknerschen Kunst ist kein widerspruchsloses. Bruckner überträgt die musikalischen Neuerungen Wagners auf die Sinfonie. Die reiche, modulatorisch unbegrenzte Harmonik, die vielgestaltige Thematik, die farbenschillernde Instrumentation: alles verpflanzt er unbedenklich auf sinfonisches Gebiet, ohne zu beachten, daß eine andere Kunstgattung auch andere ästhetische Gesetze und Bedürfnisse hat. Der Stil der Wagnerschen Musik paßt sich absolut und ausschließlich den Bedürfnissen des Dramas an. Ihr wechselvoller Charakter entspricht den wechselvollen Situationen, wie sie das Drama mit sich bringt; die ihr mit bewußter künstlerischer Absicht fehlende reinmusikalische Logik wird durch das klärende Dichterwort ersetzt. Ganz im Gegensatz dazu hat die rein instrumentale, ‚absolut musikalische' Sinfonie lediglich mit *musikalischer* Logik zu rechnen, wird lediglich durch sie verständlich. An dieser musikalischen Logik aber fehlt es den Brucknerschen Sinfonien; was beim Wagnerschen Drama künstlerische Notwendigkeit ist, wird bei Bruckners Sinfonie zum künstlerischen Mangel. So sind Bruckners Werke reich an genialen Einzelwirkungen, aber ein einheitlicher künstlerischer Gesamteindruck kommt nicht zustande. —

Anton Bruckner ist am 4. September 1824 zu Ansfelden (Oberösterreich) als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Als Singknabe im Stift St. Florian erhielt er seine musikalische Erziehung und war dann selbst Jahre lang im Schuldienst tätig. Durch eifriges Selbststudium brachte er es dabei in der Musik so weit, daß er 1855 unter vielen Konkurrenten die Organistenstelle am Dom zu Linz erhielt, von wo er 1867 als Organist der k. k. Hofkapelle und als Kontrapunktlehrer am Konservatorium nach Wien berufen wurde. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode. Verschiedene Aufführungen seiner Sinfonien in Wien hatten nur lokale Bedeutung; erst als 1884 Nikisch in Leipzig und das Jahr darauf Levi in München seine siebente Sinfonie (a-dur) aufführten, fand er als Komponist allgemeine Beachtung; seit jener Zeit besteht der Streit um seine künstlerische Bedeutung.

Von seinen neun Sinfonien ist die eben erwähnte in a-dur die beliebteste. Sie ist typisch für Schwächen und Vorzüge der Brucknerschen Kunst. Künstlerisch wertvoller ist die vierte ‚romantische Sinfonie' es-dur; am höchsten steht aber wohl die unvollendete neunte Sinfonie. Im ersten Satz dieses Werkes ist die Formgestaltung weit einheitlicher und klarer als sonst, und dabei beherrscht das ganze Tonstück ein so genialer Schwung, daß man es füglich zu den bedeutendsten Leistungen der modernen Sinfoniemusik rechnen muß. Im übrigen stehen in Bruckners Sinfonien die Adagios meist am höchsten, weil es hier in erster Linie auf elementare Erfindung ankommt, und die stand ja unserem Meister wie wenigen zu Gebote. Das Haltlose seiner Formgestaltung kommt dagegen vor allem in den Schlußsätzen zutage, namentlich in deren meist maßloser Ausdehnung. Hierin trifft Bruckner etwas mit Schubert zusammen, wie überhaupt die Kunst der beiden Meister (Schubert dabei nur als Instrumentalkomponist genommen) manche verwandte Züge aufweist.

Als einziges Kammermusikwerk hat Bruckner ein Streichquintett (f-dur) hinter-

lassen, welches stilistisch seiner a-dur-Sinfonie sehr nahe verwandt ist. Besonders ist wieder das Adagio künstlerisch bedeutend und von tiefer Wirkung. Von Bruckners Kirchenmusik ist das großartig angelegte Tedeum heute Repertoirestück aller besseren Chorvereine. Im Liszt'schen Kirchenstil gehalten ist es von bedeutender äußerer Wirkung; feinere Arbeit darf man in dem Werke freilich nicht suchen: es ist genialer al fresco-Stil. Ähnliches gilt von der Komposition des 150. Psalms und von den drei Messen (d-moll, e-moll und f-moll) des Meisters, von denen namentlich die f-moll-Messe weitere Verbreitung fand. Außerdem sind noch einige kleinere Kirchenwerke, zwei Männerchöre mit Orchester, sowie mehrere Chorlieder des Meisters an die Öffentlichkeit gelangt.

Als Mensch war Bruckner eine in den Reihen der modernen Künstler höchst auffallende Persönlichkeit. Für ihn existierten auf der Welt nur zwei Dinge: seine Musik und seine Religion. Denn der Meister war ein streng gläubiger Katholik, dabei aber in seiner Religiosität so naiv, wie man es heute wohl kaum mehr findet. Wie mit einem guten Freund verkehrte er mit seinem ‚lieben Gott'. Und nachdem er seine acht ersten Sinfonien den verschiedenen ihm nahestehenden Freunden und Gönnern dediziert hatte, widmete er seine letzte Sinfonie, die neunte, mit der er sein Bestes geben wollte und auch tatsächlich gab, seinem überirdischen Freund. ‚Dem lieben Gott gewidmet' steht auf der Partitur. ‚Wenn er's nur annimmt,' meinte der gute alte Mann oft halb bedenklich. Ein wahrhaft rührender Zug! Die Vorliebe für seine Kunst aber artete bei unserem Meister in bedenkliche Einseitigkeit aus. Versuche seiner Freunde, ihn für ein Drama, ein Bildwerk u. dgl. zu interessieren, schlugen regelmäßig fehl, ebenso wenig beschäftigte er sich mit Lektüre. Sicher aber ist seine mangelhafte geistige Bildung auch mit Schuld an der ästhetischen Ungleichheit seiner Werke.

Wenn somit Bruckners Kunst auch nicht schlackenfrei ist, der Hauch des Genies ist ihr doch aufgeprägt, und zweifellos gehört der Meister zu den bedeutendsten Erscheinungen der modernen Musikgeschichte.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt.

Griechische Geschichte. Von Julius Beloch. III. 1. und 2. Abteilung. Straßburg 1904, Trübner.

Als von Beloch, dem deutschen Professor an der Universität Rom, der erste Band der Griechischen Geschichte im Jahre 1893 erschien, erregte er berechtigtes Aufsehen durch eine über das Ziel hinausschießende Kritik der ältesten Geschichtsüberlieferungen, andererseits aber auch durch die klare und eindringende Darstellung der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Rahmen des kulturgeschichtlichen Gesamtbildes. Der zweite Band (1897), der im wesentlichen die Geschichte des 4. Jahrhunderts umfaßt, — genauer von dem Auftreten des Sokrates und der sizilischen Expedition 415 bis zum Abschluß der Eroberung Asiens durch Alexander den Großen 331: hier auch das ausführliche Register zu Band 1 und 2, — erwarb dem Werke neue Freunde durch die wohlabgewogene, in der Kritik maßvollere Haltung und die Sicherheit der geschichtlichen Entwicklung, die vor allem die Bedeutung König Philipps von Makedonien und der griechischen Einheitspolitik klar heraustreten ließ. Zum vorläufigen Abschluß gebracht ist das Buch mit den beiden Teilen des 3. Bandes (1904), deren erster das Weltreich Alexanders und die neuen, daraus hervorgewachsenen hellenistischen Staatengebilde bis zum Eintreten Roms in das politische System der griechischen Welt, dem Bündnis König Philipps mit Hannibal 217 schildert. Leider sind hier — in einem gewissen Gegensatz zu den früheren Bänden — die wirtschaftlichen Zustände gegenüber dem reichen und verwickelten politischen Handeln jener Zeit doch etwas stiefmütterlich bedacht. Der zweite Teil bringt außer dem Register zu III, 1 und 2 eine Reihe (25) gelehrter

Einzeluntersuchungen zur Begründung der in III, 1 vorgetragenen Anschauungen, da ‚noch niemand, der die Geschichte dieser Periode zu schreiben versucht hat, ohne „Beilagen" ausgekommen ist'. Gerade dieser 3. Band verdient ein ganz besonderes Lob, da nach Droysen zum ersten Male Beloch wieder das Gesamtbild des Hellenismus in kongenialer Weise erfaßt und mit glänzender Gestaltungskraft zur Darstellung gebracht hat. Überhaupt steht Belochs Werk als künstlerische Leistung heute an der Spitze der griechischen Geschichtschreibung, mag auch die autoritative Subjektivität des gelehrten Forschers oder der radikale Liberalismus des Politikers hier und da zu scharfem Widerspruch herausfordern. Besonders bemerkenswert ist, daß der im Lamprechtschen Kollektivismus befangene Gelehrte dennoch durch die Gewalt einzelner geschichtlicher Gestalten bezwungen die kollektivistischen Prinzipien durchbrochen und den Persönlichkeitsgehalt der griechischen Geschichte (besonders auch der Diadochenzeit) mit Meisterhand herausgearbeitet hat, wie er andererseits durch seine volkswirtschaftlichen Studien in vielen Fällen erst den richtigen Maßstab für die Abschätzung der wirklichen Verhältnisse des Lebens und der wirtschaftlichen Bewegungen und damit auch wieder der großen Politik gefunden hat. Beloch — und mit ihm Eduard Meyer — bedeuten für die griechische Geschichte heute das, was für die römische Geschichte Mommsen gewesen ist. Dr. E. Drerup.

Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Von Dr. Georg Grupp. München 1905. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. (XII, 3198, gr. 8°, brosch. 5.80 Mk., geb. 7.50 Mk.)

Von den Kelten weiß man gewöhnlich nicht allzu viel, zu seinem eigenen Schaden. Auch ist das gelehrte Interesse bei uns hier nicht hervorstechend. Aber abgesehen von dem selbständigen Charakter gallischer Kultur, der Interesse fordert, steht unsere germanische Vorzeit vor der römischen Berührung in lebendiger Beziehung zu wesentlichen keltischen Elementen. Daß Kelten und Germanen zusammen betrachtet werden, ist also ebenso ersprießlich für die Sache wie empfehlend für den kulturellen Blick des Betrachters. Grupp hat sich mit mehreren großen Werken aus dem Bereich der Kulturgeschichte schon lange einen Namen gemacht. Dieses Buch wird als eine gleichfalls wertvolle Gabe aufzunehmen sein. Es setzt wiederum seine Aufgabe darein, eine Form zwischen Quellenwerk und populärer Darstellung zu finden, die das gelehrte Rüstzeug, Gründlichkeit und Literaturkenntnis, also Vertrauenswürdigkeit mit selbständig verlebendigter Anschauung und Darstellung vereinigt. Dabei muß manches allzu sicher erscheinen, wiewohl es doch keinen schwankenderen Boden gibt als den der Urgeschichte und der vorhistorischen Zeit. Dennoch gibt nicht nur die allgemeine ethnologische und kulturhistorische Stellungnahme auf den großen Richtungslinien, sondern auch das meiste Einzelne das heute Sachgemäße wieder. Und es ist sehr viel Einzelnes da beisammen, so daß über die gelegentlichen Umblicke hinaus mehr innere Ordnung von Wert wäre. Im Äußeren ist die Gliederung einfach, wie sie sich aus dem Titel ergibt; die Vergleichspunkte sind recht glücklich und ziemlich zahlreich in die Darstellung der Einzelkulturen verlegt. Höchst schätzbar ist die moderne Unbefangenheit und Weite des Horizonts. Etwas knapp ist die besondere geistige Kultur behandelt. Zahlreiche Illustrationen gehen durch den leider von Druckfehlern zu sehr besessenen Text. Manche Gedanken, wie der des orientalischen Einflusses, sind nur undeutlich durchgeführt; auch die Fühlung zwischen Text und Bildern ist recht lose. Die Einleitung behandelt Jäger- und Hirtenvölker der Steinzeit, der erste Abschnitt die Indogermanen, der zweite die Kelten, der dritte die Germanen. -s.

Im mohammedanischen Abendlande. Tagebuch einer Reise durch Marokko von Rudolf Zabel. Mit 5 Karten bezw. Kartenskizzen und 146 Abbildungen nach eigenen topographischen und photographischen Aufnahmen des Verfassers. Altenburg, S.-A. Stephan Geibel, Verlag 1905. — **Unbekannte Gebiete Marokkos.** Von Max Hübner, Oberstleutnant z. D. Berlin 1905, Wilhelm Baensch.

Zwei aktuelle Schriften, die beide Beachtung verdienen. Zabels, von Prof. Theobald Fischer und Prof. Schnell gefördertes Buch trägt den Charakter der Reisebeschreibung; mit scharfen, sachlichen Augen gesehen, mit witzigem, angenehmem und doch nicht dünnem Plaudern in Tagebuchblättern dargestellt ist der Nordwesten Marokkos, Tanger bis Fes; darauf, von besonderem Interesse, der

Besuch des noch ganz wenig betretenen heiligen Zerhungebirges. Es befördert die Anschauung von dem seltsamen Lande in seltener Weise auch durch brauchbare Bilder und hat daneben einige Partien von aktuell-politischer Bedeutung. Letzteren Standpunkt allein nimmt der bekannte Oberstleutnant Hübner in seiner kleinen Schrift ein, wobei er die Stellung Frankreichs zu Marokko nicht Deutschland entgegengesetzt wünscht und im besonderen darauf hinweist, daß eher Spanien in seinen Presidios als Frankreich mit dem Waffenschmuggel in Beziehung zu bringen ist. Er schildert eine noch weniger bekannte Gegend, den Nordosten und Osten, und verbindet mit militärisch-geographischen Interessen eine scharf scheidende Auffassung der Verhältnisse, die neben Zabel, natürlich auch umgekehrt, viel Fesselndes hat. F. U. O.

Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Von Joseph Pohle. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit fünf farbigen und zwölf schwarzen Tafeln sowie vielen Abbildungen im Text. J. P. Bachem, Köln 1904. Mk. 10.

Im Vorwort zur ersten Auflage dieses Werkes lag es dem Verfasser am Herzen, darzutun, daß der ‚Gegenstand weder der inneren wissenschaftlichen Berechtigung, noch des praktischen Interesses, noch endlich der apologetischen Zeitgemäßheit entbehrt'. Die vorliegende fünfte Auflage beweist, welch dankbaren Leserkreis er gefunden hat. Doch kann man nur wünschen, daß dieser sich noch mehr erweitere; denn das Buch hat äußerlich und innerlich wieder gewonnen. Mit der fortschreitenden Zahl der Auflagen ist es immer mehr über seinen spezielleren Zweck hinausgewachsen, eine systematische Zusammenfassung all der Argumente zu bieten, welche die in der Titelgebung ausgesprochene Ansicht des Verfassers stützen; es ist zu einer Einführung in die moderne Astronomie geworden. Trotzdem ist die Lektüre ein Genuß geblieben, was mit einer solchen Erweiterung nicht selbstverständlich gegeben ist. Denn Pohle ist nicht nur ein gründlicher Fachmann, dem obendrein die Früchte seiner historisch-astronomischen Studien (wir verweisen noch besonders auf sein Buch ‚P. Angelo Secchi', ebenfalls bei Bachem erschienen) und seiner früheren ausländischen Lehrtätigkeit zu Gebote stehen; er ist ein vielseitiger Gelehrter und vor allem ein anregender Stilist. Die glänzende Beherrschung seines Stoffes macht es ihm leicht, eine verständliche, unterhaltende Sprache zu finden. Die neuesten Erfindungen und Entdeckungen hat Pohle jedesmal in organischem Zusammenhang registriert und sein Werk ganz auf der Höhe der Forschung gehalten. Mit dem inneren Ausbau des Werkes hat der Verlag die Ausstattung Hand in Hand gehen lassen in der richtigen Erkenntnis, wie sehr die Veranschaulichung auf dem schwierigen Gebiet der Astronomie dem Verständnis nachhilft. Der Laie wird die bildlichen Zugaben gerne begrüßen. Ihm kann vor allem das Pohlesche Werk empfohlen werden, um seine Allgemeinbildung nach dieser Richtung auf das förderndste und angenehmste zu ergänzen. -ss.

Von Leutchen, die ich lieb gewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. — 249 S. — Berlin W. 50, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock, o. J.

Diese prächtigen Skizzen gehören zum Besten, was mir in dieser Art seit Jahren unter die Augen gekommen ist. Es marschiert da eine köstliche Reihe von Originalen und wunderlichen Käuzen aus der Großstadt an uns vorüber, mit dem verständnisvollen Auge des Dichters erschaut und liebevoll dargestellt, aber nicht mit der ätzenden Satire des ‚Berliners', sondern mit jenem Humor, der sofort den Rheinländer oder Westdeutschen erkennen läßt. Der feinsinnige Lyriker und Dramatiker zeigt sich hier auch als eleganter Unterhalter, der Esprit mit Gemüt zu verbinden weiß. An solchen Sachen sind wir bisher eigentlich arm. J. M—r.

Unsere Kunstbeilagen.

Auch in der Kunstübung sehen wir wie beim Kunstgewerbe eine steigende Schätzung der ehrlichen, treuen Arbeit wieder Platz greifen, der Arbeit, die sich nicht genug getan hat, wenn der Gegenstand flott und eigenartig aufgefaßt und mit wenig Strichen wirksam hingesetzt ist, sondern die auf liebevolle, exakte Ausführung besonderen Wert legt. Daß die Zeit vorüber ist, da auch der Maler-Radierer sich fast ausschließlich in hingestrichelten Genialitäten gefiel, sehen wir an

den zahlreichen feinen Blättern, die uns Klinger, Graf, Overbeck u. a. gaben, Blätter, die gewiß den großen Zug nicht vermissen lassen, und die dennoch von der hingebungsvollsten Arbeit des Radierers an seine Technik in allen ihren Arten Zeugnis ablegen. Zu dieser Gattung von Arbeiten gehört unsere Heliogravüre an der Spitze des Heftes, die eine Radierung von Georg Jahn wiedergibt. Der Schriftstecher hat irrtümlich ein Gemälde daraus gemacht. Das ist in gewissem Sinn für die Wirkung des Bildes bezeichnend. Auf dem Originalblatt, das etwa sechsmal größer ist als unsere Wiedergabe, kommt die ganz ungewöhnliche Sorgfalt der Arbeit natürlich noch in viel bewunderungswürdigerer Weise zur Erscheinung. Und doch wird man nicht behaupten können, daß sie ängstlich oder kleinlich wirke. Im Gegenteil! Von einem spielerischen Realismus keine Spur. Alles ist auf große, geschlossene, fast möchte man sagen altmeisterliche Wirkung angelegt. Die Gruppierung im Raum ist ungemein glücklich, der Fluß der Linien schön und wechselvoll, der Ausdruck ohne jede Pose, frei und natürlich. Ein Hauch echtester Mütterlichkeit geht von dem Bild aus. Diese herzliche, ganz dem Muttergefühl hingegebene Natürlichkeit, wie wirkt sie schön und rein! Der Preis der Mütterlichkeit, wie er durch einen glücklichen Umstand gerade aus dem Aufsatz dieses Heftes über ‚Wesen, Wollen und Wirken der Frau' mit gedanklicher und poetischer Tiefe herausklingt, er geht auch von diesem Blatt Georg Jahns aus, das daher mehr bedeutet als nur eine virtuose Leistung der Nadelkunst.

Die übrigen vier Kunstbeilagen, sämtlich Reproduktionen nach Gemälden von Fugel, finden ihre Würdigung in dem Artikel ‚Von christlicher Malerei und ihren Schöpfern'.

Unsere Musikbeilage

bringt eine Probe aus dem im Artikel über Programmusik genannten Werk: ‚Musikalische Vorstellung einiger biblischer Historien, in sechs Sonaten auf dem Klavier zu spielen,' von Johann Kuhnau (1700). Eine kritische Neuausgabe des interessanten Werkes bieten die ‚Denkmäler deutscher Tonkunst erste Folge' in Band 4 (herausgeg. von Päsler). Unser Stück ist der Sonate vom Kampf zwischen David und Goliath entnommen. Der erste Teil bringt ein Beispiel einer mit naivster Tonmalerei arbeitenden ‚Schlachtenmusik'. Im zweiten Teil bietet die stimmungsvolle Verwendung der Choralmelodie einen poetisch-sinnigen Zug und hebt das Stück auf eine in der alten realistisch-naiven Programmusik ungewohnte künstlerische Höhe.

Offene Briefe.

Das große Rundgemälde der Kreuzigung Christi in Altötting von Gebhard Fugel ist unter dem Titel ‚Jerusalem und der Kreuzestod Christi' in zehn Autotypien reproduziert im Verlag von Hans Hartlieb in Ravensburg erschienen. Preis 2 Mk. (Vgl. die Besprechung im Juliheft 1906). Von der Hauptgruppe des Panoramas ist eine Bromsilberphotographie 50×75 zum Preise von 10 Mk. ebenfalls bei Hartlieb erschienen.

Berichtigung. In dem Aufsatze ‚Natorps Sozialpädagogik' von August Messer im Septemberheft bitten wir auf Seite 741 Zeile 24 von oben vor ‚teils' einzusetzen ‚mit der Lehre der katholischen Kirche' und auf derselben Seite Zeile 15 von unten ‚Jenen' zu ändern in ‚Jenem'.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

DER HEYLAND ISRAELIS / GIDEON

Johann Kuhnau
(Bearbeitung für den modernen Vortrag von Eugen Schmitz)

Das Schmettern der Posaunen und Trommeten / ingleichen das Zerschmeissen der Krüge / und Feld-Geschrey

(Ziemlich rasch)

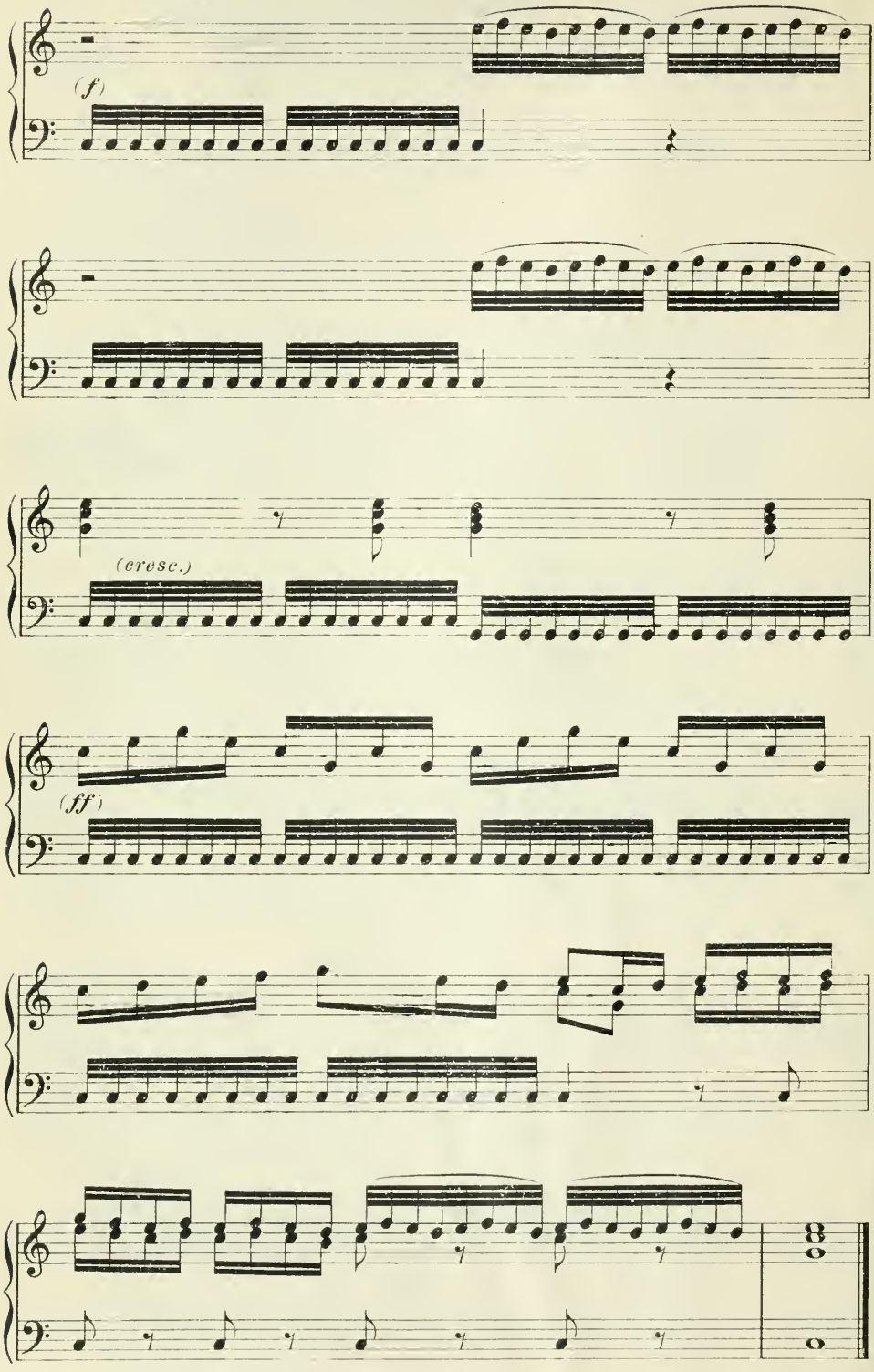
PIANO

(*f*)

(*sehr schnell*)

(*cresc.*)

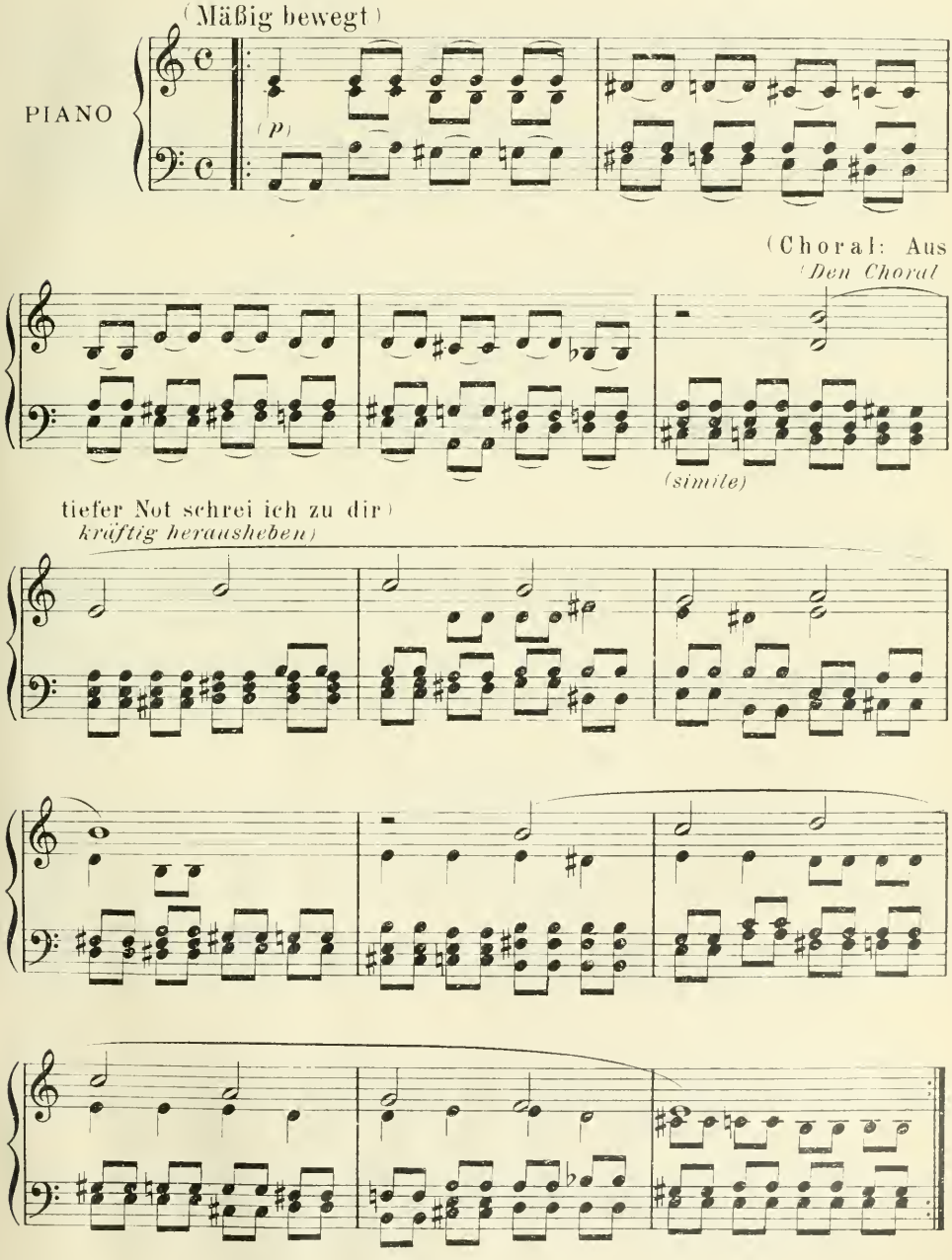
(*ff*)

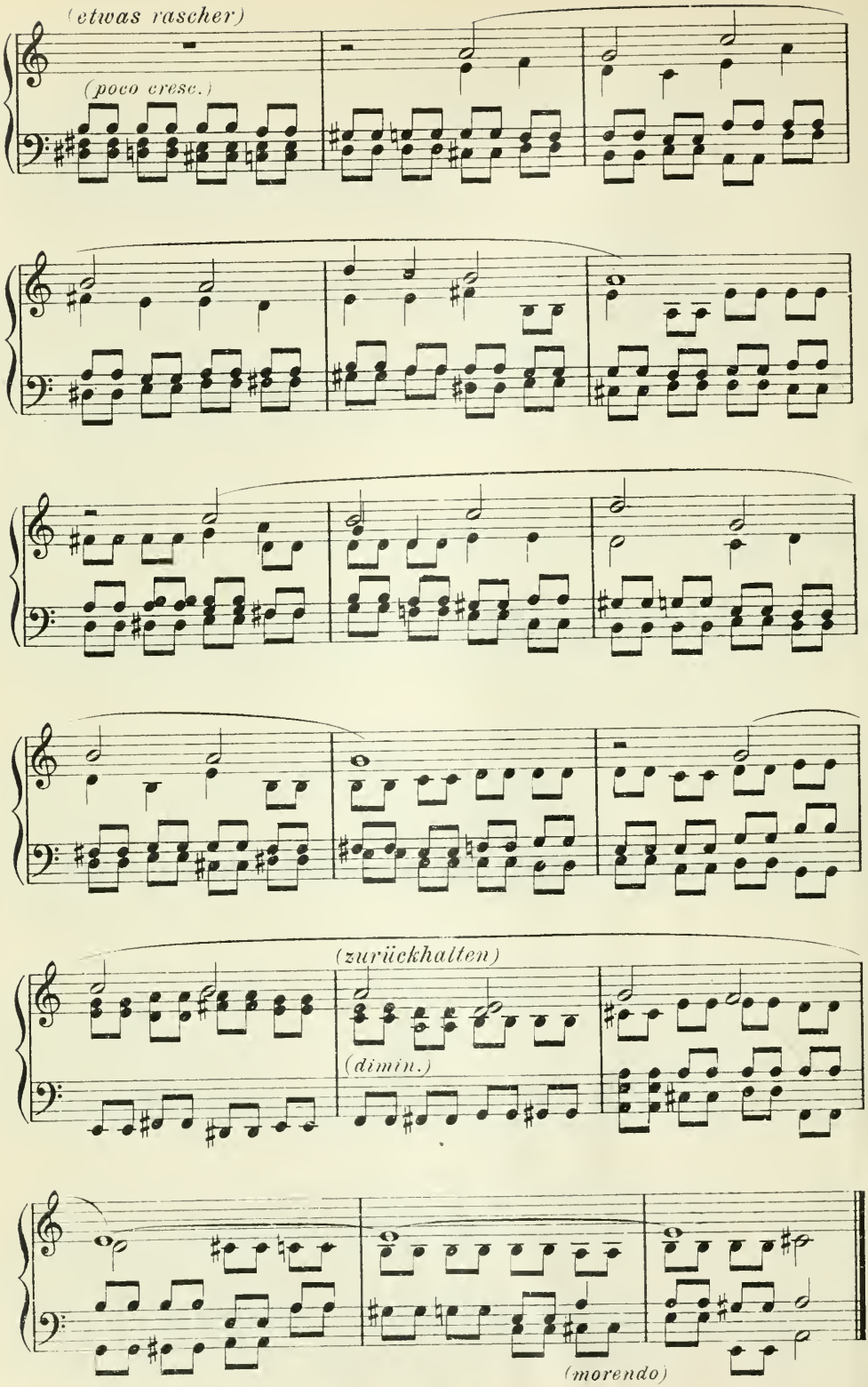

(f)
(cresc.)
(ff)

IL COMBATTIMENTO TRÀ DAVID E GOLIATH

Johann Kuhnau
(Bearbeitung für den modernen
Vortrag von Eugen Schmitz)

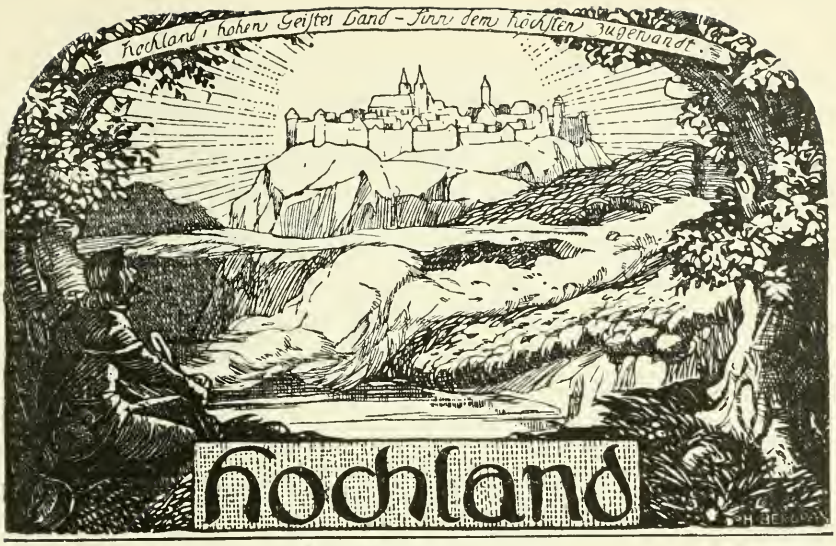
Das Zittern der Israelitten und ihr Gebet zu GOtt bey dem Anblicke dieses abscheuligen Feindes.




(etwas rascher)
(poco cresc.)
(zurückhalten)
(dimin.)
(morendo)

Rossetti pinx. Heliogr. Kösel

Dante und Beatrice.



Vierter Jahrgang. November 1906. 2. Heft.

Der ewige Gehalt der Religion.

Ein Dialog*

von

Robert Saitschick.

Theophilus. Das Wort Christi: ‚Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen' war für mich eines der dunkelsten Worte, dem ich gar keinen Sinn abgewinnen konnte, so lange ich noch nicht wußte, daß das Leben überhaupt einen Sinn haben kann. Jetzt ist es für mich eines der klarsten Worte, die Christus gesprochen hat.

Der Naturforscher. Für mich ist es nach wie vor dunkel wie vieles im Evangelium. Was soll es bedeuten, daß man durch einen Verlust einen Gewinn erlangen kann? Ist es nicht reinste Mystik, d. h. etwas sehr Unklares, wovon der Mystiker selbst zu behaupten pflegt, es sei ihm das Klarste von der Welt? Da ich nur den Tatsachen und einer einfachen klaren Darlegung derselben zu glauben gewohnt bin, so kann ich begreiflicherweise den unklaren Vorstellungen der Mystik nicht trauen. Und Sie mit Ihrer Vorliebe für Einfachheit und Klarheit wollen noch behaupten, Christus hätte alles, was er zu sagen hatte, in den einzig möglichen Worten von vollendetester Klarheit ausgesprochen? Wenn dies wirklich so wäre, so müßte auch ich darin dieselbe Klarheit finden.

* Aus einer in nächster Zeit erscheinenden Sammlung von Dialogen.

Theophilus. Haben Sie sich wirklich Mühe gegeben, einen Zugang zu der Gestalt Christi zu erlangen?

Der Naturforscher. Offen gesagt, nein, aber gewisse Sprüche aus den Evangelien gehen mir noch aus meinem Knabenalter nach, und ich verstehe sie jetzt ebenso wenig, wie ich sie damals verstand. Ich war schon als Jüngling zu den Anfängen einer wissenschaftlichen Erkenntnis gelangt und war schon damals überzeugt, daß die Lehre Christi in eine mystische Dunkelheit gehüllt ist, und daß seine Gestalt im Laufe der Jahrhunderte mit einem phantastischen Nebel umgeben wurde, so daß sie jetzt für uns eine mythische Gestalt wie die des Herkules oder die des Apollo ist. Ich werde es nie begreifen, wie die europäische Menschheit dahin gelangen konnte, in wenigen zusammenhanglosen Sprüchen, die Christus zugeschrieben werden, ein Buch der Bücher zu verehren, einen Leitfaden durch das Leben, das Höchste, was je gedacht worden ist. Ich muß da unwillkürlich von meinem Grundsatz nil admirari abweichen. Ich fange oft an, wenn ich daran denke, an dem gesunden Verstande der Menschen zu zweifeln und die betörende Kunst der Mystik zu bewundern.

Theophilus. Haben Sie sich auch gefragt, woher es denn komme, daß gerade diese mystischen Sprüche auf die Menschheit eine so tiefgreifende Wirkung ausgeübt haben und noch ausüben. Die Menschheit scheint doch darnach zu verlangen oder sie findet vielleicht dort die größte Klarheit, wo den sogenannten Gebildeten gar manches nicht einleuchten will. Sie sehen also, daß der fremde Stoff, von dem Sie früher sprachen, der Menschheit gar nicht so fremd ist, wie Sie behaupten. Wir sind gewohnt, anzunehmen, daß etwas, das uns selbst befremdet, auch alle andern befremden müsse, und staunen, wenn wir sehen, daß in Wirklichkeit dem nicht so ist. Denn unsere Erziehung geht zu sehr in der Schule und zu wenig im Leben vor sich. Wenn wir mit der Zeit nicht auf das lebendige Empfinden zurückkommen, so wird es überhaupt kein Leben mehr, sondern nur noch Schule geben, besonders für die gebildeten Klassen, die ja dem wirklichen Leben so fern wie nur möglich stehen. Die Wissenschaft in unseren Schulen vermag noch keineswegs die Erkenntnis der lebendigen Wirklichkeit zu vermitteln trotz aller exakten Tabellen. Ich für mein Teil würde gleich auf drei Viertel aller exakten Ergebnisse der Forschung gerne Verzicht leisten, wenn dadurch eine größere Lebens- und Menschenkenntnis erkauft würde. Wir würden dann vielleicht auch gar nicht nötig haben, die Religion zu verteidigen, denn niemandem würde es einfallen, sie anzugreifen; erinnern doch die meisten Kämpfe gegen Religion an die bekannten Kämpfe gegen die Windmühlen. Es würde uns dann vielleicht klar werden, was uns jetzt dunkel erscheint, und wir würden dann vielleicht auch gar manches dunkel finden, was uns jetzt so überaus klar vorkommt. Denn schon das allein muß uns stutzig machen, daß gerade das, was der Menschheit bis auf die neuere Zeit das hellste Licht war, eine leuchtende Fackel auf allen Lebenswegen, uns auf einmal für überflüssig zu gelten beginnt. Ist denn die Kontinuität der Menschengeschlechter plötzlich unterbrochen worden, sind unser Empfinden und

unser Denken, unser Herz und Gehirn andere geworden? Eine solche Unterbrechung im Zusammenhange der Generationen kann in meinen Augen nur eine künstliche sein. Ich weiß zwar, daß gar vieles im Leben vergänglich ist, kann aber nicht glauben, daß gerade das Wichtigste am Menschen vergänglich sein sollte. Wer im Leben nur das Relative sieht, einen unaufhörlichen charakterlosen Wechsel und keine Dauer, keinen Bestand, dem wird freilich schwer beizubringen sein, daß Religion keine Sinnlosigkeit ist, daß sie vielmehr einen sehr tiefen Sinn hat.

Der Naturforscher. Können Sie uns beweisen, daß die Religion allen Forderungen der Vernunft nachkommt, und daß sie dem Menschen etwas gibt, das er nicht bereits in der Betätigung seiner Vernunft hat? Denn entweder stimmt die Religion mit der Vernunft überein, dann ist sie für mich keine Religion mehr, oder sie stellt etwas auf, das die Vernunft nicht billigen kann, dann ist sie nicht nur überflüssig, sondern auch schädlich.

Theophilus. Wenn Sie folgerichtig verfahren wollten, so müßten Sie auch an die Kunst mit dem scharfen Seziermesser des Verstandes herantreten, und ich weiß nicht, ob dann die größten und erhabensten Kunstwerke vor Ihnen Gnade fänden, beispielsweise wenn Michelangelo die Erschaffung der Welt durch Gott Vater darstellt in einer Anschaulichkeit, die alles Fragen der Vernunft zum Stillschweigen bringt. Wie sollte die Erschaffung des Menschen anders dargestellt werden? Wenn Michelangelo die modernen Theorien von der Menschenschöpfung gekannt hätte, hätte er sie irgendwie berücksichtigen können? Der Künstler hat seine eigene Anschauung von der Welt und darf gar nicht die veränderlichen Ergebnisse des Wissens in sein Gebiet hineinziehen. Vermöge der ihm eigenen Intuition stellt er nur das Wesentliche dar. Ich wiederhole: Die naturalistische Lebensansicht ist zerstörender Mehltau für die Blüten künstlerischen Schaffens. Ich möchte sogar in einem weitern Sinne behaupten, daß, wo die naturalistische Ansicht in das Leben eingedrungen ist und zu herrschen angefangen hat, gar keine echte Kunst mehr gedeihen kann. Auch kann ein Mensch von einseitig entwickelter Vernunft nicht nur kein Kunstschöpfer sein, sondern das künstlerische Schaffen gar nicht würdigen. Die Herrschaft des Verstandes, die Ihnen als begeisterndes Ideal vorschwebt, müßte notwendig das Ende künstlerischen Schaffens herbeiführen. Daß dies eine Verarmung des Lebens bedeuten müßte, das ist wohl klar. Der Baum des Wissens mit allen seinen Früchten könnte den Menschen über einen solchen Verlust niemals trösten. Sie müssen nun zugeben, daß sich gewisse Regungen im Innern des Menschen betätigen, ohne zuvor die Erlaubnis des Verstandes einzuholen, daß es im menschlichen Innern ein souveränes Gebiet gibt, das keiner Kontrolle und Einmischung der Vernunft bedarf. Nun stellt die Kunst auf ihre Weise das Leben in seinem wesentlichen Gehalte dar, sammelt die zerstreuten Erscheinungen in einem Mittelpunkte, führt sie uns ganz nahe und wirkt dadurch als ein Abbild des Lebens intensiver, als es die in Einzelheiten gespaltene Wirklichkeit tun könnte. Diese Wirkung kommt nicht von einem

Appellieren an den Verstand, sondern von einem gesteigerten Leben, das im Kunstwerk liegt. Denn nur Leben kann Leben wecken. Versuchen Sie wenigstens, an die Religion ebenso heranzutreten wie an die Kunst! Die Religion war immer da, sie war vor der Wissenschaft und vor der Kunst da, oder besser gesagt: sie ging stets neben diesen einher, da es gar keine Zeit gegeben hat, in der dem Menschen Wissen und Kunst völlig mangelte. Die religiösen Wahrheiten waren fester und einheitlicher als alle andern; ihre Entfaltung konnte nur eine Entfaltung der Selbsterkenntnis sein. Diese Selbsterkenntnis hat in den einzelnen Menschen der fernen Vergangenheit bereits einen so hohen Grad der Reife erreicht, daß sie darüber gar nicht mehr hinausgehen kann. Das unterscheidet eben die Wahrheit des religiösen Lebens und zum Teil auch die des künstlerischen Schaffens, daß sie eine hohe Stufe der Vollendung zu einer Zeit erreicht hat, wo das Wissen noch in den Anfängen lag. Die Wahrheit religiösen Lebens ist die für den Menschen notwendigste und wichtigste Wahrheit und daher auch voll der schöpferischsten Wirkungen, von denen auch die wissenschaftliche Wahrheit, wenn sie allseitig und wirksam sein soll, ihr Licht und ihren Sinn zu empfangen hat. Mag die Menschheit im Wissen Fortschritte auf Fortschritte aufzuweisen haben, im religiösen und sittlichen Leben wird sie aber nur das betätigen, was ihr so deutlich ihre großen Lehrer aus der fernen Vergangenheit aus tiefster Selbsterkenntnis heraus als den für sie einzig möglichen Weg zu einem wahren Leben gezeigt haben. Übrigens möchte ich hie und da, wiewohl ich einen weiteren Fortschritt der Wissenschaft logisch anzunehmen genötigt bin, doch die konkrete Möglichkeit eines solchen bezweifeln. Ich glaube vielmehr, es gibt eine Grenze, über die hinaus eine Entwicklung des Wissens und eine Anhäufung von Wissensstoff für die menschliche Natur von größtem Schaden werden kann. Eine Überbürdung der Gehirntätigkeit kann der Mensch auf die Dauer nicht ertragen, und die Folge davon ist immer eine Schwächung der dem Menschen notwendigsten Seelenenergie. Gerade die Tätigkeit des Verstandes, die so hoch gepriesen wird, und die auch, wenn sie nicht von den andern Seelenkräften losgelöst wird, etwas sehr Hohes ist, kann durch Überwucherung das unmittelbare Leben in uns ersticken. Das sollten besonders Sie fest im Auge behalten, wenn Sie auf Ihre Weise die Ungebrochenheit des Lebens für das wichtigste halten. Auch ich bin gar nicht abgeneigt, Ihnen darin beizupflichten, daß nach dem Ausdrucke Shakespeares der Instinkt der Meister ist; nur nehme ich den Instinkt in einer weiteren Bedeutung und weniger einseitig. Nicht die richtig erfaßte Religion, sondern der losgelöste und rücksichtslos arbeitende Verstand in seiner Überhäufung von Ergebnissen der Forschung ist in Wirklichkeit dazu geeignet, die Instinkte zu untergraben. Das zu weit getriebene Bewußtsein kann überhaupt das Leben gar nicht fördern. Das Wissen kann schon deshalb niemals die Bestimmung des Menschen sein, weil es sich dem Leben unterordnen muß; es kann nur ein Mittel zu einem höheren Zwecke genannt werden. Es ist lächerlich, wenn jemand behaupten wollte,

wir lebten, um zu forschen. Im Gegenteil, alle unsere Forschung müßte darauf ausgehen, die Lebenskraft zu steigern; wenn aber der Reichtum angehäuft wird und wächst, ohne sich zu bewegen, so läuft dabei der Mensch Gefahr, die Übersicht über seinen Besitz einzubüßen, und von seinem Reichtum wird auch keine gesunde Wirkung ausgehen können. Wir erleben in unserer gegenwärtigen europäischen Kultur die schädliche Wirkung des angehäuften Wissens überall. Der Stolz auf unser übermäßiges Wissen ist nichts als der Hochmut eines reichen Erben, der darauf ausgeht, sein angeerbtes Gut weiter zu mehren. Wir sind so geblendet von unserm Reichtum, daß wir uns gar nicht vorstellen können, wie das weitere Anwachsen desselben uns unter Umständen an den Rand eines Abgrundes führen würde. Ein wissenschaftlicher Fanatismus hat sich der gebildeten Klasse in Europa bemächtigt, ein Glaube an die unendliche Macht der menschlichen Vernunft, wobei kein Unterschied mehr gemacht wird zwischen der Vernunft als reiner Quelle echter Erkenntnis und der Vernunft als einer Quelle mannigfacher Ergebnisse angewandten Wissens. Wenigen fällt es ein, zu fragen, ob die Anwendung des Wissens unter gewissen Umständen unvernünftig oder sogar schädlich werden könne.

Der Naturforscher. Der gesunde Instinkt der Menschen sorgt schon dafür, daß alles Überflüssige und Störende beseitigt wird. Das angewandte Wissen ist nie schädlich, denn es ist ja nur vermehrte Natur; die Hauptsache ist, daß der Mensch die Ungebrochenheit instinktiven Lebens beibehält. Die angehäufte Masse angewandten Wissens wird dann sogar einen reicheren Stoff für die Betätigung menschlicher Willenskraft abgeben. Man trachte nur darnach, alles zu entfernen, was den menschlichen Willen beugen und spalten kann. Im Wissen kann schon deshalb keine Gefahr liegen, weil alles, was von der Vernunft ausgeht, von ihr auch gebilligt werden muß, und was von ihr gebilligt wird, wird auch unser Wille anerkennen, wenn er mit ihr in Frieden lebt. Der Wille wird zur Billigung aller Forderungen der Vernunft durch die Vernunft selbst erzogen. Die Schwächung der Willenskraft kommt nur von der Entzweiung, die zwischen Trieb und Vernunft herrscht; die Einigung aber zwischen ihnen kann nur einen Zuwachs von unmittelbarer Kraft zur Folge haben. Die Religion spaltet den Menschen, spricht ihm von Elend, von Sünde, von Erlösung, von einer bessern Welt; sie gewöhnt den Menschen an die Vorstellung des Vergänglichen: die Welt sei ein Jammertal, das man so schnell wie nur möglich durchwandern soll, um davon erlöst zu werden. Durch die Vorstellung des Vergänglichen wurde ihm auch eine andere vom Ewigen eingepflanzt; man züchtete in seinem Gehirn eine Zweiheit, eine Neigung zu Extremen, eine Lust am fortwährenden Spalten und Zersetzen; denn hat man einmal zu spalten begonnen, so läßt sich dem weiteren Spalten gar kein Ende mehr absehen. Und dann wurde noch im menschlichen Innern eine wahre Ungeheuerlichkeit großgezogen, eine Vorstellung von Gott oder von Göttern, wobei die Vorstellung von vielen Göttern für mein Empfinden jedenfalls ein geringerer Unsinn ist als die von einem einzigen Gott. Dieses beständige Intervenieren eines gespensterhaften

Wesens in unserem Leben, dieses Bevormunden der Menschen, als wenn sie kleine Kinder wären, diese Forderung, der Mensch möge sich in allen seinen Lebenslagen durch Gebete, durch aufrichtig vergossene Tränen, durch Zerknirschung und Flehen an seinen Schöpfer, an seinen Vater, an seinen Ernährer und Erhalter wenden, das ist doch mindestens unwürdig und, gelinde gesagt, ein törichtes Spiel mit dem Menschen. Dem Menschen wurde nicht Selbständigkeit eingeimpft, nicht Vertrauen zu seiner Vernunft, Liebe zum Leben, Anhänglichkeit an die ihm von der Natur angewiesene Wohnstätte, Sympathie mit den Naturkräften, die in ihm ebenso walten wie in der Außenwelt, sondern man erklärte ihm, sein einzig mögliches Ziel hienieden sei nur ein schneller Übergang zu einer Welt droben, eine Wanderung, eine Prüfung, eine Vorbereitung zum Tode, also das Leben sei für den Tod da. Ist das nicht schrecklich? Schon dies allein läßt mich von aller Religion überaus gering denken, ja, meine Abneigung gegen sie ist zuweilen so stark, daß es mich angreift, wenn ich davon spreche. Und da die Religion ohne alle diese Vorstellungen gar nicht denkbar ist, so begreife ich gar nicht, wie Sie sich zu ihrem Kämpen und Beschützer aufwerfen können.

Theophilus. Die Quelle, aus der Ihre Abneigung entsprungen ist, glaube ich gut zu kennen. Eine Frage müssen Sie mir beantworten: Waren alle die Menschen, die diese Ihnen widrigen Vorstellungen in die menschlichen Seelen, wie Sie glauben, gewaltsam hineingetragen und später nach allen Richtungen hin ausgebaut haben, Toren oder sogar bewußte Verbrecher am Menschengeschlechte? Hatten sie gar keine Menschen- und Lebenskenntnis? Oder waren sie kranke, ganz gebrochene Wesen ohne jede Charakterstärke und Lebensenergie? Wer an diese Menschen ohne Vorurteile einseitigen Denkens herantritt, muß vielmehr finden, daß wir im Vergleiche zu diesen Charakteren mit ihrer Aufopferungsfähigkeit, mit ihrem Heldenmut, mit der Intensität ihrer Lebenskraft schwache, gebrechliche Kinder sind. Woher mag es nun kommen, daß gerade so stark veranlagte Naturen zu Vorstellungen gelangt sind, in denen mancher heutzutage die Quelle der Schwäche und des Todes sieht? Vielleicht sind gerade solche Vorstellungen die Folge mächtigen, übersprudelnden Lebens, so daß jeder, der eine starke Entfaltung der Lebensenergie verlangt, solche Vorstellungen billigen muß.

Der Naturforscher. Ich kenne die Menschen, von denen Sie sprechen, zu wenig, als daß ich mir über sie ein Urteil anmaßen sollte. Ich weiß nur, daß die Sage das Leben dieser Menschen mit phantastischer Übertreibung ausgeschmückt hat. Ich glaube, es lebte in ihnen noch viel Verworrenheit; sie wurden von einzelnen aufleuchtenden Funken der Vernunft, die in keinem Brennpunkte gesammelt waren, geblendet und irregeführt, sonst hätten sie solche vernunftwidrige Vorstellungen nicht ausdenken und verteidigen können.

Theophilus. Jedenfalls werden aber auch Sie zugeben, daß Charaktere wie der Apostel Paulus, der eine so ungeheure Energie entfaltete, oder die Männer, die die wilden Stämme der Angelsachsen und Pikten christianisierten, keine

Schwächlinge waren; vielmehr ist die von ihnen entfaltete Charakterkraft für unser schwaches Geschlecht beschämend und eine Quelle tiefster Belehrung. Diese Lebenskraft ist etwas ganz anderes als die einseitige, auf keine geistige Höhe gerichtete der alten Römer, wie sie Livius verherrlicht. Folgerichtigerweise müßten Sie gleich Machiavelli beim Typus des römischen Kriegers aus der ersten Zeit der Republik gelangen, wenn Sie nicht zugleich das von uns aufgehäufte Wissen beibehalten wollten. Selbst die Stoiker müßten in Ihren Augen schon als Menschen des Verfalls gelten, wiewohl sie eine große Charakterenergie an den Tag legten; denn der Zusatz einer Steigerung geistigen Lebens hob die Stoiker über ihre ungeschlachten Vorfahren weit hinaus. Es ist jedoch unmöglich, daß Sie beim Schlusse anlangen könnten, die Entfaltung geistiger Bedürfnisse sei schon ein Zeichen des Verfalls.

Der Naturforscher. Was ich behaupte, ist nur, daß das Auseinandergehen der innern Kräfte des Menschen, der Verlust des gesunden Kernes, um den das ganze Leben sich lagern sollte, der Beginn verfallender Kraft ist. Und da die von Ihnen erwähnten christlichen Helden wie auch zum Teil schon die Stoiker Merkmale abnehmender Gesundheit und einer Untergrabung der Instinkte aufweisen, so sind auch sie den Verfallsmenschen beizuzählen.

Theophilus. Wenn man das von Ihnen wenigstens angedeutete Maß dessen, was Gesundheit und was Verfall ist, an die erhabensten Gestalten anlegen wollte, denen sich die Verehrung der Menschen zugewendet hat und noch zuwendet, so wüßte ich nicht, wer für Sie als gesunder Menschentypus noch übrig bliebe. Es kommt eben davon, daß Sie vom Menschen etwas fordern, das vielleicht gar nicht in seiner Natur liegt. Ich wiederhole: Sie rechnen nicht mit der Krankheit, die ja auch zum Menschen gehört, da sie überall in der Natur aus dem Kampfe der Gegensätze hervorgeht. Eine Gesundheit, wie Sie sie wollen, ist, erlauben Sie mir den Ausdruck, ein Hirngespinnst. Für mich ist jede Energie, jede starke Willensäußerung, die sich in den Dienst geistigen Lebens stellt, ein Merkmal der Gesundheit. Nicht die Gesundheit ist das Maß, sondern das gesteigerte geistige Leben, denn nur am Geiste und mit dem Geiste können wir das Leben messen. Versuchen Sie die Frage, die sich jedem aufdrängt, zu beantworten: Was ist Leben? Und diese Beantwortung wird, wenn sie alles berücksichtigt und keine inneren Tatsachen eigenmächtig ausschaltet, der Antwort, die die Religion darauf gibt, gar nicht so fern stehen.

Der Naturforscher. Es ist mir unklar, was Sie damit sagen wollen. Einstweilen erlauben Sie mir, zu zweifeln; es ist für mich eine Unmöglichkeit, je zu solchen Vorstellungen wie Gott, Sünde, Unsterblichkeit zu gelangen. Es wird nie möglich sein, daß ich in einem Unsinn einen Sinn sehe.

Theophilus. Was aber, wenn alle diese Vorstellungen nur aus den konkretesten Lebensverhältnissen herausgewachsen sind? Nehmen wir nur an, daß die Schöpfer dieser Ihnen unsinnig vorkommenden Vorstellungen keine einfachen Toren wären, dann werden wir auch irgend einen Sinn dort suchen müssen,

wo wir einstweilen, losgelöst von einer tiefern Erkenntnis des Lebens, einen Unsinn sehen. Treten wir an die Persönlichkeiten, die die religiöse Erkenntnis gefördert haben, mit einer gewissen Achtung, um nicht zu sagen Pietät, heran; suchen wir uns in ihren Worten und Bestrebungen ohne Vorurteile zurechtzufinden, und wir werden vielleicht sie allmählich verstehen lernen; was sie alle stark bewegte, war eben die Frage: Was ist Leben oder, besser gesagt, wozu leben wir?

Der Naturforscher. Diese Fragestellung ist schon ein Zeichen des Verfalls und die Folge der Entzweiung im Menschen; es ist ein Zeichen, daß im Menschen die Triebe auseinanderzugehen und miteinander zu hadern begonnen haben. Wir dürfen solche Fragen gar nicht aufwerfen; wer anfängt, sich zu befragen, ob er gesund oder krank sei, ist schon nicht mehr ganz gesund. Die Natur kennt keine Fragen, sondern ein triebkräftiges Schaffen, und auch wir müssen hier die Natur als unsere Führerin anerkennen.

Theophilus. Ihr Denken berücksichtigt auch diesmal zu wenig die Wirklichkeit der menschlichen Natur, als ob der Mensch jemals in die Lage kommen könnte, keine Fragen mehr aufzuwerfen. Der vollständig gesunde Mensch, von dem Sie träumen, ist nicht nur naturwidrig, sondern eine Verkörperung von Geistesarmut, von Herzensdürftigkeit. Die Entzweiung liegt bereits in der Wurzel, aus der der Mensch hervorwächst, und seine Aufgabe besteht eben darin, die ihm innewohnende Spaltung durch Geistesenergie zu überwinden, sich zu einem ganzen Charakter durch Selbsterkenntnis zu gestalten, durch innere Arbeit, ernstes Nachdenken und Betätigung der Liebe. Nicht die Gesundheit kann sein Lebensziel sein, sondern die Erlangung der vollständigen inneren Freiheit, eine Erhebung über die Natur. Denn die Gesundheit, wie Sie sich dieselbe denken, kann den Menschen sogar zum Sklaven der Natur machen. Wenn der Mensch eins mit der Natur ist, wenn er kein richtiges Bewußtsein von einem höhern Ziele und einer tieferen Bestimmung hat, wenn sein Empfinden kahl wie das eines Tieres ist, wenn er keine Sehnsucht nach Erhebung hat und immer der gleichen, einförmigen Gesundheit nachstrebt, so ist dann sein Leben nicht mehr menschenwürdig, sondern nur ein gesetzmäßiges Spiel von Naturkräften. Aber ich komme auf die Frage zurück: Was ist Leben?, wenn Sie die andere Frage, wozu wir lebten, für überflüssig halten.

Der Naturforscher. Die Frage, was Leben sei, unterscheidet sich wesentlich von jener Frage, da sie noch irgendwie auf einem festen Boden steht, während jene nur die Folge einer krankhaften Sehnsucht und Phantasterei ist. Eigentlich darf man auch der Beantwortung der Frage, was Leben sei, keinen besonderen Wert beimessen; denn sie rührt nur von unserem Verstande her, der noch die Neigung hat, die Antwort auf ein Letztes zu verlangen, da er selbst eine Schranke hat und daher ein Letztes annehmen muß. Leben ist etwas, das wir alle unmittelbar kennen, eine Naturkraft, eine Vereinigung verschiedener Triebe, die aber nur für uns verschieden sind, in die Natur aber alle zugleich einmünden wie die Ströme in das Meer. Was wir über das sogenannte

Geheimnis des Lebens aussagen können, ist nur: Das Leben ist der Gegensatz des Todes, oder, um mit dem Physiologen Bichat zu sprechen, la vie est l'ensemble des fonctions qui résistent à la mort. Aber auch das, wie gesagt, ist nur ein Stammeln der an ihre letzte Grenze gelangenden Vernunft, denn am besten wäre es, wenn sie sich mit all diesen unnützen Fragen gar nicht befaßte. Nicht nur darf man sie daran nicht gewöhnen, sondern wir müssen sogar darauf sehen, daß sie sich ein solches Fragen bewußterweise abgewöhne.

Theophilus. Und Sie können sich wirklich dabei beruhigen? Haben Sie in keinem Augenblick Ihres Lebens verlangt, daß die unermeßlichen Räume, deren Schweigen Pascal erschreckte, Ihnen sagten, wozu dieses ganze Naturspiel ist? Aber nicht nur in den unermeßlichen Räumen liegt das Geheimnis, sondern in unserm eigenen Innern. Die tiefsten und feinsten Menschen waren davon beunruhigt, während die robusten und kahlen Naturen ruhig und zufrieden weiterlebten. Das, was Sie Gebrochenheit des Willens nennen, ist die tiefste Quelle geistigen Lebens; ohne sie wäre der Mensch auch niemals zu einem Wissen gelangt, ebensowenig wie die Tiere dazu gelangen können. Darin besteht ja gerade der Adel der menschlichen Natur, daß die weisern und feinern Menschen ein starkes Verlangen haben, die von ihnen wahrgenommenen Gegensätze in Einklang zu bringen. Und da sie Gegensätze sehen, so fragen sie auch, wie sie sich mit denselben abzufinden haben. Niemals läßt sich aus dem Innern des tief veranlagten Menschen das Fragen nach dem Sinne seines eigenen Daseins verbannen, denn die Wurzel davon liegt in der Natur selber. Und welche Kahlheit und Verflachung würde in die Welt kommen, wenn diese Fähigkeit des für den Verstand vielleicht unnützen, aber in Wirklichkeit doch schöpferischen Fragens nicht da wäre? Ohne es zu merken, begehen alle, die dieses Verlangen nach dem Unendlichen aus dem menschlichen Innern entfernen möchten, ein Attentat auf die Würde des Menschen; sie wollen ihn seines wahren und echten Reichtums berauben, zu einer Vernunftmaschine machen, zu einem wissenschaftlichen Tiere, das ruhig und kampfbereit hinleben und sterben soll, ohne daß es an sich je die Frage richtete, wofür es gelebt habe und weshalb es sterbe. Dieser enge Kreis, in den das menschliche Dasein eingeschlossen würde, wäre nicht mehr Leben in einem reichern und tiefern Sinne, sondern ein Tod, dessen sich der Mensch nicht mehr bewußt wäre, eine Vernichtung aller üppigen Vegetation im menschlichen Innern. Die wissenschaftliche Erkenntnis soll alles religiöse und tiefere Bedürfnis überflüssig machen. Welcher Wahn! Wenn dies auch möglich wäre, so müßten wir uns dagegen sträuben und Mittel finden gegen eine solche drohende Verheerung unseres Innern. Sie werfen der Religion vor, sie spreche dem Menschen beständig vom Tode; der Tod sei hier das einzige Ziel des Lebens. Aber ist das nicht noch schlimmer als ein fortwährendes Nachdenken über den Tod, wenn wir die tiefsten Regungen im Menschen dem Tode preisgeben? Diese Regungen sind vielleicht mit unseren geheimsten Trieben inniger verknüpft

als eine einseitige Anschauung dies annehmen möchte; denn aus ihnen ist alles entsprungen, was unserm Dasein noch einen Wert verleihen kann: die Feinheit des Denkens, der Adel des Empfindens, die Gabe echten künstlerischen Schaffens, die zarte und klangvolle Stimme des Gewissens, die Fähigkeit, uns in die andern hineinzuversetzen und mit ihnen zu fühlen und dadurch unser eigenes Leben zu steigern und zu bereichern. Der Funke, der im menschlichen Innern glüht und allmählich zu einer Flamme wird, angefacht durch Sehnsucht nach dem Ewigen und durch das Verlangen nach dem Höchsten, ist ja das einzige, was uns erst zum Menschen macht. Daß wir das unmittelbare Bewußtsein davon zu einem guten Teil bereits eingebüßt haben, daß man diese einleuchtende Wahrheit dem heutigen Geschlechte von neuem beibringen muß, das ist für mich ein Zeichen des Verfalls. Und gerade weil wir uns in einem solchen Verfall befinden, wissen wir nicht mehr genau, was der Verfall des Menschen ist. Will man den Menschen wieder erheben, so muß man ihm eine richtige Vorstellung von seiner Bestimmung beibringen. Ich weiß, es ist das Schwierigste, was wir anstreben können. Aber die großen religiösen Naturen scheuten sich vor dieser Schwierigkeit nicht; sie haben an sich die Frage gerichtet, weshalb und wozu die Menschen lebten, und gaben darauf eine unumstößliche Antwort. Diese Antwort sollte übrigens in unserm Innern mit deutlichen Lettern geschrieben stehen; haben wir die Frage nach unserer Bestimmung einmal gestellt, so können wir auch keine andere Antwort darauf finden. Es ist nur folgerichtig, wenn Sie die Wahrheit der Antwort dadurch in Abrede stellen, daß Sie die Frage selbst für überflüssig oder sogar für schädlich erklären, diese ewige Frage, die unser bestes Erbteil ist und zugleich das stärkste Band zwischen den fernsten Jahrhunderten und den Weisen aller Zeiten. Halten Sie nun unsere Fähigkeit, nach der Bestimmung unseres Daseins zu fragen, für ein Zeichen von Krankheit, so müssen Sie auch jede Art von Zweifel dazu rechnen. Der Zweifel ist aber der Vater aller Fragen und zugleich auch der Urheber alles Wissens.

Der Naturforscher. Es gibt einen gesunden und einen krankhaften Zweifel. Die Zweifelsucht, das sehnsüchtige Aufwerfen von Fragen, die uns die Vernunft niemals zu beantworten vermag, ist das Merkmal krankhaften Empfindens; der Zweifel jedoch, zu dem die Vernunft ihre Zuflucht nimmt, um sich später über ihn zu erheben und ihn nach Erreichung ihres Zieles zu entfernen, ist gesund.

Theophilus. Sie wissen also genau, was ein gesundes und was ein krankes Fragen ist. Aber eine Frage, die auch Ihnen jedenfalls nicht krankhaft vorkommen wird, ist die: Was ist Freiheit? Hier liegt die Wurzel aller tieferen Religion. Erst die Freiheit macht den Menschen zum Menschen. Er entdeckt in seinem Innern etwas, das er in der Außenwelt nicht vorfindet, und wovon die Außenwelt auch nichts weiß; ja, diese läßt ihn dann mit seiner Freiheit ganz allein, und er kann von keinen Naturgesetzen eine Aufklärung darüber oder einen Trost in seiner Vereinsamung erwarten. Geht der Mensch in der Außenwelt, in ihrem täuschenden Scheine ganz auf, so versiegt die reine

Quelle seines Schaffens; nicht nur sein Empfinden und Denken, sondern auch seine Triebkraft hat dann nur flüchtige Anregungen; er verspürt dann kein Verlangen, auf die Höhen und in die Tiefen zu steigen, keine Energie der Gestaltung, keine wahre Wärme und keine wahre Begeisterung. Die Naturgesetze sind kalt, erstarrt in den ihnen von Ewigkeit her vorgeschriebenen Schranken, die aber der Mensch, der vielseitig empfindende und denkende, als Schranken fühlt. Für die Natur in ihrem ewigen gesetzmäßigen Gange ist es einerlei, ob sie dem Menschen oder der Ameise, der Pflanze, dem Kristall begegnet. Das, was für sie ihr notwendiges Geleite ist, — alle diese Widersprüche und miteinander kämpfenden Gegensätze, — das ist für den Menschen mit seiner Fähigkeit, tief zu sehen und nachzudenken, nicht etwas Gleichgültiges, da es ja ihn selbst in seinem persönlichsten Dasein berührt. Jeden Augenblick kann er die zerstörenden Wirkungen der Naturgesetze an sich selbst erleben. Was hilft ihm die von ihm erkannte Gesetzmäßigkeit, wenn die Gesetze ihm unerbittlich, herrisch und hie und da sogar willkürlich erscheinen müssen? Wenn irgend ein Pilz am Lebensmark eines Helden, eines Denkers, eines Künstlers nagt und den Tod zur Folge hat, so mag das alles sehr gesetzmäßig sein, da ja auch der Pilz leben muß; aber für den nachdenkenden Menschen kann diese Schlußfolgerung keine Überzeugungskraft haben. Er weiß, daß es ein Sophisma ist, wenn er von der Naturnotwendigkeit redet, ohne ihr noch etwas anderes entgegenzustellen. Er findet in seinem eigenen Innern etwas vor, das er niemals in das Gebiet der Natur verweisen kann, etwas, das nur ihn allein angeht, und mit dem er auf seine eigene Weise fertig werden muß. Nicht nur die Vernunft, von der die Naturgesetze aufgespürt und ergründet werden, unterscheidet den Menschen von allen andern Wesen, sondern in einem noch höheren Maße die Fähigkeit, die Naturgesetze als eine Schranke zu empfinden, und das Verlangen seines Innern, sie zu durchbrechen. Er weiß zwar, daß er dies in Wirklichkeit niemals ganz imstande sein wird; aber neben diesem Bewußtsein lebt in ihm noch ein anderes, das eine Welt innerer Freiheit erschafft. In dieser Zweiheit liegt die geheimnisvoll wachsende Wurzel der menschlichen Natur; aus dieser Wurzel keimt das äußere und innere Leben des Menschen hervor, und wer sie nicht richtig erkannt hat, wird auch niemals den Menschen richtig beurteilen können. Daß der Mensch von seinem Ursprung an diesen Zwiespalt von Notwendigkeit und Freiheit mit sich führt, das ist nicht eine Krankheit, sondern seine eigentliche Gestalt. Sagen wir meinetwegen: Von Anfang an hat ihm die Natur einen Keim der Krankheit mitgegeben; aber wir dürfen uns über diese tiefliegende Tatsache durch keine abstrakte Vorstellung hinwegsetzen und behaupten, der Mensch sei von Natur aus ein gesundes, einheitliches Geschöpf, das erst später durch die Wirkung der Religion gespalten und krankhaft gemacht worden ist. Gerade eine solche Behauptung halte ich für die gefährlichste abstrakte Idee, weil sie uns die Wirklichkeit verhüllt und zur Ungerechtigkeit in allen unseren Urteilen über den Menschen verführt. Die Religion, sagten Sie, spricht zum Menschen fort-

während von der Sünde und vom Tode. Sie spricht aber zu ihm noch von etwas anderem, nämlich von der Überwindung der Sünde und von der Befreiung vom Tode. Ich habe hier nicht mit den Einseitigkeiten und Auswüchsen dieser Vorstellungen zu tun, die, wenn man sie nicht tiefer kennt und mit den natürlichen Schwächen des Menschen nicht rechnet, in der Tat abstoßend wirken können; ich habe hier diese Vorstellungen nur in ihrer vollen Reinheit vor mir und suche ihr Entstehen aus dem wirklichen Leben richtig zu begreifen. Wenn sie nun der tiefste und höchste Ausdruck für die ganze Lebenswirklichkeit wären, so könnten sie doch nicht unvernünftig sein. Jedermann muß zugeben, daß die Menschen keine vollkommenen Wesen sind, daß sie einstweilen und noch auf lange hinaus die reine Wahrheit zu erfassen und zu erleben nicht die nötige Kraft haben. Auswüchse der ursprünglichen Wahrheit, Mißverständnisse, logische Deuteleien, Buchstabenklauberei, schulmäßige Einschränkungen und das hohle Wesen schattenhafter Formeln sind ein Erbteil des Menschengeschlechtes und werden immer der Ausbreitung der reinen Wahrheit im Wege stehen. Versuchen Sie irgend eine reine Erkenntnis nicht in Büchern niederzulegen, sondern ins Leben hineinzutragen, und Sie werden sehen, wie schwer es ist, jede Art von Wahrheit, geschweige denn die tiefe und volle Erkenntnis, in die Seelen der Menschen zu pflanzen. Jeder Mensch hat einen besonderen Charakter, und was auf dem einen Boden gedeiht, schlägt in dem andern entweder gar keine Wurzel, oder es wächst mit Unkraut vermischt. Selbst die von Ihnen vertretene Erkenntnis würde zweifelsohne, wenn sie im wirklichen Leben Wurzel schlüge, nach einigen Generationen zu etwas ganz anderem, als was Sie sich jetzt darunter vorstellen. Wahrheiten, die nicht die volle Lebenswirklichkeit erschöpfen, sind aber natürlicherweise auch gar nicht fähig, im Leben tiefe Wurzel zu fassen. Eine philosophische Lebensanschauung, sei es ein metaphysisches System oder eine Erklärung des Lebens von den Naturgesetzen aus, kann nicht auf die Dauer mehr als nur eine ganz kleine Schar leiten und begeistern; es ist zu wenig wahre Menschenkenntnis und zu wenig echten Freiheitsgefühls darin. Die Religion ist hingegen kein Gedankensystem, kein treibhausartiges Gewächs, keine künstliche Auslegung des Daseins, sondern ein tiefes Erleben und eine eindringliche Deutung. Was Christus erlebt hat, ist das Wesentliche der Dinge, von keinem verlockenden Schein getrübt, von keinem abstrakten Gedanken verschleiert. Er hat die Lebenswahrheit in kurzen, einfachen Worten ausgesprochen, die aber alles Wesentliche enthalten, was man darüber nur sagen kann. Er hat die innere Wahrheit, d. h. das Wichtigste für den Menschen, von allen Seiten erlebt, erfaßt und bündig ausgedrückt. Ohne das tiefste, allseitige Erleben wäre dieser Ausdruck gar nicht möglich gewesen.

Der Naturforscher. Ist aber seine Deutung klar? Es ist ja alles in seinen Sprüchen so mystisch, so subjektiv und oft auch so absonderlich. Und dann begreife ich nicht, ich wiederhole es, wie man die ganze Lebenswahrheit in wenigen Sprüchen erfassen oder sogar erschöpfen kann.

Theophilus. Wir würden es begreifen, wenn wir unser Empfinden und Denken stärker auf den Menschen richteten. Behalten wir die tiefere Wurzel des menschlichen Daseins fest im Auge: die ihm von Anfang seines Bewußtseins eigene Zweiheit! Er ist das einzige Geschöpf in der Natur, das sich seiner Unvollkommenheit bewußt ist und nach Vollendung strebt. Wo liegt das Ziel seines Strebens? Er weiß es nicht; aber er weiß, daß er hingerufen wird, daß er weiter schreiten muß, und daß darin seine Bestimmung liegt. Nicht das Naturgesetz allein beherrscht ihn, sondern mit noch größerer Macht das Bewußtsein von seiner Bestimmung.

Der Naturforscher. Was ist aber Bestimmung? An wen und woran sollen wir dabei denken? Das Wort ist für mich so unklar wie nur möglich.

Theophilus. Die Bestimmung des Menschen ist eben sein Gefühl der Freiheit, es ist auch der Sinn seines Daseins, die innerste und feinste Stimme seines Bewußtseins. Das Gefühl der Freiheit ist tief in das Innere des Menschen eingeprägt und kann durch nichts in der Welt ausgelöscht werden, denn es beruht auf der uns angeborenen Zweiheit, auf dem notwendigen Kampfe unseres Bewußtseins gegen die Natur. Durch diesen Kampf wird erst das Reich der Freiheit begründet, das wichtigste und reichste Lebensgebiet des Menschen. Hier liegt alles, was er am höchsten schätzt, die ganze Fülle innersten Erlebens und feinsten Denkens, die Quelle aller seiner Einsichten und die Gewißheit, die er von sich und von der Welt hat. Er bringt Ursache und Wirkung in einen festgefügten Zusammenhang. Er überschaut die Welt des Stoffes und der Notwendigkeit und weiß, daß er ihr Wesen niemals durchdringen kann. Er kehrt zu sich selbst zurück und sucht seine innere Welt zu erkennen mit der Gewißheit, daß diese Erkenntnis die für ihn wichtigste und klarste ist. Die Natur, die Sie so hoch preisen, erzeugt auf Schritt und Tritt Zersetzung, Zerstörung, Auflösung, Krankheit, Tod; ihre Kreise von Notwendigkeiten greifen ineinander, verschlingen und verwirren sich. Die Natur weiß nichts von Krankheit, aber wir wissen davon. Und die Krankheit ist doch auch unmerklich selbst für Sie das Haupträtsel, mit dem Ihr Denken sich befaßt. Sie trachten darnach, die Krankheit aus dem Leben des Menschen zu entfernen, ein schweres Gegengewicht zu ihr zu erschaffen, die Kreise der Natur nach den Geboten des Verstandes zu ordnen, d. h. doch willkürlich zu öffnen und zu schließen. Auch darin spricht sich ein Verlangen nach Freiheit aus, wiewohl Sie stets nur von Naturgesetz und Notwendigkeit reden. Aber Sie wollen nicht in der Erkenntnis der Freiheit bis ans Ende gehen, denn Ihre Vernunft spiegelt Ihnen falsche Möglichkeiten vor; wie seltsam ist es, daß den meisten Menschen ein einziger kleiner Teil der Freiheit zugänglicher und verständlicher ist als die volle Freiheit! Daher verstehen auch wenige die Erlebnisse der großen religiösen Naturen; daher auch die Mißverständnisse, die bei sehr vielen gerade in Hinsicht auf die Religion herrschen, und daher auch die Mißbräuche, denen die Religion als die höchste und tiefste Erklärung des Lebens ganz besonders ausgesetzt sein muß.

Der Naturforscher. Sie geben also zu, daß die Religion mehr als alles andere in der Welt einen günstigen Boden für Mißbräuche abgibt. Schon deswegen allein sollte man sie mit allen Mitteln bekämpfen. Mag sie noch so Hohes vertreten, die konkreten Schäden und Mißbräuche sind da, und auf die kommt es an, nicht auf das, was einige eigentümlich veranlagte Menschen, ohne die wirkliche Natur des Menschen zu kennen, in ihren Träumen gesehen und der Welt als Wahrheit verkündet haben.

Theophilus. Aber gerade diese Menschen waren es, die auf die Völker die tiefste und weiteste Wirkung ausgeübt und sich dem Leben so einverleibt haben, daß wir oft, ohne uns dessen bewußt zu sein, in unseren Gedanken und Taten von ihnen ausgehen und auf sie fortwährend zurückkommen. Selbst wenn einer gegen sie kämpft aus Mißverständnis oder aus Veranlagung, sind auch dann ihre ewigen Lehren überall wirksam. Wenn Christus nicht da gewesen wäre, unser ganzes Denken, unser Empfinden, unser Dasein hätte nicht die heutige Gestalt; auch unsere Kunst, unsere Dichtung, vielleicht auch unser Wissen wären zu einem guten Teil nicht da. Erst wenn die großen, geheimnisvollen, stillen und doch so überaus tätigen Geister einen positiven Gehalt in das Leben der Menschen hineinwerfen, dann wird das Leben mannigfaltiger, lebendiger, ausgeweitet und vertieft; dann wird auch der Kampf der Notwendigkeit mit der Freiheit schärfer, ja, dann kommt er vielleicht erst auf. Die Mißbräuche gehören eben den Niederungen des Lebens, dem Reiche der Natur im Kampfe gegen das Reich der Freiheit an. Und wenn manche Menschen für die Freiheit kämpfen und zugleich gegen Religion auftreten, so merken sie nicht, von welchem Widerspruche sie dabei geleitet und beherrscht werden. Mißbräuche und Aberglaube sind gerade ein Erbteil desselben Naturwaltens, zu dem Sie die Menschen zurückführen möchten. Und wie irrig ist die in manchen Kreisen herrschende Ansicht nicht nur von der Antike, deren innerster Geist von den meisten mißverstanden wird, sondern auch von dem ursprünglichen Germanentum! Abgesehen davon, daß man sich das geschichtliche Leben dabei phantastisch ausmalt, sieht doch gar mancher nicht ein, daß gerade das Beste, was er selbst vertritt, von dem herrührt, was er so hartnäckig bekämpft und für ganz überflüssig erklärt. Mißbräuche und Mißverständnisse hat es immer gegeben und wird es geben. Hat denn die Antike nicht schreiende Mißstände und Mißbräuche gezeitigt? Von der blauen Ferne nehmen sich alle Dinge in einem milderen und günstigeren Lichte aus als in der Nähe. Beweisen Sie mir zuerst, daß die Menschheit, wenn sie zu Ihrer Lebensauffassung sich bekennte, keine Mißstände und Mißbräuche haben wird! Und da dies zu beweisen nicht möglich ist, so werden Sie mir erlauben, die Kritik der Mißbräuche denen zu überlassen, die den positiven Gehalt tieferen Empfindens nicht kennen und nicht würdigen. Denn Religion ist nicht etwa ein System, eine bestimmte, schulmäßig entwickelte Lehre, sondern das Empfinden und Erkennen dessen, wofür der Mensch leben und wirken soll. Nichts sonst in der Welt kann dem Menschen sagen, wofür er lebe. Denn die Tatsache, daß er in der Natur

Gesetzmäßigkeiten entdeckt, kann für ihn nicht das geringste bedeuten in Hinsicht auf die ihn bewegende Frage, wozu er lebe. Er kann sich auf die Dauer mit dem Erforschen der einzelnen Teile der Natur nicht begnügen; denn ihm wohnt ein unauslöschliches Verlangen inne, seine Beziehung zum ganzen, unteilbaren Weltall und zu den Mitmenschen zu erkennen. Diese Beziehung aber vermag die stets veränderliche Wissenschaft nicht zu zeigen, weil die Wissenschaft die Naturnotwendigkeit von immer neuen Seiten beobachtet und ergründet, ohne das Reich der Freiheit überhaupt irgendwie zu berühren. Nichts verwirrt aber alle Vorstellungen vom konkreten Leben so sehr wie die Vermengung von Naturnotwendigkeit und Freiheit. Maßt sich jemand an, alle Lebensrätsel auf Grund gewisser Ergebnisse des Wissens zu lösen, so trägt er, ohne es zu merken, Religion in die Wissenschaft hinein. Kann die Wissenschaft uns sagen, ob unser Leben Sinn und Bedeutung hat? Wenn sie dies könnte, so wäre sie eben keine Wissenschaft mehr; denn diese hat zur Aufgabe, den Zusammenhang der Tatsachen zu erforschen, Ursache und Wirkung zu verknüpfen; sie hat gar nicht die Fähigkeit, das innere Leben zu erkennen. Ohne eine solche befriedigende Erkenntnis kann der tiefer veranlagte Mensch gar nicht leben; gibt man sie ihm nicht, so engt man seinen Lebenskreis ein und sperrt ihm alle Aussicht ab. Die Antwort aber auf die Frage, wozu wir lebten, ist der ganze wesentliche Inhalt der Religion. Und da diese Frage immer die tiefsten Menschen beschäftigen wird, so wird auch Religion immer da sein.

Der Naturforscher. Wenn ich nicht die ganze Fragestellung im voraus für falsch hielte, so möchte ich sagen, ich sei sehr gespannt auf die geheimnisvolle Antwort.

Theophilus. Die Antwort ist so einfach wie nur möglich und liegt in Christi Worten: Dein Wille geschehe und nicht der meine! Hier liegt die Lösung des ganzen Lebensrätsels, und es kann auch gar keine andere geben. Aber da wir für das Einfache keinen Sinn mehr haben, so müssen wir auf Umwegen zu der Erkenntnis dieses so einfachen Spruches Christi gelangen.

Der Naturforscher. Es ist doch wohl Gott, an den Christus sich mit diesen Worten wendet. Da sind wir also jetzt glücklich bei Gott angelangt. Schon dieser unvernünftigen Vorstellung wegen, die in der Religion eine so wichtige Rolle spielt, könnte ich dieser gar keinen Sinn abgewinnen. Ich mag diesen ganzen alten Plunder nicht.

Theophilus. Mögen Sie vielleicht auch die Sprache nicht, die Sie von Ihren Vorfahren überkommen haben? Mit welcher richtiger Einsicht wollte Goethe die Vorstellung ‚Gott' nicht preisgeben! Der Mensch muß doch für etwas leben, das höher und größer ist als er. Erkennt man nichts Höheres über dem Menschen an, so hat das ganze Dasein nicht den geringsten Sinn. Wie verleiht man unserem Leben, das, von der Natur aus betrachtet, ganz sinnlos ist, eine tiefere Bedeutung? Diese Frage bewegte alle großen Geister in allen Jahrhunderten, und sie liegt auch verborgen oder offen in allen Gedanken, die je gedacht worden sind. Wer von der Wirklichkeit, vom lebendigen Menschen

ausgeht und keine Phantasien in das Leben hineinträgt, wer die Widersprüche der Wirklichkeit scharfen Auges schaut, muß dann, um überhaupt leben zu können, zu etwas Höherem gelangen als der Mensch. Dieses Höhere kann nicht etwa der Staat, die Nation, die Menschheit sein, sondern nur Gott. Es kommt dabei auf die Stärke und Tiefe des Sehens und auf die Höhe des Aufstieges an. Gott ist also der Mittelpunkt des Daseins, in dem sich alle Widersprüche lösen; da diese den Menschen zerstückeln und seine Kraft schwächen, so ist Gott als die Lösung aller Widersprüche auch eine Quelle belebender Kraft und stärkender Zuversicht. Gott ist also nicht ein Ergebnis verstandesmäßigen und logischen Denkens, sondern das tiefste und höchste innere Erleben. Das große Mißverständnis hiebei rührt daher, daß die meisten Menschen nicht aus inneren Erlebnissen denken, sondern nur aus Beobachtungen der Außenwelt; der Kosmos steht ihnen näher als ihr eigenes Innere, und so wurde Gott zu einer kosmischen Vorstellung, die die Vernunft logisch zuzurichten und mit der Natur in einen Zusammenhang zu bringen suchte; Gott wurde mit Naturkraft und kosmischen Eigenschaften ausgestattet. Solange die Menschen über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung noch nicht genau nachdachten, mischte sich kosmisches Denken in die inneren Erfahrungen, so daß in Gott Heterogenes zusammenkam, das nur dank der Festigkeit im Charakter der früheren Generationen zusammengehalten wurde. Richtig wird aber Gott nur dann erkannt, wenn das Reich der Freiheit scharf vom Reich der Notwendigkeit unterschieden wird. Über Gott sollte man so wenig allgemeine Gedanken wie nur möglich äußern; denn er ist immer nur eine tiefinnerliche Erfahrung großer Seelen gewesen, die ihn auch deshalb eine Offenbarung nannten. Auch gewöhnlichere Naturen kannten freilich die gleiche Erfahrung nur in schwächerer Gestalt. Niemals hätten die großen religiösen Meister der Menschheit so eindringlich und stark wirken können, wenn sie nicht etwas berührt hätten, das in den meisten Menschen einen Widerhall gefunden hätte, und dann ist Gott der stärkste und wirksamste Erzieher gewesen. Das ist eben der Fehler, daß gar mancher heutzutage annimmt, die Menschen brauchten keinen willenskräftigen Erzieher mehr, und daß man nur kleine und schwache Erziehungsmittel anzuwenden sucht, nur nicht die wirksamsten und am tiefsten eingreifenden.

— ‚Wie stellen Sie sich aber Ihren Gott vor? Doch wohl nicht als den wütigen Gott der jüdischen Annalen, der aus heiterem Himmel mit einzig dastehenden Schimpfworten herunterfährt, um sein hartnäckiges Volk mit eigenem Beispiel zu erziehen?‘ warf da ein Anhänger buddhistischer und Schopenhauerscher Lebensansicht ein. Muß denn überhaupt die Gottesidee die Menschen beherrschen? Kann man sich denn nicht eine Menschheit vorstellen, die, ohne die Schranken des trockenen Wissens für das Höchste zu halten, doch ein rein menschliches, tiefes Mitfühlen an Stelle der Gottesidee setzen würde? Auch Sie werden mir zweifelsohne beipflichten, daß der Buddhismus, in welchem weder von Gott noch von Göttern die Rede ist, doch eine erhabene Religion genannt werden muß. Wir haben also darin ein belehrendes und erhabenes

Beispiel, daß Religion und Gott zwei ganz verschiedene Dinge sind, daß sie beide ohne einander gut bestehen können, und daß die Gottesvorstellung keineswegs der Mittelpunkt der Religion ist. Ist denn die Lehre Mohammeds mit ihrer festen Gottesvorstellung höher als die Buddhas, in der dieser Vorstellung kein Raum gewährt ist? Ich kann mir sogar Menschen denken, die einen festen Gottesglauben haben und doch so wenig wie nur möglich von einem wahrhaft religiösen Empfinden durchdrungen sind, und ich kann mir auch Menschen denken, deren Worte und Taten von tiefster Religiosität zeugen, und in denen doch die Gottesidee keine bestimmten und festen Umrisse angenommen hat. Ich möchte kühn behaupten, daß selbst der Gott, von dem Christus spricht, kein festumrissener, mit starken Eigenschaften ausgestatteter Gott ist, sondern nur eine eigenartige Empfindung. Die Gottesvorstellung setzt dazu noch einen merkwürdigen Optimismus voraus, die Annahme, daß diese Welt mit all ihren Leiden, mit ihren vielen sinnlosen Widersprüchen, mit dem Martyrium, das jeder tief und fein fühlende Mensch auf sich zu nehmen genötigt wird, mit ihrem fortwährenden zerfleischenden Kampfe aller Wesen untereinander eine gute Schöpfung sei, in deren Lob wir mit dem Psalmisten zu Ehren Jehovahs einstimmen sollen. Statt die Welt zu erkennen, wie sie ist, und in dem Menschen ein tiefes Mitleiden groß zu ziehen, eine Neigung, das Leben als eine Kette von Martern und Leiden zu verneinen und dadurch die Menschen inniger und brüderlicher miteinander zu verknüpfen, wie denn das Elend die Menschen immer fester miteinander verbindet als das Glück, ist es meiner Überzeugung nach kein Zeichen tiefen Mitgefühls, wenn den Menschen die Vorstellung eines Gottes und der damit eng verknüpfte Optimismus beigebracht werden. Denn Gott ist die Wurzel alles Optimismus, und der Mensch ist geneigt, sich in seinem Innern an diese Vorstellung zu klammern, den Gottesglauben vorzuschieben, um dann mit desto größerer Sicherheit den gewissenlosen Kampf ums Dasein von neuem aufzunehmen, um seinen Mitmenschen das Leben sauer zu machen. Wenn die Menschen im Namen der Liebe nur einen geringen Teil dessen gewirkt hätten, was sie im Namen Gottes taten, so wäre die Welt jetzt jedenfalls eine vollkommenere. Eine atheistische Menschheit ist noch keineswegs eine irreligiöse, und es war vielleicht das größte Verhängnis der christlichen Religion, daß sie vor den Wagen des alten Jehovah gespannt wurde. Wir wären sonst klarer in allen unseren Vorstellungen, mitfühlender in unserem Handeln und vernünftiger in unseren Bedürfnissen und Forderungen. Man bedenke nur, welch ungeheurer Scharfsinn, welcher Reichtum an Denkkraft, welche mühevolle Arbeit in den neunzehn Jahrhunderten nach dem Erscheinen Christi darauf verwendet wurde, Christus mit Jehovah, das Neue Testament mit dem Alten zu verknüpfen! Man denke an die ununterbrochenen Kämpfe der ketzerischen Sekten untereinander und der orthodoxen Glaubenslehre gegen sie alle, Kämpfe, die Verfolgungen verursachten und Ströme Blutes erforderten, und die nicht nur im Namen Gottes, sondern auch Gottes halber ausgefochten wurden, wegen des alten Jehovah, des Schöpfers der Welt aus

dem Nichts, des Schöpfers des alten Bundes mit seinen elementaren, sinnlichen Forderungen und Geboten! Was hat der alte Adam mit Christus, der Alte Bund mit dem Neuen gemein? Woher kam nur den Christen in den Sinn, Unversöhnliches vereinigen zu wollen, woher nur ihre Neigung zum Alten Testament in seiner Zusammensetzung von moralischen Aufwallungen mit blutigen Taten und nationalen Kriegen? Ich glaube, gerade Gott war es, der uns Europäer verhindert hat, wahre Christen zu werden, und wenn wir Christen im Sinne Christi werden wollen, so müssen wir uns zu allererst von der veralteten, uns gewaltsam aufgedrängten Gottesvorstellung lossagen. Wir sind jetzt so weit entfernt von dem ursprünglichen Sinn der Lehre Christi, daß wir dazu nur auf weiten Umwegen wieder gelangen können. Vielleicht kann gerade eine Wiedererweckung der buddhistischen Lebensauffassung den Weg bahnen zur Überwindung des vielen Überflüssigen und Schädlichen im sogenannten Christentum, zur Beseitigung der rohen Gottesvorstellung und zu einem richtigeren Verständnis dessen, was Christus gewollt und verkündet hat.

Theophilus. Der berechtigte Wunsch macht Sie ungerecht gegen die Wirklichkeit des Lebens. Die Menschenliebe, die Sie begeistert, verführt Sie unwillkürlich zu einer einseitigen Betrachtung der Dinge; denn selbst die Liebe, das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, muß nicht selten zur Einseitigkeit werden, wenn nicht zu ihr ein geschärfter Blick für die Verschiedenheit menschlicher Charaktere hinzu kommt. Wenn es nur möglich wäre, die Menschen gerade durch Abschaffung der Gottesvorstellung zu vervollkommnen, so müßte man freilich diese preisgeben und sich ohne sie hienieden einzurichten suchen. Aber läßt sich denn der Mensch durch die Überzeugung, daß diese Welt eine schlechte sei, und daß er daher alle Menschen als seine Mitbrüder im Elend betrachten müsse, weit bringen? Die Verneinung des Daseins wird den allermeisten Menschen niemals recht einleuchten; denn ihre Lebensinstinkte sind zu sehr diesseitig, als daß sie ihnen auf einmal untreu werden könnten. Übrigens ist jede Lehre von der Verneinung des Daseins auf die Dauer gar nicht haltbar, weil sie zu sehr aus dem Denken und zu wenig aus dem Leben und aus der Menschenkenntnis entspringt. Ein Beweis dafür ist gerade die Lehre Buddhas, die noch größeren Mißverständnissen und jedenfalls auch Mißbräuchen ausgesetzt war als die Christi. Und worin liegt gerade die größte Schwäche der Lehre Buddhas, wenn nicht darin, daß in ihr die Gottesvorstellung keinen Platz findet? Da Gott, psychisch betrachtet, der Mittelpunkt eines gereinigten, höheren, heroischen Lebens ist, so kann es keine lebensfähige Religion geben, die sich auf der Verneinung dieser Vorstellung aufbauen würde. Gott ist eben die stärkste Bejahung des Lebens auf seinen höchsten Stufen: bejaht man die Höhen, so wendet man den Willen nicht mehr den Niederungen zu. Gott ist also keine abstrakte Idee, entstanden und gezüchtet im Gehirn, keine Einseitigkeit, kein frommer utopischer Wunsch und schöner Traum, sondern der höchste Gipfel der Wirklichkeit, das lösende Wort des ganzen Lebensrätsels, die Folge und zugleich der Grund eines gesteigerten Wirklichkeitsgefühls, keine Krücke, kein

Notbehelf der Schwäche, wie es mancher unpsychologisch Denkende glaubt, sondern die gesteigerte Kraft der Persönlichkeit: je stärker und eigentümlicher der Mensch ist, und je weniger er seine Kraft in einem unnützen und weitschweifenden, abstrakten Denken über das Leben verbraucht, desto zugänglicher ist ihm das Gotteserlebnis. Wenn der Mensch seine ganze, ungebrochene Kraft von seinem kleinen Ich auf ein höheres Gebilde überträgt, so lebt er im Grunde für Gott; wenn er über seine kleinen Bedürfnisse und Interessen, selbst über Familie, Staat, Nation in seinem Innern unwillkürlich hinauswächst, ohne dabei in Utopien zu verfallen, so kann er nicht anders als zu einem höheren lebendigen Gebilde seine Zuflucht nehmen. Der tiefe Menschenkenner, der mit den Schwächen des menschlichen Charakters genau rechnet und über jede Eitelkeit so weit hinaus ist, daß er selbst mit den vielen Nichtigkeiten und Gewöhnlichkeiten der meisten Menschen nichts mehr gemein haben kann und hierbei doch nicht in Menschenhaß oder Untätigkeit verfällt, muß notwendig ein Höheres über sich anerkennen, dem er nicht einen abstrakten, sondern einen lebendigen Namen gibt. Wenn der Mensch für Wahrheit eintritt und dabei von seinen Mitmenschen verlassen oder sogar verfolgt wird, so daß er ganz auf sich selbst angewiesen bleibt, und er dessenungeachtet die ungeschwächte Zuversicht beibehält, so geschieht es, im rechten Lichte besehen, nicht, weil er an eine abstrakte Wahrheit glaubt, sondern weil in ihm eine lebendige, über sein kleines Ich hinausgehende Kraft tätig ist. Nur schwache und oberflächliche Naturen sind geneigt, den guten Willen und die herrlichen Eigenschaften ihrer Mitmenschen zu überschätzen und ihr Leben ein Leben für ihre Mitmenschen zu nennen. Je selbständiger und eigenartiger ein Charakter ist und je tiefer seine Lebenskenntnis dringt, desto weniger vermag er der großen Menschenmenge Kräfte und Fähigkeiten zuzuschreiben, die sie in Wirklichkeit nicht hat. Er weiß, daß er in Hinsicht auf das Wichtigste nur mit sich selbst zu tun hat, daß die öffentliche Meinung, der Zeit- und Parteigeist, selbst das Interesse der Freunde und die Verehrung der Anhänger sehr vergänglich sind. Wie schwer fällt es gerade dem, der im Leben viel erfahren und von den Oberflächlichkeiten und Launen der Mitmenschen gelitten hat, keine Verachtung für die Menschen zu empfinden! Und doch ist jede Art von Misanthropie nicht nur häßlich, sondern auch mit einer Abnahme der schöpferischen Kraft verbunden. Wie soll nun der, der in die Seelen seiner Mitmenschen tief geblickt hat, dazu gelangen, den Menschen zu verzeihen und sie sogar zu lieben? Wenn der Tieferfühlende trotz aller Wunden, die ihm das Leben geschlagen hat, doch in keine Menschenverachtung verfällt, so geschieht es, weil in ihm eine lebendige Kraft rege wird, die sich nicht mit dem Verstande erfassen oder in eine Formel bringen läßt, sondern sich in seinem Charakter, in seinem ganzen Verhalten, in der Stärke und Feinheit seines Empfindens kundgibt. Jede Überwindung der selbstischen Neigungen ist schon eine schöpferische Tat des Menschen im Kampfe gegen die Natur, jede Ausweitung eines kleinen, natürlichen Kreises, jedes Streben aus den Niederungen in die Höhe ist schon

eine Annäherung an Gott. Gott als der Beweggrund aller Vervollkommnung und aller Erhebung über die Gewöhnlichkeit, ist mit dem Verstande gar nicht zu beweisen, ebensowenig wie die Ursache erklärbar ist; die Ursache war vor der Wirkung da, das Leben vor dem Denken. Mit dem Verstande läßt sich freilich auf alle mögliche Weise ein Ersatz finden; aber diesem Ersatz wird keine lebendige Kraft innewohnen; es wird nur ein Gedanke sein, der dem Leben aufgedrängt wird, und der nicht aus dem Leben hervorgewachsen ist. Der Atheismus sagt zu der lebendigsten aller Vorstellungen: ‚Nein,‘ ohne dabei ihren innersten Gehalt erkannt zu haben. Wie kann man nun etwas verneinen, das man nicht kennt? Was da verneint wird, ist nicht das, was die größten und tiefsten Erzieher der Menschheit unter Gott verstanden, sondern nur ein barockes Gebilde, das sich schwache Menschenkinder daraus machten. Es ist, wie wenn jemand, der an der barocken Kunst keinen Gefallen findet, die Kunst überhaupt verneinen wollte. Er soll sich doch an die großen Schöpfer religiöser Vorstellungen wenden und ihren tiefen Gehalt in der Nähe auf sich wirken lassen. Es gibt nichts Leichteres als das Verneinen; es ist kein schöpferischer Zustand, in dem das Verneinen aufkommt, sondern ein Zustand der Kahlheit und Ehrfurchtslosigkeit. Je weniger jemand wahre Lebenskenntnis hat, desto einfacher und oberflächlicher muß ihm das Leben erscheinen, und desto geringer ist auch seine Fähigkeit, zwischen echtem Gold und täuschendem Flitter zu unterscheiden. Er möchte das Leben in eine einzige Oberfläche verwandelt sehen, da alle peinigenden Widersprüche dadurch ein für allemal aufgehoben würden und wir glücklich und zufrieden dahin leben könnten. Man kann immer von der Art, wie einer das Leben auffaßt, und von dem, was er vom Leben fordert, auf sein Inneres schließen. Wer glaubt, wir seien von Haus aus mit allen ausgezeichneten Eigenschaften begabt und von Natur fähig, uns selbst zu erziehen nur durch die Vorstellung der Menschengüte, macht eben aus dem Menschen einen Gott und zeigt dadurch, daß er keine Menschenkenntnis hat und die Notwendigkeit einer starken und höheren erzieherischen Wirkung verkennt. Wenn wir der Vollkommenheit fähig wären, so wäre freilich ein höheres Gebilde wie Gott überflüssig, und wirklich sind auch gar viele heutzutage im Innersten ihrer Seele sehr geneigt, anzunehmen, der Mensch sei schon in einem genügenden Maße vollkommen; wenn er dies nun nicht überall zeige, so seien die leidigen Lebensverhältnisse daran schuld; als wenn die Verhältnisse des äußeren Lebens nicht der Spiegel des menschlichen Willens wären, als wenn die Gesellschaft etwas anderes wäre als die Zusammensetzung einzelner Menschen. Und wie genügsam ist gar mancher in seinen Forderungen und in seiner Vorstellung von der Vervollkommnung! Er führt zwar oft das Wort im Munde, die Sache selbst aber scheint ihm ziemlich fern zu liegen; denn ginge er der Sache auf den Grund, so würde er sehen müssen, wie hoch die Forderungen wahrer Vollkommenheit sind und wie schwer zu erfüllen. Dann würde er aber auch die Notwendigkeit und die tief eingreifende Wirkung dessen erkennen, was er zu verneinen gewohnt ist, die Höhe, die dem erhaben emp-

findenden Menschen stets vorschwebt, und die in vollem Maße zu erreichen uns gar nicht gegeben ist; denn wenn wir auch so weit wie nur möglich auf dem mühsamen Weg geschritten sind, sehen wir erst recht ein, wie weit wir noch vom Endziel entfernt sind. Freilich gibt es nichts Leichteres als die Gegensätze des Lebens zu verwischen oder sie sogar in Abrede zu stellen, den Unterschied zwischen den Niederungen und den Höhen auf ein Nichts zurückzuführen, die inneren Eigenschaften des Menschen so hoch wie nur möglich anzuschlagen; aber das sind eben verführerische Täuschungen, die mit der wahren Erkenntnis der Wirklichkeit in einem Widerspruch stehen und bloß geschriebene und gedruckte Theorien bleiben. Auf dem Papier läßt sich Gott und das Höchste mit einem einzigen Federstrich abschaffen, dessen Notwendigkeit in Abrede stellen, die Vorstellung selbst nach allen Seiten hin zerlegen und definieren; in Wahrheit aber sollte es dabei nicht auf ein intellektuelles Zergliedern, nicht auf ein Vernünfteln, sondern auf den konkreten Lebensgehalt ankommen. Denn stellt man an den Menschen und an seine Würde hohe Forderungen, verlangt man von ihm den höchsten Grad der Vervollkommnung, ein heroisches Bestreben, ein Überwinden der selbstischen Triebe, eine eindringliche und wahre Menschenliebe ohne Beimischung von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, so steht man dabei im Zeichen eines höheren Lebens, das auch eine konkrete Bezeichnung erfordert. Dies meinte eben Christus, als er von den Menschen verlangte, sie sollen so vollkommen sein wie ‚der Vater im Himmel'; er schmeichelte nicht den Menschen durch Utopien und Täuschungen über die Wirklichkeit, schnitzte keine Götzenbilder aus vergänglichem Stoffe, sagte nicht, wir könnten uns nur mit unserer Erde behelfen, sondern er wußte, daß der Mensch gar keiner Vervollkommnung fähig wäre, wenn an ihn nicht die höchsten Forderungen gestellt würden.

(Schluß folgt.)

Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

VI.

Wie der Pechschaber draußen im Mondschein stand, sah er nach der Waldecke hin und den Hang hinauf eine breite Fährte im Tau; und ein Stück droben bemerkte er einen Mann, der gerade Deckung suchte. Er schritt nun eilig bergan und schritt über den weichen Nadelgrund zwischen den Stämmen, in dem jeder Tritt lautlos versank. Wie er an die Stelle kam, an der vorhin einer gestanden hatte, fand er aber nicht den Mann, der neulich mit einem Gebund Astholz im Walde zu ihm getreten war. Es standen vielmehr drei fürchterliche Gesellen mit rußgeschwärzten Gesichtern und wilden Bärten vor ihm: drei richtige Bärenhäuter. Das Weiße ihrer Augen leuchtete den Pechschaber an, daß er zurückprallte. Erst an der Stimme erkannte er: der wildeste dieser drei, das war der Veit.

Sie gingen nun lautlos ihre Bahn durch das Stangenholz, wo sie von der einen Seite hinter buschigen Jungfichten Deckung hatten. Sie schritten hintereinander und leise wie wechselndes Wild. Sie suchten die Schatten des Waldes, denn der Mond schien taghell. Der Pechschaber ging zuletzt und dachte, daß er sich nicht auch unkenntlich gemacht habe, sei recht töricht.

Da schlug sich der eine seitwärts in das Holz, ein paar Rehsprünge weiter der andere. ‚Die Flinten holen sie,‘ erklärte der Veit dem Girgl, als er seine fragenden Augen sah. Dann verschwand Veit auch, und der Pechschaber ging, wie ihm geheißen war, auf dem Wildwechsel weiter zu Berg und hockte sich an einer ihm von Veit beschriebenen Stelle ins Dickicht.

Nicht lange, so pirschten sich die drei Gesellen heran.

Der Bergwind erwachte, und die Wipfel begannen sich zu regen. Die Scheibe des Mondes bekam ein mattes, rotes Licht und hing nun über dem zackigen Saum des Waldes. Fern balzte ein Spielhahn. Der Mond versank; ein sanftes Gewebe von Licht lag über den fernen Bergkuppen.

Wie sie wieder eine Weile gegangen waren, tat sich Veit nieder, und auch die hinter ihm sanken in das tauige Waldgras. Der Wildschütz hatte das Gewehr in Anschlag gebracht und spähte zwischen den Stämmen des Hochwalds hindurch. Wie der Pechschaber auch die anderen mit angelegtem Gewehr in der Deckung hocken sah, schlug ihm das Herz bis in die Kehle; er hatte einen dürren Ast aufgegriffen, denn eine Waffe mußte er haben, um ihnen helfen zu können. Er bohrte seine Blicke in das dämmerige Blau der Nacht, fühlte seine Pulse fliegen und den Atem über seine Lippen zittern.

Da! Jetzt erst erkannte er: drüben zieht der Bock mit drei Tieren durch das Holz und zieht langsam heran, äsend, lauschend, während die Tiere sorgloser sind. Sie schreiten näher, ruhig und langsam wie der Tag.

Da speit das Eisenrohr des Veit auf einmal Feuer und Blei in den verträumten Wald und brüllt in die Stille und weckt das Echo auf. Das springt durch die Schluchten, stößt gegen den Berg, prallt zurück und rennt weiter. Dem Pechschaber ist, als wären alle Stämme lebendig geworden. Er sieht die weißen Spiegel der drei Tiere durchs Holz fliegen; er hört ein dumpfes, angstvolles Schlagen.

Aber nur Veit hatte sein Gewehr aus dem Anschlag, um eine neue Patrone in den Lauf zu schieben. Die anderen knieten, ohne sich zu regen, im Moos. Und der Wald war nun doch wieder still geworden; der Pechschaber hatte gedacht: So ein wildes Donnern kann gar nicht mehr einschlafen, das muß rollen bis in den Tag, muß in alle Hütten laufen und alle Förster und Heger rufen.

Der Bock lag kaum drei Sprünge vom Kleinholz, das sich drüben, zwei Steinwürfe weiter, durch die Stämme zog. An dieses Holz pürschten sich die Wildschützen in Deckung heran. Die Schleier der Nacht hingen noch überall, und die Gewebe der Frühnebel sanken heimlich hinein. Aber wie die Männer hinausgetreten waren und das Stück Wild erfaßten, um es in das Dickicht zu schleifen, kamen Stimmen und Tritte von drüben.

„Halt!“

Das war ein Ruf, der hätte den geschwärzten Gesellen das Blut in den Adern erstarren machen müssen.

Aber nur der Pechschaber schrie wild auf; war's der Schreck, der ihm den Schrei entrang? War's die List, die er sich ausgesonnen hatte, wie er hinter den drei zur Unkenntlichkeit entstellten Wilderern den Steilhang emporschritt, er, der einzige, der erkannt werden mußte, wenn sie in dieser Nacht umstellt wurden?

Während die drei den Bock an den Läufen in das Dickicht schleiften und in hastiger Flucht davonstoben, schlug der Pechschaber mit seinem dürren Aste wild um sich, hieb auf den Waldgrund, stürzte sich hin und sprang

wieder empor und lief den drei Hegern entgegen, die mit den zum Anschlag fertigen Gewehren der Stelle zuschreiten wollten, an der die anderen verschwunden waren.

So stand er nun allein den Waldhütern gegenüber, keuchend, mit wilden Augen, mit zerwühlten Haaren und sah, daß der eine sein Gewehr auf ihn in Anschlag gebracht hatte. Da warf er sich zum Tode matt an den Waldgrund.

‚Das wär mein End gewesen!‘ stöhnte er.

Aber die Heger traten an ihn heran, rissen ihn empor, durchsuchten ihn nach Waffen. Darüber verschnaufte sich der Pechschaber vollends:

‚Das wär mein End gewesen! Sie, fassen S' mich nicht so hart da hinten im Genick! Meine Papiere will ich Ihnen suchen, — ich hab' doch meine Papiere bei mir, sackerment! Schaut denn so wie ich ein Wildschütz aus? Da sind sie, und da lesen S': Der Musikmann Georg Zeitel bin ich, und hören tu ich auf den Namen Pechschaber. Sie kennen mich nicht, gelt? Ich bin erst seit kurzem hiesig. Aber nun, bitt schön, mein Blasholz lassen S' mich suchen und mein grünes Spitzhütlein! Ist mir beides beim Überfall abhanden gekommen. Ich hab Ihnen nämlich um die Früh schon beim „Neuen Hammer“ sein wollen, eine Morgenmusik blasen. Jesses, unsereiner muß sehen, wo sich was verdienen läßt.‘

Wie der Pechschaber sein Märlein erzählte, schauten sich die drei an.

‚Heger,‘ sagte er, ‚meinen Spitzhut und meine Flöte geh' ich suchen. Wenn Ihr einem armen Musikanten wieder zu dem Seinigen verhelfen tätet, wär's gut; denn das muß ich schon sagen: Alle Glieder schlagen mir, und eine Furcht hab ich, sie könnten noch einmal kommen.‘

Dabei ging er der Stelle zu, an der sich der Kampf mit den Räubern abgespielt hatte. Der Pechschaber merkte, daß er ja noch gar nicht berichtet habe, was ihm eigentlich geschehen sei. Darum begann er:

‚Was soll ich noch sagen? Rein die Sinne sind mir vergangen. Sehen S', so bin ich daher geschritten; das Blasrohr unterm Arm, die Hände in den Säcken und den Rockkragen hoch; denn ein wenig gefröstelt hat mich, wie der Frühwind angefangen hat, lebendig zu werden. Da sind sie über mich gekommen; gekannt hab' ich keinen; denn warum? Ich kenn' mich in der Gegend noch nicht aus, und dann: Pechschwarz haben sie ausgesehen wie die Kohlenbrenner, und struppige Bärte haben sie gehabt.‘

Das erzählte der Pechschaber wieder mit fliegendem Atem und zitterte am ganzen Leibe. Dann bückte er sich, nahm seinen Spitzhut auf und putzte ihn von Erde und Nadeln rein. Hernach schaute er die drei an und sagte vorwurfsvoll: ‚Sie lassen mich da immer erzählen und sagen nichts, und Sie

drängen sich um mich, als wollt' ich entwischen. So reden S' doch was und tun S' nit so! Es wird einem ja angst und bang dabei.'

Da trat der eine der Hüter dicht vor ihn hin und faßte ihn am Joppenzipfel:

‚Pechschaber, daß du ein so neunmal verschlagener Spitzbub bist und uns deine Geschichte vorlügst, das ist kaum zu glauben!'

Es war Tag geworden; wo die Sonne über den Berg heraufsteigen wollte, war schon wirbelndes, goldenes Feuer. Die Tale rauchten, und die Wipfel klangen.

‚Bitt schön,' sagte der Pechschaber, ‚einen Augenblick müssen wir schon noch verziehen.'

Dann suchte er den Waldgrund in der Runde ab und suchte im Dickicht. Mit einem wehleidigen Gesichte trat er wieder zu den halblaut miteinander redenden Hegern. Er hatte beim Suchen auch nicht vergessen, den wenigen Schweiß des Bockes, der rot auf den Nadeln lag, mit den Nagelschuhen zu verwischen. Nun wollten die Heger wissen, ob der Pechschaber den Schuß auch fallen gehört hätte. Da stellte der sich breit und mit wichtigem Gesicht vor sie hin.

‚Na,' sagte er, ‚das glaub' ich; denn dicht vor meinem Ohre ist er losgegangen. ‚Aber wissen S', ich denk, es hat sich über dem Kampf ein Gewehr entladen; denn sie werden mich wohl nicht haben totschießen wollen. Und ein Wildbret, auf das sie hätten anschlagen können, das hätt' wohl auch nicht gewartet. Freilich wohl, davon versteh' ich nichts. Aber um mein Blasrohr bin ich nun richtig gekommen!'

Wie sich die Waldhüter darüber einig waren, daß ein solcher wie der Pechschaber nicht auf der Wildbahn gewesen sein könne, gingen sie mit ihm durch den Wald und sahen, wie er sich unter ihrer Begleitung erholte. Nun gelangten sie auf den Hang, auf dem der Weg zum Steinhof herniederführt. Da stand der Veit im grünen Spitzhütlein mit dem keckgebogenen Spielhahnstoß und einem sauberen, morgenfröhlichen Gesicht neben der jungen Pechschaberin im rauchenden Golde der Frühe. Die Annemirl hielt sich am Joppenärmel des Wildschützen fest, wie sie aufwärts blickte:

‚Jessmarie, gefangen haben sie ihn!'

Aber der Pechschaber hatte ihre Angst schon wahrgenommen, wie sie aus dem Holz auf die Blöße traten. Deshalb tat er vergnügt, schlug dem einen seiner Begleiter auf die Schulter und stieg, während die Waldhüter herniederschritten, auf einen Fichtenstumpf. Von dort warf er einen Juchezer in die Welt, der der Annemirl das Herz froh machte. Bald darauf standen sie in einem Trupp vor dem Haus, und der Pechschaber reichte den Grünröcken die Hände:

‚Brave Leut seids miteinander, das Leben habt ihr mir gerettet! Nur die Flöte, Annemirl, und die Morgenmusik, die sind zum Teufel!‘

Da machten der Veit und die Annemirl erschreckte Gesichter: ‚Jessmarie, Pechschaber!‘ erschrak die Frau.

‚B'hüt Gott miteinander die Herren!‘ rief der Girgl. Und: ‚Jetzt, einen Kaffee, Weibl! Was dem Blaser Pechschaber in dieser Nacht widerfahren ist, das muß ich dir erzählen.‘

VII.

So trieben sie's im Grenzdorfe des Waldgebirges. Gingen auf den Schmuggel und schlichen auf der Wildbahn? Stahlen dem Herrgott die Tage und beugten in der Nacht Recht und Gesetz? Waren es solche, die im Dunkel des nächtlichen Bergwalds, wenn sie sich umstellt sahen, sich nicht scheuten, mit dem eisernen Rohr auch einem Menschen das Lebenslicht auszublasen? Muß auch eine Antwort sein auf diese Fragen. Da ist sie:

Es geht im Gebirg eine Kunde, die Leute in jenem Dorfe hätten nächtlicherweile die Glocken zusammengestohlen, die auf dem Turme des Waldkirchleins so voll und feierlich in die Sonntagmorgen rufen, daß die Wipfel im Forst über dem Läuten zu schwingen anheben.

Das Gotteshaus ragt am anderen Ende des Dorfes auf einer waldigen Bergkuppe empor. Und wenn die Männer mit Axt und Säge und der Kraxe auf dem Rücken von der Arbeit heimkehren, dann legen sie das Werkzeug an der Stiege vor dem Wildkirchlein ab, tun die Kappen herunter und knien sich auf ein Vaterunser in das Haus; so kommen sie heim und haben einen rechten Feiertag in ihren Herzen. Sie treten im Abendschein an den Brunnentrog, in den der klingende Strahl Bergwasser rauscht, und waschen sich den Staub des Alltags von Gesicht und Armen. Dann sitzen sie im vergehenden Lichte der Sonne, oder sie sitzen im silberblanken Mondschein vor ihren Hütten, schaukeln ihre Kinder auf den Knien oder nehmen ihr Singspiel zur Hand und klingen die Saiten an, bis sie auch ihr Herz hineingestimmt haben. Zuletzt fällt ihnen ein Lied ein zum Preise des Waldlands oder zum Preis ihres kargen Glücks.

Ja, wenn eine Arbeit ist im Waldgebirg! Aber — wenn sie im Tiefland die Ernte einbringen, schwer wie Gold, braust auf der Höhe der Sturm; und wenn drunten noch das Sonnenlicht wärmt, klirrt im Bergwald schon das fliegende Silber des Schnees. Dann haben die Waldleute die Schwämme eingetragen und haben Beeren und Hagebutten gesammelt, davon sie im Winter leben wollen. Sie haben Holz auf ihren Rücken eingetragen, damit in der kalten Zeit der Kachelofen warm sei. Und die kalte Zeit dauert sieben Monate im Jahr. Ist aber nicht einmal in den fünf anderen immer

bezahlte Arbeit im Wald. Und die Erdäpfel bleiben oft über Winter im Feld, weil sie nicht reif geworden sind.

* * *

Wie der Herbst gekommen war, hatten sich die Pechschaberleut im Walddorf heimisch gemacht. Nun brach der Spätwind die Stämme im Forst und riß die korallenroten Vogelbeeren aus dem Gezweig. Die Ziemer flogen in Scharen und fielen in die Netze. Und dann trieb das wilde Spiel der Flocken über das Gebirg. Da waren keine Menschen draußen im Wald, wenn sie nicht schmuggelten; denn der Sturm warf mit hundertjährigen Stämmen nach ihnen. Sie hatten die Hütten bis an die Fensterstöcke mit einer Wand aus Reisig und Astholz versetzt; sie hatten die Schneefänge vor ihren Türen dick mit Tannengrün bekleidet. Der Wind sprang über die Dächer, riß den Rauch der Schornsteine in Fetzen und spielte sein klapperndes Spiel mit den Schindeln.

Es war kein Mensch draußen in diesem wilden aufgehenden Tag; aber die Sorge lief ihren Weg und fand sich in die Hütten.

Und war noch nicht einmal ganz hell. Da kam ein junges Weib mit einem wimmernden Kind auf dem Arm, das sie in ein schützendes Wolltuch gehüllt hatte, vom Dorf her nach dem Steinhofhause herauf. Die Steinhöferin wärmte sich schon am Kachelofen bei den Pechschaberleuten; deshalb kam die Bärbel mit dem Kleinen herein. Sie war das Tochterkind der Alten und hatte vor einem Jahre mit dem Schani aus dem schwarzen Kreuzhaus Hochzeit gemacht.

‚Ich mein' gar, du weineteſt?' fragte die Steinhöferin.

‚Das wohl,' schluchzte die Bärbel so grausam wehleidig, daß einer ihre haselnußbraunen Augen nicht mehr sehen konnte, in denen immer ein seltsamer Glanz war, und die so geheimnisvoll sein konnten wie ein Waldbrunnen.

Die Pechschaberin nahm ihr das Kind ab und herzte es und sagte der Bärbel rasch ins Ohr, daß sie wohl übers Jahr auch so ein feines haben werde.

Wie die Frau das vernahm, rieb sie sich mit dem Schürzenzipfel die Augen aus; aber es perlten schon wieder neue Tränen hervor. Da trat der Pechschaber vor sie hin und legte ihr die Hände auf die Hüften.

‚So red' ein Wort, Bärbel! Ist dir was geschehen?'

Die Pechschaberin schaukelte das Kind auf ihrem Knie, und die Bärbel sank neben der Steinhöferin auf die Ofenbank:

‚Denkts an, der Schani ist mir nicht heimgekommen in dieser Nacht!'

Da wurde der Girgl einen halben Kopf länger und machte wilde Augen:

‚Das hat der neue Grenzwächter getan; konterband hat er ihn gemacht, wie er mit seinem Säcklein voll Armut den Grenzwald hereingekommen ist! Und in solch einer Nacht geht der Wächter aus, einen in den Kotter zu bringen?‘

Während sie noch redeten und der Pechschaber sich den Steig beschreiben ließ, auf dem der Johann Bratel sein Säcklein hatte heimschmuggeln wollen, fuhr er in die Stiefel und tat sich die Joppe an. Auch ein Zündzeug nahm er mit auf den Weg. Erst ging er auf eine halbe Pfeife Tabak ins Haus beim schwarzen Kreuz und fand die Alten, schweigsam und voll Angst um den Sohn, am Ofen. Dann nahm er beim Wildschützen Veit Einstand; die beiden gingen ein Haus weiter, und eine Stunde später waren sie ihrer vier und verschwanden im Forst.

Wie sie ein Stück den Hang emporgestiegen waren, schlugen sie im Dickicht Feuer, schwärzten ihre Gesichter mit Kienruß und rissen den Bergfichten die Bärte ab. Die klebten sie sich mit flüssigem Harz in die Gesichter. Die hingen sie in langen Zotteln über ihre Haare und drückten die Hüte darauf. Nun leuchteten nur die Augen wild aus den Flechten hervor. Sie redeten heimlich miteinander, jeder nahm noch einen Ast auf, und dann legten sie sich auf die Lauer. Der Sturm raste durch den Wald, und nahe donnerte das Waldwasser. Sie waren nicht weit den Hang emporgestiegen; in der Nähe des Dorfes ließ sich von dem Grenzwächter doch keiner ertappen, darum trug der dort sein Gewehr in Ruhe über dem Rücken und war sorglos; am Tag ging er übrigens allein; des Nachts aber gehen sie zwei und zwei.

Nicht lange, so kam der Wächter den pfadlosen Hang im Holze daher; er ging so dicht an den Jungfichten, in denen die Männer auf der Lauer lagen, daß die Bäume ihn mit den Zweigen schlugen.

Plötzlich brach's hinter ihm im Busch; aber eh' er sich wendete und das Gewehr von der Schulter riß, sprang ihm der Veit schon mit einem wilden Schrei auf den Rücken und warf ihn zu Boden.

Wie der Sturm den Ruf noch nicht einmal verschlungen hatte, waren auch die anderen drei über ihm, und wie eiserne Fesseln hielten ihn sehnige Arme umschlungen. Sie drehten ihm einen Knebel in den Mund; sie schnürten ihm die Arme auf den Rücken; sie warfen ihm eine Schlinge um die Füße. Nur Stampfen und Stöhnen und das Rasen des Sturmes war zu hören und das Bersten und Ächzen der Stämme. Dann nahmen sie den machtlosen, geknebelten Mann, stellten ihn an den Stamm einer Bergfichte auf und fesselten ihn mit verbundenen Augen an den Stamm. Sie

wandten sich ab und richteten sich die Moosbärte in ihren Gesichtern erst wieder zurecht. Dann lösten sie dem Gefesselten die Binde von den Augen, traten an ihn heran, und der Pechschaber redete mit tiefer, verstellter Stimme, indem er ihm das geladene Gewehr auf die Brust setzte:

‚Jetzt paßt auf, Mann! Wenn ich dir deine eigene Kugel in das Herz jagte, so wären wir dich los. Du, wenn du an unserer Stelle wärst, du besännst dich nicht! Und es mag nicht fern sein, daß sie einen der Waldleute heimtragen, dem dein Blei das Herz zerbissen hat.‘ Der Pechschaber drückte ihm die Laufmündung fester auf die Brust. Der Gefesselte stieß wehe Laute hinter dem Knebel seines Mundes hervor und flehte mit qualvoll verängstigten Augen.

‚Du brauchst nicht um dein armselig Leben zu jammern; Mörder sind wir nicht. Wir schwärzen und schleichen auf die Wildbahn, weil unsere Weiber und Kinder hungern. Wem verschlägt das etwas? Nicht aus Lust am Gewerb' und nicht aus Scheu vor der Arbeit, nein, die elendige Armut jagt uns hinaus in Nacht und Not. Und nun kommt so einer und will uns den Weg verlegen? Jetzt paß auf, Mann!‘ — Der Pechschaber hing das Gewehr des Gefangenen an einen Aststumpf des nächsten Baumes. — ‚Wir haben dich nicht ins Dickicht geschleift, daß du dort verhungerst; du stehst da am Wege, und diesen Weg herab geht schon einer, solang es Tag ist. Wer dich sieht, wird dich lösen, wenn du auch aller Feind bist. Und wenn du frei bist, dann geh' hin und sag: Das ist mir geschehen, weil ich den Johann Bratel einsperren ließ, einsperren lumpiger Kreuzer wegen, um die er in Sturm und Nacht übers Gebirg gelaufen ist!‘

Der Grenzwächter rührte den Kopf nicht, aber er schlug die Augen nieder. Da erkannten sie, daß sie den Richtigen gefangen hatten, und verschwanden im Jungholz.

* * *

Der Sturm hatte den langen Tag hindurch Schnee und klirrendes Eis geworfen, und wie die Nacht hereinbrach, stieg da einer den Bergpfad hernieder, der trug ein Bund Holz auf dem Rücken. Das war der Pechschaber. Er ging gebückt, denn die mannslangen Knüppel drückten ihn krumm.

Auf einmal — er wollte gerad ein wenig verschnaufen und stützte sich auf den Ast, der ihm als Bergstock diente — auf einmal fiel sein Blick auf ein Gewehr, das da an einen Waldstamm gehängt war.

Der Pechschaber trat hinzu und wunderte sich in erstauntem Selbstgespräch, daß einer hier sein Schießzeug aufgehängt hätte. Plötzlich vernahm er ungefüge Laute hinter sich.

‚Jessmaria, was ist denn das?‘

Der Pechschaber warf sein Holzbündel ab. ‚Nu sagen S’ mir bloß, was da geschehen ist! Und einen Knebel im Mund! O mei’, o mei’! Na, warten S’, das werden wir gleich haben!‘

Dabei zog er sein Messer aus dem Sack und zerschnitt die Stricke, mit denen der Wächter hundertfach an den Stamm geschlungen war. Dann sank der Mann, zum Tode matt, auf den Waldgrund. Da löste ihm der Pechschaber mitleidig die Fesseln an Händen und Füßen, und schließlich befreite der Wächter seinen Mund von dem quälenden Knebel.

‚Nu sagen S’ mir nur, wie haben S’ das eigentlich angestellt, daß Sie sich da so niederträchtig fest aufgehängt haben?‘

Der Grenzwächter hatte mit dem Stiefel mühsam feuchte, kalte Erde aufgewühlt und kühlte damit seine schmerzenden Handgelenke. Aber er stammelte nur zusammenhanglose Worte. Da sagte der Pechschaber:

‚Was ich da versteh’, ist: Überfallen sein S’ worden. O mei’, o mei’! Jetzt, — ich werd Ihnen was sagen: Wenn Sie in dem Zustande bis zur Wachtstation laufen wollen, so kommen S’ unterwegs vollends um. Es ist keine zehn Minuten, so sind wir beim Steinhof. Das Gebund Holz trag ich morgen heim und führ’ Sie, und Sie rasten sich beim Pechschaber ein wenig aus. Warm und satt müssen S’ werden, — und ich denke, auf beides wird’s bei den armen Pechschaberleuten schon noch reichen.‘

Daheim hat der Pechschaber dem wunden Mann die Gelenke mit Ameisenspiritus eingerieben, und die Annemirl hat ihm ein schwarzes Brot und einen Kaffee gegeben.

‚Sie,‘ hat der Girgl zu ihm gesagt, wie der Mann dankbar den warmen Kaffee schlürfte, ‚heut kann ich Ihnen das schon verraten: Wenn ich das Säcklein Kaffee und das bißchen Zucker dazu im Sommer nicht gepascht hätte, da täten Sie jetzt heiß Wasser trinken.‘

Und wie sie dem Wächter, weil er in dieser Nacht nach den ausgestandenen Qualen nicht schreiten konnte, eine Strohbucht in die eine Ecke der Stube gebreitet hatten, damit er seine geschwollenen Glieder pflege, tat die Annemirl das Licht aus und legte sich zu Bett. Der Pechschaber war schon drin.

‚Sehen S’,‘ sagte er, ‚schlecht ist keiner von den Waldleuten, sonst wären Sie nicht so billig davongekommen. Aber arm sind sie — es ist nicht zum sagen! Und aus Niedertracht und Grausamkeit schleichen sie weder schwärzen noch wildern; aber ihr Leben müssen sie sich fristen; das müssen sie; denn der Herrgott hat ihnen zu leben geheißen.‘

Da seufzte der Grenzwächter noch einmal in seinem Schmerz und dachte, so ähnlich hätte er schon heut morgen reden hören.

VIII.

Wie der Johann Bratel bald darauf aus dem Kotter wieder ins Waldhaus heimgekehrt ist, hat er alles erfahren, was sie dem Grenzwächter seinetwegen angetan hatten. Da hat er lange versonnen auf der Ofenbank gesessen — es waren ihrer viele in sein Haus gekommen — und hat nachgedacht. Dann hat er den Mund aufgetan:

‚Leut, es ist nicht gut, es ist aber auch nicht schlecht in jetziger Zeit!‘

‚Schlecht genug, wenn einer unschuldig acht Tage eingesperrt wird!‘

‚Hätt' ich mich nicht fangen lassen, hätten sie mich nicht gehängt,‘ gab der Heimgekehrte zurück. ‚Aber jetzt paßt auf, jetzt sag ich euch eins: Wenn einst die Weiberleut im Waldgebirg sich behaben wie die Männerleut, und wenn auf sein ehrliches Wort keiner mehr ein Geld zu leihen kriegt, hernach, Leute, dann kommen die schlechten Zeiten!‘

Er sagte das mit weiten, geheimnisvollen Augen und einer klaren, lauten Stimme. Da wurden sie alle still im Haus; denn sie sahen in sein bleiches Gesicht und dachten über das Wort nach. Und sie dachten, das geheimnisvolle, fernschauende Wesen habe er von dem schwarzen Kreuzmann geerbt, dem über dem Schachtelmachen auch allerhand wundersame Einfälle kämen.

Seit jenem Tag aber vergaßen sie im Walddorf den Namen Johann Bratel, wie sie den der schwarzen Kreuzleute vergessen hatten, und benannten sein Haus ‚Beim Propheten‘; das Büblein aber, das die Annemirl vor einer Woche in süßer Ahnung künftiger Freuden geherzt hatte, war fortan ‚der kleine Prophet‘.

Wie sie dann hinausgingen in die wüste Herbstnacht, sagten sie zu einander: ‚Das müßte eine elende Zeit für das Waldland sein, wenn sich die Weiberleut wie die Männer gebärdeten, und wenn einer auf sein ehrlich Wort hin kein Stück Geld sich leihen könnte. Gott mag uns behüten, daß das nicht kommt!‘

Die alte Steinhöferin aber, wie ihr die Annemirl an diesem Abend erzählte, was der Bärbel ihr Mann prophezeit habe, kreuzte die Arme vor der Brust und schloß die Augen. So lehnte sie eine Weile gegen die Kacheln. Dann sagte sie: ‚Leut, und ihr glaubt, daß das der Schani aus sich selber hätt'? Gott bewahr' mich!‘

Und dann begann sie zu erzählen, wie sie einst als blutjunges Dirnlein mit anderen auf der Waldwiese im Reigen gesprungen sei, und wie da auf einmal drei kniehohe Menschlein zwischen ihnen gewesen seien. Das hätten ihr die Leute hundertmal ausreden wollen. Aber die alte Steinhöferin war deswegen hundertmal zornig geworden und dabei geblieben. Eines Tages, wie der Schani Bratel noch ein kleiner Bub gewesen sei, sei er daheim fortgelaufen. Wie die Nacht kam, haben ihn die Kreuzleut gesucht. Er blieb

aber fort. Darüber hat sich die Steinhöferin besonnen: Es ist ja heut Mittsommernacht, und in der Nacht steigen die Zwerge herauf wie damals auf der Waldwiese. Da ist sie auf jene Au im Forst gelaufen, und richtig, auf einem Baumstumpf hat der Schani mit erstaunten, weltfremden Augen gesessen und hat ihr erzählt, er sei in einer schönen, glänzenden Stube gewesen. Darin war ein Licht wie untergehende Sonne. Und ein Mann hat ihm seinen Prophetenspruch damals schon gesagt. ‚Und nun,' meinte die Steinhöferin, ‚nun ist ihm jene Weisheit wieder eingefallen. Aber aus sich hat er sie nicht. Wie kann denn ein Mensch so gescheit sein?'

So ist der Prophet schon ein Sonderlicher gewesen, wie ihm noch das Hemdlein zu den Hosen herausgeschaut hat. Zu den anderen, die die muntere Keckheit und den fröhlichen Übermut vorgespannt hatten, damit diese beiden auf der steinichten Straße sie leidlich durchs Leben führen, ist ihm der Weg feintag fremd geblieben. Dagegen hat er gern einsam auf der sonneheißen Waldlichtung gelegen und hat zugeschaut, wie sich dort die bunten Nattern wanden und wie die schillernden Eidechsen spielten.

Die Waldleute erklärten sich daher den tiefen, feuchten Glanz in seinen Augen und sein verträumtes Wesen. Aber die Steinhöferin kniff die Lippen zusammen, wenn sie das hörte; denn sie wußte es besser: Das ist der Widerschein des Lichtes, das wie Sonnenuntergang in jener fernen Mittsommernacht die Felsenstube der Zwerge hell gemacht hatte.

Vordem, da hatte die alte Steinhöferin ein fixes Mundwerk und hatte — insonderheit, wenn draußen der Schneewind mit den Flügeln schlug — ihren wunderlichen Glauben in hundert Geschichten durch das Walddorf getragen. Aber seit sie sich über die Schwelle getastet hatte, die vor dem zehnten Jahrzehnt ihres Lebens lag, da schritt sie in einem noch seltsameren Lichte; das war so dämmerig, daß sie Traum und Leben, Gesicht und Wahrheit nicht mehr unterscheiden konnte. Sie sagte: Ich habe alles erlebt und mit diesen Augen gesehen; aber die Leute meinten: Sie hat alles erdichtet.

In das Herz der Bärbeli, die die alte Steinhöferin in dem Haus am Hange großgezogen hat, hatte sie den ganzen Reichtum ihrer wunderlichen Gedanken gesenkt. Wenn des Abends die Scheiter im Ofen krachten und der Sturm recht wild über den Wald fuhr, da hatte die Alte mit dem Kind in der ‚Hölle' hinter dem Kachelofen gesessen. Und wenn sie zu erzählen begann, zog die Bärbel die Füße unter das Röcklein, hockte sich mit weiten Augen auf die Ofenbank und fühlte heimliche Schauer über ihren Rücken rinnen.

In der Frühlingsonne hatten sich dann der Bub vom schwarzen Kreuz und das Mägdlein vom Steinhofhause gefunden. Sie waren miteinander in die

Beeren und in die Schwämme, ins Holz und vor den Altar gegangen, und nun waren sie drei wunderliche, fromme, verträumte Leute, die dreie im Haus ‚beim Propheten‘; denn der kleine Prophet zählte auch schon für einen.

IX.

Zehn Jahre nach dieser Zeit war die Steinhöferin gestorben, und sie hatte den Pechschaberleuten das Haus am Hange vermacht, weil sie die Alte in der langen Zeit gepflegt hatten, in der sie auf dem Stroh lag und des Todes wartete. So gut hat's die Annemirl mit der alten Frau gemeint, daß sie sagte, ihrtag sei es ihr nicht so wohl geworden, und es sei nur schad, daß ihre Geschichten schon vor ihr gestorben seien; sie habe da noch allerlei wunderlich Ding erlebt; wisse, wie man reich werden könne, und wo im Wald der Brunnen sei, durch den der Weg in die silbernen Tiefen der Erde führe, die voll glänzender Schätze lägen.

Weil sie das den Pechschaberleuten nun alles nicht mehr verraten könne, so sollten sie ihr Haus und das Stücklein Bergwiese zum Lohne nehmen, das aber weniger wertvoll sei als das, was sie ihnen gern gegeben hätte.

Wie sie das sagte, trat die Bärbel in die Stube. Die Sommersonne strömte ihren abendlichen klaren Schein durch die Fenster, und es war, als wollte sie der alten, müden Frau eine goldene Brücke bauen, auf der sie hingehen könne, weit hin, bis wo das Glück wohnt und die tiefe, ewige Stille.

Auf der goldenen Brücke ist die Steinhöferin an diesem Abende gegangen. Da hat ihr die Annemirl die Augen zugedrückt, und die Bärbel, der das Steinhofhaus hätte zufallen müssen, hat alsbald zu den Pechschaberleuten gesagt:

‚Leut', es bleibt so, das Steinhofhaus gehört euch seit der vorigen Stunde zu. Eine Verbriefung brauchen wir nicht; denn wenn das Wort nicht mehr gilt und zu allem eine Verbriefung gehört, hernach — so haben wir die schlechte Zeit im Waldland.‘

Das ist die Geschichte, wie der Pechschaber ein Hausbesitzer geworden ist, — geschehen zehn Jahre nach seinem Einzug in den Steinhof.

‚Annemirl,‘ hat der Mann gesagt, ‚wie einer reich werden kann, hätt' sie gewußt? Das wüßt' ich fei' selber; aber eine Gelegenheit dazu kommt einem nicht! Darum: Der Steinhof ist mir schon lieber.‘

Die zehn Jahre hatten dem Pechschaber ein feines Silber in die Haare geblasen.

‚Es weht auf dem Gebirge ein Reifwind,‘ lachte der Girgl und deutete dabei auf seinen angegrauten Schopf, ‚und sind Örter im Wald, wo um Mittsommer ein Winterschnee liegt.‘

Um diese Zeit hatte sich das Musikantenpaar im Haus am Stein, das sich der Pechschaber gewünscht hatte, schon längst eingestellt; zuerst war das Mägdlein gekommen.

Wie die Kleine die Dinge um sich herum erkannte und der Pechschaber sie in übermütigem Glück vorzeitig auf seinem Knie reiten ließ, legten sie ihr das verstaubte Blasholz, eine Kartoffel und einen Tannenzweig auf den Tisch; denn sie wollten den Vorhang ein wenig heben und dem Leben in die Karten gucken. Hätte die kleine Annemirl nach dem Zweig gegriffen, wär' sie eines Holzhauers Weib geworden; die Kartoffel hätte verraten, daß sie einst ein armer Waldbauer zur Frau begehre, — ein reicher wohnt nicht im Gebirg. Aber sie langte nach des Pechschabers Flöte.

Da machte der Girgl einen schallenden Lacher, und die Annemirl hob das Kleine in jauchzender Luft hoch. Aber der Pechschaber stellte sich in komischem Ernst vor das Kind hin und drohte mit dem Finger:

‚Du,' sagte er, ‚das Musikantentum haben wir uns löblicherweis abgewöhnt, hörst du? Wenn du leicht noch eine Erinnerung an die vorige Zeit in dir hast, so wär's schon gut, du schlageteſt sie dir aus dem Sinn!'

Er redete so laut, daß ihn das Kind auf dem Arme der Mutter nicht mehr verstand. Es schaute fremd in seine dunklen Augen und verzog die Lippen zum Weinen.

War nun auch schon länger als neun Jahr her, seitdem das geschehen! Und die Pechschaberleut hatten's vergessen.

Hernach hatte sich noch ein Büblein ins Haus am Stein gefunden, ein schwarzhaariger, blankäugiger Junge: der Pechschaberbub. Der war in diesem Jahre neun, die Singerannemirl aus dem Steinhofhaus ward zehn Jahre alt. Und weil ihr der kleine Prophet (das war der, den die Bärbel an jenem Morgen, an dem das mit dem Grenzwächter geschah, in Tücher gehüllt, zum Steinhof getragen hatte) nicht viel vorgab, so ging er nun mit dem Mägdlein auf die Bergau, die Ziegen hüten. Sie freuten sich miteinander an den weichen Läuteglocken, die zwischen den Weiderosen um die Steine schwankten.

Der Pechschaberbub aber ging derweil Holz lesen, oder er war mit seinem Vater im Wald Stöcke roden. Er hieb mit seiner Axt in die Wurzeln wie ein Mann und wälzte seinen gerodeten Baumstumpf auf der Waldblöße hernieder wie ein Mann. Der Pechschaber hatte ihn hart gehalten; denn das Leben ist Kampf, auch im tiefen Frieden der Wälder, wo die Menschen noch nicht gegeneinander stehen in scheeläugiger Selbstsucht.

* * *

In diesem Sommer war kein Regen gefallen. Seit der Schnee im Mai vor den Schwalben hergetrieben war, hatte der Himmel in gleichmäßigem

heiterem Blau über den dunkelgrünen Bergwäldern gestanden. Des Morgens lag siebenfarbiger Tau; noch klangen die Quellen aus dem Gestein, und das Wildwasser warf seinen blitzenden Staub zu leuchtenden Bogen und rauschte unter dem bunten Farbenspiel dahin in seiner jauchzenden Frühlingskraft.

Da hackten die Waldleute die Erdstreifen an den Hängen und legten die Kartoffeln hinein, oder sie säeten ein wenig Hafer. Dann warteten sie auf einen sanften Mairegen.

Aber der Regen kam nicht. Die blendende Glocke des Himmels wölbte sich zu unermeßlicher Höhe; manchmal flog das weiße Segel einer Wolke herauf und verschwand. Dann stand wieder die heitere Bläue des Himmels. So geschah es Tag um Tag.

Da wurden die tausend Rinnsale der Wälder still.

Da minderte sich die schäumende Kraft des Waldbachs, und wie der Hochsommer über das Gebirg schritt, siechte ein hageres, gläsernes Wasser in seinem Bett, und war doch vordem ein gährendes weißes Brausen gewesen und ein Schäumen um moosgrüne, runde Felsblöcke; die lagen nun mißfarbig und verdurstet.

Die Arme der Brunnen über den Trögen waren trocken und fielen nur noch Tropfen wie tauende Tränen.

Auf den Astspitzen des Jungholzes, auf denen der Mai lichtgrüne Kerzen angesteckt hatte, stand eine spröde, bräunliche Masse wie Reste von Docht oder wie Asche; — die Kerzen waren verbrannt. Und auf den Feldstreifen am Berghang starrte das Kraut der Kartoffel, als wäre Feuer darüber geflogen.

Deshalb saßen die Leute mit suchenden Augen vor ihren Hütten und sahen gen Himmel, ob die Nacht regnen wolle. Aber es war nichts als blendender Glanz.

Siebzehn Wochen war der Quell der Wolke nicht gerieselt. Endlich gingen auch die Nächte ohne Tau über das Gebirg.

Nun saßen die Leute vor den Hütten mit gefalteten Händen und beteten in ihren Herzen. Der Pfarrer Andreas kniete auf der Kanzel des Wildkirchleins und schrie zum Himmel.

Aber Gott hörte nicht.

Der Sommer schritt weiter, und unter seinen Sohlen ward der Waldgrund Asche. Die Beeren waren an den Kräutern verdurstet; die bunten Schirme der Schwämme wurden nicht aufgespannt; denn es regnete nicht.

Da gingen die, die *nichts* hatten, zu denen, die *wenig* hatten, und aßen mit ihnen. Sie gingen zu den Mühlen, die dort liegen, wo der Hang

des Gebirges auf der Talsohle steht, und liehen sich Mehl, damit sie Brot backen konnten. Aber die Müller verteuerten ihre Waren; denn die Bergwasser siechten und mußten gesammelt werden, ehe sie die Räder langsam zu treiben vermochten.

Die Leute im Dorfe schlachteten ihre Ziegen; etliche ließen noch eine gehen, die letzte, die das Heu fraß, das anstatt der saftigen Halme auf den verbrannten Waldblößen stand.

Die Not war groß.

Und der Himmel lachte auf sie hernieder.

X.

An einem Augustmorgen, wie nun schon vorzeitig das Laub von den Bäumen fiel, schritt der kleine Prophet hinter seiner weißen Ziege zu Berg und schritt den schmalen Steilpfad beim Haus am Stein vorüber.

Wie die Annemirl das Glöcklein draußen vorbeiläuten hörte, band sie sich das kattunene Kopftuch um und trieb ihre graue Ziege aus dem Schupfen und trieb sie der andern hinterdrein.

Bald hatte sie die beiden eingeholt.

‚Du,‘ sagte der kleine Prophet, ‚bei den drei Brunnen möcht' auch in dieser dürren Zeit ein saftiges Waldgras wachsen.‘

‚Freilich, wohl,‘ gab das Mädchen zurück, ‚aber es ist so weit bis dorthin.‘

‚Und ist eine halbverfallene Köhlerhütte dabei, so hoch, daß ich beinahe darin stehen kann. Wenn wir reichlich Gras fänden oder gar Schwämme und Beeren, dann wüßt' ich, was ich tät'. Aber du müßtest schon mitmachen, du!‘

Also lockte der kleine Prophet das Steinhofmägdlein. Die Annemirl schaute ihn erwartungsvoll an:

‚Was tätest du denn? Du wirst dir da wieder etwas Wunderliches ausgesonnen haben.‘

‚Wenn Schwämme und Beeren sind, so sammeln wir; ich hab' zwei große Tücher mitgebracht, hier, siehst du? Und was wir finden, teilen wir.‘

Aber das Mägdlein zauderte: ‚Da hätten wir aber schon um drei Uhr früh von Hause gehen müssen; denn nun sind wir erst nach Mittag an den Quellen, wenn wir eigentlich schon an ein Heimkehren denken sollten.‘

‚Ich hab dir ja gesagt, daß die Köhlerhütte dort ist. Die Nächte sind warm, und wenn wir einen Arm voll Reisig schneiden, so wird das Dach wieder ganz und wir haben ein feines Haus; ein Moosbett ist auch rasch zurechtgemacht und ist fein trocken in diesen Tagen.‘

Da wunderte sich das Mägdlein.

‚Ja, fürchtest du dich denn gar nicht, Bub? So allein in der Nacht, wenn die Käuze klagen? Und beim Propheten und im Haus am Stein ängstigten sie sich ja zu Tode, wenn wir nicht heim kämen.‘

Da machte der kleine Prophet ein pfiffiges Gesicht:

‚Nein, du, dagegen hab' ich schon gesorgt; wenn's Nacht ist, und die Ziegen sind nicht in den Ställen, so wird meine Mutter den Pechschaberleuten sagen: Die Annemirl und unser Bub sind miteinander in der Drei-Brünneleinhütt'. Ein Brot hat der Bub mitgenommen, das für zwei langt, und wenn sie nicht gekommen sind, haben sie auch Schwämme und Beeren gefunden und tragen morgen davon herein. Da werden die Pechschaber zufrieden sein.‘

‚Freilich wohl,‘ sagte die Annemirl, war aber doch noch ein wenig nachdenklich. ‚Weißt, vor Menschen ist mir nicht bange, es gehen keine bei den drei Brunnen hinauf. Aber die Schlangen und Molche, wenn sie einem des Nachts kellerkalt über die Hände laufen . . .!‘

So redeten sie miteinander. Wenn das Mägdlein etwas dagegen sagte, wußte der kleine Prophet etwas dafür. Gingen über Schläge, gingen im Schatten des Hochwaldes und gingen auf feuerheißen Bergsteigen. Sie kamen an einen Waldstein, der von stachlichtem Brombeergebüsch umrankt war, und pflückten sich die reifen Beeren; die waren aber in diesem Jahr klein wie die Blaubeeren; denn der Grund, auf dem sie wuchsen, sperrte das Maul auf und wollte trinken. Die Bäume, die in den Runsen des Gesteins Wurzel geschlagen und in der kargen Krume jahrelang Nahrung gefunden hatten, waren verdorrt.

Immer weiter schritten die Kinder. Die Ziegen hoben zeitweilig verwundert die Köpfe und trotteten träge hinterdrein.

‚Es ist ein gar zu weiter Weg bis zu den drei Brunnen.‘

Der Junge tat sein Brot aus der Tasche und gab dem Mädchen davon.

‚Du,‘ sagte er, wie sie wieder über den trockenen Nadelgrund des Hochwalds schritten, ‚die alt Steinhöferin hat meiner Mutter, wie die noch ein Kind gewesen ist, von den drei Brunnen eine Geschichte erzählt; dort läg' ein Tor, und wer sich hindurchfindet, der kommt in die silbernen Tiefen der Berge, in denen die Unterirdischen des Nachts die Schätze schürfen.‘

‚Ach, Bub, wenn's wahr wär'! Aber die Steinhöferin hat allerhand Dinge gewußt und für wahrhaftig gehalten. Es hat zuletzt kein Mensch klug aus ihr werden können und — zuerst auch nicht,‘ setzte die Annemirl halblaut hinzu. ‚Es ist schad.‘

Darauf der kleine Prophet: ‚Daß sich die alt' Steinhöferin das alles ausgedacht haben soll, das glaub' ich nicht. Mein Vater sagt, etwas Wahres wär' wohl an allem; selbst das wunderlichste Märchen wüchse auf etwas

Wahrem. Freilich, wenn eine Zeit der Not im Waldland ist wie heute, da haben die Leute für derlei Dinge keine Zeit und haben keine Freude daran.'

Da blieb er auf einmal stehen und schaute ringsum:

‚Du, jetzt, bei den drei Brunnen sind wir!'

Sie standen in einer Schlucht, in die kalte Felswände herniederfielen. Hundertjährige Bergfichten ragten ringsum; die hatten graue Flechtenbärte. Durch das dichte Geäst spannte sich nur da und dort das feine Goldband eines Sonnenscheins. Der Grund war von schwellendem Moos überzogen.

Die Kinder gingen langsam durch das geheimnisvolle Dämmerlicht, das kühl um ihre Stirnen wehte, und gingen langsam auf ihren bloßen heißen Füßen über das feuchte Moos. Die Ziegen hatten sich, von dem langen, mühsamen Wege matt, schon niedergelegt und pflückten die süßen Gräser, die spärlich die dicke Moosdecke durchstochen hatten.

‚Es ist so dämmerig hier, als wollte die Nacht kommen,' sagte das Mädchen.

Da nahm sie der kleine Prophet am Arm: ‚Du mußt nun nicht furchtsam sein, Annemirl! Guck!'

Er deutete auf eines der glänzenden Strahlenbündel, das von oben her durch das Nadeldach rann. Das stand wie ein blankes Säulchen und stand fast so aufrecht, wie die Stämme des Waldes.

‚Das ist der goldene Zeiger, den wir nach der Zeit fragen wollen. In der Nacht ist es ein silberner. Je schiefer er steht, desto tiefer sinkt die Sonne, desto tiefer schwimmt der Mond. Aber komm, wir gehen die drei Brunnen suchen!'

Sie waren noch nicht weit in der Schlucht gegangen, da weitete sich die zu einem ansehnlichen Talkessel. Zwischen den Stämmen stand auch richtig noch die alte Köhlerhütte, deren Dach mit den Breitseiten auf dem Moose ruhte und von Verfall redete. Der Junge schaute zu dem Loch im Dach hinein, und das Mädchen lugte mit Augen, die auf etwas Wunderbares warteten, durch die kleine Tür im Giebel. Eine Angel hatte der Rost zerfressen, darum hing das Türlein schief.

‚Bub, ein Moosbett ist auch noch da; das hat sich einer vor zehn Jahren zusammengetragen oder noch früher, ist älter wie du und ist nun ganz neu überwachsen!'

Nicht weit davon hatten drei Steinpilze die dicken Köpfe durch Nadeln und Waldmoos geschoben. Mit einem Schrei fielen die Kinder darüber her; es waren die ersten im Jahr. Da leuchteten die Augen des Jungen:

‚Siehst du! Zwar viel werden hier auch nicht wachsen, aber wenn wir die Tücher voll heimtragen, so will ich mir die Füße gerne wund gelaufen haben.'

Sie setzten sich auf den schattigen Grund, und die Annemirl säuberte die Stiele der Pilze von der feuchten Walderde. Immer mehr empfanden sie nun an ihren Füßen die wohltätige Kühle und saßen mit angezogenen Knien, damit ihre brennenden Sohlen flach auf dem Moose ruhen konnten. Auch merkten sie jetzt erst, wie müd' sie geworden waren. Sie aßen von dem schwarzen Brot und verzehrten den Rest der Brombeeren. Aber der Durst war noch nicht gelöscht.

Deshalb fragte das Mädchen, indem es Umschau hielt:

‚Die drei Brunnen heißen sie's hier? Wo sind sie denn? Du wolltest sie doch suchen.'

‚Dort unter dem Gebüsch, glaub' ich,' sagte der kleine Prophet und erhob sich.

‚Du bist aber sehr müde, Bub! Ich auch. Sieh' einmal, ob du sie findest! Ich ruh' mich inzwischen noch ein wenig aus.'

Die Ziegen lagen käuend im Moos und regten sich nicht. Da ging der Junge ein Stück zwischen den Stämmen dahin, und bald verkündete sein Ruf dem Mädchen, daß er die Brunnen gefunden habe. Das sprang auf und lief ihm nach.

‚Zwei rinnen nicht mehr,' sagte er, ‚aber der dritte, — schau!'

Aus einem Spalt im Gestein klang ein fadendünnes silbernes Wässerlein und fiel auf goldenen Sand, der war wie eine Schale aus Sonnenschein. Als die Kinder getrunken hatten, besahen sie auch die Stellen, an denen in anderer Zeit die Brunnen ans Licht getreten waren. Ringsum träumte schattenstiller Bergforst, und in dem Moose war deutlich ein Wildwechsel zu erkennen, der von den Tieren des Waldes wohl erst in der Dürre des Sommers getreten war, weil weitum nur noch die eine Quelle rann.

Nun gingen sie wieder zurück und durchsuchten die Hütte. Hinter den Sparren, die das Moosdach trugen, zog das Mädchen einen tönernen Stieltopf hervor.

‚Ei,' freute sich der Bub, ‚wenn wir nun doch hier bleiben, so werden wir uns Schwämme zum Nachtmahl bereiten! Bist du noch hungrig?'

Aber die Annemirl sah ihn mit unsicheren Blicken an: ‚Nun doch hier bleiben? Möchten wir nicht lieber heim?'

‚Wir wollen Schwämme suchen und Feuer zünden. Daheim säßen wir träg auf der heißen Bergweide.' Er schaute nach dem goldenen Weiser der Himmelsuhr: ‚Es ist jetzt die Mitte des Nachmittags; vor Abend kommen wir gar nicht heim, und wir laufen uns auf dem sengenden Grunde die Füße blutig.'

Dabei waren seine Augen so tief und leuchtend geworden, daß ihn das Mädchen lange ansah.

‚Du, mir ist, du hast noch ein Geheimnis! Warum sagst du mir das nicht?‘

Der kleine Prophet schnitt mit seinem Taschenmesser Fichtenreiser zur Deckung des Hüttendaches. Wie er dem Mädchen einen Teil der Zweige in den Arm gelegt hatte und selber mit einer großen Last hinter ihm drein zur Köhlerhütte geschritten war, und wie sie das Dach geflickt hatten, sagte er endlich: ‚Ja, ich hab' ein Geheimnis, und ich will mit dir hernach darüber reden. Erst wollen wir aber den Topf waschen und wollen auf dem Wege zum Brunnen noch mehr Schwämme suchen, damit wir ein Nachtmahl haben.‘

Da gingen sie miteinander, und er verfiel alsbald wieder in sein schweigsames Sinnen.

Während sie nach den braunen Köpfen der Pilze spähten, begann das Pechschaberkind zu singen, erst leise und tastend, dann lauter. Da wußte der kleine Prophet, daß sie nun alle Furcht vergessen habe. Darüber ward er froh; denn er dachte, daß ihr Mut aus dem Vertrauen zu ihm wüchse. Sie hatte eine reine, klare Kinderstimme von wunderbarem Wohllaut; vielleicht wollte sie ihn auch erfreuen, weil er ihr wieder zu nachdenklich war; denn sie wußte: Sein verträumtes, besinnliches Wesen gab sich ihren Liedern hin wie Liebkosungen.

Weil der tiefe, geheimnisvolle Zauber eines ihnen fremden Waldstriches um sie war, und weil auch die feuchte Kühle des Quellgebietes um ihre Stirnen floß, die der Hochwald um das Dorf seit langen Wochen ihnen versagt hatte, oder auch, weil das ‚Geheimnis‘ sein Herz erfüllte, dachte er, sie habe noch nie so schön gesungen wie jetzt. Und doch lauschten des Abends die Leute vor den Hütten, wenn vom Steinhofhause her die Lieder der Pechschaberleute über das Dorf tönten. Sie sagten: ‚Die Alten haben noch die vorige Zeit in sich, in der sie landfahrend gewesen sind. Aber die kleine Annemirl kann's doch besser wie sie alle.‘

Wie der goldene Zeiger der Himmelsuhr nun schon ganz schräg im dämmerigen Grün unter dem Nadeldache stand und das goldene Gespinst der untergehenden Sonne die Luft erfüllte, saßen die Kinder vor einem Feuer, das um den Topf mit den siedenden Pilzen loderte.

Während das Mädchen hernach mit einem Stöcklein rührte, suchte der kleine Prophet in der Köhlerhütte, ob etwa ein Waldgetier unter dem verlassenen Dache sich heimisch gemacht habe. War aber nichts da als das trockene, weiche Moosbett; nicht einmal ein Duft von Moder und Walderde schwamm in dem Häuslein, über das nun länger als drei Monate kein Regen geronnen war.

Dann erstickten sie das Feuer mit feuchtem Moos, tauchten die Würfel des Schwarzbrots, die sie sich geschnitten hatten, in das Schwammgericht und aßen.

Der Sonnenzeiger war nun nicht mehr da.

Darum banden sie die Ziegen an einen Stamm vor der Hütte, gingen hinein und legten sich auf das weiche Moosbett. Sie wollten aber noch nicht schlafen, sondern nur ausruhen und ihre Füße schonen. Das Mägdlein lag auf dem Rücken, hatte die Hände über der Brust gefaltet und sagte: ‚Ich denke, wir gehen ganz früh vor der Sonne fort.‘

Aber der kleine Prophet stützte den Kopf auf seinen Arm und neigte sein Gesicht über das ihre:

‚Annemirl, nun will ich dir mein Geheimnis verraten! Ich habe immer, wenn ich mit der Ziege auf der Bergwiese gewesen bin, an die Rede der Steinhöferin denken müssen; denn ich glaube, sie hat sich ihre Geschichte nicht ersonnen. Manchmal, wenn ich an einer Runse im Gestein vorübergehe oder die goldenen Flechten hoch an den Felsen leuchten sehe, so ist mir, es müsse irgendwo das Tor sein, durch das die Menschen hingehen können in die Tiefen der Erde, in denen die großen Schätze liegen.‘

‚Freilich wohl,‘ entgegnete das Mädchen. ‚Aber diese Türen müssen sich die Leute erst schlagen und tun das auch. Du weißt ja, sie graben Schächte und Stollen durch das Gestein und schürfen als Bergleute Erze, woraus dann das kupferne, silberne und goldene Geld geschlagen wird; oder sie graben Eisen und machen die Flinten und Hämmer und Äxte daraus.‘

Darauf schwieg der kleine Prophet und legte sich auch auf den Rücken.

‚Ich dachte mir das anders,‘ sagte er still und konnte die Enttäuschung nicht verbergen, die ihm ihre Worte bereitet hatten. ‚Ich dachte, es müßte ein Ort sein, an dem man in den Berg gehen und dann in den Gewölben mit silbernen Wänden und Decken wandeln könnte.‘

‚Ach nein, das ist wohl nicht!‘ entgegnete das Mädchen.

Nun, da sie lagen, war die Müdigkeit Herr über sie geworden und legte ihre weichen, schweren Schleier um sie. Da schliefen sie ein.

Aber der Traum von den silbernen Wänden und goldenen Stiegen im Stein stand auch im Schlaf neben dem Knaben, und seine Lider zuckten, als wollten sie sich weit öffnen, damit aller Glanz in seine Augen gehen könne; und seine wunden Füße bewegten sich, als wollten sie die klingenden Stufen beschreiten. Aber das blendende Leuchten war seinen Augen fremd; da legte er die Hände wie zum Schutze über die Lider . . .

Die Ziegen vor der Hütte ließen ein kurzes, verschlafenes Meckern hören, wie es der Schlummernde von daheim kannte, wenn jemand in der Nacht an dem Stalle vorüberging. Darum erwachte er vollends; aber das Leuchten der Schätze des Berges war nicht um ihn, sondern ein tiefes Dunkel, in das nur eine einzige silberne Saite Mondschein gespannt war. Die fiel

durch eine winzige Lücke im Reisig des Daches. Und es war auch ein dumpfes, schweres Schreiten draußen auf dem Moose.

Da stockte der Atem des Knaben, und sein Herz wollte nicht mehr schlagen. Er fürchtete sich; er lauschte, ob die Tritte vorübergingen. Wie sie wirklich ferner zu sein schienen, drückte er einen Zweig des Daches lautlos zur Seite und lugte hindurch. Da sah er ein Rudel Hirsche auf dem nahen Wechsel schreiten, das zu dem fließenden Brunnen zog. Und eine fromme Dankbarkeit kam in sein Herz, daß es keine Gefahr gewesen sei, aber auch die Sorge, das Mädchen möchte erwachen, wenn das Wild wieder von dannen ziehe, und es möchte eine noch tiefere Verzagtheit über sie kommen, als er sie jetzt gelitten habe.

Darum rückte er ein wenig auf dem Mooslager hinab, bis er mit dem Fuße die spannenweit geöffnete Tür zudrücken konnte.

Nach einer Zeit vernahm er wieder das Wandern.

Wie er dachte, daß nun alles Wild fortgezogen sei, und daß er nun schon recht lange mit unter dem Kopfe verschränkten Armen wach gelegen habe, fiel ihm ein, daß es kurz vor Tag sein werde. Die Zeit seines Traumes, in der er soviel Reichtümer gesehen hatte, schätzte er auf Stunden. Weil er aber das tiefe, ruhevolle Atmen des Mädchens hörte, verließ er das Lager allein, schritt lautlos und biß sich auf die Lippen, als die Knöchel seiner Füße knackten; denn er dachte, die Schläferin könne davon erwachen. Dann zog er die Türe hinter sich zu.

Nun sah er: Es war wirklich der Tag, der auf dem Wege war, wiewohl der halbe Mond noch seine blitzenden Bänder durch die Gezweige der Bergfichten flocht. Es war das kalte Licht der ersten Frühe, und ganz ferne erscholl der kollernde Ruf des Auerhahns.

Wie der Knabe lautlos über das weiche Moos schritt, um an dem rinnenden Quell die letzte Müdigkeit sich aus den Augen zu spülen und die Füße für den langen Heimweg zu kühlen, erhob sich plötzlich dicht vor ihm ein dröhnendes Schlagen.

Der Schreck warf ihn zurück; er taumelte gegen einen Stamm.

Ein Hirsch, ein ‚Abgeschlagener', der als der Schwächere den Kampf gegen den Platzhirsch verloren hatte und nun das Reich seines königlichen Vetters mied, hatte noch allein an der Tränke gestanden und stob nun — weil er den einzigen Weg aus dem Talkessel versperrt fand — in wilder Flucht den steilen Berghang empor. Geröll löste sich unter seinen schlagenden Hufen und rollte krachend hernieder.

Der Knabe fühlte sein Herz noch zittern und suchte mit den Augen in dem zwitterigen Lichte. Aber nur der silberne Fall des Quells klang in die goldene Schale.

Wie er hinzutrat und seine Füße in die Klarheit des Wassers stellte, aus dem das feine Gewebe eines Nebels stieg, da war drüben, wo der Hirsch die Flucht gesucht hatte, ein Glänzen im zerwühlten Erdreich um den versiechten Bronnen. Das war leuchtend wie der Schein, den er in seinem Traume gesehen hatte. Und es kam ein Glück über ihn, so groß, daß es ihn bange machte wie die Furcht, in der er vorhin gezittert hatte.

Endlich ging er dem Ort entgegen. In das Licht zwischen den Stämmen brach ein heimlicher goldener Glanz; denn der strahlende Rand der Sonne stieg irgendwo über den Wald.

Wie der Knabe mit den Händen das gelockerte Erdreich zur Seite geschoben hatte, sah er: Das ist die Stelle, an der sonst der Brunnen aus dem Riß im Gestein gefallen ist. Nun war der Hirsch mit schlagenden Hufen darübergesetzt, nun lag das blendende Erz zu Tage, und nun stand der arme Hütejunge aus dem Walddorfe vor den silbernen Toren der Tiefe!

Und der lange verhaltene jauchzende Ruf rang sich aus seiner Brust und flog in den erwachenden Forst. Die Ziegen vor der Hütte sprangen empor; das Mädchen auf dem Moosbette schlug die Augen auf und erschrak, denn der Knabe war nicht mehr da. Aber da sprang auch schon die Türe auf, und es brach ein Strom Taglicht und überquellende Freude in die Dunkelheit unter dem armen Dache —

‚Pechschabermirl, das silberne Tor, das silberne Tor!‘

XI.

Ein Jahr darnach war ein neuer Pfad durch den Bergwald gebrochen, waren Schluchten überbrückt, waren Stufen in Felsen geschlagen; es war ein Weg vom Walddorfe nach den drei Brunnen gebahnt worden, und jene Stelle, an der einst die Köhlerhütte zwei Kindern Unterschlupf gewährte, die sich auf brennenden, ungebahnten Steigen die Füße wund gelaufen hatten, war nun vom Dorf aus in wenig mehr als einer Stunde zu erreichen.

Aber die goldene Schale, in die einst der silberne Strahl des Brunnens klang, war zertrümmert. Felsen waren gebrochen, der Hochwald war gefällt, graue Halden brüchigen Gesteins erhoben sich und wuchsen, wo vordem rauschender Forst gegrünt hatte. Die Förderkarren rollten auf Schienen; das Schichtglöcklein schlug, und Bergleute fuhren an und aus und sprengten in den Tiefen der Erde die silbernen Wände, zu denen ein Hütejunge das Tor gefunden, und von denen er in der Einsamkeit seines Bergfriedens geträumt hatte.

Des Nachts wandelten Lichter auf dem neuen Waldsteige und überschritten die Brücken der Schluchten; das waren die Blenden der Bergleute,

die aus dem Walddorfe zur Arbeit in den Drei-Brunnenschacht hinabstiegen, oder die nach beendeter Schicht heimkehrten. Hunderte von Arbeitern hatte die Botschaft von dem Funde des kleinen Propheten ins Walddorf gelockt; hunderte von Familien waren mit ihrem armen Hausrat in das Gebirgsdorf gezogen, das sie bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten.

Die Jahre wandelten.

Haus an Haus erstand im Talgrund, durch den längst wieder das stark gewordene Wildwasser um die Blöcke schäumte. Aber der Wald auf der Talsohle, der noch da und dort um die Dächer der Hütten gerauscht hatte, war gefallen. Straßenzüge von kleinen, armen Häusern, deren Schindeldächer nun schon wieder grau wurden und mit dem weichen Grün des Mooses sich überwoben, zeigte das Tal. Nur die Hütten der Waldleute von einst zerbrachen noch manchmal das Regelmaß der Häuserreihen. Dicht und niedrig standen die Dächer beieinander, und schmal waren die Wege; denn es war mitten im Wald kein Raum im Talgrund für ein Gärtlein am Haus und war kein Raum für einen Streifen Grün. Immer mehr Dächer erhoben sich; lauter kleine, verkümmerte Häuslein mit engen Höfen dahinter, in die sich kaum ein Licht der Sonne wagte. Viel bleiche, arme Kinder liefen zwischen den Häusern oder spielten im Sande. Aber wenn der Sommer kam und die Beeren reiften, wenn im Herbst im Bergwald die Schwämme aufgingen, dann zogen Kinder und Mütter in die Forsten, die Güter der freigebigen Wälder zu sammeln.

Und auch an den Hängen, die den Talkessel umrahmten, sank der Wald; denn auch dort wuchsen die Mauern der kleinen Häuser.

Bei den drei Brunnen wurden neue Schächte und Stollen gebrochen; immer höher hoben sich die Halden des zutage geförderten Gesteins, und an den zuerst aufgeworfenen blühte nun schon wieder die harte Schlehe, wuchsen die Wildrosen und der blauäugige Natterkopf.

So wandelten die Jahre.

Die Hausnamen, die den Holzleuten und Schmugglern geläufig gewesen waren, verloren sich. Nur die ‚schwarzen Kreuzleute', die ‚Propheten' und die ‚Pechschaber' waren geblieben. Aber die neuen Leute, die aus allen Winden herzugezogen waren, redeten sie gedankenlos nach und wußte kaum einer, warum sie da seien; denn in den Hunderten der neuerstandenen Häuser erzählte man von dem heimlichen Frieden des einstigen Walddorfes als von einem Märchen; und die Erlebnisse auf dem Schmuggelpfade und auf der Wildbahn berichtete man wohl noch, aber viele der Leute, die damals dabei gewesen waren, kannte fast niemand mehr, weil sie gestorben oder fortgegangen waren in eine andere grüne Einsamkeit.

Nur die drei Hütten, die noch die Namen der vorigen Zeit trugen, schickten keinen mit der Blende und Spitzhacke zur Arbeit unter Tag. Die schwarze Kreuzfrau trug ihre behäbige Fülle und ihr schwarzes Täschlein noch immer keuchend von Haus zu Haus; und weil ihr Scheitel nun ganz silbern geworden war, dachte sie an einen Feierabend nach ihrem langen Wirken, das gegen das Ende hin hart und mühselig geworden war. Der schwarze Kreuzmann aber spällte noch immer sein feines trockenes Holz zu Schachteln und versah mit beschaulicher Bedachtsamkeit sein kaum fühlbares Amt als Vorsteher der Waldgemeinde. Der Pechschaber und die beiden Propheten schleißten Schindeln für die zahlreichen Dächer und deckten diese ein. Der Wildschütz Veit war einmal lange mit verbundener Hand umhergegangen; sie sagten, eine Kugel des Hegers habe ihm die Hand zerschlagen. Er hatte einen steifen Finger behalten, war ein Bergmann geworden und legte Schlingen, wenn es anging. Aber die Arbeit im Berg und die scharfsichtigen Steiger litten kein Umherstreifen auf der Wildfährte. Da nahm er seine Sehnsucht nach dem rauschenden Wald und der gefahrvollen Freiheit der vorigen Zeit mit in den Stollen zum Erzgraben und ward ein bleicher, vermühter Mann wie die anderen alle. Die Pechschaberin hatte im Haus am Stein einen Kramladen aufgetan, denn der Weg nach dem Schachte führte die Bergleute dort vorüber. Seit jener Zeit hatte das Haus am Stein ein neues Schindeldach und einen feinen Kalkbewurf an den Wänden.

Wie die vier Pechschaberleute des Abends einmal beieinander saßen und der Rauch der vielen Schornsteine das Tal erfüllte, da stand der Mann, der einst landfahrend gewesen war, von der Holzbank auf und schaute über das Seine.

‚Annemirl,‘ sagte er, ‚das ist nun übrig geblieben von der lustigen vorigen Zeit!‘

Da machten sie alle verwunderte Augen; denn es war ein zweideutig Wort, das sie vernommen hatten. Aber nur die Frau hatte es verstanden und dachte, es solle wohl heißen: ‚Besser ist's geworden als vordem, aber schöner nicht.‘

Dann nahm der Pechschaberbub, der er trotz seiner achtzehn Jahre immer noch geblieben war, die Geige wieder auf und spielte eine wunderliche Weise, wie sie ihm sein Herz hieß; die war wild und träumerisch, die war tosend wie ein Bergwasser und war wie silberner Fall klingenden Mondscheins. Die ging durch das Dorf und war flehende Bitte; die flog über die Dächer und schlug ihren Flug wie ein Adler durch die abendgoldene Luft.

Da wurden die Kinder vor den Türen stille: ‚Horch, der Girgl vom Stein spielt die Geige!‘

Das war die Geige mit dem weichen, vollen Ton, die die Annemirl vor zwanzig Jahren in der brüchigen Wachstuchhülle auf dem Rücken in das Walddorf getragen hatte.

Daran dachte der Pechschaber in dieser Stunde und sah die Frau mit einem langen Blick an. Darüber verklang das Lied des Sohnes wie heimliches Leid um fremde Fernen, verklang wie ungestillte Sehnsucht nach der Fülle des Lebens. Und der Pechschaber deutete mit dem Finger auf das Haar der Frau:

‚Annemirl, die Zeit flicht dir die Silberzweiglein in die Scheitel! Weißt noch, wie wir einmal gerechnet haben? Nun sind die einundzwanzig Jahre gleich vorbei, und das Musikantenpärlein hat sich richtig eingestellt.‘

* * *

Es war, als spiele sich der Pechschaberbub die Seele wund, wenn er zwischen Tag und Dunkel vor dem Steinhofhause saß; denn wenn sein Spiel abbrach, blieb er nicht mehr bei den anderen, sondern es war ein heißes Feuer in seinen Augen, und er ging in die einsame, arme Stube im Giebel, in der sein Bett stand, und sprach an solchen Abenden mit keinem ein Wort.

Dann redeten die drei draußen in der Nacht leise von ihm. Der Pechschaber sagte in seiner Weise:

‚Nun hat keine harte Arbeit im Wald die Musik in ihm totmachen können!‘

Und die Tochter sprach wie schon oft: ‚Ob's nicht noch Zeit wär' daß er sie erlernen könnte?‘

‚Ach,‘ entgegnete der Alte, ‚wenn ein einziger der fahrenden Spielleute es könnte wie er! Keiner, sag ich. So hat er also nichts weiter zu lernen. Aber auf eine Schul? Red' nicht töricht! Mit dem Geigen allein ist's da nicht getan; da muß einer auch sonst noch einen Haufen gelernt haben. Und der? Kaum in eine Schule ist er gegangen, Stöcke hat er gerodet und Holz gelesen, und nun soll's noch Zeit sein zum studierten Musikanten? Und die paar hundert Gulden Erspartes, die wir haben? Heiraten willst du auch einmal, Kind; soll er das Deinige mit verstudieren? Sollen wir wieder Bettelleut spielen?‘

Dann saßen sie eine Zeitlang mit übereinander geschlagenen Armen und schwiegen.

Die Annemaria hatte ein tiefes heimliches Mitleid mit dem Bruder und dachte, sie wolle ihm alles geben, was einmal ihr gehören solle. Aber sie wußte auch, der Vater wollte davon nichts wissen. Die Erinnerungen an jene Zeit, in denen der Pechschaber vor den Schenken und auf den Jahrmärkten gespielt hatte, mußten trübe sein; und mit dem Begriffe der von

ihm erlernten Kunst verband sich für ihn untrennbar der des fahrenden Musikantentums. ‚Was darüber hinausgeht, ist nicht für unsereinen,‘ sagte er; und er hatte schon oft erwogen, ob er den Sohn nicht ein Handwerk lernen lassen und ihn in die Welt schicken solle. Aber er dachte, dann wäre ihm erst recht Gelegenheit gegeben, die Wege zu gehen, die seine Eltern wandermüd und armselig verlassen hatten; das war die große Klugheit ihres Lebens gewesen. Und das Bergwerk? Das hatte aus manchem lustigen Waldmann einen bleichen Schweiger gemacht und hatte selbst den verwegenen Übermut des Wildschützen Veit gebrochen. Weil der Pechschaber selbst um einen viel reicheren Tagelohn nicht in den Schacht gestiegen wäre, sollte das auch seinem Sohne erspart bleiben, erspart wie die Enttäuschung des fahrenden Geigers.

XII.

Am Morgen nach dem Tage, an dem die Singerannemirl mit dem kleinen Propheten vor dem Altare der Dorfkirche gekniet hatte und in das Giebelstüblein des Hauses beim schwarzen Kreuz gezogen war, schritt der Pechschaber mit Axt und Säge in den Wald, um eine ihm aufgegebene Arbeit zu verrichten. Er ging allein, denn es hatte am Abende des Hochzeitstages beinahe einen Verdruß gegeben. Die zweihundert Gulden, an denen die Pechschaberleut so lange gesammelt hatten, um das Mädchen nicht gar armselig in das Haus am Kreuz zu schicken, waren schuld daran. Der kleine Prophet und die Annemirl hatten sich nämlich heimlich beredet, sie wollten das Heiratsgut herleihen, damit es dem Bruder zu seinem Glücke verhelfe. Sie hatten diesen Wunsch zaghaft vorgebracht, aber der Pechschaber sagte:

‚Ihr wißt, ich bin kein Unebener; just in dem einen Punkte versteh' ich keinen Spaß; und wenn ihr mir nicht auf Ehr und Gewissen versprecht, das Geld weder heute noch jemals so zu verwenden, wie ihr euch gedacht habt, so warten wir halt mit dem Auszahlen, bis wir gestorben sind.‘

Damit faltete er die blauen Scheine zusammen. Aber die Hochzeitsleute versprachen's; denn sie hörten: Die Sorge und die Liebe redeten aus dem Vater.

Darum ging er am nächsten Tage allein zu Holz. Er wollte weder durch den stummen Trotz noch durch die rauhe Gegenrede seines Sohnes gereizt sein und fürchtete, der Hochzeitstag könne der Zeitpunkt werden, von dem an die Leute im Dorfe die Feindschaft rechneten, die im Hause am Stein eingezogen sei. Er wußte, sie sagten alle, der Georg Zeitel müsse ein Spielmann werden; ‚wenn nicht der, wer denn sonst auf der Welt? Wenn der Herrgott einem solch ein Geschenk gegeben hat, so ist es ein Un-

dank und eine Sündhaftigkeit, ihm die Gabe wieder vor die Füße zu werfen und zu sagen: Hier, lieber Gott, hier hast du's wieder; ich mag's nicht und ich veracht' es!' Just so geschäh's im Haus am Stein, und es wär' eine ausgefahrene Sach; denn warum? Erst hätte der Pechschaber dem Buben die Liebe zur Musik vererbt, und dann hätte er ihn schon ganz früh die Flöte spielen und die Geige streichen gelehrt, als wollt' er einen Musikanten aus ihm machen. Und nun bestehle er sein Haus um den Frieden und sein Kind um das Glück.

Das war eine harte Rede, und der Pechschaber krümmte sich unter ihr wie unter einer Geißel.

Aber so oft er den Leuten klarzulegen versuchte, daß das fahrende Musikantentum (denn an ein anderes dachten auch sie nicht) ein Leben sei, das die Menschen brüchig mache an ihrem Leibe und siech an ihrer Seele, so oft entgegneten sie ihm: jeder schlage sich durchs Leben, wie er möge, und ob er sein Geld so oder so verdiene, darauf käm's nicht an.

Sie verstanden sich in dieser Sache nicht; und deshalb sprach der Pechschaber mit ihnen auch nicht mehr darüber, sondern machte eigenwillige Augen, wenn die Rede darauf kam, schlug mit den Knöcheln seiner Finger auf den Tisch zur Bekräftigung, daß sein Wille unbeugsam sei, und ging hinaus.

Der Weg in die Schlucht war weit; darum hatte er sich an jenem Morgen die Kraxe auf den Rücken gehängt und hatte reichlich schwarzes Brot und Speck und einen Topf gekochter Hirse von Hause mitgenommen, weil er erst bei einbrechender Nacht zurückkehren konnte. Er dachte, die anderen würden daheim vergnügt sein, noch ein wenig Hochzeit feiern, und er selbst werde über der Arbeit vergessen, was in ihm fraß; denn er hatte allen verborgen, wie ihm die Absicht der Annemirl und die freudige Bereitschaft des kleinen Propheten ans Herz gegriffen hatten, und wie sauer es ihm geworden war, gerade an diesem Tage der Freude auf seinem Willen zu beharren.

Während er mit solchen Gedanken durch den morgentauigen Wald schritt, redete er sein Gewissen zur Ruhe und redete sich in die alte Beharrlichkeit hinein, die gestern wankender geworden war, als sie geahnt hatten.

Zu den mancherlei Einwänden, die er nun ein halbes Menschenalter erwogen hatte, kam die Überzeugung, daß die zweihundert Gulden ja höchstens für die Reise und für einen Monat zum Aufenthalt auf der Musikschule in Wien hingereicht hätten, und er schüttelte unmutig den Kopf, weil ihm das gestern nicht eingefallen war. Das war das nächstliegende; das hätte sie alle überzeugen müssen, und daran hätte er die große Rechnung gehängt, die über dem Studium aufgelaufen wäre, und deren Summen für einen Holzhauer und Krämer im Waldgebirg unerschwinglich waren.

D. G. Rossetti pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Kindheit der hl. Jungfrau.

Er arbeitete an diesem Tag in einer Felsenschlucht, in die ein Gießbach herabstürzte. Der hatte Gestein unterwühlt; da waren mächtige Blöcke zu Tale gerollt und hatten den Wald im Sturze zerschlagen. Der Fall seiner Holzaxt weckte den Widerhall; seine Säge zog zischend ihre Bahnen durch die geborstenen Stämme. Der Mittag ging vorüber, ohne daß er ihn daran erinnert hatte, sein Feuer zu zünden und sein Mahl zu wärmen. Erst wie die Sonne in den Gründen verlöschte und nun die goldene Fülle des Lichts um die hohen Steine und Baumkronen lohte, setzte er sich auf einen Stamm, hatte einen kleinen Brand angefacht und hielt den Topf mit der Hirse zwischen den Knien.

Da kamen auf einmal zwei Herren in vornehmen Jagdgewändern mit übergehängten Gewehren und Hirschfängern an der Seite durch den pfadlosen Forst. Er bot ihnen die Zeit und ließ sich von ihnen nach dem Bergsturz, nach dem Wege, nach dem Dorf und seinen Leuten fragen und gab ihnen in seiner klaren, frohen und ein wenig kecken Art, die noch aus der ‚verfahrenen Zeit' in ihm war, Antwort. Wie ihn der eine der Herren mit ‚Du' anredete, schaute er ihn einen Augenblick an; na, der alte Waldmeister sagte auch ‚Du' zu den Holzhauern. So wird der eine wohl ein solcher sein.

Dann setzten sich die Herren neben ihn auf den moosigen Waldstamm, und der eine redete mit ihm. Einmal er, einmal der Pechschaber.

‚Es ist jetzt eine gute Zeit für das Dorf, seitdem die Zeche da ist?'

‚Wie man's nimmt, Herr! Die größte Armut ist fort, aber die Fröhlichkeit auch.'

‚Verdienen die Leute nicht genug?'

‚Wenn's nicht zureicht, so haben wir ja des Kaisers Wald, der Beeren und Schwämme umsonst gibt und auch Holz in Menge; aber die Förster wollen's nicht mehr leiden, daß wir das Astholz lesen. Herr, meinen S' nicht auch: Das müßt der Herr Kaiser erfahren? Ich glaub', er tät's uns bis an sein seliges End verstatten.'

Der Herr lächelte. ‚Ja,' sagte er, ‚das würde er tun. Warum mögen's denn die Förster nimmer leiden?'

Der Pechschaber schlug mit der Hand in die Luft: ‚Vordem, da sind eine Handvoll Hütten im Wald gewesen, jetzt stehen über dreihundert Häuser da und sind an die sechshundert Familien. Wenn die alle den Forst nach Holz absuchen, so mag's geschehen, daß sie auch etliches von den Bäumen brechen, wie das dann so geht, Herr! Aber was liegt denn dem Kaiser daran, daß ihm die Armut vom Berg in ihrer Not einmal an seinen Reichtum rührt, gelt?'

‚So wird man ein Schreiben an ihn richten müssen,' sagte der andere vergnügt. ‚Es ist doch ein Bürgermeister im Ort?'

Da setzte der Pechschaber seinen geleerten Hirsetopf beiseite und ließ den Mund offen stehen: ‚Bürgermeister? Das schwarze Kreuzmannl? Er ist

ein guter, sorgsamer Mann, aber mit dem Schreiben kennt er sich nicht recht aus; wir alle nicht, Herr, bis auf den Pfarrer und den Schulmeister! Wissen Sie, was das klügste wär'? Der Herr Kaiser machete sich einmal auf den Weg ins Walddorf. Er schaut sich ja sonst überall um im Land und schläft wohl auch einmal bei einem Holzhauer im Wald, wenn er grad jagen ist und die Nacht überfällt ihn. Die Leute meinen, er tät' sich alle Not in seinem Land mit eigenen Augen anschauen, damit er helfen könne, wo's nötig ist. Herr,' der Pechschaber graute sich hinter den Ohren, ‚ins Walddorf müßt' er einmal kommen und müßte durch die Hütten laufen: Zehn Kinder um den Tisch, Herr, und ein kleines Häuflein Kartoffeln! Ja, bei uns heroben ist's nicht wie in der Kaiserstadt Wien!'

‚Meinst du, daß man die Zeche bei den drei Brunnen sich einmal besehen sollte?'

‚Ei freilich, Herr! So etwas ist schon sehenswert; es hockt die Armut in der Nacht der Tiefen und schürft dem Reiche das Silber ans Licht.'

So redeten sie lange miteinander. Der Tag, der mit goldenen Flügeln um die Wipfel und Säume der Talwände geflogen war, faltete die strahlenden Schwingen müde zusammen. Da forderten die Herren den Pechschaber auf, er möge seine Kraxe und sein Werkzeug sich aufladen und sie geleiten — heute ins Gasthaus des Dorfes und morgen zur ersten Schicht nach dem Dreibrunnenschacht. Auch den Hütejungen wollten sie sich vorstellen lassen, dessen Traum Wahrheit geworden war.

‚Ha,' lachte der Girgl, ‚ein Ziegenbub ist das aber nicht mehr; der hat gestern mit der Annemaria, was meine Tochter ist, Hochzeit gehalten! Und ein Gasthaus? Ja, da wär' schon eins, etwa gut für einen fahrenden Musikmann oder für einen, der mit Blechlöffeln und Mausefallen handelt. Aber für solche Herren? Das möchten Sie nicht gewöhnt sein, bei einander auf solchem Stroh —; na, das Stroh, 's schlaft sich auch nicht schlecht darauf, wenn einer über Tag fest gearbeitet hat; aber . . .,' der Pechschaber machte ein nachdenkliches Gesicht, ‚es ist zu viel Armut im Wald, — hernach, so hätten wir wohl auch ein ordentliches Gasthaus. Wenn ich Sie nun schon führen soll, da verstatten Sie mir leicht auch, daß ich Ihnen etwas rat'.'

Die Jäger horchten. Der Pechschaber fuhr fort: ‚Daheim bei mir, wenn's Ihnen recht wär' —, ein Schloß ist das Haus am Stein fei nicht; aber sauber und kommod werden Sie alles finden; denn mein Weib und ich sind, wie wir noch jung waren, landfahrend gewesen und haben darum, wie man so sagt, eine gewisse Lebensart. Wenn's Ihnen recht wär', das Haus am Stein möcht' ich Ihnen empfehlen. — Sie schauen sich da an miteinander; ich weiß schon, das soll heißen: Sie mögen nicht „ja" sagen; denn der

Mann mit der Kraxe auf dem Rücken ist Ihnen zu schlecht. Sie mögen aber auch nicht „nein" sagen; denn seine Art ist freundlich, und — am End' träfen Sie's im Gasthaus noch schlechter. Sie dürfen nicht etwa glauben, ich wollte für so eine Gefälligkeit ein Geld haben; — wo denken S' hin? Es wird mir eine Ehr' sein und der Annemirl auch, zwei so feine Herren zu beherbergen; denn just seit gestern ist die Tochter nicht mehr daheim, und ein Stüblein wär' schon frei.'

Da gingen sie miteinander. Auf dem Weg ins Dorf berichtete der Pechschaber: ‚Früher, da haben sie dem Kaiser daherum wohl auch einmal einen Bock gestohlen; aber jetzt: Es sind viel vermühte, unfreudige Menschen am Ort und ist gar nicht mehr ein so helläugiges Leben in ihnen. Das mag sein, weil sie sich der goldenen Sonne des Tages entwöhnen, oder weil sie des Tags die Arbeit und des Nachts die Sorge erwartet. Und Arbeit und Sorge, das sind zwei, die nicht schlafen, Herr!'

Wie der Pechschaber mit den feinen Gästen in das Haus am Stein kam und der Annemirl alles erzählte, war die Sonne untergegangen. Nach einem Gange durchs Dorf, während die Pechschaberfrau daheim geschäftig war und neues Bettzeug hervortat, das unterm Bergwasser gebleicht und im Tannenduft getrocknet war, und wie die Gäste gegessen und die Annemirl reichlich gelobt hatten, saßen sie noch draußen vor dem Hause, die Pechschaberleut diesmal auf der Türschwelle. Der Geiger, der Menschen gegenüber oft ein scheues, fremdes Wesen zur Schau trug, für das der Alte vergeblich nach einer Erklärung suchte (denn er wußte nicht, wie heiß und verzehrend eine solche Sehnsucht sein kann und wie tief der Gram darüber, daß sich diese Sehnsucht nie erfüllen werde), — der Geiger hatte der Mutter versprochen, wenn es ganz Nacht geworden sei, wolle er den Herren schon eins aufspielen.

* * *

Im Tale verschwammen die Schindeldächer in den Schatten der Finsternis; die Lichter der Häuser lagen wie goldene Tupfen im Dunkel; der zackige Saum des Bergwalds schnitt sich scharf aus dem Himmel, und das Wildwasser rauschte. Es war eine heimliche Sommernacht und flog eine harzduftige Waldkühle beim Stein vorüber in das Tal. Eine silberne Bahn zeigte den schäumenden Lauf des Baches. Da begannen weit unten zwischen den Hütten Lichter zu wandeln, kamen den Bergpfad empor und Leute gingen grüßend vorüber; es waren die, die um Mitternacht im Dreibrunnenschacht anfuhren.

Aber ihr Grüßen war ohne Freude; der Pechschaber vernahm das. Darum legte er den Finger an die Nase, als ginge ihm plötzlich das Licht auf, das er an diesem Abend so oft heimlich gesucht hatte. Er dachte: Eine

richtige Gastfreundschaft fragt nicht nach Namen und Art; in der Welt mag's zwar anders sein, aber im Wald lassen wir's halt beim alten.

Er fragte auch jetzt nicht; aber er wollte doch ein wenig erkunden, ob seine Mutmaßung zutreffend sei. Darum sagte er: ‚Vordem, da ist das mit den Bergleuten auch anders gewesen; da hat die Hoffnung aus dem Herzen geklungen, wenn sie am Stein ihr „Glück auf!" gerufen haben; jetzt ist die Hoffnung still und redet die Furcht.'

Weil die Gäste aber wissen wollten, was dieser Furcht Ursache sei, so merkte er, daß sie nun doch nicht des Bergwerks wegen gekommen waren, und er erzählte: Die Furcht käme daher, daß sie glaubten, die Arbeit im Schacht werde nicht mehr lange dauern, oder es solle wenigstens die Hälfte der Knappschaft fortan keine Arbeit mehr finden; denn der Schacht habe die Erwartungen nicht erfüllt. Anfangs reich und ergiebig, lohne er heute kaum noch die Mühen, und man wisse nicht, ob das Werk nicht in kurzer Zeit stillgelegt werde.

Sie redeten auch darüber lange miteinander. Eine Frau, die den Weg beim Stein ins Tal ging, mußte den kleinen Propheten schicken. Der kam mit der Annemirl und berichtete die Träume und das Glück des Hütejungen und erzählte von dem Grauen der beiden Waldkinder in der brüchigen Köhlerhütte, die nun Mann und Weib geworden waren. Das vernahmen die Herren gern; und wie es der Annemirl endlich gelungen war, den Geiger aus dem Hause zu locken, sprachen sie ermunternd und froh mit ihm und sagten, sie wollten nun zum einschlafen schon auch noch sein Spiel hören.

Die Zagheit seines Herzens klang hinein, als der Geiger begann; aber wie das immer war: Bald spielte sich der Junge Feuer in die Augen und Vergessen ins Herz; und dann flogen die Klänge der wilden Freude unter seinem Striche hervor und wurden im Kampfe von dem Schmerze besiegt.

‚Dein Sohn scheint ein ganz ungewöhnliches Talent zu besitzen, Pechschaber!' sagte der eine der Gäste.

‚Das wohl, Herr, er ist aber auch ungewöhnlich starrsinnig, und die Waldleut' sind ungewöhnlich arm; das sind drei Dinge, die sich nicht in ein Joch kriegen lassen.'

Aber die Annemirl, wie die den harten Klang seiner Stimme hörte, der nur da war, wenn die Rede auf den Geiger kam, stieß den Pechschaber auf der Türschwelle in die Seite; darum schloß er den Mund wieder, der gerade noch etliches reden wollte, und nun begann die Frau in ihrer behenden Art die Geschichte von ihres Buben Lust und Leid; mit der Lust hub's an, mit dem Leid klang's aus, just wie das Geigenspiel. Sie schloß die Türen ihres Herzens weit auf. Es war eine Ahnung über das Mutterherz gekommen, als könne jetzt Hilfe werden.

Da merkte der Pechschaber: Auch sein Weib litt schwerer, als sie ihm bisher gezeigt hatte. Sie stand auf der Seite des Mannes, wenn er auf das Elend des fahrenden Musikantentums deutete, und sie litt mit ihrem Sohne; denn sie hörte sein Herz schreien und vernahm sein Leid aus seinem Liede. Das erschütterte ihre Seele, und oft stand sie einsam und suchte nach einem Wege. Aber sie fand keinen als jenen, auf dem das Gespenst des tiefen Grames gegen das Haus am Stein anschritt; denn dem tiefen Gram und einer feindlichen Verbitterung mußte diese Sehnsucht wohl einst weichen, die des Geigers Jugend jetzt noch mit heimlicher Hoffnung auf eine Wendung seines Geschickes nährte.

Wie der fremde Herr sich alles angehört und oft zustimmend genickt hatte und seine goldene Uhr zog, — denn der Mond war über dem Wipfelsaume heraufgeschwommen, — sprang der Pechschaber von der Türschwelle auf. Er merkte: Er war nahe daran, sein Spiel zu verlieren, und ahnte, daß die kluge Frau durch ihre Geschichte die Gäste heimlich um Hilfe in ihrer großen Not angerufen habe. Darum redete er nun auch. Währenddem waren die Herren aufgestanden, und der eine sagte, indem er ihm die Hand auf die Achsel legte:

‚Ist schon recht, Pechschaber! Ein Dach und ein Weib und, wenn's sein kann, auch Kinder muß der Mann so notwendig haben wie eine Pflicht. Wenn einer heimatlos ist, so ist er ein Blatt, das der Herbststurm vom Aste gerissen hat; es treibt dahin, bleibt irgendwo am Wege liegen und verkommt. Aber das Feuer des eigenen Herdes ist segnend wie die Sonne; in seinem Scheine wachsen alle Tugenden, und in seiner Wärme gedeihen das Glück und die Stärke eines Volkes.'

Der Pechschaber schaute um sich wie ein Sieger:

‚Herr, das müßten Sie mir noch einmal sagen! Das müßt' ich mir aufschreiben; denn das müssen sie auswendig lernen im Haus am Stein und im Dorf im Wald.' Und er wendete sich zu seinen Leuten. ‚Darum: Solang der Pechschaber lebt, wird aus seinem Haus keiner landfahrend, Leut, — keiner!'

Da verkümmerte die aufgehende Hoffnung in dem Herzen der Frau.

‚Es gibt aber auch noch ein anderes Musikantentum, Pechschaber!'

‚Ja, Herr!' bestätigte ihm die Frau leuchtenden Auges.

Aber der Pechschaber sagte: ‚Leichter mag ein Waldmann auf der silbernen Himmelsstraße einherfahren und im Schank zum „Goldenen Bären" den lieben Englein aufspielen, als daß er zu dieser Kunst komme.'

Die Herren traten nachdenklich über die Schwelle, und die Annemirl hatte schon eine Kerze angesteckt und führte sie in die Stube, in der sie alles sauber zugerichtet hatte. ‚Gut' Nacht und wohl zu schlafen wünsch' ich!'

rief der Pechschaber von draußen. Und die Frau sagte, indem sie mit dem Lichte umherleuchtete: ‚Fein ist's nicht, aber für eine Nacht werden die Herren vorlieb nehmen im armen Waldhaus.' Es roch nach frischer Wäsche im Stüblein. ‚Und die Wänd' sind ein wenig kahl.' Sie hob das Licht; ein einzig Bild im braunen Rahmen hing über der Tür: ‚'s ist der Kaiser, aber nicht der von heut', heut' mag er wohl anders ausschauen; 's ist der aus jener Zeit, in der er hat grad zu regieren angefangen. Gelt, Sie kennen ihn gar nicht auf dem Bild?'

Sie stellte den Leuchter auf den Tisch und sagte fast wehmütig: ‚Freilich wohl, wenn wir noch im Land umführen, hätten wir ihn auch nicht lieb; das ist erst, seitdem wir seßhaft sind. So haben Sie das leicht vorhin gemeint, wie Sie von dem Herdfeuer geredet haben, gelt, Herr? Jetzt versteh' ich's erst.'

Da nickte der Fremde, und die Frau ging mit gutem Wunsche hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Fahrt.

So wünscht' ich, daß mein Sterben möchte sein:
Das Julisonnrot glimmt auf meinen Bergen
Und überglänzt mit seinem milden Schein
Weltfern im Blau noch einen Wolkenfergen.

Und unten feiern Hügel schon und Tal
Und weht ein Duft von sichelreifen Ähren.
Ich aber weiß, es ruht zum letztenmal
Mein Auge auf der Berge Hochaltären.

Das ist die Stunde still und segenschwer,
Die mir der Gnaden größte will bereiten.
Drum läut mir noch, als ob es Sonntag wär',
Das Hohelied von den acht Seligkeiten!

Wie leicht das macht, indes vom Turm die Zeit
Schon nicht mehr schlägt und groß die Sterne blinken
Und unter mir, weiß Gott wie weit, wie weit,
Die Berge blau verdämmern und versinken!

Fridolin Hofer.

Dante Gabriel Rossetti.

Von

Otto L. Jiriczek.

In letzter Zeit sind nicht weniger als drei deutsche Monographien über Rossetti rasch nacheinander erschienen,* und auch die Übersetzungsliteratur beginnt diesen genialsten Dichter der englischen Neuromantik für deutsche Leser zu erobern.** Für weite Kreise in Deutschland wird die durch diese Schriften vermittelte Bekanntschaft mit dem Doppelgenius des Malers und Dichters Rossetti dem Auftauchen eines neuen künstlerischen Gestirnes gleichbedeutend sein. Und doch ist Rossetti nun schon an ein Vierteljahrhundert tot, und die Kunstbewegung, die von ihm ausging, liegt in ihren Anfängen bereits fünfzig Jahre und mehr hinter uns; ein merkwürdiger Beweis, wie langsam selbst in unserem Zeitalter Kulturmitteilungen vor sich gehen können. Die Gründe für die lange Verzögerung sind in diesem Falle ziemlich klar. Die englischen Künstler haben nie außerhalb Englands ausgestellt; Rossetti überhaupt hat sich auch in England vor der Öffentlichkeit geradezu geflüchtet; für den Kontinent hat erst der Franzose R. de la Sizeranne die moderne englische Kunst knapp vor Ablauf des Jahrhunderts sozusagen entdeckt (‚Die zeitgenössische englische Malerei', in deutscher Übersetzung 1899). Mit seinen poetischen Werken trat Rossetti im Grunde genommen erst 1870 und 1881 hervor. Nun gilt von vornherein gerade von lyrischen Kunstwerken, daß sie weder aus der Sprache, in der sie gedichtet, noch aus dem Literaturzusammenhang, in dem sie stehen, leicht losgelöst und als internationales Gemeingut beliebig verfrachtet werden können. Bei Rossettis Lyrik tritt noch hinzu die ungemein verfeinerte Formenkunst und ihr in zwei Kulturphären — der englischen und der italienischen — wurzelnder Gedanken- und Formenkreis, der an die ästhetische Ausbildung des

* Singer, Waldschmidt, Jessen, alle drei 1905. Die beste Quelle persönlich-biographischer Rossetti-Kunde ist das ‚Memoir' seines Bruders William Michael, das den ersten Band des Werkes: Dante Gabriel Rossetti, his family letters (1895, 2 vols) bildet. Zu den empfehlenswertesten englischen Büchern über Rossetti zählt die sehr reich illustrierte kunstgeschichtliche Darstellung H. C. Marilliers (in dritter Auflage 1904) und die treffliche literarische Biographie Rossettis von A. C. Benson (in der Serie English Men of Letters 1904).

** Das Haus des Lebens, übersetzt von Otto Hauser 1900.

Lesers hohe Ansprüche stellt. Wie hätte diese Kunst, die in romantischer Symbolik und dantesker Mystik sich bewegt, in der naturalistischen Hochflut der siebziger und achtziger Jahre in Deutschland sich bemerkbar machen können! Erst mit den symbolistischen Strömungen der letzten Jahre tritt nun auch dieser große Meister der Symbolik weiteren Kreisen deutscher Literaturfreunde näher. Den Lesern des ‚Hochland' dürfte daher eine kurze Skizze seines Lebens und Schaffens zur Begleitung einiger Reproduktionen seiner Gemälde nicht unwillkommen sein.

Rossettis Kunst ist eine fremdartige Wunderblume, die aus der Kreuzung zweier Kulturen entsprungen ist. Sie ist undenkbar ohne Dante und die mittelalterliche Malerei und Poesie Italiens. Aber sie hätte, wäre Rossetti in Italien und als Italiener erwachsen, sicher eine ganz abweichende Physiognomie angenommen. In ihren Adern rollt auch englische Kunsttradition von den Frühromantikern, insbesonders Keats, und der englisch-schottischen Balladenrenaissance her. Das nordische, englische Element in Rossettis Dichtung ist viel stärker als der Anteil englischen Blutes an seiner Abstammung, entsprechend dem geistigen Einfluß englischer Erziehung und Umgebung.

Die Familie Rossetti ist in Süditalien zu Hause. Der Vater des Künstlers, Gabriele Rossetti, der eine Zeitlang Antiquitätenkustos am Museum in Neapel gewesen, hatte sich nach der Rückkehr der Bourbonen politisch kompromittiert und flüchtete mit Hilfe englischer Offiziere nach Malta, von wo er sich im Jahre 1824 nach England wandte. Er fand dort eine bescheidene Lebenssicherung als Sprachlehrer, später als Professor für Italienisch am King's College, London, und heiratete eine junge Dame halbitalienischer Herkunft, Francesca Maria Lavinia Polidori. Von ihrer Mutter kommt der einzige englische Einschlag in die Familie. Der trotz bescheidenster Verhältnisse in jeder Beziehung glücklichen und harmonischen Ehe entsprangen vier Kinder: Maria Francesca, Dante Gabriel (geb. 1828), William Michael und Christina, alle ungewöhnlich veranlagt und reich begabt. Nicht nur hatte der Vater rege literarische Interessen und dichtete selbst in italienischer Sprache, auch die Mutter entstammte einer literarisch angeregten Familie; ihr Vater, eine Zeitlang Sekretär des bekannten Dramatikers Grafen Alfieri, hatte Milton übersetzt, ihr Bruder in persönlichen, wenngleich nicht immer erquicklichen Beziehungen zu Lord Byron gestanden und gleich anderen Gliedern der Familie Polidori sich als Schriftsteller versucht.

In einem zweisprachigen Hause aufwachsend, mit der Literatur zweier Hauptkulturvölker Europas von Jugend auf vertraut, lateinische, französische und deutsche Sprach- und Literaturstudien damit bald verbindend, entwickelte sich der junge Dante Gabriel erstaunlich früh. Von kindlichen Versuchen in Versen soll hier nicht die Rede sein. Aber die meisten seiner ausgezeichneten Übersetzungen frühitalienischer Dichter und der Vita Nuova, die erst 1861 erschienen, fallen bereits in die Jahre 1845—49. Gleichzeitig studierte Rossetti deutsch (seit 1842), und es ist interessant, zu erfahren, daß der erste Versuch

einer poetischen Verwertung seiner deutschen Studien eine (erst 1900 veröffentlichte) metrische Übersetzung von Bürgers ‚Lenore' war — des Gedichtes, das in der Frühzeit der englischen Romantik eine so bedeutsame Rolle gespielt und den jungen Walter Scott auf das tiefste beeinflußt hatte. Auch am Nibelungenlied versuchte Rossetti seine Kunst. Eine metrische Übersetzung des ‚Armen Heinrich' (um 1846) ist 1886 postum abgedruckt worden.

Noch erstaunlicher aber äußerte sich die künstlerische Frühreife des jugendlichen Dichters in seinen Originaldichtungen. ‚Die verklärte Jungfrau' (The Blessed Damozel), wohl das berühmteste Gedicht Rossettis und eine Perle seiner Kunst, das herrliche Ave, das wunderbar feine Kabinettstück ‚My Sister's Sleep' und die tiefsinnige Sonett-Triade ‚Die Wahl' sind alle bereits um 1847, etwa im 19. Lebensjahre des Dichters, entstanden. Bezeichnend für die von Einflüssen Dantes, frühitalienischer Dichter und Maler und katholisch-religiöser Ideen und Kunstsymbole durchflutete Atmosphäre dieser poetischen Frühschöpfungen ist der Titel, unter dem Rossetti sie im Manuskript vereinigt hatte: ‚Gesänge der katholischen Kunst' (Songs of the Art Catholic).

Rossetti hat nie der katholischen Glaubensgemeinschaft angehört. Der Vater war allerdings Katholik, aber seiner Kirche gänzlich entfremdet und nahezu feindlich gegenüberstehend. Die Mutter, eine tiefreligiöse Natur, war Mitglied der anglikanischen Kirche, und in ihrem Glauben wurden die Kinder erzogen. Aber die fortwirkende Macht ungezählter katholischer Generationen der Familie äußerte sich auch bei ihren letzten Ausläufern im fremden Lande und unter fremden Einflüssen. Die zwei Schwestern Rossettis, die ihrer Mutter persönliche Glaubensinnigkeit ererbt hatten, neigten, jedoch ohne den Wunsch einer Konversion, zu der katholisierenden Richtung der anglikanischen Kirche. Die ältere, Maria, gestorben 1876, führte ein fast nonnenhaft geregeltes religiöses Leben und endete ihre Tage als Mitglied der anglikanischen Schwesterschaft von Allerheiligen; die jüngere, Christina, ebenfalls unvermählt gestorben (1894), ist die bedeutendste religiöse Dichterin Englands geworden. Während jedoch ihre Poesie ohne katholische Tradition ist und im wesentlichen den Charakter protestantischer geistlicher Lyrik trägt, wurzelt der religiöse Stil ihres Bruders ganz im Boden des Katholizismus.

Von entscheidendem Einfluß auf den Kunststil wie auf die religiös-transzendente Vorstellungswelt Rossettis war die Verehrung Dantes, dessen Geist als eine Art Familiengenius über dem väterlichen Hause schwebte. Des Vaters eigene Dantestudien, die in einem wunderlichen Kommentar zur Divina Commedia gipfelten, waren freilich wenig geeignet, die Kinder im Verständnis Dantes zu fördern. Wenn er über Dante arbeitete, war er nach der Schilderung seines Sohnes William Michael von großen Folianten über Alchymie, Freimaurerei, Brahmanismus, Swedenborgianismus, Kabbalistik und sonstigen Okkultismus umgeben, und mit dem ungezügelten Eifer eines dilettisierenden Schwarmgeistes las er in Dante seine eigenen politischen und Freimaurerideen hinein. Der Wust abstruser Phantastik, den er turmhoch um Dante auf-

häufte, hatte wenigstens das Gute, daß die Kinder vor dieser Art von Kommentierung eine gründliche Scheu bekamen und erst in etwas reiferem Alter sich unmittelbar in die danteske Poesie vertieften. Dante Gabriel verherrlichte seinen Namenspatron mit Pinsel und Feder und übersetzte die Vita Nuova, William Michael, der ein feinsinniger, hervorragender Literaturkritiker wurde und hochbetagt noch lebt, das Inferno; Maria schrieb eine Danteſtudie (A Shadow of Dante 1871), und Christina suchte wenigstens durch einige anspruchslose Aufsätze die Kenntnis Dantes in England populär zu fördern. Wenn heute das Danteſtudium in England als Kennzeichen feiner geistiger Kultur gilt, so haben die Rossettis, besonders Dante Gabriel, mittel- und unmittelbar ihren Teil dazu beigetragen.

Die lebenslange Verehrung Dantes ist zweifellos eine der stärksten Quellen religiös-transzendenter Gefühle für Rossetti gewesen. Künstlerische und religiöse Inspiration fallen bei Dante so sehr zusammen, daß seine Kunst nur bei dem volles Verständnis finden und Enthusiasmus erregen kann, der ihr in die Höhen ihrer religiösen Sphäre zu folgen vermag. In Rossettis Seele rangen Agnostik und Glaubenssehnsucht miteinander. Im Alltagsleben verhielt sich Rossetti religiös meist ganz indifferent; beim Schaffen, der intensivsten Betätigung seiner Gemütskräfte, bricht gelegentlich eine religiöse Inbrunst durch, die der seiner Schwester Christina nicht nachsteht. Man kann bei ihm geradezu von künstlerischer Religiosität sprechen; sie ist nichts Anempfundenes, sondern die Manifestation transzendenter Weltanschauung einer im Grunde tiefreligiösen Natur, die im Momente der Schaffensinspiration unwiderstehlich alle subjektiven Hemmnisse ihres Aufschwungs überflügelte.

Die eigentümliche Doppelnatur von Rossettis Stellung zur Religion äußerte sich gelegentlich auch im Leben in überraschender Weise. Seine agnostischen Freunde waren auf das äußerste betroffen, als er einmal auf dem Krankenlager, wenige Jahre vor seinem Tode, das dringende Verlangen nach einem Priester äußerte, um ihm zu beichten und die Absolution zu empfangen. Das Verlangen — dessen Erfüllung an dem Einspruche seiner damaligen Umgebung und an seiner eigenen sprunghaften Inkonsequenz scheiterte — muß sich nicht notwendigerweise auf einen katholischen Geistlichen bezogen haben; denn auch eine Richtung der ritualistisch-anglikanischen Kirche hat gleich anderen katholischen Institutionen die Beichte eingeführt oder doch als freiwillige Glaubensübung zugelassen, und in seiner letzten Krankheit empfing Rossetti seinem eigenen Wunsche entsprechend den religiösen Zuspruch des anglikanischen Ortsgeistlichen von Birchington. Doch meint William Michael Rossetti, der im ‚Memoir‘ diese Episode ausführlich bespricht und verschiedene falsche Auffassungen des unmittelbaren Berichterstatters, Mr. Bell Scott, richtig stellt, seinem Bruder werde wohl damals die Berufung eines katholischen Priesters vorgeschwebt haben, da seine Sympathien dem Katholizismus zugeneigt waren.

Es ist wichtig, sich diese Sphäre von Rossettis Geistesleben in allen ihren Schwankungen und Neigungen zu vergegenwärtigen; nur von hier aus

ist ein Verständnis für die Richtung zu gewinnen, der die ‚Gesänge katholischer Kunst' und die fast gleichzeitigen religiösen Jugendgemälde Rossettis entsprangen.

Seine malerische Begabung hatte sich ebenso früh entfaltet wie die dichterische. Nach Absolvierung der ersten Studien an einer Kunstschule hatte Rossetti kurze Zeit die Antikenabteilung der Kgl. Akademie besucht. Müde ihrer toten Methode sprang er jedoch bald von dem schematischen Ausbildungswege ab und ging seine eigenen Bahnen, geleitet von dem abseits des offiziellen Kunstbetriebes stehenden Maler Ford Madox Brown und seinem eigenen Instinkt. Mit der bestrickenden Macht seiner Persönlichkeit und der überströmenden Fülle seiner Ideen hatte er bald einen kleinen Kreis gleichstrebender Altersgenossen an sich gezogen, der (im Jahre 1848) als Symbol seiner Bestrebungen die Bezeichnung The Pre-Raphaëlite Brotherhood (Die präraffaelische Bruderschaft) annahm. Von der christlichen Kunst des Mittelalters vor der Renaissance, vor Raffael ausgehend, in ihr größere Naturtreue, tiefere Innigkeit, sinnvollere Symbolik als in dem üppigen Formen- und Farbenreichtum der Renaissance findend wählten sie diesen Namen. Was sie leitete, war etwa dasselbe, was Ruskin in den Sätzen ausspricht, bei den alten Malern sei das erste gewesen der Gedanke, das zweite die Kunst; das erste die Wahrheit, das zweite die Schönheit, mit anderen Worten, die Schönheit sei hervorgegangen aus der Idee und der Wahrheit. Unbewußt betraten sie Wege, die schon vor ihnen die deutsche Romantik und die Nazarenerkunst eingeschlagen hatte. Was die englischen Präraffaeliten als Weihe der Kunst empfanden, die unbedingte Hingabe des Künstlers an die innere Idee seines Werkes ohne Rücksicht auf konventionelle Schönheitswirkung und äußeren Erfolg, das hatte bei den Nazarenern entsprechend ihrer entschiedener religiösen Richtung seinen Ausdruck gefunden in dem von Wackenroder geprägten Satze: ‚Die Kunst muß eine religiöse Liebe oder eine geliebte Religion sein.'

Von einem Programm der Präraffaeliten, in deren Mittelpunkt die drei damals etwa zwanzigjährigen Maler Rossetti, William Holman Hunt und John Millais standen, kann nur in übertragenem Sinne die Rede sein. Sie gaben zwar eine programmatische Zeitschrift ‚The Germ' (‚Der Keim') im Jahre 1850 heraus, die jedoch nach vier Nummern einging. Als echten Künstlern lag ihnen weit mehr am Schaffen als an grauer Theorie. Zwei Prinzipien leiteten sie hiebei: ein naturalistisch-technisches und ein symbolistisch-ideelles. Wie jede von der Konvention sich abkehrende neue Kunstrichtung ein unmittelbares Verhältnis zur Natur sucht, so haben auch die Präraffaeliten getreueste Naturwiedergabe angestrebt und in der Forderung, die Farben- und Lichtwirkungen der Landschaft im Freien zu studieren, das Prinzip der Freilichtmalerei verfochten. In ihrem Kompositionsprinzip, jede Einzelheit solle eine Beziehung zu der Grundidee des Werkes haben, liegt die Forderung des Symbolismus, der in vielen präraffaelischen Gemälden ausgeprägt vorliegt. Ja, diese Symbolik nimmt mitunter ganz mittelalterlich allegorisierende Form an wie z. B. in Holman Hunts berühmtem Gemälde ‚Das Licht der Welt',

worin jede Einzelheit in der Gewandung des Heilands und in der Landschaft einen bestimmten allegorischen Sinn hat, oder in Rossettis erstem öffentlich ausgestellten Ölgemälde, der reizend-eindrucksvollen ‚Kindheit der Jungfrau Maria' (1849), in dem sogar das naive mittelalterliche Hilfsmittel der Schriftrolle nicht fehlt. Unter Anleitung St. Annas stickt die hl. Jungfrau eine Lilie nach einem lebenden Lilienstock, den ein Engel hält. Der Blumentopf ruht auf sechs Folianten, deren Rücken oder Schnittflächen die Namen der Kardinaltugenden tragen, als letzten und höchsten ‚Caritas'. Im Hintergrund zieht St. Joachim reich mit Trauben behangene Weinranken am Spalier, auf dem die symbolische Taube des hl. Geistes sitzt. Im Vordergrund liegen ein Dornenzweig mit sieben Stacheln und ein Palmenzweig mit sieben Blättern, umschlungen von einer Schriftrolle mit den Worten: Quot dolores, tot gaudia — wieviel Schmerzen, soviel Freuden.

Wie sich die drei Präraffaeliten in verschiedener Richtung entwickelten, wie andere Künstler hinzutraten und der Begriff Präraffaelismus sich schließlich in zahlreiche, ganz auseinander gehende Nuancen auflöste und in neue Richtungen überging, ist ein Kapitel modern-englischer Kunstgeschichte für sich, das in dem Buche The English Pre-Raphaëlite Painters von Percy Bate (1899, und öfter neu gedruckt) anregend dargestellt ist. Von den ursprünglichen Präraffaeliten ist Rossetti zwar nicht der technisch vollkommenste, sicher aber der tiefste und genialste Künstler. Sein außerordentlich reiches Schaffen — die vollständige Liste seiner Gemälde, Zeichnungen und wichtigeren Studien von 1848—1882 umfaßt an 400 Nummern — weist verschiedene Richtungen auf und erstreckt sich über ein weites Stoffgebiet: religiöse Themen, Vorwürfe aus dem Leben und den Werken Dantes, Stoffe der Artus- und Gralsage, frei komponierte episch-lyrische Situationen, symbolische Frauentypen u. a. m. Stark hervortretend ist eine mystische, transzendente Symbolik. Die Krone dieser Richtung bildet das Gemälde Beata Beatrix. Auf einem Balkone, der den Blick über eine menschenleere Straße öffnet, — ein Symbol der Verödung des Lebens durch Beatricens Hingang, von Rossetti angedeutet durch das auf dem Rahmen angebrachte Zitat Dantes (in der Vita Nuova) aus Jeremias: Quomodo sedet sola civitas, — sitzt Beatrice, eben in einer Verzückung für immer von der Erde entrückt. Angstvoll nähern sich Dante und der Genius der Liebe dem Hause. Eine Taube flattert auf Beatrice zu und legt ihr den grauen Mohn des Todesschlafes in den Schoß; eine Sonnenuhr zeigt an, daß ihre Zeit um ist. Auf dem Antlitz mit geschlossenen Augenlidern spiegelt sich Erlösung von allem Irdischen und gleichzeitig ein mystischer Ausdruck eines geistigen Schauens in eine andere Welt, die sich der Sterbenden zu erschließen beginnt: eine groß gedachte und wundervoll ausgeführte Veranschaulichung der Stelle aus der Vita Nuova, die Rossetti als den Schlüssel zu seinem Gemälde bezeichnete: Quella beata Beatrice che mira continuamente nella faccia di colui qui est per omnia saecula benedictus — jene selige Beatrice, die nun ohne Ende blickt in das Antlitz dessen, der

gesegnet ist in Ewigkeit. Das tiefempfundene Bild hat eine schmerzliche persönliche Bedeutung im Leben des Künstlers. Es ist nach dem frühen Tode seiner Frau entstanden, deren Züge er hier mit der Macht sehnsüchtiger Wehmut in mystischer Verklärung wiedergegeben hat.

Zu den eigenartigsten Bildern Rossettis gehören frei erfundene Kompositionen, in denen malerische und dichterische Konzeptionen sich vereinen, um eine rätselvoll träumerische Empfindung hervorzurufen, so die ‚Weihnachtshymne', eine vornehme Jungfrau in mittelalterlicher Tracht auf einem Tasteninstrument spielend, das mit Reliefdarstellungen der Geburt Christi verziert ist, während zwei Dienerinnen ihr goldenes Haar kämmen. Ähnliche romantisch-mystische Musikszenen sind ‚Das blaue Gemach' und ‚Das Lied von den sieben Türmen', deren eindrucksvoller Titel den Dichter William Morris zu zweien seiner rätselhaft-sonderbarsten Jugenddichtungen inspiriert haben.

Von dem vielen, was Rossetti der Maler geschaffen, wird wohl nur einiges wenige zu dem erlesenen Besitze der Kunst an unvergänglichen Schöpfungen, die jeden Wandel des Geschmackes überdauern, gehören; aber es gibt anderseits auch nur weniges darunter, das eines charakteristischen Wertes und einer eigenartigen Vergeistigung des Stoffproblems entbehrte. Dabei war Rossetti keineswegs eine leichte Hand zu eigen. Er war sprunghaften Stimmungswechseln ausgesetzt und hatte nicht die moralische Meisterung über sie; er konnte sich nicht genug tun, schabte und retouchierte an seinen Entwürfen beständig herum und ließ sie oft in Verzweiflung jahrelang liegen. Die Fülle seines Schaffens wirkt daher doppelt erstaunlich.

In scharfem Gegensatze dazu steht die Spärlichkeit seiner poetischen Schöpfungen, obwohl Rossetti selbst sich für einen größeren Dichter als Maler hielt und seine Poesie an absolutem Werte sicher seine malerischen Leistungen überragt. Von einer trefflichen Bearbeitung altitalienischer Dichter und der Vita Nuova (1861) abgesehen, umfassen die zwei schmächtigen Bändchen ‚Gedichte' 1870 und ‚Balladen und Sonette' 1881 fast alles, was er gedichtet. Was davon vorher in Zeitschriften gedruckt oder im engsten Kreis bekannt geworden war, hatte genügt, den Enthusiasmus seiner Kenner und gleichgestimmter junger Dichter hervorzurufen. Die Gedichte Rossettis hatten den jungen William Morris aufs tiefste erregt, gleichwie es eine Zeichnung Rossettis war, die Burne-Jones zum Bewußtsein seines künstlerischen Berufes brachte und beide antrieb, Rossettis persönliche Bekanntschaft zu suchen, um von ihm zu lernen. So kommt es, daß der Einfluß Rossettis bereits 1858 in der ersten Gedichtsammlung von William Morris und bald darauf bei Swinburne sich in wundersamen Lichtbrechungen durch das Medium fremder Eigenart spiegelt und in den Widmungen der Erstlingsbände von Morris und Swinburne an Rossetti seinen äußeren Ausdruck findet, während er selbst erst spät einem größeren Kreise als einer der ersten Lyriker Englands bekannt wurde.

Der Grund für das späte Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung liegt in intimsten Herzens- und Lebensvorgängen. Als Rossetti seine an

Schwindsucht leidende Gattin, die er nach jahrelangen materiellen Kämpfen als halb Sterbende 1860 heimgeführt hatte, nach kaum zweijähriger Ehe verlor (1862), hatte er im jähen Impulse seiner leidenschaftlichen südländischen Natur den Manuskriptband seiner Gedichte, den er für sie angelegt, der Toten in den Sarg mitgegeben. Von den wenigsten dieser Gedichte besaß er Abschriften, und der Versuch, die fehlenden aus dem Gedächtnis zu erneuern, mißlang. Nach siebeneinhalb Jahren gab er dem Drängen seiner Freunde nach und ließ es zu, daß sie in seinem Namen die behördliche Erlaubnis nachsuchten, das Buch dem Sarge zu entheben, und diese peinliche Aufgabe ausführten. Den Kampf zwischen Mensch und Künstler im Innern Rossettis hat zweifellos die Erwägung entschieden, daß die Gedichte ein dauernderes Denkmal der Hingegangenen und seiner Liebe zu ihr seien als der jähe Vernichtungsakt unter dem Impulse sinnlos machenden Schmerzes.

Rossettis Dichtungen zu eigen ist die Verbindung vollendetster Formenschönheit mit intensivstem Stimmungsgehalt. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, es seien Poesien eines Dichters für Dichter. Man darf nur diesen Ausdruck nicht im Sinne eines gesucht-exklusiven Kunstvirtuosentums verstehen. Von den Sonetten und von einzelnen Gedichten überladenen Stiles abgesehen kann es nichts Schlichteres und Quellklareres geben als die poetische Sprache Rossettis. Sie ist charakterisiert durch die Direktheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, die auch malerisch zu den Grundprinzipien des Präraffaelitentums gehörte. Wer das Wesen dichterischer innerer Form durch einen literarischen Kontrast unmittelbar auf dem Empfindungswege erfassen will, braucht nur die rhetorisch-gespreizte, beständig umschreibende Dichtersprache, mit der die englische Pseudoklassik des 18. Jahrhunderts einen frostig-rationalistischen, prosaischen Inhalt ausdrückte, mit der unmittelbaren Ausdrucksschlichtheit der traumhaft schönen Konzeptionen Rossettis vergleichen. Das Wort von Dichtungen für Dichter gilt nur in dem höchsten Sinn von Rossettis Poesie, daß sie feinste ästhetische Empfindungsfähigkeit und künstlerisch entwickelte Stimmungsresonanz beim Leser voraussetzt — lieber noch beim Hörer; denn sie ist aus einer so musikalisch-lyrischen Stimmung geboren, daß Melodie und Klang der Sprache ein bedeutsames Stück unbewußter Formenschöpfung darstellen; in dieser musikalischen Lautmelodik wie in dem instinktiven Formgefühl Rossettis äußert sich das romanische Element dieser komplizierten Künstlernatur.

Vermutlich hat William Michael Rossetti recht, wenn er meint, die Zukunft werde Dante Gabriel Rossetti populär den Dichter der ‚Blessed Damozel' nennen. Sicher ist ‚Die verklärte Jungfrau' wert, mit seinem Namen als Typus des Schönsten, was er geschaffen, dauernd verbunden zu werden; und wer sich Rossetti zum erstenmal nähert, kann durch nichts besser in seine Eigenart eingeführt werden als durch das Studium dieses wundersamen Jugendwerkes, dem der Dichter freilich erst später die letzte stilistische Vollendung gegeben hat. Das Dantemotiv — Beatrice als Führerin ihres Geliebten durch das Paradies — hat hier eine eigenartige Umbildung erfahren.

Die verklärte Jungfrau lehnt an der goldenen Brüstung des Himmels; jenseits von Raum und Zeit stehend blickt sie hinab auf den Weltenraum, wo tief unten die Erde wie eine Mücke wirbelt, der Mond wie eine Flaumfeder in der blauen Tiefe zu versinken scheint und im Pulsschlag der Zeit Licht und Finsternis wie Ebbe und Flut wechseln. Sie sehnt den Augenblick herbei, wo sie ihren Geliebten Hand in Hand einführen kann in das Reich der Seligen. Mit außerordentlichem Feingefühl hat der Dichter vermieden, das Unschilderbare schildern zu wollen; außerhalb der innersten Kreise der Verklärung steht die Jungfrau, und nur im Wunsche und in der frohlockenden Zuversicht, die glorreiche Himmelsmutter werde ihr gestatten, den Geliebten zu führen, schreitet sie mit ihm durch die Ätherwelt der reinen Geister, die Gott schauen. Bei dieser Schilderung entfaltet Rossetti eine Zartheit, Würde, vergeistigte Feinheit und Tiefe, die ebenso bewundernswert ist wie die Lebhaftigkeit der Veranschaulichung; wenn er die Seelen, die zum Himmel aufsteigen, wie leichte Feuerflocken an der Harrenden vorbeiflattern läßt, wenn er von einem Altare der ewigen Anbetung spricht, dessen Lampen genährt werden von den Gebeten, die unaufhörlich emporsteigen, so bewährt er dabei eine an der Divina Commedia geschulte Kraft mystischer Phantasie, die ihres großen Vorbildes nicht unwert ist. Aber Rossetti streift doch nur die Sphäre Dantes. Die Vision Dantes von seiner höchsten vergeistigten Vereinigung mit Beatrice löst sich auf in einen Strom von Licht, und alle Schmerzen und Erinnerungen des Erdenlebens versinken unter ihnen bei der beseligenden fortschreitenden Läuterung von allem Irdischen, je näher die Aufsteigenden dem göttlichen Mittelpunkt und Schöpfungsurquell alles Seins kommen. Rossettis Vision endet mit den Sehnsuchtstränen der bange Harrenden und löst sich auf in den trüben Regen, der nach erloschenem Abendrot auf den herbstlichen Wald niederträufelt, in welchem der verzweifelte Liebende sich dumpfer Trauer hingibt, die Gedanken der Verklärten halb ahnend, halb an der Erfüllung seiner eigenen Sehnsucht zweifelnd. Das subjektiv-persönliche Element, das im Paradiso unter die Schwelle des Bewußtseins sinkt, dominiert bei dem modernen Dichter, und die Sphärenharmonien seiner Vision enden in chromatisch gebrochene Gänge von Mollakkorden. Es ist eine seltsame Fügung, wie eine Vorahnung tiefen Wehes, daß der jugendliche, dem Knabenalter kaum entwachsene Dichter einen Stoff wählte, der nel mezzo del cammin di nostra vita für ihn seelische Erfahrung werden sollte.

Daß die Gestalt Dantes in Rossettis Poesie nicht denselben Platz einnimmt wie in seiner malerischen Tätigkeit, — man könnte ihn geradezu ‚den' Dantemaler nennen, — ist aus inneren Gründen leicht begreiflich. Ein langes, halbepisches Gedicht: ‚Dante in Verona' hat zwar eine Episode aus dem Leben Dantes zum Gegenstande, allein es ist eine ziemlich frostige Paradeleistung und gehört zu den schwächsten Werken des Dichters. Der Einfluß Dantes auf Rossettis Poesie ist überhaupt weniger in Einzelheiten zu suchen als in der ganzen Sphäre spiritueller Liebesmystik, in welcher der Sonettzyklus ‚Das

Haus des Lebens' erwachsen ist. Diese Sonette zeigen Rossettis Kunst von ihrer vollendetsten, freilich vielfach auch von ihrer schwierigsten Seite her und bilden in gewissem Sinne das esoterischeste, was er geschaffen. Im Laufe langer Zeit einzeln entstanden und erst spät nach einem Plan geordnet sind sie übrigens im Stil sehr verschieden, manche von schlichtester Einfachheit des Ausdruckes, andere wieder mit allzu bewußtem Kunstaufgebot fast überladen an schwerer Reflexion und gewählter Stilornamentik. Allein das liegt in der Art des Sonettes, das seit den Tagen seines Meisters und Vorbildes Petrarca immer reflexiv gewesen. Das starkfühlende, südländische Temperament des Künstlers verleugnet sich nicht; durch manche dieser Sonette pulsiert eine heiße, geistig verfeinerte Leidenschaft, aber nie ungeläuterte, grobmaterielle Sinnlichkeit. Der Dichter empfindet die Schönheit als Mysterium, Spiegelung einer höheren ideellen Wesenheit, als etwas Unfaßbares, ewig Unerreichbares. Ein mystischer Zug von Sehnsucht geht durch diesen Sonettzyklus, über dem als Motto die Tristanstrophen Platens stehen könnten:

‚Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben....
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe;
Denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen
Zu genügen einem solchen Triebe.'

In den Sonetten, die aus den Jahren der Trauer und Vereinsamung stammen, steigert sich diese Sehnsucht zu einer schmerzlichen Glut der Empfindung, deren ergreifender Wirkung sich wenig an die Seite setzen läßt. Derselbe Ton erklingt wieder in einigen unmittelbar persönlichen lyrischen Gedichten, die seinem Gemütsleiden erschütternd Ausdruck geben, so in den unvergleichlich stimmungsvollen Strophen: ‚Ach, wie so lange!' und ‚Schlaflosigkeit'.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß in dieser mystisch-grübelnden Empfindungsanalyse sich mitunter eine krankhaft zerfaserte Gefühlsüberfeinerung geltend macht, deren Erklärung bei dem unglücklichen Nervenzustand Rossettis in seiner zweiten Lebenshälfte nur zu nahe liegt. Vielfach atmet seine Dichtung eine eigenartig müde Trauer und Lebensverstimmung. Man muß sich nur hüten, in jedem Mollton Krankhaftigkeit zu wittern. Rossettis Kunst, sowohl die dichterische als die malerische, schlägt wohl gelegentlich ins Bizarre um, ist aber nicht ihrem Wesen nach bizarr. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den gelegentlichen Manifestationen eines sinnlich stark empfindenden Temperaments; sie liegen an der Außengrenze seiner Kunst, sind aber nicht typisch für sie, und wer sein Schaffen überhaupt unter den Gesichtspunkt solchen gelegentlichen Überschwanges zwängt, tut dem Künstler, der von dem Berufe der Kunst ideal hoch und ernst dachte, Unrecht und Gewalt an.

In welch hohem Maße Rossetti kraftvolle Objektivität zu eigen war, zeigen seine Balladen, ausgezeichnet durch einen vortrefflichen, der englisch-schottischen Volkspoesie abgelauschten epischen Ton, in denen er teils historische, teils legendarische oder sagenhafte Motive des Mittelalters behandelt. Was

D. G. Rossetti pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Beata Beatrix.

der englischen Frühromantik vorschwebte, die Wiederbelebung des Mittelalters, ist hier zum Gipfel der Vollendung gebracht. Die Neuschöpfung mittelalterlichen Stoffes und Empfindens ist täuschend treu und doch, natürlich, gesehen und aufgefaßt durch den Abstand eines halben Jahrtausends und wiedergegeben mit den unendlich feiner ausgebildeten Mitteln moderner Kunst. Die Lebhaftigkeit der Veranschaulichung gewinnen diese Balladen mitunter durch das Kunstmittel, sie einem Augenzeugen als Bericht in den Mund zu legen, so in der ‚Königstragödie', die des schottischen Königs Jakob I. Ermordung (1437) zum Stoff hat, oder in der Ballade ‚Das weiße Schiff', die den Untergang dieses berühmten normannischen Kriegsschiffes mit dem einzigen Sohn Heinrichs I. von England und der ganzen Besatzung (1120) behandelt. Ganz besonders wirkungsvoll ist diese Technik in der Ballade ‚Die Hexe' (Sister Helen), wo der junge Bruder der Hexe das ihm unverständliche Gebahren der Schwester, die einen todbringenden Liebeszauber aus Rache ausübt, mit scheuen Fragen begleitet und die ganze Tragödie sich in den Fragen des unschuldigen Kindes und den ausweichenden Antworten der Missetäterin aufrollt.

In anderen Balladen erzielt Rossetti durch stimmungsvolle Stilisierung der Darstellung eine lyrische Gesamtwirkung von träumerischer Weichheit; die bedeutendste Dichtung dieser Art ist ‚Der Pilger' (‚The Staff and Scrip'); sie behandelt das Motiv von dem Ritter, der auf einer Pilgerfahrt im Heiligen Lande in Visionen das Antlitz einer weinenden, von ihren Feinden bedrängten königlichen Jungfrau erblickt, umgeben von unfaßbar erhabenen, himmlischen Gestalten. Er wird zu ihrem Lande geführt, besiegt ihre Feinde, fällt aber im Kampfe. Die Fürstin hängt seinen Wallerstab und seine Pilgertasche über ihr Lager und bleibt, seines Opfers eingedenk, unvermählt, bis der Tod sie mit ihrem Befreier vereint. In der mittelalterlichen Version der Sage ist das blutgetränkte Leibgewand des Helden das Erinnerungssymbol, und im Grunde geht der Stoff auf eine christlich-ritterliche Allegorie des Frühmittelalters zurück, in der Christus als der siegreiche Ritter gefeiert wird, der durch seinen Opfertod die bedrängte Menschheit erlöst hat.

Das Gebiet religiöser Poesie hat Rossetti nur selten betreten; doch fällt eines seiner vollendetsten Gedichte hieher, das unvergleichlich zarte und von tiefster Empfindung getragene ‚Ave', das nach Art der mittelalterlichen Marienklagen gebaut ist. Es beginnt mit einer Anrufung der heiligen Jungfrau, die es als krönenden Schlußstein des Menschentums und Grundstein des Erlösungsmysteriums feiert, begleitet sodann ihr Innenleben mit dem Gefühlsanteil des Andächtigen, der ihre Schmerzen, ihre Sehnsucht, ihre Verklärung sich vergegenwärtigt, und schließt mit einem Gebete an die über den Sternen Thronende, in das anmutig Worte des Englischen Grußes verwebt sind. Seine malerische Parallele findet es in dem berühmten Jugendgemälde ‚Ecce ancilla Domini'. Nicht unerwähnt dürfen in diesem Zusammenhange bleiben die gedankenvollen religiösen Sonette zu Gemälden und Zeichnungen: ‚Maria Magdalena an der Tür Simons des Pharisäers' (zu einer Zeichnung Rossettis), ‚Die

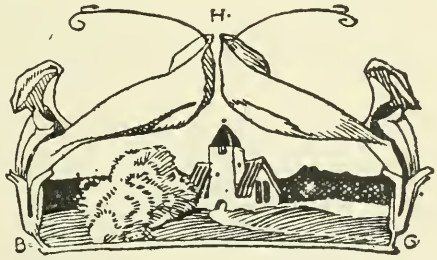
Jugend Marias' (zu seinem gleichnamigen Gemälde), ein Sonett auf Leonardo da Vincis ‚Madonna von den Felsen' und andere gleicher Art.

Der Raum einer einführenden Skizze müßte weit überschritten werden, sollte auch nur den bedeutendsten von Rossettis Dichtungen Einzelerwähnung zuteil werden. Wie die Dichtung Rossettis mit instinktiver Vollreife schon in ihren ersten Produkten nahezu vollendet erscheint, so ist sie bis zum Ende fast ohne Schwankungen auf der ihr eigenen Schaffenshöhe geblieben. Während bei anderen gleichzeitigen Dichtern ersten Ranges wie Tennyson und Browning eine Auswahl zugleich eine Scheidung dauernder und vergänglicher Werte bewirken kann, ist eine solche bei Rossetti nur eine Auslese aus nahezu gleichwertigen Schöpfungen. Die Beschränkung des Schaffens hat den dichterischen Wertgehalt konzentriert.*

Rossettis Kunst ist symbolische Empfindungsromantik und Stimmungsmystik. Sie führt weitab von allen Fragen und Kämpfen der Gegenwart in ein Traumland melancholisch-mystischer Schönheit des Schauens und Empfindens. Darin liegt ihr künstlerischer Eigenwert, darin auch ihre Artbeschränkung. Wer lange durch die schwerduftenden dämmerigen Haine dieses Traumlandes wandelt, wird, vielleicht halb unbewußt, einen frischen Hauch von Gemütserhebung und stählender Geistesenergie vermissen — und mit Recht. Man wird an das Wort erinnert, das dem jungen Tennyson ein Freund sagte: ‚Wir können nicht in Kunst allein leben.' Die größten Dichter aller Zeiten und aller Völker geben uns nicht nur Schönheit, sondern auch Lebensweisheit; sie sind nicht nur Künstler, sondern auch Erzieher der Menschheit. Das ausschließliche Aufgehen in Kunstempfindung und Schönheitsgefühl birgt die Gefahr eines bloßen Ästhetentums in sich, das Lebens- und Charakterstärke untergraben kann und zu Dekadenz führen muß, wenn ihm kein Ringen nach inneren ethischen Zielen zur Seite geht. Ein solches herbstliches Verfärben zeichnet zweifellos manche Blüten von Rossettis Kunst mit warnendem Male. Vor tiefer greifender Ankränkelung aber schützte den Künstler der hohe sittliche Ernst, mit dem er seinen Beruf erfaßte, und die heroische Arbeitsenergie, mit der er alle inneren und äußeren Hemmnisse überwand und in Jahren schweren Gemütsleidens und körperlicher Gebrochenheit sich immer wieder zum Schaffen aufraffte. Daß sein Schaffen den Charakter melancholischer Träumerei so stark hervortreten läßt, erklären seine Lebensschicksale, die das Gefühl kraftvoll-gesunden Aufstrebens knicken mußten. Eine von materiellen Kämpfen und der Sorge um die

* Zum Studium Rossettis empfiehlt sich die englische Originalausgabe in zwei Bänden (besorgt vom Bruder des Künstlers); die zwei Tauchnitzbände (herausgegeben von Dr. Franz Hüffer, einem hochbegabten Münsteraner, der in London als Musikkritiker der Times eine einflußreiche Wirksamkeit entfaltete und im Jahre 1889 nur allzu früh starb) enthalten weder die Übersetzungen noch alle Originalgedichte. Die neue Prachtausgabe (bei Ellis u. Elvey) mit vortrefflichen Reproduktionen aller Gemälde des Künstlers, die mit den Gedichten irgendwie in Zusammenhang stehen, ist durch ihren Preis (32 sh.) nur Liebhabern zugänglich.

ſchwindende Geſundheit der erkorenen Lebensgefährtin ausgefüllte Jugend hatte mit dem nie ganz verwundenen Schickſalsſchlage, der ihn vereinſamte, geendet. In ſpäteren Jahren laſteten eine bedrohliche Augenſchwäche, die ihn mit Angſt vor dem Erblinden quälte, und Nervenzerrüttung infolge von Schlafloſigkeit und übermäßigem Gebrauche von Chloral ſchwer auf ihm. Er litt an Verfolgungswahn, fixen Ideen und phyſiologiſchen Störungen nervöſen Urſprungs; ſchließlich ſtellten ſich Symptome eines beginnenden Hirnleidens ein, die den Tod als Erlöſer erſcheinen ließen. Zu Anfang des Jahres 1882 hatte Roſſetti das kleine Seebad Birchington an der kentiſchen Nordküſte zur Stärkung aufgeſucht. Als die Krankheit ernſt wurde, ſammelten ſich die Familie und die nächſten Freunde um ihn; er verbrachte die letzten Tage umgeben von ſeiner greiſen Mutter, ſeiner Schweſter Chriſtina, ſeinem Bruder, dem Schriftſteller Hall Caine und dem Maler Watts. Am Oſterſonntag des Jahres 1882 (9. April) endete ſein Leben im 54. Jahre. Ein iriſches Kreuz nach einem Entwurfe ſeines Freundes Ford Madox Brown bezeichnet ſein Grab auf dem Friedhof von Birchington, und ein Fenſter mit Glasmalerei iſt in der Kirche ſeinem Andenken gewidmet. Es zeigt in der einen Hälfte (nach einem Entwurfe Roſſettis) die Feier des Oſterfeſtes in der Heiligen Familie, in der anderen (von Shields entworfenen) Chriſtus, dem Blinden von Bethſaida das Licht gebend und ihn an der Hand aufwärts führend.



Tagebuchblätter aus Bosnien.

Von

Bernard Wieman.

(Fortsetzung.)

Von Banjaluka nach Jaice.

Es dämmert; unsere Koffer sind gepackt und lehnen sich gemütlich aneinander. ‚Wohin mag es gehen?‘ fragt meiner. ‚Ach,‘ sagt der andere, ‚heute fahren wir eine ganz bequeme Straße, so eine Straße, die alle die Fremden fahren, weil sie die schönste des Landes sein soll! Ich fühle mich wohler auf dem Rücken eines Pferdes, und das Touristenvolk mag ich nicht leiden.‘ ‚Du bist ein exotischer Protz,‘ sagt meiner; ‚ich finde schon diese orientalische Hitze sehr interessant, wie wir sie gestern hatten.‘ ‚Du Waisenknabe,‘ sagt der andere, ‚warte mal ab, wenn wir erst oben am Durmitor sind, wenn wir in Begleitung von sechs Gewehren reisen, wenn ...!‘ Da kam der Hausknecht und spedierte ihn in den Wagen, und meinen Koffer nahm wieder so ein Mann im Fez und band ihn zusammen mit seinem Freund fest. —

Banjaluka schläft, und unter lichtem, blauem Morgenhimmel fahren wir an der alten, kleinen Moschee vorbei, durch den toten Bazar gen Süden, den Bergen entgegen in das Tal des Vrbas. Kommt die Sonne zu fürwitzig, so werden wir im Wald und im Schatten hoher Felsen sein. Das gibt uns eine behagliche Stimmung, ein Schlemmergefühl, das wir in Ruhe genießen werden nach den Strapazen der vergangenen Tage.

Wir fahren im Juckeltrabe, mit offenem Herzen, mit weiter Seele, alles, was wir nun sehen sollen, in uns aufzunehmen; in Sinnen auch und rückwärts schauend. —

‚Ob sie wohl einmal nach Wien kommt?‘ ‚Wer?‘ fragt mein Freund. ‚Wer? Ach, ein lustiger Backfisch im blauen Kleid, den ich gestern gesehen habe!‘ ‚Träume weiter!‘ sagt mein Freund. ‚Ob er wohl hier geboren ist? Ob die Menschen, die hier ihre Jugend verlebt haben, wohl Heimweh be-

kommen, wenn sie über die Ringstraße gehen und in einer elektrischen Bahn fahren müssen? Wie das merkwürdig ist! Hier spielen die Kinder Blindschleichen um eine Moschee, und dem Bäcker an die Fenster gelegte Stuten herunterklopfen geht gar nicht. Aber ich glaube, Heimweh bekommen sie doch, Heimweh nach diesem Himmel, nach diesen jungfräulichen Wäldern.'

Wir sind in einem jungfräulichen Wald. Die Berge sind dicht aneinander getreten. Hohe Felsen werfen wirklich ihre Schatten und schützen uns vor den Sonnenstrahlen. Es ist wie im fernen Tal der Romanche im schönen Frankreich. Nur ist der Wald hier herrlicher. Ich bewundere Eichen, wie ich sie wohl auf den ältesten Höfen meiner Heimat gesehen habe; breitkronige Kastanien, wie sie den Wanderer grüßen, wenn er von den Alpen herniedersteigt; Tannen, Erlen, Buchen, Birken; Schlinggewächs windet sich allüberall, und zu unserer Linken glänzt in der Tiefe der Vrbas. Zuweilen halten wir an, um sein Rauschen zu hören, das uns wie ein Gebet dünkt in der tiefen Stille dieser jungfräulichen Welt. Dann wieder sind wir ganz eingeschlossen von steilen, unzugänglichen Felshöhen, und nur ein kleiner Fleck Himmel schimmert über unseren Häuptern. Ich staune über die Großartigkeit dieser Natur, und mein Freund, der mich ja hergelockt und meine kleine Enttäuschung in Banjaluka wahrgenommen haben muß, lächelt überlegen.

So sind wir weitab von jeglichem Getriebe. Und die Natur umarmt uns, und unsere Herzen sind dankbar und frohlocken. Wir sind still und sprechen nicht. Unser Mann im Fez auf dem Bock nickt ein; die Pferde gehen noch langsamer. Kein Wanderer begegnet uns, kein Wagen kommt diese Straße.

Wie die Felsen sich öffnen und der Vrbas in ein liebliches Tal gleitet, das die zurückgehenden Berge uns präsentieren, steht ein Raubvogel zu unseren Häuptern. Das Tal dünkt uns wie ein kleines Paradies, hergezaubert; eine Idylle, ein Stückchen Lyrik in einem ergreifenden Schauspiel. Ich lausche unwillkürlich, um die Hirtenflöte zu hören. — ‚Nun beut die Flur das frische Grün dem Auge zur Ergötzung dar,' summe ich mit dem Erzengel Gabriel, und noch manches andere aus der ‚Schöpfung' geht mir durch den Sinn; denn so wie jetzt ist es mir auch, wenn Vater Haydn nach den Bratschen, Bässen und Trompeten, durch die Klarinette oder die Flöte in ein paar Takten anmutiger Sechzehntel den ganzen Zauber des ländlichen Friedens ankündigt.

Unser Kutscher hält an, als ob sich das von selbst verstünde. Hätte ich nur ein Posthorn, um die schlafenden Türkenhäuser zu wecken, die ringsum auf den grünen Hügeln liegen und unter ihren schwarzen Dächern träumen! Wo sind nur die Menschen? Die Felder stehen leer, keine Kinder spielen am Weg, kein Rauch zieht über lachende Obstbäume, aber ein un-

sagbar schöner Friede liegt über diesem kleinen Tal, — bis wir wieder von den Bergen eingeschlossen sind, der Vrbas wieder schäumt, die Felsen wie mächtige Tore sich öffnen und schließen.

Mittags haben wir die Hälfte der Fahrt hinter uns. Die Pferde werden zur Tränke geführt; wir spielen mit den hübschen Kindern der Wirtin, und ein vollbusiger, dienender Geist labt uns auf einer lauschigen Veranda, die in das tiefe Bett des Flusses hinunterblickt, mit Eiern und Brot.

Eine alte Ruine schimmert im gleißenden Sonnenlicht aus beträchtlicher Höhe von einem steilen Felsen und lockt uns.

Dem, was uns lachend lockt, folgen wir, und hoch oben unter den Trümmern halten wir Mittagsruhe.

Es muß eine stolze, schöne Burg gewesen sein, wohl eine Königsburg, ein Lustschloß vielleicht der Könige von Jaice, von wo sie auszogen zur Jagd, an deren Fenster dunkeläugige Königstöchter saßen und träumten. Es ist eine Burg ohne alle Geschichte, also recht eine Burg für Poeten. Eine mächtige Mauer führt hinunter zu schwindeligen Felsen, auf denen der unzugängliche Turm trotzt, in die gähnende Tiefe zeigt und zu wilden Schluchten hinüberwinkt.

Edelfalken steigen auf aus dem Geklüft.

Ich suche mir einen köstlichen Platz aus, einen Luginsland. Zartblaue Disteln, sammtene Blumen stehen in den Felsen. Auf halber Höhe unter mir hütet eine ärmliche Moschee in einem wilden Garten alte Türkengräber. Wie wir vorhin an ihnen vorbei gingen, sonnte sich gerade eine große, schimmernde Eidechse auf einem schiefen, steinernen Turban. Lange ruhen meine Blicke auf diesem Friedhof und diesem verfallenen Bethaus.

Ihr glaubt nicht, welch eine Sprache ein türkischer Friedhof predigt; wundert euch nicht, wenn ich immer von ihm spreche, wo ich ihn finden werde, und ich weiß, ich werde ihn überall finden! Verwitterte Steine, die windschief in wildem Rasen stehen, bald spitz, bald mit einem Turban gekrönt, das ist alles. Man sagte mir, der Turbanstein bedeute das Männergrab, und der Steinmetz wüßte ihn so zu bilden, daß man daran sehen könne, wie der weiland Türke seinen Turban im Leben gefaltet habe.

Kein Lüftchen regt sich; die Sonne brütet. Drei türkische Frauen kommen einen steilen Pfad aus den Bergen; sie sind tief verschleiert, und doch ist niemand zu sehen in der weiten Runde; nur ein armer Schäfer mag irgendwo seine magere Herde weiden. Sie gehen ganz behutsam; sie schreiten wie Gestalten der heiligen Fehme. In einer Hütte, der einzigen, die ich in diesem Hochland sehe, kehren sie ein; ich beobachte, wie die letzte ihr Kopftuch in der Haustür zurückschlägt. Eine kleine Weile, und sie kommen wieder, tief vermummt; es scheinen arme Frauen zu sein; sie steigen

hinunter ins Tal des Vrbas, und meine Blicke folgen ihnen bis zum Ufer des breiten Stromes. In dem baden jetzt braune Buben. Strahlend zieht er durch das Land; zauberhaft und reich an Erfahrung müssen seine Lieder sein.

Weit drüben bauen nun die Trappisten eine neue Brücke über ihn. Wir haben gestern auf dem Heimweg nach Banjaluka die einsamen Menschen besucht. Als wir mit der Fähre übersetzten, sahen wir den Pater Architekt auf dem Gerüst stehen, und ein braunes Käppi guckte just über eine Mauer, an der fleißig gearbeitet wurde. Der Prior, ein guter Bayer mit kindlichen, blauen Augen, führte uns durch alle Wirtschafts- und Werkräume. Das dauerte einige Stunden. Wir sahen die Kapelle, die Säle, in denen viele Waisenkinder schlafen, schneidern und erzogen werden, das Lehrlingshaus, die Tuchfabrik, die Böttcherei, die Mühle. Ich hätte mir beinahe einen Anzug erstanden; denn der Stoff war einladend, und der Bruder, welcher ihn uns mit leisem Stolz zeigte, war der Musiker des Klosters, also eine verwandte Seele. Schließlich aßen wir im Refektorium mit dem Prior Trappistenkäse und tranken Trappistenbier. Beides will ich loben, und niemand kann es mir von Rechts wegen verargen. —

Am Nachmittage sind wir in Jaice. Ein dicker Wirt — daß die Menschen gar nicht mager werden bei dieser Tropenhitze, wundert mich — empfängt uns und gibt uns erst ein sehr schlechtes, dann, als wir schimpfen, ein sehr gutes Zimmer. Das Hotel macht einen vortrefflichen Eindruck; es ist kühl und behaglich. Ich sehe einige Touristen, zwei Herren und zwei Damen; sie sind, wie ich höre, aus Berlin, natürlich aus Berlin! Ich verkrieche mich, renne davon und lande schließlich in meiner Verzweiflung in — einer Rasierstube. Da liegt ein Türke auf einem Divan und schläft. Ich sage freundlich guten Tag. Es bleibt alles still; die Fliegen höre ich an dem Spiegel summen. Ich sage: ‚Hm, hm, Sie junger Mann, ich möchte mich rasieren lassen!‘ Schließlich werde ich deutlich; da wacht er auf, rückt seinen Fez zurecht, reibt sich die Augen, lacht mich ganz niedlich an, als wäre das hier so Brauch, daß man den Raseur erst wecken muß, und lädt mich zum Sitzen ein. Dann befühlt er mein Kinn, und nachdem er sich vergewissert hat, wie die Stoppeln wachsen, seift er mich ein, wie ich noch nie in meinem Leben eingeseift worden bin, und rasiert mich, wie ich noch nie in meinem Leben rasiert worden bin. Wir reden natürlich allerhand schönes Zeug in einer sonderbaren Sprache. Als ich seinen Laden verlasse, fühle ich mich äußerst kultiviert.

Mein Freund hat in dieser Zeit von den drei Kutschern, die vor dem Hotel auf Fremdlinge warten, einen engagiert, und der fährt uns an den Plivasee und weiter nach Jezero, einem verschwiegenen mohammedanischen Dörfchen, das an einem waldigen Bergabhang liegt, durch das der breite

Strom in ruhigem Frieden zieht, dessen Straßen winkelig sind, bergauf, bergab führen, dessen kleine, viereckige Häuser armselig sind und in verträumten Gärten liegen, in dem die kleinen, hochliegenden Fenster überall vergittert sind und alle Türen fest verschlossen werden.

Könnte ich den Zauber dieses Dörfchens schildern, ihr alle würdet es aufsuchen; auch ich sagte an diesem Abend: „Hätte ich doch meine Freunde bei mir, um ihnen dieses Fleckchen Erde zu zeigen!“

Wie wir über eine Brücke gehen, finden wir am Ufer ein Kanoe; ein junger Bursche sitzt daneben. Wir steigen behutsam ein; dem jungen Burschen macht es ein besonderes Vergnügen, daß wir mit diesem Schifflein fahren wollen; dann gleiten wir drei lautlos dahin in der Abenddämmerung durch das Dorf.

Wir gleiten an den verschwiegenen Gärten vorbei, die sich bis an den Fluß hinunterziehen, und die durch hohe Bretterwände voneinander getrennt werden. — Es naht die Zeit der Abendwaschung; die türkischen Mädchen kommen mit den schlanken Kannen an den Fluß, und wenn wir nahen, fliehen sie in holdem Schrecken und in Schamhaftigkeit; mir, dem Fremden, der ich alles mit staunenden Augen und empfänglich sehe, kommt es so vor; es mag Gewohnheit sein und Sitte, mich kümmert das nicht; es hat einen zauberhaften Reiz, diese schlanken Gestalten, schlank wie ihre Wasserkannen, die sie arglos zum Ufer tragen, flüchten zu sehen, zu sehen, wie sie sich hinter den Pflaumenbäumen und den Zäunen verbergen und doch staunend aus ihrem Versteck heimlich mit den Blicken uns verfolgen.

So gleiten wir auf dem ausgehöhlten Baumstamm über die größte und schönste Straße des Dorfes, bis der Abend ganz niedergeht und von dem armseligen Minaret der Ruf des Muezzin tönt. Wir folgen dem Rufe; wir landen vor der kleinen Moschee, und man lädt uns ein; wir ziehen unsere Schuhe aus; denn das, was den Menschen heilig ist, wollen wir achten, wo und wie wir es finden. Und es kommt mir nicht sonderbar, sondern ganz natürlich vor, als meine Schuhe friedlich neben den Opanken der mohammedanischen Bosniaken stehen.

Schuhe und Schühchen vor den Türen können bekanntlich ganze Geschichten erzählen. Es gibt eine rührende Skizze von Pol de Mont, in der er wiedergibt, was ihm etliche Paar Holzschuhe berichten, die vor der Tür in einem armseligen Fischerhaus stehen, kleine und große, bald mehr, bald weniger. So sieht auch dieses Bild seltsam erzählend aus; es ist sogar humoristisch; denn aus gebrauchten Schuhen, die verlangend in die Luft hineinragen, wächst der ganze Mensch.

Da stand denn nun die abendländische Kultur mitten in der morgenländischen. Ich hatte am Nachmittag schöne, gelbe Schnürstiefel angezogen;

die standen ganz verblüfft ein bißchen nach einwärts und wunderten sich. Die Türkenopanken wunderten sich gewiß nicht; jedenfalls regten sie sich nicht auf, wenn sie etwas von dem Geist ihrer Herren in sich aufgenommen hatten; denn ihre Herren sind ruhig und bescheiden.

Sind wir nicht bescheiden?

Als wir nach dem gemeinsamen Gebet unsere eleganten Schnürstiefel wieder anziehen, erzähle ich meinem Freund eine Reiseepisode, an die mich diese Betrachtung erinnert hatte.

Ich fuhr am ersten Tage durch Deutschland mit zwei Holländern, einem Vater, der seinen jungen Sohn nach Dresden in eine Pension bringen wollte. Der Junge war ein lieber, freundlicher Mensch; er gab mir von seiner Eau de Cologne zur Erfrischung, trug beim Umsteigen mein Gepäck, und — das ist rührend — er gab mir nach und nach all seine guten, kleinen Zigarren, die ihm, wie ich freilich erst später hörte, seine Großmutter als etwas ganz besonderes in die Zigarrentasche gesteckt hatte. Mit den ersten Worten, die ich zu ihm sprach, machte ich ihn auf die Lieblichkeit einer Landschaft aufmerksam, und die ersten Worte, die er zu mir sprach, waren: ‚Aber Holland ist auch schön.‘ Er hatte sich kleine Postkartenbilder von seiner Heimatstadt mitgenommen, um sie in Deutschland an seine Bettwand zu heften. Also er war nach alledem ein lieber Mensch, etwas tapsig; aber ich weiß, daß auch Jung-Siegfried tapsig war, und diese Tapsigkeit ist für mich goldig und sie zu beobachten eine Erquickung bei dem vielen Geleckten, dem man begegnet.

Dieser junge Holländer hatte in Leipzig, als wir in aller Eile, vom Koffertragen und Wegsuchen erschöpft, unser Wagenabteil erreichten, den modernen Strohhut eines germanischen Recken nicht gesehen. Er verübte die Freveltat, meinen Mantel, den er liebenswürdigerweise auf den Arm genommen hatte, in eine allzu große Nähe des modernen Strohhutes zu legen. Der Strohhut hatte einen gemacht natürlichen Knick und kostete wohl etwas. Wie von der Tarantel gestochen brüllte der germanische Recke und rief mit einem geradezu gefährlichen Gesichtsausdruck: ‚Das ist bei uns in Deutschland nicht schicklich.‘ Ich meinte demütig, der junge Mann hätte wohl in der Eile den Strohhut nicht gesehen. Nun bedurfte es aller meiner Ruhe, um nicht bedenkliche Bekanntschaft mit meinem Landsmann zu machen. Er sprach davon, daß es noch schöner wäre, wenn er sich korrigieren lassen sollte. ‚Hm, hm,‘ stieß er so recht verächtlich hervor, guckte mich mit grollenden Augen an und rückte auf seinen Sitz, tat überhaupt so, als ob ich mich ob meiner Frechheit schleunigst in ein Mausloch zu verkriechen hätte. Das konnte ich nun nicht. Ich dachte an alle möglichen Philosophen, die Ruhe und Erhabenheit gepredigt haben, und sagte gar nichts.

Es wäre das so eine passende Gelegenheit gewesen für ein nett einzuleitendes Duell.

O wenn wir Deutsche es doch endlich einmal als etwas Selbstverständliches ansehen wollten, daß wir ein Kulturvolk sind! Schicklich ist ein Wort, nicht nur in Deutschland gebräuchlich, junger Mann mit dem modernen Knickstrohhut; überall gibt es grobe Lümmel! Du hast es glänzend bewiesen. ‚Hat er's nicht?'

‚Ja, ja,' sagt mein Freund; ‚sollte er Chamberlain gelesen haben?' Damit steckt er die Schleifen der Schnüren in seine Schuhe, und wir stehen von der Strohmatte auf.

Draußen wartet der Muezzin mit den wenigen Männern, die in unserer Gegenwart gebetet hatten. Wir bedanken uns, und mein Freund macht ihnen begreiflich, daß er von Stambul kommt. Da leuchten die Augen des Muezzin; denn in Stambul wohnt der Kalif.

Der Muezzin begleitet uns noch ein Stück Weges, und während wir uns notdürftig unterhalten in einer Sprache, die halb serbisch, halb türkisch klingt, ruft ein Mädchen von etwa 15 Jahren, das auch die niedlichen, weiten Hosen trägt, das munter sein Kopftuch fliegen läßt und an dem Zipfel es mit den schimmernden Zähnchen festhält, ruft so ein kleines, niedliches Ding, das auf Holzsandalen vorsichtig über das holperige Pflaster trippelt: ‚Schwaber!' und dann verschwindet es durch ein großes Tor und klappt es hinter sich zu, als ob es sagen wollte: ‚So, nun habe ich es euch aber wieder einmal gegeben.' Der Muezzin lacht etwas verlegen. ‚Schwaber?' frage ich meinen Freund, und der erklärt mir. Er erinnert mich daran, daß ich auch wohl zu einem Menschen, der Afrika niemals gesehen, schon Kaffer gesagt habe; so eine ähnliche Bewandtnis habe es auch mit dem Wort Schwaber in der ganzen Türkei. O diese Welt voll Rätseln!

Als wir auf die Veranda des einzigen Gasthauses treten, die über dem Fluß liegt, der nun in roten Lichtern schwelgt, auf dem sich ungezählte Wasservögel tummeln, sitzen da die vier Touristen, vor denen ich am Nachmittag geflüchtet war, die vier Menschen aus Berlin. Sie haben mir ja nichts getan, aber in diesem Augenblick hasse ich sie, und den Wirt sehe ich sehr mißmutig an; er steht staunend vor mir und empfiehlt mir Forellen. ‚Forellen gibt es auch in Berlin,' sagen wir, stehen auf und gehen davon.

Der Wirt folgt uns fassungslos. Ich frage ihn: ‚Sind Sie schon einmal in der Friedrichstraße gewesen? Kennen Sie den Potsdamerplatz mit seiner Insel für hilfesuchende Menschen? Haben Sie überhaupt Rousseau und Chateaubriand gelesen? — Nein? Na, dann wissen Sie auch nicht, was es bedeuten würde, wenn wir jetzt auf Ihrer Veranda säßen, auf die verfallenen Türkenhäuser guckten, in denen nun hinter den Gittern die Zimmerchen

erleuchtet werden, und hinter uns säßen jene vier Giauren aus der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Sehen Sie, vortrefflicher Bassa, es gibt etwas, was man hin und wieder an gewissen Orten gar nicht hören kann! Dazu gehört, wenn eine dicke Dame einem dickeren Herrn sagt: „Hast'e jeseh'n, Justav?" Hier will ich nur türkisch von hübschen Damen hören; leider sagen die zu uns nur: „Schwaber!"'

Der Wirt, der anfänglich gar nicht wußte, was für ein Gesicht er machen sollte, als er von der Friedrichstraße und Chateaubriand hörte, schmunzelt jetzt. Er erzählt uns in ganz geheimnisvollem Ton: ‚Jene da werden bald aufbrechen.' Dabei bewegt er seinen Kopf ganz verächtlich hintenüber; jene da hatten also offenbar schon bezahlt. ‚Und wenn dann keine Giauren mehr auf der Veranda sitzen, dann werden die türkischen Mädchen — 14 sind es jetzt im Dorf — an das dunkle Ufer auf jener Seite zum Baden kommen, und die jungen Burschen werden sich an dieses Ufer hinschleichen und lockende Liebeslieder singen.' Also ein Brautwerben unter dem Halbmond! Beim Mirza-Schaffy, wir können nicht widerstehen! Just im geeigneten Moment kommt auch ein junger Fant und zeigt uns die zappelnden Forellen im Netz.

Die Giauren von Berlin brechen richtig auf, und wir bleiben. Wir warten, wir essen, wir lauschen, wir lassen unserem Kutscher eine Kanne roten Weines bringen. Wir lauschen wieder. Schließlich müssen wir lachend zahlen. Der Wirt aber macht ein ganz unschuldiges Gesicht und meint: ‚Sonderbar, sie kommen heute nicht! Vielleicht haben sie doch gemerkt, daß Giauren hier waren.'

Wie viele noch auf die türkischen Liebeslieder hier warten und dem Wirt seine Taschen füllen müssen! Aber sie werden entschädigt; denn die Forellen sind gut und billig.

Auf der Heimfahrt nicken wir ein. 90 Kilometer im Juckeltrab fahren ist keine Kleinigkeit.

Ein weicher, wohliger Abendwind umfächelt uns, und wenn ich im Halbschlaf blinzele, sehe ich einen schimmernden Himmel. Es ist eine strahlende Sternennacht. Neben uns rauscht der Fluß. Über ihn hin klingt zuweilen der klagende Ton eines Wasservogels. — Du schöne Burg mit deinen Edelfalken! — Liebliche Töchter des sonnigen Südens; — ein Pflaumenbaum und unter ihm zärtliches Geflüster, — die Stimme des Muezzin — und schöne Lieder höre ich, — lockende Liebeslieder. —

‚Wasser trug das junge Mädchen,
Neigte sich zum Wasser nieder.
Armes Kind! Wie bist so schön du!
Hättest du ein grünes Kränzlein,
Wärst du, Arme, noch viel schöner.

Möchte wohl den Hirten lieben,
Konstantin, den jungen Hirten,
Der daher geht vor den Schafen,
Wie der Mond geht vor den Sternen.'

In Jaice.

In Jaice besichtigen wir am anderen Morgen den Wasserfall. Ein kleiner Bube führt uns in eine Tropfsteinhöhle, und hinter der schimmernden Wasserwand stehen wir pflichtschuldigst eine ganze Weile.

Mein Begleiter setzt sich auf einen Stein, daß ihm der Sprühregen ins Gesicht fällt, und erzählt von Undine. Lies die Odyssee in einem Segelboot, das das Ägäische Meer durchkreuzt, bewundere Marmorsäulen unter einem blauen Himmel, wandere über die Heide mit deinem Lieb, hier lasse dich umfassen von dem Zauber eines kalten Herzens! Durch eine Wasserwand vom Leben geschieden, über dem die wärmende Sonne steht. Hier erfriert die Sehnsucht. Die Herzen lieben und bluten nicht.

Aber draußen wartet schon die Sehnsucht und nimmt uns an die Hand.

Wir gehen durch einen kleinen Garten, in dem zierliche Blumen blühen und frisch geharkte Wege laufen, an das andere Ufer und über eine schöne, hohe Brücke.

Es ist ein anziehendes Bild, hinunter zu schauen. Zerklüftetes Ufer steigt auf beiden Seiten auf, und tief unter uns am Fluß stehen und sitzen Frauen in malerischer Tracht; sie legen weiße Tücher auf Steine, schlagen mit dem Holz und singen dazu im Takt. Rhythmus und Arbeit. Das Wasser ist tiefblau wie der Himmel über ihm, und es singt den Türken vor, die oben vor ihrer Hütte Kaffee trinken und sich Zigaretten drehen.

Es gibt ein Lied, in dem es heißt: ‚Am Ufer des Flusses des Manzanares, wo die Kleine das Linnen bereitet.' Dieses Lied pflegte mir vor zehn Jahren ein kleiner, dicker Kollege allwöchentlich einmal in einer behaglichen Weinstube vorzusingen, und dann stellte ich mir dabei so ein Bild vor, wie ich es jetzt sehe, und zu dem die Philister am anderen Tisch einen so köstlichen Kontrast bildeten, daß ich es eben immer wieder hören wollte.

So ist es nicht verwunderlich, wenn ich diesen dicken, kleinen Kollegen nun neben mir sehe; er singt wie damals: ‚Am Ufer des Flusses des Manzanares.' Er macht noch immer dasselbe kleine Vogelgesicht, und sein Tenor hat noch gar nicht gelitten. Die jungen Wäscherinnen am Fluß heben ihren Kopf. Ein ganz mutiges Türkenmädchen enthüllt sogar sein Näschen, und sie alle nicken meinem kleinen, dicken Kollegen zu, so daß er ganz gerührt wird und von oben anfängt zu schäkern.

Ja, diese harmlosen Tenoristen!

Mir fällt zur rechten Zeit ein, wie ich einmal von einem Koch aus lauter Mitgefühl eine Treppe hinuntergeworfen worden bin. Es war gegen Abend auf dem Schiff eines südlichen Meeres. Ich guckte da durch ein kleines Kabinenfenster, wie drinnen eine orientalische Familie es sich in Kissen und Decken bequem machte. Mir schien dieser Einblick in ein fremdes Leben höchst interessant. Plötzlich fühlte ich einen Ruck, purzelte die nahe Treppe hinunter, und dann stand der Koch in seiner weißen Unschuldstracht vor mir und sagte, ich könnte ihm nur dankbar sein; denn er hätte just noch frühzeitig genug gesehen, wie der Türkenfamilienvater leise die Tür geöffnet und mich mit unzweideutigen Blicken betrachtet habe.

Ein Schiffskoch mein Lebensretter!

Nun steht da dieser harmlose Tenorist und schäkert, und in der Nähe sitzen die Türken und drehen Zigaretten, wobei sie ihre Augen überallhin werfen können.

Ich wenigstens weiß jetzt, wie sehr ein Giaur sich hier im Lande hüten muß, die Frau eines Muselmannes anzusehen, und da ein sonst ruhiger Mensch über die Verletzung einer wertlosen Sache nicht ohne weiteres ergrimmt, so will mir auch die allgemeine Ansicht nicht recht tief erscheinen, welche immer nur von der Nebensächlichkeit der türkischen Frauen und ihrer niedrigen Stellung redet. Mir deucht, daß die Türken ihre Frauen als etwas besonders Heiliges hüten, und auch hier wird der Grund ihres Gefühls die religiöse Empfindung sein.

Was aber die Verschleierung betrifft, so möchte ich gern in einer deutschen Teegesellschaft die Frage diskutieren, welche Nachteile und welche Vorteile die Einführung dieser türkischen Sitte bei uns haben würde.

Wie mir heute ein Kenner des Landes erzählte, schauen übrigens die türkischen Frauen mit großer Geringschätzung auf ihre von der Kultur beleckten Schwestern herab. Die österreichische Verwaltung benimmt sich aber, wie ein vorsichtiger Reisender es tun soll. Die Frauen entschleiern sich nur vor Gericht, falls es zur Feststellung ihrer Identität unumgänglich notwendig ist, und dann noch ist es Pflicht des Richters, dafür zu sorgen, daß außer den vorgeschriebenen beiden Zeugen und dem Protokollführer niemand im Amtszimmer sich aufhält.

Sie werden also mit Respekt behandelt, die Damen der Türkei, und es wäre doch sehr merkwürdig, wenn sie sich beklagen wollten. ‚Ich begreife nicht, warum die Rajahs klagen,‘ sagte ein großer türkischer Feldherr, als er siegend durch das Land zog; ‚sind ihre Töchter denn nicht glücklicher in unseren Harems als in ihren Hütten, wo sie wie die Pferde arbeiten und doch Hunger leiden?‘

‚Wiegt das Gute, das die in Freiheit dressierten Frauen anrichten, all das Unheil auf, das sie anstiften?‘ fragte mich einmal ein rechter Frauen-

verächter. ‚Sind sie wirklich die Seele unseres tätigen Lebens oder nur prickelnder Sekt? Begleitet nicht den Mann eine Liebe bis zum Tod und durchrankt all seine Werke, und ist sie für die Frau mehr als eine Episode, wenn ihr eine andere Liebe entgegen kommt?‘

Ich will es nicht glauben, daß die Liebe des Weibes im Grunde nur eine flüchtige Aufwallung ist und sich nicht in Taten umzusetzen braucht, um zur Ruhe zu kommen. Zu viel des Schönen haben uns edle Frauen geschenkt; wir wollen ihnen dankbar sein. —

Ich gehe über den Markt nach dem Türkenstädtchen, das sich anmutig und malerisch bis an die alte Burgruine hinaufzieht.

Auf dem Markt sehe ich wieder das bunte Leben in lachenden Farben. Ich kaufe einige schön gestickte Tücher; ein Bube in zerlumpten Kleidern steht neben mir in ängstlicher Nähe, ißt eine Wassermelone und staunt mich an. Ich sehe einen Franziskaner in der offenen Kafana seine Zigarette rauchen; die graue Kutte wirkt malerisch zwischen den weißen Westen, roten Fezen und gelben Turbans; der Schein des flackernden Feuers, auf dem in kupfernen Kännchen der Kaffee bereitet wird, fällt auf eine breite Ärmelfalte.

Wer schreit und feilscht, ist Serbe; der Türke geht langsam und schweigt. —

‚Wie Schwalbennester sind die Häuser an die Felsen angebaut,‘ so steht in meinem Reisehandbuch. Für mich sehen Schwalbennester etwas anders aus, aber vielleicht kann sich jemand darunter etwas vorstellen.

Bergauf, bergab führen die engen Steige im Städtchen Jaice. Kein Mensch begegnet mir; hohe Bretterwände wehren den Einblick in die Höfe; die Türen sind wie in Jezero fest verschlossen; nur einmal sehe ich ein Tor offen stehen und eine alte, häßliche Frau bei der Hausarbeit beschäftigt; kaum hat sie mich erblickt, so flieht sie davon, und das Tor wird zugeschlagen. Zuweilen merke ich doch, daß jemand hinter dem Fenstergitter wartet.

Ein kleiner Bube badet vergnüglich in einem Straßenbrunnenbecken und läuft dann splitternackt eine Weile hinter mir her.

Nun stehe ich oben unter einem Olivenbaum; hinter mir liegt das ausgestorbene Städtchen, gekrönt von den Ruinen des alten Königsschlosses, unten in der Tiefe vor mir der neue Stadtteil mit dem Markt und dem Bazar, auf dem ich eben die gestickten Tücher gekauft habe. Ich sehe zuerst hinunter auf den Melonenmarkt, und das fröhliche Bild sehe ich nun aus lustiger Höhe; die Farben leuchten in der Sonne des Südens; Esel und Pferde, auf denen die Landleute des Morgens eingezogen sind, wehren sich die Fliegen ab; aus dem Gewirr der Dächer steigen die Minarets in Schönheit auf.

Von der großen Franziskanerkirche schlägt die Turmglocke; ihre Klänge ziehen über die niedrigen Hütten, um die weißen Minarets, durch die ausgestorbenen Gassen hinter mir in die Winkel der toten Burg.

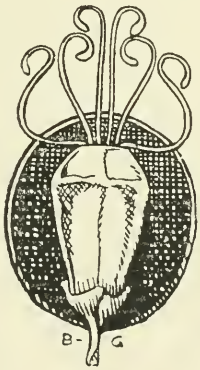
Nachdem ich eine ganze Weile dieses Bild betrachtet habe, merke ich erst, daß ein Bosniakenbube vor mir am Abhang sitzt und meine Beschaulichkeit geteilt hat. Der Bube beobachtet sehr aufmerksam und träumt auch wohl vor sich hin. Vielleicht wird er ein bosnischer Dichter, denke ich, und begrüße ihn, rede einige deutsche Worte zu ihm, und dann sehen wir wieder auf den Markt, auf die Stadt, die große Kirche und weiter hinaus auf die welligen Waldberge, die dunkleren Felsen, in das Tal des schimmernden Vrbas, woher ich gestern gekommen bin. Wir beide unter dem Ölbaum zwischen der alten Türkenstadt und der grüßenden Ferne.

Dann gehe ich in die verfallene Burg, die Burg der Könige von Bosnien.

Ich stehe auf geschichtlichem Boden, und die blutgetränkte Stätte ist von Sagen umwoben. Wohl, kein Land ist so von Blut getränkt als Bosnien, und diese Burg war lange das strahlende Zentrum, der letzte Zufluchtsort, ein Bollwerk, vor dem die Sonne tapfere Männer begrüßte.

Und hier im Schatten einer hohen Festungsmauer, zu meinen Füßen das ausgestorbene Städtchen der Mohammedaner, in der Ferne die glänzende Kuppel der christlichen Kirche, ausblickend in das weite Tal, scheint mir der rechte Ort, mich in die Geschichte des Landes zu vertiefen.

(Fortsetzung folgt.)



Wesen, Wollen und Wirken der Frau.

Von

Else Halle.

(Schluß.)

Der Frauenwille im Liebesleben.

Der mütterliche Sinn ist es, der das Verhalten der Frau auch im Liebesleben leitet und ihre Ansprüche an dasselbe verfeinert und emporrichtet, wie er denn in dieser Empfindungswelt stets seine höchste Kulturkraft entfaltet hat. In ihm ist das Gewissen der Gattung lebendig, das die Frauen zwingt, ihre Pflichtbegriffe hinsichtlich der Mutterschaft zu steigern. Sie sagen und fragen sich: Was ist Mutterliebe, wenn sie zu spät kommt, nämlich erst mit den Pflichten gegen das lebendige Kind? wenn die hochheilige Verantwortung nicht schon in der Hingabe mitspricht und mit jedem Gedanken das Werdende segnet, ja wenn sie nicht längst vorher, bei der Wahl des Gatten, mitgesprochen hat?

Wo aber das Muttergewissen forschend und prüfend, bejahend oder verneinend neben der tiefen elementaren Frauenliebe steht, da kommt eine eigentümliche Tragik in das Liebesleben des Weibes hinein.

Wenn wir lieben, wie die Natur es will, so lieben wir das gegensätzliche Wesen, und die Mutter im Weibe ist es, die den Gatten wählt. Es mag rätselhaft klingen und ist doch wahr: ‚Aus der unbewußten Liebe zum Kinde stammt die Liebe zum Manne.‘ Es ist, als ob das noch Unempfangene, Ungeborene durch all die geheimnisvollen Regungen des Herzens hindurch es entschied: Diesen einzigen oder keinen. Gerade die weiblichsten Naturen empfinden es so; stehen sie doch in unbewußtem Zusammenhange mit der Urnatur: durch ihr Lieben und Hassen redet der Schöpfergeist des Universums; durch ihre Geschlechtsorganisation sind sie tief verwurzelt mit der Gattung, deren Leben ihr Mutterschoß umschließt. Wählt die persönliche Seele des Weibes den Gatten, so steht sie dem Wohle des künftigen Kindes oft hindernd im Wege. Persönlich verlangt uns darnach, die tiefverwandte Seele zu finden; aber die Natur führt lieber Gegensätzliches zusammen, weil aus solchem Bunde stärkere, gesündere, ausgeglichenere Menschen hervorgehen, und so vereint sie oft zwei Wesen, die einander physisch ergänzen, aber um ihrer Gegensätzlichkeit willen sich nicht verstehen.

Das ist die Tragik solcher Liebeswahl, daß die unbewußte, ganz selbstlose Liebe zum Kinde es ist, was mütterliche Frauen mit dem Manne verbindet und sie auch dort noch bejahen läßt, wo die Menschenseele in ihnen verneint und sich befremdet von der Art des Mannes abwenden will. Das mütterliche Weib denkt immer zuletzt an die Befriedigung persönlicher Glücksbedürfnisse. Sie glaubt der Natur mehr gehorchen zu müssen als der Persönlichkeit. Weil sie mit ihrer ganzen Organisation dem Kinde dienstbar gemacht wurde, wird sie eben immer wieder vom Persönlichen abgelenkt. Und nicht wie eine Leidenschaft, sondern wie eine Pflicht, die ihre Pfahlwurzel hinabsenkt bis auf den untersten Wesensgrund, so fühlt sie den Drang: ‚Geh' und lieb' und leide und schaffe Leben!' Sie ist sich klar geworden über die seltsame Tatsache der an Widersprüchen so reichen Welt: der Erlösungsweg der höchsten Mannesseele führt wie auf einer hochgeschwungenen Brücke über die Natur hinaus; der Heiligungsweg der Frau geht durch die Natur hindurch, durch die Mutterschaft. Maria ist unser höchstes Symbol: die Mutter mit dem Kinde, die Mutter mit den sieben Schwertern im Herzen. In Maria ist beides: Reinheit und Natur; und das ist die Tragödie der Frau, daß sich im Liebesleben beides so selten vereinigt findet. Wohl bleibt das Tiefste in der Frau immer vestalisch; diejenigen aber, die bewußt leben, können ihren Reinheitsbegriff nicht aufgeben, ohne sich selbst zu zerstören, und so wird die Naturbestimmung für viele unerfüllbar.

Spuren dementsprechender tiefverborgener Kämpfe und Klagen, Spuren einer Sehnsucht nach höheren, geläuterten Formen des Zusammenlebens finden sich überall in der Frauenliteratur. Die Furcht, daß das allertiefste Leben der Weibesseele sich nicht tätig auswirken könne, wenn der Mutterwunsch und das Frauenglück begraben werden, hat jedoch zu den Übertreibungen einer Laura Marholm geführt, wonach das Weib ‚eine Kapsel über einer Leere' bleiben müsse, bis der Mann ihm den Inhalt gibt, bis die leibliche Mutterschaft der Schwachen ‚die große Gesundung und die große Selbstachtung' verleiht. Mütterliche Frauen aber kranken nicht an dem Verzicht. Sie besitzen Selbstwert genug und wissen, daß das Wirken im Dienst der Gattung nicht an die leibliche Mutterschaft geknüpft ist, sondern an die mütterliche Liebefähigkeit. Sie können opfern und arbeiten; weder von der Liebe noch vom Schmerze wollen sie sich knechten lassen und werden ihr Schicksal und ihre höchste Lebensleistung nicht an den dünnen Faden eines Herzenswunsches hängen. Sie haben den Stolz, der manches Irdische drangibt um den Preis reiner Gefühle und Gedanken.

Um solchen Frauen die Mutterschaft zugänglicher zu machen und ihnen zugleich das Festhalten an ihren sittlichen Ansprüchen im Liebesleben, die Heilighaltung des werdenden Lebens zu ermöglichen, haben die Verfechter der freien Liebe das Kampfprogramm aufgestellt: ‚Ein Kind und Arbeit.' Im Rahmen dieses Programms aber würden der Mutter alle Lasten aufgebürdet und der Mann ‚zum verantwortungslosen Vagabunden der Gesellschaft' herabgewürdigt werden. Frauen, welche mütterlich leben und lieben, werden das ‚Recht auf

Mutterschaft' in dieser Form verneinen. Um ihrer selbst willen: denn ein merkwürdiges Gemisch von Sinnlichkeit, Kälte und Schwärmerei wäre nötig, um eines ohne das andere ertragen zu können — Hingabe um des Kindes willen ohne jene vertrauensvolle Gattenliebe, die ihrem ganzen Wesen nach feste, unauflösliche Gebundenheit bedeutet. Sodann um des Kindes willen, das an der Hand einer überbürdeten Mutter und ohne den väterlichen Einfluß aufwachsend ein kümmerliches Leben führen würde. Und ebenso um des Mannes willen.

Gingen dem Manne die von der ehelichen Mutterschaft ausstrahlenden Segnungen verloren, so würde die Frau ihren tiefstgehenden Kultureinfluß einbüßen. Die Familiengemeinschaft war und ist es, die im Manne alle feineren Empfindungen auslöst und ihn angesichts der Mutterschaft dahin belehrt, dieselbe als ein Stadium der Unantastbarkeit zu betrachten, das ihn zur Ehrfurcht, Rücksicht, Zartheit und Ritterlichkeit verpflichtet, und wobei sich seine Selbstsucht beruhigen muß. Die Ehrfurcht vor der Mutterschaft ist eine Ablenkung der Sinne von der Eva zur Maria, zum mütterlichen erlösten Weibe. Wenn man dem Manne die Möglichkeit nimmt, Sinn und Seele einmal auf diese Seite des weiblichen Lebens hinzulenken, wenn man die Hoffnung aufgibt, ihn einzuführen in das Reich der gestillten Selbstsucht, dann wird die Verständigung abgeschnitten, und die Kluft zwischen beiden Geschlechtern wird für feinere Naturen unüberbrückbar.

Wenn eine Ellen Key — die ihr heidnisches Evangelium mit den Augen der Immaculata anschaut — sich zur Fürsprecherin der freien Liebe aufwirft, so geschieht das in dem mitleidigen Bestreben, die Frau durch Loslösung aus ihrer geschlechtlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeit von scheinbar unnützen Opfern zu befreien, auf daß sie ihre unvergeudeten Kräfte in nützlicher Berufsarbeit verwerten könne. Dabei wird übersehen, daß durch eine wirtschaftliche und geistige Verselbständigung der Frau die tiefsten Abhängigkeitsgefühle nicht aufgehoben würden, und daß das engste und innerlichste Abhängigkeitsverhältnis — die Ehe — eine große sittengeschichtliche Mission zu erfüllen hat. Es ist zum Gedeihen des Ganzen notwendig, in kleineren Menschengruppen das Gefühl zu pflegen: Wir sind aufeinander angewiesen, wir bedürfen einander zum Leben. Kein soziales Empfinden ohne ein solches Abhängigkeitsbewußtsein! Durch die zunehmende Abhängigkeit der einzelnen Glieder im sozialen Körper werden Gefühle der Nächstenliebe ausgebildet, die zu ihrer Entfaltung eben dieser Situation bedürfen. Gerade ihre Abhängigkeit war es, die in der Frau das entwickelt hat, was den Menschen erhöht und die mütterlichen Empfindungen stark und lebenstüchtig macht: Opferwilligkeit, Verständnis, Hilfsbereitschaft, Liebe. Darum bedarf das Weib ebenso wie der Mann zur Entfaltung seiner höchsten Kulturkräfte der Familiengemeinschaft; von hier aus — auch durch das opfervolle Leiden der Frau — wird dem Volkskörper eine unermeßliche Fülle von sittlicher Gesundheit und Schönheit zugeführt. All die Zartheit und Geduld, Treue und Sorgfalt im Kleinen und Großen, das barmherzige Heilen von leiblichen und seelischen

Wunden, das Helfen und Schutzanbieten, das taktvolle Besänftigen und Ausgleichen, die verzeihende Milde, die sanfte Energie, die sich im Dulden, Tragen, Überwinden kundgibt, die Glaubenszuversicht, die über unzählige Beschwerden, Leiden, Enttäuschungen in königlicher Haltung hinwegschreitet, das stille Verausgaben von Liebe in tausend kleinen Münzen, das schöne Beispiel, das in heiterer Unbewußtheit gegeben wird: all dies mütterliche Tun kann sich selbst in den beengendsten Verhältnissen allmählich zu einer großen, leuchtenden Heldentat verdichten, die sich den Kulturleistungen des Mannes getrost an die Seite stellen darf.

In der Ehe schafft und verausgabt die Frau das Unwägbare und doch so Köstliche: leise läßt sie Gesetze der Sitte und Sittlichkeit aus ihrer Hand hinübergleiten in die Hand des Mannes. Wenn es ihr mit verschwiegenen Mühen gelingt, den Mann milder und gerechter zu stimmen, teilnehmender, fürsorglicher und selbstloser zu machen, so ist das der beste Kulturdienst, wertvoller als alle sichtbaren Arbeitsergebnisse.

In solcher Dienstbarkeit kann sich das Liebesgefühl der Frau am reichsten auswirken. Denn ihr Empfinden für den Mann gipfelt nicht so sehr im Eros als in der Caritas. Dostojewsky äußert einmal: ‚Wenn aber das Herz eines Mädchens erst Mitleid empfindet, dann steht es gefährlich um dasselbe; es wird dann sicherlich „retten" und sich verständlich machen wollen, aufrichten, zu höheren Zielen führen, zu einem neuen Leben, neuer Wirksamkeit.' Das Heben, Tragen und Erretten ist zweifellos eine Leidenschaft mütterlicher Frauennaturen. Wo sie nur den geringsten Willen zum Guten aufspüren, da machen sie alsbald die ungeheuersten Anstrengungen. Wagner hat diesen ewig weiblichen Zug in seiner Senta und Elisabeth verkörpert; immerfort begegnen wir ihm in Dichtung und Leben. Auch in der von Armenpflegerinnen berichteten Tatsache offenbart er sich, daß Frauen des Volkes fast niemals Klage über pflichtvergessene Männer führen.

Wo Frauen mütterlich lieben, da erlangen sie die Gabe der unmittelbaren inneren Anschauung fremden Wesens in solchem Maße, daß sie sich auch in gegensätzliche Naturen wunderbar tief und mit nie versagendem Verständnis hineinversetzen können. Sie lieben nicht nur ‚darum' und ‚deshalb', sondern ‚trotzdem' und ‚dennoch'. Ihrem Gefühl genügt oft die kärglichste Nahrung. Sie lieben im Manne das, was ihn über sich selbst hinausführt: seine Liebe; sie lieben ihn für jede kleinste Zartheit, die er ihnen erweist, gerade dann, wenn dieselbe im Widerspruch zu seinem sonstigen Wesen steht. Sie glauben viel mehr seinen seltenen Regungen als seinem gewöhnlichen Wesen. Der Mann sieht, was vor Augen ist, in der Liebe; der Frau bedeutet der verborgene Mensch des Herzens mehr als der sichtbare; sie blickt und glaubt ins Unsichtbare hinein, ja, über die Grenzen der Zeitlichkeit hinaus. Ihre Liebe ist ein Ewigkeitsgefühl und löscht das Bewußtsein der Vergänglichkeit aus. Sie ist's, die in der Liebe die Seelenwanderung aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare zu vollziehen trachtet.

Daß Frauenliebe — mütterliche, unzerstörbare — höher gestellt wird als Mannesliebe, beweist die Anrufung des Ewigweiblichen im letzten Jahrtausend; diese Anrufung geht durch die Menschenwelt wie ein Schrei nach Erlösung vom Ich, dem ‚dunklen Despoten'. Darum ist's die höchste Aufgabe der Frau, in ihrem Wesen das Hinanziehende zu verkörpern. Dante, als er das ganze Sehnen des Mittelalters nach Reinheit und erlösender Liebe durch die ätherische Gestalt seiner Beatrice hindurchfluten ließ, hat für alle Ewigkeit die erhabenste Kulturleistung der Frau bezeichnet mit seinem tiefempfundenen Wort: ‚Wer sie anschaut, kann nicht in Sünden leben.'

Daß die Frau im sittlichen Leben die erste am Ziel ist, begreift sich auch aus der Mütterlichkeit. Zum Erziehen und Leiten berufen, muß sie früher reifen, schneller ihres Wesens letzten Schluß ziehen als der Mann. Sie ist ein kurzes Werden und ein langes Sein, der Mann hingegen ein langes Werden; infolge seiner stärkeren Leidenschaften durchmißt er größere Höhen und Tiefen, in seine geistigen Wandlungen wird seine sittliche Natur jedoch nur allmählich hineingezogen. Er schreckt nicht zurück vor Erfahrungen, von welchen gesunde Frauennaturen durch ihren Mutterinstinkt ferngehalten werden. Und während er hundert Irrtümer begeht, um zu hundert Wahrheiten zu gelangen, genügt ihr ein kurzes Irregehen oder eine schwere Erfahrung, um die eine große Wahrheit ihres Lebens aufzufinden. An Faust und Gretchen wird uns das deutlich; sie erlöst sich alsbald durch Verzicht und freiwillige Buße, während er, mit der Gaben- und Gestaltenfülle des Lebens sich auseinandersetzend, nur langsam seine sittliche Unfreiheit abstreift.

‚Wenn er dich ahnet, folgt er nach.' Die Sehnsucht des Mannes und der Glaube der Frau sind große Lebenswecker. Wer es bedenkt, wie durch die ungeheuren Summen von Glauben und Vertrauen, die bisher von Frauen ausgegeben wurden, unendlich viel Wertvolles geweckt und erhalten, Schwankende im Guten bestärkt und Halbverkommene gerettet wurden, der muß einen großen Kulturverlust befürchten, wenn im Liebesleben künftiger Geschlechter der Glaube eine minder große Rolle spielen würde. In einem freien, leicht löslichen Verhältnis aber könnte der Glaube sein immergrünes Leben nicht mehr recht entfalten, Unsicherheit und Verdachtmomente würden das Zusammenleben beunruhigen; in die Liebe mischt sich ein frivoles Element hinein; die Versuchung, einer Abneigung rasch nachzugeben und einer neuen Neigung zu folgen, würde größer werden; polygame Triebe erfahren keine wesentlichen Hemmungen mehr. Der Jahrtausende alte *Kampf der Frauen für die Ehe* dient einer Form, die hohe sittliche Werte zu schützen hat, einer Form des Frauenschutzes nicht nur, sondern auch des Männerschutzes; denn die Ehe hilft den Mann vor Unbeständigkeit bewahren, verpflichtet ihn zur Treue gegen das Kind und weckt das in ihm, was den Menschen in der Menschlichkeit vorwärts bringt.

Mag es immerhin wahr werden, daß innerhalb der Ehe ‚das erotische Ideal der Frau, um lebensmächtig zu werden, mehr Märtyrer fordern wird

als irgend ein anderes';* wo auf ein Leiden am Kreuze die Auferstehung in Kraft folgt, da muß gelitten werden.

Wollen und Wirken im Kulturleben.

Ilse Frapan, noch mit leisem Trotz in der Stimme, hat den Ausspruch getan:

> ‚Zuweilen denke ich ganz im Ernst, daß wir Frauen zu einer Art Revision des Männerstaates berufen sind, daß die ganze Frauenbewegung diesen Sinn und Zweck hat. Revisorinnen im Dienste der Menschlichkeit, die doch, und wär's auch nur im Schneckengang, vorwärts geht. An all die Versteinerungen unsern schlichten menschlichen Maßstab anlegen, mit unserem vielgescholtenen Gefühl ihre kalten Verstandeswerke durchprüfen und sehen, was standhält, was nicht, — was wirklich nützt, was ganz entschieden schadet, — gegen Pedanterie, Profitsucht, Brutalität und blinde Folgsamkeit den Schrei der Natur erheben, — der mißhandelten, getretenen Menschlichkeit Rechte zu wahren.'

Und wir können es. Die Frau bewährt überall ihren Spürsinn für das, was lebendig macht und dem Leben dient; sie unterhält die feinste Fühlung mit den schaffenden Kräften der Kultur, weil sie — kraft ihrer Mütterlichkeit — die zuwartende Geduld und den vorausschauenden Blick hat, der weit hinausschweift ins Kinderland. Ihr vielumfassendes Gemütsleben, das Mitleben mit den Dingen erweitert ihr Verständnis für das, was sein soll und was nicht. Sie trägt lebensvolle Zukunft in ihrem Urteil und leiht ihr Ja keiner zerstörenden Macht. Ihr Instinkt ist wissender als der männliche; darum stellt sie ihn in den Dienst der Erhaltung des unvergänglich Wertvollen. ‚Was ist Instinkt? Tiefsten Gefühles Herd,' sagt Annette von Droste, d. h. eine Herdstätte, wo die unbeirrbaren Gefühle aufglühen für das, was maßvoll und gesund ist, wo das Naturgesetz selber in Flammenzeichen sich mitteilt und dem Streben die Richtung weist.

Das Gefühlswissen der weiblichen Seele ist in unserer Zeit zu einem Ziele der Tätigkeit hingeleitet worden, und der Gefühlsüberschwang, der verworrene Drang, heilend und helfend einzugreifen, wird durch das ruhige Durchdenken und wissenschaftliche Erkennen von Verhältnissen und Gesetzen abgeklärt zu besonnener Tatkraft und praktischer Güte. Der Blick erhebt sich von den kleinlichen Angelegenheiten der Stunde zu den Aufgaben des Jahrhunderts; das Familiengefühl erweitert sich zum genossenschaftlichen Empfinden; das Mitleid gleitet durch alle Pforten; umfassender wird das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, hellsehender und klüger will die Fürsorge, weltumspannend möchte die Mutterliebe werden.

So hat sich die Gemütskraft der Frau allmählich zu einer Gewissens- und Kulturmacht des öffentlichen Lebens ausgewachsen, und aus der Mütterlichkeit kam das größte Gemütsereignis des 19. Jahrhunderts: der erwachende soziale Sinn. Man darf es sagen: Die große Gewissenserweckung

---

* Dr. Gertrud Bäumer: ‚Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart.' Wiesbaden 1904.

ist zumeist eine Frauentat, das ewig grüne Blatt im Ruhmeskranz der Frau des 19. Jahrhunderts. (Ich erinnere nur an Namen wie: Beecher-Stowe, George Eliot, Miß Nightingale, Elisabeth Fry, Amalie Sieveking, Jane Addams, Oktavia Hill, Jeanette Schwerin, Frau von Mahrenholtz-Bülow, Josephine Butler, Frau Bieber-Böhm, Bertha von Suttner, Olive Schreiner, Frau Orelli, Ottilie Hoffmann, Gnauck-Kühne und viele andere.) Das caritative Wirken der Frau strebte über die Schranken des Hauses, der Bekenntnisse, der Stadtgemeinden hinaus ins volks- und weltumfassend Allgemeine. Die menschheitpflegende Bestimmung des Weibes will sich auf die Gesetzes- und Gesinnungsbeeinflussung ausdehnen; die Nächstenliebe wird organisiert und von falschem und flüchtigem Mitleid gereinigt; dem Heilen und Helfen gesellen sich die Mühen des Vorbeugens und der rechtzeitigen Aufklärung. Auch diese zukunftsreichen Bestrebungen erweisen es, welche Werte die Frau der Kultur immer wieder schenkt gerade durch das Unwägbare, was sie verausgabt, das Weibliche, Weichste: durch den Geist der Hilfe und Versöhnung, durch ihren treuen Liebesfleiß. Großes ist dadurch geschaffen worden im Erziehungswesen und der Kinderfürsorge, den Krippen, Kindergärten, Bewahranstalten, der Waisenpflege; in der Arbeiterinnenfürsorge, den Organisationen und der Schutzgesetzgebung, den Bildungsstätten, Heimen, Wöchnerinnenasylen, dem Jugendschutz, den Rechtsschutzstellen und Stellenvermittlungen; in der Wohnungsreform und Gefangenenfürsorge; in der Mäßigkeitsbewegung, Sittlichkeits- und Friedensbewegung und überall sonst auf dem großen Gebiet sozialer Hilfsarbeit.

Durch Auswahl und Erfüllung solcher Aufgaben hat die Frau darauf hingearbeitet, Zusammenhänge zu schaffen überall dort, wo das moderne Leben trennt und auseinanderreißt. Zusammenhänge zu schaffen zwischen Mensch und Menschen, zwischen Natur und Kultur, Fühlen und Denken, Wissen und Bildung, objektivem und persönlichem Kulturbesitz: das ist der besondere und zeitgemäße Dienst, den die Frau der Kultur zu leisten hat.

Die Verbindungen zwischen Mensch und Mensch und dem Inhalt ihrer Interessen sind heute minder enge als dereinst. Was früher persönliche Beziehungen waren, sind jetzt sachliche geworden; viel unpersönlicher stehen sich heute Arbeitgeber und -nehmer, Herrschaft und Dienstbote, Lieferant und Kunde gegenüber. Der Mensch ist ungebundener und selbständiger, aber doch einsamer geworden. Einer drängt den andern beiseite und hascht rücksichtslos nach dem Gewinn und Genuß des Augenblicks; der Individualismus trägt Zerwürfnisse in die engsten Gemeinschaften hinein, der Klassenkampf trennt die Schichten der Gesellschaft. Unzählige Menschenleben verkümmern ohne Teilnahme und werden in den Schmutz getreten; die meisten werden vereinseitigt und verhärtet durch enge Fach- und Berufsinteressen, Bildungsdünkel, Standesvorurteile, Konkurrenzneid, Klassenegoismus und, wie Ibsen einmal klagt, die ‚Herzenskälte' legt sich wie eine Eisrinde über ursprünglich warme Empfindungen. Überall also Trennungen, wenig Zusammenhänge, wenig innige, dauernde

Verbindungen! Daß die Gemeinsamkeit geistiger und materieller Interessen die Menschen innerlich verbinden, die losen Zusammenhänge festigen, die sozialen Klüfte überbrücken könne, hat sich als ein Irrtum erwiesen; das wahrhaft Verbindende sind nur die Eigenschaften und Gefühlstätigkeiten des mütterlichen Sinnes: Liebe, Fürsorge, Uneigennützigkeit, Verantwortlichkeit, Kraft der Aufopferung und Hingabe. Sich in die Lage anderer hineinzuversetzen, darin beruht das Geheimnis sozialer Gerechtigkeit.

Und nicht bloß in der sozialen Gemeinschaft, auch im Geistesleben entfalten die Gefühle ihre verbindende Kraft. Ellen Key weist darauf hin: ‚Der Mann hat durch neue Ideen Bewegung in die Kulturarbeit gebracht, die Frau hat die Ideen in Gefühle umgesetzt und diesen durch die Sitte Dauerhaftigkeit verliehen.‘ Indem sie die freischwebenden Ideen der Natur angliedert und an ihrem Herzen erwarmen läßt, webt sie ein Band zwischen Kultur und Natur. Und mehr als je sehnt sich die Ideenwelt nach der Mutter-Erdenwärme des Frauenherzens.

Warum ist heute die Kultur abgerückt vom Menschen und ist etwas Objektives, ein Konsumartikel geworden? Warum haftet sie viel mehr an Dingen: an Büchern, Zeitungen, Erfindungen, Sammlungen, Schulen, Institutionen, Organisationen, als an Persönlichkeiten? Warum wirkt sie in so geringem Maße charakterbildend? Weil die tiefergehende Aneignungsfähigkeit verloren ging. Die Kulturgüter werden meist vom Verstande erfaßt und genossen, während das Gefühl fast teilnahmlos daneben steht. Was aber das Gefühl nicht anregt, das berührt uns überhaupt nicht im Innersten, das läßt unser Ich kalt, das hat keine willenbewegende, persönlichkeitsbildende Kraft. Zur persönlichen Kultur gehört ein inneres sympathisches Gestimmtsein auf gewisse Lebensformen und Bildungsziele, ein Auswählen und Wertschätzen bestimmter Seiten und Inhalte des Lebens, ein Geneigtsein und Streben, die höchste Bestimmung des Menschen tätig zu verwirklichen und nicht bloß in theoretischer Gelassenheit Konsument der geistigen Nährstoffe zu bleiben. Demnach bedarf es — um die objektive Kultur zurück zu verwandeln in persönliche Kultur — einer Auffrischung des Gefühlslebens, die von der Frau ausgehen muß.

Wenn der Mann bei harter Verstandesarbeit das intim persönliche Wesen, die instinktsichere Natürlichkeit, den Zusammenhang mit den Grundkräften des Lebens und dem altererbten Gemütsbesitz der Menschheit verloren hat, so ist es an der Frau, ihm solches immer wieder zuzubringen, damit beide sich durch lebhaften Gabenaustausch zu voller Menschlichkeit ergänzen. Wir halten es daher für verfehlt, dem weiblichen Wesen in den Lehrjahren andauernd dieselbe einseitige Verstandesarbeit zuzumuten wie dem Jüngling; mindestens dürfte dem Mädchen vor Eintritt in den Beruf oder in die Ehe eine Zeit der Dienstbarkeit im Hause oder — wie man vorgeschlagen hat — ein Freiwilligenjahr im Dienste der Volksfamilie (in Krippen, Kindergärten, Horten, Krankenhäusern) nicht fehlen; erst im Dienen und bei fröhlicher Selbstvergessenheit kann sich die weibliche Eigenart im Fühlen und

Tun kraftvoll entfalten. Auf diesen ihren Gesundbrunnen weist Raffael in seiner Madonna Sistina; wie die Hohe uns entgegenschwebt, von Wolken und Weihrauch der Andacht getragen, da fühlen wir's: Wahre Hilfe kommt nur von dem, der gar nicht an sich denkt. Was der Künstler als das Ewigweibliche enthüllt, das muß der Erzieher entwickeln, und die Bedingungen seiner Entfaltung dürfen durch keine Rücksicht aus dem Bildungsgang ausgeschieden werden; denn die Stärke und Reinheit, womit die weibliche Eigenart auftritt, ist ausschlaggebend für die Bedeutung der Frau, ausschlaggebend auch dafür, ob im sozialen und weltbürgerlichen Leben der finstere Geist des Willens zur Macht dem lichten Geist des Dienenwollens einmal weichen wird.

Obwohl die Mädchenbildung diesem Gesichtspunkt noch nicht unterstellt wurde, ist derselbe den Frauen doch nicht fremd — im Gegenteil. Durch die leisen Ratschläge des mütterlichen Sinnes veranlaßt haben sie schon damit begonnen, eine natürliche Auslese unter den ihnen zugänglichen Berufen vorzunehmen und solche zu wählen, welche der Entfaltung ihrer Eigenart möglichst weite Grenzen setzen. Und die Hoffnung, daß ihr Wirken durch die geistige Mütterlichkeit eine besondere Frische und Eigenkraft empfangen werde, daß ihr Wille auf Erhaltung und Sicherung besonderer Güter gerichtet sein und nach besonderen Tugenden und Tüchtigkeiten hinzielen werde, hat nicht getrogen. Freilich vermag die Frau nicht überall und in der Stärke wie auf den Gebieten sozialer Hilfsarbeit eine eigene Bewegung zu erzeugen; es gibt nur eine Methode wissenschaftlicher Forschung, nur eine Art technischer Fertigkeit, und die Frauenwerke weichen äußerlich nur wenig von der Linie ab, welche der männliche Genius vorgezeichnet hat; wenn aber ‚die Frau als Lehrerin, Ärztin, Advokatin die Macht ihres weiblichen Empfindens und Verstehens zur Lösung von Aufgaben einsetzt, die gerade dieser Macht bedürfen, so erhöht sich ihre berufliche Tätigkeit zur Kulturleistung im eigentlichen Sinne'. (Gertrud Bäumer.)

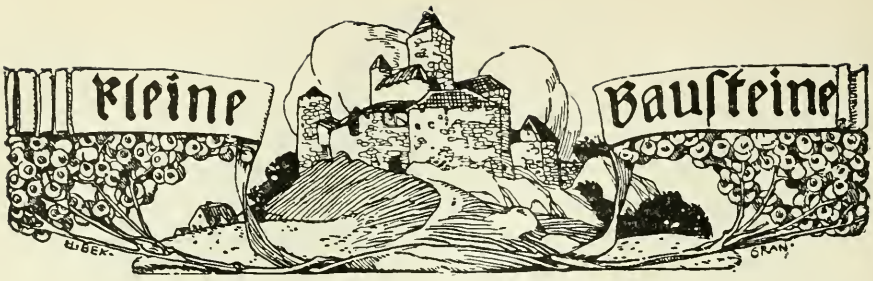
Ebenso hat die Neigung der Frauen zu den Kulturwissenschaften Leistungen gezeitigt, die, wenn auch an Umfang knapp, doch das besondere enthalten, was die Frau zu geben hat: feines gerechtes Abwägen aller Meinungen; Lösungen, die aus der Fülle erlebten Lebens und der Selbsterfahrung geschöpft sind. Weil es der Frau kaum möglich ist, ganz unbeeinflußt von Verpflichtungsgefühlen das Gewordene, Seiende und Werdende in seiner Notwendigkeit zu erkennen, weil ihre wissenschaftliche Betrachtungsweise nie ganz moralfrei, d. i. voraussetzungslos, zu sein vermag, so eignet sie sich weniger zum Forschen als zum Beurteilen und Bewerten. Was Ruskin den männlichen Nationalökonomen vorwirft, sie gäben nur ‚Anleitung zum Erwerb von Reichtümern, ohne deren moralischen Ursprung zu berücksichtigen', das wird von einer Volkswirtschaftlerin kaum jemals gelten dürfen; die echte Frau kann nirgends auf ethische Grundsätze verzichten, denn Ethik ist das Wissen um die lebenerhaltenden, lebensteigernden Empfindungen, Gedanken und Taten. Und auf lebensvolle Taten ist das Sinnen der Frau gerichtet.

Alles Höhere, was sie erarbeitet, soll nicht im Vergänglichen und Gegenwärtigen stecken bleiben.

Es gilt heute nicht für uns, die männliche Kultur zu unterstützen mit männlichen Leistungen; es gilt vielmehr, den weiblichen Einschlag im Kulturgewebe stärker hervortreten zu lassen. Eine immer tiefere Ausfurchung des Unterschiedes der Geschlechter hat im Laufe der Kulturgeschichte stattgefunden, und weil der Reichtum des Kulturlebens zum großen Teil auf dieser Verschiedenheit beruht, so müssen die falschen Emanzipationsbestrebungen, die alle Unterschiede verwischen wollen, ernsthaft bekämpft werden. Mancherlei einseitige Richtungen in unserem Arbeits- und Gesellschaftsleben haben ein stärkeres Bedürfnis nach Ergänzung und Austausch hervorgerufen, und ein reicheres, lebendigeres Spiel der Gegensätze von männlich und weiblich auf allen Lebensgebieten ist eine unerläßliche Vorbedingung für den Kulturfortschritt.

Wenn Frauen verarbeiten, was der Mann erarbeitet, wenn sie ihren Eingebungen folgen, während er nach Prinzipien handelt, sie sich als vielseitig, klug, aber anstoßbedürftiger erweisen als der mit kräftiger Initiative begabte Mann, wenn Frauen sich weniger zum Organisieren als zum Helfen, nicht so sehr für das Richten als das Verstehen, nicht für den Kampf, sondern für die Ordnung eignen, so bringt schon diese Verschiedenheit einen fruchtbaren Austausch von Gaben mit sich, wo in gegenseitiger Lebenshilfe eines das andere durch seine besondere Stärke stützt, durch seine Eigenart anregt, durch seinen Reiz anzieht, durch sein Werden entzückt und fortreißt. Gewiß ist, daß Frauen ihre gewaltigen Kulturaufgaben zumeist durch die Politik der kleinen Mittel, durch ein Wirken im Unsichtbaren lösen; und gewiß ist auch, daß es einer verfeinerten männlichen Gerechtigkeit bedarf, damit man all den unwägbaren Dingen endlich die weibliche Urheberschaft ansieht. Was Frauen aus ihrem mütterlichen Empfinden heraus schaffen und schenken, — Liebe, Pflichtgefühle, Sittengesetze, Opfermut, Idealismus, Glück, — das erweist sich als tragende Kraft der Kultur. Eine gerechtere Schätzung solcher Leistungen wird ihnen die reine Freude an ihrer Eigenart wiedergeben und allenthalben die Überzeugung wecken, daß sie, um als gleichwertige, gleichberechtigte Kulturarbeiter anerkannt zu werden, sich nicht abzuquälen brauchen mit Konkurrenzängsten. Zu sehr bedarf unsere noch so äußerliche Kultur der Beseelung, der Erwärmung durch das Gemüt, und hier warten aller Augen auf die Ausgießung des heiligen Geistes der Weiblichkeit über das heutige Kulturleben.

Wo unsere Taten ein Spiegel unseres inneren Selbst und der Idee sind, die im Weibe ihren Ausdruck gefunden hat, da siegen wir. Und so wird es immer wieder das ‚Reich der Mütter' sein, in das wir, um neues Leben bittend, hinabsteigen müssen, und die opfernde, dienende Liebe ist es, von der wir mit ehrfürchtigen Gefühlen den Schlüssel zu neuen Rechten und Freiheiten entgegennehmen wollen.



Von alten und neuen Kirchenbauten auf dem Lande.

Die Kunst steht seit alter Zeit im Dienste der Kirche. Nirgends boten sich ihr umfassendere, schönere Aufgaben, nirgends hat sie sich reicher und mannigfacher entfaltet. Mit unendlicher Fruchtbarkeit hat sie in tropischer Fülle Form auf Formen hervorgebracht und zu selbständigen Stilen entwickelt. Vergleichen wir die heutige Produktion mit der früherer Zeiten, wie mager und spärlich erscheint uns diese! Wir können die Annahme nicht von der Hand weisen, daß unserer Zeit auf diesem Gebiete die schöpferischen Kräfte fehlen. Bei diesem Mangel an zeugenden Kräften und infolge des ausgesprochen konservativen Charakters der kirchlichen Kunst verfällt diese dem Eklektizismus. Viele jüngere Talente, deren Anschauungs- und Vorstellungsweise keineswegs im Gegensatz zu der Tradition der kirchlichen Kunst steht, die sich nur der modernen künstlerischen Ausdrucksmittel bedienen, werden fern gehalten. Aber nicht nur dies; eine Menge künstlerischer, gestaltender Faktoren, die früher mit am Werke waren, sind ausgeschaltet. Die kirchliche Kunst steht nicht mehr im Zusammenhange mit dem Leben der Gegenwart, mit der Eigenart und den Eigentümlichkeiten ihrer Umgebung. Meist nur die Landkirche bietet ein typisches Bild des charakteristischen bodenständigen Kirchenbaues. Nirgends treten aber auch die Gegensätze stärker und schärfer hervor. Auf unsern sommerlichen Wanderungen hatten wir Gelegenheit genug, uns davon zu überzeugen. Unser Ziel und Beobachtungsfeld bildet ein altes, anheimelndes Städtchen. Von den grünen Hügeln, die es umschließen, sieht man auf die von Alter geschwärzten Ziegeldächer. Sie stehen eng aneinander gedrängt wie gute Nachbarn, die die Köpfe zusammenstecken. Einzelne hohe Giebel und Dächer weisen auf stattliche Bürgerhäuser hin. Hoch über allen ragt der Turm der Kirche. Was außer dem Turm und Dach von der hochliegenden Kirche sichtbar wird, zeigt gleichfalls überaus schmucke, gefällige Formen, mannigfaches Schnörkelwerk, Kurven und Linien. Man erkennt daran sofort den Stil des 18. Jahrhunderts, wenn nicht auch die zwiebelförmige Haube des Turmes darauf hinwiese.

Der Marktplatz des freundlichen Städtchens mit den hübschen Türmen als Abschluß und mit den hochgiebeligen Häusern zu beiden Seiten der Straße zeigt verwandte Formen.

Die Hausfassaden sind meist in der für das 18. Jahrhundert so charakteristischen Putztechnik ausgeführt. Diese scheinbar so lockeren, lustigen

Gebilde der Stukkotechnik samt ihren heiteren lichten Farben sind von unverwüstlicher Dauer. Bei manchem Hause sind auch noch die steinernen Torbogen und die schön geschnitzten eichenen Türen mit Schlössern und Türklopfern aus blankem Messing erhalten. Vom Markte aus sieht man von unserer Kirche nur den Turm. Sobald man aber durch ein kleines Gäßchen geht, taucht sie auf einmal wieder auf und gewährt einen überraschenden Anblick. In der Tat kann man sich einen stärkeren Gegensatz als zwischen den kleinen, an die Stadtmauer angebauten Häuschen mit ihren vorkragenden Dächern und Giebeln und der stattlich aufragenden Kirche und ihrem schlanken Turm kaum denken. Aus diesen kleinen Verhältnissen heraus wächst die Kirche kräftig empor, ohne jedoch befremdend und ernüchternd zu wirken. Im Gegenteil, das mächtige Kirchendach erscheint an dieser bevorzugten Stelle ganz natürlich zu dieser außerordentlichen Höhe und Ausdehnung. Man denkt bei dem Turme an einen kräftigen Stamm, der aus niederem Unterholz herausgewachsen ist. Zum Bau der Kirche ist dasselbe Material wie bei den Bürgerhäusern, nämlich Ziegel und Mörtel verwendet; Turm und Kirche haben einen farbigen Anstrich, ähnlich wie bei den Häusern. Nur ist alles daran viel hübscher und sauberer. Der Turm ist mehrfach gegliedert, aus dem viereckigen Unterbau geht er in ein prismatisches Achteck über; er ist mit Lisenen und Voluten verziert. Die Kirche erscheint wie ein stattliches, sehr großes Haus und weist im äußeren auf ein mannigfaltig gestaltetes Innere hin. Die mächtigen Mauern, die hohen Wände mit den hübsch geformten Fensteröffnungen, der reich gegliederte Chorbau und der stolze Giebel lassen auf ansehnliche prächtige Räume schließen. Durch die hohen Fenster strömt das volle Licht herein und entfacht in dämmerigen Nischen farbige Gluten von Gold, Silber, Purpur. An hellen, sonnigen Tagen ist alles verwandelt in eine heitere, lichte Welt, die sich endlos in diesem Raume erstreckt. Freundlich schimmern die hellen Wände mit den bunten Marmorsäulen. Die weiß stukkierte, mit Gemälden geschmückte Decke scheint durch eine täuschende Perspektive den Raum nach oben zu erweitern. Den glänzenden Mittelpunkt bildet der prächtige Hochaltar. Über der reich geschmückten Mensa erhebt sich ein hoher, nischenartiger Aufbau, von gewundenen schlanken Säulen gestützt. Das Altarbild von starker dramatischer Stimmung im Ausdruck steht im Mittelpunkt. Über den Säulen, die mit vergoldetem Ornament gleich üppigem Schlinggewächs behangen sind, erhebt sich ein weiterer architektonischer Aufbau von einer überaus originellen Konstruktion des Gebälkes, darüber der Giebelaufsatz mit einem aus vollen Backen blasenden Engel.

Eine ausgesprochene Ornamentalität in Farben und Formen gehört zum Wesen und Charakter dieser Kunst. Das Barock und Rokoko, mit dem die Tradition jäh endete, waren nicht etwa eine Ausgeburt verwilderter künstlerischer Phantasie, ein ‚unkirchlicher Stil', sondern in ihrer fröhlichen Linienführung, ihrer lebhaften Farbenfreude dem poesievollen bayerischen Volkscharakter verwandt. Dem Bürger war diese Kunst durchaus vertraut; sie war der höchst gesteigerte Ausdruck und Glanz der bürgerlichen Kunst in den Häusern

und Stuben jener Zeit. Das massive geschnitzte Kirchengestühl, das gemütliche Chörlein, wo die Frauen am Sonntag der Messe beiwohnten, erinnerte daran. Ein Bedürfnis, ein Gefühl stimmte auch hier alles zum Ganzen, zu einer gediegenen wohnlichen Pracht im Hause des Herrn.

Was für Wandlungen hat ein Jahrhundert in unserem Städtchen vollzogen? Wir schreiben jetzt statt 1760 1860.

Von unserem Standorte, vom Hügel aus erblicken wir unter den alten Ziegeldächern viele neue von einer eigentümlichen himbeerroten Farbe, die unangenehm auffällt; dazwischen erblickt man staubgraue Zementdächer und schwärzliche Schieferdächer, die sich seltsam von ihrer Nachbarschaft abheben. Statt der weißen Giebel bescheint die Sonne lackiert aussehende, rote und gelbe glatte Steine, und an Stelle der lustig verschnörkelten Giebelmauer sind einförmige Staffelgiebel getreten, als wäre jedes Haus ein Schloß oder eine Kirche. Selbst unser Kirchtum mit seiner gemütlichen roten Haube hat einen neuen Anstrich erhalten; in aufdringlicher Farbe leuchtet von der Höhe ein neues Zifferblatt mit vergoldeten Zeigern. Aber nicht nur das Äußere der Kirche erscheint unangenehm neu; auch im Innern hat sich vieles verändert. Die hohen Fenster mit ihrem hellen, freundlichen Schimmer sind verschwunden; kleine, grünlich gefärbte Butzenscheiben absorbieren das helle, farbige Sonnenlicht und erzeugen eine trübselige Helle und eine Stimmung, als wäre jeder Tag Aschermittwoch. Nicht daß aber gerade dieser Stimmung durch die Renovierung Rechnung getragen wurde, sie ist nur durch die neue Fensterverglasung entstanden. Die fröhliche Farbigkeit des Innenraumes wurde auf ein fast unerträgliches Maß von Buntheit gesteigert; aber trotz allem Aufwand an prunkenden Farben und glänzendem Gold wurde doch keine erhöhte künstlerische Wirkung erzielt, im Gegenteil, es macht sich eine gewisse Nüchternheit fühlbar. Man empfindet die Absicht, mit diesem Prunke auf grobe Sinne zu wirken und wird verstimmt. Doch sind Renovierungen noch nicht das Schlimmste in unserer kunstarmen Zeit. Unser Unvermögen offenbart sich am deutlichsten da, wo ganz Neues geschaffen worden ist, und zwar ‚Neues im Geiste des Alten'. Ist es aber der Geist der alten Kirchenbaumeister, der in den vielen im byzantinischen, gotischen, romanischen Stil erbauten Landkirchen steckt? Diese neue alte kirchliche Kunst wurde nicht in den Künstlerwerkstätten, sondern in den Stuben der Gelehrten erneut. Gelehrte stritten sich über den ‚Wert der Stile' und kamen zu der Ansicht, daß der gotische Stil der für die kirchliche Kunst würdigste sei. Die Fanatiker dieses Prinzips verfaßten ein Reglement für die kirchliche Kunst, das eine gebundene Marschroute vorschrieb. Damit war aber die lebendige, wertzeugende Kraft der Tradition unterbunden und an Stelle des freien künstlerischen Schaffens die Schablone und das Schema gesetzt. Aber nicht genug damit; die Eiferer begannen auch dem Bestehenden den Krieg zu erklären und mit dem Rufe ‚Stileinheit, Stilreinheit' an alles Hand zu legen und alles zu zerstören, was nicht in ihr Schema paßte. Unzählige Kunstbarbareien sind von den Mannen der neuen kirchlichen Kunst verübt

worden. Diese Erscheinung steht aber nicht allein und abgelöst von den übrigen Zeitströmungen da. Sie ist im Gegenteil aus dieser Einflußsphäre hervorgegangen. In der sogenannten profanen Kunst vollzog sich genau dasselbe. Kunst und Leben standen einander fast feindlich gegenüber. Im kleinen Mann und im behäbigen Bürger schien jedes Gefühl für die freundlichen Gestalten der Vorwelt erstickt zu sein. Eine gewaltig großtuerische Neuerungssucht war eingerissen; die kleinsten Nester fingen an, sich zu modernisieren. Nur fehlten diesem an sich ganz gesunden und natürlichen Bestreben, mit der Zeit zu gehen, leider alle Mittel zur Verwirklichung.

Am meisten verändert hat sich in unserem Städtchen der Platz um die alte Pfarrkirche. Nur der altehrwürdige Turm ist geblieben. Verschwunden ist aber der gemütlich anheimelnde Kirchhof mit den alten Grabkreuzen, die wunderhübschen Epitaphien und Kenotaphien an der Kirchenmauer. Wo früher der Bürger nach der Kirche sinnend vor dem Grabhügel stand, da wandelt er heute auf Asphaltwegen zwischen grünen Büschen und schaut gedankenlos ins Leere oder unterhält sich mit seinem Nachbarn. Die Jungen sind mehr hier außen im Grünen als drinnen in der neuen Kirche. Auf dem Kirchplatz stehen zwar noch einzelne ältere Häuser, aber wie frostig nehmen sich die neugebauten aus, besonders die zur Kirche gehörigen: das Mesnerhaus und das katholische Vereinshaus! Sie sind im gotischen Stile erbaut, in jenem entsetzlichen Gotisch, das im Treibhause moderner Ateliers für kirchliche Kunst auf dem Reißbrett erzeugt wurde. Selbst der Pfarrhof, wie schon der Name besagt, ehemals ein ländlich stattlicher Gebäudekomplex, ist modernisiert worden. Den Garten mit Lourdesgrotte und farbigen Glaskugeln umschließt ein eisernes, schwarz gestrichenes und mit Silberbronze verziertes Gitter.

Nun zur Kirche selbst! Betrachten wir sie einmal näher! Im Äußern zeigt sich ein unharmonisches Durcheinander von verschiedenartigen architektonischen Formen, lauter Winkel und Ecken, keine klare Entwicklung des Innern nach außen; dafür aber überreiche Profilierungen, Gesimse, Maßwerke, Rosetten. Die Kirche, den Größenverhältnissen nach eine einfache Landkirche, ist nach außen mit den Schmuckformen eines gotischen Domes verbrämt. Auch im Innern ist die Raumlösung keine glückliche. Die Gewölbe sind für die Höhe des Kirchenschiffes nicht angemessen; sie erwecken den Eindruck, als ob die alte Kirche um die Hälfte gekürzt und die Gewölbe heruntergerutscht wären. Der Hochaltar ist zwischen konstruktive, an dieser Stelle ganz unnötige Spitzbogengewölbe eingezwängt; ein Teil des Kirchenschiffes zeigt eine flache Holzdecke, ein anderer Teil ist wieder gewölbt; die Decke schneidet die Fenster mitten durch; nirgends eine einheitliche Raumwirkung; alles erweckt den peinlichen Eindruck des aneinander Geflickten und Gestückten; keine rechte Höhen- und Breiteentwicklung, keine ruhige Fläche, auf der das Auge verweilen und ausruhen könnte; denn Wände, Säulen, Pfeiler, Decke und Fußboden, alles ist in bunten Farben bemalt. Die Fenster enthalten natürlich farbige Glasbilder, die in ihrer Ausführung an den so lange Zeit beliebten Fensterschmuck der Diaphanie erinnern.

An ‚Schmücke dein Heim'-Kunst erinnern auch die aus rotem Mattglas gefertigten Ampeln mit den greulichen, in Messing gegossenen Verzierungen, die Ölfarbendruckkreuzwege und Lourdesbilder. Wir finden in der Tat viele Berührungspunkte mit unseren häuslichen Schmuckformen. Hier wie dort die gleichen Geschmacksünden und Roheiten, die gleiche Unkultur im großen wie im kleinen. In der bürgerlichen Sphäre macht sich neuerdings mit immer mehr zunehmender Wohlhabenheit ein ausgeprägtes Bedürfnis nach einer soliden Heim- und Schmuckkunst geltend, einer Kunst, die bereits vielversprechende Ansätze zu originellen eigenartigen Formen zeigt. In der kirchlichen Kunst aber herrschen nach wie vor Schablone, Surrogate und Fabrikware. Die Kirchen sind nicht mehr das, was sie waren: der vollendetste Ausdruck aller künstlerischen Bestrebungen: in der Architektur, Plastik, Malerei und im Kunstgewerbe. Früher baute man die Kirchen in derselben Art wie die Häuser. Alles in der Kirche war von ein und demselben Kunstgeist durchdrungen, und wir haben es an einem Beispiel dargetan, wie sich diese Tradition bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt. Heute ist das anders. Kunst und ‚kirchliche Kunst' ist zweierlei. Es scheint, als wären dies verschiedene Dinge, die nichts miteinander zu tun haben. Und täglich verschärft sich dieser Gegensatz mehr, gähnt die Kluft weiter, reißt tiefer. Durch eine erzwungene Abgeschlossenheit von dem frisch pulsierenden Kunstleben stirbt der lebendige künstlerische Geist ab, und die kirchliche Kunst fristet, in die Ateliers eingesperrt, ein kümmerliches Dasein. Spezialgeschäfte für kirchliche Kunst besorgen den Bau und die Ausstattung unserer Landkirchen, ähnlich wie gewisse Möbel- und Baugeschäfte die Herstellung und Einrichtung der Häuser. Aus Vorlagwerken und Musterbüchern stehlen sie ihre Motive zusammen und heißen ‚Stil', was sie auf diese Art zusammengebracht haben. Auf die wirkliche Situation, den Charakter des Ortes und seiner Umgebung wird kaum Rücksicht genommen. (Man darf sich darüber nicht verwundern; heißt es doch in Handbüchern für kirchliche Kunst, man bestimme zuerst den ‚Stil', in dem gebaut werden soll; dann fertige man die Pläne 2c.) Man fängt also bei einem Bau mit dem an, womit die Alten aufhörten. Was haben wir noch alles von den klugen Alten zu lernen? Die Alten bauten ihre Kirchen entweder auf freie, erhöhte Plätze oder an Verkehrsstraßen, immer an schön gelegene, bevorzugte Punkte. Sie bauten mit denselben Materialien, wie sie in der Gegend üblich waren. Mit allen in diesem Materiale zulässigen architektonischen Mitteln wurde der Eindruck der Monumentalität erstrebt, damit das Gotteshaus nach außen groß und bedeutend, würdevoll und erhaben erscheine. Im Innern wurde, wie wir gesehen haben, eine zu den Sinnen und zum Gemüte sprechende Intimität durch Farben und Formen, durch räumliche und durch Lichtwirkungen verschiedenster Art angestrebt. Dies war aber nur zu erreichen durch eine Kunst, welche alle Ausdrucksmittel souverän beherrschte und sich darum gerade in den Dienst der Kirche stellen konnte. Denn die Kirche war es, die die umfassendsten Aufgaben stellte und stets von allen Richtungen und allen Talenten

das Beste forderte. So ist die Kunst mit der Kirche in innigster Fühlung geblieben, was sie jedoch keinen Augenblick in der Freiheit des künstlerischen Schaffens hinderte. Eben weil es noch keine ‚kirchliche Kunst' in unserem heutigen Sinne gab, sondern eine von der Kirche fort und fort angeregte und geförderte Kunst, darum konnte die Kunst in der Kirche so Großes leisten. Sie wird es wieder, sobald sich die Kirche der Kunst wieder so bedient wie die Alten, indem sie sich dem in jeder Zeit lebendigen Kunstempfinden zuwendet. Waren doch die früheren Kunststile auch nichts anderes als lebendige Kunstschöpfungen der Gegenwart. Es versteht sich von selbst, daß der Kirchenbaumeister, der Bildhauer und Maler mit der Tradition und den Vorschriften der Kirche vertraut sein muß. Wird irgendwo eine Kirche gebaut, so soll der Künstler von Anfang an mit im Rate sitzen. Heute ist es vielfach so, daß ein Komitee von Laien und Klerikern alles haarklein zum voraus bestimmt und im Künstler nur eine handwerklich ausführende Kraft sieht. Konkurrenzen und Submissionen sind die wahren treibenden Kräfte; Geschäfte besorgen die Ausstattung und den Bau unserer Kirchen, wo früher wahre Opferwilligkeit und lebendige Gottesverehrung das Meiste tat. Darf man sich da wundern, wenn die kirchliche oder, wie sie sich anspruchsvoll nennt, die christliche Kunst, des wahren künstlerischen Geistes entbehrt? Man setze einmal versuchsweise eine junge, mit den kirchlichen Bestimmungen und Gesetzen vertraute, für solche Aufgaben begeisterte Kraft in direkte Beziehungen zu den Kirchenvorstehern und Gemeinden, lasse sie mit deren Wünschen und Bedürfnissen vertraut werden, vertraut auch mit der umgebenden Natur und den Eigentümlichkeiten der Landschaft, wie mit den Lebensverhältnissen und Gewohnheiten der Bewohner des Kirchensprengels, ob ein solcher Künstler nicht alle Bedingungen und Hoffnungen glänzend erfüllen wird! Es müßte seltsam zugehen, wenn die Kunst in der Kirche nicht das leisten könnte, was sie früher geleistet hat: wo jeder Stein, jedwedes Holz und Metall, Licht und Farbe verkündeten Lob, Preis und Ehre des Allerhöchsten.

Alexander Heilmeyer.

Die englische Südpolar-Expedition.

Kapitän Robert F. Scott hat es mit der Mitteilung seiner Erlebnisse und Errungenschaften nicht so eilig gehabt wie andere Leute. Man erinnere sich z. B., wie Stanleys Werk ‚Im dunkelsten Afrika' entsteht. Kaum ist er nach der westöstlichen Durchquerung des dunklen Weltteils in Kairo angekommen, so sitzt er auch schon am Schreibtisch und schreibt in fieberhafter Eile an seinem zweibändigen Bericht, der dann schleunigst in die Presse geht. Freilich ist das Buch auch darnach geworden: Nicht die ernste Erzählung einer Entdeckergroßtat, sondern an nur zu vielen Stellen eine von Widersprüchen und sonstigen Flüchtigkeiten wimmelnde Parteischrift.

Da macht es dieser englische Kapitän anders. Am 1. April 1904 trifft er mit seiner Discovery wieder im Hafen von Lyttleton (Neu-Seeland)

ein, den er am 21. Dezember 1901 verlassen hat. Aber obwohl er in ausgedehnten Partien sein während des Aufenthalts in der Antarktis geschriebenes Tagebuch wiedergeben kann, dauert es bis tief in die zweite Hälfte des folgenden Jahres hinein, — die Vorrede ist vom 28. August 1905 datiert, — bis seine beiden Bände die Presse verlassen.* Das war etwas lang für das sehr begreiflicherweise ungeduldige Publikum, das sich bis dahin mit kleineren Ausschnitten aus dem großen Bild begnügen mußte; aber es ist dem Buch zugute gekommen.

Auffallender als die Verzögerung des Erscheinens der englischen Originalausgabe ist der Umstand, daß sie noch immer keinen Übersetzer gefunden hat. Entdeckungsreisen ersten Ranges wie die Fahrten von Stanley, Nansen, Sven Hedin ꝛc. pflegen sonst gleichzeitig in den Sprachen mehrerer Kulturvölker zu erscheinen oder doch dem Original die Übersetzung auf dem Fuß zu folgen. Auch in der antarktischen Reiseliteratur waren die deutschen Verleger meistens rasch bei der Hand. Hier aber, bei einer Expedition, welche die antarktischen Reisen von de Gerlache, Borchgrevink, Otto Nordenskjöld usw. hoch überragt und einen Vergleich mit Nansens berühmter Nordpolarfahrt wahrlich nicht zu scheuen braucht, hat sich aus unbekannten Gründen noch kein deutscher Verleger gefunden. Und doch handelt es sich um ein Buch, das sich nicht bloß an die wissenschaftliche Welt wendet, sondern fast auf jeder Seite durch das stoffliche Interesse die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise in Anspruch nimmt und dabei durch klare, einfache Schreibweise sich empfiehlt.

Über den äußeren Verlauf der Reise der Discovery habe ich schon früher, freilich auf Grund kümmerlichen Materials, im ‚Hochland' berichtet. Kurz sei rekapituliert, daß die Discovery, ein besonders für die Expedition gebauter Dampfer von 172 Fuß Länge, Deplacement 1620 Tonnen, mit einer Besatzung von 38 Mann in den ersten Tagen des Januar 1902, also mitten im antarktischen Sommer, den Polarkreis passierte, und daß schon am 9. Januar bei Kap Adare (Winterstation Borchgrevinks) das Viktoria-Land, der geheimnisvolle Kontinent des äußersten Südens, betreten wurde. Bald taucht der gewaltige Vulkan Erebus mit seiner Rauchwolke auf, den zuerst Roß 60 Jahre vorher und dann nur noch Borchgrevink gesehen hat; dann wird die Mac Murdo-Bai besucht, welche die Vulkaninsel vom Viktoria-Land trennt, und der Rest der guten Jahreszeit zu einer Fahrt längs der geheimnisvollen ‚Eisbarriere' benutzt, der zuerst von Roß gesehenen, bis zu 240 Fuß senkrecht aus dem Meer aufsteigenden Eismauer, die sich von der Erebusinsel Hunderte von Kilometern östlich zieht. Scott stellt die östliche Begrenzung derselben durch das neu entdeckte König Eduard-Land fest und gewinnt auch aus der Gondel

* The voyage of the Discovery. By Captain Robert F. Scott, C. V. O., R. N. With 260 full-page and smaller illustrations by Dr. S. A. Wilson and other members of the expedition, photogravure frontispieces, 12 coloured plates in facsimile from Dr. Wilson's sketches, panoramas and maps. London, Smith, Elder & Co. 1905. In two volumes. XX, 556 u. XXII, 508 S. 8.

eines Fesselballons einen Überblick über eine endlos nach Süden sich ausdehnende Eisfläche. An der Südspitze der Erebusinsel, deren Küstenlinie eine auffallende Ähnlichkeit mit Sizilien besitzt, wird das Winterquartier bezogen und die erste, vier Monate dauernde Winternacht verlebt (Unter- und Aufgang der Sonne am 23. April und 23. August).

In den Sommer 1902/03 (12. November bis 3. Februar) fällt dann die große Schlittenreise über das Barriereeis, die Scott selbst mit nur zwei Begleitern unternimmt. Sie führt ihn südlich vom 78. bis weit über den 82. Breitegrad hinaus; der südliche Polarrekord Borchgrevinks wird um drei Grade geschlagen; der Marsch geht über eine einförmige, schneebedeckte Eisebene; nur in der Nähe der stetig nach Süden streichenden Küste treten, durch seitlichen Eisdruck veranlaßt, Verwerfungen der Oberfläche auf; die Begrenzung zur Rechten (Westen) bilden bis zu 15000 Fuß ansteigende Küstengebirge, die sich bis über den 83. Grad hinaus verfolgen lassen.

Gleichzeitig macht Leutnant Armitage (29. Nov. 1902 bis 19. Jan. 1903) den ersten großen Vorstoß in das Innere des Viktoria-Landes. Es ist ein tastender Versuch auf verschlungenen Wegen, der nur 30—40 Stunden (Luftlinie) ins Innere führt, aber doch zur Feststellung genügt, daß das Binnenland, ganz wie das Innere Grönlands, ein ungeheures Gletscherplateau von fast 9000 Fuß Seehöhe ist.

Bei der Rückkehr von seiner Südreise findet Scott ein Entsatzschiff vor. Aber vergeblich wartet er auf das Aufbrechen der festen Eisfelder, die seine Discovery vom offenen Wasser trennen. So schickt er einen Teil seiner Mannschaft mit dem Entsatzschiff in die Heimat zurück und verbringt mit dem Rest einen zweiten Polarwinter im alten Quartier.

Im Sommer 1903 folgt die zweite größere Reise nach Westen (12. Oktober bis Weihnachtsabend), zwölf Mann unter Scotts Führung mit vier Schlitten, ohne Hunde, die bei der Ersteigung der Küstengletscher wertlos sind. Unter Vermeidung des von Armitage eingeschlagenen Umweges, aber unter ungeheuren Schwierigkeiten wird in herrlicher Alpenlandschaft bei furchtbarer Kälte nach einem Monat das Plateau erreicht; am 22. November schickt Scott den größten Teil seiner Leute zurück; er selbst mit zwei Begleitern dringt noch acht Tage länger nach Westen vor, ohne alle Orientierungspunkte, beständig auf leichtgewellter Ebene, bis er am 30. November seinen westlichsten Punkt (146° 33′ östl. Länge, 78° südl. Breite) erreicht, über 100 Stunden von der Küste entfernt. Bald nach der glücklichen Rückkehr zum Schiff wurden zwei neue Entsatzschiffe gesichtet; diesmal brach die Eisdecke des Mac Murdo-Sundes rechtzeitig auf, und am 1. April ankerte die Discovery wieder in demselben neuseeländischen Hafen, den sie vor mehr als $2\frac{1}{4}$ Jahren verlassen hatte.

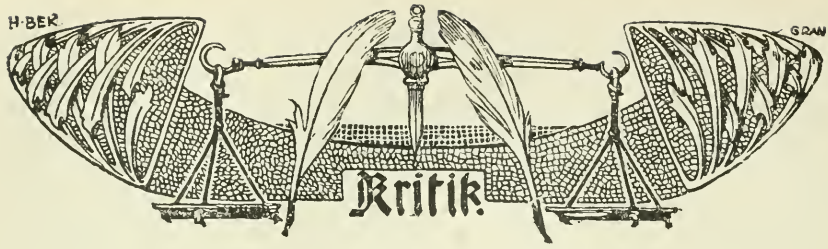
In einem ‚allgemeinen Überblick unserer Beobachtungen' hat Scott (II, 404—435) ganz kurz die Hauptergebnisse, namentlich bezüglich der geographischen Probleme, zusammengestellt. Teils genauer, teils zum erstenmal

festgestellt wurde die südlich verlaufende Ostküste des Viktoria-Landes vom Mount Melbourne bis zum Mount Longstaff ($74^1/_2$ bis 83 °), die vom Mac Murdo-Sund ab südlich gänzlich unbekannt war. Scott ist überzeugt, daß diese in einzelnen Erhebungen den Montblanc überragende Küstenkette sich noch weit nach Süden erstreckt, am Südpol vorbeiläuft und mit dem Graham-Land (südlich von Südamerika) in Verbindung steht als hochalpiner Absturz eines großen antarktischen Kontinents, auf dem auch der Südpol liegt. Mehr als eine schon früher aufgestellte Hypothese ist das nicht. Das Binnenland westlich von dieser Kette hat Scott auf 200 (engl.) Meilen als gewaltiges flaches Gletscherplateau kennen gelernt; wie im Innern Grönlands deckt das Gletschereis hier Berge und Täler in fast 9000 Fuß Seehöhe mit einem einförmigen weißen Mantel zu, der nur Höhendifferenzen von 60 bis 70 Fuß aufwies. Und doch: Das Maximum dieser Vergletscherung ist längst nicht mehr vorhanden; es hat eine Zeit gegeben, und zwar bei milderem Klima, wo die Eiskappe der Antarktis weit höher war und weiter reichte, und heute sind die Küstengletscher des Viktoria-Landes mit wenigen Ausnahmen ‚tot'. Dieser Rückgang der Vereisung gilt auch für die ‚Barriere'. Roß hat die Front dieser Eismauer Dutzende von Kilometern weit nördlich der Linie gesehen, welche die Discovery verfolgte. Wilhelm Krebs (Streitfragen der antarktischen Klimatologie, Globus 88, 12) berechnet den Rückgang der Barriere nach Süden auf einer Strecke von 340 Kilometer Länge auf 60 Kilometer im Maximum. Oberhalb des Absturzrandes ist die ‚Barriere' absolut flach. Scott hat auf seiner großen Südreise bis über den 82. Grad hinaus keine Steigung bemerkt, ebensowenig sein Gefährte Royds, der auf einer kleineren Schlittenexpedition in südöstlicher Richtung über 70 Stunden in der Luftlinie auf dem Barriereeis zurücklegte. Kein Zweifel, daß dieses schwimmt. Darauf weist schon seine Verbreitung über viele tausend Quadratkilometer ohne jede Erhebung hin. Bestätigt wird diese Annahme durch Temperaturmessungen in Eisspalten sowie durch den Umstand, daß die Eismauer (in Folge von Ebbe und Flut) mit dem sie verfolgenden Schiff sank und stieg, und daß in ihrer unmittelbaren Nähe sich Meerestiefen ergaben, welche ein Festliegen auf dem Meeresboden ausschließen.

In einer knappen Vorrede bezeichnet Scott als Hauptzweck seiner Erzählung, Polarreisenden der Zukunft als Führer zu dienen; diese erste Pflicht habe ihn zur Aufnahme von Einzelheiten veranlaßt, die dem Durchschnittsleser vermutlich langweilig sein würden; nun, solche Abschnitte könne man ja überschlagen. Den Stil oder den Stilmangel seines Buches wolle er nicht verteidigen; er habe sich bemüht, so einfach wie möglich zu schreiben, und die Leser möchten bedenken, daß er keine schriftstellerische Erfahrung besitze. Eine überflüssige Entschuldigung. Wer einen Stoff vor sich hat wie Scott, der darf eigentlich schreiben, wie er will; nur soll er nicht zu breit werden. Und das ist hier nicht der Fall. Zwei Bände mit mehr als 1000 (übrigens opulent gedruckten) Seiten sind ja gewiß keine Kleinigkeit, aber was steht auch darin! Wenn man bedenkt, daß die Scottsche Erzählung sich auf eine Zeit

von zwei bis drei Jahren mit einer Reihe von Entdeckungen ersten Ranges bezieht, so muß man zugeben: Er hat sich kurz gefaßt. Nansen hat zu seiner Durchquerung Grönlands nur einige Wochen gebraucht; die Schilderung dieses kurzen Marsches und des späteren Winteraufenthalts an der grönländischen Westküste füllt einen dicken Band, und ein anderer, ebenso starker, ist den Reisevorbereitungen, der Fahrt zur Ostküste Grönlands und dem Aufstieg auf das Plateau des Binnenlandes gewidmet. Scott dagegen braucht für die historische Einleitung, die Vorbereitungen und die Reise nach Neu-Seeland nur drei kleine Kapitel von zusammen 115 Seiten, und am Schluß des vierten beginnen wir schon die Fahrt nach Osten längs der Barriere. ‚So einfach wie möglich,‘ gewiß! Verzicht auf alle und jede Rhetorik, nur vereinzelt Spuren des goldenen Humors, der z. B. dem Bericht des Amerikaners Kane über seine Smithsundreise zur Auffindung Franklins einen besonderen Platz in der arktischen Literatur anweist. Aber ein Bericht wie dieser kann getrost auf den Schmuck der Rede verzichten; da genügt zur Fesselung des Interesses vollständig die einfache Wiedergabe des Gesehenen; denn der Stoff selbst sorgt schon dafür, daß keine Langeweile aufkommen kann, und daß an dramatischen Höhepunkten kein Mangel ist selbst bei vollständigem Mangel an dramatischer Kunst. Der wilde Kampf mit Sturm, Packeis, Eisbergen und schiffbruchdrohender Meeresströmung auf der Seefahrt, mit rasendem Wind, Schneetreiben, fürchterlicher Kälte, tödlicher Ermattung, verzweifeltem Suchen nach dem rettenden Lebensmitteldepot nach wochenlangem Hungerleiden auf dem Inland- oder Barriereeis, der Irrweg in plötzlich ausbrechendem Schneesturm, wobei ein Mann nach dem andern abgleitet und einer spurlos verschwindet, wiederholter Sturz in Gletscherspalten, die sausende Talfahrt eines Schlittens über einen kolossalen Gletscherabhang, an dessen Fuß die Mannschaft sich zu ihrem eigenen Erstaunen mit heilen Gliedern wiederfindet, — das alles und noch vieles andere sorgt reichlich für Leben und Bewegung in der ‚Reise der Discovery‘. Ganz vortrefflich wirkt auch gerade durch die einfache, strenge Linienführung die Schilderung der Landschaft, der strahlenden Eismauer der Barriere, der von Eisbergen durchfurchten Roß-See, der unermeßlichen Öde des Barriere- und Inlandeises und dann wieder der malerischen Pracht der Riesengletscher, über welchen sich an Glückstagen, in wolkenloser Reinheit bis zur Spitze sichtbar, der Erebus-Vulkan mit seiner Rauchfahne und noch höhere Gipfel der antarktischen Alpen auftürmen. Das ist ein gutes, schönes, vorzüglich illustriertes Buch, wie seit den Tagen des großen James Roß kein zweites mehr über die Antarktis geschrieben worden ist. Möge eine seiner würdige deutsche Ausgabe nicht lange auf sich warten lassen!

Dr. H. Cardauns.



Bonaparte, Byron und die Briten.

Unter diesem vielversprechenden Titel bietet Paul Holzhausen ein Kulturbild aus der napoleonischen Zeit (Frankfurt, Diesterweg). Schon in seinem glänzend geschriebenen Werke ‚Heine und Napoleon' hatte er einen Geisteskoryphäen in seinem Verhältnis zum Schicksalsmann des Jahrhunderts belauscht. Auch hier legte er das Hauptgewicht weniger auf Heines eigenes Verhalten als auf die Meinungen damaliger deutscher Zeitgenossen im allgemeinen. In dankenswerter Weise erbrachte er den Beweis, daß sofort nach Napoleons Sturz das öde Schimpfen und Toben gegen den ‚Tyrannen' aufhörte, dagegen immer lauter sich Stimmen erhoben, sogar in Preußen selber, die mit Byron fragten: ‚Ist der Leu nur gefällt, damit die Wölfe freie Pirsch haben?' Diese unzarte Frage, zu wessen Gunsten und in wessen Dienst die betrogenen Völker ihr Blut vergossen und den ‚korsischen Parvenü' vom Imperatorstuhle stürzten, mochte wohl das unglückliche Deutschland stellen; doch in England wäre sie nicht am Platze gewesen. Denn dort wußte man sehr wohl, wofür die Kontinentalen geblutet hatten: für die britische Weltherrschaft. Auf der sogenannten freien Insel gab es nur fröhliches Aufatmen, nicht verhaltene Seufzer und grollendes Murren nach Napoleons Fall. Die allgemeine Stellungnahme des perfiden Albion zum Napoleonphänomen blieb daher wesentlich die gleiche, und die Tragikomödie von St. Helena entsprach im Grunde den Wünschen dieser ganzen Nation, deren Brutalität im schonungslosen Durchsetzen ihrer Ziele nur noch von ihrer Heuchelei übertroffen wird. Wir sprechen hier von den Engländern als Staat im politischen Sinne, wo ein gerechter Beurteiler zwischen notgedrungener Bewunderung und ethischer Empörung schwanken muß. Dagegen unterscheiden wir davon den britischen Einzeltypus, sofern er nicht als geborener Knecht der Massenvorurteile sich unters Joch konventioneller Lügen beugt und sich ethische Maßstäbe bewahrt. Es gibt nichts Vortrefflicheres und Edelmenschlicheres auf der Welt als den gebildeten Briten, wenn er sich vom insularen Dünkel und der anerzogenen Ichsucht losmachte. Und so fehlte es auch nicht an Gentlemen und Ladies, die mit vornehmer Würde und ehrlicher Herzenswärme dem Gottseibeiuns Bonaparte als einem Großen der Menschheit huldigten. Seine britischen Besucher nach dem Frieden von Amiens finden ‚in seinen Mienen eine sehr einnehmende Milde und Heiterkeit'; eine Miß macht sogar die Entdeckung, daß sein Mund ‚ungewöhnlichen Ausdruck von Süßigkeit (sweetness)' habe. Andere wußten freilich ganz genau, daß er mit dem Äußeren eines Titus das Herz eines Nero vereine. Je mehr nun Napoleons Macht sich zu tödlicher Gefahr für England auswuchs, desto vereinzelter traten ihm dort literarische Anwälte oder gesellschaftliche Verteidiger zur Seite. Sogar radikale Demokraten wie Landor haßten ihn nicht minder wie verbohrte Tories und die Philistermenge, deren Krämerwut auf den Handelsstörenfried eine gefällige Presse durch Erfindung immer neuer Verleumdungen einheizte. Das eigen-

tümliche Schicksal gekrönter Revolutionsdiktatoren, daß sie es weder dem einen noch dem andern recht machen, weder den Republikaner noch den Feudalen versöhnen können, verfolgte den Imperator auch in dem einzigen Fall, wo ein kongenialer Geistesriese über ihn zu Gericht saß, Lord Byron.

Wie bei ihm fand Holzhausen auch schon innere Widersprüche zwischen glühendem Napoleonkultus des jungen und kühlen Einschränkungen des alten Heine. Uns scheint dies keineswegs verwunderlich. Heines junge Leiden berauschten sich knabenhaft im alten Napoleonmythos, was sich mit unreif verschwommener Freiheitsschwärmerei sehr wohl vertrug; der alternde Skeptiker aber konnte seinem Beruf zersetzender Negierung auch sein einstiges Idol nicht entziehen. Der scheinbare Militarismus und scheinbares Abirren in feudalen Legitimismus, wie es der achtundvierziger Liberalismus dem toten Cäsar vorwarf, störten und verstimmten den praktisch-nüchterner wägenden Radikalen, und auch auf Napoleon bezog er im ‚Wintermärchen' die ironische Abtrumpfung des Barbarossagespenstes: ‚Wir brauchen gar keinen Kaiser.' Zur Erklärung so einfacher psychologischer Vorgänge braucht man nicht neuropathische Gründe heranzuziehen, wie Holzhausen tut, auch nicht bei Byron, wo er es mit Vorliebe versucht. Nicht hysterische Launen bestimmten hier Byrons Schwanken zwischen Lob und Tadel, sondern ein logisches Dilemma ergab sich aus dem Gegensatz des abstrakten Freiheitsbegriffs gegen den Despoten einerseits und dem stolzen Bejahen des Individualismus im korsischen Übermenschen andererseits. Byrons Doktrin haßte, Byrons Person liebte naturgemäß den Imperator. Dazu kommt noch bei Byron wie bei Heine, daß sich niemand ganz dem Einfluß des Milieu entziehen kann. In Heines letzte Periode fiel bereits jene Reaktion gegen den Napoleonkultus, die als eine neue Legende, nicht wahrer als die alte, bis vor etwa zwanzig Jahren die allgemeine Auffassung beherrschte, Lanfreys und Taines Entstellungen als wirkliche Enthüllung gutgläubig hinnehmend. So gilt z. B. Charras' Pamphlet über 1815 noch heute in Militärkreisen für klassisch, weil erst allmählich die längst vollzogene Widerlegung dieser Fälschungen sich Bahn bricht. Sogar Holzhausen schämt sich seiner heimlichen Napoleonliebe und beteuert feierlich, daß er völlig vom Mythos frei sei. Wer wie er ein von Irrtümern wimmelndes Werk wie das einst gefeierte ‚Napoleon als Feldherr' von Graf York als abschließendes Wort militärischer Weisheit wiederholt zitiert — von anderen tieferen Ergründungen des Feldherrn Napoleon hat er natürlich keine Ahnung — und Fourniers kleine Biographie für den letzten Stand der Napoleonforschung hält, weiß eben nicht, daß der alte Mythos doch wenigstens der Wahrheit noch ungleich näher kam als die entstellende Antinapoleonlegende. Nun hörte aber auch Byron sein Leben lang nur verleumderisches Geschwätz über des Korsen kleinliche Selbstsucht und Eitelkeit. Bei aller Bewunderung des äußeren Heldenlebens sträubten sich Byrons pessimistische Menschenkenntnis und britischer Unabhängigkeitssinn gegen blinde Vergötzung eines ‚Helden', der vielleicht mit Recht seinem Kammerdiener nicht als Held gegolten und in der Nähe viel Allzumenschliches gehabt habe. Kurz, Wahlverwandtschaft mit dem gestürzten Titanen schützte Byron nicht davor, sich nach allgemeinem Gerede und falschen Zeugnissen einen verzerrten Napoleon auszumalen. Das Urteil der Welt, die historische Legende! In seiner Bänkelsängerode an Bonaparte (1814) stellt der Lord dem bösen Freiheitsmörder den großen Washington gegenüber, den ‚Cincinnatus des Westens'. Wie würde er gestaunt haben, zu hören, daß dieser arme, biedere Cincinnatus das größte amerikanische Vermögen seiner Zeit machte, eine alte, reiche Witwe heiratete

und als Sklavenbaron jede Negeremanzipation für Eingriffe in die göttliche Weltordnung erklärte! Aber das erzähle man mal noch heute dem Durchschnittsamerikaner, ja selbst den deutschen Leser wird diese trockene Enthüllung höchlich befremden! Da sehe man, weshalb Napoleon die Geschichte ‚une fable convenue' nannte. Den mittelmäßigen Philister Washington, dem alle Trauben des Imperatortums naturgemäß zu sauer waren, verherrlichte also unser kühner Wahrheitssucher Byron gemäß der törichten Washingtonlegende, den korsischen Koloß aber sah er mit eingebildeten tönernen Füßen, wieder gemäß der verbreiteten Legende. ‚I want a hero,' ruft er spöttisch im ‚Don Juan'; er sucht nach einem Helden angesichts des großartigsten Heldenlebens. In kindischer Weise harst er stets auf Napoleons Hauptverbrechen herum, daß er 1814 nicht Selbstmord beging, 1815 nicht im Kampfe fiel. Daß Napoleon in Fontainebleau Gift nahm, dem seine abnorme Natur widerstand, ist wahrscheinlich; daß er bei Waterloo unglaublichen physischen und moralischen Heldenmut bewies, wissen wir heut (vergl. Bleibtreu, ‚Waterloo'); beides blieb Byron unbekannt. Aber dämmerte ihm später nicht Erkenntnis, daß der große Weltdichter des Schicksals seinem korsischen Liebling im Prometheusfels von St. Helena einen viel poetischeren Aktschluß inszenierte? Und als die nämliche englische Presse, deren Haß den Gewaltigen bis übers Grab hinaus unablässig verfolgte, den Dichterlord in die Acht tat, ahnte Byron auch da noch nicht, was auf die öffentliche Meinung über wahre Genies zu geben sei? Holzhausen leistet Byrons Andenken wahrlich keinen Dienst, wenn er all dessen Albernheiten in Sachen Napoleon aneinander reiht. Niemand hat Byrons unsterbliche Dichtergröße umfassender geschildert, wie wir in unserem von Holzhausen öfters zitierten Werk ‚Byron der Übermensch'. Aber wir müssen offen aussprechen, daß er, dessen glühender Geistesblick, um mit Goethe zu reden, Vergangenes und Künftiges durchdrang, sich in politischen Dingen der Gegenwart wie ein Schwätzer und Dilettant gebärdete und sich zur erhabenen Napoleonauffassung Goethes nicht durchrang. Holzhausen täuscht sich offenbar über Bekanntheit der byronischen Muse in Deutschland, wo sie heute als vieux jeu in Vergessenheit geriet. Da können seine Zitate aus Gildemeisters Übersetzung nur schaden, die oft des Originals Sinn entstellt. Der naive Leser wird den Kopf schütteln, daß dieser Byron ein so großer Dichter gewesen sei, wenn er bloß diese poetischen Äußerungen über Napoleon vergleicht. Und dabei zitiert Holzhausen nicht mal immer glücklich, wählt Schwaches und läßt Bezeichnendes fort. So z. B. eine Stelle des ‚Childe Herold' (Waterloo), die wir hier übertragen: ‚Was! Soll die Knechtschaft wieder neu erwachen als Götze dieser aufgeklärten Tage, daß jedem, der getrotzt des Löwen Rachen, der Wolf Anbetung abzufordern wage und Demut feig den Blick vor Thronen niederschlage?' Nicht über Bonaparte und Byron lehrt die fleißige Studie neues, wohl aber über das Heuchlervolk der Briten. Übrigens fehlt in Holzhausens Verzeichnis ein höchst interessantes Opus ‚Il Generale Mengaldo, Lord Byron e l'Ode On the Star of the Legion of Honour' (nicht ‚Honor', wie dort falsch gedruckt) des bekannten Napoleonbibliographen Baron A. Lumbroso. Der dort beigefügte Umriß von Byron-Bibliographie ist zwar sehr unvollständig, bietet aber manches Neue. Daß freilich Byron das Schlachtfeld von Waterloo gleich nachher besichtigte, ist grober Irrtum; er war erst 1816 dort. Auch sein Todestag ist falsch angegeben.

Karl Bleibtreu.

Rationalismus in der Kunst.

Die Kunst mag eine idealistische, realistische oder naturalistische sein; nie ist sie ein getreuer Abklatsch der Natur. Jenes Etwas, das ihr den Stempel des Künstlerischen verleiht, ist nichts Zähl-, Wäg- oder Teilbares. Der kritische Verstand schafft keine Kunstwerke, und die ästhetischen Urteile sind bis jetzt noch stets am treffendsten gewesen, wenn sie aus der Erfahrung am fertigen Kunstwerk geschöpft wurden. Die Phantasie kombiniert als freie Schöpferin, und für sie gibt es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich ein trockener Naturforscher träumen läßt. Wie einem solchen ihre Gebilde wider den Strich gehen können, hat einmal Du Bois-Reymond in einer Rede zu erkennen gegeben, wo er unter anderem ausführte:

‚Wahre Monstra sind die in der Jugend der Kunst von einer ungezügelten Einbildungskraft erfundenen, ursprünglich aus dem Orient stammenden Flügelgestalten: die Stiere von Nimrud, die Harpyen, der Pegasus, die Sphinx, der Greif, die Artemis, die Psyche, der Natos vom Windeturm, die Viktorien, die Engel des semitisch-christlichen Vorstellungskreises. Das dritte Paar Extremitäten (bei Hesekiel kommt sogar ein viertes vor) ist nicht allein paratypisch, sondern auch mechanisch sinnlos, da es an Muskeln zu ihrer Bewegung fehlt.... An die Flügelgestalten schließen sich als ähnliche Greuel die Kentauren mit zwei Brust- und Bauchhöhlen und doppelten Eingeweiden, der Kerberos und die Hydra mit einer Mehrzahl von Köpfen auf mehrfachen Halswirbelsäulen, die warmblütigen Hippokampen und Tritonen, deren Körper ohne hintere Extremitäten in den eines kaltblütigen Fisches endet, woran schon Horaz Anstoß nahm. Hätten sie wenigstens eine wagrechte Schwanzflosse, so könnte man in ihnen doch eine Art Waltiere erblicken.... Die Hippokampen und die Tritonen mit Pferdebeinen und doppeltem Fischschwanz, welche das Geländer unserer Schloßbrücke verunzieren, rühren her aus einer Zeit, wo die Antike noch uneingeschränkt herrschte und die morphologischen Anschauungen noch weniger Gemeingut waren als heute. Deshalb mag Schinkel verziehen sein, der jene Untiere, wenn nicht selber erfunden, so doch gutgeheißen hat, wie ihm auch Flügelpferd und Greif auf der Zinne des Schauspielhauses zugeschrieben sind. Aber im Innersten empört es uns, wenn ein gefeierter Maler der Gegenwart solche vom Unterleib ab in fette, silberglänzende Lachse auslaufende Unholde und Unholdinnen, die Naht zwischen Menschenhaut und Schuppenkleid spärlich bemäntelnd, kraß realistisch auf Klippen sich wälzen oder in der See umherplätschern läßt. Die Menge staunt dergleichen blaue Meerwunder als geniale Schöpfungen an; welch ein Genie muß dann erst Höllen-Breughel gewesen sein!‘

Soweit der Gelehrte. Man fühlt ihm seinen Schmerz ordentlich nach, daß er die Unholde nicht anatomisch zergliedern und ihre Existenzunfähigkeit nicht bis zur Evidenz nachweisen konnte. Böcklin und seine Verehrer dürfen froh sein.

Es dürfte um so mehr interessieren, diese Kunsttheorien eines Naturforschers wieder in Erinnerung zu bringen, als in letzter Zeit ein ähnlicher, wenn auch nicht so radikaler Vorschlag zur Reinigung der Kunst gemacht wurde. Friedrich Naumann stellte in seiner ‚Hilfe' dem Kongreß für protestantischen Kirchenbau die Aufgabe, für Entfernung der Engel aus der kirchlichen Kunst zu sorgen. Naumann meint:

‚Die äußere Gestalt des Engels ist für die Gegenwart unerträglich geworden, weil sie allen Erkenntnissen über den natürlichen Aufbau lebendiger Körper widerspricht. Wir Menschen von heute haben eine etwas andere Phantasie als die Leute der früheren Zeiten. Die neue Phantasie ist durch die Schule der Naturwissenschaften hindurchgegangen. Wir halten ein Menschengebilde für unerträglich, dessen Schultern wir nicht als richtig empfinden. Alle unsere Schulkinder lernen den menschlichen Knochenbau in seinen allgemeinsten Grundzügen kennen; sie unterscheiden sich dadurch von ihren Vorfahren. Sie machen bewußt oder unbewußt den Versuch, die Flügel in diesen Knochenbau unterzubringen. Dieser Versuch ist es, der für uns die Engelsgestalt zur beständigen Quälerei werden läßt. Unsere Phantasie verträgt auch heute noch sehr wunderliche Wesen, die es nie irgendwo gegeben hat, wenn sie nur richtig gebaut sind. Was wir aber unter keinen Umständen mehr vertragen, ist das Aufbauen von Körpern, die nicht lebens- oder bewegungsfähig sind. Jeder normal gebaute Vogelkörper ist künstlerisch klarer und wertvoller als der Flügelmensch. Dem Flügelmenschen traut man weder zu, daß er fliegen kann, noch daß er mit zwecklosen Flügeln herumlaufen darf. Er ist ein unerklärliches Wesen im schlechten Sinne des Wortes. Daß ihn Künstler heute noch herstellen, spricht gegen die allgemeine Bildung dieser Künstler. Die Engel der Vergangenheit wollen wir ruhig stehen lassen; denn sie gehören in die alte Phantasie hinein und haben dort ihr volles Recht, wo die alte Phantasie zu Hause ist. Wer aber heute Flügelmenschen herstellt, ist ein Romantiker, der mit der Gegenwart nicht lebt. Er mag für sich allein seine archäologische Phantasie pflegen, soviel er will, aber Gemeindekirchenräte sollten ihn beim Kirchenbau übergehen, weil er eine veraltete Kunstform abzustoßen nicht stark genug ist.'

Über die Existenz von Engeln will Naumann nicht weiter entscheiden. Der predigenden Phantasie könnten diese Wesen zwar gefährlich werden.

‚Es ist aber immerhin noch etwas anderes, wenn der Prediger gelegentlich ein unsicheres Wort über die Erscheinungen der Engel sagt, falls er es für nötig findet, als wenn der Künstler in dauerhaftem Material ein festes Bildnis des unsichtbaren Wesens vor das Auge der Gemeinde hinstellt. Dieses feste Bild verletzt die Zartheit der unsicheren Gedanken, die auch die gläubigsten Menschen der Gegenwart vom Engelwesen zu haben pflegen.'

Das Bild des Flügelmenschen sei auch auf dem Boden biblischer Gläubigkeit nicht nötig, da die einzelnen Bibelstellen kaum irgendwo die Annahme von Flügelmenschen voraussetzen. Der gewöhnliche normale Engel

unserer Kirchen sei nicht in der Bibel vorhanden, jedenfalls kein notwendiges Stück des Glaubens. Er werde meist in der kirchlichen Kunst verwandt, um den Mangel eines klaren religiösen Gedankens zu verdecken. Gerade unsere Zeit, die so viele Engel herstelle, sei doch nicht engelgläubig. Ein Glaube, der schlicht und wahrhaftig sei, vermeide diese Gestaltung.

Naumann versicht seine Sache entschieden mehr hitzig als witzig. Die Existenz der Engel bleibe aus dem Spiel; denn sie steht auf einem anderen Blatt. Ob es aber Engel gibt oder nicht, darnach fragt doch die Kunst nicht, wenn sie solche sichtbar darstellen will. Gibt es Gespenster? Lessing, gewiß auch ein kritischer Kopf, kommt in seiner Hamburgischen Dramaturgie einmal darauf zu sprechen und schließt nach etlichen Präliminarien: ‚Aber in diesem Sinne keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was er will.‘

Aber unsere Kenntnis des Knochenbaues des menschlichen Körpers ist ja durch die Schule der Naturwissenschaften gegangen. Darum können wir die Engelgestalten nicht mehr künstlerisch genießen. Ja sollen wir denn mit unserem naturwissenschaftlich gebildeten Verstande dem Künstler glauben oder uns nicht vielmehr der Suggestion überlassen, die seine Kunst auf unsere Phantasie ausübt? Die alten Perser sind doch sicher nicht der naturwissenschaftlichen Überzeugung gewesen, daß die Kolosse mit ihren Flügeln geflogen sind, und die künstlerisch so hochstehenden Griechen glaubten ganz sicher nicht, daß der Götterbote Hermes mittelst seiner Flügelschuhe und seines geflügelten Reisehutes über die Lande flog. Wo war denn hier der Platz, um die Flügel an Knochen und Muskeln zu befestigen? Und wenn sich unsere Phantasie unter dem Einfluß der Naturwissenschaften so sehr verändert hat, wie können wir dann noch diese früheren Kunstwerke und unzählige andere genießen? Da geht es uns allen notwendig wie Du Bois-Reymond. Nein, so hat sich unsere Phantasie nicht verändert. Und das Schulkind, das eine Engelsgestalt unmöglich findet, wäre zu bedauern; würde es doch auch fragen, woher der kleine Knirps seine Siebenmeilenstiefel bezogen habe; denn die seien ja noch nicht erfunden.

Der Same zu dieser Art von Kunst liegt in uns allen wie die Lust am Märchen. Wie dieses geweiht ist durch den Mythos, so sind jene künstlerischen Darstellungen geheiligt durch die religiösen Gefühle und Überlieferungen. Es handelt sich nicht um die sklavische Nachbildung einer Wirklichkeit, sondern um ein Symbol, ein Symbol zudem, das feinster, intimster künstlerischer Ausgestaltung fähig ist. Man denke an die zarten Flügelchen einer Psyche oder

an die ehrfurchtsvoll gebreiteten Schwingen eines Engels der Beuroner Kunstschule! So ist die christliche Auffassung eine künstlerische und vernünftige.

Gewahrt bleiben muß der Kunst der Engeldarstellung allerdings ein hehrer, idealistischer Charakter. Und die Mode gewordene Verweichlichung und Verweiblichung ist eine Sünde an Kunst und Religion. Ein prächtiges Wort hat hier Bode gesprochen in seinen ‚Stunden mit Goethe', das schon vielfach zitiert wurde:

> ‚Ich sehe die Engel im Prolog immer von Frauen dargestellt. Aber Raphael, Gabriel und Michael sind doch Männernamen, und es würde einen viel würdigeren Eindruck machen, wenn männliche Gestalten das hohe Lied der Anbetung sängen. Die Maler sind heute über solchen Feminismus hinaus, und das gebildete Publikum ließe es sich von einem Maler auch nicht mehr gefallen, wenn er unter dem weißen Gewande von Gabriel oder Michael weibliche Formen andeuten und ihre Gesichter als süße Frauengesichter zeichnen wollte.'

Möge dieses Wort auch in der katholischen kirchlichen Kunst noch mehr wahr werden!

W.

Ethik und Ästhetik.

Seitdem man sich nach so manchen gescheiterten Versuchen in der Richtung der noch immer nicht totgehetzten Lex Heinze wieder eifriger — und zwar erfreulicherweise nicht mehr einseitig von positiv-christlicher bezw. kirchlicher Seite — bemüht, die gesetzgeberische Formel zu finden, wie man der öffentlichen Unsittlichkeit in Schrift und Bild, überhaupt all den Ausschreitungen des sich in den angemaßten Mantel der Schönheit hüllenden Obszönen zu Leibe rücken kann, ohne der echten Kunst zu nahe zu treten, ist die Frage des Verhältnisses der Kunst zur Moral nicht mehr aus der Diskussion verschwunden. Daß dabei nicht lauter reiner Weizen gedroschen wird, ist weiter nicht schlimm im Vergleich mit dem Ergebnis, daß nach und nach immer mehr jener Leute, die früher im l'art pour l'art-Taumel für die absolute Souveränität der Kunst geschwärmt hatten, sich wenigstens auf die ernste und ehrliche Debatte über die ethischen Beziehungen, Aufgaben und Pflichten des Ästhetischen einlassen. Jedenfalls muß man es für zweckdienlich erklären, wenn sich recht viele zu dem Problem äußern; denn um so eher darf man hoffen, daß jene dringend wünschenswerte Formulierung klar herausgearbeitet werde — ein Ziel, das — wie die Erfahrung nunmehr genugsam gezeigt hat — keineswegs so einfach und leicht zu erreichen ist.

Dem Beitrage zu unserer Frage, auf den wir hier die Aufmerksamkeit lenken möchten, fehlt es gewiß, um im Bilde vom Weizen zu bleiben, an der Beimischung lästig empfundener Spreu nicht. Aber eine Erkenntnis vor allem, die schon früher von anderer Seite aufgezeigt worden ist, stellt er so überzeugend und nett heraus, daß ihre Aussprache gerade an der Stelle, die sie bringt, besonders angenehm und hoffnungsvoll berühren muß. Im ‚Tag' (Nr. 422 vom 21. August 1906) schreibt Robert Breuer über ‚Die Kunst und das Leben des Alltags' einleitend folgendes:

‚Die Ethik hat mit der Ästhetik nichts zu tun, — innerhalb eines philosophischen Systems ist dieser Satz unanfechtbar richtig. Sowohl die systematische wie die psychologische Untersuchung zeigt, daß die Wissenschaft vom Handeln mit der Wissenschaft vom dauernd unterhaltenen Fühlen nichts zu tun hat; zwei Zweige desselben Stammes, aber verschieden verlaufend. Die Ethik hat mit der Ästhetik nichts zu tun, — der Satz ist auch für den Prozeß des künstlerischen Schaffens eine Selbstverständlichkeit; er war es immer, mußte es immer sein. Was hätten Augensinnlichkeit und Handgeschick, Farbenfühlen und Bildsehen, Perspektive und Pinselführung mit der Frage nach gut und böse zu tun? Daran hat wohl nie ein Künstler gezweifelt, weder Fra Angelico noch die Nazarener noch Anton von Werner.... Wer schärfer hört, vernimmt, daß unser Leitsatz einen neuen Klang bekommen hat. Er müßte lauten: Wer malt, bildhauert oder über Ästhetik spricht, hat sich um Ethik und Religion nicht mehr zu kümmern. Diese Färbung einer gesunden Wahrheit ist falsch.‘

Den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber bedarf es wohl keiner vorsichtig-pedantischen Verwahrung gegen gewisse schiefe Anschauungen, und wir wollen auch die philosophische Plattheit oder Unklarheit von dem angeblichen Unterschied zwischen der ‚Wissenschaft vom Handeln‘ und der ‚Wissenschaft vom dauernd unterhaltenen Fühlen‘ passieren lassen; worauf es ankommt, das ist die scharfe und unwiderlegliche Präzisierung der in dem Satze: ‚Die Kunst hat mit Moral nichts zu schaffen‘ enthaltenen Zweideutigkeit, mit der endlich gründlich aufgeräumt werden muß. Es ist zweifellos richtig: Das Ästhetische ist an sich und als solches nicht das Ethische, und die Ästhetik ist nicht die Ethik; jede folgt in abstracto ihrer Natur, ihrem spezifischen Wesen nach ihren eigenen immanenten Gesetzen. Aber in concreto ist auch der Ästhetiker, der Künstler nicht bloß Ästhetiker, sondern er ist auch vor allem Mensch und als solcher Angehöriger einer Familie, einer Nation, einer Religion, einer Konfession und deshalb in all seinem Tun in gewisser Weise deren Gesetzen, also im Grunde deren Ethik — das Wort im allgemeinsten Sinne gebraucht — unterworfen; er steht vor allem, um ganz greifbar zu werden, in einem notwendigen Verhältnis zu Gott und ist darum in allem von ihm, dem letzten Grunde aller Moral, abhängig. Es ist darum ein verhängnisvoller Irrtum, zu sagen, der bildende Künstler sei praktisch an keine Schranken der Sittlichkeit gebunden; ja, es muß ausgesprochen werden: sobald er sich von der Ethik, die wir vorzüglich als religiös fundamentiert unterstellen, emanzipiert, kann der verderbliche Rückschlag auch auf die ästhetische Qualität seines künstlerischen Schaffens nicht ausbleiben.

Es ist möglich, daß Breuer die zuletzt gezogenen Konsequenzen in bezug auf die religiöse Ethik nicht wird anerkennen wollen; sie ergeben sich aber ohne weiteres aus seinen Prämissen und seiner eigenen Argumentation. Er führt zunächst an, die Behauptung, der bildende Künstler habe ‚sich um Ethik und Religion nicht zu kümmern‘, werde durch die Geschichte widerlegt, was er an den griechischen Tempeln illustriert, die so herrlich gestaltet wurden, nur weil die Götter sie besuchten, um dann fortzufahren:

‚Die großen Renaissancemeister waren sich dessen voll bewußt, daß sie durch ihren Formenjubel den Staat und den Himmel priesen. Und Alt, als er Wien, Pissarro, als er Paris, Menzel, als er Berlin malte, da zitterte in diesen Künstlern nicht nur der Nerv für Formen und Farben, da jauchzte in ihnen das jeweilige Nationalgefühl, da fühlten sie nicht nur Linien und Flecken, sie empfanden sich als ein Stück der Seele des Vaterlandes. Sie waren nicht nur Maler, sie waren auch Wiener, Pariser, Berliner, wie Donatello, als er seinen St. Georg schuf, nicht nur Bildhauer, sondern auch Florentiner war. Also: Kunst hat mit Nationalgefühl (der Ton liegt auf Gefühl) und darum mit Ethik sehr viel zu tun. Es gibt keine internationale Kunst, wie es keine internationale Kultur noch eine internationale Religion (soll wohl heißen Religiosität) gibt. Darum gibt es auch keine unethische Kunst; denn wo Nationalgefühl, da ist Ethik.‘

Man muß sich billig wundern, daß Breuer (abgesehen von dem heute so beliebten Irrtum, die Ethik lediglich auf das Gefühl statt auf den von der Vernunft geleiteten Willen zu gründen) seine Schlußfolgerung auf das Beispiel des nationalen Moments beschränkt. Noch viel beherrschender in der menschlichen Persönlichkeit macht sich doch echte Religion geltend, die Religion, welche allein der Ethik die höchste Sanktion und Vollendung zu verleihen vermag. Wir gestatten uns also, die Argumentation sinngemäß weiterzuführen: Der Künstler ist nicht nur Maler, Bildhauer, sondern auch religiöse Persönlichkeit; er ist Christ, ist Katholik oder Protestant; denn es gibt keine interkonfessionelle Religion. Darum gibt es auch keine unethische Kunst; denn wo wahrhaft christliche Religiosität ist, die den ganzen Menschen umfaßt oder durchdringt, da ist Ethik. Mit anderen Worten, was man bei dem ‚nationalen‘ Künstler recht findet, das muß man konsequenter- und ehrlicherweise bei dem ‚religiösen‘ für billig erklären.

Auf Grund vielfältiger Erfahrung dürfte es jedoch nicht überflüssig sein, hier noch eine Bemerkung wiederzugeben, die Breuer verständigerweise beifügt:

‚Dabei darf man sich natürlich keine falschen Vorstellungen machen. Der deutsche Maler, der eine Ziege malt, will durch sein Bild nicht demonstrieren, daß er ein Deutscher ist, er will auch keine bewußt deutsche Ziege malen; aber (sofern er nicht etwa eines Franzosen slavischer Kopist ist) das Ziegenbild muß deutsch werden, weil Nerven, Muskeln und Hirn des Malers aus einer deutschen Mutter, in deutscher Luft gewachsen sind.‘

Also nicht in irgend einer ‚alldeutschen‘ Tendenz, sondern in dem ‚Deutschwerden‘ des Bildes, weil eben sein Maler nicht anders als deutsch schaffen kann, besteht nach Breuer die ‚Ethik‘ des betreffenden Kunstwerkes; und richtig aufgefaßt kann man sich damit nur einverstanden erklären. Aber die Sittlichkeit erschöpft sich nicht im Nationalen; das Kunstwerk muß auch den Anforderungen jener höheren Ethik entsprechen, die wir kurz als die religiöse, d. h. von Rücksichten auf Gott diktierte Sittlichkeit bezeichnen. Und das wird dann der Fall sein, wenn der Künstler aus seiner religiösen, aus seiner christlichen Seele heraus schafft. Also auch der religiöse, der christliche Bildhauer, der eine Statue bildet, will (oder soll) durch sein Bildwerk nicht

demonstrieren, daß er Christ usw. ist, er will (oder soll) auch keine bewußt christliche Figur modellieren; aber das Bildwerk muß deshalb christlich-sittlich werden, weil das innerste Wesen des Künstlers von christlichem Geiste durchdrungen ist. Kurz, die Kunstwerke brauchen nicht von bewußter ‚Frömmigkeit' förmlich zu triefen, um sittlich zu sein, aber sie müssen aus Sittlichkeit geboren sein.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend versteht man auch, weshalb im schreiendsten Widerspruche mit der Ethik gerade jene internationale, von allen nationalen und religiösen Wurzeln losgelöste Kunst steht, deren Vertretern, wie Breuer treffend sagt, ‚irgend ein raffinierter Trick, den sie mit Pinsel oder Meißel voltigierten, wichtiger dünkt als die Frage nach des Vaterlandes Wachsen und Gedeihen' und — so kann man hinzufügen — als alle religiösen Werte.

‚Sie glauben, wenn ihnen einmal ein Vorsatzpapier, ein Buchtitel, ein Stuhl, ein Boudoir oder gar ein Akt gelungen ist, sie hätten mehr getan als Bismarck und überstrahlten an Wert bei weitem einen Siemens oder Koch oder Ballin. Diese Artisten sind daran schuld, daß heute noch viele ernsthafte Männer mit der Kunst nichts zu tun haben wollen, daß die Kunst, neben den Alltag gestellt, als ein Luxus, ja als eine Spielerei betrachtet wird. Eine wahrhaft große Kunst überzeugt selbst den ärgsten Spötter gar bald, daß sie nicht nur eine Arabeske des Lebens, daß sie dessen Pulsschlag, das Leben selbst sein muß. Wenn aber das ganze Leben von der Kunst umfaßt werden soll, muß Kunst auch etwas mit Ethik zu tun haben; andernfalls gäbe es einen tollen Hexensabbat.'

Was der Verfasser dann im einzelnen ausführt, wie im täglichen Leben Schönheit zu schaffen sei, ist teils übertrieben, teils fordert es grundsätzlichen Widerspruch heraus; jedenfalls haben wir es nicht zu vertreten, wohl aber unterschreiben wir seine Schlußsätze:

‚Auf zahlreichen Wegen versuchen wir, die Kunst in das Leben des Alltags hineinzuleiten, aus jeder Phase des Daseins eine charakteristische Schönheit zu schöpfen. Demgegenüber ist es nicht sehr wichtig, ob einige gute Bilder mehr oder weniger gemalt werden, ob Ausstellungen sich auftun oder eine „Richtung" siegt. Worauf es ankommt, ist dies: daß die Beschäftigung mit der Kunst nicht ein Zeitvertreib für müßige Stunden bleibe, daß die Kunst sich nicht darauf beschränke, einzelne Dinge zu gestalten, daß die Kunst vielmehr ein bestimmender Faktor unserer Lebensenergie werde.'

J. M—r.

Zeitgeschichte.

Wissenschaftspflege und Apologetik. Bei dem vornehmlich in der Görresgesellschaft organisierten Bestreben, die wissenschaftlichen Arbeitsleistungen und Interessen im katholischen Deutschland zu mehren und zu fördern, sind stellenweise ganz ähnliche Schwierigkeiten und Fährnisse zu vermeiden, als sie den entsprechenden Bemühungen auf literarischem und künstlerischem Gebiet im Wege stehen. Wie hier der einseitigen Tendenzmache ein Riegel vorgeschoben werden muß, so gilt es dort die Wissenschaftspflege freizuhalten von einem gewissen apologetischen Übereifer, der den in sich selbst ruhenden Eigenwert der Wissenschaft nicht hinreichend würdigt und überall voreilig nach apologetischen Nutzanwendungen verlangt. Gewiß sind solche Nutzanwendungen oft möglich und wünschenswert, aber sie zu ziehen bleibt gemeinhin am besten den theologischen und philosophischen Apologeten von Beruf überlassen. In keinem Fall darf man es als eigentliche Sache oder gar Pflicht eines katholisch gesinnten Fachgelehrten, etwa eines Naturwissenschaftlers oder Historikers, hinstellen, Apologie in diesem Sinne zu treiben. Es liegt bereits eine nicht minder bedeutungsvolle und oft sogar wirksamere Apologie in der Tatsache, daß sich so viele namhafte Vertreter aller Wissensgebiete frei und freudig als treue Söhne der katholischen Kirche bekennen und sich, wie es der erste Satz der Vereinsstatuten ausspricht, in der Görresgesellschaft vereinigen, ‚geleitet von dem katholischen Grundsatz, daß zwischen der von der Kirche getragenen Offenbarung und den Ergebnissen echter Wissenschaft niemals ein Widerspruch bestehen kann.‘ Diesem Leitsatz ist die Görresgesellschaft in den 30 Jahren ihres Bestandes gefolgt, und gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo ihre Organisation eine Verjüngung und weitere Ausdehnung erfährt, wo eine neue naturwissenschaftliche Sektion und eine solche für Rechts- und Sozialwissenschaft sich konstituieren und sich in der historischen Sektion eine Unterabteilung ‚für alte Kultur und Geschichte‘ abzweigt, besteht besonderer Anlaß, sich seiner nachdrücklich zu erinnern. Denn viele tüchtige und geeignete, aber bisher ferngebliebene Kräfte können nur gewonnen werden, wenn die Scheidung zwischen wissenschaftlicher Forschungsarbeit und apologetischer Nutzanwendung überall gewahrt und gesichert bleibt. Darum wohl hat auch bei der diesjährigen Bonner Tagung (über deren Einzelheiten man sich aus der katholischen Tagespresse unterrichten möge) der Vorsitzende Freiherr von Hertling in seiner Eröffnungsrede betont: ‚Wir wollen die Wissenschaft nicht modeln; wir haben von Anfang an erklärt, daß uns direkt apologetische Tendenzen fernliegen. Wir wollen Wissenschaft betreiben, so wie man Wissenschaft betreibt, nach den Regeln

der wissenschaftlichen Methode, mit allen den Freiheiten, die dem Forscher unerläßlich sind,' und darum hat ein anderes, nicht minder hochverdientes Vorstandsmitglied in seinem diesjährigen Rückblick (Köln. Volksztg. Nr. 836) ebenfalls besonders hervorgehoben: ‚Der ganze Verlauf wird auch denjenigen, die noch außerhalb der Gesellschaft stehen, gezeigt haben, was sie nicht ist, und was sie sein will: kein Verein für populäre Apologetik, unbeschadet der vollen Berechtigung und Notwendigkeit einer solchen, sondern eine Vereinigung von Gelehrten zur Beförderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland mit wissenschaftlichen Zielen und streng wissenschaftlicher Methode, in der Erkenntnis, daß die wissenschaftliche Leistung gleichzeitig die beste Apologie ist.' Wenn in der nächsten Zeit um der Verwirklichung so wertvoller neuer Aufgaben und Ziele willen eine vermehrte und nachdrücklichere Werbearbeit für die Görresgesellschaft einsetzt, wird gerade der Hinweis auf obige Sätze besonders geeignet sein, sachlich ungerechtfertigte, aber trotzdem hie und da eingenistete Vorurteile zu zerstreuen und eine kräftige Aufwärtsentwicklung zu fördern. Wir hoffen, daß er auch im Leserkreis von ‚Hochland' seine Wirkung nicht verfehlt. Denn soll der katholische Volksteil auch auf wissenschaftlichem Gebiet seine volle Leistungsfähigkeit immer mehr entfalten und mit der Zeit an der Spitze marschieren, so müssen alle gebildeten Katholiken Deutschlands an Bestrebungen wie denen der Görresgesellschaft Interesse gewinnen und es durch die Tat beweisen.

* *

Philosophie.

Zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters haben die letzten Nummern der Baeumker-Hertlingschen ‚Beiträge'* wieder eine Reihe von Arbeiten gebracht, die weit über den Kreis des Spezialforschers hinaus Interesse verdienen. Auch wenn man von allen rein historischen Gesichtspunkten absieht und des ferneren von allen ins spezifisch Theologische hinüberführenden Wechselbeziehungen, läßt sich aus diesen Schriften noch eine Fülle von neuem Wissensstoff und gedanklicher Anregung schöpfen, die auch für die philosophischen Lebensfragen der Gegenwart fruchtbar gemacht werden können. Schon die eine Tatsache, daß scholastische Lehre und scholastische Methode so vielfach und nachdrücklich dem Denken der Gegenwart als Vorbild und Muster hingestellt werden, gibt der genaueren Ergründung und Durchforschung jener philosophischen Epoche eine ganz besondere Bedeutung. Nimmermehr konnte ja besagte Mahnung den Sinn haben, daß nun die Philosophen der Gegenwart bei der Scholastik in die Lehre gehen sollten wie nachplappernde Schuljungen. Nur um eine Neubelebung des großartigen Geistes jener Zeiten kann es sich in einer ihres Namens würdigen Neuscholastik handeln; ein festerer Boden unter den Füßen und ein klareres Steuerziel vor Augen ist uns gewährt, aber vorwärts rudern und mit widrigen Wellen kämpfen müssen wir schon selber. Gerade wenn wir das Vorbildliche der Scholastik auch für unsere Tage erkennen und von ihm lernen wollen, ist es um so dringender nötig, daß wir das Vergängliche, rein geschichtlich Bedingte an ihr ausschalten und beiseite schieben. In einem Punkt hat sich ja schon ganz allgemein, weit über den Kreis der katholischen Philosophen hinaus, eine erhöhte Gesamtschätzung der Scholastik Bahn gebrochen. Kein irgend Sachkundiger wagt mehr die Behauptung, es habe jener ganzen Epoche an innerer geistiger Regsamkeit und an bereitwilliger

* Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von den Professoren Clemens Baeumker und Georg Frhr. v. Hertling im Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster. Vor uns liegen die sechs Hefte des V. (1905—1906) und das erste Heft des VI. Bandes. — Jede Arbeit kann einzeln bezogen werden.

Aufnahme und Mehrung positiven Wissens gefehlt. Im Gegenteil; eher möchte man die vorurteilsfreie Art, in der damals griechische und römische, arabische und jüdische Weisheit aufgenommen und gewertet wurden, zeitgenössischer Engherzigkeit zur Nachahmung empfehlen. Und noch in einem dritten spezielleren Sinne kann die Philosophie der Gegenwart von der Scholastik lernen. Mit dem vermehrten religiösen Interesse unserer Tage tritt auch in der Philosophie eine Geistesströmung wieder stärker hervor, die schon damals immer wieder durchbrach und oft mit schweren Mühen niedergerungen werden mußte, jener pantheistische Monismus, der seine Nahrung namentlich immer wieder aus dem neuplatonischen Vorstellungskreis zog und auch heute wieder bewußt oder unbewußt vielfach zieht. Gerade derartige große Antithesen wie die zwischen Theismus und Pantheismus kehren ja naturgemäß an den Wendepunkten der menschlichen Denkentwicklung immer wieder, und es stände übel um den wirklichen Entwicklungsfortschritt, wenn nicht neue geistige Kämpfe aus den älteren lernten.

Gerade bei den arabischen Philosophen, welche auf die Hochscholastik einen so großen Einfluß übten und ihr die genauere Kenntnis des Aristoteles und der Griechen überhaupt erst vermittelten, finden wir einen starken neuplatonischen Zug. Deshalb zieht sich die Polemik gegen Avencebrol (den die Scholastiker allgemein für einen Muslim hielten, während er ein spanischer Jude aus dem 11. Jahrhundert, identisch mit dem berühmten synagogalen Hymnendichter Salomon ben Gabirol war) durch alle Werke des hl. Thomas von Aquin. Michael Wittmann, der schon in einer früheren Schrift ‚die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol' beleuchtete, hat nun auch in einer nicht minder lehrreichen Arbeit (‚Beiträge', Bd. V, Heft 1) die ‚Stellung Avencebrols im Entwicklungsgang der arabischen Philosophie' selbst näher untersucht und dabei verdeutlicht, wie schon in der arabischen Philosophie selbst und bei ihren einzelnen Repräsentanten der Gegensatz von Theismus und Pantheismus sich weiterbildet und auszugleichen sucht. Avencebrol ist freilich nicht in dem Maße, als man bisher annahm, von Plotin, dem großen Neuplatoniker, abhängig; aber wo er von ihm abweicht, geschieht es vornehmlich auf Grund seiner religiösen Anschauungsweise, zumal seines persönlichen Gottesbegriffs, und Elemente beider Vorstellungskreise stehen vielfach noch fremd und unausgeglichen bei ihm nebeneinander. — Das geistesverwandte Bemühen, die neuplatonische Emanationslehre in ein muslimisch-orthodoxes Gewand zu kleiden, kennzeichnet auch das ältere, an den arabischen Hochschulen vielbenutzte ‚Buch der Ringsteine' von Farabi (bekannter als Alfarabi, † 950), dessen Übersetzung und Erläuterung M. Horten (‚Beiträge', Bd. V, Heft 3) zu danken ist. Die Gesamtauffassung freilich, auf Grund deren Horten seinen Autor erläutert, wird vielfachem Widerspruch nicht entgehen; ihre Annahme würde nichts weniger bedeuten als eine Umwälzung unserer gesamten Auffassung der Philosophiegeschichte. Denn nicht genug damit, daß Horten der arabischen Philosophie einen viel größeren Einfluß zuschreibt als der christlichen, daß er (mit Picavet) mehr Plotin als Aristoteles für den eigentlichen Lehrer des gesamten Mittelalters erklärt, rechnet er auch noch das Reformationszeitalter völlig dem Mittelalter zu und läßt die philosophische Neuzeit erst um 1650 beginnen. Denn von da an sei erst die ‚theologische' Weltansicht von der ‚wissenschaftlichen', die vorkopernikanische von der kopernikanischen abgelöst worden. Wenn dann auch noch das gesamte vorkopernikanische Zeitalter nach dem Vorgang Winklers als wesentlich beeinflußt von der altorientalischen Weltanschauung (der Logos Farabis = dem

altbabylonischen Gottsohn Marduk) hingestellt wird, so läge es wohl nahe, gegenüber einer derartigen Geschichtsauffassung von historischer Astrologie zu sprechen, welche aus den geschichtlichen Zeitläuften nur noch die Geistesgeschicke der eigenen Zeit herauslesen will und für andere als selbstdurchlebte Meinungsgegensätze überhaupt kein Verständnis mehr hat. Aber zu einer näheren Auseinandersetzung mit dieser neubabylonischen Geschichtsauffassung ist hier nicht der Ort. Wir wollen uns infolgedessen nur mit vermehrter Deutlichkeit der Relativität und Beschränktheit unseres eigenen Gesichtskreises bewußt werden, auf Grund dessen wir gestehen müssen, daß uns der dem Farabischen Buch beigegebene Kommentar des persischen Emirs Isma'il El-Hoseini El Farani (um 1485) weit mehr interessiert hat als das Originalwerk selbst. Und zwar gilt dies weniger der schärferen Betonung muslimischer Glaubenssätze, zumal der Prädestinationslehre, als dem reichen Einzelmaterial an psychologischen Theorien und Erklärungsversuchen, aus denen hier nur die graphische Darstellung der Gehirnlokalisation und die physiologische Ableitung von Halluzination und Geisteskrankheit hervorgehoben seien.

Namentlich als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Psychologie ist auch die Schrift von Heinrich Ostler zu schätzen (‚Beiträge', Bd. VI, Heft 1), worin die ‚Psychologie des Hugo von St. Victor', eines bedeutenden Frühscholastikers aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, behandelt wird. Auch er hatte sich mit dem Pantheismus des Eriugena, von dem er öfters abhängig ist, auseinanderzusetzen. Im übrigen ging er eigene Wege, die ihn mit Unrecht in den Ruf eines wissensfeindlichen Mystikers brachten. Er war nur ein Feind jenes falschen Wissensdünkels, der sich vor aller näheren Vertrautheit mit dem zeitgenössischen Wissensstand bereits mit den höchsten Problemen und nur mit diesen befassen will. Namentlich die Wissenschaft von der Seele bildet nach ihm Norm und Grundlage aller rechten Erkenntnis und Wertung der Dinge. Freilich tritt dann das eigentlich psychologische Interesse bei ihm vielfach hinter dem ethisch-asketischen zurück. — Ein Widerpart alles selbstgewissen Intellektualismus war auch in der Blütezeit der Scholastik der große Gegner des Thomismus, Duns Scotus, den eine ‚fable convenue' der Philosophiegeschichte als Indeterministen, als Vertreter einer völlig uneingeschränkten Willensfreiheit, bezeichnet. Die Irrtümlichkeit dieser Fabel weist P. Parthenius Minges O.F.M. in der Schrift ‚Ist Duns Scotus Indeterminist?' (‚Beiträge', Bd. V, Heft 4) überzeugend nach und bestimmt den Standpunkt seines großen Ordensbruders als relativen Indeterminismus, der nur durch die Betonung seines Gegensatzes zur Freiheitsleugnung mancherorts einem absoluten Indeterminismus zu ähneln scheint. Die Frage der Willensfreiheit spielt geradezu die größte Rolle im Denken eines jüngeren Landsmannes und Schülers von Duns Scotus, des Thomas Bradwardinus, Kaplans Eduards III., der 1349 als erwählter Erzbischof von Canterbury starb. Diesem bisher minder bekannten Denker und speziell seiner Lehre von der menschlichen Willensfreiheit hat Sebastian Huhn eine auch für die neuere Philosophiegeschichte perspektivenreiche Untersuchung gewidmet (‚Beiträge', Bd. V, Heft 2). Bradwardinus, der als eifriger Mathematiker die mathematische Methode auch auf die philosophischen Probleme anwendet, ist auch in seinem theologischen Determinismus ein Vorläufer Spinozas, wie er anderseits durch seinen begeisterten Jünger Johannes von Wiclif zum Reformationszeitalter überleitet. — Als eine ähnliche Übergangserscheinung darf auch Meister Dietrich von Freiburg (richtiger wahrscheinlich von Freiberg in Sachsen, † um 1310) angesprochen werden,

dessen bedeutsames Leben, Schaffen und Wissen zum ersten Male Engelbert Krebs in einer höchst verdienstvollen Monographie klarlegt (‚Beiträge', Bd. V, Heft 5—6; mit genauer Inhaltsangabe und Exzerpten seiner Schriften, deren zwei ganz wiedergegeben werden). Auch in der Physik durch seine optisch-meteorologischen Untersuchungen und namentlich seine vorausahnende Regenbogentheorie von großer Bedeutung stellt Dietrich als Philosoph die Vermittlung zwischen den großen Systematikern der Hochscholastik (13. Jahrhundert) und der aufblühenden deutschen Mystik des 14. Jahrhunderts dar. Der Neuplatonismus, welcher dann in der Mystik zu mancherlei Abirrungen Anlaß wurde, tritt bei ihm bereits wieder weit stärker hervor, obwohl er in seiner Lehre vom Intellectus agens, als der gottentströmten und gottzuströmenden Urkraft unserer Seele, das pantheistische Element durch Halbheiten auszuschalten sucht. Tatsächlich konnten denn auch die Häupter der kirchlichen Mystik, Eckhart, Seuse, Tauler bei Dietrichs Lehrsystem nur sporadische Anleihen machen, während seine praktische Weise der Predigt für die mystische Beredsamkeit des 14. Jahrhunderts von großer Bedeutsamkeit ward. So wird denn bei dem allseitig erwachten Interesse nicht nur für die Geschichte, sondern auch für das Wesen und eigentliche Innenleben der mittelalterlichen Mystik gerade diese Schrift über Meister Dietrich vielen Lesern wertvolle Aufschlüsse bringen. Gar manche werden am ersten noch durch das Verständnis der großen Mystiker hindurch auch zur gerechten Würdigung der Hochscholastik, aus der jene so vieles schöpften, vordringen. Die Aufgabe, welche Dante in Italien löste, indem er ‚die Theologie des hl. Thomas in Terzinen bannte', ist ja bei uns Deutschen, wie Krebs mit Recht hervorhebt, recht eigentlich den deutschen Mystikern zugefallen.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

Die neue Kritik. Dies wäre das Zeichen, unter dem man von dem kritischen Sammelband des Berliner Theaterkritikers Alfred Kerr zu reden hätte, der ‚das neue Drama' überschrieben ist. (S. Fischer, Verlag, Berlin 05.) Aber man wird nicht nur durch ein darin aufgestelltes und durchgeführtes kritisches Programm auf den Weg von der neuen zur alten und letzten Endes zur idealen Kritik verleitet, sondern unmittelbar auch durch die Auswahl aus Theodor Fontanes Theaterkritiken, die Paul Schlenther als ‚Causerien über Theater' mit einer ausgezeichneten Einleitung herausgegeben hat. (F. Fontane, Berlin 05.) Fontane galt als Theaterkritiker nie für voll, man nannte ihn nach seinen Initialen den Theater-Fremdling; er schrieb über das königliche Schauspiel mit Unterbrechungen 1870—88 für die ‚Vossische Zeitung'. Kerr, der hauptsächlich als Kritiker im ‚Tag' und der ‚Neuen Rundschau' anzutreffen ist, gilt bei den Literaten viel. Wie Fontane dreimal mehr geschrieben hat, als in der Auswahl steht, ist auch Kerrs Buch nicht nur bloßes Eintagsfliegenkabinett. Ein interessanter Vergleich kann über die beiden stark profilierten Bücher hinausführen, so wenig typisch sie für ihre Umwelten auch sind.

Denn sie sind beide stark persönlich. Fontane, der große Dichter und Plauderer, spricht auch als Kritiker ehrliche, prägnante Erfahrung aus und formt sie im Erfahren und Aussprechen durch die hellen Sinne und die reife Seele seiner Natur zu Kunst. Worauf er sich verläßt, ist sein Gefühl, sein Eindruck. Das ist jener seltene Glaube an die Kunst, der es dem Kritiker leicht macht, hinzu zu lernen, mit der Zeit zu gehen. Auf der Bühne des Schauspielhauses hatte das keine Gefahr; es war die Zeit, wo man neben den Klassikern und den alten Laubes, Gutzkows, Birch-Pfeiffers die Grosse, Gott-

schalk, Wilbrand, Voß, Putlitz, Dahn, die Lindau, Lubliner, Moser, Gensichen, Philippi auf dieser noch nicht wie heute überholten Bühne sah. In der Kunst, der schwersten für den Kritiker, zu den Meisterwerken eine immer neue, echte, persönliche Stellung zu finden, und in den Tagesleistungen die Antritte zu jenen Flügen zu finden, die der Autor unterlassen hat, ist Fontane, wie sich aus vielen Proben zeigen ließe, zu Haus. Sei es, daß er im positiven Sinne auf den Kern geht und die Brücke eines klugen, zum Schicksal frommen Lebensgesetzes aus der Welt des Kunstwerks in unsere hinüberschlägt wie beim ‚König Ödipus' und ‚Erbförster', sei es, daß er mit seinem unvergleichlichen, weil aus seiner tiefsten Seele und Art kommenden Humor einen kleinen Fehler verzerrt, daß er wie das Kind des großen, des Stückes selber, ausschaut (R. Voß, ‚Treu dem Herrn') oder mit einer ganz selbständigen Anekdote eine Wertung aufs einfachste illustriert. Vergnüglicher Genuß und vertrauenswürdiges Urteil, diese beiden individualisieren Fontanes Kritik. Vom Schema ist nie die Rede. Die Konvention bringt ihn nie in Versuchung, eine Wirkung zu bestreiten. ‚Hat ein unterhaltendes und erheiterndes Lustspiel zugleich auch kunst- und schönheitsvoll gewirkt, so ist das erste, was mir obliegt, diese Wirkungen anzuerkennen. Nicht meine Paragraphen, sondern meine Empfindungen haben zu Gericht zu sitzen. Sie können irren, aber selbst in ihrem Irrtum fördern sie mehr als ein totes Gesetz.' Das ist ein goldenes Wort mit dem Zusatz: ‚übrigens möchte ich mit dem Vorstehenden nicht etwa einer allgemeinen Stillosigkeit das Wort geredet haben. Nur alles zur rechten Zeit und am rechten Ort.' So heißt's denn von P. Lindau: ‚Man glaube doch ja nicht, daß Stücke wie der „Erfolg" oder diese „Tante Therese" sich lediglich auf einen imbecillen Kommissionsrat, auf sechs Calembourgs und eine mit Teichrosen besetzte Ballrobe hin so leicht und gefällig aufbauen ließen; es erheischt umgekehrt viel Vertrautsein mit dem Wesen des Dramas, viel ästhetisch-taktvolle Steuermannskunst, um das Schiff durch eine von Szene zu Szene immer neu herantretende Klippenwelt glücklich hindurchzubringen. Diese Steuermannskunst hat Lindau, und wenn er sich auch nicht auf das Amerika des Kolumbus versteht, so versteht er sich doch auf das Ei des Kolumbus.' So hat er Wildenbruch gegenüber im ständigen Streit mit sich gelegen, da sein Gefühl und seine Sympathie nicht in Ausgleich kamen; das Lob Wildenbruchschen historischen Instinktes ist darum in Fontanes Mund etwas wert. So hat er andererseits der Moderne gegenüber den freundlichsten Standpunkt gefunden und um so sicherer seine ‚Bedenken' erwogen. Daß neben der Tätigkeit im Schauspielhaus hier diese Kritiken der ‚Freien Bühne', des Kunstwerks der heutigen hauptstädtischen Theaterflora, stehen, ist wahrhaft wertvoll. Björnson wurde da gegeben, Ibsen, der junge Hauptmann, die ‚Familie Selicke' von Holz und Schlaf, und jede dieser denkwürdigen Aufführungen wurde von Fontane mit lebendigstem Interesse verfolgt. Wie er die Routinierstücke des Schauspielhauses mit dem schlagenden: ‚Hier macht nicht das Stück die Szene, sondern die Szene das Stück' charakterisierte, so erkennt er — er hat wohl doch was vom Theater verstanden — bei Ibsen: ‚In allem, was künstlerische Durchbildung seines Stoffes, was Kritik und Geschmack, was Konsequenz und Akkuratesse der Arbeit angeht, ist Ibsen ein Riese neben Wildenbruch; die Vollendetheit der Form wirkt bei dem norwegischen Dichter hinreißend, und das rein Künstlerische feiert einen vollkommenen Triumph in ihm. Der Inhalt, ähnlich wie bei Platenschen Oden oder Hexametern, wird verhältnismäßig gleichgültig.' Das Letzte hat er durch seinen

Widerspruch doch selbst nicht bestätigt. Er ist mit den Argumenten aufgetreten, mit denen er in Leben und Kunst liebte und lebte, und mit denen er noch heute das Entzücken Gleichgearteter erregen muß. Bei den ‚Gespenstern' machte er geltend: ‚Solange die Welt steht oder solange wir Aufzeichnungen haben über das Gebahren der Menschen in ihr, ist immer nach den Verhältnissen und nur sehr ausnahmsweise nach Liebe geheiratet worden;' und mit gleich praktisch historischem Recht: ‚Ist Trennung der Ehe, wo Laster und Sünde vorliegen, nicht bloß persönliches Recht, sondern unabweisliche Menschenpflicht, so kann meines Erachtens auch These II nicht bestehen. Das Hin und Her von einem zum andern, das Lieben auf Abbruch, die souveräne Machtvollkommenheit ewig wechselnder Neigungen über das Stabile der Pflicht, über das Dauernde des Vertrages, — all das würde die Welt in ein unendliches Wirrsal stürzen und wäre eine Verschlimmbesserung ohne gleichen.' . . . ‚Alles ruht in einer ewigen, immer neue Lebensströme spendenden Erhaltungshand, der es ein leichtes ist, die Sünden eines norwegischen Kammerherrn und noch vieler anderer Kammerherren aus ihrer Kraft und Gnadenfülle wieder wett zu machen. Das alles ist nur der schwarze Fleck am Apfel, der in der Weltwage nicht mitwiegt. Unsere Zustände sind ein historisch Gewordenes, die wir als solche zu respektieren haben. Man modle sie, wo sie der Modlung bedürfen, aber man stürze sie nicht um. Die größte aller Revolutionen wär es, wenn die Welt, wie Ibsens Evangelium es predigt, überein käme, an Stelle der alten, nur scheinbar prosaischen Ordnungsmächte die freie Herzensbestimmung zu setzen. Das wäre der Anfang vom Ende. Denn so groß und stark das menschliche Herz ist, eins ist noch größer: seine Gebrechlichkeit.' Und alles weitere über diese Fragen ist höchst beachtenswert; höchst beachtenswert dabei auch, wie Bewunderung und Einspruch beide reif verteilt sind. Die mosaischen, landesüblichen ‚zehn Gebote' vertrat er im selben Geiste. Hat er mit seinen Argumenten den Streit, der der Streit unserer Periode ist, beendet? In all seinem herzlichen Pessimismus hält er sich den Verstand klar: ‚Rätsel oder nicht — die Tatsachen zeugen.' Der Gegensatz liegt auch nicht sowohl in den Tatsachen als in ihrer Interpretation. Und wenn die soziale Idee als die fruchtbarere und realere die reifere ist, so hat Fontanes ‚scheinbare Prosa' nahezu alles vor der fliegenden Revolution der Idealisten voraus. In der Epoche des Individualismus aber — bis die Gesellschaft aus Individuen bestehen wird, in Utopia — hat Ibsen recht, für alle, die erst noch staunend vor dem Mikrokosmos stehen.

Das ist auch Kerr. Er, der das Drama nach Ibsen schreibt, die Hauptmann, Hirschfeld, Rosmer, die Sudermann, Halbe, Schnitzler, Hofmannsthal, Dreyer, Ruederer, Thoma, Wedekind ꝛc. ꝛc., er feiert Ibsen, den ‚Ahnherrn' rückhaltlos. Er stellt denn auch wirklich Fontanes obigen Sätzen gegenüber: ‚Welcher Trost! Seine heidnische Lebenskraft vergaß, daß die Tragik eines Einzelschicksals durch diese Weltbetrachtungen um kein Jota weniger tragisch wird.' Das sollte Fontane vergessen haben? Die Tatsachen werden aber auch hier zeugen können. Tragik ist nicht dazu da, um gemildert zu werden; Weltbetrachtungen sind dafür da, gemacht zu werden. Nicht im Individualismus und nicht im Sozialismus liegt Heil; im Kampf beider liegt Antrieb. Auch Kerrs Relativismus läge es nahe genug. Doch hält er's mit der idealen Revolution, erwartet in nicht allzu langer Zeit die freie Ehereform und anderes mehr und ist im Sinne der Interpretation der Weltanschauung der beste Führer durch das neue Drama. Er ist es auch in dem Sinne, daß er den ‚Ewigkeitszug' an ihm aufsucht und herausstellt und als den

Richtstern in die Zukunft setzt. Für Hauptmann tritt er mit Wärme ein, wenn auch zögernder für den phantastischen als den realistischen. Von Hauptmann hatte dagegen schon Fontane prophezeit: ‚Wenn einer die natürliche Fähigkeit mitbringt, dem Niederdrückenden ein Ende zu machen und lichtere Wege zu gehen, so ist es Gerhart Hauptmann, denn die Götter verliehen ihm eine liebenswürdige Dichterpersönlichkeit, Kindersinn und Ausdauer, Demut und Mut. Er hat nur sich selbst zu betätigen.‘ Kerrs Kritik über Sudermann ist ein Richtschwert, kein Knüttel. Sudermanns Fehler liegen offen; hier wird man auch finden, was seinen Erfolg ausgemacht hat. Kerr schreibt aus der Impression; er verbindet mit ihr aber einen suprematistischen Intellektualismus und mancherlei Methodologisches. Das ist für die Kritik ein Neues. Man fand seither beides nebeneinander, wobei denn der Impressionismus vorzuziehen war. Eine solche Vereinheitlichung ist freilich individuell. Die kritische Begleitung des Gefühls ist besonders bei den modernen Mischcharakteren von Bedeutung. Naturen wie Wedekind nachzufühlen ist selbst Modernen darum so schwer, weil er die Mischung seiner Charaktere ins Groteske verschiebt. Hier hätte Fontane mit Recht sagen können, was an seiner Stelle zu wichtig wirkt: ‚Was ich angreife, ist nicht die Mischung heterogener Elemente überhaupt, sondern die besondere Wahl und das Maß, die von dem Dichter beobachtet werden.‘

Das Auffälligste, aber zweifellos Sekundäre, an Kerr ist die Form seiner Darstellung. Der Kunstempfindung fähig schafft auch er sich jenen Götzen der produktiven Kritik, der entweder nicht existiert oder darum kein Götze ist, weil er mit dem, was ihn auszeichnen soll (Gestaltung), im ganzen weiten Gebiet entwickelteren Geistes zu Hause ist. Die Grenzen zwischen Kunst und Stilistik verfließen; der Verstand arbeitet nicht nach dem logischen Schema; die Form fragt freilich nicht nach dem Stoff. Wenn aber Kritik poetische Gattung genannt werden will, wer will das gleiche der Geschichte verweigern? Wohl ist die Kritik, rein destilliert, um des Rezensenten willen da; aber es gehört intellektualistische Illusion dazu, um das Wesen der Kunst so zu subjektivieren, daß es auf viel oder wenig Abstrich an Ausdrucksform nicht mehr ankommt.

Genug, daß Kerrs Buch Formwirkung hat. Aber von jenen allgemeineren Stilmitteln, Lebhaftigkeit, Anschaulichkeit abgesehen, Intuition, Prägnanz, Formsubtilität betont, fehlt der komponierenden Form die Originalität. Nicht als ob das ein Fehler wäre, aber auch kein Geschrei darob. Jean Paul Richters Stil ist vielseitig genug, um Extrablättchen, Vor- und Nachwort, gespreuselte Federn im Manuskript, Stottern, Versprechen und andere Leibesgebrechen zur Imitation auszuleihen. Kerrs bewegliches Temperament braucht, wiewohl Partien von sachlicher Erörterung nicht fehlen, den Stil mündlicher Rede und des Vortrags; er bringt keine Reflexionen; er demonstriert an den Objekten. Er ist der Dialektik wie der Drastik, dem Bild und der Wortschöpfung günstig. Demgegenüber steht die vielerfahrene, wallungslose Ruhe Fontanes; aber in kritischem Humor, in Bildern und Gleichnissen wäre eine überraschende Linie zu ziehen. Ohne zweifelsinnige Heiterkeit passiert man heute nimmer die Schranken in der Kulturarena.

Fontane hat das Theater nie zu ernst genommen; er sah es im gesellschaftlichen Rahmen und war auch in seinen Kritiken immer gern bereit, es harmlos merken zu lassen, und je aktueller und lokaler eine Anspielung, um so witziger und lieber. Kerr hat den Enthusiasmus, der die Unterlage ist für die große Gesinnung, aus der ein Lessing und Schlegel ihre Geister inspirierten. Hierin braucht es Nachfolger, denn eine gute Kritik ist so wichtig wie ein gutes Theater. Man

hat auch bei ihr eines der kostbaren Spruchworte Fontanes zu bedenken, das sich in der ernsten Kritik von Grosses ‚Tiberius' findet: ‚Immer hat das äußerlich Grobe den Tag bestimmt, aber das innerlich Feine die Zeit.'

J. O.

Nachlese zu ‚Hilligenlei'. Die aktuelle Aufregung über Frenssens Tendenzroman ‚Hilligenlei' fängt an abzuflauen. Aber das verhängnisvolle Buch wirkt im stillen fort; der Autor hat ein Ferment in die Volksseele geworfen, das seiner Natur nach unmerklich bohrt und sich weiterpflanzt, bis es entweder alles durchsäuert hat oder durch einen andern Keim unschädlich gemacht worden ist. Jene große Wirkung verdankt die Dichtung — und ich glaube hier ganz objektiv zu sein — weniger ihren künstlerischen Qualitäten, obwohl diese nicht so gering anzuschlagen sind, wie jetzt manche ausposaunen. Freilich hätte auch nach allen Erfahrungen der armen deutschen Literatur die poetische Kraft allein sicher nicht hingereicht, dem Buch die Hunderttausende von Lesern zu verschaffen. Die ausgesprochene Tendenz, den ‚historischen Jesus' der ‚modernen Theologie' der Nation mundgerecht zu machen, war diesmal der Schrittmacher des Frenssenschen Erfolges. Diese theologische Extravaganz war auch in der Hauptsache die Veranlassung jener Broschürenflut, welche um ‚Hilligenlei' sich staute — eine höchst bemerkenswerte Tatsache. Eine religiöse Frage erweckt wieder allgemeines Interesse; aber auch ein äußerst symptomatischer Fingerzeig, nach welcher Richtung hin das moderne Publikum noch religiös interessiert werden kann. Nur unter diesem Gesichtspunkt als Kulturerscheinung sollen hier einige der hervorstechendsten Publikationen über ‚Hilligenlei' Revue passieren.

Den Anfang machen billig die ‚religionsgeschichtlichen' Gesinnungsgenossen des Dichters, die ‚modernen Theologen' aus dem Kreise der ‚christlichen Welt' und der Autorenschaft der ‚Religionsgeschichtlichen Volksbücher', auf die Frenssen sich augenscheinlich am meisten stützt, und die selber anerkennen, sein Jesusbild sei ‚Fleisch vom Fleisch der modernen Theologie' (Niebergall). Es ist das jene jüngere protestantische Theologenschule, die das, was die gelehrte negative Evangelienkritik seit etwa zwanzig Jahren aus den lediglich als literarisch-historische Urkunden behandelten Heiligen Schriften als den angeblichen ‚historischen Christus' — ein Schemen ohne Fleisch und Blut, ohne hinreißende Kraft und übernatürliche Gnadenenergie — herausdestilliert hatte, vergröbernd und übertreibend zu popularisieren sich bemühte. Frenssen hat mit der ‚Handschrift' seines ‚Hilligenlei' ausgesprochenermaßen nichts anderes getan, als daß er diesem Streben die Krone aufsetzte, indem er jenen ‚historischen Jesus', all seiner Göttlichkeit entkleidet (‚ein schlichtes, banges Menschenkind'), — besonders nach der psychologischen Seite — ausgestaltete und mit dem Schimmer einschmeichelnder Poesie verbrämte. Was jene ‚Religionsgeschichtler' immer noch einigermaßen verschämt mit dehnbaren Worten umschrieben, das steht nun im klaren Sonnenlichte des Tages, jedem Auge sichtbar. So ist es denn nicht zu verwundern, daß diese liberale Theologie sich mit mehr oder weniger scheuen Vorbehalten über das Frenssensche Heilandsbild erfreut zeigt. Am meisten der Heidelberger Privatdozent Niebergall in seiner Schrift ‚Hilligenlei und moderne Theologie',* worin der Roman eigentlich nur als willkommener Anlaß benutzt wird, um für jene Richtung grundsätzlich Propaganda zu machen. Im allgemeinen erklärt er sich mit der Frenssenschen Zeichnung und namentlich mit seiner grundsätzlichen Auffassung einverstanden,

* Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1906. — 77 S.

wenn er auch im einzelnen Bedenken äußert. Der ‚Hilligenlei'-Jesus sei zwar nicht durchaus geschichtlich, aber er könne es auch gar nicht sein; es sei eben Frenssens Christus — ‚ein nicht sehr harmonisches Kind des Glaubens und der Poesie'. Indessen auch das Individuelle an dem Bilde sei nicht ganz sympathisch; dieser Jesus sei einerseits ‚zu träumerisch' und andererseits wieder ‚zu scharf', und vor allem vermißt werde das überweltliche (die Halbheit der ‚modernen Theologie', mit der Frenssen so ehrlich-offen gebrochen, kommt überall wieder zum Durchbruch). Die Hauptsache aber sei die Übereinstimmung in dem Axiom, dem allein die Zukunft der Religion gehöre: Jesus ist ‚Hilligenlei', das heilige Land, d. h. nicht seine Lehre, sondern seine Person. Nachdem noch das Schwül-Erotische in dem Roman etwas schwächlich bedauert worden ist, schließt der Verfasser mit dem Ausdruck der Spannung darüber, wie wohl das Jesusbild Frenssens in den Kreisen derer aufgenommen werden wird, ‚auf die es rechnet, und für die auch wir arbeiten.'

Schon etwas gedämpfter, aber im allgemeinen doch recht optimistisch, klingt die Zustimmung aus ‚Manz, Wege nach „Hilligenlei", dem heiligen Lande'.* Diesmal ist es ein Mann der Praxis, ein ‚Pastorationsgeistlicher in St. Blasien', der sich mit Frenssen und seiner Darstellung des Heilandslebens ‚als Grundlage deutscher Wiedergeburt' auseinandersetzt. Hierin liegt das symptomatisch Beachtenswerte, daß auch die protestantische Seelsorge, wenigstens auf ihrer stetig wachsenden linken Seite, sich völlig auf die Verwendung und Ausnutzung des ‚schlichten, bangen Menschenkindes' Jesus einrichtet. Das ist bei allen Einzelausstellungen der Grundton der ganzen Schrift. Neben einigen von Niebergall erhobenen Bedenken wird mit Recht betont, daß die Frenssensche Darstellung der kirchlichen Entwicklung doch recht einseitig und ungerecht sei. Auch wird das Bedenken erwogen, daß manche sagen werden: ‚Also das ist nun der Christus der Modernen; das ist das kümmerliche Restchen, das sie von seiner Herrlichkeit übrig gelassen haben? Nein, dann will ich lieber am Glauben der Väter festhalten;' und die Schlußfolgerung: ‚Wenn das, was uns Frenssen gibt, wirklich das Bild des geschichtlichen Christus ist, dann mag Jesus irgendwie noch als eine bedeutende Persönlichkeit gelten; aber wir können in keiner Weise mehr unser Glaubensleben auf Christus gründen, wie es bisher in der Christenheit geschehen ist.' Trotzdem sei es um der Wahrheit und Klarheit willen gut, wenn einmal scharf die Gegensätze hervorgehoben werden: ‚Hier redet einmal wieder ein deutscher Protestant im schärfsten Sinne des Wortes. Hinein mit allem Wust in die Rumpelkammer!' Darum Ernst gemacht mit der reinen Menschheit Christi! Ohnehin sind ja nicht alle Forderungen Jesu ohne weiteres auf uns übertragbar; seine Bedeutung liegt auf einem anderen Gebiete. Wir brauchen heiliges Land, ‚Hilligenlei'; das haben wir in der Person Jesu, des Idealmenschen, aus der sich die Grundelemente der Wiedergeburt gewinnen lassen.

Recht kritisch und weniger hoffnungsfroh, vor allen Dingen mehr mit greifbarem theologischen Material arbeitend steht die Broschüre von E. Schütz: ‚Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei'* unserm Romanchristus gegenüber. Der Verfasser ist ein recht ‚frei' gerichteter Theologe, der ziemlich weit ab von den Bahnen der orthodoxen Kirche wandelt; aber an der von Frenssen gezeichneten Jesusgestalt — die Kunst des Dichters schätzt er hoch —, deren geschichtliche Treue er ziemlich glatt verneint, hat er keine rechte Freude; man

* Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1906. — 78 S.

* Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1906. — 28 S.

hat den Eindruck, als wisse er nichts damit anzufangen und bange vor den Konsequenzen. Sein Haupteinwand ist: Mit dem kurzen Prädikat: ‚Er war ein Mensch' (das übrigens nicht direkt bestritten wird) läßt sich die Tiefe der Jesuspersönlichkeit nicht erschöpfen; ‚seine Seele birgt in sich ein Persönlichkeitsgeheimnis, das sich allen Lösungsversuchen mit den Mitteln der Geschichte oder der Psychologie entzieht.' In diesem Sinne spricht er von ‚zwei Schichten' in dem Jesusbild, die sich unbewußt auch bei Frenssen mischen. Im ganzen macht das Schriftchen einen unbefriedigenden Eindruck; es ist nicht Fisch und nicht Fleisch.

Da geht der Pastor Kurt Delbrück, der im allgemeinen auf ‚positivem' Boden zu stehen scheint, in seinem Vortrag: ‚Ist das Christusbild in Hilligenlei richtig? War Christus nicht Gottes Sohn?'* viel entschiedener vor. Sein Resultat ist ein sehr motivierter Protest dagegen, daß diejenigen, welche an den Gottmenschen der Evangelien glauben, ‚Unwissende oder Heuchler' gescholten werden, ohne daß man den herrlichen Tatbeweis, der in dem Wirken des Christentums liegt, wägt. Und wenn Frenssen sich brüstet: ‚Deutsche Forschung hat der Kirche die Geheimnisse aus dem Leibe gerissen, ... deutsche Wissenschaft hat das alles kurz und klein geschlagen,' so hält dem Delbrück nüchtern entgegen, daß die Kritik all der Gelehrten, auf die der Dichter sich beruft, keine Gewißheit bringen kann, daß also von ‚Wissenschaft' nur gedämpft geredet werden sollte. Im günstigsten Falle verbürgen sie nur Wahrscheinlichkeit, aber niemals Gewißheit. ‚Und von diesem Christusbild erhofft Frenssen die Wiedergeburt des deutschen Volkes? Von diesem Christus, der den Menschen nicht einmal mehr Autorität ist? Nein, wenn wir uns an Christus aufrichten sollen, wenn von ihm die geistigen Ströme der Wiedergeburt ausgehen sollen, so brauchen wir Gewißheit.'

Völlig ablehnend ist die Studie von Th. Wahl, ‚Hilligenlei als Kunstwerk und als Tendenzschrift,'* ein Buch, das keinen allwegs günstigen Eindruck auf mich gemacht hat; man merkt ihm zu sehr an, daß es mit der Absicht geschrieben ist, ‚eine Art von literarischem Bann zu brechen, der auf gewissen Kreisen unseres lesenden Publikums zu lasten schien.' Wahls Einwendungen gegen ‚das Herzstück des Buches', die Leben Jesu-Dichtung, fördern nichts wesentlich Neues zutage; manche treffende Bemerkung fällt ja wohl ab, aber der sehr angebrachte Protest gegen den kecken Mißbrauch angeblicher Resultate ‚der' deutschen Wissenschaft hätte auch ohne verletzende Worte, und ohne des Dichters ‚Ehrlichkeit' anzuzweifeln, noch viel energischer und sachlich begründeter gegeben werden können. Durchaus einverstanden kann man sein mit dem, was gesagt wird von der ‚tendenziösen Unterschlagung' in bezug auf die Geschichte und das Wirken der christlichen Kirche, die Frenssen sich nicht scheut eine ‚Marketenderin' zu nennen, die sich ‚polternd' gegen jeden Fortschritt der Kultur gesträubt habe; das ist eine Makel, die der Dichter nicht leicht von sich wird abwaschen können.

Vielleicht den schwersten Schlag gerade vom Standpunkt Frenssens selbst und der ‚modernen Theologie' führt einer, der von dieser Richtung selber ausgegangen ist, der frühere Schweizer Theologe (und Dichter) C. A. Bernoulli, in der originellen Streitschrift ‚Christus in Hilligenlei. Ein Wort zur Klarstellung'.** Ihm imponiert die ‚deutsche Wissenschaft' der modernen Theologie, als schon überholt, längst nicht mehr, und er übergießt ‚das Angebot der Jüngst-

* Berlin W., Vossische Buchhandlung 1906. — 30 S.

* Hagen i. W., Verlag von Otto Rippel 1906. — 76 S.

** Jena, bei Eugen Diederichs 1906. — 41 S.

christlichen' à la Frenssen mit blutigem Hohn: ‚Wer rein kritisch urteilt, wird in diesem Neophyteneifer den Nachguß auf den liberal-religiösen Hefensatz bald herausriechen, einen mit frischem Aroma aufgebrühten, durch Unklarheit gemilderten Rationalismus.' Darum sei auch Frenssens ‚Leben des Heilandes', welches direkt als ein ‚Triumph der Reaktion innerhalb der modernen Theologie' bezeichnet wird, weil verspätet, total mißraten; dem eigentlichen modernen Empfinden sei der Dichter nicht näher getreten. In der Tat ist nicht einzusehen, warum man, wenn einmal mit der Tradition gebrochen ist, gerade bei dem von Frenssen gepredigten ‚fünften Evangelium von dem wahren Jesus, der ein Mensch war, nicht Gottes Sohn' (A. Elvesser), stehen bleiben soll.

Unsere Nachlese hat uns den Widerhall vernehmen lassen, den die Frenssensche Jesusdichtung in den verschiedensten Schichten von links und rechts erweckt hat; und wenn das zu nichts anderem gut war, so hat es doch wieder bewiesen, ein wie großes und tiefaufwühlendes Interesse die religiöse und speziell die Jesusfrage noch immer in der Volksseele findet. Nein, Nietzsche hat nicht recht; Gott ist noch lange nicht tot. Für den Religionsforscher Frenssen — der Dichter bleibt, wie gesagt, außer Betracht — war unsere Revue freilich nicht besonders günstig. Dieser Eindruck wird auch nicht verwischt durch sein ‚Schlußwort zu Hilligenlei,* in welchem der sonst so Redselige auffallend kurz und summarisch seinen Kritikern erwidert; in der Hauptsache ist es die unnötigerweise auf Stelzen gestellte Erklärung, daß er bei seiner Auffassung sowohl hinsichtlich des ‚historischen Jesus' als der Sinnlichkeit bleibe. Als belletristisches Modebuch wird ‚Hilligenlei' fraglos sich nicht länger halten können als alle anderen literarischen Sensationen; die religiöse Frage aber, die der Roman unzähligen Geistern gestellt hat, an die sonst die theologische Wissenschaft nicht herangekommen wäre, wird weiterleben und Entscheidung heischen. Jetzt schon klagt Stöcker, daß auf Berliner Kanzeln begeisterte Predigten gehalten werden, die ‚Hilligenlei' empfehlen und sich mit dem Bilde des Nazareners darin in Übereinstimmung erklären. Die katholische Kirche ist da ja in unendlich günstigerer Position; aber auch sie wird auf die Dauer von der Bewegung nicht unberührt bleiben, und es ist vielleicht klug, wenn ihre Apologeten bei Zeit sich mit dem Problem auseinandersetzen. Das gilt nicht nur in der Richtung einer intensiveren Beschäftigung mit der Evangelienkritik, — daß die historisch-philologische Wissenschaft hier nicht absolute Klarheit schaffen kann, hat das Fiasko der ‚modernen Theologie' bewiesen, — sondern in dem Sinne, die Wahrheit und Kraft Jesu, seiner Persönlichkeit und Lehre von innen heraus zu erweisen oder, wie Kiefl in seinem schönen Essay über Schell sagt, ‚die großen Geheimnislehren in ihrem eigenen Lichte erstrahlen zu lassen,' — ein Unternehmen, zu dem sich schon hie und da verheißungsvolle Ansätze finden.

Johannes Mumbauer.

* Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906. — 16 S.

Kunst.

Wirklichkeitskunst und Atelierkunst. Seit bald einem halben Jahrhundert währt nun das Ringen um eine neue Kunst. Die alten Ausdrucksmittel waren abgebraucht; aber auch mit dem alten Geiste war man nicht mehr zufrieden. Eine neue Geistesrichtung, die sich in den exakten Wissenschaften niederschlug, drängte auch zu einer neuen künstlerischen Aussprache. Sie zerbrach die alte Kunstform und ergoß sich in wechselnde neue. Das Streben nach Naturunmittelbarkeit bedingte auf Grund fast naturwissenschaftlicher Überlegung ihre Verwendungen; und sie selber lehrte wieder, was sich alles an bis jetzt Un-

bekanntem aus der Natur herausſehen laſſe. Fort nun mit Atelierbild und Atelierlicht, mit der Palette der ſtereotypen, wenig wandelbaren und indifferenten Farbenmiſchungen, mit der wohlgeordneten Kompoſition nach zeichneriſchen Richtlinien! Die alleinige Farbe ſollte zu ihrem unbeſchränkten Rechte kommen und mit ihr die Welt der Farben und des Lichtes, das ſich dem Auge farbig kund tut, die volle Natur. Mit Bewunderung verfolgt man den Vorgang der Umſetzung des Natureindrucks in farbige Charaktere. Die formende Kraft iſt ſtets gewachſen, nicht ſo aber die Macht des beſeelenden Hauches. Der Künſtler iſt noch zu ſehr Sklave ſeines Objektes und ſeiner Malweiſe, allerdings vielfach in Verkennung ſeiner Aufgabe freiwilliger Sklave. Und doch, wenn wir heute die Münchener Kunſtausſtellungen im Glaspalaſt und im Ausſtellungsgebäude der Sezeſſion durchſtreifen, die Moderne hat unſere Sympathien gewonnen. Bei allem freundlichen Eindruck, den der Beſucher aus der heuer im Glaspalaſt arrangierten retroſpektiven Ausſtellung bayeriſcher Kunſt von 1800 bis 1850 empfängt, er wendet ſich von jener Atelierkunſt zu dem modernen Wirklichkeitsſinn. Statt des friedlich-heiteren Luſtgefühls, das ihn dort freundlich umfängt, ſucht er hier die intenſive Empfindung, ſo wenig ſie ihm die heutige Kunſt im Durchſchnitt rein und ungetrübt vermittelt. Nicht nur die große Zahl der Bilder, auch das Kunterbunt der Verſuche, die Miſchung von Altem und Neuem, die Abwechſlung von virtuoſer Darſtellung und verſuchter Einfühlung trägt daran die Schuld.

Die Sezeſſionsausſtellung kann noch verhältnismäßig leicht bewältigt werden. Sie gibt wohl auch die deutlichſten Begriffe der bisherigen fortſchrittlichen Entwicklung; denn ſie trägt trotz allem einen ziemlich einheitlichen Charakter als Gruppe; modern und ſezeſſioniſtiſch — das Wort beſagt nicht mehr viel — malt man in anderen Künſtlergruppen auch. Aber der Geiſt, der den Pinſel leitet, tritt in der Sezeſſion, die bereits eine gewiſſe Tradition hat, deutlicher hervor, der neue Geiſt der Erfaſſung des Gegenſtandes, der allerdings mit den neuen Techniken der Widergabe noch ſehr im Kampfe liegt. Es iſt die Darſtellung um ihrer ſelbſt willen, die Betonung des Rechtes des Seienden. Aber das Mühen um den optiſchen Eindruck hält den Ausdruck des inneren Schauens noch vielfach hintan. Andererſeits hat man die neue Sprache der künſtleriſchen Mittel vielfach ſchon ſo gelernt, daß man auf den Effekt zu arbeiten verſteht. Virtuos iſt zum Beiſpiel das Bild von Schramm-Zittau ‚Kuhſtall‘. Wie der Sonnenſtrahl durch das Ohr der Kuh leuchtet, dieſes und ſeine Umgebung intenſiv rötend, iſt ſehr gut beobachtet und gemalt. Aber das techniſche Meiſterſtück iſt zu ſehr bei dieſer Aufgabe ſtehen geblieben. Um ein Bedeutenderes weiter iſt es vorgeſchritten bei Zügel, dem bekannten Tiermaler. Hier geht es nicht auf den einzelnen Teil, ſondern aufs Ganze. Das gibt ſeinen Bildern einen ſo vollkräftigen Eindruck. So erdig und ſchwer ſeine Schafe und Kühe ſind, ſie ſind wahr und lebendig. Das Meiſterſtück läßt beinahe den Mangel der tieferen künſtleriſchen Schöpfung überſehen. Die Kraftmanier und Sucht nach Ausdruck bringt leicht Härten mit ſich und verhindert feinere Nuancen; ſo iſt die ‚Einöde‘ Lamms ſehr abrupt und Weißgerbers ‚Violiniſt‘ bei aller Wucht noch recht grob und gewalttätig. Fein, was Linie und Kompoſition angeht, iſt Stuck; er verſteht ſehr gut zu arrangieren und iſt ein Meiſter der Farbe. Stofflich ſind ſeine Bilder bekannt. Sie ſind übertüncht mit der Dezenz der neuen Moral des Sichauslebens; das Kraftgenialiſche iſt gepfeffert mit prickelnder, ‚geſunder‘ Sinnlichkeit bis in die Farbentöne hinein. Die eigenartigſte Erſcheinung in der Sezeſſion iſt ohne Zweifel der Schweizer

Ferdinand Hodler. Er ist ein Spintisierer. Man denke, ein Symbolisieren und Spintisieren und dabei die moderne Realität und Brutalität der Ausdrucksmittel, wie sie Hodler am meisten forciert. Monumentale, dekorativ-langgezogene Gestalten müssen seine Gedanken ausdrücken und tun es mit einer Gebärdensprache von der großen, ungelenken Bewegung bis zum leisen, unbewußten Zucken des Fingers; Widersprüche, die wie auch die schroffe Mißachtung der Gefühle des Beschauers seine Bilder ungenießbar machen; nur das Bild ‚Die Lebensmüden', fünf Greise auf einer Bank in der Front, hinterläßt einen ungetrübten Eindruck. Eine Koryphäe der Sezession ist der Porträtist Leo Samberger, dessen Bildnisse einen Höhepunkt der Ausstellung bilden. Samberger ist ein Meister in der lebenswahren Erfassung seiner Personen mit Hilfe seiner geistvoll und kühn gehandhabten Technik. In der Plastik ist nichts Hervorragendes zu nennen. Sowohl die bescheidene Rundplastik als die archaisierenden Reliefs nehmen das Interesse nicht stark in Anspruch. Bemerkenswert sind W. Zügels ‚Enten' und die trefflichen Kleinplastiken des Franzosen Troubetzkoy.

Im Glaspalast ist die Münchener Künstlergenossenschaft mit den meisten Bildern vertreten. Aber die Säle lassen meist kühl bis ans Herz hinan. Malerei nach guter, alter Manier wechselt mit moderner Experimentiersucht oder sucht ein Kompromiß zu schließen. Das Gute verschwindet bei der großen Zahl unter dem Gewöhnlichen. Achtenswertes, zum Teil hervorragendes Können zeigt die Luitpoldgruppe; im allgemeinen geht ein gedämpfter, aber starker Zug durch ihre Werke. Die Berliner fallen vielfach durch technische und kompositionelle Schreiereien auf, die die innere Hohlheit nicht verbergen können. Bei den Düsseldorfern finden sich tüchtige Sachen neben etlichen Nichtigkeiten. Die Schleswig-Holsteiner schaffen mit ehrlichem Streben. Von den Württembergern und den Karlsruhern ist nicht viel, doch etliches Gute vorhanden. Das Enfant terrible der Ausstellung ist die Scholle. Diese Künstler stehen am weitesten links. Sie treten mit großen Prätensionen auf und leisten ihr gut Teil an Geschmacklosigkeiten; aber es sind frische Gesellen, und sie werden wohl ihre Zukunft haben.

Und die bescheidene alte Kunst im Hintergrund? So sehr man sich über die Neuen ärgern kann, die Alten lassen doch recht kühl. Schon beim Eintritt empfängt uns die klassizistische Plastik mit einem leisen, gelehrten Frosthauch. Man anerkennt die maßvolle Kultur darin, aber man streitet sich doch lieber mit der kraftvollen Unkultur. Bei den Bildern ergeht es ähnlich. Die guten Meister werden von den Stürmern und Drängern der vorderen Säle erdrückt. Liebenswürdig sind sie sehr, alle diese zahlreichen Bilder von Spitzweg, die vielen kleinen Tafelbilder der anderen alten bayerischen Künstler, die durch die Münchener Straßennamen bekannt sind. Aber ein durchgreifender Gegensatz trennt sie von den modernen Bestrebungen: es sind bildliche Darstellungen; die Bilder der Modernen wollen bildnerische Schöpfungen sein. Diese vielen Landschaften mit malerischen Flußläufen, Ruinen, Architekturen, sie wollen schildern, ergötzen, demonstrieren. Durch eine bestimmte, nicht sehr wechselnde Anlage, durch bewußte Lichtführung, durch farbigen Aufputz erhalten sie einen angenehmen epischen Charakter mit lyrischem Einschlag. Manche Werke sind indes ungenießbar geworden, so die ‚Hunnenschlacht' oder die ‚Seeschlacht bei Salamis' von W. von Kaulbach. Andere, die schon an Schwind erinnern, vermögen noch in ihren Bann zu ziehen. Im ganzen ist es der Charakter der Atelierkunst, der dem an der Natur geschulten Auge fremd geworden ist. Wir freuen uns der heiteren Kunst unserer Väter; aber die neue, frische Kunst wollen wir nicht mehr missen. K. W.

Musik.

Über Subjektivität des reproduzierenden Musikers. Die Vormachtstellung, die der Individualismus, der Subjektivismus in der modernen Zeit behauptet — und nicht mit Unrecht behauptet —, zeigt sich auf keinem Gebiet am unrichtigeren Platze als in der reproduzierenden Musik. So sehr die Geltendmachung einer starken Individualität, der subjektiven Anschauungs- und Gefühlsweise der produktiven Kunst förderlich, ja die Grundbedingung aller echten Kunst ist, so sehr befindet sie sich in der reproduzierenden Kunst auf verbotenem Gebiet. Der reproduzierende Künstler hat in erster Linie gar kein Künstler zu sein, sondern ein Ästhetiker, ein Ästhetiker mit feinstem, sowohl verstandes- als gefühlsmäßigen Verständnis für das zu reproduzierende Kunstwerk, das er uns so, wie es ist, wie er es versteht, — und das ist immer mehr oder weniger subjektiv, — aber ohne willkürliche Änderungen, stark individualistische Interpretation vorzuführen hat. Es ist ein Unrecht, ein Betrug sowohl an dem Komponisten des Stückes, das unter seinem Namen segelt, aber bewußt und gewollt mit Müllerscher, Meyerscher oder Schulzescher Individualität durchtränkt wird, wie an dem Publikum, das gekommen ist, einen Bach, Mozart oder Beethoven zu hören, und dem so viel wie möglich, je mehr, desto besser, anderes dafür geboten wird. Ein reproduzierender Künstler hat wie ein Spiegel zu sein, der irgend ein Verborgenes so reflektiert, daß es den Augen des Beschauers sichtbar wird; und ein Spiegel ist desto besser, je weniger Eigenfarbe er hat. Das Publikum merkt im allgemeinen freilich sehr wenig, ob der Komponist oder Interpret mit ihm redet; es ist ihm auch ziemlich gleichgültig, ja, in neuester Zeit macht das Publikum sogar Anspruch darauf, den Interpreten und vornehmlich den Interpreten zu hören. Es geht nicht in den Konzertsaal, um Beethoven zu hören oder Schubert, der auf dem Programm steht, — lieber Himmel, den kennt man ja fast auswendig! — sondern um Herrn A. oder Z. zu genießen, den man noch nicht gehört hat, und der ‚eine starke Individualität' besitzen soll. Wenn sich Herr A. oder Z. wirklich einer so ausgesprochen künstlerischen Individualität erfreute, würde es ihm wahrscheinlich nicht genügen, seine ‚starke Individualität' durch Verquickung mit Bachscher oder Beethovenscher Art zu betätigen, sondern er würde unmittelbar aus sich selbst geschöpfte, neue, ganz individuelle Kunstwerte und -werke in die Welt setzen. Reicht seine ‚starke Individualität' dazu nicht aus, ist er zu bedauern, hat aber nicht im mindesten das Recht, mit dem wenigen, was er hat, willkürlich eines andern Eigenart zu übertünchen. Wir würden es einem Künstler, und selbst dem größten, sehr übel vermerken, wenn er ein Gemälde von Leonardo oder irgend einem andern alten Meister, das restauriert werden soll, nicht nach bestem Wissen und Gewissen in der Weise des alten Meisters herstellen wollte, — ganz ohne seine noch so geistreiche Auffassung oder seine tiefere Kenntnis von Licht, Schatten und Perspektive. Aber leider geht über dem Schrei nach rückhaltloser Freiheit für die eigene Individualität immer mehr die Ehrfurcht vor der Individualität der andern, andersdenkenden und fühlenden, und zumal der Alten, verloren.

Ein jeder Beruf hat seine Schranken, die ihn bestimmen, und der Beruf des reproduzierenden Künstlers hat seine ganz besonderen Schranken, die ihn von dem des produzierenden trennen. Ein jeder Beruf verlangt auch besonders geartete Menschen. Wie an den Ästhetiker muß auch an den reproduzierenden Künstler die Forderung gestellt werden, sich mit aller nur möglichen Hingabe in das Produkt einer fremden Eigenart vertiefen,

ja sich an dasselbe und in demselben verlieren zu können. Aber Pflichten sind immer auch Rechte. Mag es in einer Weise bitter sein, ganz und ausschließlich mit möglichster Aufgabe alles Eigenen — soweit die spezielle Berufstätigkeit in Frage kommt — zu dienen, so muß es dem wahrhaft groß und vornehm denkenden reproduzierenden Künstler, der dem wiederzugebenden Kunstwerk mit tiefster Kenntnis eine ebenso tiefe Ehrfurcht entgegenbringt, doch auch ein stolzer, beglückender Gedanke sein, sein Leben in den Dienst des mühseligen und Opfer heischenden Strebens nach dem Ideal möglichster Objektivität gestellt zu haben, und er wird, stolz und bescheiden zugleich, in der Würde und der Beschränktheit seines Berufs mit dem einzigen Gedanken auf das Podium treten: ‚Ich dien'!'

A. Reichert.

Offenbachs ‚Hoffmanns Erzählungen' als moderne Repertoireoper. Der Name Offenbach hat im allgemeinen bei ernsten Musikern keinen allzu guten Klang. Nur zu leicht übersieht man, daß die leichtgeschürzten Werke des Vaters der modernen Operette, rein musikalisch betrachtet, ein eminentes urkräftiges, melodisches Talent verraten, daß diese in ihrer künstlerischen Tendenz oft recht frivolen Gebilde in ihrer Art kleine musikalische Meisterwerke genannt werden müssen. Welch bedeutender Musiker Offenbach war, das zeigt die einzige ernste Oper, die er hinterlassen hat, und die er als sein Lebenswerk betrachtete: ‚Hoffmanns Erzählungen'. Im Lauf der letzten Jahre ist die ein Vierteljahrhundert alte Oper plötzlich im Spielplan unserer Bühnen wieder aufgetaucht und gehört gegenwärtig mit zu den beliebtesten Repertoirestücken der meisten bedeutenderen Theater. Merkwürdig! Im Zeitalter von Strauß und Pfitzner greift man mit Begierde nach dem halb verschollenen Werk eines verfehmten Operettenkomponisten. Dabei ist dieser plötzliche Erfolg von Offenbachs Oper nicht etwa aus der Geschmacksrichtung des ‚großen Publikums' zu erklären; denn von dem, was auf die ‚bunte Menge' wirkt, hat diese Partitur nicht allzu viel aufzuweisen, weshalb ihr auch anfangs der Beifall, den die Operetten des Komponisten fanden, vollständig versagt blieb. Der Grund des Erfolges liegt vielmehr in den rein künstlerischen Qualitäten des Werkes, sowohl in textlicher wie in musikalischer Hinsicht.

Anfangs hat man das Wesen des Offenbachschen Werkes vollständig verkannt; man gab ‚Hoffmanns Erzählungen' als Operette auf Operettenbühnen und mit Operettenmitteln. Daß dabei die Oper in keiner Weise zu ihrem Rechte kam, ist klar; Offenbachs Partitur ist bei aller geflissentlichen musikalischen Einfachheit, was Auffassung, Vortrag und Besetzung anlangt, keineswegs ‚leicht' zu nehmen, und Hoffmanns, des genialen deutschen Romantikers, poesievolle Phantasien wollen schlecht zu den komikerhaften Allüren der Operettenbühne passen. Und vielleicht ist es gerade die Poesie des Textes, die die modernen Hörer für das Werk von vorneherein einnimmt.

In unserer nüchternen, poesielosen Zeit, da Realismus und Aufklärung an der Tagesordnung stehen, verlangt der im Menschen unaustilgbare Trieb nach dem übernatürlichen, Unfaßbaren, Geheimnisvollen — kurz ‚Romantischen' mehr als je nach neuer Nahrung. Gewiß beruht der große Erfolg, den Nietzsches Schriften und Dichtungen errangen, zum Teil mit auf dem romantischen Element, das in ihnen lebt. So ist auch das Interesse für die alten romantischen Dichter wieder aufs neue erwacht, und gerade der zeitweise gar gering geachtete ‚Gespenster-Hoffmann' hat unter den Modernen neue Verehrer gefunden.

Der Text der Offenbachschen Oper, als dessen Hauptperson der romantische Dichter selbst figuriert, bringt in originellem

Rahmen einige der Haupttypen aus Hoffmanns Dichtungen, von denen namentlich der in den drei Gestalten des Coppelius, Dapertuto und Doktor Mirakel auftretende ‚Dämon' charakteristisch ist für die Hoffmannsche Lebensauffassung, der zufolge ‚der Teufel auf alles seinen Schwanz legt'. Gerade hier fand auch der Komponist die eigenartigsten und genialsten Töne. Zur Geschichte der französischen Romantik im 19. Jahrhundert gehört neben Viktor Hugo, neben Meyerbeers ‚Robert' und Berlioz' ‚Sinfonie phantastique' auch Offenbachs Hoffmannsoper. Dabei ist bewundernswert, mit wie geringen Mitteln der Komponist seine romantischen Wirkungen erzielt. Gerade die musikalische Charakterisierung des gespenstischen Brillenhändlers, Kapitäns und Doktors ist hier bemerkenswert. Mit einem einfachen Oktavenmotiv der Celli und Fagotte, mit einigen Posaunenakkorden und schlichten Violinfiguren werden all die verschiedenen Phasen des Gespenstischen, vom dämonischen Zornesausbruch bis zur geheimnisvoll schwebenden Mystik, plastisch charakterisiert. In dieser Einfachheit der Tonsprache liegt auch eines der reizvollsten Wirkungsmittel der Offenbachschen Partitur, ein Wirkungsmittel, das gerade auf den modernen Hörer, der mit komplizierter, dabei häufig trotzdem nichtssagender Musik übersättigt ist, Eindruck macht. Dazu kommt die kräftige melodische Ader, die dem französischen Komponisten verliehen war. Allerdings, in einigen Teilen von ‚Hoffmanns Erzählungen' kommt der Operettenkomponist zum Durchbruch, so in den Chören und in dem Walzer im zweiten Bild, oder in dem (wohl meist gestrichenen) Lied des tauben Dieners Franz im vierten Bild, ein wenig auch in der allbeliebten und populären Barkarole, welche nur durch die geniale Instrumentation in eine höhere künstlerische Sphäre gehoben wird. Melodische Erfindungen dagegen von so inniger Ausdrucksgewalt wie etwa Hoffmanns visionäre Stelle im ersten Bild: ‚Ihre dunklen Haare lieblich in Locken flossen ꝛc.' oder Antonias Lied ‚Sie entfloh, die Taube so minnig' zeugen von einem erstklassigen melodischen Talent. Solche hohe melodische Potenz kommt aber heute schon durch den Kontrast mit den modernen Produkten, deren Stärke auf ganz anderen Gebieten liegt, zur Wirkung. So kann uns der Erfolg der Offenbachschen Oper wohl begreiflich sein. Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt.

Ein Dantekranz aus hundert Blättern. Ein Führer durch die ‚Commedia' von Paul Pochhammer. Mit 100 Federzeichnungen von Franz Stassen und drei Plänen. Lieferung I. Preis kart. Mk. 4.— Vollständig in drei Lieferungen. Groteske Verlagsbuchhandlung.

Der wissenschaftliche Materialismus und der literarische Naturalismus sind überwunden; die Bahn für ideale Bestrebungen ist frei. Wer für ein tieferes Verständnis von Dante eintritt, braucht ein verständnisloses oder skeptisches Lächeln nicht mehr zu fürchten. Paul Pochhammer, dem wir eine kongeniale Danteübersetzung verdanken, hat uns eine neue Gabe von künstlerischem und pädagogischem Wert beschert; wenn der Ausdruck erlaubt ist: eine poetische Inhaltsangabe von l'Inferno. Jedem Gesang ist eine achtzeilige Stanze gewidmet nebst einer Federzeichnung von Franz Stassens Hand. Wer das Schaffen dieses Meisters verfolgt hat, wer insbesondere seinen monumental durchgeführten Parsifal kennt, muß mit hohen Erwartungen an das Werk herantreten. Diese Erwartung wird nicht getäuscht. Was es heißt, die Divina Commedia erfassen und die Schwarz-Weiß-Kunst souverän beherrschen, das lehren uns diese 36 Zeichnungen. Der visionäre Charakter ist trefflich gewahrt; der Gedanke kommt uns gar nicht, die künstlerische Wirkung könne durch die Farbe gesteigert werden. Die glückliche Phantasie in der Wiedergabe des poetischen Gedankens, die knappe Darstellung unter Vermeidung von geistreich erfundenem

Beiwerk — diese Vorzüge sichern dem Werke eine über das deutsche Sprachgebiet hinausreichende Beachtung. Dahin zielt auch Paul Pochhammers ideales Streben, wie die ‚Einführung' des näheren zeigt. Homer wurde durch Voß, Shakespeare durch Schlegel dem deutschen Volke gewonnen, und von Deutschland aus wurden beide Dichter Gemeingut internationaler Zivilisation. ‚So,' meint der Verfasser, ‚könnten wir auch Dante uns aneignen und seinen Siegeslauf für die übrige Welt vorbereiten.' Jedenfalls ein großer Entwurf, zu dessen Ausführung hier ein wertvoller Beitrag geliefert ist. Wie Pochhammer Stoff und Sprache meistert, möge die Schlußstrophe veranschaulichen.

Und endlich sah im tiefsten Höllengrunde
Ich schreckgelähmt die Luzifergestalt.
Drei Erzverräter hingen ihr im Munde,
Indes die Klaue Judas' Leib zerkrallt.
Dann schlug in Nacht und Graus die Rettungsstunde:
Das Licht rief mich mit siegender Gewalt,
Und aufwärts flog ich, bis in Himmelsferne
Ich wieder leuchten sah die ew'gen Sterne.

Ein ausführlicher ‚Anhang' legt unter Beihilfe von drei Kartenskizzen mit der dem Verfasser eigenen Klarheit den Gedankengang der Dichtung dar. So ist der Leser imstande, ohne vieles Mühen in den grandiosen Aufbau der Divina Commedia einzudringen. Mit Spannung darf man der Drucklegung des Purgatorio entgegensehen. Justus.

Ciceros politisches Denken. Ein Versuch von Friedrich Cauer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Die vorliegende Schrift teilt der Verfasser, von der Einleitung und dem Schluß abgesehen, in 4 Kapitel ein: I. Philosophisches Ideal. II. Historisches Ideal. III. Praktische Konsequenzen. IV. Cicero gegenüber den Tatsachen und Mächten seiner Zeit. Er will dartun, daß Cicero nicht etwas im Leben selbst Erworbenes, daher ihn als Charakter Festigendes in philosophischer und historischer Hinsicht vertritt; daß er daher fortwährend mit sich selbst in Widerspruch gerät, anders spricht, als denkt, anders denkt, als handelt, und von einer Seite nach der andern hinüberwechselt. Aber dennoch ist Drumanns und Mommsens vernichtendes Urteil über ihn einseitig, ebenso wie Rettungsversuche gleich denen eines Schneidewin oder O. E. Schmidt oder Zielinski ‚aussichtslose Beginnen' sind. Cicero ist kein charaktervoller, mit sich selbst einiger, weil aus sich selbst schöpfender Denker und Politiker, sondern nur ein ‚interessanter Kopf'.

Der Essay beruht auf gründlicher Sachkenntnis und ist in klarer, edler Sprache geschrieben. So groß auch die Zahl der Schriften ist, die sich mit Cicero befassen, so ist diese doch eine wertvolle Ergänzung. Sie trifft, ohne daß man jeden Einzelgedanken zu unterschreiben braucht, als Ganzes den Nagel auf den Kopf und sei daher der Beachtung unserer Historiker und Philologen empfohlen. Ein am Schlusse angefügtes Stellen- und biographisches Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Ludwig Wattendorff.

Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg, herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin 1905. Cottascher Verlag.

Der in unserem Nachruf auf Lingg (Augustheft 1905) geäußerte Wunsch nach einer Auslese aus seiner reichen Lyrik hat überraschend schnelle und schöne Erfüllung gefunden; und gewiß wird der vorliegende Band vielen erst zu der rechten Kenntnis und Würdigung seiner dichterischen Eigenart verhelfen. Auch aus dem Epos ‚Die Völkerwanderung' hat Heyse einige der schönsten abgeschlossenen Bilder eingereiht und überhaupt in der glücklichen Auswahl eine jede Seite von Linggs Schaffen zur rechten Geltung kommen lassen. Lehrreich wäre es wohl gewesen, bei den einzelnen Gedichten auch die Zeit ihrer Entstehung zu vermerken. — Erfreulicherweise entschließen sich neuerdings nicht wenige unserer lyrischen Zeitgenossen, durch kleine, wohlfeile Auslesen weiteren Kreisen den Besitz ihrer besten Schöpfungen zu ermöglichen. Im allgemeinen bleibt dabei die Auslese verständnisvollen Freunden überlassen (so bei Vierordt, Greif u. a.); denn nicht jeder Lyriker zumal ist zugleich Kritiker von sicherem Geschmack und am wenigsten sich selbst gegenüber. Eine Ausnahme hiervon zeigt sich in dem Bändchen Wilhelm Weigand, Gedichte. Auswahl. München und Leipzig 1904, bei Georg Müller. — In Weigands sorgfältig ausgeformten Dichtungen pflanzen sich wie bei Lingg die besten Traditionen der Münchener Schule fort, eigenartig gefärbt und vertieft durch eine ästhetisch-antikisierende Weltansicht, die gerne auch mit Anklängen aus den Schwesterkünsten, der Musik zumal und Malerei, spielt und ein letztes ‚Unnennbares' der Gefühlswerte mit ‚goldener Schwermut' verhüllt.

Weigands vornehme Kunstübung entgeht in ihrem Vermeiden alles Abgebrauchten nicht immer einer artistischen Absichtlichkeit; aber wo seine Gefühlsweise hinreichend im Allgemeinmenschlichen verharrt, findet sie nicht selten auch Ausdrücke der ergreifendsten und verklärtesten Art.

E.

Ratschläge zur Berufswahl der Frauen. Für Eltern, Vormünder, Erzieher. Von Klara Molsberger. Köln, Bachem. 1,80 Mk.

Eine tüchtige Leistung und eine überaus zeitgemäße. Selbst unsere konservativsten Elemente verschließen sich nicht länger der Einsicht, daß die großen Umwälzungen des verflossenen Jahrhunderts die Stellung der Frau wesentlich beeinflußt haben. Es geht nicht mehr weiter in den alten Bahnen, und die neuen scheinen fremd und unsicher. Hier setzt Klara Molsberger ein. Klar, ruhig, maßvoll zeichnet sie, was war, und was geworden ist, und was nun not tut: Vor allem unsere Töchter tüchtig machen für den Beruf der Gattin, Mutter, Hausfrau, im Falle die Zeitverhältnisse ihn aber verwehren, auch für einen anderen, der Lebensberuf ist, wenn er aus der Wesensart der Frau hervorgeht, Erwerbsberuf, wenn er von dieser abweicht. Also Frauen- und Berufsbildung, d. h. auf erziehlicher Grundlage aufgebaut: gründliche Allgemeinbildung, Hausmutterbildung, Berufsbildung. Wie diese Bildungsmomente nach den Forderungen der Zeit unter Zugrundelegung des christlichen, des katholischen Gedankens sich zu gestalten haben, weisen die folgenden Kapitel allgemein verständlich, gründlich und umfassend nach. — Das Buch ist von katholischer Seite das erste seiner Art und nach Inhalt und Form hervorragend geeignet, Vorurteile zu beseitigen, richtige Begriffe an deren Stelle zu setzen und zu frischer Tatkraft anzuregen.

E. Ernst.

Unsere Kunstbeilagen

sind sämtliche Reproduktionen nach Bildern von Dante Gabriel Rossetti und finden ihre Würdigung in dem Artikel von Otto L. Firiczek über diesen Präraffaeliten im gleichen Heft.

Offene Briefe.

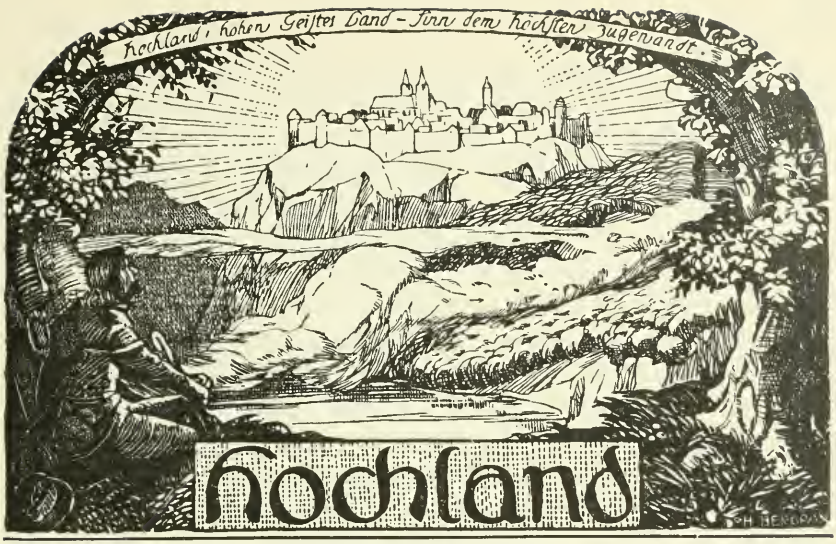
Denjenigen Lesern des Essays ‚Der ewige Gehalt der Religion' (S. 129 ff. dieses Heftes), denen es befremdlich scheint, einigen Gedanken dieses Beitrags in einer katholischen Zeitschrift ohne unmittelbare Korrektur zu begegnen, möchten wir mit nachstehender Erklärung entgegen kommen. Der Herausgeber ist sich bewußt, daß der in diesem Dialog von Theophilus eingenommene Standpunkt zur Verteidigung seines erhebenden Bekenntnisses zu Gott und Geist nicht in allen Einzelheiten im Einklang steht mit den Anschauungen christlicher Philosophie. Es sei deshalb im voraus darauf hingewiesen, daß in einem bereits zugesagten weiteren Beitrag aus der Feder eines hervorragenden Theologen gewissen gefühlsmäßig und subjektiv einseitigen Auffassungen des Theophilus die harmonischere und objektivere Lehre der christlichen Philosophie ergänzend und klärend gegenübergestellt werden wird. Aber abgesehen davon enthält der Beitrag in seinem weit überwiegenden positiven Teil, namentlich da, wo er sich auf ethisches Erleben und psychologische Erfahrung stützt, so viel wertvolle und eigenartige, allgemein religiöse Apologetik, so viel zwingende und eindringende Widerlegung des zeitgenössischen Materialismus und Pantheismus, daß seine Gedankengänge allseitig prüfender Beachtung wert erscheinen. Jedenfalls wird durch ihn — und das ist unser taktischer Gesichtspunkt — ein Problem zur Diskussion gestellt, das zu den bedeutungsvollsten und weitestragenden der Gegenwart gehört, und dessen Erörterung sich eine Zeitschrift, die den Entwicklungsgang des geistigen Lebens unserer Tage nach allen Seiten im Auge behalten will, nicht entziehen kann.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

A. Edelfelt pinx. Heliogr. Hösel

Die Weisen aus dem Morgenlande.



Vierter Jahrgang. Dezember 1906. 3. Heft.

Die weiße Tür.

Von

Johannes Jörgensen.

1.

Weit draußen auf dem Lande lag ein Pfarrhaus. Ein altes, aber eigentlich kein altmodisches Pfarrhaus.

Denn um altmodisch zu sein, genügt es nicht, ein moosbewachsenes Strohdach zu haben. Es gehört mehr dazu.

Um die Zeit, wo unsere Geschichte anfängt, war übrigens auch vom moosbewachsenen Strohdach sehr wenig zu sehen. Ganz gegen gute dänische Gewohnheit hatte der Winter nämlich in diesem Jahr schon vor Weihnachten eingesetzt. Statt der dunklen Nebeltage, die sonst den Monat Dezember auszufüllen pflegen, der Tage, wo man bei Licht aufsteht, seinen Morgenkaffee bei Licht trinkt und schon um zwei, halb drei Uhr nachmittags die Lampe wieder ansteckt — statt dieser Tage, die kaum über Abend- und Morgendämmerung hinauskommen, hatte es von Anfang Dezember an klaren, klingenden Frost gegeben. Der schneidend kalte Ostwind hatte alle Nebel über den atlantischen Ozean bis nach Neufundland getrieben; da waren sie fürs erste gut aufgehoben. Und über Dänemark wölbte sich der Himmel klar und rein, strahlend blau am Tage und nachts überströmt von dem silbernen Licht eines mächtigen, weißglänzenden Vollmonds. Die Nächte

waren eisig kalt; die Eisdecke auf den kleinen Gewässern wurde immer dicker, und schließlich begannen sich auch die größeren mit Eis zu bedecken. Weiter und immer weiter schoben sich die Eisränder vom Lande ab; vergebens hatten die Wellen Tag und Nacht daran genagt, und der Klang der vielen kleinen Eisstückchen, die sich im Wogenschlag hoben und senkten, war wie das Klirren unzähliger Glasprismen an den Küsten der Gewässer.

Schwieriger und immer schwieriger wurde es für die Wasser, sich gegen die Kälte zu wehren. Jede Nacht erschien der große, unerbittliche Mond am Himmel und saugte das bißchen Wärme auf, das die karge Wintersonne mit Mühe beschafft hatte, und bebend vor Kälte trabte die Erde durch den bitterlich kalten Weltenraum wie ein altes, abgenutztes Pferd, dessen schnaufender Atem in den Haaren am Maul zu dichtem Reif gefriert. Jeden Morgen waren alle Bäume und Büsche weiß, weiß durch einen täglich sich erneuernden Rauhreif; es war, als ständen alle Wälder in weißer Blüte. Und auf den Reif folgte der Schnee.

Gibt es etwas so Schönes wie den ersten Schnee? Ich meine nicht den ersten Schnee, der sich wie einige weiße Flocken an einem rauhkalten Regentag in die Tropfen mischt und schmilzt, bevor er den schwarzen Straßenschlamm erreicht. Aber den richtigen ersten Schnee meine ich, so wie er damals fiel, als wir noch Kinder waren....

Ihr alle, die ihr nicht in der Großstadt geboren seid, ihr, die ihr das Glück hattet, auf dem Lande oder in dem alten, schönen Garten einer Provinzstadt aufzuwachsen, sagt mir, entsinnt ihr euch nicht noch ganz deutlich des ersten Schnees, so wie er fiel, als wir noch Kinder waren?

Ein düsterer, stiller Nachmittag im Dezember oder sogar im November; denn damals begann der Winter früh und dauerte lang. Ein Nachmittag gegen drei Uhr. Es fängt an dunkel zu werden nach einem Tage, der kaum hell gewesen ist.

Und ich stehe am Fenster meiner kleinen Kammer in meinem elterlichen Hause. Ich stehe am Fenster und sehe hinaus. Vor mir liegt der Hof, den ich so gut kenne, — auf der einen Seite die Planke, die uns vom Nachbarn trennt, auf der anderen das Nebengebäude aus Fachwerk und der Holzstoß mit der Säge und dem Haublock. Ein Staket von hohen Fralen trennt den Hof vom Garten, dem Garten, der im Sommer mein Märchenland und Königreich ist, der aber jetzt, schwarz und von den langen Regenschauern des Herbstes aufgeweicht, mit gelbem Kartoffelkraut, einzelnen Kohlstrünken, welken, dürren Ästen und kahlen Bäumen still und öde daliegt. Und hinter den schwarzen Baumkronen der blaugraue Wolkenhimmel, an dessen unterstem Rande sich ein gelblicher Streifen zeigt, ein Schein, der auf Sonnenuntergang deutet. Die drei Flügel der Windmühle zeichnen sich schwarz gegen diesen hellen Hintergrund ab.

Dies ist meine Aussicht, dieses mein Horizont. Sonst liebe ich diesen Blick; wie viele Träume habe ich hier nicht an hellen Sommerabenden geträumt, wenn der Himmel golden durch die dichtbelaubten Bäume schimmerte! Aber an diesem Nachmittag drückt die schwere, graue Winterstimmung mein Knabengemüt fast zu Boden.

Da fängt es plötzlich an zu schneien.

Erst eine einzelne Flocke, groß, weiß, glänzend, überraschend und befreiend, wie der erste Schmetterling an einem sonnigen Märztage. Dann ein ganzer Schwarm von Flocken und mehr noch — immer mehr —, bis die ganze Luft mit einem Male mit einem durchsichtigen, beweglichen Teppich erfüllt scheint, der beständig herabrinnt, um sich beständig zu erneuern. Und der weiße Teppich breitet sich über das Steinpflaster des Hofes, erst wie ein ganz feiner Schleier, dann wie dichte Baumwolle und schließlich wie eine ganz dicke, undurchdringliche Lage Watte. Aber noch immer rieseln und schweben die Schneeflocken durch die Luft. Es erhebt sich ein Wind, der anfängt mit ihnen zu spielen, mit ihnen zu tanzen. Der Wind wird stärker; jetzt wirbeln die Schneeflocken wie auf einer luftigen Walze, die sich um eine unsichtbare Achse dreht. Dann hört das wilde Spiel plötzlich auf, und die Schneeflocken halten sich artig wie wohlerzogene Kinder nebeneinander, oder sie machen alle miteinander plötzlich Halt, um einer einzelnen großen Flocke Platz zu machen, die wie ein glänzender Stern durch ihre Mitte schwebt.

Aber nun macht der Wind sich wieder auf, und der Wind wird zum Sturm, und aus dem sanften Schneefall wird ein wildes Schneegestöber, und am Abend ruhen alle Straßen der Stadt unter einer dichten, weißen Schneedecke; die Schritte der Vorübergehenden kann man nicht hören, nur das Klingeln des ersten Schlittens.

So fiel der erste Schnee in den Jahren, wo ich noch Augen hatte, ihn fallen zu sehen, klare Kinderaugen, die sich weit auftaten, um die Wunder der sie umgebenden Welt recht zu fassen und in sich aufzunehmen.

Und so fiel der Schnee auch in dem Jahr, wo diese Geschichte spielt; so fiel der Schnee auf das Strohdach des alten Pfarrhauses, von dem ich sagte, daß es nicht altmodisch gewesen wäre.

2.

Alt war es und schön und friedlich wie alle alten Pfarrhäuser. Junge Studenten, die, auf einer sommerlichen Fußwanderung begriffen, hier im Gastzimmer übernachteten, wurden morgens früh durch Vogelgezwitscher aus der grünen Linde geweckt, deren Zweige voll duftender Blüten bis ans Giebelfenster reichten. Und manch dankbarer Gedanke ist sicher an solchen Morgenstunden aus jungen Herzen zu dem strahlend blauen Himmel auf-

gestiegen, zu dem Gott, der eine so schöne Erde und einen so herrlichen Morgen geschaffen hatte. Und in den Lindenalleen, unter dem dichten Laubdach der herzförmigen Blätter, hatten sich in sommerlichen Mondscheinnächten Liebesverhältnisse angeknüpft, so fein, so zart, daß man fast glauben sollte, es handelte sich um ein anderes Gefühl als das, von dem die modernen Romane berichten, als gehörten jene Jünglinge und Jungfrauen aus den Alleen des Pfarrgartens in ein anderes Land, auf einen anderen Stern als auf die uns wohlbekannte Erde. Sie gehörten wohl auf den Mond, wird eine spöttische Zunge mir erwidern. Nein, aber vielleicht auf die Venus, auf jenen fernen Planeten der Liebe, der mit seinem weichen Silberlicht das Herz mit Schwermut und Sehnsucht erfüllt, mit Sehnsucht nach einer Liebe, die nichts ist wie Milde, Güte, innerliches Verständnis und tiefer, tiefer Frieden.

3.

Aber jetzt war der Sommer vorbei, und weder Mond noch Sterne leuchteten über dem Pfarrhause. Es war strenger Winter, ein Tag im Dezember, der Tag, wo der erste Schnee gefallen war. Es waren gerade noch acht Tage bis Weihnachten, und der Pastor saß in seinem Studierzimmer und dachte über die Weihnachtspredigt nach.

Das Studierzimmer war ein großer, ziemlich tiefer Raum mit drei Fenstern nach der Gartenseite. Auf dem Schreibtisch brannte eine niedrige Arbeitslampe mit grüner Kuppel, und im Lichtkreis der Lampe sah man die graugesprenkelte Rückseite von dem gebeugten Kopf des Pastors. Ein helles Feuer brannte im Ofen, einem altmodischen Kachelofen, der mit Holz geheizt wurde, und doch unterbrach der Pastor ab und zu seine Arbeit und rieb sich die Hände, als ob sie erfroren seien. Jetzt stieß er sogar den Stuhl zurück und fing an im Zimmer auf- und niederzugehen. Es stand keine lange Pfeife neben seinem Arbeitstisch; er steckte sich eine Zigarre an und rauchte, während er nachdenklich auf- und abging. Nachdem er das Zimmer, dessen Fußboden mit einem einfachen, gestreiften Teppich belegt war, einige Male durchmessen hatte, legte er die Zigarre fort und blieb vor seinem Bücherregal stehen.

Er wollte seine Weihnachtspredigt machen, aber drüben auf dem Schreibtisch lag das erste Blatt noch unbeschrieben. Nichts anderes wie der Text war darauf vermerkt, die Worte des Engelgesanges an der Krippe zu Bethlehem: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.‘ . . .

‚Friede auf Erden;‘ — ein bitteres Lächeln spielte um die strengen Lippen des Pastors. Und ein anderes Wort der hl. Schrift stieg unwillkürlich vor ihm auf: ‚Sie sagen: Friede, Friede, und ist doch nicht Friede.‘ . . .

Denn er, der anderen den Frieden verkündigen sollte, hatte selbst keinen Frieden. Er, der wie einst die Engel an der Krippe allem Volke zurufen sollte: ‚Seht, ich verkündige euch große Freude!‘, wußte selbst nichts von Freude. Er, der in allen Häusern und Herzen seiner Gemeinde die frohen Weihnachtskerzen entzünden sollte, hatte es selbst kalt und finster im eigenen Hause und Herzen. Sein Pfarrhaus war alt, aber nicht altmodisch; Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden war daraus entwichen, und aus seinen Fenstern strahlte kein wärmendes Licht über die ganze Gemeinde. Düster und schweigend lag es mitten im Dorf, und in allen anderen Häusern, ja sogar in der ärmlichsten Hütte, sah es heller aus wie beim Pastor — mehr Licht in den Fenstern und auch mehr Licht in den Herzen.

Und warum, warum? Der Pastor machte einige Schritte, blieb dann wieder stehen und sah auf die verschlossene Tür des Studierzimmers, als könnte die ihm eine Antwort geben. Und das konnte sie auch. Höre nur, was sie antwortete! Deutlich hörte der Pastor in seinem Herzen die Stimme der geschlossenen weißen Tür.

‚Weißt du nicht ganz gut,‘ sagte die weiße Tür leise und eindringlich, ‚warum du da stehst und deine Predigt nicht schreiben kannst, warum du dich damit begnügen mußt, dein Bücherregal anzustarren, ein Buch herauszunehmen, hineinzusehen und hier und da ein Wort zu lesen, was andere Menschen gedacht und gesagt haben? Weißt du das nicht?

Und wenn du es weißt, was hilft es dir dann, die Bücher von außen anzusehen oder in ihnen herumzublättern? So, wie es in deinem Innern aussieht, kann dir das heute abend gar nichts nützen und wird dich weder weiser noch besser machen. Es kann dir überhaupt nichts helfen, müßig darauf zu warten, daß der Friede wieder zu dir zurückkehre; er ist nicht im Zimmer und kommt auch nicht wieder, bis du selbst ihn holst.‘

Starr blickte der Pastor auf die weiße Tür. Er wußte wohl, daß sie die Wahrheit sprach, aber einräumen wollte er es nicht. Wieder setzte er sich an den Schreibtisch; er wollte zeigen, daß er der Mann sei, eine Predigt zusammenzustellen. Konnte er sie nicht mit dem Herzen schreiben, — das ließ sich ja nicht immer erzwingen, — gut, dann schrieb er sie eben mit dem Kopf! Im Notfall flickte er sie aus ein paar alten Predigten zusammen.

Aber kaum war die Feder drei, vier Linien über das Papier gelaufen, — und auch so weit kam sie nur mit Mühe, — da konnte sie nicht weiter und saß fest wie ein Dampfer, der im Eise stecken bleibt. Und soviel Mühe sie sich auch gab, vorwärts zu kommen, es half alles nichts; weiß und unerbittlich umgab sie die reine Fläche des Papiers wie die Eisfelder des Polarmeeres den Schlitten eines kühnen Entdeckungsreisenden. Keine Möglichkeit, vorwärts zu kommen, und vorwärts mußte er doch!

Der Pastor stöhnte leise.

‚Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‘ flüsterte er und erhob den Blick zu einem Christusbild, das in schwarzem Rahmen über seinem Tisch hing.

Aber in der nächsten Sekunde schlug er die Augen nieder. ‚Mein Gott?‘ wiederholte er. ‚Mein Gott? Ist er wirklich mein Gott? Wäre er es, müßte ich dann nicht seine Gebote halten, die Gebote, von denen er selbst gesagt hat, daß sie nicht schwer seien? „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten,“ das sind seine eigenen Worte.‘

Während der Pastor so vor sich hin murmelte, schweifte sein Blick unwillkürlich unruhig über den Schreibtisch hin, auf dem so viele andere Bilder standen, Photographien in einfachsten Rahmen mit geschliffenem oder vergoldetem Glasrand. Und sein Auge blieb an einem Doppelbild hängen, dem Bilde eines jungen Mädchens und dem einer Landschaft, in einem Rahmen vereinigt, der zum Zusammenklappen eingerichtet war. Auf diesen beiden Bildern ruhte sein Blick lange, lange....

4.

Es war in alten Tagen, als er noch jung war, vor vielen Jahren....

Die ersten Sommerferien, wo er als Student nach Hause kam, die weiße Mütze auf dem Kopf, die Sommerstudentenmütze mit dem roten Band und dem Kreuz an der Kokarde. Er gehörte nicht zu denen, die sich des Kreuzes an der Kokarde schämten; mit Freuden trug er seine Mütze, das Symbol seiner neuen Würde. Und beide Eltern warfen stolze Seitenblicke darauf, wenn sie abends mit ihm an die Schiffbrücke schlenderten, wo sich die Bekannten plaudernd auf den Bänken unter den Linden vor den niedrigen Häusern mit den kleinen, blanken Fensterscheiben zu versammeln pflegten. Hier traf man auch diesen und jenen Freund, man begrüßte sich, und Mutter bemerkte mit gerechtem Stolz: ‚Sahst du, Vater, wie hübsch unser Christian grüßte? Ja, er macht es ebensogut wie Pastors Johannes.‘

In demselben Sommer lernte er auch Erika kennen, sie, die nun schon seit vielen Jahren seine Gattin war, sie, hinter der sich die weiße Tür in seinem Studierzimmer noch vor kurzem geschlossen hatte.

Erika war die Freundin seiner Schwester, und während der Sommerferien waren die drei unzertrennlich.

5.

Gibt es etwas Schöneres als die allererste, beinahe unbewußte Jugendliebe — ein Gefühl, das zum größten Teil aus Freundschaft und Kameradschaft und kaum zur Hälfte aus Liebe besteht? Eine Liebe, die Wald und See, Feld und Wiese zum Rahmen hat, deren größte Wonne es

ist, lange Spaziergänge zu machen, wo man große Sträuße von Wiesenblumen pflückt und im Herbst am Grabenrand Brombeeren sammelt, um der Erwählten die süßesten, saftigsten Früchte anzubieten? O schöne Nachmittage, wo die langen Strahlen der untergehenden Sonne goldene Lichter in den sommerlichen Wald zaubern und die jungen Wanderer, müde und glücklich, Rast halten und die Walderdbeeren verspeisen, die sie unterwegs gepflückt und in einem feinen Taschentuch, das nun ganz mit roten Flecken bedeckt ist, mitgebracht haben!

O schöne, goldene Nachmittage, wenn alles still im Walde ist und nur die Schwarzdrossel mit süßem, klagendem Ton flötet! O Tage, die man nur einmal im Leben erlebt! O Glück, das niemals wiederkehrt, so wenig wie die erste Jugend!...

In diesem Sommer wurde zwischen den beiden jungen Leuten kein Wort von Liebe geredet. Der Student mit der weißen Mütze reiste ebenso unverlobt, wie er gekommen war, nach Kopenhagen zurück, aber der goldene Ring hatte sich fest um sein Herz gelegt. Und sehnsuchtsvoll durchflogen seine Gedanken die langen, grauen Herbsttage, — Oktober, November, Dezember, — die ihn noch von den Weihnachtsferien trennten....

6.

Endlich kam es heran, das so sehnlich erwartete Fest.... Und endlich brach auch der dunkle Wintermorgen an, der für den zwanzigjährigen Studenten holdseliger war als der klarste Sommertag, der dunkle, nebelige Wintermorgen, wo er, die Reisetasche in der Hand, durch die Alleen von Frederiksberg, an den Seen entlang, nach dem Hauptbahnhof wanderte, um mit dem ersten Morgenschnellzug nach Hause zu reisen.

Es war der Tag vor Weihnachtsabend und der Wartesaal gedrängt voll von einer sehr gemischten, verschiedene Dialekte redenden Menschenmenge. In den langen Reihen, die sich vor den Billettschaltern drängten und nur langsam und allmählich zu ihrem Rechte kamen, wurde viel schlechter Tabak geraucht und manches fröhliche Wort gesprochen. Auch der Student mit der schwarzen Mütze und einer Pfeifenspitze, die aus der einen Tasche seines Winterüberziehers hervorsah, fand seinen Platz in den Reihen, drang langsam bis an den Schalter vor und nahm seine Fahrkarte in Empfang. Und etwas später saß er behaglich rauchend unter gleichfalls rauchenden Bauern im Zuge, der ihn blitzschnell aus der lärmenden Hauptstadt in den grauenden Tag hinausführte, in das frische, winterlich weiße Land, heim zu den Lieben, die ihn erwarteten, heim vor allem zu ihr....

Der ist nie im Leben glücklich gewesen, oder jedenfalls fehlt ihm viel an seinem Glück, der es nie empfunden hat, was es sagen will, als junger Mensch zu Weihnachten nach Hause zu reisen....

Erst schon das Verlassen der gewohnten Umgebungen, der Arbeit, der Kameraden, der täglichen Beschäftigung! Und dann nicht nur das Verlassen, nein, das Heimkommen in die Arme der Mutter, das Gefühl, noch ein Kind zu sein, ihr Kind, daß ihr Blick, ihr wunderbarer, eindringlicher Blick auf einem ruht, daß er einem bis ins Herz dringen möchte mit seiner ängstlichen, sorgenvollen Frage: Bist du noch dasselbe reine, unschuldige Kind, das ich in die Welt entsandte? O glücklich, dreimal glücklich der, welcher die Augen nicht vor dem forschenden Mutterblick niederzuschlagen braucht, welcher die reine Luft seiner Kinderstube nicht mit schwülen Wohlgerüchen der Hauptstadt verdorben hat, welcher den Willkommskuß seiner Mutter erwidern kann, ohne an andere Lippen zu denken, die er seither berührt hat, und von denen sie um keinen Preis etwas wissen darf!

Der junge Student, von dem hier die Rede ist, hatte ein reines Gewissen. Mit frohem Herzen durfte er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern Weihnachten feiern. Und es gibt wohl kaum ein größeres Glück auf Erden.

Er kam mitten in die festliche, freudige Geschäftigkeit hinein, die Weihnachten vorauszugehen pflegt. Und kaum hatte er das Haus betreten und den Weihnachtskuchen probiert, so wurde er auch schon angestellt und sollte sich nützlich machen. Die kleinen Geschwister führten den großen Bruder im Triumph in das Eßzimmer, wo sie eifrig bei der Arbeit waren, Herzen zu schneiden und Körbchen für den Weihnachtsbaum zu kleben. Und seelenvergnügt ließ er sich zwischen den Kleinen nieder, eine Schere in der Hand, den Kleistertopf zur Seite und die vielen Bogen roten, gelben, blauen und grünen Glanzpapiers ausgebreitet vor sich auf dem Tisch. Aus seiner Kinderzeit wußte er noch, mit welcher Ehrfurcht er das feine Goldpapier betrachtet hatte, wovon es immer nur einen Bogen gab, den Mutter eigenhändig behandelte. Und nun saß er selbst als der Große, Erwachsene da, und die Kleinen schoben ihm das Goldpapier zu, damit er den Weihnachtsstern daraus schnitte.... Ein eigentümliches Glücksgefühl schwellte sein Herz, das Gefühl, was ein solches Vaterhaus für den Menschen bedeuten, welchen Frieden es beherbergen, welche Herzenswärme es erfüllen kann, und einen Augenblick benahmen ihn diese Gedanken derart, daß er gar nicht wußte, was er tat. ‚Aber du schneidest ja ganz schief,‘ rief ihm eines der Kleinen zu. Er beeilte sich, sein Versehen wieder gut zu machen; es war ihm, als gäbe es keinen höheren Lebenszweck, als hier in der frühzeitigen Dämmerung eines grauen Dezembertages mit seinen Geschwistern Weihnachtssterne zu schneiden....

Der Tag verging, und der Weihnachtsabend brach an, das größte Fest und der heiligste Abend des ganzen Jahres.

Daheim in der kleinen Stadt feierte man den Tag nach alter Sitte mit Kirchgang, festlichem Abendessen und brennendem Weihnachtsbaum.

Erst der Kirchgang, der ungewöhnliche Abendgottesdienst.

Über die schneebedeckten Dächer hinweg läuten die mächtigen, klangvollen Kirchenglocken, und auf den steilen Wegen, die zur Kirche führen, drängen sich die Kirchengänger, dunkel gegen den hellen Schnee, festlich gekleidet, festlich gestimmt, einander mit dem frohen Zuruf: ‚Fröhliche Weihnachten!' begrüßend.

Die Türen der alten gotischen Kirche sind weit geöffnet; im Innern glänzt es von Lichtern, duftet es von Tannen; auf dem Hochaltar brennen die dicken Kerzen, und große Weihnachtsbäume schmücken den Chor. Es ist so wunderbar, die Kirche erleuchtet zu sehen, so ungewohnt; man merkt gleich, daß es sich um etwas Besonderes, etwas Ungewöhnliches handelt....

Nun beginnt die Orgel ihr Vorspiel, und dann folgt brausender Gesang, eines der herrlichen, alten Weihnachtslieder, in dessen jubelnden Tönen man das Rauschen der Engelsflügel zu hören glaubt. Jetzt verstummt der Gesang, und der alte Prediger steht auf der Kanzel und beginnt mit seiner schwachen, zitternden Stimme, die heute abend noch schwächer und unsicherer erscheint wie sonst, von der großen Freude zu sprechen, die in dieser Nacht allem Volke widerfahren ist, ‚— denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids.'...

Der alte Prediger hält sich mit Vorliebe an die eigenen Worte des Evangeliums. Und alle seine Zuhörer kennen diese Worte von frühester Kindheit her, von den ersten: ‚Es begab sich aber zu der Zeit —' bis zu den letzten von den Hirten, die ‚eilend kamen und fanden beide, Mariam und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegend'. Und so altbekannt, so glaubwürdig, so heimisch und vertraut klangen diese Worte, daß das Wunder, von dem sie berichteten, allen Anwesenden wie die einfachste, natürlichste Wirklichkeit erschien....

Auf den Gottesdienst folgte dann das festliche Abendessen und hierauf der Weihnachtsbaum. Der dicke Reisbrei wollte den Kleinen heute gar nicht munden; auch der Gänsebraten interessierte sie nicht; sogar die Äpfel und Pflaumen, die dazu aufgetragen wurden, blieben beinahe unberührt stehen. Die Kinder konnten es vor freudiger Erregung kaum noch aushalten; die langweiligen Speisen und der saure Rotwein vermochten sie gar nicht zu fesseln, und mit jeder verrinnenden Viertelstunde klopften die kleinen Herzen heftiger und drohten vor freudiger Ungeduld zu zerspringen....

Endlich, endlich hatten die Großen ihre Mahlzeit beendet, und die Kleinen mußten in der dunklen Stube warten, bis der Baum angezündet war. Vom Nachmittage an hatte er hinter verschlossenen Türen in der Staatsstube geschmückt dagestanden, und manches Mal hatte sich ein Kinderauge ans Schlüsselloch gedrückt, um einen Blick von all der Herrlichkeit da

drinnen zu erhaschen. Nun saßen sie im Dunkeln bei der alten Tante Graff, die sonst immer so lustig erzählen konnte; aber heute abend hörten die Kinder nur mit halbem Ohr zu. War das nicht ein Schritt, der sich der Tür näherte? Nein, er ging vorbei. Aber jetzt, jetzt kam jemand, der sie rufen wollte! Nein, noch immer nicht....

So gab es eine Enttäuschung nach der andern, bis die Kleinen fast alle Hoffnung aufgegeben hatten, und das Allerjüngste fing sogar schon an schläfrig zu werden. ‚Weißt du, was ich glaube, Tante Graff?‘ sagte das kleinste Mädchen geheimnisvoll. ‚Ich glaube, der Weihnachtsengel hat sich mit den Geschenken für den Baum verspätet, und nun können sie sie nicht mehr rechtzeitig daran hängen.‘ Aber in dem Augenblick, wo Tante Graff sich zu dieser wichtigen Frage äußern wollte, wurden die Flügeltüren weit geöffnet, und drinnen im Lichterglanz des strahlenden Weihnachtsbaumes standen Vater und Mutter und Bruder Christian und Schwester Ellen und noch eine mehr und streckten die Hände nach den Kindern aus und forderten sie auf, einzutreten.... Und die Kinder traten ein; erhobenen Hauptes starrten sie der Herrlichkeit entgegen, und die Weihnachtslichter spiegelten sich in ihren glänzenden Augen.

Und nun senkte sich die selige, glückerfüllte Stimmung, die nur der Weihnachtsbaum verbreiten kann, auf sie alle nieder, die Stimmung, die sich ganz von selber einstellt, wenn der Weihnachtsbaum mit seinen roten, blauen und weißen Kerzen das Zimmer erleuchtet und man seinen eigenen Schatten vervielfältigt über die Wände gezeichnet sieht. Die Stube, wo der Weihnachtsbaum steht, kommt einem mit einem Male ganz verändert vor, und wirft man einen Blick zum Fenster hinaus auf die stille, schneebedeckte Straße, so wundert man sich, daß sie noch immer dieselbe ist. Denn die Weihnachtsstube ist auf einmal wie eine goldene Arche geworden, die sich mit ihrer Last von Glück und Segen auf dem dunklen Meer der Zeiten schaukelt. Wie mancher von uns hätte nicht schon am Weihnachtsabend gedacht, es müsse bald Mitternacht sein, während die Uhr kaum acht geschlagen hatte! Der Begriff der Zeit verwirrt sich am Weihnachtsabend, und die Menschenkinder bekommen einen Vorgeschmack der Ewigkeit.

7.

Noch eine hatte an der Tür gestanden außer Vater und Mutter, Bruder Christian und Schwester Ellen. Und diese eine war Erika. Sie war wohl um des heimkehrenden Studenten willen eingeladen; jedenfalls fiel ihm die Aufgabe zu, sie in der Weihnachtsnacht nach Hause zu geleiten.

Und in dieser Nacht, der heiligsten des ganzen Jahres, wurde der Bund zwischen ihnen geschlossen. Der Mond hatte sich halb hinter Wolken

verborgen, die Erde leuchtete schneeweiß. Und nachdem er Erika an ihrer Tür Lebewohl gesagt, wanderte der Student noch lange durch die milde, klare Winternacht. Alle Wege, die er kannte, durchwanderte er, und nirgends traf er einen Menschen. Ab und zu blieb er stehen und sah zum Himmel empor; es war kein Laut zu hören. Er erinnerte sich nicht, jemals eine so friedvolle, lautlose Nacht erlebt zu haben. Nur als er sich der Stadt näherte, erhob sich ein schwacher Wind, und in den öden Alleen knarrten die Zweige der schwarzen Bäume leise gegeneinander.

Daheim war Ellen noch aufgeblieben, um ihn zu erwarten. Er schüttete der treuen Schwester sein Herz aus, und gemeinsam freuten sie sich und dankten Gott, bevor sie zur Ruhe gingen.

Aber oben in seinem Giebelzimmer lag der Student noch lange wach und konnte nicht schlafen. Von der nahen Kirche hörte er eine Stunde nach der andern schlagen: eins, halbzwei, zwei, halbdrei.... Die heilige Nacht war schon fast zu Ende, und es wurde Morgen, bis er endlich einschlief. Sein Herz war allzu voll von Glück, wieder und immer wieder mußte er Gott dafür danken. Unaufhörlich kamen in dieser stillen Nacht die Worte des himmlischen Lobgesanges auf seine Lippen, und wie im Traum flüsterte er vor sich hin: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!‘

8.

Dies waren die Bilder aus längst entschwundenen Zeiten, die an der Seele des Pastors vorüberzogen, während er in der Einsamkeit seines Studierzimmers die beiden in einem Rahmen vereinigten Photographien betrachtete, das Bild des jungen Mädchens, seiner Jugendgeliebten und späteren Gattin, und das Bild der kleinen Stadt, wo sie beide aufgewachsen waren und sich gefunden hatten.

Wie köstlich waren die Ferien gewesen, die auf jenen Weihnachtsabend folgten! Als ob es gestern gewesen wäre, so deutlich entsann er sich der langen Spaziergänge mit Erika auf den hartgefrorenen Wegen, wo es sich wie auf Marmor ging, in den Wald hinein, wo alle Bäume in weiße Korallen verwandelt waren und die tiefe Stille nur durch das ferne Hämmern eines Spechtes unterbrochen wurde oder durch das leise Fallen des Schnees, wenn ein Vogel lautlos aufflog und mit seinen Flügeln an die Zweige rührte.

Frisch und rotwangig kehrten sie von solchen Wanderungen heim, wenn die Wintersonne groß und rot hinter den fernen Hügeln versank, wenn die weißen Schneefelder in der hereinbrechenden Dämmerung eine bläulich-graue Färbung annahmen und der Mond — der Weihnachtsmond — groß und rot auf der anderen Seite in einem Meer von violetter Luft

aufging. Und daheim dann die behaglichen Stuben, aus denen der Weihnachtszauber noch nicht entwichen war, wo der Weihnachtsbaum noch darauf wartete, am Neujahrsabend wieder angesteckt zu werden, die behaglichen Stuben, wo freundliche Blicke und liebevolle Worte sie empfingen....

Ach, wie glücklich waren sie damals, wie glücklich und wie jung! Die Bilder aus jener fernen Zeit scheinen alle anderen Erinnerungen zu verdrängen. Aber eins kann er doch nicht vergessen: die Wiege ihres ersten Kindes, das kleine, rotbackige Gesicht zwischen den weißen Kissen, den frischen Duft des reinen, kindlichen Atems: ein Wohlgeruch wie von reifen Äpfeln....

Aber das ist alles lange her, ach, wie lange! Und nun bist du ein ältlicher, graugesprenkelter Prediger, der in seinem Schlafrock fröstelnd dasitzt und nicht mit seiner Weihnachtspredigt zustande kommt, der anderen keine Freude verkündigen kann, weil er selbst nicht froh ist, keinen Frieden auf Erden, weil ihm der Friede im Herzen fehlt!

Wie war es denn nur so weit mit ihm gekommen? Was sagte sie doch neulich, sie, seine Frau, seine Erika, die Geliebte seiner Jugend, ehe sie mit stillem, bekümmertem Ausdruck durch jene jetzt so hartnäckig verschlossene Tür verschwand — die weiße Tür?...

Sein Ehrgeiz war es, hatte sie gesagt, der an allem Unglück Schuld war. Jahraus, jahrein, tagaus, tagein saß er in seinem Studierzimmer und arbeitete an dem großen, gelehrten Werk, das ihm den Doktortitel eintragen und ihn damit dem Ziel seiner Hoffnungen, der Erlangung der Bischofswürde, einen Schritt näher bringen sollte. Denn Bischof wollte er werden, Leiter, Anführer; ihn dürstete nach Macht und Ansehen; der Welt gegenüber wollte er auftreten können, etwas werden, etwas bedeuten. Und dazu sollte sein großes Werk ihm dienen, das gelehrte Werk, das ihm Jahre seines Lebens gekostet, das die Regale seines Studierzimmers mit Büchern über Büchern angefüllt hatte. Auch viel Geld hatte diese Arbeit gekostet, Geld für die großen, gelehrten Werke, die er dazu nötig hatte, und seine bescheidene, jährliche Einnahme hatte die Ausgaben bestreiten müssen, die sogar einer öffentlichen Bibliothek schwer gefallen wären. Aber er hatte keine Bedenken gehabt; vorwärts wollte er, und vorwärts mußte er. Und wenn er erst einmal sein Ziel erreicht hatte, würden alle sich vor ihm beugen, auch seine Gattin, die jetzt noch murrte, und alle würden einsehen, daß er recht gehandelt habe....

Der Pastor ging in seinem Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor dem Regal stehen; seine Hand glitt liebkosend über die in Pergament und Leder gebundenen, zierlich aufgestellten Bücher hin. Pedantisch geordnet standen seine Bücher da, in chronologischer Reihenfolge, beginnend mit den verschiedenen Ausgaben der Bibel, der hebräischen, Septuaginta, Vulgata usw.

Dann folgten die lateinischen und griechischen Kirchenväter, eine herrliche Ausgabe von St. Augustin — alter, schöner Druck auf gutem, starkem Lumpenpapier — mit hübschem, gestreiftem Vorsatz, kleine rote und grüne Punkte zwischen den Streifen. Dann kamen die Verfasser aus dem Mittelalter: gelehrte Mönche, Mystiker, Kirchenlehrer. Der kleine Band dort mit den Schriften des hl. Bonaventura war einfach unbezahlbar....

Auf diese Weise durchforschte der Pastor mit stets erneutem Interesse die Reihen seiner Bibliothek. Und allmählich vergaß er darüber all seine Sorgen, und die Erinnerungen verschwanden so spurlos wie ein Traum. Ihm war andächtig und feierlich zumute, als habe er mit seinem Gott geredet. Zufrieden, beinahe aufgeräumt setzte er sich an seinen Schreibtisch und griff zur Feder....

Es wurde leise an die Tür geklopft. Der Pastor beachtete es nicht. Ein Augenblick verging, dann klopfte es aufs neue. Die Tür öffnete sich leise, ein kleiner, blonder Kopf blickte mit zwei fragenden, etwas ängstlichen Augen ins Zimmer.

‚Bist du es, Paul? Was willst du? Vater arbeitet,‘ sagte der Pastor kurz.

Das Kind antwortete nicht; auf den Zehenspitzen schlich es bis dicht an den Schreibtisch heran. Hier blieb es im hellen Lampenlicht stehen und sah bittend zum Pastor auf.

‚Vater!‘ begann es.

‚Ja, was ist denn los, Paul? Du siehst doch, daß Vater zu tun hat!‘

‚Ich wollte dir bloß etwas sagen, Vater! Mutter hatte mir ein Bilderbuch versprochen zu besehen, aber nun sitzt sie drinnen im Dunkeln, und sie sagt, du hättest ja alle Bücher, und ich sollte nur zu dir gehen und dich um eins bitten.‘

‚Ich habe kein Bilderbuch,‘ brachte der Pastor es übers Herz zu sagen, ‚das weißt du doch, Paulchen! Vaters Bücher haben alle keine Bilder.‘

‚Ja, das sagt Mutter auch, du hättest lauter langweilige Bücher. Aber etwas anderes möchte ich noch viel, viel lieber, Vater!‘

‚Was denn, Paul?‘ fragte der Pastor, schon halb überwunden von der kleinen, weichen Stimme und den beiden großen, ängstlichen Augen.

‚Ja, Vater, ich wollte — Mutter hat soviel buntes Papier gekauft, und sie hat uns versprochen, sie wollte heute abend mit uns Herzen schneiden und Körbchen kleben, — und das Papier liegt auf dem Tisch in der Eßstube, — und Ellen und ich warten schon so lange; — aber Mutter sitzt allein im dunklen Kabinett und will nicht zu uns kommen, — und ich glaube sicher, daß sie weint.‘

Die letzten Worte fügte Paul mit einer unsäglich geheimnisvollen Miene hinzu, als habe er eine sehr große und wichtige Entdeckung gemacht.

Und das schien auch in der Tat so zu sein. Denn der Pastor legte den Federhalter hin, den er in der Hand gehabt hatte, drehte sich auf seinem Stuhl um und nahm Paul zwischen die Knie. Und dann sah er ihm mit ganz eigentümlichem Ausdruck aufmerksam in die Augen und streichelte und liebkoste ihn. Und als Paul sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte, kletterte er auf Vaters Knie, legte das Köpfchen an seine Brust und blieb ganz still sitzen. Und die Hand des Vaters glitt liebkosend über sein blondes Haar und seine roten Bäckchen.

‚Soll ich mitgehen und euch bei euren Weihnachtsvorbereitungen helfen?‘ fragte der Pastor endlich.

Im Nu war Paul, bebend vor freudigem Eifer, zu Boden gesprungen. Die kleine Hand griff nach der des Vaters und zog ihn zur Tür.

Und der Pastor ging mit. Hand in Hand schritten Vater und Sohn durch die weiße Tür.

Und als die Mutter etwas später mit verweinten Augen ins Eßzimmer trat, um nach dem Rechten zu sehen, fand sie ihren Mann mitten unter den Kindern, eine große Schere in der Hand, den Kleistertopf neben sich, eifrig damit beschäftigt, Herzen zu schneiden und Körbchen zu kleben.

‚Komm her, Mutter, und hilf uns!‘ rief er ihr entgegen. ‚Hier ist genug zu tun.‘

Aber wenn sie früher nicht geweint hatte, so tat sie es jetzt. Der Pastor tat, als sähe er es nicht.

‚Ellen,‘ sagte er, ‚bring einen Stuhl her für deine Mutter! — Sieh, jetzt sitzen wir gemütlich beieinander! So saßen wir auch früher in den Tagen vor Weihnachten daheim, damals mit meiner eigenen Mutter und den Geschwistern, jetzt mit dir und den Kindern.... Gott sei Dank, daß ich wieder hier sitze!‘

‚Und die Lampe, deine Studierlampe, brennt sie noch? Soll ich hingehen und sie ausmachen?‘ fragte seine Frau, um doch wenigstens etwas zu sagen.

‚Ich machte sie aus, ehe ich fortging,‘ sagte der Pastor, ‚und fürs erste werde ich sie nicht wieder anstecken.‘

Einen Augenblick blieb alles still. Man hörte die Schere durchs Papier sausen. Dann legte der Pastor seine Hand über die seiner Frau:

‚Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder,‘ ... sagte er.

Der Weihnachtsabend kam, und das Pfarrhaus strahlte im Kerzenlicht. Der Pastor selbst faßte überall mit an; er war es, der den Weihnachtsbaum hereintrug, und er hätte auch am liebsten die Weihnachtsgans gerupft, wenn es ihm erlaubt worden wäre. Nur an einer Stelle im Hause blieb es dunkel — in der Studierstube.

Aber als die Weihnachtsglocken läuteten und die Fenster der alten Kirche sich erleuchteten, als die Leute von nah und fern zum Weihnachtsabendgottesdienst herbeiströmten, da legte der Pastor seinen Talar an, ging in die Kirche und setzte sich an seinen gewohnten Platz unter der Kanzel.

Und die Kirche füllte sich, und die alten, wohlbekannten Klänge des Weihnachtsgesanges brausten mächtig durch den hohen, gewölbten Raum. Und als der Gesang verstummte, stieg der Prediger auf die Kanzel.

Lange lag er schweigend auf den Knien und betete, — ungewöhnlich lange, wie es den Leuten vorkam. Dann erhob er sich und fing an, das Weihnachtsevangelium zu verlesen. Aber als er an die Worte kam: ‚Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids,‘ — als er an diese Worte kam, konnte er seine Stimme nicht länger beherrschen, sondern brach in Tränen aus. Der Pastor weinte.

Als er eine Zeitlang geweint hatte, nahm er nicht das Buch zur Hand, um weiter zu lesen, nein, er begann gleich mit seiner Predigt und sagte ungefähr das folgende:

‚Liebe Brüder und Schwestern! Ich habe euch heute abend nicht mehr viel zu sagen. Ich will euch bloß um eins bitten: Freut euch mit mir und danket Gott mit mir! Denn eine Seele, die ihren Gott verlassen hatte, um falschen Göttern zu dienen, ist zu ihm zurückgekehrt, und ein Herz, das seine Weihnachtsfreude verloren hatte, hat sie wiedergefunden.

Es gibt eine so feine und versteckte Art des Götzendienstes, daß man fast glauben sollte, es handelte sich um die Verehrung des wahren Gottes. Nicht immer sind es Götter aus Holz oder Stein, die man anbetet; du kannst ein Götzendiener sein, ohne ein einziges Bild an deinen Wänden zu haben. Denn Abgötter sind alle Dinge, an denen unser Herz mehr hängt als an dem einen wahren Gott und seinem heiligen Willen.

So kommt es, daß viele Menschen Götzendiener sind, ohne es selbst zu wissen. Aber willst du wissen, ob du einer bist, so frage dich ernstlich, woran dein Herz am meisten in dieser Welt hängt, was es am schwersten hergibt, was es am schlechtesten entbehren kann, woran du am liebsten denkst, womit du dich vorzugsweise beschäftigst! Prüfe dich ernstlich, und wenn du einen Abgott hast, wird er bei dieser Gelegenheit ans Licht kommen!

Und hast du ihn an das Licht gezerrt, so laß ihn nicht wieder in dein Herz zurückschlüpfen und dort den Ehrenplatz einnehmen! Denk an das warnende Wort des Evangeliums: „Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen!“ Fliehe die Abgötterei, solange es noch Zeit ist!

„Aber dann wird es öde und leer im Herzen," wirst du mir antworten. Ach ja, vielleicht für eine Zeitlang! Aber ein anderer steht bereit, den leeren Platz wieder auszufüllen: das Kind aus Bethlehem, Christus der Herr aus der Stadt Davids. Setze ihn auf den Thron deines Herzens, dann wird es nicht leer und öde darin aussehen! Friede, Freude und Gerechtigkeit werden dich erfüllen immer und ewiglich.

Hört darum meine Weihnachtsbitte an euch: Entsagt den falschen Göttern, kommt zurück zu den Füßen des einen wahren Gottes! So wird die Weihnachtsverheißung auch an euch in Erfüllung gehen, und ihr werdet die Wahrheit dessen erfahren, was die Engel vor mehr denn 1900 Jahren in Bethlehem gesungen haben:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Amen.'

Damit schwieg der Prediger und verließ die Kanzel. Aber aus vollem Herzen und mit ganzer Seele stimmten seine Zuhörer in das uralte, jubelnde Weihnachtslied ein:

‚Herbei, o ihr Gläubigen,
Fröhlich triumphierend,
O kommt, o kommt nach Bethlehem!
Sehet das Kindlein,
Uns zum Heil geboren!
O lasset uns anbeten!
O lasset uns anbeten!
O lasset uns anbeten den König!'

9.

Abends, nachdem die Kinder zu Bette gebracht waren, standen der Pastor und seine Frau miteinander vor dem Weihnachtsbaum.

‚Worüber willst du denn morgen predigen?' fragte sie.

‚Ich will ihnen das predigen, was Gott mir ins Herz gibt,' erwiderte der Pastor. ‚Ihr müßt Nachsicht mit mir haben; es wird nicht viel werden, auch nichts besonders Neues oder Gutes.'

Die Pastorin nahm die Hand ihres Mannes. ‚Du eifriger Mann,' sagte sie mit feinem Lächeln, ‚soll denn die Studierlampe gar nicht wieder angesteckt werden?'

‚Doch, aber zu Gottes Ehre, nicht zu meiner eigenen,' antwortete er. ‚Sonst wäre es besser, Paulchen benutzte alle meine gelehrten Werke als Bilderbücher, oder ich schnitte Weihnachtssterne daraus. Nie vergesse ich meine Gefühle, als ich vor der verschlossenen weißen Tür stand; es ist mir gelungen, sie zu öffnen, und nun fürchte ich nur das eine: daß sie sich noch einmal vor mir schließen könnte.'

Der sittliche und kulturelle Inhalt der russischen Revolution.

Von

Heinrich Löwe.

Am 27. April orientalischen Stiles 1906 eröffnete der Selbstherrscher aller Reußen im Taurischen Palais zu St. Petersburg das erste russische Parlament nach europäischem Muster; er begrüßte die hier versammelten Leute als ‚beste Männer' seines Landes. Ein Seufzer der Erleichterung ging durch die europäische Welt mit ihrem schablonenhaften Denken. Nichts stand dem Glücke Rußlands mehr im Wege; die finstere Vergangenheit wich der Aussicht auf eine lichte Zukunft; sollte doch das angeblich so glänzend begabte russische Volk fortan seine Geschicke selbst bestimmen. Der dämonische Witte floh mit seiner unheimlichen Schar vor dem erwachten Selbstbewußtsein der Nation, aber er hinterließ dem undankbaren Selbstherrscher eine gewisse äußere Ruhe auf den Straßen der Residenz, eine mit geliehenem Geld gespickte Kasse, mit Revolutionären wohlgefüllte Gefängnisse und schließlich eine Serie von neuen Reichsgrundgesetzen, aus denen sich alles herauslesen und, wie manche behaupten, jede Konstitution im Keim ersticken läßt. Die Herren Volksvertreter dagegen fanden in Petersburg einen glänzend eingerichteten Versammlungssaal, die erwähnten Reichsgrundgesetze, mit denen sich angeblich alles, und einen Staatskredit, mit dem sich gar nichts mehr aufstellen ließ. Der voreilige Korrespondent eines großen Berliner Blattes hat sich auf die Autorität Kaiser Wilhelms berufen, wonach jeder Monarch, dem Witte diene, glücklich zu preisen sei. Nun, der Mann ist jetzt zu haben! Schwer beladen mit dem ganzen Haß und Fluch seiner Heimat zieht er von dannen. Liebte er sein Land, und wollte er ihm dienen? Vielleicht. Niemals aber hat ein Mensch die gesamten Zustände eines großen Reiches so bis in die Grundfesten verwirrt und erschüttert wie dieser improvisierte Empiriker. Es war eine eigenartige Gesellschaft, die sich in der Residenz zusammenfand, um der kaiserlichen Thronrede zu lauschen, äußerlich bunt, innerlich sehr gleichartig. Neben dem turbangeschmückten Muselmann, dem weltgewandten Geistlichen der römisch-katholischen Kirche, dem schwarzen Rock oder Frack der Bourgeoisie sah man nicht wenig Leute in unsauberen Röcken und ungereinigtem Schuhwerk. Was sollte dieser Aufzug? Waren sie so erschienen, um dem verderbten und prassenden Hof die ganze

Not der geknechteten Masse vor Augen zu führen? Vielleicht nicht einmal. Ein Teil dieser ‚besten Männer' war sich offenbar dessen gar nicht bewußt, daß zu feierlichen Aufzügen saubere Kleider gehören.

Ein innerlich gleichgesinntes Parlament hatte auch die Regierung zustande zu bringen gehofft; waren in der Wahlordnung doch dem Bauernstande außerordentliche Vorzüge eingeräumt, und was hier noch an konservativer Gesinnung fehlte, sollte der ländliche Großgrundbesitz ergänzen. Im neuen Parlament mußte die monarchische Gesinnung des angeblich dem Zaren treuergebenen Volkes zum Ausdruck gelangen und die politischen Wirren mit einem Schlage ersticken. Korrespondenten großer deutscher Blätter sprachen sich zuversichtlich dahin aus, es werde sich hier zunächst um eine Versammlung von Notabeln handeln, die einen heilsamen Einfluß auf die Stetigkeit der russischen Dinge ausüben müßten. Wer mit dem Geistesleben des modernen Rußland auch nur im geringsten vertraut ist, konnte das weder glauben noch erwarten. Das russische Parlament ist dem Thron nicht abgetrotzt durch eine Schar wehrhafter Barone, es krönt keine alte Selbstverwaltung hochentwickelter Kommunen; kein feingebildetes, reiches, aber schwerbesteuertes Bürgertum verlangt hier Rechenschaft dafür, was mit den Mitteln geschehe, welche man dem verschwenderischen Staat zur Verfügung stellte. Einen trotzigen Adel besitzt Rußland nicht, der Wohlstand der Mittelklassen ist unbedeutend, die kommunale Selbstverwaltung neu, ungeordnet und vielfach verkracht; die größte Steuerlast trägt gern und freudig der Bauer, indem er als hervorragender Schnapskonsument dem Fiskus mit jedem Jahre neue Millionen zuführt. — Die russische Konstitution ist gefordert, erkämpft und durchgesetzt von den Hochschulen und von der sich um sie gruppierenden Intelligenz. Dieser Charakter der Bewegung trat alsbald auch bei den Wahlen in die neue Duma zutage. Die ständischen Institutionen — Adel, Landschaften, kaufmännische und industrielle Verbände — erwiesen sich als ohnmächtig, soweit sie es versuchten, eigene wirtschaftliche oder kulturelle Zwecke zu vertreten. Die zu Moskau — dem Brennpunkt des russischen Handels und der russischen Fabriktätigkeit — begründete Partei ‚der Kaufleute und Industriellen' erlebte ein vollkommenes Fiasko, trotzdem in ihr die besten finanziellen Köpfe, die reichsten und größten Unternehmer vertreten waren. Eine geradezu klägliche Rolle spielten die Vereinigungen der Adelskorporationen und der sich um sie gruppierenden konservativen Elemente. In den höheren Adelskreisen traten bedenkliche Spaltungen zutage. Verschiedene Herren mit großem Grundbesitz zeigten offen die radikalsten Sympathien und große monarchische Unzuverlässigkeit. Die revolutionäre Bewegung hat sich ihrer zeitweilig als willkommener Dekorationsstücke bedient. Von den Männern, die sich bisher eifrig in der städtischen und landschaftlichen Selbstverwaltung betätigt hatten, versuchten zwar einige in die Wahlbewegung einzugreifen; für jeden Eingeweihten war es aber von vornherein klar, daß ihre bisherigen Verdienste um das Gemeinwesen ihnen keinen Erfolg sichern konnten. So erging es z. B. dem sonst populären früheren Präsidenten des

Moskauer Landschaftsamtes Schipow und dem in Moskau sehr beliebten und angesehenen Stadtverordneten Alexander Gutschkow. Statt dieser Vertreter von Kreisen und Interessen, die in jedem normalen Volksleben bei irgendwelcher Selbstbetätigung unmöglich hätten übergangen werden können, tauchten die merkwürdigsten Gestalten auf, welche über Nacht den Beruf erhalten hatten, die Geschicke der Nation zu leiten. Niemand wußte, woher sie kamen, was sie betrieben hatten, und was sie verstanden. Wie von unsichtbaren Fäden gezogen zeigten sie alle auf Wahlversammlungen und Volksmeetings das gleiche Gesicht, leierten dieselben Phrasen, machten die gleichen grenzenlosen Versprechungen, die an keinerlei programmäßige Schranken gebunden waren. Dem Arbeiter wurden jede gewünschte Verkürzung der Arbeitszeit und die höchsten Löhne in Aussicht gestellt. Der Bauer sollte Land haben, wo und soviel sein Herz begehrte. Jede Schranke der Frauenbewegung sollte fallen. In einer Versammlung hieß es, die monarchische Form der Regierung sei beizubehalten, in einer anderen wurde die Republik als einzig mögliches Staatsideal gepriesen. Wo es not tat, machte man auch dem Großgrundbesitz beruhigende Zusagen; an anderen Orten vertrat man offen sozialistische Ziele. Alles das sollte friedlich auf dem Wege der ‚Evolution' ineinander verschwimmen. Das war das Programm der sogenannten Kadettenpartei* oder, wie sie sich später nannte, der Partei der Volksfreiheit. Auf den ersten Blick zeigte die graue, einförmige Masse ihrer Agenten keinerlei Unterschiede; bei näherer Beobachtung erwies es sich, daß es auch hier besondere Abstufungen und Verdienste gab. Größeren Erfolg genossen die sogenannten Opfer der Willkür, d. h. Leute, die in früheren Zeiten irgendwelche Konflikte mit der staatlichen Strafgewalt gehabt hatten, oder die zu den jüdischen politischen Kreisen Beziehungen pflegten. Ihre Hauptunterstützung fand diese Partei unter der akademischen Jugend, den Hochschulen und der durch und durch staatsfeindlichen Intelligenz und Halbintelligenz. Die Universitäten mußten ihre Arbeit einstellen, weil sie überhaupt nur noch dem Zwecke dienten, polizeilich nicht genehmigte Wahlversammlungen in sich aufzunehmen. Der gleiche Taumel ergriff die Mittelschulen; auch sie wurden zum Stillstand gebracht, weil die Kadettenpartei ihrer Räume oder ihrer Lehrkräfte zur Agitation bedurfte. Die ganze Bewegung nahm alsbald eine so kulturfeindliche Färbung an, daß alle irgendwie staatserhaltenden Elemente in kurzer Zeit völlig aufgerieben und an die Wand gedrückt waren. Auf dem Lande hatten die Agenten dieser Partei besonders leichtes Spiel. Die niederen Beamten der Landschaftsämter, Volksschullehrer, rührige Gemeindeschreiber, standen ihnen zu unbegrenzter Verfügung, und der durch wirtschaftliche Vernachlässigung seitens der Kommunal- und Staatsgewalt sowie durch Mißernten völlig zugrunde gerichtete Bauernstand war durch Landversprechung leicht zu gewinnen. An vielen Orten wollten die aufgeregten Bauern nicht einmal das Ergebnis der Wahlen und Parlamentsbeschlüsse abwarten, sondern machten sich

* Von der eigentlichen Bezeichnung konstitutionell-demokratische Partei oder K.-D.-Partei.

selbst an die Verteilung der ihnen so großmütig zugesagten Ländereien. Es ist ein Fluch, der ewig auf den akademischen Spitzen der Partei der Volksfreiheit liegen wird, daß sie durch ihr schwankendes, verlogenes Programm nicht nur Revolutionäre, sondern auch anarchistische und verbrecherische Elemente in ihren Dienst gezogen haben. Als im Spätherbst und Winter des Jahres 1905 fast in ganz Rußland für dieses ärmliche Land unersetzliche Kulturwerte durch Mordbrenner vernichtet wurden, die Regierung den Kopf verlor und die unwissende und schwächliche Administration hilflos verzagte, haben die Führer der demokratischen Partei weder in Versammlungen noch in ihrer Presse ein Wort des Abscheus über dieses sinnlose und niederträchtige Gebahren geäußert. Im Moskauer Professorenblatt ‚Russkija Wedomosti' stand es zu lesen, wie all diese Scheußlichkeiten nur der Ausdruck wären eines gerechten Zornes. Man zerdrückte wohl ein paar kalte Heuchlertränen über die vielen Opfer, welche diese ‚berechtigte' Agrarbewegung fordere, fand aber andererseits in der vollen Befriedigung aller Gelüste jener wüsten Räuber den einzig billigen Ausweg. Unter solcherlei Ereignissen kamen dann im Frühjahr 1906 die Wahlen zustande, und sie konnten nicht anders als nach einer Schablone ausfallen, da das aufgehetzte und zerrüttete Volk auf den Wahlversammlungen blindlings darnach griff, was die trefflich organisierten Austräger der Kadetten ihnen in die Hände drückten.

So geschah es denn, daß im neuen Parlament die größte Einheit und Übereinstimmung herrschte. Schon die Versammlung der Wahlmänner zeigte eine seltene Gleichförmigkeit. Ihre Zusammenkünfte machten den Eindruck von Komiteeberatungen einer bestimmten Partei, die nur noch die Frage erwog, welcher von den mehreren Parteigliedern der geeignete Vertreter sei. Mit dem arbeitenden, besitzenden, mit Land und Leuten engverknüpften Rußland hatten aber diese Volksführer kaum etwas gemein. Nie, solange repräsentative Verfassungen bestehen, ist wohl ein so wenig wurzelstarkes Parlament gewählt worden. Sehen wir von den zahlreichen Deputierten des Bauernstandes ab, unter denen sich nicht wenig Vertreter der niederen ländlichen Intelligenz — Schullehrer, Schreiber, Unterbeamte der Landschaftsinstitution — befanden, auch in den anderen Gruppen überwogen Elemente, die dem Besitz, dem produktiven Erwerbsleben und den praktischen Berufsarten fernstanden. Das weltberühmte Zentrum des russischen Binnenhandels und der Industrie, das heilige Moskau mit seinen zahlreichen stockrussischen Großkapitalisten und nationalen Interessen, war in der Duma vertreten durch einen jüdischen Privatdozenten, einen Schriftsetzer des Moskauer Professorenblattes ‚Russkija Wedomosti', einen jugendlichen Privatdozenten russischer Herkunft, den Gatten einer jüdischen Frau, und den Rechtsanwalt Muromzew, den späteren Präsidenten der Reichsduma. Letzterer hatte vor ungefähr zwanzig Jahren wegen politischer Umtriebe seine Professur an der Moskauer Universität niederlegen müssen. Nicht minder merkwürdige Repräsentanten sandte die jüngere Residenz, St. Petersburg, in das Parlament. Sie wählte u. a. als Deputierte einen

Privatdozenten, einen Geschichtsprofessor, einen Polen, der als Professor der Universität erst seit wenigen Jahren seinen Aufenthalt in Petersburg genommen hatte, einen aus Wilna gebürtigen jüdischen Rechtsanwalt und einen wenig bekannten Arzt, freilich den Bruder des bekannten Agitators Petrunkewitsch. Und dieses akademische Kränzchen sollte die Weltstadt mit großer Börse, bedeutender Industrie, einflußreichen Hof- und Beamtenkreisen vertreten!

Nicht besser erging es der Provinz. Dank den anarchistischen Vorbereitungen zu den Wahlen war der alte deutsche Adel der baltischen Länder mit seinem gewaltigen Grundbesitz spurlos umgangen, aber auch den besitzlichen lettischen und estnischen Bauernstand traf kein besseres Loos. Das Ostseegebiet vertraten wenig bekannte Rechtsanwälte, Redakteure von Hetzblättern und ein jüdischer Dr. phil., der erst kürzlich aus Deutschland eingetroffen war und weder die russische noch lettische Sprache beherrschte. Es ist ein Rätsel, durch welche Künste sich dieser Mann seinen vorherrschend lettischen Wählern verständlich gemacht hat. Verhältnismäßig günstig hatten nur die Polen abgeschnitten; einmal dank ihrem traditionellen Bündnis mit dem in den Ländern der polnischen Krone herrschenden Judentum und ferner infolge ihrer auf die Zerstückelung Rußlands gerichteten autonomistischen Bestrebungen. Auch in dieser Frage stand die Kadettenpartei im strikteften Gegensatz zu den historischen Traditionen und den innersten Wünschen des russischen Volkes. Der echte Russe wird nur schwer die gewaltigen Opfer vergessen, die seine Ahnen Polens Vernichtung brachten. Instinktiv fühlt jedes russische Herz, daß Rußland vom europäischen Leben abgedrängt würde, wenn an seinen Grenzen ein polnisch-jüdischer Staat entstünde. Indessen diese Art des urwüchsigen Patriotismus war jenen weltfremden Phantasten, die in der Duma zusammentraten, ein unverständliches und verächtliches Gefühl.

In dem wirren Gerede, von welchem alsbald die Wände des tauriſchen Palais wiederhallten, ließen sich immerhin zwei Hauptbestrebungen erkennen. Berauscht von dem unermeßlichen Glück, die Geschicke Rußlands zu entscheiden, suchten diese bisher unbekannten und farblosen Existenzen in irgend einer Weise die Herrschaft über den Exekutivapparat des Staates an sich zu reißen und sich womöglich in Permanenz zu erklären. Das weitere Sinnen war darauf gerichtet, die all diesen ‚Opfern der Willkür' bisher so gefährliche Bureaukratie zu züchtigen und zu erniedrigen. Wie bereits vorhin erwähnt, war die Zahl der Deputierten, welche mit der administrativen Strafgewalt in Konflikt geraten waren, bedeutend. Sogar der Präsident und ein Vizepräsident — der Professor Gredescul — hatten in ihrer Vergangenheit die strafende Hand der Regierungsgewalt an sich gespürt. Herrschsucht und unproduktiver Haß waren die leitenden Motive in dieser Versammlung, welche das russische Leben in Staat und Gesellschaft auf neue Bahnen leiten sollte. Die erstrebte Allgewalt des Parlaments konnte aber nur auf der Basis weitester Popularität errichtet werden. Es galt, eine Frage ausfindig zu machen, die das russische Volk womöglich in allen seinen Schichten an die Schicksale der Duma kettete. Eine

solche Frage aber ließ sich nur aus den agraren Zuständen Zentralrußlands schöpfen. Nur durch ein rücksichtsloses und phantastisches Landverteilungsprojekt konnten die rohen Massen dauernd und nachhaltig erregt und von ihrer religiösen Verehrung der autokratischen Gewalt abgebracht werden. Die Frage ist auch insofern von Interesse, als nur in ihrer Behandlung die russische Duma eine gewisse Originalität bekundet hat. In ihrem Agrarprogramm wird das schwierigste aller wirtschaftlichen Probleme mit verblüffender Einfachheit gelöst. Kein Bürger des russischen Staates darf mehr Land besitzen, als er zu bearbeiten imstande ist; das entsprechende Maximum wurde vorläufig noch nicht fixiert. Um möglichst viele Landhungrige zu befriedigen, werden alle Staatsdomänen, Apanagen der kaiserlichen Familie, Klöster- und Kirchengüter einfach konfisziert, Privatgrundstücke dagegen nach einer billigen Schätzung auf dem Zwangswege entäußert. Ausgenommen von dieser Expropriation sind städtische Weidegründe, Rieselfelder und Musterfarmen, ferner Gemüse- und Obstgärten, Weinberge und Grundstücke, die von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden eingenommen sind; aber auch diese können ihrem Eigentümer jederzeit entzogen werden, wenn ein öffentlicher Zweck oder die Arrondierung des Gemeindelandes es erfordert. Der so gewonnene staatliche Länderfond wird allen denjenigen zur Verfügung gestellt, die eigenhändig den Boden bebauen, und ihnen sofort wieder entzogen, falls sie sich fremder Arbeitskräfte bedienen. In diesem Projekt offenbart sich die ganze Tiefe großrussischer Unkultur. Wollte jemand den fleißigen Völkern Europas und Asiens, etwa den Sarten, Japanern oder Chinesen, mit solchen Reformvorschlägen kommen, er würde einen Sturm wildester Leidenschaften und heller Verzweiflung entfesseln. Alles, was in vielen Jahrhunderten schwerer Arbeit und Mühe der Natur abgerungen wurde, woran unter den irdischen Gütern das Herz der besten Menschen am innigsten hängt, die Scholle der Väter soll den fleißigsten aller Nährstände entzogen werden. Der Stolz des Bauern wie des Großgrundbesitzers, sein wohlgepflegtes und durch Generationen bebautes Land könnte mit einem Federstrich für Staatseigentum erklärt und jedem, der in ihm herumwühlen will, preisgegeben werden. Die Frage ist gar nicht nur eine wirtschaftliche, sie ist von größter kultureller und sittlicher Bedeutung. Nicht um des Landes willen sollen wir uns fortan mühen; es hört auf, der Gegenstand innerer Pflege zu sein und wird zu einem vom Staate kontrollierten Fond, aus dem unter gewissen Voraussetzungen jedermann Nutzen ziehen kann. Die wahre Heimatsliebe, welche ihre Wurzeln im Boden selbst hat, muß schwinden gleichwie jede Hoffnung auf spätere Erfolge; denn sobald durch intensiven Fleiß eine Wirtschaft den Umfang erreicht hat, daß sie nicht mehr von einer Familie bewältigt werden kann, wird sie erbarmungslos vom Staate beschnitten. Der Muttererde wird die Liebe entzogen und mit ihr jede treibende und fördernde Kraft. Der Bodenwert und seine Erträge müssen von Jahr zu Jahr sinken, denn die fleißigste Hand wird erlahmen, wo jede Gewißheit eines gesicherten Fortschrittes vernichtet ist.

Der gesittete Europäer wird es kaum verstehen, daß trotz dieser psychologischen Bedenken das Agrarprogramm der Kadetten in den breitesten Massen den größen Anklang und bei der Opposition nur schwachen Widerspruch gefunden hat. Diese Aufnahme ist aber leicht zu begreifen, wenn wir uns mit der Agrargeschichte Großrußlands, sei es auch nur in kurzen Zügen, bekannt machen; denn nur in Großrußland und in abgeschwächter Form in Kleinrußland fanden die Versprechungen der Kadetten geneigtes Ohr.

Im alten moskowitischen Staat gab es am Grund und Boden kein Privateigentum; wie in der heutigen Türkei stand alles zur Verfügung des Staatsoberhauptes. Die moskauschen Großfürsten und späteren Zaren verliehen ihren Beamten und Kriegsleuten Dienstgüter, die freilich im Laufe der Zeit für entsprechende Leistungen auch den Nachkommen überlassen wurden. Wer unabhängig hiervon durch Okkupation Land erwarb, bedurfte der großfürstlichen Bestätigung. Als Boris Godunow im 16. Jahrhundert die Schollenpflichtigkeit der russischen Bauern dekretierte, verband sich mit dem Benefizialrecht am Boden zugleich ein Herrscherrecht über die auf ihm ansässigen Bauern. Es bürgerte sich der Brauch ein, die bäuerlichen Familien auf einem sogenannten Joch (tjäglo) anzusiedeln. Unter dem Joch verstand man ein landwirtschaftliches Grundstück, welches von einem verheirateten Manne in Gemeinschaft mit seiner Frau bearbeitet werden konnte. Diese wirtschaftlichen Einheiten wurden allmählich auf den Gütern fest abgegrenzt und gingen von einer Generation zur andern über. Umteilungen waren selten und dadurch die Gefahr der Gemengelage fast ausgeschlossen. Wurde der Inhaber arbeitsunfähig, ohne Kinder zu hinterlassen, oder starb die Familie aus, so erfolgte Einziehung des Jochs und seine Überweisung an neue Anwärter. Wo auf freien Gutsländereien keine weiteren Siedelungen angelegt werden konnten, mußte die überschüssige Bevölkerung natürlich anderweitige Unterkunft suchen; sie verzog sich in die Städte und Flecken oder widmete sich der Industrie und dem Handwerk. Die einmal geschaffenen Wirtschaftseinheiten lagen fest und reichten hin, die seßhaften Familien zu ernähren. Durch zwei Gesetze vom Jahre 1712 und 1714 erklärte Peter der Große die Dienstgüter des Adels für volles Eigentum, während in der wirtschaftlichen Lage der Bauern keine Verbesserung eintrat; im Gegenteil, die Macht der Herren über sie mußte sich durch das neue privatrechtliche Verhältnis erheblich steigern. Eine weitere ökonomische Folge hatte die Einführung der Kopfsteuer und die sich daran knüpfenden periodischen Zählungen der männlichen Bevölkerung. Die offiziellen Menschenlisten wurden vom Adel bei Verkäufen und Verpfändungen von Gütern in der Weise verwertet, daß man sie der Schätzung des Immobils zugrunde legte. Nicht die Größe des Areals, nicht die Bauernwirtschaften oder Joche waren für den Kauf- oder Verpfändungspreis eines Gutes maßgebend, sondern die Zahl der bei der letzten Steuerrevision vorgefundenen männlichen ‚Seelen'. Es wurde dadurch in die wirtschaftlichen Verhältnisse des russischen Bauernstandes ein Dualismus hineingetragen, der später bei der Aufhebung der Leibeigenschaft

verhängnisvoll geworden ist. Zwar bestanden auch nach Peters Reform die Joche fort, aber der Bauer war daneben als offiziell anerkannte ‚Seele' ein Wert- und Steuerobjekt. Die Zahl der Joche wurde auch vom Staat nicht mehr berücksichtigt und das Joch selbst gewissermaßen zu einem nicht offiziellen Institut herabgedrückt. Als man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Befreiung des Bauernstandes schritt, standen drei Wege hierzu offen. Entweder man verlieh allen Bauern die Freiheit ohne jeden Landbesitz und gesicherte Landnutzung, oder man hielt die altbewährte Jochordnung fest, übergab diese Wirtschaftseinheiten den auf ihnen sitzenden Bauern unter gewissen Ablösungsbedingungen, indem man den landlosen Leibeigenen die persönliche Freiheit ohne Landnutzung gewährte, oder endlich man legte der Befreiung die offiziellen Seelenlisten zugrunde und verteilte das auf jedem Gute den Bauern zur Verfügung gestellte Land unter die zu ihm gehörigen Seelen. Nachdem man im Prinzip beschlossen hatte, die befreite Bauernschaft mit Land auszustatten, kamen nur noch die beiden letzten Möglichkeiten in Frage. Es ist Rußlands Unheil geworden, daß man sich für die letzte Methode entschloß. Die trüben Schwärmer vom grünen Tisch und jenes allen Slaven eigentümliche stumpfe und radikale Nivellierungsbestreben brachten es dahin, daß man der Landordnung die ganz schablonenhafte Seelenordnung zugrunde legte. Alles den adeligen Gutsbesitzern abgenommene Areal wurde als Gemeindeland den männlichen Seelen zugewiesen, die es dann nach Maßgabe ihrer Zahl und Vermehrung unter sich teilen mochten. Die alte, historisch gewordene Jochordnung war dadurch mit einem Schlage zerstört oder mußte doch in kurzer Zeit zerbröckeln. Man kann sich leicht vorstellen, was hieraus hervorging. Der Begriff einer bäuerlichen Wirtschaftseinheit verschwand; die festen Grenzen gingen verloren, da kraft Gemeindebeschluß jeder Zeit eine Umteilung der Landlose stattfinden konnte und periodisch sogar Platz greifen mußte, um die hinzugekommenen männlichen Seelen zu versorgen. Diese Umteilungen gingen in unglaublich primitiver, unwirtschaftlicher Form vor sich. Das verfügbare Land wurde durch gerade Linien in schmale Streifen geschnitten und so vergeben. Hier blieb ein Stück unbearbeitet, um welches sich der Anwärter nicht mehr kümmerte, weil er in der Fremde sein Glück gefunden hatte; dort nutzte jemand sein Land zu irgend welchen Zwecken aus, die mit der Landwirtschaft nichts gemein hatten. An eine geordnete Fruchtfolge war bei den häufigen Umteilungen gar nicht zu denken; man säte kein Futter, und die Weideflächen mangelten gänzlich. Von einem nennenswerten Viehstand war keine Rede; der Dünger fehlte, und an vielen Orten kannte man ihn nur vom Hörensagen, ja, die Bauern behaupteten sogar, er wäre dem Boden schädlich. Die meisten dieser kläglichen Zwergwirtschaften wurden mit den primitivsten Geräten durch Frauenhände bearbeitet; die Männer suchten auswärts Verdienst, weil es sich gar nicht lohnte, seine Kraft diesem kümmerlichen Anwesen zu widmen. Statt eines gut genährten, rohen, aber kräftigen Bauernschlages des alten heiligen Rußland erwuchs ein physisch und sittlich verkommenes Proletariat. Die alten, durch

die Leibeigenschaft künstlich, aber erfolgreich gedämmten nomadischen Instinkte der Großrussen erwachten aufs neue. Die reinliche Scheidung zwischen der ländlichen Bevölkerung und dem städtischen Fabrikarbeiter mit ihrer verschiedenen Geistes- und Seelenrichtung ist im heutigen Rußland kaum mehr zu finden. Die ausgesogene und furchtbar mißhandelte Muttererde versagt ihren Kindern die Nahrung. Ja, selbst in den fruchtbaren Gegenden der schwarzen Erde, die in Europa kaum ihresgleichen finden, hat sich durch die oberflächliche Bearbeitung und den gänzlichen Mangel der Brache auf den bäuerlichen Feldern vielfach eine dünne Staubschichte gebildet, in die der Bauer mit stumpfsinniger Hartnäckigkeit seine Saat streut. Wer die schwarzen Wolken gesehen hat, die in einem trockenen Frühjahr über Südrußland hinstreichen, weiß, wohin mit ihnen der landwirtschaftliche Wohlstand ging. In Zentral- und Ostrußland bilden totale Mißernten für viele Gebiete fast die Regel. Millionen gibt der Staat alljährlich aus für Saatkorn, Unsummen leisten der Fiskus und die Kommunen für den notdürftigsten Unterhalt der geschädigten Bevölkerung. Die Privatwohltätigkeit im ganzen Reich arbeitet unermüdlich für die sogenannten Hungergebiete. Die Beträge, welche die Regierung seit Aufhebung der Leibeigenschaft für die notleidende Landbevölkerung aufgebracht hat, könnten in einem normalen Gemeinwesen gewaltige und intensive Kulturzwecke fördern. Der russische Staat aber wird dank seiner heillosen Agrarverhältnisse von seinen eigenen Bürgern ausgesogen. Es ist begreiflich, daß das Budget eines solchen Volkes nur mit Hilfe von außen, d. h. durch Anleihen, zu balancieren ist; unbegreiflich aber bleibt es, wie die finanziellen Leiter fremder Völker die bodenlose Aussichtslosigkeit von Rußlands Agrarresourcen nicht erkannt haben. Rußlands Kredit beruhte auf politischen Kombinationen und Hoffnungen anderer Staaten, auf dem riesengroßen Schwindel seiner Machtstellung unter Alexander II. und Alexander III., auf Deutschlands Kleinmut und Frankreichs Revanchetaumel. Nur die unabhängigen angelsächsischen Staaten — England und Amerika — fühlten kein Bedürfnis, sich mit den faulen russischen Geschäften abzugeben.

Nicht besser als die Bauernschaft war der Großgrundbesitz Rußlands gebettet. Die jähe und rücksichtslose Aufhebung der Leibeigenschaft, die Neuschaffung des Seelenlandes beraubte ihn plötzlich der normalen Arbeitskräfte, da der Bauer es vorzog, auf seinem Landlose zu verhungern, als sich dauernd im Dienste eines Herrn zu fesseln. Die Versuche, geordnete Gutswirtschaften einzuführen, waren vereinzelt und scheiterten meist an der Unerfahrenheit der Leiter und der Untüchtigkeit der Arbeiter.

Zu diesen großen Schwierigkeiten gesellen sich alte, eingewurzelte Übelstände. Die Geschichte des russischen Adels ist von der Art, daß ihn nur ein sehr loses Band mit dem Boden und seiner Bewirtschaftung verbindet. Unkriegerisch und verkümmert im Dienste des moskowitischen halbtatarischen Zartums ist der russische Edelmann nie ein Beschützer und Herr seiner Scholle und ihrer Bewohner gewesen. Vor Peter dem Großen hatte er an seinen

Gütern nicht einmal einen dauernd gesicherten Besitz, und als der große Reformator es versuchte, durch Einführung der Majoratsordnung und des vollen Eigentums an Grund und Boden den Adel fester an seine Güter zu ketten, stieß er auf die schwersten Hindernisse. Das Eigentumsrecht zwar akzeptierte man; die Majoratsordnung aber wurde heftig durch aktiven und passiven Widerstand bekämpft. Was galt es diesen Kanzleimenschen, ob die ihnen endgültig zugefallenen Dienstgüter geschlossene und befestigte Herrschaften bildeten? Weit wichtiger war für sie die Freiheit der Veräußerung und die Abfindung ihrer Nachkommenschaft, sei es auch unter völliger Zerstörung der bisherigen wirtschaftlichen Einheiten. So ist es alsbald dazu gekommen, daß bei jeder neuen Erbteilung die Güter des russischen Adels wie Tuchfetzen zerschnitten wurden. Das Land als solches spielte keine wesentliche Rolle, man teilte unter sich die auf dem fraglichen Grundstück ansässigen männlichen Seelen. Von Bodenständigkeit konnte und kann beim russischen Adel keine Rede sein. Nicht die Pflege und Bebauung des väterlichen Erbes gibt ihm seinen Wert, sondern der Dienst am Hofe, in kaiserlichen Kanzleien und in der Armee. Wer nichts weiter ist als Gutsbesitzer, hat als solcher keine soziale Stellung. Es kann niemand verwundern, wenn unter solchen Umständen auch die Erträge und der Kulturzustand des Großgrundbesitzes in Rußland viel zu wünschen übrig lassen. Die Krisis ist beschleunigt durch die verfehlten agraren Kreditverhältnisse. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft entstanden in Rußland zahlreiche private Länderbanken, denen es gelang, bei der unentwickelten Industrie namhafte Kapitalien an sich zu ziehen. Diese Unternehmungen gewährten den Großgrundbesitzern einen zwar leicht zugänglichen, aber für landwirtschaftliche Verhältnisse viel zu teuren Kredit.

Die Mehrzahl der russischen Gutsbesitzer machte von den ihnen gebotenen Darlehen den ausgiebigsten Gebrauch. Die Überschuldung wurde immer drückender, so daß Kaiser Alexander III. es schließlich versuchte, mit Hilfe staatlicher Adelsbanken den durch hohe Zinsverpflichtungen ruinierten Großgrundbesitz zu retten. Der Zinsfuß der Adelsbanken war fast um die Hälfte niedriger als derjenige der privaten Länderbanken. Gleichzeitig rief man sogenannte ebenfalls staatliche Bauernbanken ins Leben, deren Aufgabe darin bestehen sollte, durch Darlehen an die bäuerliche Bevölkerung ihren Grundbesitz und die Zahl der Bauernwirtschaften zu vergrößern. Beide Institute haben bei den zerfahrenen russischen Verhältnissen nur dazu gedient, sowohl der bäuerlichen als auch der adeligen Landwirtschaft den Rest zu geben. Das ging folgendermaßen zu: Die oberste Verwaltung beider Institute wurde in die Hand einer Person gelegt, selbstverständlich eines Vertreters des adeligen Grundbesitzes aus dem höheren Beamtenstande. Alsbald überstürzten die adeligen Gutsbesitzer die Adelsbanken mit Gesuchen um möglichst hohe Darlehen und gleichzeitig die Bauernbanken mit Verkaufsangeboten zu möglichst hohen Preisen. Beides wurde bereitwilligst gewährt und die adeligen Güter entweder bis zur äußersten Grenze überschuldet oder zu gewaltig geschraubten

Preisen an Bauernverbände veräußert. Man wird vielleicht die Frage stellen, wie sich die Bauern dazu verstehen konnten, diese für sie unvorteilhaften Käufe unter Vermittlung der Bauernbanken abzuschließen. Die Antwort ergibt sich aus der besonderen Psychologie des russischen Muschik. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft vertauschte der russische Bauer das Joch seines Herrn mit der vollkommensten Abhängigkeit von der Staatsgewalt. Die Regierung vermittelte die Ankaufsoperationen des Gemeindelandes aus den Händen der Gutsbesitzer. Die Tilgung erfolgte durch die Bauern unmittelbar an die Staatsobrigkeit und gewann allmählich in den Augen des Volkes den Charakter einer Steuer. Es machte sich die Auffassung geltend, daß man alles Land ausschließlich der Güte des Zaren verdanke und ihm natürlich dafür verpflichtet sei, auch Abgaben zu zahlen.

Der grenzenlose Niedergang des bäuerlichen Wohlstandes zog große Steuerrückstände nach sich, die gerade den verkommensten Zahlern periodisch bei allen möglichen Veranlassungen gestrichen wurden. Die Geburt eines Thronerben, eine Krönung oder sonstige glückliche und fröhliche Ereignisse im Kaiserhause boten die willkommene Gelegenheit für derartige Gnadenerlasse. Eine solche Prämiierung böswilliger und unfähiger Steuerzahler mußte depravierend auf die weitesten Kreise wirken und im russischen Bauernstande jede Empfindung dafür ersticken, daß man seinen öffentlichen und privaten Verpflichtungen nachzukommen habe. In derselben Richtung demoralisierten das Volk die regelmäßig wiederkehrenden Mißernten und Hungersnöte, deren Ursachen wir schon früher dargestellt haben. Die in diesen Fällen staatlich organisierten Unterstützungen in Form von Geschenken oder Darlehen, deren Rückforderungen man von vornherein gar nicht ernstlich erwog, brachten die Volksmassen allmählich dahin, daß sie gar keine Verantwortung mehr für die eigene wirtschaftliche Existenz fühlten. Es galt als ausgemacht, daß der Staat das kümmerliche Dasein des Muschiks zu fristen habe, und daß es keine Wohltat oder Zuwendung gebe, welche das Väterchen, der Zar, seinen unglücklichen Kindern nicht gewähren könne und müsse. Von diesem Standpunkt aus erscheint es nur zu begreiflich, daß der Bauer die von den staatlichen Bankinstituten oder durch ihre Vermittlung geforderten Preise überhaupt nicht ernsthaft nahm und diese Summen zu den früheren, ohnehin schon mehrmals gestrichenen Rückständen schrieb. Abgesehen von diesen Operationen suchten sich die Gutsbesitzer der Bewirtschaftung ihrer Güter auch dadurch zu entledigen, daß sie parzellenweise ihren Grundbesitz den anwohnenden Bauern meist auf Jahresfrist verpachteten. Das alles hat dann in Großrußland einen allmählich fortschreitenden Übergang der Landnutzung aus den Händen der unfähigen Gutsbesitzer an die wirtschaftlich schwachen und gesunkenen Bauern nach sich gezogen. Im allgemeinen kann man sagen: Der russische Großgrundbesitzer sucht sich auf jede Weise des für ihn lästigen Landes zu entledigen. Der Bauer dagegen kann für seine intensive Mißwirtschaft nie genug Land haben. Bei dem furchtbaren Durch-

einander der ruſſiſchen Vermeſſungsverhältniſſe wird er ſtets nach dem nächſten Landfetzen haſchen, um ſeine Exiſtenz zu friſten. Kommt es jetzt doch nicht ſelten vor, daß der Inhaber einer Gemeindelandparzelle zwanzig und mehr Kilometer vom Dorfe zurücklegen muß, um auf ſeinen Acker zu gelangen.

Jetzt wird es uns verſtändlich ſein, weshalb das kommuniſtiſche Agrarprogramm der Kadettenpartei in der öffentlichen Meinung Rußlands eine ſo geringe Erſchütterung hervorrief und von der Duma mit erdrückender Majorität angenommen wurde. Soweit die Führer der Kadetten ſelbſt Großgrundbeſitzer waren, hatten ſie mit Hilfe der oben geſchilderten Bankinſtitute ihre Landgüter bereits liquidiert, ſo der Hauptredner Roditſcheff, der Profeſſor Kowalewski, Nabokow u. a. m. Heftigen Widerſtand fand dieſes Programm nur bei den Polen und den in deutſcher Kultur und deutſchen Rechtsbegriffen geſchulten Eſten und Letten der baltiſchen Provinzen. Auch die Vertreter der deutſchen Koloniſten Südrußlands ſchloſſen ſich dieſer Gegnerſchaft an. Aus jenem prinzipiellen Widerſpruch gegen das großruſſiſche Agrarprogramm erklärt ſich überhaupt die ſcheinbar antirevolutionäre, faſt möchte man ſagen konſervative Haltung der polniſchen Abgeordneten in der Duma.

(Schluß folgt.)

Nachtwanderung.

Wie ſtürmiſch wild der rauhe Tag geweſen,
Die Nacht iſt milde wie zur Sommerwende
Und klar der Sterne Liebesſchrift zu leſen.

Schon fühl' ich wandernd meines Weſens Härten
Erweichen in des Nachttaus duft'ger Spende
Und ſchmelzen hin wie Froſt von Frühlingsgärten.

Zu tiefſt in meinem Herzensgrund ein andrer,
Weiß kaum ich mehr von junger Wunden Brennen,
Und leicht wird ſelbſt das Schwerſte nun dem Wandrer:
Er könnte ſeinen Todfeind Bruder nennen.

Fridolin Hofer.

Tagebuchblätter aus Bosnien.

Von

Bernard Wieman.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte Bosniens.

Mir geht es sonderbar, wenn ich die Geschichte eines Landes lese, so habe ich das Verlangen, die Ureinwohner kennen zu lernen; ich stelle mir die Weltkugel vor, denke an die Theorie von Kant und Laplace, sinne über den Werdegang gerade dieses Stückchens Erde nach und forsche nach Verwandten des Neandertalmenschen.

Ich weiß nun, daß man hier Pfahlbauten bloßlegt. Im übrigen aber tapse ich ganz im dunkeln und muß mit dem fünften Jahrhundert beginnen.

Im fünften Jahrhundert, als in Athen das Leben schon blühte, Solons Licht schon geleuchtet hatte, Dichter und Dichterinnen auf dem vom blauen Meere umspülten Lesbos vom Leben und Lieben in lockenden Jamben sangen, lagen hier in den schönen Wäldern illyrische Völker, tranken Wein, ohne das Bedürfnis zu fühlen, über ihn Gesänge anzustimmen, ließen ihre Felder durch Hörige bebauen und lobten die Tapferkeit. Man sagt, die jetzigen Albanesen seien ihre Nachkommen. Wenn dem so ist, wäre ich damals mit Behagen nicht über den Ivan-Paß spazieren gegangen, denn die Albanesen haben mir vor acht Jahren den Eindruck ungemein beweglicher Clowns gemacht; sie sehen etwas schief von der Seite, und ich hatte das Gefühl, daß ich mich hin und wieder umsehen müßte, wenn einer von ihnen hinter mir herging.

Nachdem sich verschiedene dieser illyrischen Stämme wegen ergiebiger Salzquellen eine Zeitlang die Köpfe blutig geschlagen haben, kommen die Kelten über die schöne blaue Donau, machen es sich da bequem, wo etwas zu holen ist, und die beweglichen Illyrier verkriechen sich in das Gebüsch der Berge. Einige — ich denke mir, das waren die rechten Weinkenner — sind unten geblieben und Schwiegersöhne der räuberischen Keltenväter geworden

Der Harmonie wegen bildete sich dann auch an der Küste ein Räuberstaat, ein rechter Seeräuberstaat, den wir ja alle aus dem Geschichtsunterricht der Obertertia kennen, und deren Untertanen sich hin und wieder die Küste Italiens ansahen. Ich erinnere mich, daß ich mir auf der Schulbank den Thron der Königin Teuta besonders herrlich ausgemalt habe, und ich mußte an sie denken, als ich einmal an einem schönen Herbsttage Monte Carlo besuchte. Aus dem Geschichtsunterricht der Obertertia weiß man auch, daß ein Nachkomme der beneidenswerten Teuta mit Namen Genthius sich dummerweise mit dem Könige von Mazedonien gegen die Römer verbündete und sein Reich schließlich von diesen in die Tasche gesteckt wurde.

Da ward es den Menschen, die hier behaglich in den Bergen und in vielen Dörfern wohnten, die ihre fetten Schweine in den Wäldern nach Herzenslust mästen konnten und den Vorzug billiger Wirtschaften zu schätzen wußten, bänglich zu Mute. Sie vereinigten sich deshalb zu einem großen Bund. Sie hatten eine gemeinschaftliche große Hauptstadt im Innern, und so führten sie noch etwa hundert Jahre lang ein, wie mir scheint, ganz schönes Leben, bis dann im Jahre 78 v. Chr. doch die Römer kamen und sich hier häuslich niederließen.

Fünfhundert Jahre waren sie die Herren. Die Kraft und die Kultur ihres großen und ruhmvollen Reiches brachten Wohlstand, und die Länder blühten auf.

Große Heeresstraßen sind damals gebaut worden, Küstenland und Binnenland ward ein einheitliches Territorium; die Schätze der Berge und der Täler nahm das Meer auf, das fremde Küsten grüßte.

So kann die Geschichte dieses Zeitraumes auch uns noch eine Mahnung sein, damit wir sehen, wie nur auf großen Ideen das Glück und die Wohlfahrt der Völker ruht.

In Banjaluka erstanden Bäder; über die Ströme führten großbogige Brücken, und Salona wurde eine Stadt mit leuchtenden Tempeln, lustigen Spielen, an denen sich Hunderttausende erfreuen konnten, dahin der große Diokletian aus den Wirren seiner Hauptstadt sich zurückzog, und wo der letzte römische Kaiser verschied zu einer Zeit, da schon das Frankenvolk in Deutschland sich rüstete, dermaleinst nach vielen Wirren, die nun kommen sollten, das Erbe des stolzesten Kaiserreiches anzutreten.

Dalminium, die große Handelsstadt ist längst verschwunden; kaum weiß man, wo sie gestanden hat, und in Salona umrankt der Wein traurige Trümmer. Das alles brachten die nächsten Jahrhunderte zuwege. Mit der Größe Roms sank die Blüte auch dieser Länder. —

Es kommen die Goten, die die Schätze des Landes noch beachten; der strahlende Name Theodorich wird auch hier in Hof und Hütte genannt; seine Verordnungen, mit denen er als weiser Herrscher den bosnischen Bergbau schützen will, werden in Städten und Dörfern gelesen. —

Es kommt der Gotensieger, der Kaiser in Byzanz; — es kommen die Avaren; sie rauben und sengen und verschwinden, — und nach ihnen folgen und drängen weiter und weiter die Slaven, die sich schon die Goten zu Hilfe geholt haben sollen gegen das übermächtige Byzanz, und auf die sich — sonderbares Wechselspiel — der Kaiser in Konstantinopel stützen wollte im Kampfe gegen die wilden Avaren; sie, die Ungarn überflutet hatten, und vor deren Scharen nun auch der mächtige Grieche zurückweichen mußte.

Hundert Jahre gut sind verflossen, seitdem der letzte römische Adler in der Sonne des Südens durch diese Berge leuchtete; da sind sie, ein Volk ohne Geschichte, ein seltsam schönes Volk mit schwarzen, schimmernden Augen, feinen Nasen, stattliche schlanke Gestalten, die Bewohner des verwüsteten Landes geworden.

Sie sind es noch heute.

So wohnten denn im Norden die Kroaten, im Süden ihre Vettern, die Serben, die jene vermutlich eingeladen hatten, das schöne Land mit ihnen zu teilen, und Byzanz ist der Lehnsherr, ein armer, etwas problematischer Lehnsherr.

Über diese ersten Slaven lese ich viel Interessantes.

Bei ihnen gab es die römische Familie in potenzierter Form. Eine Familie, die man Zadruga nennt, lebt in einer sonderbar engen Gemeinschaft. Es gibt nur gemeinsames Eigentum; will jemand heiraten, so müssen nicht nur die Eltern oder der Erste der Familie sein Jawort geben, sondern alle Mitglieder müssen Amen dazu sagen. Was erworben wird, kommt der Gesamtheit zugute; trotzdem ist die Freiheit der Mitglieder gewahrt, denn es steht ihnen frei, aus der Familie auszutreten. — Das Oberhaupt hat auch die Sünden der Familienmitglieder zu verantworten, und das Oberhaupt wird sich dann wohl an die Gesamtheit gehalten haben. Kurz, die Zadruga schien mir so interessant, daß ich da oben im Schatten der Festungsmauer beinahe ein sinnender Rechtstheoretiker geworden bin. —

Daß sich die Zadrugas zusammenschlossen zu Gemeinden, zu Kreisen, zu Bezirken mit einem Oberknezen, zu einer Zupa mit einem Zupan an der Spitze, schließlich zu noch größeren Verbänden mit Oberzupan an der Spitze, schien mir nicht mehr verwunderlich, nachdem ich einmal diese Menschen als vernünftige Geschöpfe kennen gelernt hatte.

Inwieweit aber der kommunistische Gedanke auch in den Zupanen praktisch ins Leben umgesetzt sein könnte, darüber mußte ich viel nachdenken, und ich möchte gern meine Landsleute veranlassen, serbisch zu lernen und eine Doktorarbeit darüber zu machen, wenn es noch nicht geschehen sein sollte. —

Noch waren diese serbokroatischen Südslaven Heiden, ebenso wie die Bulgaren, die im Osten von ihnen ein mächtiges, glänzendes Reich

gründeten, deren Herrschaft jene eine Zeitlang wider Willen trotz blutiger Abwehr dulden mußten.

Versuche, sie zu Christen machen, waren nicht recht geglückt, weil die Missionäre ihre Sprache nicht verstanden. Nur im Norden und an der dalmatinischen Küste, wohin der Ruhm und die Macht Karls des Großen und seines Reiches gedrungen war, faßte die Religion festeren Fuß.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts aber kommen Methud und Cyrill von Tessalonika, die Apostel der Slavenvölker.

Es ist rührend zu lesen, wie diese beiden Männer mit Stift und Pinsel bekehren konnten. Sie müssen eine herrliche Phantasie gehabt haben; sie malten das Paradies und sie malten die Hölle; und die Menschen verstanden, was die Apostel ihnen in dieser schönsten aller Sprachen, der Sprache der Kunst, sagen wollten. Volk und Vornehme, sogar der mächtige Bulgarenkaiser Boris ließen sich taufen. —

Die Geschichte der nächsten fünfhundert Jahre ist nun gar nicht so leicht zusammen zu fassen. Ich will mich bildlich ausdrücken und sagen: Ich stelle mir diese Länder wie einen großen Topf vor, in dem es unglaublich herumzappelt von kleinen Männchen und einigen, die etwas größer sind! Bald bilden sie ein großes Knäuel, — dann haben sich die Länder näher zusammen geschlossen, — und auf dem Knäuel sitzt ein besonders großes Männchen; das ist ein Bannus (Herzog) oder ein König; bald sitzen viele Männchen obenauf, das sind die Veliki-Zapani (Grafen) oder gar nur ihre Unterführer, die Wojwoden. Betrachtet man diese adeligen Obermänner mit der Lupe, so sieht man, daß sie sehr tapfer aussehen, reiche Gewänder in der Art byzantinischer Hofkleider tragen; sie fuchteln mit den Armen herum, um möglichst viel an sich zu reißen, und auf diese Weise geben sie sich häufig Ohrfeigen. Das hat zur Folge, daß sich die Knäuel wieder aufrollen; dann gibt es Zwistigkeiten und Vetternkriege.

In den seltsamen Völkertopf gucken von oben drei große Gesichter; bald froh, bald tief bekümmert, bald schlau, bald überlistet, bald fanatisch, bald milde, manchmal auch sehr dumm. Das sind die Gesichter der jeweiligen Könige von Ungarn, der jeweiligen Kaiser von Byzanz und der jeweiligen Päpste in Rom. Sie blasen abwechselnd mit vollen Backen hinein in den Topf. Dann gibt es eine mächtige Bewegung da unten, zuweilen auch klettern die Männchen, einer auf den Rücken des andern, indem sie denken: Zusammen sind wir groß; der oberste gibt dem blasenden Gesicht einen Puff, und Kaiser, König oder Papst zieht sich für eine Weile zurück.

Auf dem Boden, den ich den Grund oder die Seele nenne, brennen einige Feuer, die bald erlöschen, bald so hell strahlen, daß sie alles erwärmen, die hin und wieder durch das Blasen der Topfgucker angefacht

Walter Crane fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Sündenstrafe.

Hohe Land

werden. Das sind Feuer, aus denen die Begeisterung oder auch erschreckender Fanatismus lodert, und aus denen doch nur flammende Liebe leuchten sollte. An dem einen sitzen die Anhänger Roms, am anderen die Schismatiker und am dritten die Häretiker. Namentlich das Feuer der Häretiker brennt oft lichterloh, und bald wieder glimmt nur seine Asche; lauscht man ihren Reden, so vernimmt man, daß ihre Apostel aus dem schönen Frankreich kamen, daß sie hier den Namen Bogumilen führen, daß sie das Volk lieben. — —

Politische und religiöse Kämpfe — Blütezeit und Verfall — Zentralisation und Kleinstaaterei — Anschluß an Byzanz, Ungarn oder den Papst — höchster Einfluß einer christlichen Sekte — religiöse Duldung — religiöser Terrorismus — Nahen der Türken — Heldenkämpfe — Vernichtung — türkische Herrschaft.

Das ist die Geschichte Bosniens und der Herzegowina, im Bilde und im Lapidarstil.

Nun will ich noch einige Blüten und Blätter pflücken und ein paar dürre Äste brechen.

Von Methud und Cyrill sprach ich schon. Ihre Bilder wird man nicht mehr kennen; ihre Namen aber sind unsterblich, denn ihre Träger führten eine neue Schrift ein, deren die Schismatiker sich auch heute noch bedienen (das cyrillische Alphabet), und paßten die slavische Sprache den Zeremonien des Gottesdienstes an. Dagegen wehrte sich Rom. —

Cyrill übersetzt die Bibel in die slavische Sprache. —

Wir schreiben das Jahr 867.

Budimir, der erste christliche Herrscher, ist Herr von Kroatien und Bosnien. Er hält auf dem Gefilde von Dalminium einen glänzenden Reichstag ab (874), teilt sein Reich in drei Teile. — Das war die Zeit, in der man schon der endgültigen Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche zueilte, — 1053 Schisma vollzogen, — in der Rom und Byzanz mit den von ihnen beherrschten Ländern sich gegenüberstanden, und diese Länder hier waren ja immer noch in der wenn auch etwas ohnmächtigen Lehnsherrschaft der Byzantiner. Es war die Zeit, in der die St. Markuskirche in Venedig gebaut wurde, eines der herrlichen Denkmäler byzantinischer Baukunst, in der unter dem Bischof Bernward in Hildesheim eine deutsche Kunst gepflegt ward.

Ich höre, daß es aus dieser Zeit keine geschriebenen Quellen über die Volkssitten in Bosnien gibt. Es gibt aber ein sehr interessantes Dokument, aus dem man lernen kann, wie die benachbarten, auch zum Christentum übergetretenen Bulgaren gedacht und gelebt haben. Es sind eine Reihe von Fragen, die diese dem Papste zur Beantwortung vorlegen. ‚Wenn unser Fürst,‘ so fragen sie, ‚nach der bisherigen Gepflogenheit bei Gastmählern

auf dem Lehnstuhl sitzend speist, setzt sich niemand neben ihn, nicht einmal seine Gattin, sondern wir setzen uns alle auf die Erde und essen dort; was sollen wir in dieser Hinsicht fürder tun?' — Der Papst antwortete sehr vernünftig, daß diese Sitte nicht schön sei, daß das alles aber mit der Religion nichts zu schaffen habe. — ‚Wie sollen wir mit einem freien Mann umgehen, der aus dem Vaterlande flüchten will? Was sollen wir mit denen tun, die vor der Schlacht Feigheit verraten?' — Dann Fragen für einen modernen Strafrechtslehrer: ‚Welche Strafe soll den Vatermörder treffen? Den unbewußten Mörder, den, der im trunkenen Zustande jemanden tötet?' Sie fragen weiter nicht nur, was mit dem zu machen ist, der eine Frau verführt, sondern auch, wie sie die Frau behandeln sollen, die ihren Mann nicht liebt, sich gegen ihn mit Worten oder Taten vergeht. Diese Fragen berühren mich ganz selten, da ich sie lese; man denke sich, wir würden in heuriger Zeit gegen die Frauen etwas unternehmen können, die ihre Männer nicht lieben und sich mit Worten gegen sie vergehen! Allerdings, damals muß es sehr tüchtige, tapfere Männer gegeben haben.

So um das Jahr 900 schwingt sich der Herr Vetter, der Ban von Serbien, ganz besonders auf. Er vereinigt alle Länder unter seinem Szepter und nimmt mit Genehmigung des Papstes den Königstitel an.

Indes seine Herrlichkeit ist nur von kurzer Dauer. Der mächtige Bulgarenfürst Simon fällt in Serbien ein, und die vereinigten Länder schütteln in dieser Zeit, da Simon gegen die Bulgaren kämpfen muß, die serbische Herrschaft wieder ab. Herzegowina und Kroatien stellen sich unter das Protektorat des Papstes. In Bosnien gibt es einen kleinen Aufstand, weil ein natürlicher Sohn des Herrn von Kroatien sich zum Ban ausrufen läßt und ein einfaches Bauernmädchen zur Frau nimmt. Ragusa, Venedig und der Kaiser in Byzanz reden drein, und so geht es wieder ganz munter zu.

Es krabbelt bedenklich in dem Völkertopf, nachdem eben noch ein größeres Männchen, das eigentlich gar nicht hinein gehörte, oben auf dem Knäuel gesessen hatte. —

So geht es gut hundert Jahre, in denen Bosnien bald mehr, bald weniger von Serbien abhängig ist und Kroatiens Herrscher, nicht ohne Einwilligung der griechischen Kaiser, den Königsthron besteigen durfte, in denen Bulgaren und Serben mit Byzantinern blutige Schlachten schlagen.

Jetzt sind wir etwa im Jahre 1100.

Auf dem bosnischen Throne sitzt von Serbiens Gnaden Tvartko I. Um diese Zeit findet es der König von Kroatien nicht mehr opportun, in törichter Abhängigkeit von Byzanz zu leben; er läßt sich als unabhängiger Herrscher krönen und lebt im Lande derart als Selbstherrscher, daß viele Magnaten und viele seiner Untertanen nach Ungarn flüchten und Ladislaus

zur Hilfe rufen, der sein Schwager war. Nach dem Tode des Selbstherrschers von Kroatien ruft auch die gute Schwester, die in den Wirren nicht mehr aus und ein weiß, ihren Bruder zur Hilfe; dieser kommt mit einem großen Heere, vor dem die Slaven nicht recht standhalten; er erobert alle Länder und läßt sich im Jahre 1103 zu Belgrad feierlichst krönen.

So ist nun Ungarn der mächtige Souverän geworden.

Sieben Jahre vorher war Raimund von Toulouse durch Dalmatien und Herzegowina über Tessalonika in das gelobte Land gezogen; jenseits Serbiens durch bulgarisches Land kamen die Scharen Gottfrieds von Bouillon. —

Im Jahre 1186 ist Kulin Banus von Bosnien; ‚Fiduciarius regis Hungariae' nannte er sich. — ‚Die Zeiten Kulins kehren wieder' soll noch heute ein Sprichwort für Zeiten einer guten Ernte sein. Er wußte die Ragusaner für die Schätze des Landes zu erwärmen; Handel und Wandel blühte auf. Keine Feinde bedrängten das Land, und als erster ließ Kulin Münzen mit seinem Bildnis prägen.

Zur Zeit Kulins kommen die Patarener, die ich schon vorhin bei meiner bildlichen Geschichtsdarstellung erwähnte.

Von diesen Menschen könnte ich wieder ungemein vieles und interessantes berichten. Sie kamen in ein Land, in dem Griechisch- und Römischkatholische sich feindlich gegenüber standen; sie kamen aus Frankreich, und die Bewohner Dalmatiens und Bosniens nannten sie Bogumilen. Man hat sie fanatische Hetzer, die Christlich-sozialen der damaligen Zeit, Verkenner des Christentumes, gemütvolle Erfasser des christlichen Gedankens genannt, und viele Gelehrte befassen sich noch heute mit ihnen und ihren Lehren. — Ich sehe nur so viel, daß mit ihrem Eintritt in die Geschichte der slavischen Völker eine neue bedeutsame Epoche beginnt, daß das Volk ihnen zugeströmt sein muß, und daß auch ein großer Teil des Adels sich zu ihren Lehren bekannt hat.

Selbst Kulin soll ein Bogumile gewesen sein; in Rom vor dem Papste zwar hat er es geleugnet. Peter, der Herzog von Chulm, Herr der Herzegowina, war es sicher.

Kulin regierte 36 Jahre zum Segen seines Volkes, ein getreuer Vasall seiner Herren, der Könige von Ungarn. —

Sein Nachfolger war dies nicht; der stellte sich sonderbarerweise, obwohl auch er die Patarener bevorzugte, unter den Schutz des heiligen Stuhles. — Stütze der ungarischen Herrscher waren vor allen die Grafen von Brebir, die Ahnen des Helden Nikolaus Zriny.

Um jene Zeit läßt sich der Orden der Franziskaner in Bosnien nieder (1233).

Der König von Ungarn sendet ein Heer gegen die Ketzer, die sich in die Berge flüchten müssen; aber die Ungarn haben auch gegen die Tataren zu kämpfen; die alten Zeiten kehren wieder, und mit ihnen der alte Einfluß der Patarener. —

Es folgen Unruhen, — die Serben bedrängen das Land im Süden, — es krabbelt wieder bedenklich im Völkertopf, und schließlich sitzt wieder ein Größerer oben auf dem Knäuel, der Graf Paul von Brebir, Banus Croatorum und Bosniae Dominus; auch die Herzegowina gehört diesmal in den Knäuel hinein.

Wir stehen im Jahre 1312.

Paul stirbt, und unter seinen drei Söhnen fängt das alte Elend wieder an. Namentlich in Bosnien lebt es sich sehr schlecht. —

Im Jahre 1345 erscheint ein glänzendes ungarisches Heer in den aufgeregten Ländern, um Ruhe zu stiften und die Macht Ungarns zu zeigen. Ludwig der Große, der junge König von Ungarn, zieht an seiner Spitze.

Im Osten ist inzwischen das Serbenreich zur höchsten Blüte entfaltet unter seinem mächtigen und siegreichen Herrscher Stephan Dusan, der sich zum Kaiser ausrief, durch ganz Bosnien zog, um mit Venedig ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Ungarn zu schließen.

Aber Stephan IV., Banus von Bosnien, treibt ihn mit seinen und ungarischen Soldaten wieder hinaus, und die bosnische Fürstentochter feiert eine glänzende Hochzeit mit dem König Ludwig. —

Jetzt sind es noch 170 Jahre bis zum Anfange der osmanischen Herrschaft. —

Auf einem schneeweißen Roß, von Pagen und glänzenden Rittern begleitet und von Deligierten der alten Städte in prächtigen Gewändern unter den Segenswünschen der orientalischen Geistlichkeit, die alle Pracht von Byzanz entfaltet, zieht Tvartko II. durch die grünen Wälder zum griechischen Kloster Misolevo, und in endlosen Scharen folgt ihm die Menge, steht am Wege und jauchzt ihm, dem jungen Herrscher, zu, der zur Königskrönung zieht. Er war an dem glänzenden Hof zu Ofen erzogen und er gefiel sich in all dem Pomp, den er dort in seinen jungen Jahren gesehen hatte. Er war eigentlich der erste König Bosniens, und seine Regierung bedeutet die dritte Blütezeit des Landes. Er herrscht wieder über das Meer, er gründet die jetzige Hauptstadt, er baut Burgen auf stillen Höhen; er besiegt die Türken, die nun schon das Bulgarenreich erobert haben; er besiegt auch das ungarische Heer, das kommt, um die Grenze zu schützen; er sorgt für Recht und gibt seinem Volke ein Gesetzbuch, das serbische Gesetzbuch des Kaisers Dusan. (1391 ist er gestorben.)

Seinem Tode folgen traurige Zeiten. Parteiwirren, in denen sogar die Türken zur Hilfe gerufen werden, bis einer der Gegenkönige zum Segen

seines Landes für sechzehn Jahre den bosnischen Königsthron besteigt, Sura Tvartko II. Sein Volk nannte ihn den Gerechten. Ungarn, welche zusammen mit dem glänzenden Franzosenheere eine schwere Niederlage erlitten hatten, feiern jetzt Siege gegen die Türken, und im Süden steht wie ein Fels der wackere Georg, der Skanderbeg. —

1446 wird unter dem Nachfolger des Tvartko, Stephan Thomas, zu Konjica ein großer, prachtentfaltender Landtag abgehalten.

Ich merke, daß ich viel zu viel Namen nenne. Indessen Stephan Thomas möchte ich nicht vergessen. Er war Patarener, ließ sich aber taufen und führte sich dann auf wie so oft die Renegaten. Seine ehemaligen Glaubensgenossen erleben eine böse Zeit; vierzigtausend wandern aus; es entstehen häßliche Zwistigkeiten und Streite. Bosnien geht seinem Verfalle entgegen, und die schlanken Türme, die sich nun über katholischen Altären erheben, sollten nicht für lange Zeit von dem Siege der römisch-katholischen Kirche Kunde geben. —

Konstantinopel war gefallen. Der Glanz des griechischen Kaisertums war erloschen, und Sultan Muhamed II. stand nach vielen Greueltaten an den Grenzen Bosniens, um den ganzen Balkan zu unterwerfen und über den Balkan hinaus die Weltherrschaft des Halbmondes zu errichten.

Aber wie sehr auch das Land durch Bruderzwist und Vetterkriege, durch Religionsstreite und Verfolgungen zerrüttet und erschüttert war, es sollten noch siebzig Jahre vergehen, siebzig Jahre voll Blutvergießens, voll Verrat und heldenmütiger Tapferkeit, ehe der Halbmond unbestrittener Sieger wurde.

Muhamed II. kannte das Land. In Mönchkleidern hatte er es durchzogen, und als er erkannt wurde, hatte ihn der feige König Stephan Thomas in feierlichem Zuge bis an die Grenze geleitet, anstatt ihn zu köpfen.

Stephan Thomas wird von seinem Sohne und seinem Bruder erwürgt. Seine Witwe flieht zu Muhamed, und es dauert nicht lange, dann zieht der große Sultan mit einem Heere von 150,000 Mann durch das Land. Jaice fällt zum ersten Male in die Hände der Türken.

Nach seinem Einzug in die stolze Festung verteilt der Sultan die Kinder der Vornehmen an die Agas und die Paschas; einen Teil schickt er nach Konstantinopel zum Verkauf; nur die untauglichen bleiben daheim.

Dann kommt der tragische Schluß; die Sühne für den Vatermord und den feigen Egoismus. Der König muß in Jaice erscheinen und einen Aufruf an den Adel erlassen, daß dieser sich unterwerfe; über siebenzig Festungen kapitulieren.

Nachdem so der Sultan von dem König alles erzwungen hat, was er nur erzwingen konnte, erklärte er seine Versprechungen für null und

nichtig, und der König wird, wie er auch um sein Leben und seine Schätze gebettelt haben mag, lebendigen Leibes geschunden und zu Tode gemartert; seine Familie und ihr Anhang wird verfolgt.

Die Königinmutter hat noch lange umhergeirrt; sie ist barfuß von Ort zu Ort gezogen, bis sie schließlich in Rom vom Papste aufgenommen wird. —

Dreißigtausend auserlesene Jünglinge werden beschnitten, zwanzigtausend Einwohner in Ketten geschlagen.

Das war das Ende des bosnischen Königtumes.

Und in dieser Zeit, in der man die christlichen Kirchen niederreißt und den Halbmond auf die Türme und Zinnen pflanzt, in der, was sich retten will, den alten Glauben verleugnet und zu Muhamed beten lernt, erscheint eines Tages heldenmütig und furchtlos der Franziskaner-Prior Angelus Zwisdovity vor dem Sultan im feindlichen Lager zu Milodras. Es muß eine sonderbare Macht von diesem Menschen ausgegangen sein; ich denke mir, in seinen furchtlosen Augen schimmerte der Glanz der Liebe seines Ordensstifters, die in alle Herzen drang, weil sie alle Herzen umfaßte. Der unbezwingbare Feldherr wird besiegt; er erklärt die Person und das Vermögen der Franziskaner für unverletzlich, und die noch gebliebenen katholischen Gemeinden werden unter den Schutz dieses Ordens gestellt.

Das war im Jahre 1463, zehn Jahre nach dem Fall von Konstantinopel.

Nun möchte ich wohl einen kühnen Saltomortale machen und mich damit begnügen, zu sagen, daß die Ungarn sich diese bedenkliche Nachbarschaft nicht ohne weiteres gefallen ließen, und daß die Türken noch tüchtige Kämpfe mit ihnen zu bestehen hatten; aber ich muß doch mindestens von einer Episode erzählen, die mich ebenso sehr angesprochen hat wie jene, die sich im Lager von Milodras abspielte.

König Matthias von Ungarn hatte sich mit Venedig verbündet, zog über die Save nach Jaice. Die Stadt ergab sich bald. Die Festung aber hielt sich.

Während der Belagerung forderte ein riesenstarker Pascha die Tapferen seiner Gegner zum Zweikampfe auf. Ich stelle mir das lebhaft vor und sehe die etwas mächtige Silhouette des Paschas auf der Festungsmauer gegen den blauen Himmel sich abheben; indes keiner trat vor; da hielt es den jungen, schönen Gerebi nicht länger; er kam, kämpfte mit dem großsprechenden Pascha einen langen, heißen Kampf und legte huldigend den Kopf des Gegners seinem König zu Füßen. Der ließ das Heer zusammentreten, schenkte dem jungen Helden goldene Sporen und ein glänzend geschirrtes Schlachtroß und lobte ihn. —

Nach einigen Wochen fiel auch die Festung Jaice in die Hände der Ungarn, und Jaice folgten viele Festungen und Städte.

So hatten wieder die Ungarn im größten Teil des Landes festen Fuß gefaßt, und so blieb es einige Zeit. Jaice verteidigte sich heldenmütig gegen den Sultan, der mit Kanonen und vielen Belagerungswerken zum Angriff vorging.

Bosnien, zum Teil in Händen der Ungarn, teils in Händen der Türken, bleibt das Bollwerk, Jaice ist der festeste Halt und König Matthias der strahlende Held.

Das Land aber leidet in diesen Jahrzehnten unsägliches.

Heldenmütig wurde gekämpft, auch nach dem Tode des Matthias und des Muhamed. Und jeder Stein der alten Mauer, in deren Schatten ich liege und lese, spricht von stolzen Taten, von Ruhm und Ehre; endlich aber mußte auch diese Feste, die wie eine ausgedörrte Oase ohne Nahrung in dem geplünderten und verlassenen Lande lag, sinken.

Das war im Jahre 1527.

Als in Deutschland die Christen sich anschickten, gegen einander zu kämpfen, erst mit den Waffen des Geistes, dann mit Feuer und Schwert, glänzte über dieser Festung, in der heiße Gebete aufgestiegen waren für die Religion des Kreuzes, in der viele tapfere Streiter sich zum Sterben niedergelegt hatten mit dem Bewußtsein, für eine große, heilige Sache gefochten zu haben, glänzte hier in schimmerndem Sonnenlicht der Halbmond; er hatte gesiegt; Jaice war gefallen, und bald war ganz Bosnien und auch die Herzegowina türkisches Land. —

Nun will ich doch den kühnen Saltomortale machen; überall ja tritt mir hier die türkische Kultur, die darauf siegreich Einzug hält, entgegen. Der Adel und vor allem die Bogumilen treten zum Islam über, und sie kämpfen fürderhin in den ersten Reihen gegen die Ungarn. Diese Renegaten werden allmählich fanatischere Muhamedaner, als es der Sultan selbst ist. Renegaten wollen sich oft vor sich selbst entschuldigen, oft sind sie blind für das Gute des Alten geworden und haben nur das Unvollkommene gesehen; hier widersetzten sich die Renegaten allen Neuerungen, die der Kalif, von den europäischen Mächten gedrängt, einführen will.

An einem heiteren Septembertage des Jahres 1607 stand der Held Prinz Eugen vor Sarajevo; ein vertrauensseliger, fröhlicher Mensch hatte er geglaubt, die Christen würden sich erheben und würden ihm zujubeln. Aber die Menschen hatten nicht mehr den Mut seiner stürmischen Seele. Vierzigtausend seiner Glaubensgenossen zogen mit ihm, nicht um zu kämpfen, sondern um sich unter seinem Schutz im Norden anzusiedeln.

— — — Jung, schön, reich, angesehen und mutig war Hussein. Man hielt ihn für einen Propheten; er predigte im Anfange des jüngst vergangenen Jahrhunderts den Krieg gegen Stambul, das den bosnischen Adel unterdrücken und den Christen, den armen Rajahs, ein menschen-

würdiges Dasein geben wollte. Er zog umher in Derwischkleidern, und seine Augen leuchteten wie der Strahl seines Schwertes. Aber seine eifersüchtigen Kameraden gingen in glänzenden Gewändern und strebten nach Ruhm und Ehren. Der Statthalter von Bosnien und Rizvan-Begovic, der Statthalter der Herzegowina, waren Sieger. Hussein starb in Exil, im Lande der Christen, die ihn gastfrei aufgenommen hatten.

Und immer mehr Menschenleben fallen dem Fanatismus zum Opfer.

Der letzte Aufstand aber, der zur Besetzung durch Österreich führt, ist ein Aufstand der Rajahs, der wirtschaftlich Schwachen und Unterdrückten.

Die Zeit der sozialen Kämpfe hatte auch in diesem blutgetränkten Lande die Zeit der religiösen Kämpfe abgelöst.

Nun ist es ruhig geworden. Der Wanderer ist seines Lebens sicher.

Ich liege friedlich; aber ein großes Wehgefühl überkommt mich, wenn ich nochmals zurückdenke an all die Wirrnisse, von denen ich gelesen habe. Wie viele wollten das Beste und haben doch nur Grausamkeiten verübt! Und über den Zinnen der Kirche, über den schlanken Minarets sehe ich am leuchtenden Abendhimmel mit Flammenschrift geschrieben: ‚Achtet die Seele des Menschen!‘ Ja, achtet die Seele des Menschen und überlaßt es Gott, zu richten über die, die eure Mitmenschen sind, die die gleiche Luft mit euch atmen, die mit euch Sehnsucht im Herzen tragen, die leiden müssen und sündigen, wie ihr leidet und sündigt, die auch nur einmal geboren werden und nur einmal die Augen zu ewigem Schlafe schließen!

Von Jaice nach Prozor.

Von Jaice fährt man mit der Bahn irgend wohin. Wir fahren nach Bugogno. Mit uns eingestiegen ist der Forstverwalter. Er will sich im Krankenhaus zu Sarajevo untersuchen lassen. Da der Herr Bezirksvorsteher uns eben zur Jagd eingeladen hat, so haben wir eine schöne Unterhaltung, und ich kalkuliere, ob ich lieber Gemsen, Steinadler, Enten, Rehböcke, Wildschweine oder einen Bären schießen will.

Unser Begleiter ist ein ganz interessanter Mensch; er ist ein sogenannter Übergangsmensch; die Übergangsmenschen aber bedeuten ein Stück Kultur- und Weltgeschichte. Er ist ein geborener Bosnier; aus einer eingesessenen bosnischen Familie stammt er, hat in Wien studiert und da sein Examen gemacht. Wie er mir erzählt, gibt sich die Landesregierung viel Mühe, Landeseingesessene in Österreich zu Beamten heranzubilden. Die Zahl der gebildeten bosnischen Familien ist indes nicht sehr groß, und die andern haben bislang noch nicht die Neigung, ihren Kopf anzustrengen.

Sein kleines Kind spielt im Wagen herum, klettert an die Fenster, klappt die Tür auf und zu, so daß ich immer in Angst für ein Menschenleben

schwebe. Zwischendurch hören wir zärtliche Laute in serbischer Sprache. Die Frau Forstmeister kennt kein deutsch. Eine Beamtenfrau, die nicht deutsch spricht, soll in Bosnien eine Seltenheit sein.

Der Zug keucht langsam vorwärts durch einen Urwald.

Zu unserer Linken schäumt im tiefen Bett der Vrbas, der gestern unser Begleiter war, der, wie ich jetzt weiß, Ströme von Blut in sich aufgenommen hat, und über den nun oben im Norden die friedlichen Trappisten eine neue, schöne Brücke bauen; am andern Ufer schimmert die breite Landstraße.

In Dolny-Vacuf verabschieden wir uns von unseren Reisegefährten. Sie fahren weiter über Travnic, wo in einer Moschee als Relique drei Haare aus dem Barte des Propheten aufbewahrt werden.

Wir essen ganz leidlich auf dem Bahnhof zu Mittag und steigen dann in einen anderen Zug. Der fährt noch langsamer als der erste. Wir sind die einzigen äußerlich zivilisierten Menschen. Ich betone: äußerlich; denn ich kann mich mit den Hirten und türkischen Händlern nicht unterhalten und weiß nicht, wie zivilisiert sie im Innern sind.

Bugogno ist Endstation; wir steigen aus; ein Wagen, der noch weniger glänzend ist als unser gestriger, erwartet uns; der Kutscher scheint ein widerhaariger, indolenter Türke zu sein.

Bugogno hat nur wenige Häuser, aber es hat eine Kellnerin; so muß es hier wohl ein paar Soldaten geben. Sie grüßt aus dem kleinen ‚Hotel', als wir vorbeifahren; sie trägt eine hohe Frisur und sie lacht und winkt; wer mag ihr verdenken, daß sie etwas Abwechslung haben und so ein klein bißchen von der Welt da draußen hören möchte?

Als wir ihrem Gesichtskreis entschwunden sind, halten wir es für angezeigt, dem Kutscher einen kleinen Ermunterungspuff zu geben; der Mensch fährt wirklich zu langsam. Der Puff gefällt ihm just nicht, aber er steckt ihn doch ruhig ein, sieht sich im übrigen nicht im geringsten veranlaßt, den Pferden davon mitzuteilen.

Wir ergeben uns also in unser Schicksal; wir schaukeln durch das breite, ebene Tal des Flusses, fruchtbares Land, die Kornkammer von Inner-Bosnien.

Die Beine strecken wir behaglich aus; der eine guckt in den blauen Himmel, der andere pfeift.

Was ist ein Pascha, wenn er nicht mit seinem Koffer durch ein fremdes, sonniges Land fahren kann, schönen Bergen entgegen, schönen Menschen entgegen, in eine ganz unbekannte Welt hinein?

In einem alten Türkendorf rasten wir nun.

Vor einer Kafana sitzen wir und gucken zu, wie sie in den offenen Buden arbeiten; das heißt, eigentlich arbeiten sie nicht, sondern sie gucken uns an. Gerade gegenüber fabriziert man türkische Kaffeemühlen.

Das stimmt! In meinem Reisehandbuch steht geschrieben: ‚Der Ort ist berühmt durch die Erzeugung türkischer Handkaffeemühlen, welche man hier in sehr schöner Ausführung kauft.‘

Also man kauft. Ganz gehorsam stehen wir auf und gehen zum Herrn Nachbarn. Es gibt ein gemütliches Handeln; einige andere Herren im Turban kommen herzu, und man — das heißt ich — kauft eine Kaffeemühle. Sie ist mit schönen Verzierungen versehen und —; aber da fällt mir ein, ich muß sie eigentlich erst beschreiben, denn unsere Kaffeemühlen sehen ganz anders aus. So eine türkische Kaffeemühle ist ein schlankes, zylinderförmiges, messingenes Ding mit einem langen Schwengel daran. Genauer kann ich's nicht beschreiben. Im übrigen sehe ich schon jetzt das erstaunte Gesicht unserer alten Marie, wenn ich demnächst ihr dies türkische Industrieprodukt als Kaffeemühle vorstelle. Sie wird grinsen und sagen: ‚Nee, Herr Doktor, unsere ist doch besser!‘

Als ich mein neues Eigentum eben recht stolz und befriedigt betrachte, kommt ein alter Türke aus einer anderen Bude und wickelt mir eine ganz schlichte Mühle, deren einziger Schmuck ein fein säuberlich eingravierter Koranspruch ist, aus schäbigem Papier. Dieser alte Mann wird mir von den übrigen als Meister vorgestellt, und zwar auf folgende Weise: Sie bilden einen Kreis um ihn, zeigen auf ihn mit den Fingern, machen große Augen und sagen: ‚Hm, hm!‘ Der Alte steht ganz bescheiden und hält seine schlichte Kaffeemühle, die munter in der Sonne blitzt. Sie soll soviel kosten wie die andere mit den vielen Verzierungen; ich aber erstehe sie doch und habe schon jetzt an ihr die größere Freude.

Unterwegs im Wagen denke ich dann über diese Episode nach und philosophiere mich ein Stückchen weiter. Der Alte, so überlege ich, arbeitet seine Kaffeemühlen, wie er's in seiner Jugend gelernt hat; er denkt: So ein Ding muß ordentlich fein mahlen, man muß lange einen guten Kaffee mit ihr machen können; die andern aber, die modernen Türken, Kaffeemühlenreformtürken möchte ich sie im Sinne des gewiß koranfesten Alten nennen, denken: So ein Ding muß schön bunt aussehen, dann wird es gekauft; wie es drin aussieht, ist Nebensache. Sie schreiten mit der Kultur fort.

Ach, alle die schönen, bunten Fremdenmühlen werden wohl auf einen Eckschrank oder eine Bort gestellt werden, und nach einem guten Diner wird man erzählen, und die langen Dosen werden unter munteren Gesprächen betrachtet. Erfaßt eine Dame die Situation, so schlägt sie vor, einmal einen echten, türkischen Kaffee zu brauen. Und die Mühle, die so sorglos von ihrer Heimat und den Reformtürken träumen konnte, wundert sich über den ihr ganz ungewohnten Duft, für den sie doch geboren ist. Hat man noch einen Bocharateppich zu Hause, so lebt man wie in der Türkei.

Diese prompte Schlußfolgerung soll keine Anspielung auf moderne europäische Sitten sein; übrigens haben auch die modernen Türken nur eine Frau, bevorzugte haben zwei und mehr, und als Sultan lebt man sicherer in Paris oder in Berlin.

Wenn der Kaffee bereitet ist, dann rate ich, ihn so zu trinken, wie es ein Gewürzhändler in Banjaluka tat, den ich staunend fünf Minuten lang betrachtet habe. Ich kam an seinen Laden und bewunderte zunächst seine außergewöhnlich engen schwarzen Hosen. Er lag auf seinem Teppich, und wir guckten uns an. Er guckte gar nicht erstaunt, sondern absolut gleichgültig. Das wirkte auf meine Gemütsstimmung sehr erheiternd, weil ich meinerseits das Verlangen fühlte, neugierig auszublicken. Ich wollte aber nicht minderwertig erscheinen und stand, die Hände in den Hosentaschen, und sah mit der gleichgültigsten Miene ein Bild vor mir, das mir ungemein interessant vorkam; hin und wieder machte der Türke seine Augen etwas klein und guckte an mir vorbei, und dann sahen wir uns wieder an. Er machte immer nur zwei Bewegungen; mit der Linken führte er die Mokkatasse an seine Lippen, um daraus zu nippen; mit der Rechten führte er seine Zigarette zum Munde, um einen kleinen Zug zu tun. Man muß sich nun vorstellen, daß beide Bewegungen ungemein langsam und ungemein regelmäßig ausgeführt wurden, und daß der Mensch sonst ungemein ruhig, unbeweglich war. So erinnerte mich das Bild an die Figuren, die bei uns vor Jahrmarktsbuden stehen und, durch Mechanik getrieben, allerlei schöne Sachen machen. Ich werde diesen Türken nie vergessen, und wenn ich schlingende Handlungsreisende später an meinem Mittagstisch sitzen sehe, so werde ich ihnen davon erzählen.

Langsam fährt unser Wagen bergauf durch einen stillen, grünen Wald. Zwei Stunden. Oft steigen wir aus, um kleine Wege zu gehen. Das Tal und mit ihm alle Welt liegt hinter uns, es leuchtet uns noch nach, und es ist ganz friedlich um uns.

Dann fahren wir auf der Paßhöhe, und mir ist es selig zu Sinn. Rings im weiten Umkreis leuchten im letzten Abendlicht die hohen Felsgebirge, überwältigende Einsamkeiten, über dunklen Wäldern, die schon im Schatten schlafen, und zu unsern Füßen lockt ein heimliches Tal, in dessen ferner Tiefe wir den kleinen Ort erkennen können; wir schauen in eine dunkle Waldschlucht, an deren Eingang auf einsamem Kegel eine Burgruine sinnt.

An solche Schönheit habe ich nicht gedacht, und ich fühle, wie mein Herz vor Freuden schlägt. Nun also bin ich mitten im schönen bosnischen Gebirgsland. Welle hinter Welle, Gipfel neben Gipfel; aus weichem Grün schimmernde Zinnen.

Und wunderbar ist es mir, ich kenne meine Seele nicht wieder, sie wird frei und gut; sie wird stille und friedvoll wie der Wald, sie wird leuchtend wie die im Kuß der Abendsonne glühenden Gipfel.

Rama, das alte Königreich, liegt vor mir. Angesehen war es immer, dieses Land, durch das sich tief unten, ganz eingeengt, das Flüßchen windet; seine Guslasänger haben Ruf, seine Dudelsackbläser liebten die stillen Abende, nur hier wurde Wein gebaut, und die vornehmen Mohammedanerinnen gingen ohne Schleier. Das Land war friedlich, und Aufruhr und Aufstand hat es nur selten gesehen, und nur selten hat ein Fremder seine Unberührtheit genossen.

Da stehen wir lange und werden glücklich. Und so, unsäglich froh der schönen Natur, fahren wir dann den langen Serpentinweg hinab; buntgekleidete Bosniakenfrauen treiben ihre Herde vor uns nach Hause.

O du schöne, leuchtende Felsenburg vor mir! Wo anders könnte der Gral, der heilige Gral, gehütet werden? — Langsam mit der scheidenden Sonne ging sie unter.

Wir bleiben dann in dem kleinen, mohammedanischen Städtchen, das uns von oben wie ein Kleinod dünkte.

Nun ist es kein Kleinod mehr. Es hat zwar einen Gasthof und ein Bezirksamt. Wir finden auch gleich beides zusammen; der Grundbuchrichter sitzt mit zwei ‚Herren' vor der Türe des ‚Hotels' und trinkt seinen Abendschoppen; er trägt eine Brille und ist sehr mager. Um die Tischlampe fliegt ein Schwarm von Insekten.

Das ‚Zimmer' ist besetzt, von wem, kann ich nicht herausfinden; im Gastzimmer aber wird uns eine Lagerstatt bereitet, derweil wir in einer Ecke Eier und Käse essen.

Zum Abschluß dieses Tages können wir uns unmöglich zu dem Grundbuchrichter setzen. Wir gehen in die dunklen Straßen des Städtchens. An dem erleuchteten Fenster eines größeren Hauses sehe ich einen langen Türken die Verbeugungen des Abendgebetes machen, und wie wir an einem leise rauschenden Wasser stehen, hören wir auch bald die Stimme des Muezzin.

Da denke ich an Jezero und fühle die Sehnsucht nach einem lieben Menschen.

Die Nacht ist schrecklich; die Hunde bellen, die sonderbarsten Geräusche dringen an mein Ohr. Dreimal stehe ich auf und suche und lausche auf das Gerassel; dann träume ich von einem Skorpion, bis ich an die lichte Höhe denke, an den Wald und die leuchtende Burg. Da schlafe ich friedlich ein, und meine Sehnsucht schläft mit mir.

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Gehalt der Religion.

Ein Dialog

von

Robert Saitschick.

(Schluß.)

Der Naturforscher. Dann also ist Gott für Sie der Beweggrund sittlichen Handelns. Wenn also der Mensch auch ohnedies sittlich handeln könnte, so wäre Gott überflüssig. Die Sitte ist aber nur eine Naturerscheinung gleich allen anderen; selbst bei Tieren kann man sittliche Handlungen wahrnehmen. Ich begreife nur nicht, warum besonders der Mensch aus seinen sittlichen Bestrebungen soviel Aufhebens macht; sie sind ja nichts anderes als sein unter gewissen Einflüssen sich gestaltender Instinkt. Mir selbst liegt es ja fern, die menschliche Eitelkeit zu einem großen Laster zu stempeln, aber die größte Eitelkeit spricht sich für mich gerade darin aus, daß der Mensch sich stets in den Mittelpunkt des Daseins zu stellen geneigt ist. Wie hat schon der Naturforscher des 18. Jahrhunderts bemerkt: Un insecte presque infiniment petit montre un orgueil presque infiniment grand! Wir wären ja gar nicht sittlich, wenn wir es nicht sein müßten; unsere Natur gebietet es uns, und zwar wegen der Selbsterhaltung. Warum nun von Gott reden, wo die Natur alles zu erklären vermag? Ist doch die Natur etwas Begreifliches, etwas Einleuchtendes, das unser vernünftiges Denken nicht unterdrückt, während Gott eine gewaltsam aus allem Möglichen zusammengeschweißte Vorstellung ist. Gott sei das Leben, sagen Sie; dann also warum nicht an Stelle Gottes die Vorstellung Leben setzen, wenn sie doch einander gleich sind? Das Wort Leben redet zu uns allen in verständlichster Weise, während Gott ein mystischer und unklarer Ausdruck ist, der alles und gar nichts bedeutet.

Theophilus. Der Standpunkt, den Sie einnehmen, ist gerade der, den Christus vollständig überwunden hat. Sie glauben nicht an den Geist, wohl aber an die Materie; die Außenwelt erscheint Ihnen klar, während die innere Welt für Sie nur so eine zufällige Beigabe, ein blasser Abklatsch der Materie ist. Sie ahnen nicht, daß die Tat Christi, die dem Menschen die innere Welt von allen Seiten erschlossen und vertieft hat, die wichtigste für uns ist, und daß sie nicht nur in keinem Widerspruche zu einer genauen Erkenntnis des Weltalls steht, sondern daß dadurch diese überhaupt erst einen Sinn bekommt.

Im Grunde ist Gott da, wenn Leben da sein soll. Die allermeisten philosophischen Lehren von der Gottheit sind aber nur der Ausdruck für eine ein-

seitige Erfassung des Daseins mit Hilfe der abstrakten Vernunft, freilich nicht selten auch der Ausdruck für eine gewisse Art von Charakter, wobei angeborene und anerzogene Neigungen und Abneigungen insgeheim mitwirken. Wenn die Menschen sich nur klar werden könnten, daß zwischen Gedanke und Tat keine Kluft liegen darf, daß wir nicht dafür da sind, um in einemfort über das Leben dialektisch nachzudenken, sondern um innerlich und kräftig zu leben, dann würden sie auch begreifen, was der lebendige Gott heißen will, — nicht eine Treibhauspflanze schwachen menschlichen Denkens, sondern der konkrete Inbegriff vollen Lebens. Und wenn wir uns an das kosmische Denken so gewöhnt haben, daß unser Inneres davor verschwindet, so ist es freilich überaus schwer, begreiflich zu machen, was die großen Erzieher des Menschengeschlechtes wollten und forderten, wenn sie sich auf Gott beriefen. Ist denn die Existenz aller unserer Endbegriffe oder der Atome und Moleküle nicht überaus unklar und geheimnisvoll? Wer sagt mir überhaupt, daß alles, was wir in der Außenwelt erforschen, festen Bestand und wirkliche Existenz hat? Wer beweist mir, daß alle Aussagen unserer Vernunft und die uns gesetzmäßig erscheinende Verknüpfung von Ursache und Wirkung nicht die Erscheinung eines Traumes sind, der nur etwas mehr Klarheit und Zusammenhang hat als unsere anderen Träume? Wenn wir die Welt erforschen und über den Zusammenhang der erforschten Tatsachen mit Sicherheit sprechen, so müssen wir doch zuerst irgendwo das Gefühl dieser Sicherheit schöpfen. Wo liegt also die Quelle dieser Sicherheit? Etwa in dem Verstande, der sich selbst mit Hilfe seiner eigenen Werkzeuge erforschen soll? Der Verstand richtet also an sich selbst Fragen, auf die er im voraus im verborgenen eine Antwort bereit hält. Ist das nicht ein Kinderspiel? In Wahrheit kann so etwas nur an das Versteckenspielen der Kinder gemahnen. Und ein solches launisches Spiel soll uns die Bürgschaft für die unverrückbare Wahrheit der Verstandesurteile sein?

Haben wir also zu zweifeln angefangen, so hört zugleich unser festes Zutrauen zur Vernunft auf; um dem Zusammenhange der Tatsachen in der Außenwelt zu trauen, müssen wir also der Tätigkeit unserer Vernunft *glauben*. Die Grundlage unseres ganzen Denkens muß unbeweisbar bleiben, ja, die Beweisführung müßte sogar die Wurzeln unseres ganzen unmittelbaren Empfindens berühren und sie auch untergraben. Ich bin wahrlich ein Freund der Klarheit und des Lichtes, aber gerade deshalb weiß ich auch, daß alle Anfänge und Ursachen, alle Lebenskraft und jede Unmittelbarkeit sich im Dunkel verlieren und in der einseitigen Beleuchtung des Verstandes niemals richtig erkannt werden können. Denn verstandesmäßig sind wir fähig, nur *eine* Seite des Lebens annähernd zu erkennen, die Seite, die sich dem Lichte zuwendet; unsere innere Welt bleibt aber für das Wissen, das keine tieferen inneren Erfahrungen kennt, immer in ein Dunkel gehüllt, und je mehr die Außenwelt beleuchtet wird, desto geheimnisvoller muß uns die innere Welt erscheinen; je mehr wir das Geheimnis in Abrede stellen möchten, desto stärker drängt es sich stets von neuem auf. Unserem Wissen ist es im Grunde einerlei, ob seine

Ergebnisse zu einer Steigerung oder Verminderung unserer Lebenskraft führen, zu einer Bereicherung oder Verarmung unseres Empfindens; es kann sich gar nicht darum bekümmern, ob wir für Freiheit berufen sein sollen oder nicht; ebensowenig wie es das künstlerische Empfinden verneint oder bejaht, steht ihm das Bejahen oder Verneinen des religiösen Empfindens zu; was ihm zusteht, ist nur die Ergründung der Tatsachen, zu denen ein solches Empfinden führt, und je tiefer dieses ist, desto weniger kann es überhaupt erforscht werden. Wenn unser Wissen um die Natur ganz folgerichtig wäre, so dürfte es über die höchsten und letzten Dinge gar nichts aussagen, geschweige denn darüber absprechen; allen seinen Erklärungen wird immer das Merkmal der Einseitigkeit, Künstlichkeit und Unfruchtbarkeit anhaften. Mit unserem Willen, mit der Richtung, die ihm gegeben werden soll, mit der Sehnsucht nach Vollendung der Persönlichkeit, mit der Tiefe und Feinheit inneren Erlebens, mit der Gestaltungskraft des Charakters hat es nichts gemein. Wer sich mit den einfachen Erklärungen des Wissens, die ja nur die mittleren Dinge umfassen, zufrieden gibt, der beweist, daß ihm kein Verlangen innewohnt, über die physische Welt hinauszugehen, kein Bedürfnis, Anfang und Ende zu verknüpfen. Wer dieses Bedürfnis nicht hat, ist im tieferen Sinne ein unmusischer Mensch, um mit den alten Griechen zu reden; er wird von der Gottheit nicht heimgesucht; sie flüstert ihm nicht ihre Geheimnisse zu, weil er sie darum niemals befragt; da er in das Leben nichts aus seinem eigenen Innern hineinträgt, trägt er auch nichts Geheimnisvolles und Rätselhaftes aus dem Leben heraus. Die Strafe dafür ist Kahlheit und Trockenheit und oft auch Gewöhnlichkeit. Ohne sich dessen bewußt zu werden, stellt er sich in den Dienst des Mammon und trägt das meiste zur Verbreitung der Gesinnungslosigkeit oder der Genußsucht bei. Wie soll ich auch an Götter nicht glauben, wenn ich weiß, daß du ihr Feind bist? Wie oft möchte man diese Worte des alten Weisen heutzutage an viele unmusische und gottfeindliche Menschen richten!

Der Buddhist. Wie erklären sie sich aber, daß gegenwärtig gerade die Vernünftigsten und Besten das Gotteserleben nicht mehr kennen? Irgendwo muß doch der Grund dafür liegen; die Vorstellung hat sich eben überlebt, wenn sie überhaupt je ein selbständiges Leben hatte; sie verträgt sich mit unserem ganzen Empfinden nicht. Ich bin weit davon entfernt, den unmusischen Menschen das Wort zu reden; oft bedauere ich sogar, mit diesen in der Verneinung der Gottesvorstellung zusammenzutreffen; aber dies ist doch kein Grund, daß ich etwas annehmen soll, das mir ganz überflüssig vorkommt. Wenn ich auch ahne, daß, was Sie sich unter Gott vorstellen, nicht ohne Sinn ist, so kann es doch zu wenig in mein Empfinden dringen.

Theophilus. Für mich wäre schon das Grund genug, mich zum Gotteserlebnis zu bekennen, wenn ich sähe, daß Flachheit und Genußsucht nichts davon wissen wollen. Ich begreife jenen Mann, der in Gesellschaft von Leichtfertigen auf die Frage, ob er Gott fürchte, antwortete: ‚Ich fürchte Gott und nach ihm die, die ihn nicht fürchten.‘ Als Freund des konkreten Lebens

suche ich immer die Wahrheit nicht als etwas vom Leben Abgesondertes zu nehmen, sondern ich erkenne sie an ihren Früchten. Ich selbst könnte sogar an der Wahrheit zweifeln, wenn ich merkte, daß unedle Menschen sich in ihrem Denken und Tun auf sie beriefen. Daß aber auch manche edel gesinnte Menschen das Gotteserlebnis nicht mehr kennen, daran trägt ein einseitiges kritisches Denken die meiste Schuld, die Atmosphäre des Studierzimmers, das Sichentfernen von den ursprünglichsten Lebensquellen, der Mangel an starker Urwüchsigkeit. Daher auch das Nichtverstehen dessen, was die größten und tiefsten Geister vergangener Zeiten innerlich erlebt und gelehrt haben, wiewohl wir über ihr Erleben und ihre Lehren gerade heutzutage in einem fort studieren und mehr als zuträglich schreiben. Weniger Studium, weniger müßiges und weitschweifiges Forschen, weniger Kritik und Klügelei und Negation, dann wird unsere Charakterkraft erstarken müssen, und wir werden keine lebendigen Vorstellungen vernichten wollen; dazu gehört nur weniger Illusion und mehr Kenntnis des wirklichen Menschen. Die Frage ist: Wollen wir uns veräußerlichen, uns alles inneren Erlebens und Schauens begeben? Wollen wir jeden Tiefsinn für unnötig erklären, die schöpferischen Vorstellungen verflachen? Wir müssen uns darüber klar werden, was wir mit unserem Denken und Wollen anstreben, welcher Typus Mensch uns dabei als begeisterndes Vorbild vorschweben soll. Denn nicht um Begriffe und abstrakte Wahrheit kann es sich im Grunde dabei handeln, sondern nur um den Menschen.

Es ist ebenso falsch, das Leben als eine einfache Zusammensetzung von Naturtatsachen zu nehmen, wie es in Begriffe aufzulösen; wer das erfaßt hat, wird dem sogenannten philosophischen Denken, das ja in Wirklichkeit nicht sehr fruchtbar ist, ebenso fern stehen wie der naturalistischen Anschauung, die den Menschen im Kosmos aufgehen läßt. Woher mag es nur kommen, daß, was für die früheren denkenden Menschen so viel bedeutete, uns jetzt ein nichtssagender Ausdruck geworden ist, daß wir nicht mehr wissen, was der konkrete Mittelpunkt des Lebens, was Gott ist? Es kommt von der Zersplitterung, von der Zerbröckelung des Charakters und des Geistes, von der sich im Gefolge davon einstellenden Abneigung gegen Einheit und Einigung. Die Einigung der Menschen untereinander, die wir jetzt anstreben, ist, recht besehen, nur noch ein Überbleibsel früherer Lebensanschauung, und die Art, wie wir die Menschen einigen wollen, ist keine tiefgehende; denn sie beruht auf mechanischen Mitteln; die Völker kommen sich scheinbar näher, verlieren aber dabei ihre Eigenart, so daß die Annäherung möglich wird, weil die tieferen Eigentümlichkeiten vernichtet werden. Wer Charakterfestigkeit, ausgeprägte Eigenart der einzelnen Menschen und Völker mit der höheren Einigung derselben untereinander verbunden sehen möchte, wird notwendigerweise zu etwas gelangen, das erhabener und auch fester ist als die flache und zerfließende Vorstellung Menschheit. Es ist nur folgerichtig, daß gegenwärtig die Gebildeten die blasse Vorstellung von der Menschheit an Stelle eines höheren lebendigen Gebildes Gott setzen. Welche Schönfärberei, welch flacher Optimismus, welche Unkenntnis des Menschen in seiner

Unbeständigkeit und Vergänglichkeit, welche Aushöhlung des Charakters und der Persönlichkeit! Die starke Persönlichkeit soll sich nun von einer Idee Menschheit durch das Labyrinth des Daseins leiten lassen oder aber von ihrem eigenen Ich, von ihrer Selbstherrlichkeit. Der wahre Menschenkenner hat aber genug Selbsterkenntnis und zu wenig Eitelkeit, um seine eigenen Schwächen nicht zu kennen und sie nicht einzugestehen. Die schwachen Menschen, die von der Tragödie des Daseins kaum von der Ferne berührt werden, mit den Lebensmächten nie von Angesicht zu Angesicht gekämpft haben, sind immer geneigt, die menschliche Selbstherrlichkeit hoch zu preisen. Die starken und durch innere Kämpfe gereiften Naturen, nicht nur Überwinder, sondern selbst Welteroberer, wußten dagegen von jeher, daß ihre Kraft ihnen aus einer Quelle zufloß, die sie mit dem Geheimnis der Gottheit in Zusammenhang brachten.

Es gibt gar keinen anderen Ausweg: Löst man den Menschen von Gott, so macht man ihn selbst zum Gott; man führt ihn durch eine Lebensauffassung, in deren Mittelpunkte nur die Natur steht, zur Selbstüberhebung, zur Ichsucht, zur Großziehung von Eitelkeit, zur Rücksichtslosigkeit oder zur Schwäche. Gott ist also nicht eine Idee aus den Wolken gegriffen, sondern das Ergebnis eines starken Wirklichkeitsgefühls. Gott ist es, der die Menschen verknüpft und einigt, und der sie an sich zieht, um sie immer höher steigen zu lassen. Da es nicht in unserer Natur liegt, uns selbst zu genügen, da ein solches Selbstgenügen der Verfall der Lebenskräfte und aller geistigen Kultur wäre, so muß der Mensch einem höheren Gebilde genügen, das auch voll lebendiger Wirkungen wäre.

Wenn aber Gott Leben ist, so bedeutet es noch nicht, daß Leben an dessen Stelle gesetzt werden könnte. Manchem sagt zwar die Natur mehr. Versuche man aber zu erklären, was Natur ist: Alles ist Natur, alles lebt, der Stein und der Grashalm, die Qualle und die Mücke, die feige Memme und der Held. Wie wenig sagt im Grunde die Natur, wenn wir sie vom Menschen aus betrachten! Gleichwie der Mensch durch seine ganze psychische Beschaffenheit mehr ist als Natur, so ist auch Gott mehr als das, was wir Leben nennen: er ist ein Ausblick in die Ferne, die Verknüpfung der Generationen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; er ist der Urheber des Heroismus, der Überwindungskraft und der Freiheit.

Der Buddhist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle! Der Gott, von dem Sie reden, ist zu rein, zu lichtvoll, als daß er sich mit dem gewöhnlichen Gottesbilde irgendwie decken könnte. Wie stellen Sie sich zum persönlichen Gotte? Auf diesen kommt es an, wenn überhaupt von Gott gesprochen wird.

Theophilus. Daß gar viele Menschen des ihnen innewohnenden Gottesbildes sich nicht mit aller Reinheit und Klarheit bewußt werden, das darf uns nicht davon abhalten, immer wieder auf seine reinen und klaren Umrisse zurückzukommen. Eigentlich sollte dieses Bewußtsein sich nur in unserem inneren Leben und in unserem Wirken offenbaren und nicht ins Gedankliche übersetzt werden; denn das begriffliche Denken ist stets die Folge

von irgend einer Zersetzung unserer psychischen Einheit. Deshalb sprach auch Christus von Gott nur in bildlichen Gleichnissen und nicht in logischen Gedankensätzen. Wo die lebendige innere Kraft nicht durch reflektierende Tätigkeit des Verstandes zurückgedrängt wird, dort kommt eben notwendigerweise an Stelle des Zerlegens und Zersetzens und der intellektuellen einseitigen Schärfe, die stets schartig macht, ein urwüchsiges, klares Schauen auf. Durch das Schauen nähern wir uns dem Mittelpunkt des Daseins auf dem geradesten Wege, während das begriffliche Denken viele Umwege macht und an der konkreten Lebenswahrheit vorbeischreitet, oft gerade dort, wo diese am nächsten liegt. Das Denken kann niemals den vollen Gehalt der Dinge und der Charaktere erfassen. Begriffe, Gedanken, die nur vom Verstande kommen, sind doch etwas ganz anderes als anschauliche Erkenntnis oder künstlerische Gestaltung; diese kommt eben von einer psychischen Tätigkeit, die nicht ein Denken, sondern ein Schauen ist. Das Schauen kann aber in gewissen Persönlichkeiten bis zu einer einheitlichen energischen Erkenntnis dessen vordringen, was für die meisten unzugänglich und in Dunkel gehüllt ist. So was liegt auf einem ganz andern psychischen Gebiete, das sich uns nur vermöge inneren Erlebens eröffnet. Ein Erlebnis ist eben ein Eindringen hinter das Bewußtsein und liegt vorwiegend im angeborenen Charakter, nicht im Verstande; man sieht dabei mit dem inneren Auge gar manches, woran der Verstand trotz allen seinen Vergrößerungsgläsern wie ein Blinder vorbeigeht. Die mächtigsten und tiefsten Erlebnisse äußern sich nicht in Gedanken, nicht in Büchern, sondern in der unerklärlichen Wirkung, in einem geheimnisvollen Einfluß der Persönlichkeit.

Bei den wenigen Worten, bei den Gleichnissen, die uns von Christus aufbewahrt sind, empfindet unwillkürlich jeder, der Ohren dafür hat und ‚es zu fassen vermag', dem ‚es gegeben ist', zu erfassen, daß sich dahinter eine unversiegbare Lebens- und Menschenkenntnis verberge, und daß, wiewohl sie so viel sagen, sie doch noch mehr sagen könnten. Das tiefste Schauen kann nur einen Ausdruck finden, der andeutend und symbolisch ist. Das ganze Geheimnis der dahinter stehenden Persönlichkeit läßt sich niemals ganz entschleiern, und darin gerade liegt auch ihre Größe und Erhabenheit. Indes spricht auch neben dem Geheimnisvollen in den Worten Christi eine unvergleichliche Einfachheit und Klarheit; sie sind verständlich, hell und geheimnisvoll zugleich.

Sie fragten, ob es der persönliche Gott sei, von dem ich hier rede. In dieser Frage liegt, mit Erlaubnis, schon eine gewisse abstrakte Voreingenommenheit, die das Leben in seiner Unteilbarkeit einteilen und einschränken möchte; in Wirklichkeit kann das Leben vom Menschen aus betrachtet niemals ein unpersönliches sein, unpersönliches Leben ist eben keines. Kommt doch das Gotteserlebnis als die höchste Steigerung individueller Kraft gerade in starken Charakteren auf, die obenhin verallgemeinernde Gedanken niemals zufriedenstellen können. Je schärfern Auges wir die Gegensätze der Wirklichkeit wahrnehmen, desto stärker muß auch die Lösung und desto höher die Überwindung derselben werden.

Der Buddhist. Dann ist also Gott noch immer etwas Subjektives, Psychisches. Er ist also keineswegs der Schöpfer der Welten aus dem Nichts, der grollende Jehovah, der in den Himmeln wie ein Monarch in seinem Palaste thront und von dort seine eigenmächtigen und unumstößlichen Befehle erläßt. Der Gott, wie Sie sich ihn vorstellen, ist nicht der persönliche Gott, an den die Völker glauben, sondern voll Mitgefühls und Feinheit. Er ist in Ihrem Innern erschaffen; das allein schon genügt, ihm die üblichen Gotteseigenschaften zu nehmen.

Theophilus. Das kosmische Denken geht Ihnen sichtlich nach. So lange wir diese in meinen Augen noch empirische Art des Denkens und die allzu sinnliche des Vorstellens nicht überwunden haben, muß uns der Zugang zum Empfinden Christi verschlossen bleiben. Gott ist der lebendige Geist. Durch Übertragung in die neuere, aus blassen Begriffen zusammengesetzte Sprache können wir die einfachen und tiefsinnigen Gebilde, die Christus so lebendig schaute, nur verdunkeln und verflachen. Wir haben uns so an das Komplizierte, Weitschweifige und Schwere des neuen Denkens und Wissens gewöhnt, daß uns die unklarsten, ja verschrobensten Hypothesen klar und vernünftig erscheinen, dagegen die einfachsten, hellsten und uns am nächsten liegenden Gebilde als sinnlos, dunkel und veraltet. Wie verständlich sind uns alle die Begriffe, aus denen auf weiten Umwegen Leben, Empfinden und Denken abgeleitet werden! Mit welcher Sicherheit werden dem Stoffe Eigenschaften unseres eigenen Innern zugeschrieben! Man ist nicht abgeneigt, eine intelligente, alles im voraus wissende Materie anzunehmen, die vernünftiger ist als wir, da wir von ihr zu lernen haben und nicht sie von uns. Eine Materie, die empfindet und denkt — welcher krasse Anthropomorphismus, der aber manchem sehr plausibel vorkommt! Das Niedere erzeugt das Höhere, der Stoff das Denken, aus dem Unorganischen entspringt die ganze Mannigfaltigkeit lebendigen Wirkens. Was steht uns näher als die Selbsterkenntnis, als der ‚Geist', und doch sind die meisten Menschen geneigt, in allen ihren Betrachtungen von der Materie auszugehen, und eine Vorstellung von der Ewigkeit der Materie ist ihnen zugänglicher als die vom schöpferischen Geiste, vom ‚ewigen Leben'; aus Mangel an persönlichem Erleben vermögen sie auch nicht Gott sich als schöpferischen Geist vorzustellen und daran zu glauben. Wieviele gibt es, die, wenn sie sich äußerlich auch auf Christus berufen, doch in ihrer Gottesvorstellung noch immer nicht vom Geiste ausgehen, sondern die Materie mit sich schleppen wie die Schildkröte ihr Gehäuse! Gott ist für sie nicht der schöpferisch bewegende Geist, nicht der Schöpfer des Wesentlichsten und Wichtigsten, sondern der Urheber des Nebensächlichen und Minderwertigen. Und da nun viele Menschen heutzutage einen Urheber der Materie nicht mehr anzuerkennen vermögen, so haben sie auch den schöpferischen Geist, die Quelle unseres ganzen inneren Lebens, das sonst in nichtssagende Stücke zerfiele, leichter Hand von sich gewiesen.

Als Christus lehrte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, überwand er die kosmische und materielle Vorstellung von Gott und vom Leben; denn er begründete ein Reich der Freiheit, eine andere Welt über der Welt des harten

Naturgesetzes und der Materie. Er wollte durch Verkündigung der vollen Freiheit eine Überwindung des Gesetzes herbeiführen, Gott vom Gesetzgeber und strengen Erzieher zum Spender der Liebe und Freiheit erheben. Und wie konkret und persönlich ist dieser Gott, wie klar und eindringlich seine Offenbarung! Es ist nicht der Gott der alten Brahmanen, nicht eine metaphysische Idee, nicht ein Versuch, Materie und Geist auf eine einzige Quelle zurückzuführen und in einem formlosen Ozean verschwinden zu lassen. Es ist nicht der abstrakte Pantheismus, der den Stoff dem Geiste gleichstellt und nicht merkt, daß dadurch die konkreten Lebensunterschiede verwischt werden, und daß gerade diese Unterschiede, die Unterschiede zwischen gemein und edel, grob und fein, nieder und hoch, Leben bedeuten. Der Pantheismus leidet an der kosmischen Unfreiheit und erinnert nach dem treffenden Vergleich Schopenhauers an den König, der darauf verfiel, die Standesunterschiede aufzuheben, und kein anderes Mittel dazu fand, als daß er alle seine Untertanen adelte. Der Gott im Pantheismus sowohl als auch bei den alten Brahmanen steht zwar unserer Vernunft näher, aber auch dafür dem Leben desto ferner; er lebt mehr im Intellekte als im Herzen, deshalb fehlt ihm auch das Feuer der Begeisterung, die Flamme plastischer Gestaltung, die Fähigkeit, neues Leben zu erwecken. Es ist der Gott einer Sekte von Denkern, einer Kaste von Gebildeten und bewegt sich nur in einem ganz kleinen Kreise, den er wie mit einem Bollwerk umgeben und vor äußern Eingriffen beschützen will. Und dann dieses beständige Nachdenken und Spintisieren über Gottes Eigenschaften, das scharfsinnige Zergliedern seiner Schöpfung und seiner Wirkungen, als ob er dafür da wäre, die schlimme Neigung gewisser Menschen zur Haarspalterei und Kasuistik zu begünstigen und zu steigern! Ein Philosophengott ist keiner. Ist denn der Gott Spinozas ein lebendiger Geist? Ist denn die Substanz, die eins und doch nicht eins ist mit ihren Eigenschaften, Leben und nicht vielmehr ein Erzeugnis abstrakter, müßiger Vernunft, die vermittelst mathematischer Beweise Gott die lebendige Kraft nimmt und ihn fast ganz in der Natur aufgehen läßt? Sind denn die Erzeugnisse der Vernunft gleichwertig mit Charakterkraft?

Selbst der Vielgötterei der alten Griechen wohnte jedenfalls mehr Wirklichkeitsgefühl und Gestaltungsfähigkeit inne als diesen Abstraktionen der Vernunft. ‚Die Menschen haben ein starkes Verlangen nach Göttern,‘ heißt es bei Homer, und wirklich waren für die alten Griechen ihre Götter nicht ein müßiges Erzeugnis des Gehirns, sondern konkrete Mächte, die in das Leben des Menschen eingriffen und es bewegten. Aber diese kosmischen Götter waren mehr der lebendige Ausdruck der Beziehung des Menschen zur Außenwelt als seiner Beziehung zu den Mitmenschen; schon in ihrer Vielheit liegt ein Merkmal der Schwäche und der Keim des Verfalls; wahre Stärke und Dauerhaftigkeit kann nur in Konzentration und Einheit bestehen. Diese Götter waren noch fern davon, das Reich der Freiheit zu begründen; sie hingen vielmehr selber von dem übermächtigen Schicksal ab. Die Schicksalsidee drang auch als düsterer Schatten in das sonst harmonische Dasein

der alten Griechen hinein. Der Gott bei Sokrates, bei Äschylos und bei Plato hat schon viel schöpferische Kraft, viel Innerlichkeit und Freiheit, wiewohl er auch da noch gar nicht frei von Nebengedanken und Nebensächlichem ist. Mit der Ausweitung der Psyche tritt bei den am tiefsten veranlagten Griechen eine Sehnsucht nach Verinnerlichung auf; ihr Augenmerk ist schon auf das Rätsel des Menschen, auf die Lösung der Widersprüche des Daseins, auf die Befreiung von der ehernen Notwendigkeit und vom dunkeln Schicksal gerichtet. Wie ist die Psyche in den Tragödien von Äschylos und Sophokles bereits aus ihrem Schlummer erwacht und wie sucht sie da nach einem neuen Lichte in der Ferne! Prometheus wird vom Felsen der Notwendigkeit, an den er durch den kosmischen Gott gefesselt wurde, vermöge tieferer Erkenntnis und des neu erwachten inneren Dranges befreit. Die Annäherung von Gott und Mensch hat zwar begonnen, aber sie ist noch weit entfernt davon, ihre Vollendung zu erlangen; der Eigenwille hat noch keine Umwandlung erfahren, er strebt zwar nach einer höheren Welt, diese aber hat sich ihm noch nicht vollständig erschlossen. Die Vorstellung vom freien, nur auf Gott gestellten Menschen hat noch die vom politischen Bürger nicht überwunden.

An den vielen Widersprüchen ging die alte griechische Kultur zugrunde und fiel unter der mächtigen Hand des noch unzersetzten, im Staate aufgehenden Römers. Aber eine Religion, die nichts anderes ist als Staatsmoral, hat keine schöpferische Kraft und kann sich auf die Dauer nicht erhalten. Als Werkzeug des Staates erniedrigt sich da die Religion zum Dienste für die Gewöhnlichkeit. Der Gott in der Religion der Römer ist der Gott ihres Staates, und je ausgedehnter dieser wird, desto verflachter und verschwommener wird auch die Religion: zwischen Gott und Cäsar ist schon bald kein Unterschied mehr. Es ist die niedrigste Stufe, auf die das religiöse Empfinden fallen konnte; Grausamkeit, Verworrenheit aller Instinkte, raffinierte Genußsucht, gemeine Ausschweifung und Verfall der geistigen Kräfte mußten die unausbleiblichen Folgen davon sein; da herrschte gar kein Wille Gottes mehr, sondern nur der gebundene und oft auch verworrene Wille der Menschen.

Wie groß und erhaben erscheint daneben der Jehovah der Juden selbst dort, wo er in Zorn und Wut sein Volk zu erziehen sucht! Freilich ist auch er ein nationaler Gott, ein Gott des auserwählten Volkes, von einseitiger Willenskraft, von scharfer Zucht und herber Strenge; aber selbst da wohnt ihm noch Erhabenheit inne, denn er schwebt hoch über der Gewöhnlichkeit, sein Wille steht in einem Gegensatze zu dem der hinfälligen Menschen, durch strenge Gesetze und Gebote führt er sein Volk auf eine geistige Höhe. Ich spreche hier nicht von dem Schöpfer der Welten und der Materie. So schnell sagen sich die Menschen von einer einseitigen Auslegung der Schöpfung nicht los. Welche naive Gelehrsamkeit wurde früher nicht darauf verwendet, nachzuweisen, daß die Erschaffung Adams im Jahre 4004 v. Chr. Geb. stattgefunden habe, und zwar am 23. Oktober des genannten Jahres um neun Uhr morgens! Aber das alles steht nur mit der kosmischen Seite des Alten Testamentes im Zusammenhang, nicht mit

der andern, einzig wesentlichen. Und dann behalte man noch den bildlichen Ausdruck im Auge, mit dem gerade Menschen, die von keinem abstrakten Denken heimgesucht waren, ihre inneren Erfahrungen umgeben mußten. Läßt sich denn ein konkreterer bildlicher Ausdruck für die Erschaffung des Menschen finden als der biblische: Und Gott machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase? Ohne den schöpferisch wirkenden Geist, der von allem Anfang an da war, noch zur Zeit, wo der künftige Mensch im Schoße der Ewigkeit schlummerte, wäre der Mensch niemals eine lebendige Seele geworden.

Aber der kosmische Jehovah ist noch nicht der eigentliche Gott in der Bibel. Dieser ist vielmehr der sittliche Gesetzgeber, mit dessen moralischer Einseitigkeit auch große Stärke verbunden ist. Fiel nun einmal diese mächtige Vorstellung von Gott als Erzieher in tiefere und auserwählte Seelen, so mußte daraus etwas ganz Eigentümliches hervorgehen, das man nirgendswo sonst findet. Und wirklich ist schon Gott bei den Propheten ein Erzieher zur Gerechtigkeit, zur Aufhebung der Kastenunterschiede, zu einem uneigennützigen Handeln, zur Seelenreinheit. Er wirft von sich alle Hüllen weg und zeigt immer deutlicher seine innere Kraft und seinen Willen, sich nicht mehr hinter die Wolken zu verbergen, sondern den Menschen immer näher zu treten und ein Gott aller Völker zu werden. Durch die auserwählte Seele des Propheten Jesaia spricht er dies schon überaus deutlich und vernehmbar aus; er begnügt sich hier nicht mehr mit seinem auserwählten Volke, sondern schaut zu künftigen Völkern der ganzen Erde weit hinaus. Und welche Glut von Gerechtigkeitsliebe und Opferwilligkeit entfacht er in den Seelen, in welchen er sich in dieser neuen Gestalt offenbart! Es ist kein metaphysisches Analysieren, es sind keine Luftgebäude, die im Gehirn errichtet werden, um dann der Zerstörung anheimzufallen, sondern unerschütterliche Charakterstärke, zündende Glaubenskraft, unzersetzter Wille, dem aber eine Richtung auf geistige Höhen gegeben wird. Gott bewegt sich hier wie eine Flamme, die in die Höhe strebt und alles reinigt, was sie berührt. Es sind keine langsam ersonnenen und in einem allmählichen Gleichmaß geäußerten Gedanken, sondern urwüchsige Beredsamkeit, die vom Leben kommt und wieder ins Leben schöpferisch eindringen will. Es ist zwar noch alles fragmentarisch, hie und da einseitig, ohne überschauende Ruhe, ohne die Vollendung innerster Freiheit, aber mit welcher Sehnsucht nach Freiheit, mit welcher Zuversicht, daß sie kommen muß, und daß der Mensch ihrer würdig ist und ihrer bedarf!

Die Klage über die Verschmelzung von Judentum und Christentum ist übrigens eine alte Klage, die schon nicht lange nach Christi Tode geäußert wurde. Man nehme nur das Alte Testament nicht zu sehr auf den äußeren Buchstaben und halte sich nicht zu lange bei einzelnen befremdenden Stellen der jüdischen Annalen auf, die manchen zurückstoßen, so daß er dann gleich Schopenhauer das Ganze in Bausch und Bogen verwirft. Nicht im Alten Testamente, sondern in der Lehre Buddhas möchten Sie den Vorläufer

der Lebensauffassung Christi finden. Es kommt eben davon, daß Sie sich Christus ohne Gott denken, daß Sie das von ihm verkündete ‚Reich Gottes' dem buddhistischen Nirwana gleichstellen, und daß sie die lebendige schöpferische Kraft, die aus Christus spricht, zu intellektuell auffassen und daher mißdeuten. Nicht Mitleid, sondern Liebes- und Glaubenskraft lehrte Christus.

Der Buddhist. Ist denn Mitleid, Sympathie nicht dasselbe wie Liebe? Spalten Sie nicht etwas, das gar keine Spaltung duldet? Hat denn Christus nicht Mitgefühl mit der Kreatur empfunden und gelehrt? Liebe zum Menschen vermag nur dann aufzukommen, wenn die Einsicht vorhanden ist, daß wir von Natur aus leiden müssen und meistens auch unverschuldet leiden. Dies bringt im Menschen Mitleid hervor, das einzige, was ihn von den Tieren unterscheidet. Wenn uns also Religion eigen ist, so ist es nur die des Mitleids; jede andere verdient diesen Namen nicht.

Theophilus. Mitleid ist nur der Anfang der Liebe; wenn kein Abschluß dazu kommt, so bleibt nur ein Bruchstück übrig. Die Vollendung der Liebe kommt von einer tätigen Kraft, die sich über das Leiden emporhebt und aus dem Mitgefühl etwas ganz Neues erschafft. Das Mitleid kennt nur die leidende Kreatur, das Geschaffene, und baut nicht eine eigene Welt über dieser auf; meistens wohnt ihm, selbst wenn es sich tätig äußert, doch etwas Passives inne; es sucht das Leiden, das unbegreifliche Übel, das in der Wurzel aller Schöpfung liegt, zu überwinden; um das Übel zu entfernen, muß es auch die Wurzel ausrotten. Statt in die Höhe zu steigen, läßt sich eine solche Lebensauffassung tief herab und verneint das ganze Dasein. Dies ist eben der Grundfehler jeder Art von Pessimismus. Zwar steht der Pessimismus auf dem Boden der Wirklichkeit und unterscheidet sich dadurch wesentlich von einer Anschauung, die nur die Hüllen des Lebens berührt und alles intellektuell nach der Oberfläche hin treibt; aber er berücksichtigt doch nur das Elend in der menschlichen Natur, nicht aber auch die ihr innewohnende Sehnsucht und Erhabenheit; er ist nur eine aus dem Intellekte entsprungene Einseitigkeit, nicht eine bewegende Lebenskraft. Bei aller Lehre vom Mitleid ist der Pessimismus in seinen verborgenen Motiven doch noch zu sehr selbstisch und ist daher nicht fähig, das Wachstum wahrer Liebe und das Gedeihen der Glaubenskraft zu fördern. Die erhabensten Taten sind freilich immer aus Liebe hervorgegangen, aber aus einer Liebe, die die Vollendung kannte, und nie aus einfachem Mitleid.

Mitleid ist ein zu natürliches Gefühl und kommt dort auf, wo keine Hartherzigkeit und Grausamkeit den Menschen beherrscht; wahre Liebe aber erhebt sich über die Natur. Gott ist Liebe, sagt der Apostel. Ebenso wenig wie Gott ohne Liebe, ist wahre Liebe ohne Gott möglich. Den Menschen in allen seinen Widersprüchen, in der Zusammensetzung von Licht und tiefem Dunkel, in allen seinen Schwächen und Hinfälligkeiten ohne verschleiernde Einbildung und Selbsttäuschung lieben, das ist das Schwierigste, wozu wir gelangen können. Die wahre Liebe hängt von keinen Zufälligkeiten ab, ist keiner Eitel-

keit und Unbeständigkeit unterworfen. Eine konkrete Tatsache ist für mich noch immer überzeugend gewesen: diejenigen, die die höchste Liebe betätigten und als Muster für unser psychisches Leben dastehen, bekannten sich zu einem höheren Gebilde, das sie Gott nannten. Auch Buddha stand diesem Gebilde nicht ganz fern und fand nur die innere Kraft nicht, den höchsten Gipfel zu erreichen. Es ist daher falsch, wenn Schopenhauer annimmt, ohne zu merken, daß dies nicht nur unserm Intellekte, sondern auch unserer Bequemlichkeit schmeicheln muß, Mitleid und Liebe seien eins und dasselbe, Buddha und Christus hätten ihre Kraft aus der gleichen Quelle geschöpft. Unser Intellekt ist immer geneigt, das Bequemere vorzuziehen, und es ist ihm auch leichter, sich zu etwas zu bekennen, das er genau rubrizieren kann, als zu den mächtigen innern Erfahrungen der Persönlichkeit, die sich niemals unter irgend eine Formel bringen lassen. Das Unbequemste für uns ist eben das Geheimnis der seltenen Persönlichkeit, dem auch Schopenhauer allzu intellektuell gegenüberstand, wenn er auch die Wirklichkeit scharf, vielleicht nur zu scharf erfaßt hat. Das Geheimnis der Persönlichkeit Christi bestand eben in der Kraft, eine eigene Welt aufzubauen; nicht in einer intellektuellen Einsicht, sondern in positiver Geisteskraft, nicht in einer einfachen Verneinung des Daseins, sondern in einem übermächtigen Glauben. Auch Richard Wagner hat, in den Fußstapfen Schopenhauers schreitend, durch diese Art von Mißverständnis Christus zu einem Parsifal gemacht und den wesentlichen Unterschied zwischen der Persönlichkeit Christi und der Buddhas verwischt.

Ich wiederhole: Gott ist keine Idee, folglich ist er lebendig, das heißt auch persönlich, denn jedes Dasein im konkreten Sinne des Wortes ist ein persönliches. Wir können uns des Geistes, der in der Welt waltet, mehr oder weniger bewußt werden, und je tiefer dieses Bewußtsein ist, desto näher stehen wir diesem Geiste. Deshalb meinte auch der heilige Bonaventura, Gott lebe selbst in den unvernünftigen Kreaturen, ohne daß sie sich jedoch seiner bewußt werden. Bei uns ist der Sinn für die Materie, wie gesagt, so groß gezogen, daß wir mit der Wirklichkeit nur das materielle Dasein verknüpfen; wir befinden uns noch sehr fern von den Gipfeln, die Christus uns gezeigt hat. Deshalb begreifen wir auch nicht, daß das innere Leben so gekräftigt und gesteigert werden kann, daß es das Übergewicht über die Materie gewinne. Für Christus war Gott ein Überwinder des Todes, weil der Tod nur dem Vergänglichen anhaften kann. Mag sich unsere Vernunft alle möglichen unpersönlichen Eigenschaften ausmalen, die ja in Wirklichkeit nur abstrakte Begriffe sind, aber unser Leben ist immer persönlich. Warum nun alles in die Sprache des Verstandes und nicht in die der Wirklichkeit übertragen? Persönlich heißt dann keineswegs eine Schranke, ein Ende, sondern eine Tat, ein beständiges Wirken. Unsere Sprache ist einmal so beschaffen, daß wir das Tiefste und Erhabenste nur im Bilde andeuten können. Wir können zwar ohne die Schranke des Leibes nicht leben, aber auch die Vorstellung von einem Leben schaffenden Geist aus unserm Innern nicht verbannen, ohne unsere psychische Kraft zu untergraben.

Wir können das Ewige ohne unser persönliches, mit bestimmten Schranken umgebenes Wirken gar nicht erfassen. Das Wort ‚persönlich' ist in Hinsicht auf die Vorstellung vom ‚lebendigen Gotte' die Quelle vieler Mißverständnisse und unnützer Dialektik geworden. Die Wahrheit liegt hier in einem unverschiebbaren Mittelpunkte, von dem ein oft unnützes Nachdenken gar weit abirrt. Wo die Vernunft vor lauter Konsequenzen abgezogenen Denkens den persönlich empfindenden Menschen nicht mehr konkret nehmen kann, dort bin ich immer bereit, den Ausdruck ‚persönlich' mit aller Überzeugungskraft anzuwenden; dann ist es nicht allein ein Wort, sondern ein fest umrissenes Bild. Dabei vergesse ich aber nicht, daß das Wort ‚persönlich' unter den Einflüssen der neuern Denkweise entstanden ist; in den Zeiten, wo das Empfinden schöpferisch und urwüchsig sich äußerte, war ein solcher Ausdruck nicht bekannt. Zweifelsohne empfand Christus, um in unserer Sprache zu reden, Gott persönlich, in plastischen Umrissen lebendigen Schauens, sprach aber von Gott bildlich als vom Vater im Himmel, vom lebendigen Geiste, von der Liebe. Wir freilich unter der Last abstrakten Denkens müssen zu einer kraftlosen, bildlosen Sprache unsere Zuflucht nehmen; wegen blasser Schatten beschwören wir endlose Kontroversen herauf, ja wir gehen förmlich darauf aus, unser Inneres zuerst abzutöten, damit wir es nachher mit unserm forschenden Verstande aufs genaueste prüfen und sezieren können, als wenn das Leben ohne lebendige Kraft wirklich erkannt werden könnte. Wenn ich nun sage: Gott ist persönlich, so will ich damit nur den uns zugänglichen höchsten Grad schöpferischen Wirkens ausdrücken; fände sich in unserer immer mehr verblassenden Sprache ein anderes derartiges Wort, so würde ich dieses gebrauchen. Aber alle Eigenschaftswörter sind nur einzelne Nuancen und können allein niemals einen vollen lebendigen Eindruck hervorrufen. Der Ausdruck Gott ist der höchste und letzte in einer Sprache; wir können darüber nicht hinaus, weil er die äußerste Grenze unseres ganzen Empfindens und Denkens ist.

Die wirksamste Eigenschaft, die wir von Gott aussagen können, besteht darin, daß er das ‚ewige Leben', ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten ist. Wie viele tote Menschen schleichen im Leben um uns herum, die nur Gott allein zum Leben erwecken kann! Von wieviel toten Vorstellungen, von wieviel kahlen Begriffen sind wir umgeben, denen wir Lebenskraft zuschreiben, ohne daß ihnen auch eine Spur davon eigen wäre Wieviel Einseitigkeit und Verschrobenheit umhüllen uns die einfachste Lebenswahrheit! Gott besteht nicht aus Teilen, sondern ist eine lebendige Einheit und will auch aus dem zerstückelten Menschen einen einheitlichen Charakter erschaffen, demselben starke und feste Umrisse eingraben, ihn über alle Verschwommenheit erheben, sein Dasein steigern und erhöhen. Daher können wir auch gar nicht Gott unpersönlich empfinden, denn dies wäre ein Widerspruch und eine Unmöglichkeit. Unsere Liebe entspringt ja auch immer aus einem persönlichen Empfinden; je stärker sie ist, desto mehr wendet sie sich einer lebendigen Person und nicht einer leblosen Sache zu; selbst wenn wir unsere

Neigung auf eine Sache übertragen, so ist diese im letzten Grunde auch mit unserm persönlichen Interesse, mit lebendigen Beweggründen unseres Innern verknüpft. Je höher unsere Liebe, desto stärker ist unser Verlangen, das Unvergängliche zu lieben; das Vergängliche und Nichtige nimmt der wahren Liebe ihre Würde. Wir können gar nicht das Dauerlose, Zerstörbare, Kleinliche lieben. Der höchste Zustand, zu dem wir gelangen, ist die Überwindung der uns angeborenen Widersprüche, die Beseitigung alles Zweifels und jeder Klügelei. Die Abstraktionen sind ja nur Erzeugnisse unserer innern Spaltung; sobald wir eins sind mit dem ewig pulsierenden Leben, werden wir nicht mehr von zerstückelnden Begriffen beherrscht, sondern von einem lebendigen Schauen. Das Höchste, wozu wir gelangen können, ist eben, daß diese gesteigerte Anschauungskraft in unserm Innern geweckt wird.

Es ist keineswegs eine Vervollkommnung innern Lebens, wenn wir die Einheit durch unsern kritischen Verstand zerstückeln und die Bestimmung unseres Daseins im Prüfen der einzelnen Bruchstücke sehen. Wir zerbröckeln dann vielmehr uns selbst, und durch die fortwährende Beschäftigung mit Fragmenten und leblosen Sachen werden wir selber unwillkürlich leblose Bruchstücke. Da gilt auch das Wort: ‚Gott rächt sich an uns bis ins dritte und vierte Geschlecht.‘ Denn unser Leben wird immer kahler und öder, wir selbst immer kleiner und hochmütiger, und Irrlichter erscheinen uns als eine reine Quelle des Lichtes. Hat der Mensch die sichtbare Einheit seines Empfindens und Schauens eingebüßt, so erwacht in ihm das Verlangen, immer mehr und mehr Einzelheiten zu sammeln, ins Kleine einzudringen. Dabei verliert er aber etwas, das wichtiger ist als alle einzelnen Erkenntnisse zusammen, nämlich die Kraft des einfachen plastischen Schauens, die einzig wichtige Entfaltung unseres Innern. Er hängt sich an eine blasse Idee, an irgend eine Selbsttäuschung, an eine trügerische Utopie oder an ein Bruchstück wahrer Erkenntnis. Der persönliche Gott kann auch im Grunde gar nichts anderes heißen als der Geist anschaulich und konkret erfaßt, in voller Lebendigkeit, als das Gegenteil von Stagnation und Verneinung. Ist denn in der wahren Persönlichkeit die charaktervolle Einheit das Wichtigste oder der Körper mit seinen vergänglichen Eigenschaften?

Was die Welt in ihrem innersten Gehalte ist, das werden wir nie ergründen, und alle Konstruktionen der Vernunft, die sich darauf beziehen, sind nur nichtige Hypothesen, um nicht zu sagen ein Kinderspiel. Gar oft kommt es mir vor, als wenn wir beständig über das Leben zu Gerichte säßen; wie ein Richter, der fleißig die Akten studiert, um die Lebensgeschichte des Angeklagten genau zu erforschen, so suchen auch wir heutzutage in allem, was uns umgibt, nur die Entstehungsgeschichte. Wenn wir nun wissen, wie wir in unserer Wiege lagen und wie wir damals aussahen, ist dann dieses Bewußtsein fähig, uns Lebenskraft zu verleihen? Wir haben unsern ganzen Intellekt auf die Erforschung der Zustände des Keimens gerichtet und halten seltsamerweise diese Art des Forschens für das wichtigste Pfand unserer Vervollkommnung.

Wir haben sogar den Sinn dafür verloren, daß wahres Leben Steigerung der Charakterkraft ist. Die Erforschung des Keimens in der Natur ist nur Sache der Wißbegierde und darf, wo eine echte Kultur sein soll, nie in den Mittelpunkt des Lebens gerückt werden, da dies der Verfall der Urwüchsigkeit, die Vernichtung des Glaubens und plastischen Schauens, das Verkennen unserer Bestimmung wäre. Eine zu weitgehende Erforschung der Ursachen und Keime kommt ja gerade dort auf, wo keine echte Kultur mehr herrscht; nicht immer ist Wissen gleichwertig mit Leben, sondern es kann sogar oft der Fluch des Lebens werden, nämlich wenn vor lauter Nebendingen das Hauptsächlichste und Wichtigste aus unserem Gesichtskreise verschwindet.

Der Naturforscher. Alles, womit sich die Wissenschaft befaßt, alles, was unseren intellektuellen Gesichtspunkt erweitert, gehört zum Wichtigsten; denn die unerbittliche Erkenntnis der Wahrheit ist für uns überaus wichtig.

Theophilus. Die Entstehung und die Anfänge des Menschengeschlechtes verlieren sich in einem tiefen Dunkel, das zu durchdringen jedenfalls nicht unsere Lebensaufgabe genannt werden kann. Der wirkliche Mensch beginnt erst mit dem Aufdämmern seines Bewußtseins; er mußte als bewußtes Wesen, als ‚lebendige Seele' einmal entstehen. Daß er es werden konnte, dazu waren freilich die Bedingungen von jeher da; aber wenn wir dies alles plastisch in einem Bilde zusammenfassen wollen, so müssen wir unwillkürlich einen Zeitpunkt annehmen, wo sich im Menschen das geistige Leben zu regen anfing, wo in den Erdenkloß Geist hineinkam. Der schöpferische Geist war von jeher da, denn sein Name ist Ewigkeit; aber als der Mensch sich dessen bewußt wurde, kam in ihm zugleich das Bewußtsein auf, daß dieser Geist ihn erschaffen und erst zum Menschen gemacht hatte. Jede andere Erkenntnis ist eine Umstellung und Verkehrung des lebendigen Verhältnisses zwischen Geist und Stoff. Ein Wissen, das diesen über den Geist erhebt, kann nichts anderes als die Erdrückung des Geistes erzielen; mag es noch so große äußere Erfolge aufweisen, uns allerhand Komfort und Genuß zuführen, unsere ganze Lebensweise erleichtern, das Endziel eines solchen materiellen Wissens kann aber nur sein, daß der Mensch immer tiefer zum Stoff herabsinkt und mit der Zeit unter den Trümmern des von ihm aufgeführten Gebäudes begraben wird; behauptet der Geist nicht seine Oberherrschaft, so muß er unausbleiblich dem Stoffe unterliegen. Dann aber sinkt der Mensch weit unter die Stufe des Tieres, denn dieses bewegt sich in einem ganz bestimmten, ihm von der Natur vorgeschriebenen Umkreis, während der Mensch in keinen solchen Kreis eingeschlossen ist und daher entweder immer höher steigen oder tief sinken muß.

Eine Anschauung, die nicht den inneren Menschen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt, muß auch unmerklich unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Außenwelt lenken, die Selbsterkenntnis unmöglich machen und den Fluch der wissenschaftlichen Barbarei herbeiführen. Ansätze einer solchen sehen wir jetzt schon überall um uns; es ist ein trauriger Anblick, desto trauriger, als manche sogenannte Denker in ihrer gefährlichen Selbst-

täuschung gar nicht sehen, daß sie der Abtötung unseres Innern das Wort reden, und die Keime des beginnenden Todes für die Anfänge eines neuen Lebens ausgeben; ist doch die Verminderung des menschlichen Charakters, die Verkleinerung seiner Glaubenskraft, die Ableitung der frischen Quellen seines Empfindens und seiner Liebesfähigkeit nicht die Wahrheit des Lebens. Tod ist die Strafe für alle diejenigen, die die Wahrheit nicht aus der unversiegbaren Quelle der Liebe, sondern nur aus ihrem Kopfe schöpfen. Sie schlagen zwar den breiten und bequemen Weg ein, der aber niemals zur Lebenswahrheit führen kann; denn diese liegt in uns, ist Selbsterkenntnis, die uns hinter die vielen Täuschungen von außen und hinter unsern Selbstbetrug blicken läßt. Um in der Sprache des Verstandes zu reden, ist Gott nichts als die verkörperte Lebenswahrheit; in der Sprache des Schauens und des Glaubens aber ist er der Schöpfer im Gegensatze zu dem Geschaffenen. Was ist denn Seelenschwäche anderes als der Mangel an einer Festigkeit in den Umrissen des Charakters, als die Abwesenheit eines schöpferischen Glaubens? Und schwächen wir nicht uns selbst, wenn wir eine starke Vorstellung mit ihren wenigen, überaus scharf eingeprägten Umrissen verwischen und durch eine buntscheckige Vielheit von Begriffen zu ersetzen suchen? Was helfen uns alle Wahrheiten und Erkenntnisse, wenn unsere Seele dadurch geteilt, unsere Kraft gespalten, unser Gehirn überbürdet und unser Charakter in Ichsucht verdüstert wird? Müßig sind in meinen Augen alle die Versuche, unser psychisches Leben haarklein einzuteilen und jedem umgrenzten Teile einen eigenen Namen zu geben. Wie überflüssig kommt mir die ganze wissenschaftliche Kasuistik über die Seele im Gegensatze zum Intellekte vor. Dies allein ist schon in meinen Augen ein Symptom von Seelenschwäche und Zersetzung der Charakterkraft, von klügelnder Selbstsucht, die immer eine Abneigung gegen alles Starke und Charaktervolle hat.

Diese Kunst des Teilens und Spaltens der Lebenswahrheit ist nichts als ein Spiel des Kopfes, eine Beschäftigung des Gehirns mit Dingen, von denen das urwüchsige Empfinden nichts weiß und wissen mag. Ein Denken, das nicht Weisheit ist, das nicht im Dienste der Charaktergestaltung, der Steigerung unserer geistigen Energie und Einheit steht, ist kein wahres Denken, sondern nur eine Last. Die Behauptung, die Philosophie könne ein Ersatz für Religion sein, gehört auch zu den vielen abstrakten Gedanken. Denn in Wirklichkeit gibt es gar keine Philosophie, sondern nur verschiedene abstrakte Lehren einzelner Menschen, die sich Philosophen nennen und die meistens ohne Menschenkenntnis und ohne wahre Liebe die Zahl der Schriftgelehrten vermehrten. Wenn wir die Bestimmung unseres Daseins von der Philosophie erfahren müßten, so bliebe uns nichts anderes übrig, als unser Leben lang durch die vielen, einander fast auf allen Punkten widersprechenden Systeme uns hindurch zu arbeiten, ohne ein wahrhaft positives Ergebnis: eine sehr mühsame Fahrt mit fast gar keinen Ausblicken auf unbewölkte Horizonte. Alle diese Philosophen waren, wie ich glaube, mit gar seltenen Ausnahmen sich selber über die Bestimmung des Menschen kaum klar; den meisten war es nur ein Bedürfnis, das lebendige Dasein

in Abstraktionen umzusetzen, die sie mit logischer Schärfe zuspitzten und miteinander auf das spitzfindigste verketteten. Schon die Kompliziertheit des philosophischen Denkens apelliert an das schulmäßige Lernen, an den anhaltenden Fleiß, an eine einseitige Gehirntätigkeit, an die Lust am Ausspinnen von Begriffen. Es ist rein unmöglich, daß wir die Beantwortung der wichtigsten Frage über die Bedeutung unseres Lebens in den unzähligen Werken der schulmäßigen Philosphie zu suchen haben; denn alle diese Bücher sind im besten Falle nur ein ernster Zeitvertreib, wenn auch das eine oder andere in die Nähe des richtigen Weges führen mag.

Die Bestimmung unseres Daseins kann niemals in einem ununterbrochenen Studium liegen; denn wo dieses überhand nimmt, ist kein frisches und wahres Leben mehr da; wir pflücken dann in einem fort am Baume des Wissens, und inzwischen wird der Baum des Lebens herbstlich und dürre. Die Philosophie ist dann nicht eine lebenfördernde und energiesteigernde Erscheinung, sondern nur eine Bereicherung der Schuldisziplinen, oft sogar lebensfeindlich, das Gegenteil von wahrer Menschenkenntnis, eine mühsame Fahrt durch Stoppelfelder. Wieviel Dinge gibt es, die ich nicht brauche! Dieses Wort von Sokrates kann auch von allen weitläufigen, mit unnützem Scharfsinn und überflüssigem Gerüste versehenen Gedankensystemen gelten: wer die uns am nächsten liegende, einfache Selbsterkenntnis übt, braucht sie nicht. Nur die ‚Armut' an verwickelten Gedanken, der Mangel an Haarspalterei und Spitzfindigkeit, die Abwesenheit des Überflüssigen, Nebensächlichen und alles dessen, was gar viele für Geist halten, wurde von Christus hochgestellt, wenn er von den ‚Armen im Geiste' sprach. Den wahren und schöpferischen Geist stellte er eben als Gegensatz zu unserer armseligen Dialektik und Künstelei auf; war doch Gott für Christus der lebendige Geist. Ihm, der ganz von Gott erfüllt und ganz Leben war, ganz Persönlichkeit, mußte all das von düstern Schatten umgebene abstrakte Denken notwendigerweise als die schlimmste Dürftigkeit erscheinen, die bei den Menschen seltsamerweise als Reichtum gilt. Je ärmer einer an abstraktem Denken ist, desto reicher kann er an wahrer Charakterkraft sein; je weniger einer rein äußeres Wissen hat, desto mehr kann er inneres Wissen, wahre Bildung und Menschenkenntnis haben; je weniger einer den Illusionen und dem äußeren Schein nachjagt, desto leichter kann er den Weg zu den frischen und unversiegbaren Quellen finden. Denn der Überfluß an Begriffen und an Disziplinen, die in einem fort neue Disziplinen erzeugen, ist nur ein scheinbarer Reichtum und gleicht manchen zinstragenden Papieren, die nach kurzer Zeit fallen und Verluste mit sich bringen. Der größte und empfindlichste Verlust, der uns treffen kann, ist der an Frische und Einfachheit. Wer wahre Lebenskenntnis und wahren Glauben hat, für den lösen sich alle Abstraktionen in nichts auf, gleich den Nebeln, die von der Wärme aufgelöst werden.

Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

XIII.

Seit dem Tage, an dem der Pechschaber Führerdienste geleistet hatte, waren drei Monate verflossen.

Die Vogelbeerbäume an den Straßensäumen hatten wieder einmal den korallenroten Schmuck angelegt, und um die silbernen Säulen der Birken flog der Blätter wehendes Gold.

Wie die Sonne herauf kam, erscholl auf einmal ein mächtiges Blasen über dem Walddorfe; die Leute fuhren mit den Köpfen aus den Fenstern; die Leute liefen heraus in den Septembermorgen und sahen: Zu den Schallöchern des Kirchturms, hinter denen man am Sonntagsmorgen die Glocken schwingen sieht, blitzten Trompeten heraus. Birken und Jungfichten waren am Kirchlein aufgesteckt, als hätte sich der schwarze Kreuzmann verspätet auf eine würdige Feier des ersten Maies besonnen. Oder hält der Schulmeister Hochzeit? Oder feiert der Kaiser einen Freudentag? Jährt sich das Gedenken einer siegreichen Schlacht? Haben sie in dem Dreibrunnenschacht ein neues, unerschöpfliches Erzlager gefunden, just in dem Augenblick, da die Verzagtheit und der Mißmut am höchsten gestiegen sind?

Es war nichts von alledem, sondern der Dorfbote lief eilig von Haus zu Haus und forderte männiglich auf den Platz vor der Kirche, allwo der Bürgermeister Bratel, — das ist der schwarze Kreuzmann, — der Pfarrer, der Schulmeister und die Gemeindevertretung beisammen seien, um ein kaiserliches Schreiben zu verlesen.

„Hört ihr? Der Dorfbote hat gesagt: „Der Bürgermeister Bratel" und ein kaiserliches Dekret!"

Da liefen Männer, Frauen und Kinder von Hause, liefen die Stiegen zum Wildkirchlein empor, kamen auf den Platz und hörten: Das Walddorf ist zur freien Bergstadt erhoben worden.

Der Pfarrer stellte der staunenden Gemeinde einen dicken, alten Herrn in sehr altmodischem Rock vor, der einen sehr hohen, aber nicht sehr blanken Hut in der Hand hielt und eine weiße Krawatte nebst einem gestärkten Kragen zum erstenmal in seinem langen Leben angetan hatte. Die weiße Krawatte war des Schulmeisters; der hatte sie getragen, wie er seine Amtsprüfung bestand; den gestärkten Kragen hatte in der Eile der Pfarrer geliehen; der dicke, alte Herr aber war der neue Bürgermeister der freien Bergstadt, auf die die Sonne der kaiserlichen Huld schien, war Herr Vinzenz Alois Bratel. Er hielt den sehr hohen, nicht sehr blanken Hut in der Hand und schaute hinein wie in die Tiefe eines Waldbrunnens; denn er besann sich auf einige würdige Worte, die er nach der Verlesung des kaiserlichen Erlasses durch den Pfarrer an seine Gemeinde richten wollte. Sein Sohn, der den Namen des Propheten trug, sein Enkel, durch dessen Träume das Walddorf eigentlich erst zur Bergstadt geworden war, und die Tatsache, daß die Frau Dorothea Bratel fast vierzig Jahre hindurch alle kleinen Menschen des Walddorfes gewissermaßen aus den Händen Gottes empfangen und auf die Welt gesetzt hatte, — das alles erschien ihm in dieser Stunde als eine besondere Gnade des Himmels. Er räusperte sich also und begann:

‚Heil ist meinem Hause und Heil ist dieser freien Bergstadt widerfahren . . .‘

Aber er konnte nicht weiter reden; denn der Schulmeister war, ehe Vinzenz Alois Bratel seine feierliche Ansprache begonnen hatte, in die Kirche geschlüpft; und nun brauste von drinnen ein geistliches Siegeslied durch die geöffneten Türen der Waldkirche und stürzte sich wie ein Aar auf gewaltigen Schwingen heraus in den morgengoldenen Herbstwald. Der Pfarrer stimmte an, und alle sangen's mit unter der blauen Kuppel des Weltendomes, die auf den Gipfeln der Berge lag, die auf den grünen Säulen des Waldes ruhte. Und der Wald sang's mit, und der dröhnende Wildbach rauschte es.

So hielten sie ihren Dankgottesdienst im Morgenleuchten am Wildkirchlein und lobten Gott und den Kaiser.

* * *

Der Holzhauer Georg Zeitel, genannt der Pechschaber, sein Sohn gleichen Namens und der Schachtelmacher Hiesel Bratel, genannt der kleine Prophet, hatten nach der Feier auf dem Bürgermeisteramte — das ist das schwarze Kreuzhaus — zu erscheinen.

Dahin war auch der Pfarrer mitgekommen, der dem Pechschaber hundert Gulden für die Führerdienste und als Entgelt für die Bewirtung übergab, die er dem Kaiser erwiesen hatte; denn kein anderer war der eine jener Herren gewesen. Eintausend Gulden erhielt der kleine Prophet

für die Auffindung des Erzlagers am Dreibrunnen. Und dem Geigenspieler wurde eröffnet, sofern er noch den lebhaften Wunsch habe, die Musik nicht als fahrender Spielmann auszuüben, wohl aber als Kunst zu erlernen und zu seinem Lebensberuf zu erwählen, so sei ihm anheimgegeben, unverzüglich nach Wien zu reisen, wo man ihn auf seine Fähigkeiten prüfen und sich seine Weiterbildung auf kaiserliche Kosten angelegen sein lassen werde.

Die Kunde von der kaiserlichen Gnade lief durch das Land und die von dem Glück der Pechschaber und des kleinen Propheten durch die neue, freie Bergstadt.

An diesem Tag feierten sie im Schacht. An diesem Tag schlugen sie im Grün des Forstes einen Tanzboden auf; die Glocken mußten eine volle Stunde von dem Turme rufen. Die Stadtmusikanten, die bisher nur einfache Dorfmusikanten gewesen waren, spielten im Bewußtsein ihres Wertes die Nacht hindurch bei Bier und Bratwurst zum Tanz auf, und krachende Böller riefen in den Bergwald.

Der Mond und der Bürgermeister gingen mit strahlenden Rundgesichtern ihre nächtlichen Wege, beide in großem Bogen, und kamen erst heim, wie der Tag schon goldene Pfeile schoß.

XIV.

Wie der Tanzboden abgebrochen und der Alltag mit Arbeit und Armut wieder in seine Rechte getreten war, kam auch der Pechschaber von der Fahrt nach Wien zurück. Da erfuhren die Leute: Den Geigenspieler haben sie auf der Musikschule behalten; er studiert auf des Kaisers Kosten und wird einmal ein Kapellmeister werden.

Etliche dachten: Wenn nun noch ein Jährlein oder zwei vergangen seien, werde der Pechschaberbub wieder in der Bergstadt eintreffen und werde sich die hübschesten der jungen Mädchen aussuchen, eine Kapelle bilden und mit ihnen in die Welt ziehen, am Ende gar hinein nach Wien oder noch weiter.

Diese Hoffnung nährten sie. Und sie besannen sich plötzlich auf die Freundschaft, die sie schon lange Jahre her mit den Leuten vom Steinhofe verbunden habe. Darum kamen einige nun öfter hinauf, besorgten ihre kleinen Einkäufe bei der Pechschaberin und erzählten, daß die Tochter daheim für ihr Leben gern das Geigenspiel erlernen, die Flöte blasen, die Bratsche oder das Cello streichen können möchte. Und weil man nicht wüßte, wie lange der Schacht noch mit der vollen Knappschaft belegt wäre, so wär' es schon gut, daß die Kinder frühzeitig an einen Broterwerb dächten. Manche sagten dem Pechschaber auch gerade heraus, daß sie glaubten, wenn der Girgl wieder aus Wien komme, so werde er doch nicht so stolz geworden

Jos. Kösel autotyp.

Jos. Kösel autotyp.

Teilstücke aus der ‚Verkündigung' von Martin Schongauer (Niederbiber).

sein, daß er seine Freunde in der Heimat vergesse, sondern werde vielmehr seine Kapelle aus jungen Leuten der Waldstadt bilden.

Aber den Pechschaber, der anfangs gewillt gewesen war, einige heranwachsende Kinder in Flötenspiel und Geige zu unterrichten, verbitterte solche Gesinnung. Erst hatte er sie ihnen auszureden gehofft, da der Girgl ja gar nicht daran denke, landfahrend zu werden. Weil sie jedoch sagten, er könne sich daheim doch nicht auf die Halde setzen und dem Sturm oder dem Bergwald eins vorgeigen, so erkannte der Pechschaber, daß sie trotz seiner Auseinandersetzungen noch auf ihrer vorigen Ansicht beharrten; denn sie konnten nicht glauben, daß ein armseliger Holzerbub aus dem Haus am Stein, der nicht besser sei als sie auch, womöglich ein großer Künstler werden und ein ganz anderer Kapellmeister sein wolle, wie sie sich ihn dachten.

Sie hielten solche Gedanken des Pechschabers vielmehr für dünkelhaft; und wie er ihnen schließlich abschlug, ihren Kindern die Anfänge der beiden von ihm erlernten Instrumente beizubringen, so wurden sie ihm feindselig. Sie dachten, er mißgönne ihnen ein gleiches Glück.

Aber ihr feindseliges Herz brachte die keimenden Gedanken erst recht zur Blüte.

Die Stadtmusikanten hatten von dieser Zeit an reichlich zu tun; denn auf dem Bergwerk wurden schon keine Förderjungen mehr angenommen. Dagegen wurden viele abgelohnt und mußten sich nach einem neuen Broterwerb umsehen.

Es war aber nichts, was sie hätten ergreifen können, oder sie dachten gar nicht darüber nach, sondern verfielen auf irgend ein Instrument. Dabei braucht sich einer die Glieder nicht lahm zu arbeiten wie beim Stöckeroden oder Holzhauen; dabei wird einer nicht freudlos und siech am Leibe wie im dunstigen Dunkel der Stollen. Das Glück des Pechschaberbuben war wie ein Rausch über sie gekommen. Und vor den Vätern stand das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Hungers, das sich in ihre Häuser schleichen werde, wenn es doch einmal komme, daß das Schichtglöcklein eines Tages nicht mehr rufe.

Und was erst bange Ahnung und dann Furcht gewesen war, ward ihnen allgemach zur Gewißheit. Etliche schätzten schon die Zahl der Tage, in denen das Werk völlig stillgelegt werden müsse.

* * *

In diesem Herbst sann der Pechschaber oft darüber nach, was den Kaiser wohl dazu bewogen habe, das Walddorf just an solcher Wende der Dinge zur freien Bergstadt zu erheben.

Wie er aber auch wog und prüfte, immer gelangte er zu dem Ende, das sei geschehen, um die Waldleute vor dem Ärgsten zu bewahren, wenn

ihnen die Möglichkeit eines Verdienstes im Schacht genommen wäre; denn einer städtischen Gemeinde und ihrer Verwaltung werde es leichter sein, einen Fabrikbetrieb oder sonst einen lohnenden Erwerb zu erhalten oder zu schaffen, als einem ungenannten Walddorfe.

Solcherlei Gedanken trug der Mann vom Stein zu dem Propheten und zu dem Bürgermeister. Aber er begegnete mit seinen Sorgen um die Zukunft der Stadt einem hilflosen Achselzucken. Da fehlte Wille und Tatkraft; da fehlte Umsicht und Erfahrung; da fehlte Weltkenntnis und Einblick in Handel und Wandel; denn es führten kaum Wege über das Gebirg, und das brausende Lied des Lebens, das man jenseits der blauen Berge und rauschenden Wälder vernahm, drang nicht in diese Einsamkeit.

* * *

Um diese Zeit suchten die alten oder siechen Frauen den Klöppelsack wieder aus dem Staube der Winkel; denn sie dachten, sie könnten Kreuzer damit verdienen, wenn die Männer keine Gulden mehr heimtrügen.

Es war bald auch kein Haus mehr, das nicht ein Kind zu den Musikanten schickte; namentlich die Mädchen, die daheim das Hauswesen versorgt hatten, gingen geigen, und es war ein mißtöniges Üben und Probieren und war ein hilfloses Harfen und Blasen allerwegen. Es wurde aber nicht nach Neigung und Talent gefragt, sondern die nahende Sorge gebot.

Und war es denn nicht auch ein namenloses Glück, daß angesichts der drohenden Not, die wohl gar Hunger und Siechtum an der Hand führte, den Leuten der Waldstadt dieser Ausweg sich zeigte? Die Kinder kamen auf ihm jung aus dem Hause, verließen die karge Einsamkeit und dürftige Weltabgeschiedenheit der armen Stadt und lernten fremde Menschen und Länder kennen; sie hatten alle ihr Brot und waren doch vor der Härte und Mühseligkeit bewahrt, in denen die Eltern ihr Lebtag hatten frönen müssen!

Solcher Art waren die Gedanken und Erwägungen.

Und wie der Winter die ersten Flocken über den Wald jagte, hatte sowohl der Pfeifer als auch der Geiger der Stadtmusik eine Kapelle aus halbwüchsigen Mädchen zusammengestellt; sie versprachen ein ansehnliches Spielgeld und zogen mit dem Mittagschlage der Uhren und ihrer blühenden Hoffnung in den wilden Tag; denn die Uhren müssen viele Schläge schlagen, wenn die Musikanten die Heimat verlassen, sonst ist der Erlös der Fahrt Armut. Und Armut — wer die sucht, die wächst daheim an den Halden.

XV.

Ehe noch der Winter die Alleinherrschaft auf dem Gebirg angetreten hatte, lagen die Stollen und Schächte der Dreibrunnen still. Nicht daß

die Lager des Silbererzes gänzlich erschöpft gewesen seien, aber mancherlei Umstände ließen es doch angezeigt erscheinen, die Belegschaft abzulohnen, wobei man ihr den Wiederbeginn der Arbeit für den Fall entsprechender bergtechnischer Fortschritte in Aussicht stellte.

Dieser Tag war so lange gefürchtet gewesen, und nun, da er doch endlich heraufgekommen war, schuf er lautes Wehklagen in den Häusern, oder man begegnete ihm mit sprachloser Furcht; er war zu früh erschienen. Noch stak der neue Broterwerb in den Kinderschuhen; die wenigen, die schon längere Zeit vorher ein oder das andere Spiel erlernt hatten und von ihrer Neigung getrieben wurden, waren hinaus in die Welt, ohne daß noch eine Kunde oder gar das erwartete Geld zur Unterstützung der Daheimgebliebenen eingetroffen wäre.

Die anderen aber, die der Not gehorcht und aus ihr eine Tugend gemacht hatten, kamen nur mühsam oder gar nicht vorwärts. Daran war nach Ansicht der Leute nicht die ungenügende Befähigung schuld, sondern der ehrbare Stadtmusikant, der in dem Unterrichte in tiefer künstlerischer Zerknirschung und unsäglicher Geduld die Gunst der Stunde nützte und sich die wenigen Kreuzer verdiente; und daran war ferner die harte Hausarbeit schuld, die den Mädchen statt weicher, gelenkiger Geigenfinger grobe, ungeschickte Hände schuf.

So geschah es da und dort, daß die Mädchen in Erwartung der bevorstehenden ‚Reise' ihre Körper und ihre Hände zu pflegen begannen, und Mütter und Großmütter verrichteten die doppelte Last der Arbeit.

Etliche dieser Schülerinnen, die sich nun schon Wochen vergeblich gemüht und alle Arten der Spiele durchprobiert hatten, gingen zu der Frau des kleinen Propheten, die auf einmal wieder die Singerannemirl geworden war, und ließen sich lehren.

* * *

Da kam eines Tages der Wenzel Jugel mit seinem vierzehnjährigen Zwillingspärlein vors Haus am Stein. Das Mädchen hieß Seferl, und der Knabe hieß Florian. Er war ein hochgeschossener, schmaler Junge mit flachsigen Haaren und wasserblauen Augen. Wenn er sprach, hüpfte der Adamsapfel in seinem Halse immer auf und nieder. Der Vater schritt hinter den Kindern drein, als trüge er eine Last auf den Schultern, — trug auch eine, aber auf der Seele. Und seine Augen starrten hilflos auf den überschneiten Pfad. Der Pechschaber rief sie in die Stube; denn es war ein reifkalter Wintermorgen.

Einstmals war auch Wenzel Jugel ein fahrender Musikant gewesen; weiß Gott, wie er dazu gekommen war! Aber das Becken und die Pauke

hatte er doch schlagen lernen; er sagte: ‚Mit einem Blasrohr und mit einem Streichholz ist's nicht gegangen,‘ und meinte damit, zu einem Blech- und Holzbläser und erst recht zu einem Geiger habe ihm das Talent gefehlt. Darum, als die drei Brunnen Silber statt Bergwasser sprudelten, hatte er die Kunst an den Nagel gehängt, hatte die Spitzhacke statt des Blechzeugs geführt und hatte Erz statt der Trommel geschlagen. Nun war das auch vorbei. Seine Frau war ihm gestorben; er war ein vermühter Mann geworden und hatte eine letzte kümmerliche Hoffnung: die Kinder.

Aber der alte Stadtmusikant hatte ihm gestern abend bestätigt, woran zu glauben er sich so lange gefürchtet hatte: diese Kinder waren nicht imstande, irgend einem Instrumente auch nur einen bescheidenen Wohlklang zu entlocken.

Allein der Vater gab seine Hoffnung, seine letzte, so leicht nicht preis; war doch da noch der Pechschaber; der verstand etwas und war ein besserer Musikant als der windige Posaunist von der Stadtkapelle.

So kam der Wenz zum Pechschaber und begehrte seinen Rat. Daß mit einem Spiel nichts werde, wollte er am Ende glauben; aber ein paar Akkorde auf der Guitarre hätte wohl selbst er in seiner Jugend greifen lernen, wenn man ihn nur gezwungen hätte. Und nun wäre schließlich doch noch die Stimme; die Singerannemirl trüge gewiß gern Sorge, daß sie ein weniges lernten, um mit der nächsten Kapelle auf die ‚Reise‘ zu können.

Der Mann sprach mit scheuem Blick und verkümmertem Munde. Da nahm der Pechschaber die Geige vom Nagel, stimmte und spielte ein Lied, das die Kinder in der Schule gesungen hatten. Aber sie fanden den Text dazu nicht und wußten ihn doch auswendig. Dann hieß er sie das Lied singen und spielte die Weise. Aber er brach alsbald ab.

‚Hört's auf miteinander!‘ sagte er und: ‚Mein lieber Wenz, das muß ich dir schon mit auf den Weg geben: Ebenso wenig wie einer mit zwei Holzbeinen ein Vortänzer oder ein Zirkusreiter werden kann, ebenso wenig einer ohne Stimme und ohne Ohr ein Sänger, wenn auch nur ein fahrender. Von der Tonleiter sind sie heruntergefallen allebeid, und die Stimme haben sie sich gebrochen.‘

Damit hing er die Geige an den Nagel.

Die Verbitterung, die die Wochen vorher in ihm gewesen war, war allgemach einem fröhlichen Spotte gewichen; denn er dachte, die Erkenntnis werde ihnen allen kommen. Freilich, wenn sie da war, was dann? Es war niemand, der half; es war niemand, der einen Weg suchte. War ihre Verblendung nicht ihr Glück?

Aber der Wenzel Jugel, wie er merkte, daß der Pechschaber Spott mit ihm treibe, weil er nicht wußte, wie groß sein Gram und seine Not

und wie tief die Nacht war, die auf seinem Wege lag (denn er hatte den letzten Kreuzer Spargeld für den Sarg seiner Frau auf einen fremden Tisch gelegt), stützte die Arme auf die Knie und schlug die Hände vor das Gesicht. So saß er lange.

Die Kinder sahen sich mit traurigen Augen an; die Seferl hilflos und in tiefem Gram, der doch schon Zeit genug gehabt hatte, seine Spuren leise auf das junge, schöne Gesicht zu zeichnen; der Knabe Florian aber warf einen gehässigen Blick auf den Pechschaber, weil er seinen Vater nicht geschont hatte.

Und auch den Pechschaber überkam das Mitleid mit dieser Armut; darum legte er dem auf der Ofenbank die Hand auf die Schulter. ‚Wenz,‘ sagte er, ‚eh du dagewesen bist, haben ein paar Hütten im Wald gestanden, wo nun die Bergstadt ist; da ist weder an ein Musikantentum noch an ein Erzbrechen zu denken gewesen und, das sag' ich dir zum Trost, ist doch ein feines Leben gelebt worden! Ein Geld haben wir freilich nicht gehabt, aber das Glück und ein geruhiger Frieden fragen nicht viel darnach. Ich glaube, wir müssen den Mut wiederfinden, wir getrauen uns nicht mehr, mit dem Leben fertig zu werden.‘ Der Pechschaber warf einen lachenden Fluch hervor: ‚Haben denn auf der Welt nur Bergleute und Musikanten Platz?‘

Da erhob sich Jugel von seinem Sitz und ging ohne Dank und Gruß hinaus. Die Kinder liefen hinter ihm drein und liefen hinter dem eilig Schreitenden die schmale Gasse hinab, an der sich nun die Häuser drängten, wo vordem die Stämme des Waldes geragt hatten. Aus dem Fenster des Steinhofhauses schaute ihnen der Pechschaber kopfschüttelnd nach.

* * *

Die Sonne, die in dieser Zeit nicht hoch über den Wipfelsaum der Wälder emporstieg und nur die eine Hälfte der armen Stadt mit ihrem Glanz überschüttete, hatte sich hinter dem Wolkenvorhange verborgen, als die drei in die kahle, kalte Stube ihres Hauses traten. Durch die tiefsten Einschnitte im Gebirgskamme hindurch konnte man eine dunkelblaue Wetterwand wahrnehmen, die lange so bewegungslos und düster stand wie die Bergkuppen. Wie sich aber kurz nach Mittag der Wind erhob, dehnte sie ihre mächtigen schwarzen Schwingen und schwang sich empor und verdüsterte den ganzen Himmel. Der hing schwer und drohend über dem Wald.

Und der Wald begann zu rauschen; der Wind fuhr über das Gebirg; der Schnee jagte in wildem Treiben durch den Tag, und die Dämmerung der frühen Winternacht wob sich hinein.

Der Bergmann Wenz trat um diese Zeit wieder in die Stube, durch die nun eine heimliche Wärme und der Erdgeruch kochender Kartoffeln wehte.

‚Flori,‘ sagte der Mann, ‚jetzt — die Ziege hab' ich verkauft und die Kommod' und die Polsterbank auch noch dazu.‘

Der lange Junge lehnte noch immer fröstelnd mit dem Rücken gegen die Kacheln; seine Lippen hatten einen bläulichen Anflug. Er sagte:

‚Die Kommod' und die Polsterbank — dagegen wäre nichts zu sagen, Vater! Aber die Ziege!‘

Überdem war die Seferl hereingekommen und weinte, wie sie vernahm, daß der Flori die Ziege losbinden und fortführen und gleich das kleine Wäglein mit herbeifahren solle, damit sie die beiden alten Stücke Hausrat alsbald aufladen und das Geld dafür in Empfang nehmen könnten.

Inzwischen war der Bergwind Sturm geworden, schrie in die Schornsteine und blies den Holzrauch darin zurück und warf ihn in die Stube.

Darum konnte der Mann nur mühsam berichten, was er nun vorhabe; denn ein harter Husten quälte ihn, der ihn immer von neuem auf die Bank am Ofen zwang. Dort saß er und hatte den Kopf in die Hände gestützt; es war, als wolle der Husten dem Kranken die Stirne zersprengen. Die Kinder erfuhren: Die Seferl sollte alle Kleidungsstücke und die Wäsche in zwei Bündel packen und dazutun, was ihr sonst noch lieb sei. Währenddem sollte der Flori die Ziege fortführen und die Möbelstücke aufladen. Und wenn dies geschehen sei, sollten die Kinder aus der Stadt gehen und den Weg nach dem ‚Neuen Hammer‘ einschlagen. Gleich darauf wollte der Vater nachkommen, der erst noch bei dem Bürgermeister etwas in Richtigkeit bringen müsse. Bei Vaters Schwester, die auf dem ‚Neuen Hammer‘ an einen Waldarbeiter verheiratet war, wollten sie den Winter verbringen und damit wenigstens dem Hunger aus dem Wege gehen.

Weil die Worte des Kranken immer von neuem durch heftige Hustenanfälle unterbrochen wurden, redete der Flori nicht dagegen, sondern gab der Schwester verdrossen noch einige Weisungen, daß sie dies und jenes nicht vergesse, in die Bündel zu packen. Dann ging er mit ihr hinaus, um die Ziege loszubinden.

Da überkam die Seferl das Elend dieser Stunde; sie kniete schluchzend neben dem Tiere und schlang ihm die Arme um den Hals. ‚'s mag dir leicht nun besser gehen als bei uns,‘ sagte sie, und ihre Worte ertranken fast in ihren Tränen. ‚Aber gelt, wenn wir wieder einen Verdienst haben, so kommen wir zurück und holen dich wieder daher in den Stall. Magst?‘

Auch dem Jungen rann ein Wasser in den Augen zusammen, wie er das Tier über den Flur des Hauses und hinaus in den verstürmten Tag führte. Die Seferl stand auf der schmalen Gasse, die der Schneewind kehrte, und sah den beiden nach. Wie sie endlich wieder hineinkam, dachte sie: ‚Es wär' gescheiter, wir gingen früh bei Tag durch den Wald; freilich leicht,

es schneit und weht die Nacht hindurch, dann ist kein Vorwärtskommen im Bergwald.‘

Sie hatte schon die Hand auf die Türklinke gelegt, um über ihre Bedenken mit dem Vater zu reden, da besann sie sich, daß er das alles wohl auch schon bedacht habe, und daß es am Ende besser sei, sie gingen in Sturm und Dunkel als in Licht und haushohem Schnee, in dem ihnen allen dreien die Herzen erfrieren könnten.

Eine Uhr hatten sie im Haus an der Brücke, aber sie zeigte die Zeit nicht mehr; an dem dämmerigen Lichte, das den ganzen Tag lang auf der kalten Seite des Tales gelegen hatte, erkannte Seferl dennoch, daß es nicht mehr weit vor Nacht sei. Darum eilte sie, tat aus den Kisten, in denen sie die armen Wäschestücke bewahrte, alles hervor; sie hätte es in ein einzig Bündel packen und dennoch tragen können. Sie nahm deshalb etliche Dinge, an denen ihr Herz hing, und von denen sie auch wußte, daß sie der Flori nicht gern lange missen möge, legte sie hinzu und knüpfte die Tücher an den vier Enden zusammen; da war die Habe der armen Brückenleute geschnürt.

Währenddem war der Wenz im schwarzen Kreuzhaus gewesen.

‚Bratel,‘ hatte er gesagt, ‚es ist aus mit uns dreien, und das Hungerleiden ist da! Leicht, ihr erlebt das in dieser Winterszeit auch an den anderen. So will ich mit den Kindern zu meiner Schwester gehen; auch hab' ich etliche Dinge verkauft und habe ein wenig Geld dafür gelöst. Will's Gott, so kommen wir in besserer Zeit wieder. Den Schlüssel zum Haus geb' ich dir in Verwahrung und leg' auch die Versicherungspapiere her; es ist nicht viel, was das Haus wert ist. Ein rechter Gefallen wär' mir's schon, wenn einer mieten käme oder gar kaufen. Aber nun, nachdem die Not auf allen Schwellen kauert, wer soll jetzt kommen und hier wohnen wollen?‘

‚Die Papiere sollte er doch wenigstens bei sich behalten,‘ riet der Schachtelmacher.

Aber Jugel wehrte ab.

‚Schau mich an, Mann,‘ sagte er; ‚wie lang werd' ich's noch treiben? Leicht, das Frühjahr legt mich auf das Sterbelager, und hernach, wenn du alles hast, was nötig ist, so ist dir Müh' und Arbeit erspart. Einen Wunsch hätt' ich schon: Wenn's kommt, daß ein Vormund sein muß, der Prophet tät mir dazu wohl taugen.‘

Dann ging er hinaus.

Als er heim kam, sah er, wie der Flori schon mit einem Gehilfen das Wäglein zu Berg drückte, auf dem die Polsterbank und die Kommode lagen.

Er schaute kaum auf, wie er das Seine fortführen sah. Es war auch niemand auf der Straße als die im Schneesturm aufwärtsstrebenden

Knaben, niemand, der dem Mann in die ruhelosen Augen blicken konnte; wenn es in dem Herzen gewittert, wetterleuchtet es in den Augen.

Er kämpfte sich durch Sturm und Schnee zur Haustür und fand in der Stube die Seferl fertig zum Aufbruch. Sie saß auf der Bank am Ofen zwischen den blauen Hücklein, hatte, was sie an Kleidern besaß, auf dem Leibe und ein wollenes Kopftuch umgetan.

‚Der Flori hat sein Sonntagsgewand unter das schlechte gezogen; es möcht' hart kalt sein,' sagte sie und wunderte sich, daß der Vater sie nicht ansah. Es war, als suche er in den Ecken, ob da noch etwas liegen geblieben sei; aber sie dachte: Es ist die Krankheit und das Leid, das über ihn gekommen ist und ihm den Nacken beugt. Nun geht er in Wind und Wald und will unter fremdem Dache wohnen.... ‚Wir werden schon bald wieder kommen können,' sagte sie tröstsam, und die Tränen rollten ihr über die Wangen.

Wie der Flori zurückgekehrt war, luden sich die Kinder die Bündel auf, und der Vater sagte: ‚Geht nur immer und schaut nicht rückwärts und nicht nach mir aus und seht, daß ihr erst in das Holz kommt, in dem der Sturm nicht mehr so wild ist! Ich komm schon bald nach, will nur rasch noch eine Scheibe in die Windlampe schneiden lassen; eh' die Nacht da ist, hab' ich euch eingeholt.'

Da gingen die Kinder miteinander.

Die Leute, die sie im Wetter wandern sahen, wunderten sich und wußten nicht, was denen aus dem Brückenhaus eingefallen sei. Sie dachten, der Mann werde die Kinder nach Brot ausschicken; denn es war keiner, der in der Waldstadt von seinen kargen Vorräten abgeben konnte oder leihen wollte.

Ein hohläugiges Gespenst schlich um alle Türen; das war die Not.

XV.

Kaum waren die Kinder die schmale Gasse aufwärts geschritten und beim Haus am Stein verschwunden, um sich in Sturm und wehendem Schnee den Hang zum Holz emporzukämpfen, da verriegelte Jugel die Tür seines Hauses von innen, prüfte, ob auch der Schieber vor dem Pförtlein sei, das aus dem Stalle auf den Hof führte, und lief als vor unsichtbaren Verfolgern durch alle Räume; lief die Holzstiege empor, wo an den Balken unter den Schindeln die Windlaterne hing, und tastete in der Dunkelheit nach einer Scheibe, die er irgendwo im Gebälk geborgen hatte. Die schob er anstatt der geborstenen ein, entfernte den Kerzenstumpf und steckte ein neues Licht auf.

Wie er umherleuchtete, stand da auch ein Tönnlein Harz. Das Harz hatte er von seinen Gängen nach dem Schachte mit heimgebracht, oder die

Kinder hatten es gesammelt, damit sie es einst verkaufen könnten. Er warf es umher, er streute es in alle Winkel; er suchte Holzreste und Kistenbretter zusammen und schichtete sie in einer Ecke unter dem Dache über einem Harzhäuflein auf. Am Giebel lag auch ein Rest gerodeter Stöcke, harziges, aber noch nicht getrocknetes Holz, denn es war erst im Regen des Herbstes von dem Schlage hereingetragen worden.

Die Stöcke baute er übereinander, stellte den Stumpf der Kerze, den er aus der verstaubten Laterne genommen hatte, darunter und schichtete einen Kranz Fichtenharz rings um das brennende Licht.

Dann sprang er die Treppe hinab; es war ganz dunkel um ihn und war finster in seiner Seele. Aber die Wetter leuchteten in seinen Augen.

Er lief aus dem Hause, sperrte die Tür ab; nun war darin nur noch das Flämmlein lebendig, das unter dem Wurzelhaufen brannte, ein kleines, sanftes Licht, das noch nicht einmal der Sturm entdeckt hatte, der mit den Schindeln klapperte, durch die Ritzen sang und da und dort ein silbernes Band aus Staubschnee über die morsche Diele des Bodens gewoben hatte.

Er ging immer fort — mit aufgeschlagenem Rockkragen, mit gesenkter Stirn und mit seiner bangen Furcht.

Er schaute sich nicht um; die goldenen Tupfen der erleuchteten Fenster lagen nun unter ihm im Abend. Nur wie er ins Holz trat, sah er einen Augenblick flüchtig zurück. Im Haus an der Brücke war kein Fenster hell.

Vielleicht war auch das Flämmlein auf der Kerze gestorben, das unter den harzigen Stücken brannte. Wenn es doch tot wäre! Es war ihm, er sollte umkehren; ein Hauch seines Mundes reichte hin, es zu töten. Aber dann stand der Hunger wieder in seinem Haus, der qualvolle Hunger und das schleichende Siechtum. Da lief er hin in Nacht und Not, steckte das Licht an, leuchtete auf den verschneiten Waldgrund und suchte die Spuren, die seine Kinder vor ihm getreten hatten.

Wie die an jenen Platz im Forst gekommen waren, von dem aus sie eine lange Wanderung auf einem fußbreiten Pfade durch mannshohe Jungfichten antreten mußten, wandten sie die ängstlichen Augen zurück und sahen das wandelnde Licht. Sie warteten im Schutze des Niederholzes, wo der Schneesturm sie nicht so hart anblies, und hörten, wie der Vater mit einem sprach.

Mit wem redet er denn?

Mit zweien; mit seiner Furcht und seiner Reue. Die will er beide zur Ruhe bringen. . . .

‚Und es ist doch recht; — nein, recht ist es nicht. Aber die Not ist furchtbar. Und wenn das Haus an der Brücke in dieser Nacht nieder-

brennt, so werden sie ihm die kleine Versicherungssumme auszahlen, und er hat mit seinen Kindern für ein Jahr Brot oder noch länger, selbst für den Fall, daß es ihm mit seiner siechen Kraft nicht gelänge, einen neuen Erwerb zu finden. Dieses Geld ist sein letztes und ist seine letzte Hoffnung. Wenn es Sommer wäre, er hätt's nie getan, hätte nie die halbe brennende Kerze in das Harz unter die gerodeten Stöcke gestellt, damit das Feuer sein Haus fresse, das einst sein Stolz gewesen ist; denn im Sommer hätte der Bergwald Gaben gehabt.' . . . So dachte der gequälte Mann. Manchmal schaute er hinter sich und suchte zwischen den rauschenden, verstürmten Wipfeln ein Stück Himmel, zu erkunden, ob es rot wäre, glutrot.

Als er zu seinen Kindern gekommen war, reichte er dem Knaben das Windlicht und trocknete sich die triefende Stirn. Er war den weiten, beschwerlichen Weg von der Stadt her in einer Stunde gegangen. Nun fragte er:

‚Hört ihr Sturm läuten, Kinder? Mir ist, ich vernähme die Glocken.'

Sie gingen hintereinander den schmalen Pfad durch das Dickicht; die Äste der Fichten warfen ihren Schnee um sie; der Flori mit dem Windlichte voraus, der Mann zuletzt.

‚Sturm läuten? Wo soll's denn brennen? Bis hier herauf ruft keine Glocke,' sagte der Knabe. ‚Und bei dem Wetter findet sich kein Läuten durch den Wald.'

‚Es sind die Bergbäume, die rauschen, und ist der Wind, der heult,' sagte das Mädchen.

Dann gingen sie wieder schweigend ein Stück.

‚Mir ist, ich sollte umkehren; mir ist, es müßte was Schlimmes geschehen,' begann der Vater nach einer Weile. ‚Seht ihr nicht den Himmel rot? Hört ihr nicht die Feuerglocken?'

‚Es ist kein Schein am Himmel, Vater!' antwortete Seferl. ‚Du hast das Sausen in den Ohren und hast wieder das Herzklopfen, weil du so rasch gegangen bist. Der Bürgermeister hat dich leicht zu lang aufgehalten, gelt? Nun, da wir Licht haben, wollen wir langsamer gehen. Es ist höchstens noch eine Stunde Wegs bis zum Hammer.'

Da schritten sie wieder durch hohes Holz und schritten ins Tal. In den Wipfeln über ihnen wühlte der Wind, und zwischen den Stämmen schimmerten endlich die Lichter der Waldhäuser, die sie erreichen wollten.

Wie sie ganz nahe waren, hörten sie Stimmen vor den Hütten und lautes Rufen. Dem Bergmann wollte das Herz still stehen.

‚Es ist eine schlimme Nacht,' sagte er, ‚und ich müßte im Schnee erfrieren, wenn der Weg weiter wäre. Kommt, Kinder,' — er lehnte sich totenbleich an einen Stamm, — ‚kommt, führt mich, daß wir vollends zu den Häusern kommen!'

Er riß sich die Joppe vor der Brust auf und löste sich das wollene Halstuch und rang nach Atem. Da begann Seferl laut zu weinen:

‚Flori, siehst denn nicht, der Vater will sterben! Flori, lauf und hol die Frau Muhme, — Flori, — Flori!‘

Aber der gequälte Mann wehrte ab. ‚Es wird besser werden. Kommt,‘ — er reichte ihnen seine Arme, — ‚wir wollen ganz langsam gehen!‘

Und er senkte seine Stirne, und in seine Augen warf das höllische Feuer der Qual seiner Seele einen irren Schein. Die Kinder schauten angstvoll zu seiner Hilflosigkeit empor. Sein Haupt neigte sich tiefer und ruhte nun mit dem Kinn auf der Brust wie eines Sterbenden oder eines armen Sünders im letzten Stündlein. Das war, weil er sich vor dem blutroten Scheine fürchtete, der irgendwo durch das Dach des Waldes hereinleuchten könnte.

‚Ist das Rufen immer noch um die Hütten?‘ fragte er mit zitternder Stimme.

‚Ja, Vater! Es ist wohl die Kufe eines Schlittens zerbrochen; denn was sollen die Leute sonst in der kalten Nacht?‘

Eilige Lichter liefen zwischen den Häusern. Nun waren die dreie vor der Wohnung des Holzhauers angelangt, die ihr Ziel gewesen. Die Waldleute dachten: Das sind die ersten, die geflohen sind. Es kamen etliche herzugelaufen und redeten auf sie ein und fragten, wo der Brand sei. Aber die Kinder sagten: ‚Ein Feuer ist? Und in der Stadt? So muß es in dieser Stunde erst aufgekommen sein! Mein Gott!‘

Da sahen andere, daß der Mann bleich war wie der Tod.

‚Was ist denn mit dem Jugel?‘

‚Krank ist er.‘

‚So sehr krank!‘ jammerte das Mädchen. ‚Er kann halt das rasche Gehen nicht vertragen.‘

‚Und in solcher Nacht und in solchem Schneesturm durch den Bergwald!‘

Da faßten den Kranken zwei Männer unter den Armen und leiteten ihn hinein ins Haus. Und über dem Gebirge stand ein blutiger Schein und wuchs und wuchs bis in die Mitte des Himmels.

XVI.

In dieser Nacht stiegen etliche Männer der Waldhäuser den Berg empor und gingen im Brausen des Winterwinds die Pfade, auf denen am Abend die Brückenleute gekommen waren. Ein rotes, ruheloses Scheinen irrte über den Schnee und ward leuchtend wie Licht der sinkenden Sonne.

Die Männer liefen und hörten ein Brausen und Knattern. Es war aber nicht das Brausen des Sturmes, der durch die Wintermitternacht raste; es war auch nicht das Bersten stürzender Stämme.

Wie sie auf den Schlag hinter dem Steinhofe traten, lag unter ihnen im Tal ein wildes, wogendes Meer von Flammen. Und goldene Bälle wirbelten darüber durch die Nacht. Diesseits und jenseits des Waldwassers lohte die Glut, nicht aus einzelnen Dächern, nicht als einige himmelflammende Feuer: es war ein einziges mächtiges Rauschen, und der Bergbach bahnte sich seine Straße mitten hindurch und war wie wallendes Gold.

Die Sturmglocke heulte; die Menschen jammerten; die Flammen fraßen. Und der Wind wehte sie auseinander und jagte sie über die armen grauen Schindeldächer, zuerst wie einen goldenen Schmuck, zuerst wie strahlende Kronen. Dann wuchsen sie und wurden eine lodernde Säule Brand. Und wie das abendgoldene Meer als wallender Purpur und königlich und unaufhaltsam gegen den Strand rollt, so rollte das furchtbare Meer der Flammen als siedendes Gold und königlich und unaufhaltsam die Bahnen, die der Wind ihm wies, und rollte zuletzt die steile, schmale Gasse empor, die gegen den Steinhof führte. Und hoch im Dunkel der Nacht wirbelten immer mehr goldene Bälle Brand und flogen auf die Waldblöße hinter dem Haus am Stein.

Das war an diesem Ende der Stadt das einzige, das nicht brannte. An zweihunderten der armen Häuser fraß das Feuer; über zweihundert Dächer rollte die goldene Flut. Nur die zutiefst im Tal gelegenen und am Fuße des Kirchberges erbauten Wohnungen blieben verschont.

Auf den verschneiten Stiegen zum Wildkirchlein knieten die Menschen und knieten um die Hörner des Altars und riefen zu Gott in ihrer großen Not. Droben um das Haus am Stein aber standen andere und rangen die Hände oder sahen hilflos und stumm, wie alles verging.

Und so sprachen etliche miteinander:

‚Im Brückenhaus ist es aufgekommen.‘

‚Leicht, der Jugel hat's angesteckt.‘

‚Red nicht töricht! Warum soll der Jugel sein Haus anstecken? Der Sturm hat die Glut aus dem Ofen geblasen und hat das Holz entzunden, das davor und dahinter gelegen hat. So ist's gekommen.‘

‚Aber es hat zuerst aus den Schindeln geschlagen und ist auch gleich über das ganze Dach gelaufen.‘

‚Natürlich, aus der Stube, die Holztreppe hinauf, das ist für ein wildes Feuer ein Sprung. Und droben in die Dürre! Und droben in die harzigen Stöcke!‘

‚Eine Tonne Pech haben die Brückenkinder über Sommer auch zusammengetragen. Wie's einmal die gehabt hat, dann ist kein Halten mehr

gewesen; es haben glühende, brennende Bäche zu laufen angefangen und sind durchs Haus gerannt: keine fünf Minuten, und alles ist eine Flamme gewesen.'

‚Wißt ihr auch, daß der Brückenmann von seinem Hausrat verkauft hat?'

‚Was ist denn dabei? Leicht, du hättest auch verkaufen müssen. Nun hat das deinige das Feuer.'

So redeten sie hin und her. Und sie sagten von Stund an nicht mehr ‚der Jugel' oder ‚der Brückenmann', sondern sie nannten ihn den ‚Zunder'; denn aufgekommen war der Brand in seinem Hause. Daß er das Feuer hineingelegt habe, um in seiner höchsten Not die versicherte Summe zu erhalten, mutmaßten wohl einige. Aber der Verdacht der Böswilligkeit verlor sich so rasch, wie er gekommen war, oder ward nicht mehr laut; denn die erste Flamme war gesehen worden, wie der ‚Zunder' bereits zwei Stunden die Stadt verlassen hatte.

Lange nach Mitternacht rasselten die Spritzen der entfernten Bergdörfer heran. In hohen silbernen Bogen zischten die Strahlen in das Gold des Brandes; aber weil nichts zu retten war, ergossen sie sich alsbald über die gefährdeten Häuser am Strand des feurigen Meeres. Allein gegen den Steinhof hin führte kein Weg mehr. Quer durch das Tal wogte der Brand und wogte von Bergsteile zu Bergsteile und war, als wolle er sich emporfressen zu dem wildrauschenden Walde.

Da liefen die Männer mit Äxten und schlugen den Wald; und die Stämme stürzten die Hänge herab und versanken in dem goldenen Meere.

XVII.

Während der Zunder in einem hitzigen Fieber auf seinem Lager lag und manchmal aufsprang, weil der Brand mit hundert feurigen Mäulern hinter ihm dreinkriechе, und wie es über der Waldstadt Tag und Nacht und wieder Tag geworden war, lag im Tal um das Wildwasser eine Trümmerstätte. Der Schneewind heulte darüber und warf seine Decken auf verkohltes Gebälk, über geborstene Mauern. Und das Elend war den nun ganz Verarmten nachgeschlichen und wohnte mit ihnen im unteren Teile der Stadt, den das Feuer verschont hatte.

Nur *ein* Haus stand noch auf der Höhe: das Haus am Stein. In dem Giebel nach der Trümmerstätte zu wohnte Matthias Bratel, der kleine Prophet, mit der Singerannemirl. Jenes Stüblein, in dem diese einst geschlafen hatte, gewährte nun dem alternden Propheten und seinem Weib Unterkunft, und der Bürgermeister und seine greise, rundliche Frau teilten ein Zimmer mit den Pechschaberleuten. So wie das Haus am Stein waren alle Häuser von Abbrändlern besetzt; oft mußten diese sogar in den bitter-

kalten Bodenräumen unter den klappernden Schindeln Obdach suchen, wo zwischen dem Gebälk die unbenützte Streu der Ställe dem Eindringen des Winterwindes wehrte und ein karges Öflein karge Wärme spendete.

In dieser Zeit der Not besann sich der Kaiser auf die Armen im Bergwald. Aber was war seine Gabe unter so viele? Wer gab jenen, die unversichert um Dach und Habe gekommen waren, zurück, was sie verloren hatten? Die saßen frierend und hungernd und saßen ohne Hoffnung mit ihren verhärmten Herzen an fremder Herdstatt.

Und immer wanderte der Wind durch die zerstörte Stadt, und immer trieben die Flocken. Die wob der Wind zu langen, silbernen Mauern, als wolle er wieder bauen, was er durch sein trutziges Blasen vernichtet hatte.

Um diese Zeit saßen sie im Steinhof beisammen — vier Familien unter dem kleinen Dach. Sie rieten und sorgten und fanden doch keinen Weg, von dem Hilfe kam.

Da traf ein Brief an die Pechschaberleute ein; der kam aus Wien und war von ihrem Sohne geschrieben. Die Zeitungen hatten von dem verheerenden Brande berichtet, dem eine kleine Bergstadt zum Opfer gefallen war, deren Namen kaum jemand kannte. Und so schrieb Georg Zeitel:

‚Aus den Zeitungen hab ich Euer Elend erfahren; die Zeitungen sagen: Die Not ist groß. Aber ich weiß nichts, als daß etwa die Hälfte der Stadt zerstört wurde, weiß nicht, ob das Haus am Stein noch steht, und ob Ihr alle am Leben seid. Aus den Nachrichten der Blätter ist mit Bestimmtheit nur das eine zu ersehen, daß niemand in den Bergwald gekommen ist, der eine Darstellung des großen Unglücks hätte geben können. Ich habe keine frohe Stunde, bis Ihr mir schreibt, wie alles steht. Wenn das Elend so groß ist, wie ich glaube, daß es sein muß, da nun ja auch die Zeche still liegt und gar kein Verdienst mehr ist, so will ich heimkommen und will mit der Schwester in die Säle der Städte reisen, oder wir wollen alle vier gehen und wollen nun doch fahrende Musikanten sein, die um ein Almosen für die abgebrannte Bergstadt spielen. Lieber Vater, in diesem Falle wirst du nicht zornig werden! Es ist ein Gedanke, den mir die Sorge eingegeben hat; und wenn der Winter vorüber ist, will ich wieder hierher zurückkehren und mit Erfolg fleißig sein wie bisher.‘

So las der Pechschaber, und sein Herz ward froh daran.

‚Vinzenz Alois Bratel, jetzt — noch einmal landfahren gehen wir! Recht ist's, und der Pechschaberbub muß helfen,‘ rief er und schlug dem Bürgermeister seine Hand auf die Achsel. ‚Annemirl,‘ sagte er zur Frau des kleinen Propheten, ‚setz dich her und schreib ihm: Recht wär's, und er soll sich eilen, daß er ins Haus an den Stein komme! Einen Winter lang

und von dem großen Elend getrieben wollten die Pechschaberleut schon noch einmal mittun. Und zuletzt schreibst du ihm: „Du sollst auch Noten mitbringen, verschiedenes zum Streichen und etliches zum Singen! Unsere sind sporfleckig und aus der Mode. Und lebendig sind wir noch alle.“‘

* * *

In dieser Stunde suchte der Pechschaber sein Blasholz wieder hervor, stimmte die Geige für sein Weib, und sie begannen ein Üben und Blasen und Streichen wie in der vorigen Zeit.

Am Morgen des dritten Tages zogen sie aus, und wohin sie kamen, öffneten sich ihnen die Herzen; und das Mitleid mit den Unglücklichen im Gebirge gab so reichlich, daß fast an jedem Tag ein ansehnlicher Geldbetrag von den Pechschaberleuten für sie eintraf.

Da wurden die Armen im Bergwald wieder voll Hoffnung; etliche ließen sich das Almosen vom Bürgermeister auszahlen, wußten, wem sie es zu danken hatten, gingen hin und redeten hart von dem Pechschaber:

‚Leicht, wenn er nicht gewesen wäre, hätten alle Häuser fahrende Spielleute in der Welt, und statt aus dem einen Quell ränne das Geld aus hunderten in die zerstörte Stadt und schüfe, daß wieder ein Glück blühe, wo jetzt das Elend wohnt.‘

Andere sagten: ‚Soviel bringt das Musikantentum ein? Ja, ist denn der Pechschaber die Jahre her verblendet gewesen, daß er dagegen geeifert hat und feindselig gegen uns geworden ist? Ist er denn verblendet gewesen, daß er seit zwanzig Jahren Stöcke rodet und Holz schlagen geht, anstatt sich das Geld auf so leichte Weise und in solcher Menge zu verdienen?‘

Und es waren noch andere, die redeten auf ihre Kinder ein und stellten ihnen die glücklichen Pechschaber als ein Beispiel hin, dem sie nacheifern müßten. Sie sagten: ‚Wir haben uns ein Leben lang siech gearbeitet im Wald und unter Tag und haben uns nichts erschafft als den vermühten Leib und eine Armut ins Haus. Das ist, weil wir keine Musik erlernt haben. Holzschlagen und erzgraben und handwerken oder eine Fabrik in den Ort: es ist alles nichts und bringt keinen Wohlstand. Aber in dem Musikantentum — darin liegt's. Seht euch die Pechschaber an! Sie fahren in der Welt umher, leben herrlich und in Freuden, schaffen nichts und verdienen soviel, daß sie Hunderte von Menschen ernähren können.‘

So redeten sie in ihrem engen Sinn, und so sahen sie das Werk der Liebe von vielen Tausenden, die sie nicht kannten. Das Mitleid stand an ihrem Wege der Not und hatte offene Hände und gab ihnen aus diesen Händen. Aber sie erkannten es nicht, sondern dachten, es sei die Kunst der Leute aus dem Haus am Stein, die Kunst des Pechschabers, der mit ihnen

Stöcke roden gewesen war; die Kunst der Frau, die ihnen Salz und Mehl und ihren armen Kram in dem bescheidenen Lädchen verkauft hatte, und die längst nicht mehr jung und von gelenkigen Händen war. Und doch warfen ihr die Stadtleute das Geld in Haufen auf ihren Teller, wenn sie an den Tischen sammeln ging.

Sie wußten auch nicht, daß die Freigebigkeit derer im Lande aus zwiefachem Mitleid erwuchs: aus dem Mitleid mit dem Elend der Bergstadt und aus dem Mitleid mit der hilflosen Kunst der fahrenden Musikanten.

Nur dem Spiel des einen lauschten sie mit andächtigem Herzen; nur der Geige des Jünglings spendeten sie bewundernden Beifall.

Aber auch zu ihm und seiner jungen Kunst hätten sich wohl nur wenige gefunden, wenn nicht die Geschichte seines Lebens und seiner Laufbahn wie ein Märchen geklungen hätte: ‚Noch im letzten Sommer ist er ein Holzhauer gewesen. Als Kind hat er die Ziegen gehütet und Astholz gelesen. Aber der Kaiser hat ihn entdeckt und hat ihn prüfen lassen; und weil der Junge ein so außergewöhnliches Talent besitzt, studiert er auf des Kaisers Kosten.‘

So war es am letzten Ende die — Neugier, die die Musikanten aus der Bergstadt sehen und ihre Berichte hören wollte, die Neugier, die die Kosten des zerstörenden Brandes trug.

Aber die im Bergwald erkannten das nicht, sondern sie sagten: ‚Wohlan, die Bergstadt hat das Feuer gefressen; so soll eine Musikantenstadt aus dem Schutte wachsen!‘

XVIII.

Der Zunder war im fernen Waldhause gestorben, und seit dem großen Brande waren drei Jahre vergangen. In einem Jahr war einst aus einem kleinen Walddorf eine Stadt gewachsen; in einer Nacht und in einem Tage war sie wieder vernichtet worden. Aber nun hatten die drei Jahre fahrenden Musikantentums, dem sich ihre Bewohner zugewendet hatten, nicht einmal hingereicht, alle Trümmerhaufen zu entfernen. Wohl standen da und dort neue, kleine Häuser, wohl war in diesem Herbste da und dort ein Gärtlein zu schauen, in dem die bunten Abendsterne des müden Jahres, die Georginen und Astern, aufgingen. Aber die meisten Menschen hatten das Geld der Versicherung in der Zeit der größten Not aufgebraucht und zahlten nun Zins für die kleine Stube, die sie ermietet hatten.

Da mußte der Bergwald wieder helfen; und er half im Sommer mit Beeren und Holz, im Herbst mit Schwämmen und mit Moos für die Ritzen der Fenster, damit der harte Wind des Winters nicht hindurchwehen könne.

* * *

An einem dieser Herbsttage kam ein steinaltes Holzweiblein mit einer Last dürrer Äste auf dem Rücken den Bergpfad beim Stein herab und schwankte nach der Bank vor dem Hause des Pechschabers. Das war Hanna Veit, die Mutter des Wildschützen.

Der Pechschaber trat hinzu und löste ihr den Strick, der ihr so hart in die Achsel schnitt. Aber die Alte wehrte ihm: ‚Nicht abhucken will ich, Pechschaber, nur ein wenig verschnaufen tät ich gern!‘ sagte sie mit ihrer weinerlichen, zitternden Stimme.

‚Gelt, Hanna, hätt'st nicht gedacht, daß du eine Last Holz und siebzig Jahre einmal den Berg hereinschleppen müßtest? Wiegen arg schwer, die beiden miteinander.‘

‚Jeßmaria,‘ seufzte das Weiblein, ‚'s möcht schon alles sein, Pechschaber, wenn's nur die beiden wären! Aber nun müssen sie meiner fremden Tochter das Bein abschneiden, hat der Doktor gesagt.‘ Der Pechschaber erschrak. ‚Der Brand ist hineingekommen,‘ berichtete die Alte zwischen ihren Tränen hindurch. ‚Und nun ist der Veit auf der Fahrt — weiß Gott, wo er aufspielt — und denkt, gewiß ist sein Weib daheim wieder wohlauf und kommt bald, ihn zu suchen, und hilft ihm wieder spielen.‘

Weil Mutter Hanna sich anschickte, das Gebund Holz sich wieder aufzuschnüren, warf sich's der Pechschaber über die Schulter. ‚Komm nur, ich trag dir's schon das Stück den Berg hinein!‘

Da sahen ihn die greisen Augen mit einer tiefen, rührenden Dankbarkeit an, und die Alte erfaßte ihn am Joppenärmel: ‚Pechschaber, ist's, weil ich hätt' schon lang zu leben aufhören müssen, oder seh' ich mit meinen trüben Augen doch noch recht? Mir ist, bei dem großen Feuer ist all unser Glück verbrannt. Ist halt auch nur ein kleines, ärmliches Glück gewesen und ist in der Hölle, die damals losgebrochen ist, vollends hingewelkt. Klein und ärmlich ist's gewesen, Mann, aber es war doch da!‘

Da furchte sich dem Pechschaber die Stirne: ‚Mußt nicht sagen: Seit dem großen Feuer, Mutter Hanna! Mußt sagen: Seitdem die Leut' auf der Straße liegen! Was das Feuer gefressen hat, das hätt' sich auch von der Armut wieder neu schaffen lassen. Aber jetzt, was in den Staub der Landstraßen fällt, und was im Dunst der Bierstuben verdirbt, das ist dahin, ist ewig dahin und war doch unser einziger Reichtum. Und das sag' ich dir: Wir stehen erst am Anfang vom Wege. Wenn wir ein Stück weiter sind, so wollen wir an den heutigen Tag denken und wieder miteinander reden.‘

Da wischte sich die alte Frau mit der Sackschürze die Augen aus: ‚Pechschaber, wenn bessere Zeiten wären, so tät ich dir jetzt sagen: Red' darüber, mit wem du willst! Ich bin hernach auf die Reise gegangen, aber dorthin, wo die lieben Engelein aufspielen, und wo gut ruhen ist.‘

Sie setzte sich auf einen Stein am Weg, um zu rasten; denn mit dem Manne Schritt zu halten kam ihren siebzig Jahren sauer an. Dann fuhr sie fort:

‚Aber nun — möcht' einer nicht sagen: Jetzt, bei den schlechten Zeiten, da kann ich doch nicht auf und davon? Der Frau daheim wollen sie das Bein abschneiden; was soll denn geschehen mit ihr, wenn ich ihr jetzt wegsterb'?'

‚Ist schon recht, Hanna!' nickte der Pechschaber. ‚Soweit sind wir gekommen: Die Alten können nicht sterben, weil sie keine Zeit dazu haben; die Müden können nicht schlafen; die Kranken können sich nicht gesund pflegen; denn die Jugend ist draußen und gibt um rote, armselige Kreuzer ihren Reichtum hin: Gesundheit an Leib und Seele, Ehrlichkeit, Treue, den Willen zur Arbeit und noch viel mehr.'

Da richtete sich die Alte seufzend an dem Ast empor, den sie als Stab gebrauchte.

‚Ich weiß schon, Mann, du bist dem Musikantentum feindlich, und sie sagen sogar: Es ist der Neid, der in dir frißt, weil sie's dem deinigen nachtun möchten. Aber es ist doch manches gut und richtig, wie du es meinst. So geb' der liebe Gott, daß du am Ende doch nicht recht behältst!'

Da waren sie miteinander vor das kleine Haus gelangt, in dem die Frau des Veit mit ihrer Angst verlassen lag.

Der Pechschaber ging mit hinein und nahm die schmale, bleiche Hand, die den herben Zug der Schmerzen trug, in die seine. Aber das Elend, das in dieser armen Stube wohnte, war zu mächtig, als daß der Mann ihm hätte einige Worte windigen Trostes hinwerfen können. Der Jammer schloß ihm den Mund, und er legte dem siechen Weibe seine Hand auf die Stirn.

So saß er lange, und sie sahen sich einander in die Augen.

‚Es ist keiner fahren aus deinem Hause, Pechschaber?' fragte sie, und die Worte tasteten sich mühsam und schwach ihren Weg.

Der Pechschaber schüttelte mit dem Kopf: ‚Da sei Gott vor!'

‚Und der Girgl? Wird er nicht bald kommen und eine Kapelle bilden und mit ihr hinausgehen? Veit wartet auf ihn.'

‚Nein. Er ist nun erster Geiger geworden am Stadttheater in Prag, Frau! Und er hat eine Stiftung erhalten, was sie auf der Schule ein Stipendium nennen; dafür soll er nach Italien reisen und noch mehr lernen. Aber zu solchem gottvergessenen Unfug wie dem fahrenden Musikantentum hat er keine Zeit.'

Der Mann sprach hart, und es war eine bittere Gehässigkeit in seinen Worten; das war immer so, wenn sie mit ihm von derlei Dingen redeten. Aber nun überkam ihn die Reue; denn er sagte sich, daß es ein schlechter

Trost sei, zu einem vom Glücke zu reden, das anderen geschenkt ist, wenn ihn ein abgrundtiefes Leiden quält. Darum begann er:

‚Meinst du, daß man den Veit herzuholen sollte, Frau?‘

Aber sie wehrte ab: ‚Laßt mit mir geschehen, was mag! Ich will schon tragen, was ich tragen soll. Aber er — kann ich ihm nun noch eine Last aufbürden zu der, an der er schon so schwer trägt? Pechschaber, — erst ein wilder Schütz im Wald und ein verwegener Schmuggler, dann selbst ein angeschossenes Wild, darauf ein siecher Bergmann und zuletzt ein darbender Musikant — ein darbender, jawohl, Mann! Denn er schickt ein paar Gulden heim, wenn er kann, heim zu seinem elenden Weibe, das mit ihm arbeiten und mit ihm verdienen sollte.‘

Da schlug die Kranke die Hände über das Gesicht und brach in ein lautes Weinen aus.

Weil die greise Hanna sich über diesem Schluchzen am Ofen hinaus in den Stall und von da wieder in die Stube getastet hatte (die Beschwer des Bergweges hatte ihren Rücken noch tiefer gebeugt) und doch nicht nach dem Grund des lauten Weinens fragte, erkannte der Pechschaber, daß die schwerleidende Frau die Qual ihres Daseins häufig in dieser Weise übermanne. So war das der Alten allmählich zur Gewohnheit geworden.

‚Gott mag helfen!‘ weinerte sie.

Die Kranke ward wieder still und sagte:

‚Ein ganzes Leben hab' ich dir beschrieben in diesen paar Worten. Armut war immer; aber zu Anfang war doch auch noch eine Freude dabei. Jetzt, wie er sich vermüht und halb siech gemacht hat, jetzt ist es eitel Elend.‘

Und nun berichtete sie mit der Ausführlichkeit der Kranken von ihrem Leiden, berichtete, wie sie gefallen, und wie das alles so gekommen sei, und gedachte des Endes. Sie sah mit starren, traurigen Augen an die rauchgeschwärzte Decke. ‚Im besten Fall lauf' ich mit einem Holzbein durch das Leben. Und mit einem Holzbein, Pechschaber, holt einer wohl den Tod ein, aber die Freude läuft schneller, und die Freude läuft solch einem armen Krüppel davon!‘

Der Pechschaber zog die Achseln; aber er sagte: ‚Mußt nicht so finstere Gedanken haben, Frau! Was eine rechte Freude ist, die spielt nicht Nachlaufen mit den Menschen, die springt ihnen entgegen und fliegt ihnen ans Herz.‘ Er schaute sich in der Stube um: ‚Ich hab' doch immer gedacht: Es ist heut so still bei euch! Jetzt weiß ich: Die Kinder hast nicht mehr daheim, gelt?‘

Um den Mund der Kranken zuckte der Schmerz: ‚Nein, die haben wir alle drei in das Haus auf dem Bühel gegeben, schon eh' wir auf die Reise gegangen sind. Ich hab' gedacht: Die Mutter könnt' sich auch nicht

um alles kümmern; sie muß nach Holz in den Wald und muß Schwämme und Hagebutten sammeln, wenn sie im Winter auch einmal ein anderes Essen auf dem Tisch stehen haben will als immer Erdäpfel. Und das Wasser ist mir so nah am Haus und ist hier gar so wild; auf dem Bühel ist Holz und keine Gefahr für die Kinder. Die Bühelfrau, seit sie ihren Mann begraben haben, verdient sich das Ziehgeld gerne. Es haben ja auch noch andere ihre Kinder zu ihr gegeben und ist damit ein neues Gewerbe entstanden, seit wir eine Musikantenstadt sind.'

So sprach sie. Und weil der Pechschaber hörte, daß ihre Stimme zitterte und sterbensmatt war, reichte er ihr die Hand.

‚Bis ich wieder aus dem Bett kann, müssen sie nun schon fortbleiben; denn an ein Reisen werd' ich nicht mehr denken können,' sagte sie traurig.

Der Mann aber dachte: ‚Wenn sie mich jetzt fragte, was besser wäre, das Holzbein und die Kinder daheim oder zwei gesunde Beine und Landfahren und die Kinder in fremdem Hause, so sagte ich ihr: Nimm das Holzbein und die Kinder!'

Aber er schwieg und sah mit nachdenklichen Augen über ihr Bett hinweg und sah zum Fenster hinaus; denn er dachte, sie würde ihn doch nicht verstehen. Ein heimlicher Zorn überkam ihn. . . .

Da riß ein Knabe die Türe auf.

‚Pechschaber, ich hab' den Berg hereinspringen sollen, so schnell ich kann; heimkommen sollst! Es muß etwas mit dem Bürgermeister nicht recht sein. Nur schnell heimkommen!'

‚Hast dich nicht verhört, Bub?'

‚I nein; 's ist schon recht, wie ich gesagt hab'.'

Wie der Pechschaber den Weg gegen den Stein anstieg, dachte er nicht so sehr an den alten Bratel, der leicht nur mit ihm über eine Angelegenheit reden wollte; denn er hörte gerne fremden Rat und um so lieber, je älter er geworden war. Er dachte vielmehr daran, daß die Eltern, die in die Welt gefahren waren, ihre Kinder nun schon bei fremden Leuten unterbrachten. Die Frau hatte ganz richtig gesagt: Ein neues Gewerbe ist entstanden. Ein feines Gewerbe, das! dachte der Pechschaber. Zeit genug, die Kinder in die Welt zu setzen, haben sie, aber Zeit, sie aufzuatzen, haben sie nicht.

Er ging mit gesenkter Stirne und schickte seine Gedanken ein paar Jahre voraus: es werde in der kommenden Zeit eine Menge Buben und Mädchen im Ort umherlaufen, die weder Vater noch Mutter, weder Liebe noch Treue kennen; denn sie sind von solchen aufgezogen, die ihnen nur soviel geben, als ihnen das karge Geld wert war, das sie dafür erhielten. Und so billig kauft man Liebe und Treue nicht! Und um so ein paar windige Kreuzer ersteht einer keine Tugenden!

Das war ein Ausblick in eine trübselige Öde der Herzen und war ein Weg, auf dem er seine Gedanken noch nie hatte wandern lassen. Darum war er daran, sie ein Stück weiter zu schicken, damit sie sich noch ein wenig umschauten.

Aber da stand droben vorm Haus am Stein die Pechschaberin und legte die Hände um den Mund und rief hindurch. Der Mann hob die Augen und erkannte die große Not, in der die Frau war. Er schritt schneller zu Berg und sah sie alle vor die Haustüre laufen.

Auch die Annemarie und der kleine Prophet und der Schani Bratel (der die Prophezeiung von den schlechten Zeiten getan hatte) und die Bärbel waren gekommen. Die hatten sich auf der Brandstatt ihre Häuser wieder aufbauen lassen. Nur der Bürgermeister und die Frau Dorothea, die nach dem Brande ihr Amt nicht wieder aufgenommen hatte, waren im Haus am Stein geblieben. Sie hatten die beiden Giebelstuben inne; ‚denn,‘ hatte der alte Bratel gesagt, ‚zum sterben sind sie groß genug. Und was werden wir zwei noch weiter vorhaben auf der Welt?‘

‚Mann,‘ rief die Pechschaberin, ‚komm nur rasch; er macht's gar aus, der Bratel! Der Schlag hat ihn getroffen, und nun liegt er im Bett, und der Schani sitzt bei ihm und hat gesagt, das wär' sein Ende.‘

Der Pechschaber tat die Schuhe aus und stieg die Holzstufen empor und trat ganz leise in die Stube.

Da saß der Prophet am Lager seines Vaters und hatte ihm die Spitzen seiner Finger auf die geschlossenen Lider gelegt.

‚Er ist gestorben,‘ sagte er.

Dann standen die beiden Männer mit gefalteten Händen und mit gesenkten Stirnen. Sie beteten.

(Fortsetzung folgt.)

Christmas Carols.

Von

Frank E. Washburn Freund.

Man weiß, daß englische und schottische Volksballaden uns Deutschen den ersten ergebnisreichen Anlaß gaben, uns mit Volkspoesie zu beschäftigen. Vornehmlich des Bischofs Percy ‚Reliques' wurden wieder und wieder übersetzt, und Stücke seiner Sammlung bilden ja eingestandenermaßen den Grundstock der Herderschen ‚Stimmen der Völker', die nun längst schon zum Hausbuch des deutschen Volkes geworden sind. Dann aber kam ganz natürlich eine Zeit, in der man sich vor allem der eigenen ungehobenen Schätze entsann, wo man im eigenen Lande zu suchen, aufzuzeichnen und auszugraben begann und sich am eigenen Gute erfreute. Die erste große Gabe dieser Bewegung war Arnims und Brentanos ‚Wunderhorn', dann Uhlands Volksliedersammlung und die große Sammlung des Freiherrn Rochus von Liliencron, die abgekürzt den 13. Band der Kürschnerschen Deutschen Nationalliteratur bildet: ‚Deutsches Leben im Volkslied um 1530.'

In diesen deutschen, heimischen Sammlungen spielt nun die Ballade nicht mehr die allbeherrschende Rolle, die ihr in den Übersetzungssammlungen aus dem Englischen zugefallen war. Volkslieder der verschiedensten Art, mehr lyrischen als erzählenden Charakters, Lieder voll naiven Glaubensempfindens und mystischer Ergriffenheit, namentlich jene süß treuherzigen, alles Liebe und Gute im Menschenherzen aufdeckenden Marienlieder, dann wieder Lieder voll derben, kecken Humors, Liebes- und Trink- und Soldatenlieder, sie alle finden sich hier. Sollten sie im Gegensatz zu den englischen Volksliedern etwas spezifisch Deutsches darstellen, nicht in der Volkspoesie jenes Volkes ihresgleichen haben? Sie haben es in Wirklichkeit; aber jene ersten Sammler englischer Volkspoesie, die bei aller äußeren Bescheidenheit stolz darauf waren, diese alte, echte Poesie wieder entdeckt zu haben, sie hatten offenbar diese Art schlichter Lieder einer Wiedergabe nicht für wert erachtet. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war deren Zeit noch nicht gekommen. Nur die Ballade wurde der Aufnahme in den Kreis der Poesie für würdig und wert erklärt. Nur in Shakespeares Stücken lebten einige kleine lyrische Lieder aus alter Zeit ihr Dasein weiter. — Aber noch etwas anderes kam hinzu, diesen Volksliedern damals ein Auferstehen zu verwehren. Das englische Volk hatte nämlich zum großen Teil aufgehört, gerade die schönsten, lieblichsten und reinsten Lieder seiner Sprache zu singen. — Wie in Deutschland gehen die Anfänge der Lyrik (und auch Dramatik) in England auf die Kirche

zurück. Mönche, ihrer Abstammung nach Söhne des Landes, dichteten im Angellande so gut wie in den deutschen Landen jene inniggefühlten Verse in spätlateinischer Sprache, in denen der dichterische Genius einer hochbegabten Rasse und tiefreligiöses Fühlen das Wunder zustande brachten, ein für ganz andere Werte ausgebildetes Idiom zum Ausdruck schlichter Ergebenheit, herzlichen Kindfühlens und tiefinneren Ahnens und Einsfühlens mit der Gottheit zu zwingen, in denen der süß holde Reim und ins Herz dringende Rhythmus schon die Blüte einer neuen Dichtkunst erhoffen lassen. Und wie dann die Mysterienspiele allmählich mehr und mehr zu weltlichen Schauspielen wurden, die, solange sie festen Grund im Volksherzen hatten, bei aller gelegentlichen Roheit doch echt und wahr blieben, so geschah es auch mit der Lyrik, die teilweise ja auch als Einlagen in jenen Spielen gesungen wurde. All jene Blüten kindlichen und frommen Geistes nun, in denen das Volk das Wunder der Geburt des Heilandes, die reine Himmelsmagd, die Legenden der Heiligen besungen und bestaunt, sie wurden unbarmherzig geknickt von dem Herbstwind kalt puritanischen Geistes, der dorrend über die Lande fuhr und an Stelle naiver Herzenspoesie, freudigen Schauens die gequälten, abstrakten Worte solcher setzte, die sich gelehrt fühlten und nicht des Wortes gedachten: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein —.‘ An Stelle der ‚Sohnschaft‘ war eben wieder alttestamentliches ‚Knechtsein‘, an Stelle der Liebe und des Erbarmens der Zorn und Grimm der Gottheit getreten. Und um so Schlimmeres stifteten sie, als sie die altgewohnten Melodien des Volkes nach Möglichkeit für ihre Hymnen benutzten, um so desto eher dem Volke die alten Worte abzugewöhnen.

In dieser Hinsicht war's bei uns in Deutschland gottlob ganz anders bestellt. Ein Luther war zu sehr Sohn des Volkes und zugleich ein echter und rechter Dichter, um nicht hier die begangenen Wege weiter zu wandeln, und so blieb auch dem protestantischen Teil des deutschen Volkes seine alte Poesie erhalten. Darum schlugen Sammlungen wie das Wunderhorn usw. so mächtig ein; sie fanden wohlvorbereiteten Boden. Ganz anders aber war's in England. Hier hatte man sich daher weniger wie in Deutschland Weisen und Worte und Lieder und Märchen von alten Dorfbewohnern und anderem Volk aufschreiben lassen; — wenn sich so auch mancherlei fand und sogar noch findet; aber welches Äquivalent besitzt denn England z. B. für die Grimmschen Märchen? — man forschte vielmehr in Bibliotheken herum und fand da und dort einige alte, meist aus dem 15. Jahrhundert stammende Manuskripte, die eine ziemlich große Zahl von Volksliedern aller Art enthielten. Diese Manuskripte, nimmt man an, gehörten einst sogenannten Minstreln, — respektlos bei uns Bänkelsänger genannt, — die noch in damaliger Zeit in England in Ansehen standen — in Irland und Wales teilweise bis auf den heutigen Tag — und bei Festlichkeiten zur Laute ihre Gesänge vortrugen. So sind uns diese Gesänge meist in der Sprache jener Zeit erhalten, wiewohl sie zum guten Teil sicher viel älteren Ursprunges sind. Da sie oft mündlich von Generation zu Generation überliefert wurden, verloren sie manches, nahmen anderes an, änderten auch ihre

Form, und so kommt es, daß ein- und dasselbe Gedicht oft in verschiedenen Lesarten sich wiederfindet. Einen Hauptteil nun dieser Minstrellieder und wohl den schönsten bilden die sogenannten Christmas Carols, die um die Weihnachtszeit gesungen wurden. Sie zerfallen in zwei scharf getrennte Arten, die geistlich religiösen und die weltlichen Lieder. Das Wort Carol, das ursprünglich Tanz bezeichnet und unsere Gedanken darauf lenkt, daß, wie die dramatische, so auch die lyrische Poesie offenbar aus der Tanzkunst und Mimik hervorgegangen ist, läßt vermuten, daß die Sitte solcher Gesänge, wohl begleitet mit Tänzen und dann einstimmendem Chor aller Zuhörer, sich noch von der heidnischen Zeit herschreibt. — Die geistlichen Christmas Carols scheiden sich wiederum, um bei uns geläufige Bezeichnungen anzuwenden, in Wiegenlieder, Marien- und Jesuslieder; auch Stephanslieder, die noch etwa hierher zu rechnen sind, kommen vor. Die Percy Society vornehmlich nahm sich dieser seit Jahrhunderten vernachlässigten armen, lieben Kinder der Volksmuse an und veröffentlichte eine ganze Reihe von ihnen in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Seitdem sind dann und wann neue Sammlungen erschienen, die mehr oder weniger Neues enthielten. Die letzten Sammlungen dieser Art sind zwei kleine, vor etwa einem Jahre erschienene, sehr hübsche Büchlein der Shakespeare Head Press in Stratford on Avon (Booklets I & II, Ancient Carols and Festive Songs for Christmas, à 6 pence), die nicht für den Forscher bestimmt sind und deswegen zum Teil die neue Orthographie aufweisen.

Aus diesen zwei Büchlein, die zusammen 27 Gedichte enthalten, habe ich hier acht der schönsten und zugleich charakteristischsten ausgewählt und ins Deutsche übertragen. Meines Wissens und soweit ich es hier im Britischen Museum festzustellen vermochte, sind diese Lieder noch niemals ins Deutsche übersetzt worden. Als man sie in England wieder ans Licht zog, erfreute man sich eben bei uns der eigenen Schätze und fragte weniger nach fremdem. Nur ein Forscher, der sein Wissen und Schaffen in den Dienst des Volkes stellte, der einstige Literaturprofessor Wolff in Jena, der eine ganze Reihe von Volksliedersammlungen herausgegeben hat, wandte sich auch flüchtig diesen Schöpfungen der englischen Volksseele zu und nahm in seinen 1850 bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen ‚Hausschatz der Volkspoesie' drei englische Weihnachtslieder, also Carols auf, die er W. Sandys ‚Christmas Carols, ancient and modern', London 1833, entnommen zu haben scheint. Von diesen drei Carols ist aber das eine offenbar ‚modern'; es schmeckt sehr nach einer etwas gezierten, süßlichen und absichtlich volkstümlich sein wollenden Hymne. Schon die zwei Verse:

‚Der Mond tritt hervor in der Sterne Chor,
Wenn dem Morgen weichet die Nacht —'

beweisen, daß hier ein ‚moderner Dichter' am Werk war. Von den zwei anderen ist das eine ein sogenanntes ‚Wassailerlied', ein übermütiges Trinklied, um sich Neujahr zuzutrinken, aus dem 17. Jahrhundert, das andere eine reizende Legende vom Jesusknaben, die sich auch in einem der zwei erwähnten Büchlein wiederabgedruckt findet. Wenn man nun diese Lieder liest, die teils aus dem 15. und 16., teils aus dem 17. Jahrhundert (einige der

Festlieder) stammen, und sie dann mit ähnlichen aus der obenerwähnten Liliencronschen Sammlung, die etwa der Zeit um 1530 angehören, vergleicht, so wird man ganz erstaunliche Ähnlichkeiten finden. Aus diesen englischen Volksliedern spricht derselbe Geist wie aus den unseren (vielmehr als aus den englischen und gar schottischen Balladen, die viel keltische Momente aufweisen). Ja, die Form ähnelt sich in Versbau, Rhythmus, Reim, selbst Wahl der Worte ganz auffallend. Aus beiden taucht oft der gleiche Humor auf, die Gefühle der Personen sind die gleichen. Ein so mystisch tiefes und wie Glockentöne aus einer anderen Welt heraufklingendes Lied wie das von der Ros' aus Jesse Stamm fand ich freilich nicht unter den englischen Liedern; in tief sehnsuchtsvoller Mystik sind deutsche Lieder diesen überlegen, die aus dem ‚Merry old England' stammen; aber welch zarter, jungfräulich süßer Reiz spricht nicht aus dem Marienliede ‚Ich sing' von einer Maiden'! Wem steht nicht beim Lesen Stephan Lochners Wunderbildchen der Madonna im Rosenhag leibhaftig vor Augen? Frische Anschauung, naiven, wenn auch oft derben Humor, kindliche Freude, Glaubenssicherheit, bei aller Ehrfurcht doch Einheits- und Kindsgefühl zu der himmlischen Braut und ihrem Kinde weisen diese englischen Lieder ebenso wie die deutschen auf. Man fühlt: Hier ist Fleisch vom eigenen Fleisch und Blut vom eigenen Blut. Wie diese Sprache der deutschen näher steht als das moderne Englisch, so steht das Volk, das diese Lieder gedichtet und gesungen, dem deutschen Volke näher als die heutige englische Nation.

Beim Übertragen dieser Volkslieder ins Deutsche dachte ich an Herders schöne Worte über Volkspoesie: ‚Gesang, nicht Gemälde ist das Wesen des Liedes; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gang der Leidenschaft oder Empfindungen, den man mit dem alten, treffenden Ausdruck: „Weise" nennen könnte.' Diese ‚Weise', ihre ‚poetische Undulation' aufzufangen, mich also nach Möglichkeit an Rhythmus, Reim, ja Wort der Originale zu halten, war mein Hauptbestreben. So nur kann die ‚sinnliche Schönheit', ‚der Abdruck der inneren Empfindung durch den Abdruck des Äußeren, das Sinnliche in Form, Klang, Ton und Melodie, alles das Dunkle, Unnennbare, was uns mit dem Gesang stromweise in die Seele fließt' (Herder), gewahrt werden, soweit das in diesem Fall meinen Kräften eben möglich war. Zum Genuß, dichterischen wie Herzensgenuß, des Volkes übertrug ich diese Lieder. Darum hielt ich es für angebracht, sie dem Verständnis des heutigen Lesers möglichst nahe zu rücken. Es bedingte das ein Anwenden unserer modernen Sprachformen. Ist der Hauch, den diese Lieder ausströmen, der Pulsschlag, den sie dem empfänglichen Herzen diktieren, in diesen Übertragungen einigermaßen gewahrt, so daß sie wirken können, so fühle ich mich belohnt. Der Leser wird dann wie an einem herrlichen Frühlingstag über eine in frischem Grün prangende Wiese wandeln, und allüberall stehen die roten, die gelben, die blauen, die weißen Blümlein und singen und kichern und lachen und läuten, und das Herz geht ihm auf, und der Mund quillt über zum Preise des Schönen. Und hier nun sind die Lieder:

Weltliche Lieder.

Mägde.

Mägde auf und backt den Kuchen!
Backt den Kuchen, backt den Kuchen!
Mägde auf und backt den Kuchen!
's ist Weihnachtstag in der Frühe.

Fraue, wer ließ eure Enten fliegen,
Enten fliegen, Enten fliegen?
Fraue, wer ließ eure Enten fliegen
Am Weihnachtstag in der Frühe?

Ihr ließt die faulen Mägde liegen,
Mägde liegen, Mägde liegen.
Ihr ließt die faulen Mägde liegen
Am Weihnachtstag in der Frühe.

Die Weihnachtszeit.

Laßt uns fröhlich sein, Mannen und Maide,
Denn nun ist's ja Weihnachtszeit, Weihnachtszeit, Weihnachtszeit

Laßt keinen Mann hier ein in die Hall',
Sei er Knecht oder Page oder gar Mareschall,
Er bringe denn Kurzweil mit in den Saal!
Denn nun ist's ja Weihnachtszeit 2c. 2c.

Und sagt er, er kann nicht singen,
Laßt ander Spiel ihn dann bringen,
Daß wir singen, klingen und springen!
Denn nun ist's ja Weihnachtszeit 2c. 2c.

Und sagt er, er kann nichts, der Stock,
Fragt weiter nicht, packt ihn am Rock,
Und fort mit ihm in den Bock!
Denn nun ist's ja Weihachtszeit 2c. 2c.

Gute Mär.

‚Erhebt die Herzen und seid froh!'
Bei Christi Geburt der Engel sprach so.
Und ist einer traurig, sagt all' zu einand:
‚Welch' Mär? Gut' Mär, gute Mär fürwahr!
Seid lustig und froh dies gut' Neujahr!'

Der König der Himmel ist uns geboren;
Freud und Jubel nun sind uns erkoren.
Um seinetwillen sagt all' zu einand:
‚Welch' Mär? Gut' Mär, gute Mär fürwahr!
Seid lustig und froh dies gut' Neujahr!'

Von ganzem Herzen, ich sag' euch hier,
Seid ihr alle willkommen mir.
Seid lustig und froh, wie es ziemt uns all'!
‚Welch' Mär? Gut' Mär, gute Mär fürwahr!
Seid lustig und froh dies gut' Neujahr!'

Der Meister des Hauses bittet in Ehren,
Ihr mögt euch hier freu'n und mögt ihn hören,
Wie er frohen Herzens euch grüßet all'.
‚Welch' Mär? Gut' Mär, gute Mär fürwahr!
Seid lustig und froh dies gut' Neujahr!'

Geistliche Lieder.

Von einer Ros', einer süßen Ros',
Von einer Ros' geht all mein Sang.

Lauschet, ihr Herren, ihr alten wie jungen,
Wie die Ros', von der ich sing', entsprungen,
Ein' Ros', ich glaub', wie zu keiner Frist
Nirgends mehr eine zu finden ist!

Vom himmlischen Turm der Engel kam,
Zu grüßen die Jungfrau wundersam.
Und künd't ihr, sie werd' tragen ein Reis,
Daß es des Feindes Ketten zerreiß'.

Das Reis, es entsprang in Bethlehem,
Der hohen Stadt, beid' licht und schön.
Die Ros' ist Maria, des Himmels Lust;
Die Blüt' entsprang aus ihrer Brust.

Das erste Zweiglein ist voller Macht,
Das entsprang zur heiligen Mitternacht;
Der Stern schien hell über Bethlehem,
Der hohen Stadt, beid' licht und schön.

Das zweite Zweiglein zur Höll' niederfuhr,
Zu tilgen des bösen Feindes Spur,
Auf daß keine Seel' mehr dort leide Zwang.
Gelobt sei der Tag, da die Ros' entsprang!

Das dritte Zweiglein, gut und süßen,
Fuhr auf gen Himmel, dort zu Füßen
Gott Vaters zu wohnen und unser Fürsprecher zu sein;
All' Tag' seh'n wir den Priester es weih'n.

Beten wir zu ihr mit groß' Ehren,
Die die heilige Frucht gebar, sie möge uns hören,
Sie möge uns Hilf' und Beistand verleih'n
Und gegen den höllischen Feind ein Schild uns sein!

Ich sing' von einer Maiden.

Ich sing' von einer Maiden,
Die war makellos;
Den Herrn aller Herren,
Den trug ihr Schoß.

Der kam so ganz stille,
Wo seine Mutter was,
Wie Tau im April,
Der fällt auf das Gras.

Der kam so ganz stille
Zu seiner Mutter Kämmerlein,
Wie Tau im Aprile,
Der fällt auf Blüten fein.

Der kam so ganz stille,
Wo seine Mutter lag,
Wie Tau im Aprile,
Der fällt auf Rosenhag.

Mutter und zugleich Maiden
War keine denn sie allein.
Wohl mag solch eine Edele
Gottes Mutter sein.

Der Jungfrau Wiegenlied.

Eia popeia, mein Kindelein,
Schlaf und sei ganz still!
Der König der Freuden dein Vater ist,
Wie es war sein Will'.

Ich sah ein Gesicht vergang'ne Nacht:
Es saß eine Jungfrau an einer Wieg';
Eia popeia sie sang und sagte darein:
‚Lieg' still, mein Kindchen, lieg'!'

‚Wie sollt' ich still liegen vor lauter Weinen,
Solch' Weh hat mich betroffen!
Möcht' schlafen; doch lieg' in der Kält' hier offen,
An Kleidern und Decken hab' keinen.

Um Adams Schuld die Menschheit verdarb,
Und das betrübt mich so sehr.
Um Adam und Eva hier leben ich muß
Dreißig Winter und mehr.'

Der Kirschbaum.

Ein alter Mann war Joseph,
Ein alter Mann war er,
Als er Maria freite
Im Land der Galiläer.

Maria und Joseph schritten
Durch einen Garten gut;
Drin waren Kirschen und Beeren
So rot als je nur Blut.

Maria und Joseph schritten
Durch einen Garten schön;
Drin waren Beeren und Kirschen
So dicht, als man kann seh'n.

Und da nun sprach Maria
So hold und so lind:
‚Pflück' mir 'ne Kirsche, Joseph,
Denn ich trag' ein Kind!'

Doch Joseph sprach entgegen
Mit Worten hart und blind:
‚Der mag dir Kirschen pflücken,
Der dir gab dieses Kind.'

Und da nun sprach das Kindlein
Drin in der Mutter Schoß:
‚Beug' nieder dich, du Kirschenbaum,
Gib Kirschen ihr, süß und groß!'

Da beugte sich der größte Baum,
Bis daß er vor ihr lag.
Da rief sie aus: ‚Sieh, Joseph, sieh,
Ich hab' Kirschen, wann ich mag!'

Dann pflückte sie 'ne Kirsche
Und hielt kurze Rast.
Dann ging Maria heim
Mit ihrer schweren Last.

Dann nahm Maria ihr Kindlein
Und wiegt's auf ihren Knien.
‚Mein lieber Sohn, nun sag' mir,
Was wird mit der Welt wohl sien?'

‚Ich werd' so tot sein, Mutter,
Wie die Steine in dem Wall!
O, die Steine in den Gassen
Soll'n trauern um mich all!

Am Ostertag, Mutter,
Mein' Auferstehung ist!
Beid', Sonn' und Mond, Mutter,
Ersteh'n mit mir zur Frist!'

Der hl. Stephan.

St. Stephan war Bedienter
In König Herodes' Haus.
Wie's jedem König gebühret,
Dient er ihm mit Kleid und Schmaus.

St. Stephan kam aus der Küche
Mit 'nem Eberkopf in der Hand.
Er sah einen Stern, war licht und hell,
Über Bethlehem er stand.

Zu Boden warf er den Eberkopf
Und ging hinein in den Saal:
‚Ich verlaß' dich, König Herodes,
Und deine Werke all.

Ich verlaß' dich, König Herodes,
Und deine Werke all;
Ein Kind in Bethlehem boren ist,
Ist besser als wir all.'

‚Was sicht dich an, Stephane,
Was ist nicht nach deiner Wahl?
Missest du Trank und Speise
In König Herodes' Saal?'

‚Ich miss' weder Trank noch Speise
In König Herodes' Saal.
Ein Kind in Bethlehem boren ist,
Ist besser als wir all.'

‚Was sicht dich an, bist du denn toll,
Oder faßt dich arger Mut?
Missest du reiche Gewande,
Oder missest du Gold und Gut?'

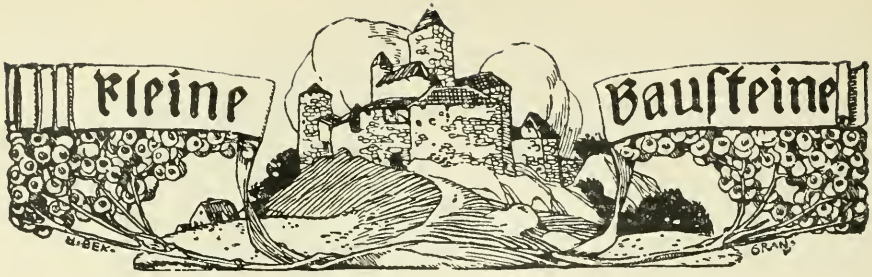
‚Ich miss' weder reiche Gewande,
Noch miss' ich Gold und Gut,
Ein Kind in Bethlehem boren ist,
Soll erlösen unser Blut.'

‚Das ist so wahr, Stephane,
Fürwahr, so wahr gewiß,
Wie der Kapaun hier krähet,
Der liegt auf meinem Tisch!'

Dies Wort war kaum gesprochen,
Dies Wort in jenem Saal,
Der Kapaun kräht: ‚Christus natus est'
Dort vor den Herren all.

‚Erhebt euch, meine Henkersknecht,
Ihr alle hier wie ein,
Und führt mir Stephan vor die Stadt
Und steinigt ihn mit Stein!'

Die nahmen den heiligen Stephan,
Gesteinigt bald er lag.
Und darum fällt St. Stephansnacht
Auf Christi eig'nen Tag.



Ein wiedergefundenes Gemälde Martin Schongauers.

In der unscheinbaren, dem 18. Jahrhundert entstammenden alten, katholischen Pfarrkirche zu Neuwied, die in ihrer überaus einfachen inneren Ausstattung mehr einem reformierten Predigthaus ähnlich sah, hing über einem Nebeneingang an einer feuchten Wand, ganz mit Staub bedeckt, ein altes Bild der Verkündigung, das bei gelegentlichen Besuchen dieses Gotteshauses meine Aufmerksamkeit erregte. Glaubte ich doch unter der dicken Schmutzschicht bei der höchst ungünstigen Beleuchtung ein gut gemaltes Bild flämischer Herkunft zu erkennen; wenigstens ließen die noch am besten sichtbaren harten Köpfe auf einen holländischen oder flämischen Meister schließen. Nach Fertigstellung und Ausmalung der von mir erbauten spätgotischen Hallenkirche im Jahre 1904 fand das Bild eine provisorische Stätte unter nicht gerade günstigen Beleuchtungsverhältnissen auf der Orgelempore. Als mir dann im vorigen Jahre seitens des Kirchenvorstandes der Neubau einer Filialkapelle der Pfarrgemeinde Neuwied in Niederbiber übertragen wurde, habe ich beim Kirchenvorstand den Versuch gemacht, dem alten, anscheinend schönen Bild in dieser Kapelle zu einer würdigen Aufstellung zu verhelfen. Mit dieser Anregung hatte ich Erfolg. Der Kirchenvorstand gab sein Einverständnis dazu, daß das Bild als Altarbild in der neuen Kapelle verwandt werde, und übernahm außerdem die Reinigungs- und Ausbesserungskosten. Diese Reinigung erfolgte durch den Kölner Maler Karl Koch, der sich dieser Arbeit unter meiner Leitung mit großem Eifer und großem Interesse annahm. Überraschend waren die wunderbaren Farbentöne und die herrliche, feine Zeichnung, die nach Entfernung der dicken Schmutzschicht zutage traten. Gleichzeitig erkannte ich aber auch, daß das Bild in seiner ganzen Auffassung und Behandlung nicht auf eine flämische, sondern auf eine süddeutsche Malerschule hinwies. Bei einer Breite von 125 cm hat dasselbe die bedeutende Höhe von 168 cm und zeigt rechts unter einem tiefroten Baldachin die heilige Jungfrau in Gebet versunken; vor ihr steht ein Stuhl jener dreieckigen Art, wie sie die damalige Zeit liebte, auf welchem ein netzartig übersponnenes Kissen aus Goldstoff ruht. Die Jungfrau selbst hält in der zart und schön gebildeten Linken ein rot gebundenes Gebetbuch, dessen äußere Deckel mit Goldsternen verziert sind; die rechte, überaus edel modellierte Hand hängt ruhig abwärts und hält den Saum des Mantels. Das in warmen, frischen Fleischtönen gemalte Gesicht der Jungfrau zeigt noch die herben, an Rogier van der Weyden erinnernden Züge, hat aber auch

schon die später für Martin Schongauer so charakteristischen großen Augen, den kleinen Mund und die feine Nase. Das tiefblaugrüne Gewand der Jungfrau ist leider sehr nachgedunkelt und läßt den reichen Faltenwurf nur an dem schönen Zug der dünnen Goldschnureinfassung desselben erkennen. Der Umschlag des Kleides zeigt ein wunderbares, goldiges Grün, das Untergewand ein helles Graublau. Der Erzengel erscheint in dem traditionellen lichten Gewand mit übergeworfenem Chormantel von tiefgrüner Farbe, das von einer wunderschön gemalten, goldroten Perlenborte eingefaßt und mit prächtiger Goldagraffe gehalten wird. Von herrlicher Zeichnung und festem Kolorit ist auch das Brokatmuster des Teppichs, auf dem die Jungfrau kniet. Die den Hintergrund einnehmende Landschaft mit vorderen Festungsanlagen, auf welchen Spaziergänger in der Tracht des 15. Jahrhunderts sich bewegen, zeigt mit ihren meist roten Dächern mehr süddeutschen Typ; eine Vergleichung mit den Merianschen Städtebildern weist auf Kolmar hin, wozu auch der an die Vogesen erinnernde Bergzug und die im Bau begriffene Kirche paßt; wurde doch an der Westfronte der Kolmarer Martinskirche zu Schongauers Zeit noch gearbeitet. Die Berglandschaft zeigt tiefblaugrüne Töne; von herrlicher Wirkung und mit überaus minutiöser Technik gemalt ist die in einer Wolkenglorie schwebende Gestalt Gott Vaters. Auffallend ist dieselbe Handstellung bei Gott Vater und dem Erzengel Gabriel, womit der Künstler wohl das abhängige Botenverhältnis Gabriels in feiner Weise hat andeuten wollen.

Das auf dünne, höchstens 5—6 mm starke Bretter gemalte Bild hatte unter der Feuchtigkeit seines früheren Standortes nicht wenig gelitten. Dasselbe durchschnitt ein 10 mm breit klaffender Riß, der hauptsächlich dadurch entstanden war, daß die dünnen Mittelbretter sich stark geworfen hatten. Glücklicherweise durchschnitt dieser Riß nur unwichtigere Teile des Bildes, wie Gewandpartien und Wolken. Die Ergänzungsarbeiten konnten sich bei der sonst guten Erhaltung der Farben, deren Technik eine wahrhaft vorzügliche ist, nur auf das Strecken der gebogenen Tafeln und das Beimalen der fehlenden Gewandpartien an den Rissen beschränken. Es stellte sich aber heraus, daß das Bild bereits früher einmal, wenn auch nur geringfügig, übermalt worden ist. So zeigt sich unter der Schrift auf dem Spruchband des Erzengels Gabriel eine ältere, etwas größere Schrift und sind Lichter auf die Falten des Thronhimmels aufgesetzt. An allen wichtigeren Teilen zeigt sich aber das Bild in seinem ursprünglichen Farbenglanz und in seiner ursprünglichen Feinheit.

Beim Durchblättern der Publikationen des Berliner Kupferstichkabinetts, herausgegeben von J. Janitsch und A. Lichtwark, fiel mir die überaus große Ähnlichkeit auf, die zwischen dem dort publizierten Kupferstich der Verkündigung Martin Schongauers[1]) und der auf meinem Schreibtisch stehenden Bildphotographie

1) Stiche und Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt in heliographischer Nachbildung nach den Originalen des kgl. Kupferstichkabinetts zu Berlin. Mit erläuterndem Text von J. Janitsch und A. Lichtwark. Erster Teil. Berlin, G. Grotes Verlag 1885. Bartsch P. G. Nr. 3.

besteht. Diese Ähnlichkeit geht, wie ein Vergleich der beiden beigefügten Abbildungen zeigt, abgesehen von den Köpfen und deren Haltung, bis ins kleinste Detail der ganzen Anordnung. Man vergleiche nur den bis in alle Einzelheiten übereinstimmenden Faltenwurf der Gewänder, den hinter der Vase aufgeworfenen Teppich, die eigentümlich rinnenartige Ausbildung der Terrassenbrüstung, die Bildung und Stellung der Hände! Alles findet sich auf dem Tafelgemälde genau so wie auf dem Kupferstich. Das einzige, worin eine Abweichung vom Kupferstich besteht, ist der landschaftliche Hintergrund, das Körbchen mit den Garnknäueln sowie die drei Vögel, welche auf dem Kupferstich fehlen, ferner der vorhin schon erwähnte herbe Ausdruck der Köpfe, die in ihren noch etwas strengen Formen mehr an die Frühzeit Schongauers, als er noch unter dem Einfluß seines Lehrmeisters Rogier van der Weyden stand, erinnern und von den weicheren Gesichtsformen der Spätzeit, der der Kupferstich unfehlbar angehört, wesentlich abweichen. Bekanntlich hat Martin Schongauer, dessen Wirken in Kolmar und den benachbarten Orten in die Jahre 1460 bis 1491 fällt, abweichend von seinen Kupferstichen, kein einziges seiner Tafelbilder mit seinem Monogramm gezeichnet, und auch das Niederbiberer Bild macht hiervon keine Ausnahme. Urkundlich ist ja nur das Kolmarer Madonnenbild in St. Martin als vom Künstler herstammend beglaubigt;[1]) bei allen übrigen Bildern schließt man aus der Übereinstimmung, die zwischen den gezeichneten Kupferstichen des Meisters und einem Bilde besteht, auf die Urheberschaft des Meisters selbst, wobei es jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß das eine oder andere Bild von einem Schüler und Nachahmer unter Benutzung der Schongauerschen, damals schon sehr beliebten Kupferstiche entstanden ist. Wurden doch bis zum Jahre 1525 bei der damaligen großen Beliebtheit seiner Kupferstiche diese sehr häufig mit Pinsel und Grabstichel kopiert,[2]) was um so weniger auffallen muß, als selbst Michelangelo[3]) einen Stich des Meisters ins Bild übertragen hat. Aber gerade die Abweichungen des Bildes vom Kupferstich sind es, die uns einen untrüglichen Beweis für die Herstellung des Bildes durch den Meister selbst an die Hand geben. Ein Nachahmer und Schüler würde doch, falls er nach dem der Spätzeit des Meisters entstammenden Kupferstich gearbeitet hätte, auch dann dem Geschmack jener schon stark von der Renaissance beeinflußten Zeit Rechnung getragen und die schönen, weichen Kopfformen des Stiches mit übernommen, er würde aber nie die herben Formen[4])

---

1) Allgemeine Kunstgeschichte von Dr. P. Albert Kuhn. S. 322 u. ff. Dr. Sträter, Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf, Schwann. S. 172 u. ff. Adolf Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7, III. Band, 1. Lieferung.

2) Adolf Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7, III. Band. 1. Lieferung. S. 139. Einleitung von J. Janitsch und Lichtwark. Berlin, G. Grotes Verlag.

3) Dr. Sträter, Zeitschrift für christliche Kunst. Jahrgang 1888, S. 172.

4) Dr. Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin, G. Grotes Verlag. S. 249.

Martin Schongauer del. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Verkündigung.

(Nach dem Kupferstich.)

Martin Schongauer pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Verkündigung.

(Nach dem Altarbild in der St. Bonifaciuskapelle in Niederbiber.)

der Frühzeit des Meisters dem Bilde gegeben haben. Dann ist aber auch das sonstige auf dem Stich fehlende Beiwerk des Bildes so charakteristisch für die Frühzeit und den Geschmack des Meisters selbst, daß man nur annehmen kann, daß es vom Meister selbst beigefügt ist. Dieselben Vögel, die im Laubwerk des Rosenhags des Kolmarer Bildes herumflattern, finden sich auch in seiner Realistik auf dem Niederbiberer Bild. Es sind dies die flinke Meise, der muntere Buchfink und der farbenprächtige Distelfink, offenbar die Lieblingsvögel Schongauers. Auch das naive, mit riesigem Fleiß bis ins kleinste Detail gemalte Körbchen mit den Garnknäueln entspricht so ganz dem Stil und der Denkweise aus Schongauers erster Zeit. Meine Ansicht geht dahin, daß das Bild der ersten Zeit selbständigen Schaffens des Künstlers entstammt und nach dem Kolmarer Bild von ihm gemalt wurde, daß aber in späteren Jahren von Schongauer selbst nach diesem Bilde der Kupferstich gestochen wurde.[1]) Hierbei hat dann derselbe bei Gestaltung der Köpfe der mittlerweile gereiften Geschmacksrichtung Folge gegeben und nebensächliche Teile wie die Landschaft, die Vögel und das Körbchen fehlen lassen, Gegenstände, die bei der Größe des Bildes und der farbigen Behandlungsweise desselben weniger stören als bei ihrer Anbringung im kleinen Kupferstich. Auch wurde aus demselben Grunde das reiche Teppichmuster auf dem Bilde in ein einfacheres Geflechtmuster abgeändert. Gerade diese Abänderungen verraten aber auch den guten Geschmack und das feine Gefühl des Meisters für dasjenige, was der Kupferstich überhaupt erreichen kann. Daß der Engel des Kupferstiches statt des Heiligenscheins einen Myrtenkranz trägt, ist eine beim Meister in seiner späteren Zeit mehrfach vorkommende Anordnung[2]) und trägt nicht wenig zur Belebung jener Stichpartie bei, welche nach dem Fehlen der Landschaft dort etwas eintönig sich gestaltet hätte.

Wen all diese Gründe nicht überzeugen, wird aber das Studium der Hände und Gesichter, von denen wir leider nur unfarbige Details beizufügen in der Lage sind, bestimmt zu der Überzeugung bringen, daß wir es mit einem echten Werke von der Hand Schongauers zu tun haben. Wenn nun in der von Richard Graul und Richard Stettiner, Band I, Seite 62, herausgegebenen Zeitschrift ‚Das Museum' bezüglich des Münchener Bildes Ludwig Kämmerer sagt: ‚Welche Bedeutung Schongauer dem Auge als Seelenspiegel beimißt, erkennen wir daran, daß er es unverhältnismäßig groß bildet; er scheint den ganzen Ausdruck seiner Köpfe darin konzentrieren zu wollen, während das übrige Antlitz eine gewisse altertümliche Starrheit bewahrt,' und weiter: ‚Schongauer sucht die strenge Würde des Kirchenbildes durch frische Naturbeobachtung zu mildern und in Liebe aufzulösen,' so könnte man diese Sätze mit noch viel größerem Recht auf das Niederbiberer als auf das Münchener

1) Vergleiche Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7, III. Bd., 1. Lieferung. S. 131.

2) Dr. Karl von Lützow, Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes. S. 58. Berlin 1891.

Bild anwenden, das in seiner ganzen Auffassung, seinem harmonischen Aufbau, seiner liebevollen Durchbildung und prächtig satten Farbengebung alle Eigenschaften aufweist, die den liebenswürdigsten Maler der süddeutschen Richtung zum Künstler ‚aller Maler Preis' gemacht haben.

Aber wie kommt das Bild nach Neuwied? Wenn man von der Wertschätzung liest, in welcher der Meister bei seinen Zeitgenossen stand, und erfährt, daß dessen Bilder nach fast allen Ländern der damaligen Zeit geschickt wurden, kann man wohl annehmen, daß in den vornehmen Familien Süddeutschlands und der Rheingegend vor der Revolution sich noch manches Bild des Meisters befunden hat, von dem wir heute keine Kunde mehr haben. So mag auch das Bild in den Besitz des Stifters, des Kanonikus und fürstlich Wiedschen Archivrats Kaspar Joseph Johann Hugo von Knopaeus, gelangt sein, der dasselbe im Jahre 1838 der katholischen Pfarrgemeinde zu Neuwied vermacht hat. Die Familie von Knopaeus wurde im Jahre 1720 in der Person des Reichskammergerichtsassessors Anton Knopaeus geadelt; dessen Sohn Karl Paul von Knopaeus war kurtrierischer Hofrat und dessen gleichnamiger Sohn fürstlich Turn und Taxisscher Hofrat.[1]) Die alte Neuwieder Kirche besaß überhaupt einige Ausstattungsstücke, die ganz bestimmt früher profanen Zwecken gedient hatten und sicher herrschaftlichen Wohnungsausstattungen entstammten. Bestand doch die Mensa des Hochaltars dieser Kirche aus einem alten, großen Marmorkamin in den Stilformen des 18. Jahrhunderts, und zierten den an und für sich nüchternen Kirchenraum zwei interessante Kristallkronen aus derselben Zeit!

Die Aufstellung des Bildes in der kleinen, neuen Kapelle in Niederbiber ist eine recht stimmungsvolle und würdige. In einer neuen, der Entstehungszeit derselben angepaßten Umrahmung beherrscht es bei guter Beleuchtung den in spätgotischen Stilformen gehaltenen Kapellenraum vollständig und bietet dem Beschauer eine vorzügliche Gelegenheit, das prächtige Gemälde in seiner ganzen zarten, jungfräulichen Schönheit und Milde zu genießen.

Heinrich Krings.

Das poetisierende Element in Bachs Musik.

Das große Interesse, welches heutzutage die gesamte musikalische Welt der Kunst Sebastian Bachs entgegenbringt, hat in den letzten Jahren eine bedeutende Bereicherung der Bach-Literatur zur Folge gehabt. Nachdem in einer meisterhaft durchgeführten Gesamtausgabe die Werke des alten Thomaskantors gesammelt vorgelegt sind, nachdem die vorzügliche Biographie Spittas Leben und Schaffen des Meisters im allgemeinen vorgeführt und erläutert hat, setzt nun die Detailforschung ein. Welch hochinteressante Probleme sich hier noch auftun und der Lösung harren, dafür ist ein umfangreiches Buch: ‚J. S. Bach, le musicien — poète' von A. Schweitzer (Breitkopf und Härtel

1) Neues preußisches Adelslexikon. S. 131—132. Freiherr von Ledebur. S. 450. Wappenbuch der preußischen Rheinprovinz. 1. Taf. 67, S. 134.

1905) ein Beispiel. Eine Spezialuntersuchung über das poetisierende Element in Bachs Musik, welche der Verfasser mit diesem Werke zu geben sucht, kann heute, im Zeitalter der Programmusik, doppelten Anspruch auf Interesse machen. Eine kurze Behandlung dieses Themas an dieser Stelle, teilweise im Anschluß an das erwähnte Schweitzersche Buch, wird deshalb nicht unwillkommen sein.

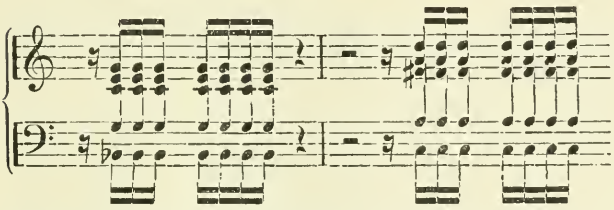
Zunächst jedoch einige allgemeine Bemerkungen über Schweitzers Arbeit. Wir können die Lektüre derselben im allgemeinen bestens empfehlen; denn das Thema ist mit feinem ästhetischem Geschmack und ausführlicher Gründlichkeit behandelt. In allen Punkten indessen können wir dem Verfasser unsere Zustimmung doch nicht schenken, auch abgesehen davon, daß der Darstellung teilweise die wünschenswerte Geschlossenheit und Übersichtlichkeit fehlt. Namentlich hätte in der historischen Grundlegung der Spezialpunkt der ganzen Studie mehr hervorgehoben werden sollen; so ist z. B. die Darstellung der Geschichte der Kantate, Passion ꝛc. vor Bach *im allgemeinen* für die Zwecke dieses Buches nicht genügend, sondern es müßte auch bei dieser Vorgeschichte speziell das *poetisierende Element* berücksichtigt werden; nur dann ist die richtige historische Perspektive gegeben. Ferner hält Schweitzer die verschiedenen Arten, wie sich das poetisierende Element in Bachs Musik zeigt, nicht prinzipiell genug auseinander.

Ich glaube, man muß dabei zwei Gruppen scharf unterscheiden. In die eine gehören die mehr äußerlichen Tonmalereien, in die andere die innerlich poetisierenden Momente. Ein Beispiel für die erste Gruppe bildet etwa der tonmalerisch nachgeahmte Hahnenschrei in der Matthäuspassion bei Petri Verleugnung; zur zweiten Gruppe rechnen wir es, wenn z. B. der erste Choral des Weihnachtsoratoriums ‚Wie soll ich dich empfangen?‘ auf die Melodie ‚O Haupt voll Blut und Wunden!‘ gesungen wird, womit ein feinsinnig-poetischer Hinweis auf das spätere Leiden des Christkindleins gegeben ist. Die Fälle der ersten Gruppe sind weitaus zahlreicher, die der zweiten bedeutender.

Tonmalereien sind bei Bach ungemein häufig. Betrachten wir daraufhin nur das populärste Werk des Meisters, die Matthäuspassion, so bietet sich uns schon eine reiche Ausbeute. Hier nur wenige typische Fälle: Im Chor der Juden: ‚Ja nicht auf das Fest, auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk!‘ treten auf das Wort ‚Aufruhr‘ heftig durcheinander wogende bezeichnende Koloraturen ein. In ähnlicher Weise gerät bei Christi Worten: ‚Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen‘ das Orchester in lebhafte Bewegung. In breiter Figuration der Singstimme malt Bach dann das Weinen des Petrus. Bei der Schilderung der Geißelung setzt sich im Orchester ein tonmalender punktierter Sechzehntelrhythmus fest. Beim Bericht von den Ereignissen nach dem Tode Christi wird deutlich das Zerreißen des Vorhangs im Tempel und das Erdbeben gemalt usw. Aber auch ganz kleine ‚Worttonmalereien‘ finden sich bei Bach in Menge. Z. B. in der Altarie ‚Ich *folge* dir gleichfalls mit freudigen Schritten‘ (Johannespassion) ‚folgt‘ die Singstimme ‚naiv und tändelnd wie ein Kind in Sechzehntelfiguren, welche

die Flöte vorspielt'. (Kretschmar, Führer durch den Konzertsaal, II_1, S. 76.) In der gleichen Arie erhalten die Worte ‚ziehen' und ‚schieben' eine naiv tonmalerische Deutung u. dgl. Die historische Quelle aller dieser tonmalerischen Bestrebungen ist das Madrigal. Schweitzer hat in seinem Buch (Seite 73) des Madrigals Erwähnung getan, aber seltsamerweise nicht seine charakteristische tonmalerische Seite hervorgehoben. Das Madrigal, die beliebteste und verbreitetste Form des mehrstimmigen weltlichen musikalischen Kunstliedes in der zweiten Hälfte des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts, hatte diese kleinen Worttonmalereien als besonderes Merkmal; man pflegt sie deshalb direkt als ‚Madrigalismen' zu bezeichnen. Noch im 16. Jahrhundert drangen diese Madrigalismen auch in die Formen der Kirchenmusik ein; in Lassos Motetten z. B. lassen sie sich zahlreich nachweisen. Von da gingen sie auch in die ‚geistlichen Konzerte' der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts über, und da aus dieser Form sich die spätere Kantate entwickelte, wurden sie mit übernommen. Da aber auch die vom Madrigal ausgehende junge Oper diese Tonmalereien, namentlich in den Rezitativen, sich angeeignet hatte und in der venetianischen sowohl wie in der neapolitanischen Epoche festhielt, die neuere Kantate aber hinwieder ihre Formen aus der Oper entlehnte, so kamen die Madrigalismen noch auf einem zweiten Wege herein. Die pietistischen Texte der verschiedenen Kantaten und Passionen mit ihrer überschwenglichen, bilderreichen Sprache kamen diesen tonmalerischen Bestrebungen noch ganz besonders entgegen. Außerdem war in den Passionskompositionen die tonmalerische Hervorhebung einzelner Stellen wie z. B. des Hahnenschreis von alters her üblich. So sehen wir denn zur Zeit Bachs die Passionen- und Kantatenkomponisten, die Mattheson, Keiser, Telemann ꝛc., das tonmalerische Element in ausgedehntestem Maße kultivieren. In dieser Hinsicht folgte also Bach nur dem Zuge seiner Zeit. Dabei zeichnet er sich aber doch in der Durchführung im einzelnen als Genie vor den mitstrebenden Talenten aus. So läßt er z. B. im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen die Tonmalerei ganz beiseite, wo sie, als zu äußerlich, die wahre Wirkung der Musik stören könnte. Ein Beispiel bietet etwa die Arie ‚Von den Stricken meiner Sünden mich zu entbinden, wird mein Heil gebunden', die, der Brockesschen Passionsdichtung entnommen, in Bachs Johannespassion steht. Anderen Komponisten bot dieser Text hochwillkommenen und bestausgenützten Anlaß zu einer möglichst deutlichen Tonmalerei des ‚Bindens'. Bach verzichtet in richtiger Erkenntnis hier auf diese Äußerlichkeit und bringt ohne jede Tonmalerei lediglich das Gefühl tiefen Mitleids mit dem leidenden Heiland zum Ausdruck, was künstlerisch das einzig richtige ist. Allein auch wo Bach selbst zur Tonmalerei greift, ist er sehr oft viel innerlicher, viel poetischer als irgend ein Zeitgenosse. Wenn z. B. Bach in seinen Passionen das Weinen des Petrus nach seinem Verrat so charakteristisch zum Ausdruck bringt, so soll das nicht nur eine wirkungsvolle Tonmalerei sein, sondern hat viel tieferen poetischen Sinn. Während in anderen Passionen ein zorniges Damnationsurteil über den wankenden Apostel gefällt wird, wird

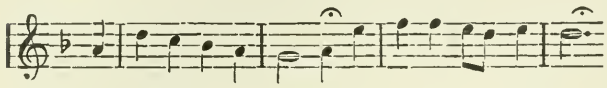
ihm bei Bach Vergebung verkündet um seiner Reue willen. Diese echt christliche, sinnige Idee musikalisch zu stützen und zu motivieren, das ist der Zweck jener plastischen Tonmalerei. Einzigartig ist Bach ferner in der Plastik und Tiefe des musikalischen Ausdrucks, namentlich wo es sich um tonmalerische Wiedergabe von Affekten handelt. In zwei der wichtigsten und besten Kapitel seines Buches hat Schweitzer dieser Seite der Bachschen Thematik ausführliche Darstellung gewidmet und die verschiedene Art, wie Bach die Affekte des Schreckens, der Freude, des Schmerzes ꝛc. motivisch zeichnet, eingehend erörtert. Eine kleine rhythmische Figur, eine melodische Folge von wenigen Tönen spricht da oft mehr, als alle Worte sagen können. Wenn da z. B. in der Kantate ‚Wachet, betet!' die Worte: ‚Erschrecket, ihr verstockten Sünder!' musikalisch so begleitet werden:



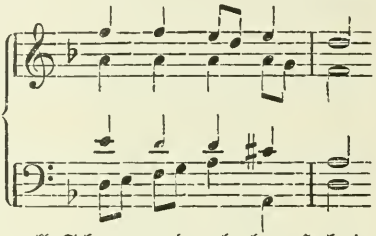
so ist das von ähnlicher Wirkung wie der Auftritt des Komthurs in Mozarts ‚Don Giovanni'. Freilich ist der Darstellung dieser Materie bei Schweitzer wieder historisch ergänzend beizufügen, daß diese Verwendung einer Anzahl fest ausgeprägter musikalischer Grundbegriffe für die Darstellung von Affekten in ganz ähnlicher Weise sich in den neben und unmittelbar nach Bach komponierten Oratorien der neapolitanischen Opernkomponisten Leo, Traëtta, Jommelli u. a. findet, nur daß eben Bach an Charakteristik und Tiefe des Ausdrucks von keinem anderen erreicht wird.

Wir sind mit den letzten Erörterungen von der Darstellung der äußeren Tonmalerei in Bachs Werken schon allmählich zu dem tieferen, innerlich poetisierenden Charakter seiner Musik übergegangen. Haben wir bisher ausschließlich Vokalwerke in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen, so wollen wir diese nun auch auf Instrumentalwerke, vor allem auf die Orgelchoräle erstrecken. Zunächst aber soll noch ein Blick auf die vierstimmigen vokalen Choräle des Meisters geworfen werden. In vorzüglicher Weise hat Schweitzer an verschiedenen Stellen seines Buches die grundlegende Bedeutung des protestantischen Chorals für Bachs ganzes Schaffen klar gelegt. Dabei kommt er einmal auch auf die Bedeutung zu sprechen, die Bach den Choralmelodien durch seine Harmonisation gibt (Seite 32). Sehr häufig erscheint ja dieselbe Melodie zu ganz verschiedenen Choraltexten; die den Melodien infolge dessen mangelnde Individualität gibt ihnen nun Bach durch seine Harmonisierung; dadurch macht er sie zum Träger der poetischen Stimmung des jeweiligen Textes. Leider gibt Schweitzer diesem ungemein fruchtbaren Gedanken keine weitere Ausführung, obwohl dies doch sehr gut in den Rahmen seines Buches gepaßt hätte. Im Raum dieser kurzen Darstellung können wir uns natürlich auch nicht weiter über diesen Punkt, der einer speziellen Monographie würdig

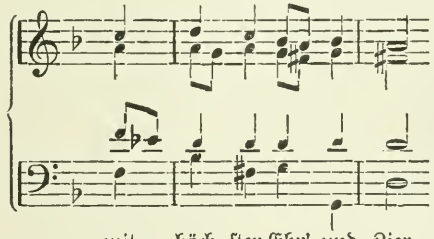
wäre, verbreiten. Nur ein einziges Beispiel anzuführen sei gestattet; denn kaum kommt das innerlich poetisierende Element bei Bach wieder so eindringlich und vor allem auf so rein musikalischem Wege zum Ausdruck wie hier. In der Matthäuspassion werden die zwei Choräle ‚O Haupt voll Blut und Wunden!‘ und ‚Wenn ich einmal soll scheiden‘ auf die gleiche bekannte Melodie:



2c., die in ihrer wunderſamen Innigkeit zu den ergreifendſten Schöpfungen Hans Leo Haßlers gehört, gesungen. Allein Bach hat zwei ganz verschiedene Stimmungsbilder daraus zu entwickeln gewußt. Der Choral ‚O Haupt voll Blut und Wunden!‘ folgt nach dem Bericht des Evangeliſten von der Dornenkrönung und Verspottung des Heilandes. Der tiefe Schmerz, die fast leidenschaftliche Erschütterung, die Situation und Text atmen, hat in Bachs harmonisch-kontrapunktischer Behandlung sowohl durch die herbe Klangfarbe des Ganzen, die durch die hohe Lage wesentlich verschärft wird, wie durch schneidende Dissonanzen: (s. nebenstehende Noten)

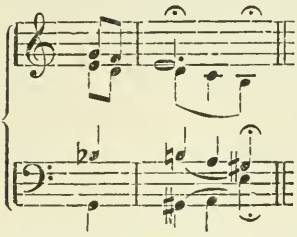


ergreifenden Ausdruck gefunden. Nicht zu übersehen ist auch die Stelle: ‚O Haupt, sonst schön gezieret —



Wie trefflich charakterisiert hier das Helldunkel der zwischen Dur und Moll schwankenden Harmonik die wehmutsvolle Empfindung, welche in dem Vergleich zwischen dem jetzigen Leiden und der sonstigen Herrlichkeit des Gottmenschen liegt! Der zweite Choral wird angestimmt, nachdem der Evangelist den Tod Jesu mit den Worten: ‚Aber Jesu schrie abermal laut und verschied‘ verkündet hat. Wie nach tiefster, sprachloser Erschütterung über die tragische Katastrophe des großen Weltendramas, doch in leiser, gläubiger Hoffnung, daß das Opfer nicht vergeblich gebracht sei, erhebt sich die Stimme flehend zum Herrn: ‚Wenn ich einmal soll scheiden, dann scheide nicht von mir!‘ Bach hat die Melodie diesmal in ihrer originalen phrygischen Tonart harmonisiert; die hier ziemlich tiefe Lage verstärkt noch den durch den alten Kirchenton hervorgerufenen Ausdruck mystisch verschleierten Ernstes. Aber die schmerzlichen Akzente sind verschwunden; in ruhig-einfachen Akkordfolgen schreiten die Stimmen dahin. Hat uns doch der Tod des Heilandes die Gewißheit der eigenen Erlösung gebracht. Der Schluß: ‚So reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein!‘ ist harmonisch

besonders stimmungsvoll mit dem aus Dissonanzen und Mollschatten sich durchringenden, verklärenden Durdreiklang:



Und nun sei noch auf eine dritte Bearbeitung der gleichen Choralmelodie hingewiesen, auf den Choral ‚Wie soll ich dich empfangen?', mit dem im Weihnachtsoratorium die Botschaft von der bevorstehenden Geburt des Jesuskindes begrüßt wird. Hier herrscht keine so einheitliche Grundstimmung vor wie in den beiden Situationen der Passion. Dem Gefühl der Freude mischt sich Sehnsucht und auch wehmütige Vorahnung des Leidens bei. Die Behandlung des Chorals ist daher diesmal rhythmisch eine viel lebhaftere (fast durchgehende Achtelbewegung), harmonisch eine an Modulationen viel reichere als in den beiden anderen Fällen. Es sind eben — um den freilich etwas banalen Ausdruck zu gebrauchen — ‚gemischte Gefühle', die in dieser Musik zum Ausdruck kommen. Auch ein Element lieblicher Weichheit, aus dem entschieden ‚Weihnachtsstimmung' spricht, läßt sich nicht verkennen.

Auf die poetische Bedeutung der Wahl einer Passionsmelodie für das Adventslied wurde bereits früher hingewiesen. Hier muß ergänzend beigefügt werden, daß Bach aber auch hierin Vorgänger hat, z. B. in Dietrich Buxtehude.

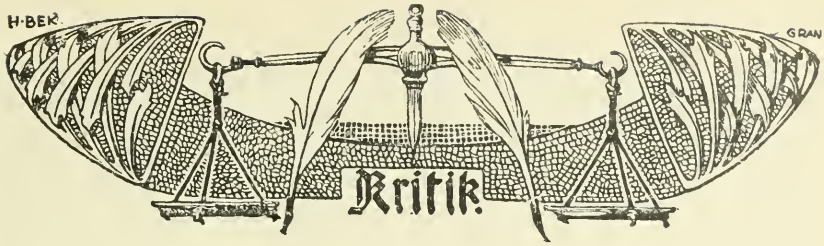
Ähnliche musikalische ‚Symbolismen', um Schweitzers Ausdruck zu gebrauchen, finden sich bei Bach noch öfters und sind ganz besonders bezeichnend für den poetisierenden Charakter seiner Musik. Z. B. in der Kantate ‚Wachet, betet!' ertönt in einem Rezitativ plötzlich im Orchester der Choral ‚Es ist gewißlich an der Zeit', an das jüngste Gericht und die ewige Verantwortung mahnend. Ähnlich weist in der Kantate ‚Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem!' der Choral ‚O Haupt voll Blut und Wunden!' auf das Leiden hin, das den Erlöser in Jerusalem erwartet. In einer anderen Kantate begleitet der Choral ‚Dies sind die heil'gen zehn Gebot' die Worte Christi von den beiden größten Geboten der Gottes- und der Nächstenliebe u. dgl.

Am bedeutungsvollsten kommt indessen das innerlich poetisierende Element bei Bach in seiner Instrumentalmusik zur Geltung. Wir wollen uns hier nur auf eine Betrachtung der Orgelchoräle beschränken. Die Form des protestantischen Orgelchorals, wie sie sich bis zu Bachs Zeit entwickelt hatte und im Schaffen des Meisters selbst sich gibt, ist eine verschiedenartige. Entweder wird der Choral als cantus firmus durchweg festgehalten und von Nebenstimmen kontrapunktisch umrahmt, oder es wird die Choralmelodie in ihre einzelnen musikalischen Teile und Phrasen zerlegt und diese dann als Themen zu selbständigen, aneinander gereihten und miteinander verbundenen Instrumentalstücken benützt, oder es wird die Choralmelodie melismatisch koloriert, von kleinen, selbständigen Zwischenspielen durchbrochen u. dgl.; in allen Fällen handelt es sich um den weiteren Ausbau des in der Choralmelodie Gegebenen. Das ist aber nicht nur etwas rein Musikalisches, sondern

auch etwas Poetisches, nämlich durch die der Choralmelodie zugehörige Choraldichtung. Die Choralbearbeitung darf sich daher nicht auf den Weiterausbau der in der Choralmelodie liegenden musikalischen Momente, des melodischen und harmonischen Gehalts ꝛc. beschränken, sondern sie muß vor allem die der Melodie durch den Text inhärierende poetische Grundstimmung zum Ausdruck bringen. Die künstlerisch vollwertige Choralbearbeitung muß Programmusik sein, ihr ‚Programm' ist der Choraltext. Naturgemäß ging die Entwicklung der Choralbearbeitung zunächst von rein musikalischer Behandlung des Problems aus, und erst nach und nach, mit Erstarkung der Technik, trat auch das poetische Element in den Vordergrund. In den meisten der Bachschen Choralsätze ist es zum leitenden Moment geworden. In einer Anzahl ausführlicher Analysen hat Schweitzer dargelegt, wie genau bis in Einzelheiten der Meister dabei dem Choraltexte folgt. Selbst einzelne Versionen des Textes kommen zum Ausdruck. So enthält z. B. der Choral ‚Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt!' eine lebhaft aufsteigende Kadenz, die zweifellos auf die Textworte: ‚Im Himmel ist gut wohnen, hinauf steht mein Begier' zu beziehen ist. Viel wichtiger aber noch als solche Einzelheiten ist das überwältigende, packende Erfassen der poetischen Grundstimmung in Bachs Orgelchorälen. Als Beispiel sei etwa auf den schattenhaft dahinschwebenden Choral ‚Ach, wie flüchtig!' verwiesen oder auf die majestätische Kraft des Chorals ‚Dies sind die heil'gen zehn Gebot'. Hier wird die Anfangsphrase der Choralmelodie (in leichter thematischer Umbildung) konstant im Baß festgehalten. Wie ein mit ehernen Zeichen geschriebenes ewiges und unvergängliches Weltengesetz tönt dieses Thema das ganze Stück hindurch. Mit zum Kühnsten im Ausdruck gehört der ganz kurze Choral ‚Christe, du Lamm Gottes!', der in seiner rücksichtslos kakophonen Gestaltung die tiefschmerzliche Stimmung voll erschöpft; eine künstlerisch enge Verwandtschaft mit dem Vokalchoral ‚O Haupt voll Blut und Wunden!' aus der Matthäuspassion läßt sich nicht verkennen. Schon einzelne Zeitgenossen Bachs erkannten es an, daß der Meister seine Orgelchoräle ‚nach dem Affekt der Worte' gesetzt habe (Ziegler); demgemäß kann man heute dem Vorschlage Wolfrums (Bachbiographie in der Sammlung ‚Die Musik'), bei Wiedergabe dieser Werke im modernen Konzertsaal den vollständigen Choraltext zur Orientierung auf den Programmen abzudrucken, nur vollkommen beipflichten. Denn nur aus dem poetischen Gehalt der Texte heraus sind diese Choräle geschaffen und nur aus ihm daher restlos zu erfassen und zu verstehen.

Mit den Bachschen Orgelchorälen aber ist das Ideal einer wahren, wirklich künstlerischen Programmusik erreicht, einer Programmusik, welche nicht in kleinlicher äußerer Tonmalerei besteht, sondern in musikalischer Wiedergabe und Vertiefung poetischer Stimmungen.

Dr. Eugen Schmitz.



Die Bibel in der Kunst.*

Das alte Erbe der Kunstübung aller Zeiten ist die heilige Geschichte der Menschheit gewesen, der christlichen Kunstpflege um so mehr, als hier die Heilstatsachen nicht nur die Frucht einer spontanen Fortentwicklung sind, sondern eine Ergänzung des alten Menschen und eine Bereicherung auch der natürlichen Geistesgaben bilden. Es wuchs der Mensch im Christen mit seinen höheren Zielen, und es wuchs der Künstler im Christentum mit seiner größeren Aufgabe. Der hl. Geist kam auch über die Kunst, und diese fuhr fort, in den Jahrhunderten in verschiedenen Sprachen zu reden. Zu jedem Volk und zu jeder Zeit sprach sie in besonderer Sprache, sollte sie verstanden werden.

Jeweils die Bilder aus dem Alten und Neuen Testament, wie sie einer christlichen Kunstperiode am charakteristischsten sind, in ein Buch gesammelt, die christliche Kunst, ja das Christentum würde uns mit immer wieder anderen, oft fremden Augen anschauen. Aber diese Tatsache redet nur schwach zu einer Zeit, in der wie heute der Sinn für feine religiöse Gefühlsschwankungen abgestumpft ist durch einen traditionellen Eklektizismus, und in der die Kirche, die berufene Pflegerin der christlichen Kunst, statt in kräftiger künstlerischer Sprache der Gegenwart ihr ewig neues Leben zu predigen, in historischen Stilformen einen alten Besitzstand zäh verteidigt. Indessen lassen die Heilstatsachen den Künstlern keine Ruhe; und können sie nicht frei im Dienste der Kirche arbeiten, so arbeiten sie ungebunden ohne sie. Und doch sind sie eine Macht im modernen Leben, und fragt man in späteren Tagen nach dem religiösen Empfinden und seinem christlich-künstlerischen Ausdruck unseres Geschlechts, so sucht man ihn nicht in der historischen Kirchenkunst, sondern in jener freien Betätigung der Kräfte. Darum ist es ein Verdienst, Haupttypen dieser modernen Richtung im Buche zu sammeln und eine Bibel mit ihren Werken zu illustrieren. Und außer diesem kunstwissenschaftlichen Verdienst hat ein Unternehmen wie die genannte Bibel in der Kunst auch eine erzieherische Bedeutung, wenn sie das sanft eingelullte Auge für ungewohnte Erscheinungen öffnet, mögen diese das Gemüt auch arm und leer ausgehen lassen.

Denn das eine tut diese Bibel nach Originalillustrationen erster Meister der Gegenwart deutlich und erschreckend kund: den fast völligen Mangel einer tief religiösen und großzügig historischen Auffassung der heiligen Geschichte. Von der Urkraft des Geistes der Bibel und deren lapidarem Stil findet sich kaum eine Spur. Einer solchen Aufgabe ist die moderne Kunst noch nicht gewachsen. Aus dem Naturalismus geboren, in der neuen Art des Sehens, die technisch nicht ganz be-

* Nach Originalillustrationen erster Meister der Gegenwart. Erläuternder Bibeltext von Augustin Arndt S. J. (97 Gravüren, 204 S.) Mainz, Verlag von Kirchheim u. Co. 20 Lieferungen à 1.50 Mk. In Prachtband komplett Mk. 30.—.

wältigt ist, noch nicht genügend geschärft, im Bravourstück endend oder sich in minutiöser Situation quälend, literarischen und philosophischen Neigungen des Zeitgeistes dienend, ist sie noch nicht flügge geworden für einen idealeren Flug. Hier setzt die erziehende Aufgabe der Kirche ein. Die Moderne hat ihre Pflicht recht und schlecht erfüllt, nun ist die Reihe unabweislich an die Kirche gekommen. Sie, die früher stets die Anregerin war, die sogar die ungebärdigen Renaissancekünstler zu leiten wußte, muß den hohen Preis aussetzen, dem realistischen Können Geist von ihrem Geiste einhauchen.

So bescheiden sich diese Bibelbilder moderner Meister mit zwei Vorzügen, mit der Naturtreue und Geschichtsunmittelbarkeit. Mit dem Streben nach natürlicher Sinnfälligkeit hängt der Mangel an Größe, Wärme und Naivität zusammen. Eine Schlichtheit wie die Uhdes bildet dafür schwachen Ersatz. Anders allerdings bei Segantini; wie die schlichte Größe eines modernen Künstlers tief ergreifen kann, beweist er. Die Naturnachahmung führt auch zur Verwendung des Aktes. Was ist z. B. der brutale Samson von Laurens anders oder auch der Moses von Sascha Schneider? Nur ist er hier drapiert. Schneiders Bild ‚Der Durchgang durch das rote Meer' ist außerdem ein Schulbeispiel, wie mancher Moderne den Eindruck innerer Größe durch materielle Grobheit zu erzwingen sucht. Durch naturalistische Übertreibung strebt ihn auch Arthur Kampf an (‚Josue setzt den Stein des Bundes'). Es fehlt eben der Drang zur Auffassung; an seiner Stelle arbeitet Klugheit und Virtuosität, so bei Abbey und Michetti bis zum Effekt. Mit Staunen und Freude begegnet man Burne-Jones (‚Die Kreuzabnahme'), dessen Gefühl die zeichnerische Kultur Walter Cranes (unser Bild ‚Die Sündenstrafe') nicht erreicht. Traditionelle Kunst, die mit gewohnter Suggestion am meisten religiös anmutet, ist noch in manchen Bildern. Unsere Kunstbeilage ‚Die Weisen aus dem Morgenlande' von Edelfelt erinnert an bewährte Meister. Weit von diesem historischen Stil und etwas vollständig anderes ist die Art der Geschichtsmalerei, die in der Geschichtsunmittelbarkeit ihren Zweck erkennt. Tissot ist ihr Meister. Sie will nicht die stilisierte Historie über Raum und Zeit, sondern ein lebenswahres Bild aus fernen Tagen und fremden Zonen mit allen Mitteln guter Realistik. Tissot gelingt es, einen Zauber antiken morgenländischen Charakters in seine Bilder zu legen. Die große Überzahl der Künstler gehört dem Auslande an, und gern möchte man mehr deutschen Meistern in der Bibel begegnen.

Wenn die ‚Bibel in der Kunst' mehr Interesse für moderne christliche Kunstübung wachruft, so ersetzt sie der Allgemeinheit und der Zukunft, was das prachtvoll ausgestattete Werk dem einzelnen und der Gegenwart schuldig bleibt.

K. Weiß.

Historische Hausbücher.

Wie Else Hasse am Schluß ihres Hochlandaufsatzes über ‚Moderne Geschichtschreibung und ihren Bildungseinfluß' (Märzheft 1906) mit Recht hervorgehoben hat, bietet unsere geistige Zeitlage recht günstige Voraussetzungen für ein beträchtliches Erstarken des historischen Interesses und der historischen Bildung von weiten Kreisen. Ohne romantische Rückwärtserei sind viele willens, von der Vergangenheit zu lernen um der Gegenwart und Zukunft willen, sich von großen Ideen beflügeln zu lassen, die ihre Lebenskraft im Weltgericht der Geschichte bewährt haben, so daß man ihnen auch fürder vertrauen darf. Hasse fordert vor allem

eine Reform des Schulunterrichts; wir versprechen uns mehr von einer historischen Bildung der Erwachsenen; denn die besten Lehren aus der Geschichte vermag doch erst die gereiftere, durch eigene Lebenserfahrungen sich festigende Urteilskraft zu ziehen. Gute und verlässige historische Hausbücher tun uns not, zu denen wohl schon der Jüngling greifen darf, die aber auch dem Manne lieb und lehrreich bleiben, weil er aus ihnen erst den ganzen Gedankeninhalt herausliest. Als ein solches Buch tüchtigster Art darf auf Grund der nun fertig vorliegenden Bände III und IV die ‚Illustrierte Weltgeschichte' begrüßt werden, die S. Widmann, P. Fischer und W. Felten gemeinsam herausgeben.* Gewiß schätzen wir an den prächtigen Bänden auch die äußeren Vorzüge, die vielbesagenden Bilder und die anschauliche Sprache, nach Gebühr. Aber mehr noch erfreut in S. Widmanns Geschichte der neueren und neuesten Zeit die innere Vortrefflichkeit der gesamten Grundauffassung und sachlichen Darstellung, die Weite und darum auch Gerechtigkeit und Eindringlichkeit des Blicks. Nirgends, wo sie in Frage kommt, verhehlt der Verfasser seine herzenswarme christliche Gesinnung; aber sie hindert ihn auch nirgends, die Tatsachen so zu erkennen und zu benennen, wie sie sind, die beschämenden so gut als die tröstlichen. An den wirklich großgesehenen Bildern, die er uns entwirft, erfreuen neben der kulturgeschichtlichen Breite der Pinselführung gar manche Glanzlichter, die aus der unmittelbaren Erfahrung der Gegenwart heraus Vergangenes wie mit einem Mal ganz anders verdeutlichen. Da und dort freilich hat Widmann hierin doch des Guten zu viel getan und sich in der Schilderung allerjüngster Geschehnisse (z. B. Bd. IV, S. 395 u. 495) zu weit vom Gegenwartsinteresse fortreißen lassen; auch versäumt sein preußischer Patriotismus wohl manchmal, österreichischem Verdienst (Schlacht bei Aspern z. B.) gerecht zu werden. Die Objektivität, welche er gegenüber Ursachen wie Folgen der Kirchenspaltung zeigt, vermag er gegenüber der französischen Revolution und ihren Errungenschaften nicht ganz zu wahren. Aber solche unvermeidliche Einzelmängel tun dem großen und dauernden Werte der Gesamtleistung keinen wesentlichen Eintrag.

Ein volkstümliches Geschichtswerk erfreulichster Art, wie es kaum ein anderer deutscher Stamm besitzt, haben der Volksschriftsteller O. Denk und der Historiker J. Weiß gemeinschaftlich ihren Landsleuten mit ‚Unser Bayerland'** geschenkt. Zu der glänzenden und außergewöhnlich eigenartigen Ausstattung gesellt sich auch hier ein fesselnder Text, der die Landesgeschichte am Leitfaden der Regentengeschichte getreulich und mit wohlabgewogenem Urteil verfolgt. Die Kulturgeschichte hätte gerade bei diesem alten Kulturland durchgängig mehr in den Vordergrund rücken dürfen, statt oft nur in nachträglichen Sammelabschnitten nachgeholt zu werden. Hie und da, wie in der Beurteilung Karls des Großen, möchten wohl auch die meisten bayerischen Leser etwas mehr großdeutsche Gesichtspunkte wünschen. Vielleicht erklärt sich solcher gelegentlicher Überpartikularismus aus einer natürlichen Reaktion gegen das frühere ähnliche Werk des Nichtbayern M. Schwann, dessen liberales Tendenzwerk übrigens durch die vorliegende Arbeit durchaus in den Schatten gestellt wird.

Kein Hausbuch im engeren Sinne mehr kann die Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters genannt werden, deren vierten Band, umfassend die deutsche Dichtung und Musik des 13. Jahr-

* München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

** München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

hunderts,* Emil Michael S. J. nun vollendet hat. Und doch wird sie gewiß in recht viele Hausbüchereien Eingang finden ähnlich wie das große Werk Janssens, dem sie nacheifert, und das sie zeitlich ergänzt. Der Bienenfleiß, mit dem Michael sein Material durchgearbeitet hat, und die gewandte, wohldisponierte Schreibweise erheischen unbedingte Anerkennung; der zweite Abschnitt des vorliegenden Bandes, die Musikgeschichte jener Zeit, wird hier erstmals so sorgfältig und eingehend dargestellt. Dagegen fordert der erste, literargeschichtliche Abschnitt in wesentlichen Stücken zum prinzipiellen Widerspruch heraus. Wir wüßten denselben nicht besser zu formulieren, als es der beste Kenner dieser Literaturepoche, A. E. Schönbach, in seiner ausführlichen, höchst lesenswerten Besprechung (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XXVII, S. 490—505) getan hat. Schönbach betont ausdrücklich, daß er sich in der Hauptsache mit Michaels Standpunkt einig weiß. ‚Der Liberalismus, der die Gebildeten des 19. Jahrhunderts zumeist in seinem Bann hielt, hat auf die historischen Untersuchungen und Schilderungen der alten Zeit abgefärbt, hat seine Schlagwörter ganz ungeschichtlich in die Beurteilung der Vergangenheit eingetragen und daher vielfach unrichtige, verzerrte Bilder zuwege gebracht. Dawider wendet sich Michael, und da muß ich ihm oft um so eher recht geben, als ich selbst mich gleichfalls bemüht habe, die Extravaganzen einer politischen Literaturgeschichte nach Kräften zu korrigieren. Aber indem Michael das Pendel in der entgegengesetzten Richtung zum Ausschlagen zu bringen trachtet, begegnet ihm, daß er auch seinerseits es die Grenzen der Sachlichkeit und Wahrheit überschreiten läßt.... In der Art, wie Michael die mittelhochdeutsche Poesie darstellt und beurteilt, tritt ein Moment sehr bezeichnend hervor; er vernachlässigt die Form beinahe ganz; sie ist ihm gleichgültig; seine Achtsamkeit gilt ausschließlich dem Inhalt. Es sieht aus, als ob er völlig daran vergessen hätte, daß er in der Poesie eine Kunst vor sich hat.‘ Schönbach belegt dieses abfällige Urteil mit zahlreichen drastischen Beispielen und bekennt schließlich: ‚Im ganzen steht Michaels Auffassung von historischer Arbeit und Darstellung sehr weit von der ab, die ich vertrete, so weit, daß wir ... nur an „getrennten Webstühlen“ wirken können.‘ In der Tat braucht man die Darstellung Michaels etwa nur mit den betreffenden Kapiteln in Lindemanns oder Salzers Literaturgeschichte zu vergleichen, um einzusehen, daß der entschieden katholische Standpunkt des Literaturhistorikers keineswegs eine derartige Engherzigkeit und Verschiebung der Maßstäbe mit sich bringen kann und darf. Am allerwenigsten aber sollten in Büchern, die auch für das katholische Haus bestimmt sind, die geistigen Gegensätze über das sachliche Erfordernis hinaus verschärft und übertrieben werden. Gerade wenn man von der Lektüre so ruhig urteilender Werke wie des Widmannschen und Denk-Weißschen kommt, empfindet man diesen Mangel des Michaelschen Buches um so mehr, zumal es sich im übrigen durch seinen wissenschaftlichen Eigenwert über die populär-wissenschaftlichen Darstellungen erhebt.

Ähnlicher Einspruch, nur nach der anderen Seite hin, muß gegen ein Werk erhoben werden, das ebenfalls bei allem vermeintlichen Objektivitätsbemühen derart in einseitigen Vorurteilen stecken bleibt, und zwar in kirchenfeindlichen, daß es — obzwar auch als Volks- und Familienbuch gedacht — für katholische Häuser nicht in Betracht kommt. Es handelt sich um die bereits in dritter Auflage vorliegende ‚Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit vom ersten Auftreten der Germanen bis zur Gegenwart‘ von Hermann Stöckel.** Wenn wir es in diesem

* Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

** München, G. Franzscher Verlag.

Zusammenhang doch nennen, so geschieht es namentlich, um Geschichtslehrer und andere urteilssichere Benützer auf die seltene Konzentrationskunst und praktische Anregungsfülle aufmerksam zu machen, mit der hier der wesentliche Lehrstoff unserer Schulen auf den engsten Raum gebracht und zu raschem Überblick dargeboten wird. Andererseits kann man aber gerade hier auch ersehen, in welchem Sinne gar mancherorts (der Schreiber hat's selbst erlebt) ‚objektiver' Geschichtsunterricht erteilt wird, und wie notwendig es dann oft ist, nach Möglichkeit daneben Bücher wie das Widmannsche auch schon den Schülern an die Hand zu geben. Stöckels ‚alldeutscher' Standpunkt, der in der neuesten Geschichte Österreichs am charakteristischsten zutage tritt, bestimmt auch bereits die Anlage des ganzen Buches so stark, daß die außerdeutschen Nationen überhaupt nur mehr wie nebensächliche Anhängsel des Weltgeschehens erscheinen. Zum Beleg unseres Urteils nur noch ein paar Einzelheiten: Heinrich II. wurde ‚wegen seiner Freigebigkeit gegen die Kirche' heilig gesprochen (dabei hat Heinrich den Besitz gar mancher überreicher Klöster gemindert, um Reformen herbeizuführen!); auf Huttens Persönlichkeit fällt kein Schatten; Gustav Adolph wird verherrlicht; der Geist des Aufklärungszeitalters findet volle Sympathie; von der Romantik ist nur nebensächlich die Rede; oder man vergleiche schließlich die Charakteristik der nationalliberalen Partei mit der des Zentrums! Unter den Informationsquellen über den Jesuitenorden stehen H. St. Chamberlain und Hoensbroech mit obenan. Kurzum, man lernt P. Michael manchen Vorwurf abbitten, wenn man diese ‚voraussetzungslose' Leistung auf sich hat wirken lassen. Aber die größeren Fehler bei anderen sind keine Rechtfertigung für die geringeren eigenen.

Die großen Wendungen der Weltgeschichte durch die Schilderung einzelner führender und bezeichnender Persönlichkeiten zu verdeutlichen, diese ebenso schwierige als lehrreiche Aufgabe hat sich bekanntlich die Monographiensammlung ‚Weltgeschichte in Charakterbildern', herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn, gestellt. Wir wollen über das langsame Fortschreiten des Unternehmens nicht klagen, wenn es uns zu mancher früheren auch weiterhin so mustergültige Gaben bringt wie Max Jansens ‚Kaiser Maximilian I.'.* Um die Persönlichkeit des ‚letzten Ritters', die in dieser objektiven und tiefdringenden Schilderung recht viel des romantischen Schimmers einbüßt, gruppiert der Verfasser mit großem Darstellungsgeschick die Charakteristik des gesamten ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Heycks Behandlung des gleichen Gegenstandes (in den ‚Monographien zur Weltgeschichte') weit übertreffend schildert Jansen jene Zeit mit dem Rückhalt eigener gründlicher Spezialforschung. Auch äußerlich kommt dies im Bilderschmuck zum Ausdruck, der fast ausnahmslos nach Gemälden, Kupfern oder Drucken aus der Zeit Maximilians I. hergestellt ist. Neben den allgemeinen Darstellungen gehören unbedingt auch solche hervorragende Monographien in eine historische Hausbücherei.

* München, Kirchheimscher Verlag.

Dr. S.

Naturwissenschaft und Weltanschauung.

Ein beträchtlicher Teil der zeitgenössischen Naturwissenschaftler, Ernst Mach an der Spitze, lehnt prinzipiell jede Beschäftigung mit metaphysischen Fragen als unwissenschaftlich ab. Aufgabe der Wissenschaft ist nach Anschauung dieser positivistischen Gruppe allein die ‚zusammenfassende, möglichst vereinfachte Beschreibung der Tatsachen', die Zurückführung des Zusammengesetzteren auf Einfacheres, des Unbekannten auf Bekanntes. Tatsächlich pflegen die Vertreter dieser Theorie in ihrer wissenschaftlichen Praxis den eigenen Grundsätzen nur sehr unvollkommen zu entsprechen, auch hier wieder Ernst Mach an der Spitze; denn gerade aus seinen Werken, zumal aus den ‚Beiträgen zur Analyse der Empfindungen', kann man die Grundzüge eines ausgesprochenen evolutionistischen Willensmonismus deutlich herauslesen, und Th. Beer hat über den berühmten Physiker sogar eigens unter dem Titel ‚Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers' (1903) geschrieben. Die antimetaphysische Tendenz dieser Gruppe um Mach ist denn auch in der Tat nicht so sehr gegen die eigentliche Metaphysik, gegen den philosophischen Ausbau dieser oder jener Weltanschauung gerichtet als gegen das voreilige Hereinspielen unbewiesener und unlegitimierter Spezial- und Allgemeintheorien in naturwissenschaftliche Einzelfragen wie z. B. gerade in solche der Physik.

Die Metaphysikscheu der einen Naturwissenschaftler stellt eine natürliche Reaktion dar gegen die ungezügelte Metaphysikluft der anderen. Noch führt uns eine geistige Nachgeburt wie Häckels ‚Welträtsel' jene leichtbegnügte Zeit wieder vor Augen, wo man mit ein paar gedanklichen Purzelbäumen eine ‚naturwissenschaftliche Weltanschauung' auf die Beine stellen wollte, deren platter Materialismus wirklich gar keines weitausholenden wissenschaftlichen Anlaufs bedurft hätte. Diese Zeiten sind trotz Häckel und Ladenburg für immer vorbei, und wo sich etwa ein ernsthafterer naturwissenschaftlicher Denker an das Thema ‚Naturwissenschaft und Weltanschauung' heranwagt wie z. B. der Physiologe Max Verworn in der also betitelten Rede,* da schweben ihm Häckel und Genossen nur mehr als warnende Schatten vor Augen; auf wen anderen sollte nachstehender Seitenhieb Verworns zielen?

‚Naturforscher, die in ihrem beschränkten Arbeitsgebiet ganz tüchtige Spezialarbeiten geliefert haben, konnten dem Kitzel philosophischer Betrachtungen nicht widerstehen und haben trotz völligen Mangels erkenntnistheoretischer Er-

* Leipzig 1904, bei J. A. Barth.

wägungen und ohne Ahnung der eigentlichen Probleme und Schwierigkeiten frisch und froh darauflos spekuliert. Die Produkte dieser Tätigkeit haben in Masse die neueste naturwissenschaftliche Literatur überschwemmt.'

Man sollte Tiefe und geistige Befruchtungskraft solcher Überschwemmungen wirklich nicht allzu sehr überschätzen; die Wasser verlaufen so rasch, wie sie gestiegen sind. Wir müssen es daher für einen Mißgriff des verdienstvollen naturphilosophischen Apologeten, des Botanikers Eberhard Dennert, halten, wenn er in seinem neuesten Werk über ‚Die Weltanschauung des modernen Naturforschers'* wieder den Jenenser Monistenpapst an die Spitze stellt und weitaus am ausführlichsten behandelt. Die ansehnlichere Reihe der Wallace, Verworn, Romanes, Ostwald, Driesch, Reinke muß dann vornehmlich unter dem Gesichtspunkt ihres geistigen Gegensatzes zu Häckel Revue passieren, und das Gesamtergebnis wird ein entsprechend negatives. Von einer einheitlichen ‚Weltanschauung des modernen Naturforschers' kann man nach Dennert überhaupt nicht reden, sondern es herrscht in dieser Beziehung bei den namhaftesten Forschern ‚ein ganz gewaltiger Wirrwarr' und eine wahre Widerspruchsfülle.

‚Es ist ganz ungereimt,' meint Dennert, ‚von der „Weltanschauung des modernen Naturforschers" zu reden, ebenso ungereimt, wie wenn man von der „Weltanschauung des modernen Juristen" reden wollte; denn .. nicht als Naturforscher, nicht als Jurist hat jemand eine Weltanschauung, sondern als Mensch und als Philosoph.'

Gewiß, wenn man die einschlägigen Aussprüche der einzelnen zeitgenössischen Naturforscher nur nach Art des Abälardschen Sic et non zusammen- und einander gegenüberstellt und jedem das gleiche Gewicht beimißt, dann sind kaum einheitliche Grundzüge zu entdecken; denn diese liegen vorerst weniger in den fertigen Ergebnissen als in der gesamten Entwicklungsrichtung des Denkens. Energetik und Teleologie, diese beiden Grundlehren zum wenigsten, dürften schon heute als feste Leitsterne der neueren naturphilosophischen Entwicklung zu erweisen sein, und auch die biologische Abstammungslehre wird von der überwiegenden Mehrheit der Sachkundigen zum wohlbegründeten Besitz unseres Denkens gezählt. Aber das aus solchen Grundzügen erstellbare neue naturwissenschaftliche Weltbild ist so wenig eine fertige Weltanschauung, als es des Koppernikus heliozentrische Lehre einst war. Und insofern hat Dennert gewiß recht: Selbst wenn wir uns eines einstimmig anerkannten naturwissenschaftlichen Weltbildes erfreuten, könnte es erst durch eine Fülle weiterer metaphysischer, ethischer und religiöser Einsichten zur wirklichen Weltanschauung vertieft werden. Wenn also ein Naturwissenschaftler ein maßgebendes Wort in Weltanschauungsfragen mitreden will, muß er — darin finden wir uns mit Verworn und Dennert einig — erst zum Philosophen werden.

Auch in den weiteren Kreisen deutscher Naturforscher und Ärzte scheint man sich dieser Einsicht nicht mehr zu verschließen und an Reden Ladenburgschen Stiles kein dauerndes Genüge zu finden. Beweis dessen, daß man zur dies-

* Stuttgart 1907, Verlag von Max Kielmann.

jährigen Stuttgarter Tagung den Philosophen Theodor Lipps lud mit der Aufgabe, über ‚Naturwissenschaft und Weltanschauung' zu reden.* Was Lipps seinen Hörern bot, war nichts weniger als eine erschöpfende Behandlung des unerschöpflichen Themas, und viele einseitige Behauptungen fordern zum entschiedensten Widerspruch heraus (am meisten die spinozistische Schlußapotheose), aber eine gesunde philosophische Propädeutik hat der Münchener Philosoph doch gewiß vielen seiner Hörer geboten.

Lipps beginnt bezeichnenderweise mit einer Absage an den Machschen Positivismus: Jede naturwissenschaftliche Erklärung gibt mehr als eine bloße Beschreibung.

‚Beschreiben kann man ... nur das Erfahrene. Aber schon ein so trivialer Satz wie der, daß alle Eichbäume Eicheln tragen, geht über die Erfahrung hinaus. Richtiger gesagt: Das Denken oder der denkende Geist geht in einer solchen Erkenntnis über die Erfahrung, und zwar unendlich weit, hinaus, nicht willkürlich, sondern nach einem Gesetz. ...

Mit solchen allgemeinen Sätzen wie der oben angeführte begnügt sich aber die Naturwissenschaft nicht, sondern sie geht auf Naturgesetze. Naturgesetze aber sind notwendige Abhängigkeitsbeziehungen zwischen reinen Bedingungen und ihren Erfolgen. Wir können sie auch allgemeine Tatsachen nennen. Dann sind sie doch nicht in der erfahrbaren Wirklichkeit vorkommende, also nicht empirische, sondern reine oder ideale allgemeine Tatsachen. Eine solche ist etwa das Fallgesetz. Dies sagt nicht, wie Körper fallen, sondern ... wie die Körper fallen würden, wenn die Bedingungen des Fallens rein gegeben wären. Es charakterisiert das reine oder das ideale Fallen, das nirgendswo anders als im Geiste des Naturforschers vorkommt.'

So besteht alles Erklären im ‚Auflösen eines erfahrbaren Wirklichen in solche vom Geiste aus dem Material der Erfahrung geschaffene ideale Komponenten'. Die Naturwissenschaft in ihrer idealen, nach Lipps rein mechanistischen Vollendung wäre nichts anderes denn eine umgearbeitete ‚Darstellung des Wirklichkeitszusammenhanges als eines einheitlichen Systems gesetzmäßiger Abhängigkeitsbeziehungen zwischen räumlichen, zeitlichen und Zahlgrößen'. Jeder über derartige Beziehungsbegriffe hinausgehende Sinn, den man Worten wie ‚Masse', ‚Kraft' oder ‚Energie' beilegen will, jede vitalistische oder teleologische Anschauung ist nach Lipps bereits nicht mehr naturwissenschaftlich gerechtfertigt, sondern ‚Naturmythologie', seinem Ideal der Naturwissenschaft zuwider. Es erübrigt sich, mit Lipps darüber zu streiten, ob die neuere Entwicklung der Naturwissenschaft tatsächlich der Verwirklichung seines Ideals entgegenstrebt. Genug damit, daß auch er dem erwarteten mechanistischen Weltbild nur eine rein formale Bedeutung zuerkennt, daß er mit der Darstellung des sinnlich Wahrnehmbaren in jener Räumlichkeitssprache noch nichts ausgemacht findet über die tatsächliche Beschaffenheit, über das eigentliche Wesen des Wirklichen selbst. Dieses zu bestimmen ist auch ihm Aufgabe der Naturphilosophie, der Weltanschauung. Er sagt:

* Die Rede erschien in Heidelberg 1906, Karl Winters Verlag.

‚Es gibt eine Weltanschauung des naiven Bewußtseins. Diese verneint die Naturwissenschaft und setzt an ihre Stelle — keine Weltanschauung, sondern ihr abstraktes System von Abhängigkeitsbeziehungen zwischen räumlichen, zeitlichen und numerischen Größenbestimmungen. Damit läßt sie die Bahn frei für eine dritte Phase des Denkens über die Wirklichkeit. Diese Phase dürfen wir die naturphilosophische Phase nennen. Ihre Aufgabe erst ist die Frage nach einer möglichen wissenschaftlichen Weltanschauung.‘

Lipps behauptet zum Schluß, auf die Frage nach der eigentlichen Beschaffenheit des Wirklichen ‚wissen wir Menschen nur eine einzige Antwort‘, und da er scheint's doch mit der Möglichkeit rechnet, diese Antwort könnte einigen von uns entfallen sein, erteilt er sie zum Überfluß und lehrt, objektiv wirklich sei nur das ‚Bewußtsein‘, ‚ein Welt-Ich‘, ‚ein Weltgeist‘; der Materie dagegen komme keine objektive Wirklichkeit zu. Auch gegenüber diesen Behauptungen bedarf es hier nur des Hinweises auf die Tatsache, daß ‚wir Menschen‘ noch eine ganze Reihe anderer Antworten auf jene Frage der Naturphilosophie für möglich halten und tatsächlich geben. So wenig sich einst die Philosophen von den Naturwissenschaftlern eine ‚naturwissenschaftliche Weltanschauung‘ aufdrängen ließen, so wenig begehren heute die Naturwissenschaftler, sich von Philosophen über die einzig mögliche Weltanschauung passiv belehren zu lassen. Erst wer von dem tatsächlichen naturwissenschaftlichen Weltbild unserer Tage ausgehend dasselbe in jener Weise zu vertiefen und zu ergänzen vermag, daß es, dem Wissenschaftler einleuchtend, auch den ganzen Menschen in allen seinen tiefsten Bedürfnissen befriedigt und beglückt, erst der wird unserer Zeit den vollen und rechten Aufschluß über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Weltanschauung bringen.

Dr. H. M.

Philosophie.

Der Philosoph des Anarchismus, Max Stirner (eigentlich Johann Kaspar Schmidt, geb. 25. Okt. 1806), hätte wohl den Bosheiten, die er in seinem Hauptwerk ‚Der Einzige und sein Eigentum' zum Kapitel Preßfreiheit vorbringt, noch einige kräftige hinzugefügt, wenn er vorausgesehen hätte, daß er zu seinem hundertsten Geburtstag soviel ehrfurchtsvolle Gedächtnisartikel und Denkmalsaufrufe in ‚staatserhaltenden' Blättern über sich ergehen lassen müsse. Preßfreiheit, die damalige laute Forderung der Liberalen, im Sinne einer Erlaubnis, die man beim Staat erst nachsucht, ist in Stirners Augen ein Unding und ein Widersinn. ‚Preßfreiheit ist ja nur Preßerlaubnis, und der Staat wird und kann mir freiwillig nie erlauben, daß Ich ihn durch die Presse zermalme.' Preßfreiheit, wie sie Stirner meint und will, kann jeder Schriftsteller nur sich selber danken: ‚Mag mein Volk der Preßfreiheit entbehren, Ich suche Mir eine List oder Gewalt aus, um zu drucken, die Druckerlaubnis hole Ich Mir nur von — Mir und meiner Kraft. Ist die Presse mein eigen, so bedarf Ich für ihre Anwendung so wenig einer Erlaubnis des Staates, als Ich diese nachsuche, um meine Nase zu schneutzen. Mein Eigentum ist die Presse von dem Augenblicke an, wo Mir nichts mehr über Mich geht, denn von diesem Moment an hört Staat, Kirche, Volk, Gesellschaft u. dergl. auf.... Mein ist die Presse, wenn Ich über ihre Benutzung durchaus keinen Richter außer Mir anerkenne, d. h. wenn Ich nicht mehr durch die Sittlichkeit oder die Religion oder den Respekt vor den Staatsgesetzen u. dergl. bestimmt werde zu schreiben, sondern durch Mich und meinen Egoismus.'

Eine solche praktische Nutzanwendung auf das einzelne Betätigungsfeld verdeutlicht wohl besser, was Stirner unter dem ‚Einzelnen und seinem Eigentum' versteht, als eine philosophisch-historische Erklärung und Quasi-Rechtfertigung seines ‚Standpunktes'. Es ist ja gewiß nicht unrichtig, wenn man in Stirners Proklamation der reinen Ichsucht die letzte und endgültige Selbstzerstörung des Hegelianismus findet. Hegels Bemühen, das gesamte Weltgeschehen in eine rein logische Entwicklung umzudeuten, mußte schließlich im Alogismus enden. So gut wie das Bemühen seiner Schule, Glauben und Philosophie durch den ‚Zweifel am Zweifel' zu versöhnen, schließlich bei Strauß, Feuerbach u. a. in das Unvermögen jedes religiösen Empfindens und Vorstellens ausläuft, konnten für Stirner alle verabsolutierten Ideen wie Staat, Gesellschaft, Gerechtigkeit, Sittlichkeit u. dergl. zu leeren ‚Gespenstern' werden, hinter denen er — eben wegen ihrer Verabsolutierung — überhaupt keinen greifbaren Sinn mehr fand. Das Denken, wenn es so ganz sich selbst überlassen bleibt, wie es die subjektivistische Philo-

sophie will, muß schließlich, statt des Zweifels Herr zu werden, an sich selbst verzweifeln. ‚Das Wissen muß sterben,‘ schreibt Stirner bereits 1842 in einem Aufsatz über das unwahre Prinzip unserer Erziehung, ‚um als Wille wieder aufzuerstehen und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.‘

Anselm Ruest, der Stirner viel tiefer begreift als sein ‚Wiederentdecker‘ Mackay, will in solchen gelegentlichen voluntaristischen Aussprüchen Stirners sogar den Ansatz zu positiven philosophischen Neuentwicklungen, eine Vorahnung Schopenhauerscher und Nietzschescher Willenslehre finden. Das heißt ihm doch zu viel Ehre antun. Viel richtiger und nüchterner urteilte seinerzeit die Zensurbehörde, welche Stirners Buch nach kurzer Beschlagnahme wieder freigab, weil es zu ‚absurd‘ sei, um gefährlich zu sein. Stirner schrieb ja sein Werk gemäß seiner ganzen Auffassung von der Preßfreiheit mit der zynisch ausgesprochenen Absicht, den Staat zu ‚betrügen‘. Das ist ihm, wie man sieht, nicht geglückt, und auch der Eindruck auf die revolutionären Geister der vierziger Jahre war lange nicht so stark, als es Mackay hinstellt. Auch heute und zumal zu seinem 100. Geburtstag ist Stirner wohl vorwiegend von solchen gerühmt worden, die ihn überhaupt nicht gelesen haben oder Nietzscheesche Ideen nachträglich in ihn hineindeuten.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Wilhelm Lossen †. Das am 29. Oktober zu Aachen erfolgte, plötzliche Hinscheiden Geheimrat Lossens, weiland ordentlichen Professors der Chemie an der Universität Königsberg, versetzt mit den Fachgenossen und Freunden, die den hochverdienten Forscher und vortrefflichen Menschen verehrten, auch den weiteren Kreis der katholischen Freunde der Wissenschaft und besonders der Naturwissenschaft in Trauer. Nicht allzu zahlreich sind ja leider gerade auf dem Gebiet der Naturwissenschaften die allseits anerkannten und führenden Gelehrten, die zugleich als überzeugungstreue Katholiken hervorzutreten den Mut haben; und noch seltener sind diejenigen, welche etwaigem Mißbrauch der Wissenschaft zu religionsfeindlichen Zwecken so nachdrücklich entgegentreten, wie dies Lossen noch 1903 in seinem offenen Brief an Albert Ladenburg (vgl. ‚Hochland‘, Januarheft 1904, S. 491 f.) tat. Aber in seiner beherzigenswerten Schrift über den Anteil der Katholiken am akademischen Lehramt in Preußen (1901) wies Lossen auch mit der gleichen Offenheit auf die Mängel im eigenen Lager hin, auf die unzureichende wissenschaftliche Initiative und namentlich auf den viel zu spärlichen Nachwuchs an tüchtigen, jungen Gelehrten. Als er das gleiche Thema bereits 1900 auf dem internationalen Kongreß katholischer Gelehrter zu München behandelte, hatte er die Freude, alle Diskussionsredner (laut Kongreßakten) darin einig zu sehen, ‚daß die Heranbildung katholischer akademischer Lehrer eine besonders wichtige und dringliche Aufgabe des deutschen Katholizismus darstelle.‘ Möge die Zukunft dieses sein Vermächtnis einlösen!

Die Verdienste Lossens auf seinem Spezialgebiet entziehen sich einer näheren Würdigung an dieser Stelle. Seine zahlreichen Arbeiten, die in Liebigs Annalen und in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu finden sind (noch jüngst eine Artikelreihe ‚Beiträge zur Kenntnis halogener aliphatischer Säuren‘), beschäftigen sich zumeist mit theoretischen Fragen der organischen Chemie. Hie und da griff er auch direkt die allgemeinsten Fragen der Atom- und Molekeltheorie auf; eine Frucht dessen war die allgemeinverständlichere Abhandlung ‚Über die Eigenschaften der Atome‘ (1876; aus den Verhandlungen des Heidelberger naturhist.-medizin. Vereins). Lossens Gelehrtenlaufbahn ist in wenigen Daten zu schildern:

Am 8. Mai 1838 zu Kreuznach geboren promovierte er 1862 zu Göttingen, habilitierte sich nach einigen Assistentenjahren 1866 zu Heidelberg, wurde hier 1870 außerordentlicher und 1877 zu Königsberg ordentlicher Professor, von wo er sich 1903 wieder nach Heidelberg in den Ruhestand zurückzog. Seiner Lehrerfahrung im Hörsaal und namentlich auch im Laboratorium entstammt als wichtiger Beitrag zu den praktischen Unterrichtsfragen die Schrift ‚Ausbildung und Examina der Chemiker' (1897). Ohne sich den Anforderungen, welche Technik und Industrie an den Chemiker stellen müssen, irgendwie zu verschließen, hält er doch zugleich die wissenschaftliche Würde seines Forschungszweiges mit allem Nachdruck aufrecht. Ganz beseelt von der Überzeugung, daß es allein der Geist ist, der lebendig macht, ruft er den Ausspruch Liebigs ins mahnende Gedächtnis, daß ‚die beste und unentbehrliche Vorbereitung für jeden praktisch tätigen Chemiker eine möglichst gründliche und möglichst umfassende Ausbildung in der rein wissenschaftlichen Chemie ist'. So strahlte der Idealismus, den Lossen aus seinem Christenglauben schöpfte, auch über in die ganze Auffassung seines Forscher- und Lehrerberufes. * *

Literatur.

Goethes Brief aus Eger. Der im Oktoberheft des ‚Hochland' veröffentlichte ungedruckte Brief Goethes aus Annettens von Droste-Hülshoff Sammlung läßt sich unschwer und mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Nichts in ihm weist auf eine Dame als Empfängerin, am wenigsten aber auf Adele Schopenhauer, da von einer baldigst zu bewerkstelligenden Veröffentlichung im Druck in einer Materie die Rede ist, der die beregte Dame fernstand. Eher könnte man an Fräulein von Jakob (Talvy), ‚das kräftige Mädchen in Halle', denken, deren berühmte serbische Volkslieder mit einer Widmung an Goethe, von der der Brief spricht, im nächsten Jahre nach dem Brief (1824) erschienen.

Allein diese Widmung ist in Versen, und es handelt sich nicht um serbische, sondern um neugriechische Volkslieder, wie sie Goethe selbst übersetzte: vornehmlich den im Briefe erwähnten Charon, die Umbildung des antiken Totenfährmanns zu einem Totenreiter (offenbar unter dem Einfluß der Apokalypsis), ‚welcher die Seelen der Gestorbenen hinten an den Schweif seines Rosses bindet, die der Kinder an den Sattel hängt.' Mit diesen Worten berichtet Sulpiz Boisserée (22. September 1815) Goethes Schilderung dieses Gedichtes, das Goethe selber mit Vorliebe in der Gesellschaft vortrug (was die betreffende Briefstelle vom Empfänger berichtet), und von dem er noch 1828 (in seiner Anzeige der neugriechischen Volkslieder des Philhellenen [Dr. Theodor] Kind in ‚Kunst und Altertum' VI, 2) urteilte, ‚daß ihm neuerlich keines vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Wert dem Charon vergleichen könnte.' Dies zu einer Zeit, da seine Begeisterung für diese östliche Volkspoesie schon einer gewissen Ernüchterung gewichen war.

Diese Begeisterung nun, nach Viktor Cousins ‚Erinnerungen' an Fauriels ‚Chants populaires de la Grèce' entzündet, in jenem Jahre 1815 zuerst auf seine Umgebung einwirkend, befindet sich im Zeitpunkt unseres Briefes sichtlich auf dem Höhepunkt. Dies bekundet gleich der Eingang eines in diesem Jahre (1823) für ‚Kunst und Altertum' (IV, 1) geschriebenen Aufsatzes: ‚Volksgesänge abermals empfohlen.' Der Schluß hievon gibt nun zugleich den bündigsten Aufschluß über den Empfänger unseres Briefes: ‚Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen sein werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt

vorlegte, — einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, — sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.'

Daß dies wirklich geschah, belegt nun der Brief. Der ‚Freund' (keine Freundin!), um den es sich handelt, kann nach den ‚Tages- und Jahresheften' von 1815 (vgl. einen Brief an Meyer vom 5. Juli 1815 aus Wiesbaden) nur ein Herr von Natzmer oder von Haxthausen sein. Daß es der letztgenannte wirklich ist, belegen die jetzt veröffentlichten Tagebücher von 1823 mit der wünschenswertesten Genauigkeit über die Umstände des Briefes. Goethe befindet sich in Eger. Er ist am 20. August ‚gegen drei Uhr' von Marienbad ‚abgefahren'. Am 21. August sieht er den erwähnten ‚Herrn von Knorring': ‚Konversation mit ihm über hunderterlei Dinge*..., über Haxthausen zu Bonn und dessen Liedersammlung.' 22. August — das Briefdatum! — ‚Briefe kopirt und mundirt'. 24. August geht der Brief ab an ‚Herrn Regierungsrat von Haxthausen nach Köln'.

Freilich scheint es Goethe auch mit dieser privaten nach der öffentlichen Ermunterung schließlich doch nicht gelungen zu sein, Herrn von Haxthausen zur Veröffentlichung seiner Arbeit zu bestimmen. Auch Al. Reifferscheid, der sein Leben in der ‚Allg. deutschen Biographie' dargestellt hat, bestätigt dies. Es handelt sich um Werner, Frhrn. von Haxthausen, den Sohn einer sehr kinderreichen westfälischen Drostenfamilie (geb. zu Bökendorf 1780, im Paderbornschen, daher die Beziehung zu Annette sehr nahe liegt), die um die Literatur, namentlich nach der hier in Rede stehenden Seite volkstümlicher Überlieferungen, die größten Verdienste aufweisen kann. Zu ihrem nächsten Freundeskreise gehören die Brüder Grimm, an deren Märchen- und Sagensammlung sie hervorragenden Anteil hat. Werner von Haxthausen war Mitglied des gegen Napoleon verschworenen ‚Tugendbundes', als solches geächtet und erst 1815 (gleich als kgl. Regierungsrat in Köln) restauriert. An Goethe wird er damals durch die gemeinsame Beziehung zu Leopold, Grafen Stolberg, gekommen sein, in dessen Hause er zum Teil erzogen wurde, und der wie ein Vater an ihm hing. Er starb 1842, vom König Ludwig von Bayern in den erblichen Grafenstand erhoben, zu Würzburg. Auch von seinen eigenen Dichtungen blieb es unmöglich, dieser tief poetischen Natur etwas für den Druck zu entlocken. Sein Bruder August, derselbe, dessen hochgespannte Pläne zu einer Wiedervereinigung der römischen und griechischen Kirche (mit Gagarin und Mad. Swetschine) in katholischen Kreisen wohl noch hie und da bekannt sind, und dessen Bemühungen um Reformen der Agrarverfassung in Rußland heute manches Interesse erwecken dürften, zeigt die gleiche Scheu vor literarischem Auftreten als Dichter. Mitglied der Göttinger ‚poetischen Schustergilde', aus der die romantische Zeitschrift ‚Die Wünschelrute' hervorging, Freund von Arnims, Brentanos und der Grimms, hat er es doch nicht über sich vermocht, selbst nur seine ‚westfälische Volksliedersammlung' mit Melodien herauszugeben. Erst zwölf Jahre nach seinem Tode (1866) hat Reifferscheid diese musikalisch besonders wichtige Veröffentlichung besorgt (Heilbronn 1879). Sollten sich zu Werners ‚Neugriechischen Volks-

* Goethes Egerer mineralogischer Freund, der Polizeirat Grüner, läßt (S. 163 seines ‚Briefwechsels u. mündl. Verkehrs mit G.') uns sogar etwas an ihr teilnehmen: ‚Herr von Knorring, ein junger Mann von etwa 20 Jahren, war ein anmutiger Gesellschafter. Von den verschiedenen witzigen Gesprächen habe ich bloß angemerkt, daß Herr von Knorring erzählte, er habe, als er durch die Stadt Dux fuhr, bei dem Tor eine Tafel geschrieben gefunden: „Hier ist verboten, betteln zu gehen und Tabak zu rauchen." Folgt noch anderes dieser Art. Dies ist zugleich alles, was ich über Herrn von Knorring beibringen kann.'

liedern' nicht im Verfolge des sie ankündigenden Briefes auch noch Spuren auffinden lassen? Am Schluß sei mir erlaubt, noch einen Ausdruck des Goetheschen Briefes gegen die Beanstandung seines Herausgebers in Schutz zu nehmen. Goethe gebraucht ‚gebahren' im Sinne von ‚verfahren', vertritt aber damit nur einen alten, schon in der mittelhochdeutschen Rechtssprache auftretenden Gebrauch (Freiburger Stadtrecht: bekennen die boten, daz da rechte gebârt sî = recht verfahren worden sei u. ö.). Nach Grimms Wörterbuch war es sogar ‚ein beliebtes Kanzleiwort'. Schmeller bringt verschiedenes aus Bayern bei und faßt zusammen: ‚In einem Amt, Geschäft so oder so gebaren; mit seinem Hab und Gut nach seiner Gelegenheit handeln und gebaren; gut oder übel gebaren und hausen' (Bayer. Wörterb. I, 255, wo man weitere Verweisungen auf Fachliteratur findet). Vielleicht hat Goethe der Wohllaut bestimmt, dem Worte vor ‚verfahren' den Vorzug zu geben, wie er denn Vorliebe für das Präfix ‚ge' zeigt (‚gewältigen' statt bewältigen; ‚geruhig bleibt am Ende Meer und Land;' ‚der Koffer stand geruhig aufgepackt.' ‚Gehabe du dich mit Verstand — Wie dir eben der Tag zur Hand').

Prof. Dr. Karl Borinski.

In Karl Albrecht Bernoulli, dem gewesenen protestantischen Theologen, der als Monist sich auf die Belletristik geworfen hat, erblicke ich eine selbständige dichterische Begabung. Daß das Talent des jungen Schweizers sich zusehends aufwärts entwickelt, ist mir besonders lieb als Symptom einer Literaturbewegung, auf die nicht früh und dringend genug aufmerksam gemacht werden kann: der deutsche Süden reagiert ganz offenbar und hoffnungsvoll gegen die Vorherrschaft des Nordens und insbesondere der Niederdeutschen. In Österreich fing's an, Schwaben und Bayern regt sich ebenfalls, und nun meldet sich auch die Schweiz. Ich bin der letzte, der verkennen wollte, was wir dem schwerblütigen, träumerischen, sinnigen Norden namentlich an Stimmungswerten im Roman und teilweise auch in der Lyrik verdanken; aber wie alle Einseitigkeit vom übel ist, so wurde die gedämpfte und verschleierte Stimmungsmalerei schließlich doch so zur Manier, daß sie sich — wie unter dem Einflusse des norddeutschen Nebels — fast in Verschwommenheit auflöste. Wir sehnten uns wieder nach klarer Atmosphäre, nach hellen, frohen Farben, nach scharfen Konturen; die Süddeutschen, so scheint es, wollen sie uns wieder geben, entsprechend der Heiterkeit ihres Himmels und der scharf umrissenen Zeichnung ihrer Landschaft. An Stelle der weichen Umrisse treten spröde Formen, an Stelle der Grübler frische Tatenmenschen. Gewiß, jedes Genre hat seine Berechtigung; aber ich empfinde es als einen wahren Segen, daß auch wieder an Gottfried Keller und seine Art angeknüpft wird. Das ist entschieden bei Bernoulli der Fall, der übrigens auch viel von seinem Landsmann Jeremias Gotthelf an sich hat. Sein persönliches Bekenntnisbuch ist der Roman ‚Lucas Heland',* in welchem der Zwiespalt eines modernen wissenschaftlichen Theologen zwischen seiner freien religiösen Auffassung und den Anforderungen seines kirchlichen Amtes ernsthaft und ergreifend geschildert wird. In der Form ist das Buch noch nicht ausgeglichen, aber voll feiner Landschaftsstimmungen und kerniger Charakterbilder, rassig und psychologisch tief. Weniger bedeutend ist das historische Drama ‚Ulrich Zwingli',** in welchem die altertümelnde Sprache des Reformationszeitalters über den nicht bewältigten Naturalismus nicht hinwegtäuschen kann. Dagegen muß der Roman ‚Der Sonderbündler'*** als eine

* Berlin, Wiegandt und Grieben.
** Berlin, S. Fischer, 1905.
*** Berlin, S. Fischer.

vielversprechende und die Eigenart des Dichters deutlich herausstellende Leistung bezeichnet werden. Hier ist der Stoff auch dem Milieu der Religionskämpfe der Heimat des Poeten entnommen, den konfessionellen Streitigkeiten des 19. Jahrhunderts, die man als Sonderbundskrieg kennt. Sind jene Wirren auch nur der Hintergrund für individuelle Geschicke, so merkt man doch schon das Streben, die Einzelschicksale zu Typen allgemein menschlichen Lebens werden zu lassen, das als Hauptsache erscheint. Technisch fehlt es nicht an Mängeln, die aber reichlich ausgeglichen werden durch den Reichtum der plastisch herausgearbeiteten Figuren und die sichere Kunst, ein ganzes Volksleben zu schildern; die Beschreibung z. B. des Volksfestes auf der Insel gehört zum Besten, was die Gegenwart in dieser Art hervorgebracht hat. Der Mann kann doch wirklich erzählen, statt immer nur in Stimmungen zu schwelgen; und wenn das Erzählen auch manchmal etwas ausgedehnt wird, nun, so kann er sich auf seinen Lehrmeister Gottfried Keller berufen, von dem er die süddeutsche Behaglichkeit geerbt hat; es ist übrigens die Art aller echten Epiker. Einen abermaligen Fortschritt zeigt Bernoullis jüngstes Werk, der Roman ‚Zum Gesundgarten‘,* in dem der literarische Habitus des Verfassers fest herausgebildet zu sein scheint. Alles formelle Tasten und jede technische Unsicherheit scheint wenigstens überwunden, der Dichter hat sich ganz selbst gefunden. Auch die Auffassung und Bewältigung des Stoffes zeigt entschieden eine größere Überlegenheit, ja, man möchte sagen, eine gewisse objektive Kühle und daher auch das deutlichere Hervortreten jener erwähnten Neigung, ‚das Leben in Typen zu fassen‘ — gegenüber dem übertriebenen Persönlichkeitskultus der meisten Modernen gar keine so üble Erscheinung. Aus dem an sich kleinlichen Konflikt zwischen dem schulmedizinischen Spezialistentum und der freien Naturheilmethode bezw. dem Kurpfuschertum will der Dichter sein — monistisch angehauchtes — Ideal eines neuen höheren Menschentums des Wirkens und der inneren Pflicht herauswachsen lassen. Daß ihm dies überzeugend gelungen sei, will ich nicht sagen; für meine Person muß ich das aufgestellte Lebensideal als völlig unzureichend ablehnen. Mit dem Shakespeareschen ‚Reif sein ist alles‘ ist doch noch nicht die ganze Fülle der Probleme nach Zweck und Ziel des Menschendaseins erschöpft. Doch diese Weltanschauungsfragen stehen hier für uns in zweiter Linie; jedenfalls hat Bernoulli innerlich wahre menschliche Entwicklungen in vornehmer Ruhe gegeben. Und ich halte es deswegen nicht für glücklich, wenn der Verlag — offenbar zu Sensationszwecken — dem Roman den Stempel einer Tendenz aufzudrücken sucht, indem er ihn einen ‚Weltanschauungsroman eines ehemaligen Theologen als Gegenstück zu Frenssens Hilligenlei‘ nennt. Ich habe nicht das Empfinden, als ob Bernoulli, obwohl er ja auch — aber nur von seinem freireligiösen Standpunkt aus — eine Streitschrift* gegen ‚Hilligenlei‘ geschrieben hat, bewußt den Friesendichter habe übertrumpfen wollen. Tatsächlich bildet allerdings sein herber Held einen wohltuenden Gegensatz zu so manchen Frenssenschen Gestalten, namentlich in dem einen Punkt: hier scheitert nicht der Mann an seinem Berufe aus Liebe zu einem Weibe, sondern dem Helden gilt seine Lebensaufgabe mehr als das Weib, über das er hinwegschreitet. In diesem Sinne soll wohl auch das Böcklinsche Bild vom Abschied des Odysseus von der Kalypso im Roman eine symbolische Rolle spielen. Wie dem auch sein mag, für die weitere Entwicklung des Dichters kann es nur von Vorteil sein, wenn er sich von solchen Tendenz-Seitenblicken frei hält. Facit:

* Jena und Leipzig, Eugen Diederichs, 1906. 440 S.

* Christus in Hilligenlei. Ein Wort zur Klarstellung. Jena, Eugen Diederichs, 1906.

für den neuen monistischen Humanismus Bernoullis haben wir keine Verwendung, den Poeten aber wollen wir vertrauensvoll im Auge behalten.

J. Mumbauer.

Kunst.

Holman Hunt und die Präraffaeliten-Bruderschaft. Vor etwa einem Jahre erschien in London ein zweibändiges, dickleibiges Buch, in dem der englische Malerveteran Holman Hunt die Geschichte der Gründung des berühmten Präraffaelitenbundes, dessen Mitglied er ja gewesen, erzählt. Nun ist in den Leicester-Galerien zu London eine Gesamtausstellung seiner Werke eröffnet worden, in der man sich ein volles Urteil über Hunts Kunst und seine Bedeutung bilden kann, wenn auch einige seiner wichtigen Werke, so das große ‚Licht der Welt' und ‚Das erwachte Gewissen' hier fehlen. — Bei der Beurteilung der Bedeutung eines Künstlers kann man sich die Fragen zur Beantwortung vorlegen: Welche bleibende künstlerische Werte hat der betreffende Meister zurückgelassen? Welche allgemein menschliche Bedeutung hat sein Schaffen und Wirken gehabt? Welche Bedeutung für seine Nation allein? — Geht man nun daran, diese Fragen bezüglich Hunts zu beantworten, so erscheint es schwer, auf die erste überhaupt eine Antwort zu geben. In dem ganzen langen Lebenswerk des nun fast Achtzigjährigen, das sich über mehr als fünf Jahrzehnte erstreckt, findet sich eigentlich nicht ein einziges Stück, das losgelöst von den Bedingungen und Beschränkungen seiner Zeit und des besonderen Zustandes des Kulturbodens, aus dem es hervorging, ein eigenes bleibendes Leben zu führen imstande ist.

Es fehlt ihnen vor allem künstlerische Individualität, die eigen Gefühltes eigen zu sehen und wiederzugeben imstande ist. Hinter ihnen steht keine eigentlich schöpferische, sondern nur eine reproduzierende Gestalt, die sich selbst keine Gesetze des Schaffens zu finden und zu geben weiß aus der Fülle des Innenlebens und dem reifenden Verstehen der Gesetze des Kosmos heraus. So bleibt das Seherhafte, das Höchste der Kunst diesen Werken fern; sie besitzen nur irdische Stimmen, die noch dazu oft wirr genug durcheinanderschwirren, sich gegenseitig störend, da kein Stil sie fest und sicher im Bann hält.

Auch die zweite Frage muß negativ beantwortet werden. Hunt hat keine allgemein menschliche Bedeutung als Künstler weder im engeren noch im weiteren Sinne. Er hat einmal nichts zu dem künstlerischen Schatz, dem Können und Wissen der abendländischen Kunst, hinzugefügt, hat keine neuen Ziele gewiesen, hat keines Auge dem bis dahin noch nicht Gesehenen geöffnet. Und sodann hat er, wiewohl er als einer der bedeutendsten religiösen Maler seiner Zeit gilt, uns keine innere Offenbarung des heiligsten Geheimnisses gegeben, hat nicht vermocht, es künstlerisch zu wahrem Leben erstehen zu lassen, sondern ist äußerlich an einer realen Erscheinung kleben geblieben. So wurde er statt eines religiösen Malers, wie es im höchsten Sinne z. B. ein Rembrandt gewesen, ein Maler der überkommenen Moral, statt eines Propheten, wie es Watts gewesen, ein etwas aufdringlicher Sittenprediger, der oft mit überlauter Stimme und manchmal fast im Stil der Heilsarmee seine Reden hält.

Doch kommt man zur dritten Frage: seiner Bedeutung für seine Nation, da freilich läßt sich vielerlei sagen. Hier nimmt er nicht bloß seine bestimmte Stellung inmitten des Epos der englischen Kunst und deren Ent-, vielleicht besser Abwicklung ein, hier tritt er auch wirklich als treibende Kraft, als nicht zu übersehender Faktor in der Bewegung der Kräfte hervor. Um ihm hier gerecht zu werden, muß man sich ihm mit historischen Maßen nahen. Als er als junger Mensch in den ersten zwanziger Jahren seines

Lebens auftrat, fand er im englischen Kunstleben eine öde Stagnation vor, von der nur einige einzelne Erscheinungen nicht ergriffen waren. Der ganze Körper aber war krank, vor allem erschlafft, lebensuntüchtig, blutlos. Das hatte die Akademie mit ihren Konventionen und ebenso sehr ein kleinliches Publikum mit kleinlichen Lebensideen verschuldet. Hunt, ein Jüngling mit der ganzen Energie der angelsächsischen Rasse und mit deren nicht unterzukriegender Ausdauer ausgestattet, konnte an solchem Treiben kein Gefallen finden, und zwar nicht, weil eine ursprüngliche, starke Künstlernatur, die nach eigenem rang, in ihm gegen jene akademischen Konventionen revoltierte, — eine solche Natur besaß er ja nicht, — sondern weil er in ganz besonders starkem Grade der echte Typ seines Volkes war mit all dessen Stärken und Schwächen, seinen Fähigkeiten und Beschränkungen; und wohl gemerkt des reinen angelsächsischen Stammes, dem hohe Ideenflucht, dichterisch romantisches Fühlen, mystisches Ahnen nicht gegeben. Als solche Durchschnittsnatur seines engeren Volkes, der ein gewisses formales Talent und eine schöne, treue Liebe und Hingabe zur umgebenden Natur und zugleich auch zum überkommenen Schatz seiner Väter eignete, widerstrebte ihm vor allem eine Kunst, die auf ausländische Formen sich stützte und solche in innerer Unwahrheit und rein äußerlicher Routine handhabte. Und so kam es, daß dieser ruhigste und geduldigste Mensch in gewissem Sinne zum Revolutionär wurde. Weil man Hunt in seinem Wesen niemals sich klar gemacht, ihn nie auf seine Wurzeln — man nehme diesen Ausdruck mal recht wörtlich — zurückgeführt hatte, glaubte man auch nie, daß er gerade jenen dem Namen nach so bekannten Präraffaelitenbund gegründet habe, daß er dessen bewegender Geist gewesen sei. Man dachte viel eher an das feurige Temperament Rossettis; als ob dessen italienisches Blut ihn gerade zu solch einem Schritte geführt hätte! In dem oben erwähnten Buche beweist Hunt mit berechtigtem Stolze, wie er es war, der jenen Bund geschaffen und ihm seine Gesetze gegeben. Und wir können ihm das durchaus glauben; alles, so eben auch das Persönliche, spricht dafür. In dem einen Satze seines Buches liegt sein ganzes Raisonnement umschlossen: ‚Die englische Schule begann im vergangenen Jahrhundert ohne die Schulung sicherer Technik. Reynolds hielt es für ratsam, die italienische Schule auf ihrer stolzesten Höhe als Ausgangspunkt für die englische Kunst zu nehmen.‘

Drum also: ‚Los von den Italienern! Zurück zur Natur und den Künstlern, die ihr am nächsten stehen, von denen sich also lernen läßt, wie man der Natur sich nahen kann!‘ Und so stellte er denn folgende Forderungen auf: Die Natur aufmerksam zu studieren; die frühere Kunst, so weit sie direkt mit der Natur im Zusammenhang geblieben und innern Ernst und echtes Gefühl ausdrückt, hochzuhalten, dagegen alle konventionelle, ‚paradierende‘ und nur angelernte Kunst zu verachten; Werke mit einem edlen und hohen Zweck zu schaffen.

Daß die letztere Forderung als die wichtigste derart formuliert wurde, ist nicht zu verwundern. Das bedingte schon die Reaktion gegen jene bloß dem sinnlichen Amüsement dienende Kunst des Tages, die in diesem kleinlichen Dienst alle Größe eingebüßt hatte. Große, ernste, tiefe Ziele sich stecken schien also schon nötig, um die Kunst auch nur als Kunst wieder hoch zu bringen. Dann sprach natürlich auch hier in ihm lebendes englisches Volkstum mit. Jene ganze Präraffaelitenbewegung hat eine auffallende Ähnlichkeit, wenigstens in mancher Beziehung, nicht so sehr mit der damit oft verglichenen, um manche Jahre früheren deutschen Bewegung der Nazarener, sondern mit der in Deutschland ja noch gar nicht so lange ‚überwundenen‘ Periode

des Naturalismus auf literarischem Gebiete. Das war auch solch eine Reaktion gegen übersatt gewordene, dienende Kleinkunst, das war auch solch ein Schrei nach: Zurück zur Natur! Und wenn hier jene Forderung nach ernsten, edlen Zwecken nicht offen gestellt wurde, wenn im Gegenteil eine ganze Reihe damaliger Mitläufer Natur oft genug mit Roheit, manchmal Gemeinheit sogar verwechselte, so besteht doch im inneren Wollen und äußeren Streben, sieht man von der Verschiedenheit der Ausdrucksmittel natürlich ab, z. B. des ganz realistisch konzipierten und ausgeführten Bildes von Hunt: ‚Das erwachte Gewissen' und Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang', eine auffallende Ähnlichkeit. Diese geht im allgemeinen sogar so weit, daß beiden Bewegungen eine Art romantischer Neubelebung folgte. Diese zweite Phase des Präraffaelitismus, mit der Hunt selbst nur wenig zu tun hat, — da ihm jede Entwicklung versagt blieb, — ist bei uns ja viel bekannter geworden als die erste, in der nicht Romantik, sondern Realismus sein Kredo war.

Den Anstoß zu dieser, das ganze englische Kulturleben beeinflussenden Bewegung also hat Holman Hunt gegeben; natürlich nicht er allein. Vor allem Ruskin wirkte in gleichem Sinne. Hunt aber schuf Werke in ihm, wandelte Theorie in Praxis. Und die Werke, die Hunt in jenen ersten Jahren schuf, bedeuten nun auch als individuelle Kunstwerke innerhalb der englischen Kunst etwas ganz Bestimmtes und werden diese Bedeutung auch nicht verlieren. Hier war eine rein angelsächsische, eine, wie wir es heute nennen würden, Heimatkunst mit notwendig etwas provinzialem Beigeschmack im Entstehen begriffen. ‚Der Mietshirte' (‚The Hireling Shepher') bringt eine typische englische Landschaft mit typischen englischen Bauerngestalten, die ganz natürlich schlicht in ihre Umgebung hineingesetzt sind, die nicht Staffage, sondern Geschöpfe des Bodens selbst sind, zu dem sie in ihren etwas plumpen Formen, den bunten Farben, dem noch stark animalischen Empfinden gehören. Diese Kunst soll nun aber gemäß dem Wollen des Schaffenden in törichter Vorausnahme einer langen notwendigen Entwicklung der gesamten Kunst des Volkes oder doch mindestens des einzelnen Künstlers zugleich eine tiefe, symbolische sein, in diesem Fall eine tiefempfundene, uns aber trivial anmutende Moral verkünden. Das bricht den Stil und reißt einen klaffenden Abgrund zwischen dem Sein und dem Wollen des Kunstwerkes auf. Es spricht viel für die Frische der Naturbeobachtung und -wiedergabe gerade in diesem Werke, daß trotz dieser durch allerlei kleine Andeutungen eingeführten — man könnte beinahe sagen eingeschmuggelten — Moral das Werk einen einnehmenden Eindruck macht. Als nun aber gar Hunt seinen Heimatboden verließ, da war es um seine Kunst ganz getan. Er wollte zum großen Religionsmaler sich entfalten und schuf sein bekanntes ‚Licht der Welt'. Auch das wurzelt noch im Heimatboden. Das ist ein religiöses Bild, wie es dem puritanischen Gefühl des Durchschnittsengländers jener Zeit sehr wohl entgegenkam, ohne freilich irgend etwas mehr darzustellen und zu geben. Aber noch wandert der stille Heiland über die Fluren der Heimat, die milde vom Mondlicht umflossen sind. Dann aber zog Hunt hinab nach Palästina und begann realistische religiöse Bilder zusammenzusetzen, in denen religiösem Fühlen keine Stätte mehr gelassen ward. Statt religiöser Bilder, die Herz und Gemüt gefangen nehmen, entstanden Kuriositäten, die ihrer Stoffe wegen nur peinlich wirken können, vor allem auf religiöse Gemüter selbst, denen still Heiliges in das laute, lärmende Bereich genauester Berichterstattung gezogen erscheinen muß. Hunt glaubte eine moderne biblia pauperum zu schaffen und ahnte nicht mal, wie jene alten Fresken und Mosaiken frühchristlicher Zeit in ihrer Art durch das instinktive

halb, halb wohl auch erkannte Festhalten an einem bestimmten, vor allem eliminierenden Stil wirkliche Kunstwerke waren, die als solche wirken konnten. Aber durch Hunts langes Schaffen geht wie ein trauriger Riß der Mangel eines eigentlichen Stilgefühls, die für jeden bedeutenden Künstler absolut notwendige Fähigkeit, Natur und Kunst in sich zum Einklang, zur Eintracht zu bringen. Er glaubte ein Vollender zu sein und ist doch stets nur ein im Anfang stecken gebliebener Schüler gewesen, der sich über das Urproblem seiner Kunst nicht klar geworden, und den ein naiver Kunstinstinkt nicht leitet. Seine Räsonnements waren größer als sein künstlerisches Können. Manches, was er früh schon gefordert: Freilichtdarstellungen ꝛc., haben andere dem allgemeinen künstlerischen Besitze hinzugefügt. Jedoch seine wichtige Stellung innerhalb der englischen Kunst kann ihm niemand absprechen. Sein langes und arbeitsreiches Leben war so doch nicht umsonst gelebt.

Frank E. Washburn Freund.

Musik.

Aus der Geschichte des ‚Freischütz'. Am 18. Dezember 1906 werden es 120 Jahre, daß Karl Maria v. Weber, der Schöpfer des ‚Freischütz', das Licht der Welt erblickte. Auf allen Gebieten der Tonkunst hat der Meister Großes geleistet. Seine Tondichtungen zu ‚Leyer und Schwert' sichern ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Liedes, seine ungemein zahlreichen Instrumentalwerke wurden von entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung namentlich für die Klaviertechnik; mit seiner es-dur-Messe schuf er eines der liebenswürdigsten Beispiele romantischer Kirchenmusik, mit seiner großen Oper ‚Euryanthe' endlich bildet er eine der letzten Vorstufen von Wagners großem Reformwerk. Und wenn nun trotzdem der universelle Meister mit dem charakteristischen Beinamen ‚Der Schöpfer des Freischütz' belegt wird, so ist das der beste Beweis für die alles überragende Popularität dieses einzigartigen Werkes, das heute inmitten der Wagner- und Nachwagnerepoche noch so frisch und genial wirkt wie vor 85 Jahren, als am 18. Juni 1821 seine Klänge zum erstenmal die Räume des Berliner Opernhauses erfüllten.

Im Fall ‚Freischütz' gilt einmal ausnahmsweise der sonst in der Kunst so seltene Satz: ‚Vox populi, vox dei.' Von seinem ersten Auftreten an ward das Werk vom Publikum bejubelt und als das erkannt, was es war, während so manche Zünftler bedenklich die Köpfe schüttelten. Die allgemeine Begeisterung jener Tage schildert in lebendiger Weise Richard Wagner: ‚In der Bewunderung der Klänge dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich seine (Webers) Landsleute vom Norden und vom Süden, von dem Anhänger der „Kritik der reinen Vernunft" Kants bis zu den Lesern des Wiener Modejournals. Es lallte der Berliner Philosoph: „Wir winden dir den Jungfernkranz;" der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung: „Durch die Wälder, durch die Auen," während der Hoflakai mit heiserer Stimme: „Was gleicht wohl auf Erden" sang; und ich entsinne mich, als Kind auf einen recht diabolischen Ausdruck in Gebärde und Stimme für den gehörigen rauhen Vortrag des „Hier im ird'schen Jammertal" studiert zu haben. Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor. Die verschiedensten Richtungen des politischen Lebens trafen hier in einem gemeinsamen Punkt zusammen: von einem Ende Deutschlands zum andern wurde der „Freischütz" gehört, gesungen, getanzt.'

Ganz anders urteilten viele zeitgenössische Künstler. Der alte Zelter nennt sarkastisch in einem Brief an Goethe die Musik ‚in der Tat so gut, daß das Publi-

kum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet'. Moritz Hauptmann, trotz seiner Bedeutung als Theoretiker und kirchlicher Tonsetzer das Prototyp eines Pedanten, nennt die Musik dilettantisch, und selbst der edle Spohr meint den Grund für den Erfolg der Oper nur ‚durch die Gabe Webers, für den großen Haufen schreiben zu können,' erklären zu müssen. Der Dichter Tieck sagt, der ‚Freischütz' sei ‚das unmusikalischste Getöse, das je über die Bühne getobt ist', und Laube fällt sein durch keinerlei Sachkenntnis getrübtes Urteil dahin, daß Weber ‚der bare Ausdruck alles Philistertums' sei und ‚die Oper auf lange Zeit rückwärts bewegt' habe.

Wie seltsam muten uns heute alle diese Emanationen an, heute, wo längst die unfehlbare Richterin, die Geschichte, ihr Urteil gefällt hat! Doch soll nicht vergessen sein, daß auch damals unter den Fachmusikern viele die wahre Größe des Werkes erkannten, allen voran der größte der großen, Beethoven. ‚Da bist du ja, du Kerl, du bist ein Teufelskerl! Grüß dich Gott!' Mit diesen gemütlichen Worten empfing der Meister den Freischützkomponisten, als dieser zur Einstudierung seiner ‚Euryanthe' nach Wien kam. ‚Der Kaspar, das Untier, steht da wie ein Haus, und wo der Teufel die Tatzen hereinstreckt, da fühlt man sie auch,' meint er weiter in humorvoller Anerkennung des Werkes selbst.

Die mehr und mehr zur Herrschaft kommende romantische und vor allem neuromantische Schule in der Musik hat dann den praktisch von Anfang an unbestrittenen Erfolg des ‚Freischütz' auch theoretisch sanktioniert. Niemand aber hat größere Begeisterung und Liebe für das Werk gehegt als Meister R. Wagner. ‚O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der „Freischütz" entstand!' ruft er einmal überschwenglich aus. Und während seiner Dirigentenzeit in Dresden brachte er Musteraufführungen der Weberschen Oper, welche die noch lebende Witwe des Komponisten zu ehrenvollsten Dankesbezeigungen veranlaßten.

Obwohl ein echt deutsches Werk und voll eigentlich nur für Deutsche verständlich, ist der ‚Freischütz' doch in alle möglichen Kultursprachen übersetzt worden und zu allen Nationen vorgedrungen; am merkwürdigsten vollzog sich seine Akklimatisation in Frankreich, wo man den Dialog in Seccorecitative mit Musik von Berlioz umwandelte. Man lese den humoristischen Bericht darüber in Richard Wagners gesammelten Schriften 1. Band.

Charakteristisch für die Popularität des ‚Freischütz' sind auch die zahlreichen Parodien, Scherzerzählungen ꝛc., die auf die Oper Bezug nehmen. Namentlich in der satyrischen und humoristischen Theaterliteratur von Gerstäcker bis zu Louis Nötel muß das unverwüstliche Werk immer wieder und wieder herhalten. In den breitesten Volksschichten endlich kennt man das Silbenrätsel:

Die erste möcht' ein jeder sein,
Die zweite streift durch Flur und Hain;
Das Ganze hat ein Kind erdacht,
Ein Weber hat's berühmt gemacht.

Dr. Eugen Schmitz.

Weihnachtsbücherschau.

Franz Hettingers Apologie des Christentums, deren erste beide Bände nun bereits in neunter Auflage vorliegen (herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Müller, Freiburg i. Br. 1906, Herderscher Verlag), wird für uns noch lange Zeit neben den neueren Werken von Schanz, Schell u. a. eines der unentbehrlichsten, verlässigsten und wirksamsten Schutz- und Wehrmittel im Kampfe der Geister bleiben. Wie vielen hat dies Buch schon in ernsten Stunden helfend, aufklärend, versichernd zur Seite gestanden, seit es der große Apologet 1863 zum erstenmal mit dem Segenswunsch hinausgab: ‚Hat es auch nur in einem einzigen die Glaubensfreudigkeit gestärkt, auch nur einen Wankenden gestützt, so ist dem Verfasser der beste Lohn geworden!‘ Wie vielen wird es wohl noch fürderhin den gleichen Liebesdienst erweisen! Namentlich solchen, deren allgemein wissenschaftliche und philosophische Bildung auf einem gewissen Durchschnittsniveau verblieben ist, denen es gerade nicht um eine Lösung der allerfeinsten und allerneuesten Gedankenknoten und -kniffe zu tun ist, wüßten wir heute noch kein besseres apologetisches Hilfsmittel anzuraten. So schnell wechseln ja auch in unserer raschlebigen Zeit die großen und allgemeinen Geistesprobleme nicht, daß ein weitblickender Geist wie Hettinger nicht schon vor wenig Dezennien alles Wesentliche hätte erfassen und durchdenken können; seine ebenso prinzipienfeste wie versöhnliche, verstehende Sinnesart wußte schon damals der neuzeitlichen Kultur in allen wirklichen und wesentlichen Fortschrittselementen gerecht zu werden; bezeichnet er doch selbst einmal seine ganze Apologie als nichts weiter denn einen Kommentar zu dem Apostelwort: Alles ist euer! Und dazu kommt seine wahrhaft dichterische Sprachgewalt. Wie ein großer Dialog reihen sich von der ersten Pilatusfrage an die knappen und doch so inhaltsreichen Sätze aneinander; Frage und Antwort, Angriff und Verteidigung, Schwierigkeit und Lösung wechseln in oft fast dramatischer Spannung; hie und da sogar, z. B. im 17. Vortrag (zwischen Petrus und dem Römer) völlig ins Zwiegespräch übergehend. — Der Herausgeber der neuesten Auflage hat mit kluger Beschränkung nur das Nötigste ergänzt. Dr. M.

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von Alois Knöpfler, Doktor der Theologie und Philosophie, erzbischöfl. geistl. Rat, o. ö. Prof. der Kirchengeschichte an der Universität München. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Herder, Freiburg i. Br. 1906. Preis geb. Mk. 12.

Das Knöpflersche Lehrbuch hält sich trotz der nicht unbeträchtlichen Konkurrenz, die ihm andere tüchtige kirchengeschichtliche Lehrbücher machen, in der Gunst der Lehrenden und Lernenden aufrecht. Es verdankt diesen Erfolg einmal der recht glücklichen, für didaktische Zwecke sehr geeigneten Einteilung, der übersichtlichen Druckausstattung, dann aber auch wohl der ruhigen, sachlichen, von jeder apologetischen Rhetorik freien Darstellung, deren Prinzipien der Verfasser im Vorwort zur zweiten und dritten Auflage also formuliert: ‚Der Historiker hat nach meiner Überzeugung keinen Panegyrikus, auch keine Apologie — als inwiefern die Wahrheit von sich aus apologetisch wirkt — zu schreiben, sondern Geschichte, d. h. das, was geschehen ist, nicht aber das, was nach dieser oder jener Anschauung hätte geschehen sollen.‘ Diesem Grundsatz ist Knöpfler auch in der neuen Auflage treu geblieben, indem er die Ergebnisse der jüngsten Forschungen auch da, wo sie lieb gewordenen, alten, aber falschen Auffassungen widersprechen, gewissenhaft nachtrug. Dennoch könnte für eine nächste Auflage nur zum Vorteil der indirekten apologetischen Brauchbarkeit des Buches noch ein Wunsch Berücksichtigung finden. Es sollten, das ist unsere Meinung, viel mehr noch, als es schon geschieht, die wissenschaftlichen Probleme und Streitfragen, die sich um gewisse Ereignisse, Einrichtungen und Personen lagern, mitgeteilt und soweit möglich auch beant-

wortet werden. Wer beispielsweise von ernsten protestantischen Untersuchungen über das Leben der urchristlichen Zeit oder über den kirchlichen Konflikt im Leben des hl. Franz von Assisi mit Zweifeln und Fragen beschwert an unsere meisten kirchlichen Lehr- und Handbücher herantritt, wird vergebens dort Aufschluß und Winke finden. Ja, da meist in keiner Weise Notiz davon genommen ist, kann sogar der Verdacht rege werden, als stelle der Verfasser dar, ohne sich mit all diesen Problemen überhaupt auseinandergesetzt zu haben. Die möglichst vollständige Aufzählung der Literatur kann da nichts helfen, im Gegenteil die Verwirrung im einzelnen Fall nur fördern. Eine solche Ergänzung muß um so wünschenswerter erscheinen, wenn man sich unsere kirchenhistorischen Lehrbücher in den Händen gebildeter Laien denkt, wo sie doch wohl auch ab und zu hingehören. Um eine klare und zusammenhängende Übersicht über den Gang der kirchlichen Entwicklung zu gewinnen, ist das Knöpflersche Lehrbuch gewiß sehr geeignet. Auch der gebildete Laie möge also getrost darnach greifen. Wo er im einzelnen infolge der knappen Darstellung nicht auf seine Rechnung kommt, findet er Ergänzung in dem viel umfangreicheren Hergenröther'schen Werk, das in vierter Auflage von Universitätsprofessor Dr. J. P. Kirsch neu bearbeitet und vermehrt in drei Bänden (bei Herder, Freiburg) erscheint, von denen uns der erste (Die Kirche in der antiken Kulturwelt) und der zweite (Die Kirche als Leiterin der abendländischen Gesellschaft) vorliegen. In diesem Zusammenhang sei auch nochmals die große illustrierte Kirchengeschichte von Kirsch und Lukisch (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München) in Erinnerung gebracht, die darstellerisch Vortreffliches leistet und ihre großzügigen Kulturbilder mit schönen, wertvollen Illustrationen begleitet. -t.

Sammlung Kösel. Unter diesem Namen hat im Verlag der Jos Kösel'schen Buchhandlung in Kempten und München eine Serie von Bändchen zu erscheinen begonnen, jedes mit der Absicht, ein Kompendium des Fachwissens und ein Baustein des Allgemeinwissens zu sein. Von allen Seiten fließen heute dem Fachgebildeten — und wer kann sich rühmen, sein Fach genügend überwunden zu haben? — Bächlein der Allgemeinbildung zu, um ihn auf die höchste, sicherste und wirksamste Lebenswoge zu tragen. Es geschieht zu viel des Guten, viel zu viel des Widersprechenden. Wieder eine neue Sammlung! Tragen diese Sammlungen nicht dazu bei, die Verwirrung des geistigen Lebens noch zu steigern? So viel Themata, so viel Köpfe, so viel Sinne! Norm und Auslese müssen die Gefahr paralysieren. Die Auslese, die das Leben trifft zwischen Haltlosem und Beständigem, nichtiger Tageshypothese und bewährten Ewigkeitsnormen, muß vorausgenommen werden. Das Programm ist die Seele des Unternehmens. Die Vielheit des Geschehens muß aufgehen in der Einheit des Seins. Die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften sind Ausflüsse der Nation und Religion, des Volkstums und positiven Christentums. Dieser Gedanke muß dem Programm zugrunde liegen. Er spricht den Kulturwert einer solchen Sammlung aus. Dieses Programm soll das neue Unternehmen der ‚Sammlung Kösel' beseelen. Der Kulturwert setzt sich zusammen aus dem Eigenwert der Bändchen, und dieser wird verbürgt durch die Auswahl der Mitarbeiter. Zehn Bändchen sind bis jetzt erschienen. Den guten Anfang macht Hertling mit ‚Recht, Staat und Gesellschaft'. Name des Verfassers und Thema des Bändchens sind hier schon ein Programm und Prognostikon für nachfolgende prinzipielle Fragen. Einige der Bändchen zeichnen sich durch volle Eigenart, ja Neuartigkeit aus, so die ‚Verfassung und Organisation der Kirche' von Msgr. Dr. Paul Maria Baumgarten, die ‚Geschichte der Kirchenmusik' von Stiftskapellmeister Dr. Karl Weinmann, die ‚Messe im Morgenland' von Dr. Anton Baumstark, das ‚Lehrerinnenwesen in Deutschland' von Seminarlehrerin Pauline Herber. Viele Freunde findet sicher das Bändchen ‚Eisen und Stahl' von Ingenieur Dr. Alois Wurm, dann ‚Die Physik im Dienste der Medizin' von Ingenieur Friedr. Dessauer und Dr. med. P. C. Franze, ‚Die Fixsterne' von Dr. J. Plaßmann und die ‚Mathematische Geographie' von Dr. H. P. Baum. Zuletzt sei noch als schöne Weihnachtsgabe genannt die Neuausgabe der ‚Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands' von Joseph Frhr. von Eichendorff, die als Doppelbändchen erscheint und um so mehr Zuspruch finden dürfte, als eine alte Ausgabe selten mehr aufzutreiben ist. Eine Reihe von angekündigten Titeln

zeigt, nach wie verschiedenen Richtungen dieses Unternehmen — ein Bändchen kostet 1 Mk. — umfassend fortgesetzt wird. Möge es seinem Programm treu bleibend immer weitere Kreise des wissenschaftlichen und praktischen Lebens erobern! w.

Herders Konversationslexikon ist seit vorigen Weihnachten erfreulicherweise um zwei stattliche Bände, den fünften und sechsten, fortgeschritten und wird mit zwei weiteren im Laufe des Jahres 1907 seinen Abschluß finden. Damit wird wieder ein Werk vollendet sein, auf das wir Katholiken mit gutem Grunde stolz sein dürfen, und das darum auch in keiner größeren Hausbücherei fehlen sollte. Wir haben die zweckmäßige und vornehme, den größeren Lexicis mindestens ebenbürtige Durchführung und Ausstattung des Gesamtwerkes bereits bei früheren Bänden zur Genüge hervorgehoben und auch bereits betont, daß man über Fragen, die gerade den christlichen Leser besonders interessieren, in keinem ähnlichen Nachschlagebuch auch nur annähernd so vollständige und zuverlässige Auskunft erhält. Das zeigen in den beiden vorliegenden Bänden wieder Artikel, wie z. B. Kommunion, Kreuz, Kurie, Liturgische Kleidung, Luther, Maria, Messe, Mission, Newman, Ordenswesen, Ordination, Ostern, Papst, Petrus und Paulus, Pius ꝛc. Wie diese Artikel erforderlichenfalls mit instruktivsten Sonderbeilagen und Bildertafeln versehen sind, so finden wir auch auf den verschiedensten Gebieten des profanen Wissens Übersichten und Zusammenfassungen, wie wir sie nirgends anderswo in solcher Vollendung antrafen. Es genügt, hier auf die achtseitige synchronistische Übersicht der Weltliteratur, auf die ebenfalls achtseitigen Beilagen Kriegsschiff, Lokomotive, Malerei des XIX. und XX. Jahrhunderts oder auf die im ganzen 14seitigen geographischen und statistischen Beiblätter zu Österreich hinzuweisen. — Dem nachgerade allerorts anerkannten Erfolg des Herderschen Unternehmens ist es wohl nicht in letzter Linie zuzuschreiben, daß auch Brockhaus und Meyer die kleinen Ausgaben ihrer Lexika in neuer Auflage erscheinen lassen.

Brockhaus' kleines Konversationslexikon (5. Aufl.) liegt bereits in zwei Bänden vollständig vor, die eine musterhaft sorgfältige Durchsicht, Ergänzung und vervollkommnete Ausstattung erfahren haben. Die Raumausnützung ist übrigens wegen der weitgehenden Zurückhaltung im Abkürzen nicht so rationell wie bei Herder. Von den Beilagen und Abbildungen verdienen die naturwissenschaftlichen rühmende Hervorhebung, die geographischen sind teilweise auf den Rückseiten mit charakteristischen Landschaftsbildern geschmückt worden. Da das Werk sich im großen Ganzen einer dankenswerten Objektivität befleißigt, sei es zum raschen Nachschlagen bestens empfohlen; einen Vorbehalt müssen wir allerdings bezüglich mancher Artikel aus dem religiösen Gebiete machen. Es wäre zu bedauern, wenn hierin die Herdersche Konkurrenz eine geringere Rücksichtnahme auf katholische Überzeugungen zur Folge gehabt haben sollte; in Artikeln wie Jesus, Trinität, Mission, Jesuiten u. a. ist uns das unliebsam aufgefallen; auch die Literaturangaben sind in dieser Hinsicht oft einseitig gewählt. — Meyers kleines Konversationslexikon (7. Aufl.) erscheint nunmehr in fünf statt zwei Bänden. Da uns bisher nur die erste Lieferung vorliegt, beschränken wir uns auf die Anzeige. -r.

Eduard Engels Geschichte der deutschen Literatur (zwei Bände, Leipzig und Wien 1906. Verlag von G. Freytag und F. Tempsky), auf die wir noch ausführlicher zurückkommen, stellt einen beachtenswerten Versuch dar, die Literaturgeschichtschreibung wieder etwas von gelehrter Schwerfälligkeit zu entlasten und durch unbefangenes Herantreten an die Dichtwerke selbst, durch Wiedergabe zahlreicher kleiner, zum Selbsturteil anregender Proben gefälliger und zugleich wirksamer zu gestalten. Auch wer mit vielen Urteilen des Verfassers nicht einverstanden sein kann, muß zugeben, daß er seine Aufgabe mit großem Anordnungsgeschick und fesselnder Darstellungsgabe durchgeführt hat. Allerdings gerät er, namentlich bei Behandlung der neuesten Zeit, mangels klarer Maßstäbe geradezu in leichten Feuilletonismus hinein. Die freundliche Anerkennung ‚Hochlands' kann die Konstatierung nicht hindern, daß Engel sich über die neuere Literatur aus katholischer Feder ganz unzureichend orientiert zeigt. — Weit mehr kommt dieselbe bereits in Rich. M. Meyers Werk über ‚Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts' zu ihrem Recht, einem Buch, das wissenschaftliche Gediegenheit mit fesselnder Darstellungsart sehr wohl zu vereinigen weiß. Auch an der dritten Auflage (Berlin 1906, bei G. Bondi) möchten wir noch gar manches anders wünschen; aber ein Haupt-

fehler ist nun ausgemerzt; die üble Einteilung nach Dezennien ist nunmehr durch eine sachliche ersetzt, und von ausführlichen Darstellungen dieses literargeschichtlichen Zeitraums wüßten wir bisher keine bessere zu nennen. E.

Meyers Klassiker-Ausgaben, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster (Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien), haben nicht bloß geschmackvollen Bücherfreunden, sondern auch den literarhistorisch interessierten Gelehrten- und Schriftstellerkreisen in der letzten Zeit durch eine Anzahl von Publikationen abermals große Sympathien abgewonnen. Das ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Freude bedenkt, mit der insbesondere die neue, von Erich Schmidt besorgte Kleist-Ausgabe allgemein begrüßt wurde. Dieser Kleist-Ausgabe gesellt sich eine durch das Ansehen ihres Herausgebers Prof. Dr. W. Seelmann als trefflich verbürgte Reuter-Ausgabe, während die seit zwei Jahren erscheinende dreißigbändige Ausgabe von Goethes Werken, die Prof. Dr. Karl Heinemann leitet, ihrem Abschluß entgegeneilt. Über die buchtechnische Seite dieser Ausgaben ist für den mit dem Bücherwesen Vertrauten kein Wort mehr zu verlieren. Im Hinblick auf den geringen Preis von 2 Mk. für den solid gedruckten und geschmackvoll in Leinen gebundenen Band ist das Geleistete kaum zu überbieten. Aber nicht sowohl diese äußeren Vorzüge als die innere Gediegenheit und sachliche Zuverlässigkeit der von den Herausgebern geleisteten Arbeit begründet die tiefere Schätzung dieser Ausgaben. Die von Kleists Werken liegt in fünf Bänden nunmehr abgeschlossen vor. Nachdem die drei ersten mit den Dramen und Erzählungen bereits früher besprochen worden sind, bleibt nur nachzutragen, daß die Schlußbände die kleineren Gedichte und Schriften und Briefe enthalten, darunter vieles, was hier zum erstenmal aus den Manuskripten zum Druck ersteht. Daß eine Dichterpersönlichkeit wie Kleist, dem die Nation von je auch die tiefste menschliche Teilnahme entgegengebracht hat, es rechtfertigt, auch scheinbar unbedeutende Arbeiten, Briefe, Entwürfe ꝛc. ans Licht zu ziehen, ist leicht begriffen. Die Herausgeber haben es sich zur Pflicht gemacht, dieser Ausgabe nichts vorzuenthalten, so daß auch die aus seiner redaktionellen Tätigkeit am Phöbus stammenden Beiträge anderer, die er überarbeitete und kürzte, als Parerga Aufnahme gefunden haben. Die Briefe sind so vollzählig wie nur möglich und meist auf Grund der Handschriften durch Minde-Pouet ediert. Im vierten Bande sind die Lesarten zu den Bänden 1—3 nachgetragen; die zahlreichen, knapp gehaltenen Anmerkungen sowohl zu den kleineren Schriften wie zu den Briefen enthalten eine Fülle biographisch hochinteressanter Einzelheiten, die das dem ersten Bande vorangestellte Lebensbild aus der Feder Erich Schmids oft sehr farbig ergänzen. — Die Reuter-Ausgabe, die auf denselben soliden Prinzipien ruht, ist mit den kürzlich erschienenen Bänden 6 und 7 ebenfalls zu Ende geführt. Die Erzählung ‚Dörchläuchting‘, in der der Dichter von der memoirenhaften Erzählungsweise der Franzosen-, Festungs- und Stromtid sich der geschlosseneren und künstlerischen des historischen Romans zuwendet, nimmt nächst der letzten größeren Arbeit des Erzählers, der ‚Reif‘ nach Konstantinopel‘, den vorletzten Band ein, während der letzte Band das auf das mecklenburgische Junkertum satirisch zielende epische Idyll ‚Kein Hüsing‘, den Bruchstück gebliebenen satirischen Roman ‚De Urgeschicht von Meckelnborg‘ und die kleineren Schriften, darunter bisher Ungedrucktes, aber für einen Überblick über den literarischen Werdegang Reuters noch immer Beachtenswertes enthält. Die Anmerkungen, die bei einem Dichter, dem äußere Lebensanlässe so bestimmend für sein Schaffen waren, schier unerläßlich sind, enthalten eine Fülle von interessanten biographischen und zeitgeschichtlichen Aufschlüssen, während die Einleitungen die Geschichte seines Lebens wie seiner Werke in zuverlässiger Weise skizzieren. Wer sich mit den Hauptwerken Reuters, bei denen man allerdings ‚Dörchläuchting‘ nur sehr ungern missen wird, genügen lassen will, kann die fünf ersten Bände als kleine Ausgabe gesondert beziehen. — Von der Heinemannschen Goethe-Ausgabe, deren erste Abteilung mit 15 Bänden, die Hauptwerke enthaltend, schon früher erschienen ist, liegen die Bände 19, 20, 22, 27 und 28 vor, die dem zweiten Teil angehören. Wir begegnen darin den Sing- und Festspielen, den dramatischen Fragmenten und Übersetzungen, einem Teil der Abhandlungen zur bildenden Kunst, dem Cellini und anderen Übersetzungen, schließlich den Festreden. Wie schon bei früheren, so muß auch bei diesen Bänden das besonnene Maßhalten in Fußnoten und Anmerkungen gerühmt werden, das niemals den Zweck aus dem Auge verliert,

den Benützer der Ausgabe zu fördern, ohne ihn im Genuß zu beeinträchtigen oder durch Notizenkram zu überlasten. Das verhältnismäßig rasche Erscheinen der Bände rückt die Aussicht nahe, daß diese schöne und handliche Ausgabe bald vollzählig die Bücherborde vieler Bücherfreunde zieren wird. —h.

Die Briefe der Frau Rat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Alb. Köster. 2 Bände. Verlag E. E. Pöschel, Leipzig 1904. Preis brosch. 10 M.

Diese Ankündigung und Empfehlung kommt etwas spät. Zweimal ist Weihnachten seit dem Erscheinen dieser Ausgabe von Frau Ajas Briefen ins Land gegangen. Doch was tut's! Es ist sogar gut, an die Existenz dieser prächtigen Ausgabe zu erinnern zu einer Zeit, da Neuestes, aber nicht leicht viel Schätzbareres an Briefen sich in den Vordergrund drängt.

Schätzbar, könnte mancher, der diese Briefe noch nicht kennt, denken, weil sie von Goethes Mutter sind, als ob das Interesse für den Sohn die Kosten der Bewunderung bestreiten müsse! Das wäre weit gefehlt. Die Briefe tragen ihren Wert in sich, unabhängig von dem biographischen, literarischen und kulturellen Wert, der ihnen natürlich immer anhaftet. Sie sind köstlich, da sie aus einem natürlichen, reinen und aufrichtigen Gemüt kommen. Solche unmittelbare Herzlichkeit in jedem Wort, wie oft findet man sie in Frauenkorrespondenzen! Das ist nichts Geziertes, eitel Gewolltes, verlogen Nachgeahmtes, graziös Stilisiertes; alles ist ursprüngliche, persönliche Kultur und lautere Mütterlichkeit. Wie in einem blanken Spiegel steht das Bild der Schreiberin vor unserm Auge. Man weiß, wie sie, ein Kind ihrer Zeit, trotz warmer Religiosität natürliche Verhältnisse wie das ihres Sohnes zur Vulpius natürlich nahm. Sie tut sich etwas zugut darauf, niemanden zu bemoralisieren, sondern jeden nach seiner Art leben zu lassen. Das ist der Geist nicht ihres Sohnes allein, sondern ihrer ganzen Zeit, die auch in solchen Dingen — und das ist die Reversseite des Bildes — die Natürlichkeit auf ihre Fahne geschrieben hatte. Aber solange wir uns hüten, in einer derartigen Erscheinung unbeschränkt Vorbildliches zu sehen, sind wir unbehindert, uns an dem vielen Echten und Herrlichen zu freuen, das diese Briefe enthalten. Sie waren bisher mannigfach zerstreut und nicht gerade leicht in würdiger Fassung zugänglich; der Herausgeber hat sie daher mit Fleiß und Umsicht gesammelt, und der Verleger hat für eine Ausstattung Sorge getragen, daß man sich eine hübschere Ausgabe nicht leicht wünschen mag. -th.

Die Goethe-Literatur hat durch eine Anzahl schöner, neuer Ausgaben von Goethes Werken, Briefen und Gesprächen geschmackvollen Zuwachs erhalten. Eugen Diederichs in Jena druckte die von Adolf Bartels eingeleiteten und mit schätzbarem Register versehenen Gespräche Eckermanns mit Goethe in zwei Bänden neu und ließ bald darauf in der gleichen gewählten Ausstattung den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (mit Einführung von H. St. Chamberlain) folgen, zwei Ausgaben, an denen jeder Bücherfreund seine Freude haben muß. — Goethe-Briefe, aus der gesamten Korrespondenz des Dichters mit Umsicht und Geschmack ausgewählt, hat mit Einleitungen und Erläuterungen Philipp Stein in acht stattlichen Bänden à 4 Mk. bei Otto Elsner in Berlin herausgegeben, die nun vollzählig vorliegen. Jeder Band ist zu einer Epoche zusammengefaßt, wodurch ein gewisser biographischer Zusammenhalt in die Briefe kommt. Die einzelnen Epochen werden recht glücklich unter Titeln zusammengefaßt wie ‚Weimar und Jena', ‚Im neuen Jahrhundert', ‚Dichtung und Wahrheit', ‚Der alte Goethe', ‚Ausklang'. Welch eine Fülle von hohem Idealismus, ernstem Streben, hingebender Liebe, rührender Sorgfalt in diesen Dokumenten eines einzigartigen Lebens! Man bilde sich nicht ein, von Goethe, dem Menschen, etwas zu wissen wenn man sich nicht in diese Lebensäußerungen wenigstens einige Male tiefer hineingelesen hat! Erzieherisch sind sie von hohem Werte; denn sie erziehen zur inneren Selbständigkeit — selbst Goethe gegenüber. — Daneben behalten natürlich die Ausgaben von Briefen wie derjenigen an Frau von Stein schon deshalb ihren Wert, weil bei einer Brieffolge wie dieser der richtige Eindruck nur dann gewonnen werden kann, wenn sie für sich und chronologisch gelesen werden können. Das ermöglicht die Ausgabe in Cottas Bibliothek der Weltliteratur, woselbst ‚Goethes Briefe an Frau von Stein nebst dem Tagebuch aus Italien und Briefen der Frau von Stein' in vier Bänden (geb. à 1 Mk.) mit Ein-

leitung von K. Heinemann erschienen sind. — ‚Goethes Werke für Schule und Haus‘ nennt sich eine Auswahl, die soeben der Herdersche Verlag, Freiburg i. B., in den Handel bringt. Sie gehört zur ‚Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus‘, die, von W. Lindemann begründet, nunmehr von Prof. Dr. Otto Hellinghaus auf ganz neuer Grundlage bearbeitet wird. Mit drei Bänden von Schillers Werken wurde im vorigen Jahr der Anfang gemacht. Dort ist auch anläßlich der Aufnahme von Schillers Jugenddramen, die von jeher der Schrecken aller Institutspädagogen waren, das für die ganze ‚Bibliothek‘ gleichsam programmatische Wort gesprochen worden: ‚Wer nicht in einer falschen, gerade in der letzten Zeit von einsichtigen Pädagogen geistlichen wie weltlichen Standes mit Recht auf das entschiedenste verurteilten Prüderie befangen ist, wird auch sie der reiferen Jugend nicht vorenthalten wollen.‘ Nach diesem Gesichtspunkt ist auch die Wahl aus ‚Goethes Werken‘ durchaus weitherziger getroffen, als es früher der Fall und möglich war. Anzuerkennen ist, daß an keinem Stück geändert wurde. Man hat lieber auf seine Aufnahme verzichtet, wenn ein pädagogisches Bedenken bestand. Die biographische Einleitung ist ohne die übliche Nörgelei ruhig und besonnen und klar geschrieben im Geiste Kellners, der lange Zeit leider gänzlich von unseren Pädagogen gewichen schien. So läßt man sich eine Auswahl für die Jugend gefallen; sie wird dadurch mit vielem Schönen bekannt, ohne gleichzeitig in eine kritische Stimmung zur Person des Dichters hineingetrieben zu werden, für deren menschliche und geistige Größe ihr ja doch alle Maßstäbe und jegliches Verständnis fehlen. Die Ausstattung der Bände (à 3 Mk.) ist gut und schön; eine einfache, geschmackvolle deutsche Frakturschrift hätte mehr Charakter gegeben als die Schwabacher. Schade ist, daß die Ausgabe sich auf drei Bände beschränkt und infolgedessen von den großen Prosawerken des Dichters (‚Dichtung und Wahrheit‘ usw.) nicht einmal Proben bringen konnte. — Die große Heinemannsche Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken (Bibliogr. Institut), die gleichfalls hier zu nennen wäre, ist bereits als Teil von Meyers Klassikerausgaben an anderer Stelle dieses Heftes besprochen worden.

Aus der neueren Literatur über Goethe haben wir zwei Werke hier zu verzeichnen, die man nicht zu dem Vielen, Allzuvielen rechnen darf, was über dieses Thema jahraus, jahrein geschrieben und gedruckt wird. Da sind vor allem die kultur- und kunstgeschichtlichen Studien, die Julius Vogel ‚Aus Goethes römischen Tagen‘ (Verlag E. A. Seemann, Leipzig 1995. 330 S. 8°. Preis geh. 8 Mk.) betitelt hat. Der Verfasser, von Hause Kunsthistoriker, nicht Goetheforscher, hat sich mit großer Liebe in des Dichters Kunststudien und -Ideen eingelebt. Da diese in der Hauptsache auf den römischen Eindrücken und Erlebnissen beruhen, stellte er sich zu ihrer besseren Erkenntnis die interessante und neue Aufgabe, ‚in großen Zügen ein Kulturbild der römischen Zustände und des römischen Lebens zu Goethes Zeit zu entwerfen.‘ Das gibt dem Buch eine Bedeutung weit über die Person Goethes hinaus, so sehr diese auch Ausgangspunkt der verschiedenen Untersuchungen und Darstellungen ist. Romreisende werden daher diese Studien mit um so größerer Teilnahme lesen, als über diesem alten Rom Pius' VI., dem eine pietätvolle Studie gewidmet ist, noch etwas von dem alten Glanz stiller Größe und Ruhe liegt, die dem zur modernen Großstadt gewordenen so ganz fehlt. Wir erhalten ein sehr gutes Bild der damaligen Kunstsammlungen und Künstlerschaft, wir lernen das gesellschaftliche Leben, das Theater, die Gelehrten und sammelnden Antiquare kennen, um schließlich mit um so eindringenderem Verständnis zu Goethe zurückzukehren, der uns in dem vorletzten Kapitel noch einmal in seinen Bildnissen aus der römischen Zeit am inneren und äußeren Auge vorüberzieht. Den Beschluß des stattlichen und schönen Bandes machen zahlreiche, teilweise sehr interessante Anmerkungen und dreizehn Veduten Roms nach Kupferstichen von Piranesi, das Aussehen der ‚ewigen Stadt‘ zu Goethes Tagen vor Augen führend. Daß der Verfasser seinerzeit neben Justi, diesem Meister der deutschen Biographik, tätig sein durfte, ist auf die darstellerische Seite dieses Buches nicht ohne günstigen Einfluß geblieben.

Gleichsam zum Gedächtnis Albert Bielschowskys, des hervorragenden Goethebiographen (‚Goethe. Sein Leben und seine Werke.‘ 2 Bde. 14 Mk. C. H. Beck, München), hat Daniel Jacoby nach dem Wunsch der Witwe fünf Aufsätze unter dem Titel ‚Friederike und Lili‘ (C. H. Beck, München 1906, Preis geb. 4 Mk.) neu herausgegeben, die den Lesern der Goethebiographie nicht leicht zugänglich gewesen

wären. Obwohl das meiste für weitere Kreise Interessante darin seinen Hauptgedanken nach in das Hauptwerk übergegangen ist, so besonders Bielschowskys Beurteilung des Verhältnisses Goethes zu Friederike und ihrem Vaterhaus und des Charakters Lilis auch als Vorbild für die weibliche Hauptgestalt in ‚Hermann und Dorothea', so haben diese Aufsätze doch den Reiz, der mit ausführlicheren psychologischen Untersuchungen dieser Art immer verknüpft ist, besonders wenn sie mit so darstellerischer Feinheit wie hier durchgeführt werden. Einige schwärmerische Anwandlungen müssen wir hin und wieder mit in Kauf nehmen; sie sind durch Düntzer in Schwung gekommen und werden auch meist durch dessen Worte bestritten. Die Ausstattung des Büchleins ist vortrefflich. -th.

Achim von Arnims ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris. Mit des Dichters Bildnis und einem Brief als Handschriftprobe. In einem Leinenband Mk. 2.

Achim von Arnim wird von Eichendorff zusammen mit Tieck der eigentliche romantische Dichter genannt, nicht weil er der schulgerechteste gewesen sei, sondern durch den Grundton seiner Dichtungen, die Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung. Aber schon von seiner Zeit bemerkt Eichendorff, daß diese ritterliche Erscheinung im besten Sinne der Gegenwart immer etwas seltsam und fremd geblieben sei. Um so weniger weiß man heutzutage außer dem Namen des Dichters durch seine Freundschaft mit Brentano von seinen Dichtungen. Und doch verdient dieser Typus eines Romantikers nicht nur das Interesse des Literaturhistorikers. Trotz ihrer Schrankenlosigkeit kann seine phantastische, Schein und Wirklichkeit durcheinander wirbelnde Poesie wieder mehr Nachspürende und Freunde finden, und diese alle werden die hier gebotene Auswahl mit Freude begrüßen. Im gleichen Verlag sind auch von einem anderen, fast nicht mehr gekannten Jugend- und Volkserzähler, von Gustav Nieritz, ausgewählte Volkserzählungen erschienen, zwölf Erzählungen in einem Bande, herausgegeben von Adolf Stern, geb. Mk. 2. Stern hat das Dauernde von Nieritz hier in einem Bande vereinigt. Bei dieser Gelegenheit sei wiederum auf Max Hesses neue Leipziger Klassikerausgaben hingewiesen, die nur bestens empfohlen werden können. Es seien von den in letzter Zeit erschienenen Ausgaben nur genannt die von Reuters sämtlichen Werken von dem hervorragenden Reuterkenner C. Fr. Müller, ferner Eduard Mörikes sämtliche Werke von Rudolf Krauß. Sodann sind erschienen Arnim-Brentano, des Knaben Wunderhorn, Hebel, Kerner, Otto Ludwig, Laube usw. Von den früheren Ausgaben seien neben Chamisso, Droste-Hülshoff, Eichendorf, Grillparzer, Hebbel, Heine, Kleist, Lessing, Schiller, Stifter, Uhland und allen den noch übrigen noch besonders die Goetheausgabe hervorgehoben: Goethes sämtliche Werke mit Einleitung von Ludwig Geiger; geb. um 20 Mk. Aber nicht nur, daß die Hesseschen Ausgaben bei der recht guten Ausstattung billig sind, sie sind auch von ersten Fachmännern besorgt und schon wegen der erst kuren Periode ihres Erscheinens textkritisch ganz auf der Höhe. W.

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und 400 Abbildungen im Text und auf zwei Doppeltafeln. Verlag Teubner, Leipzig und Berlin 1905. Geb. M. 12.—.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. Verlag Teubner, Leipzig und Berlin 1905. Geb. M. 12.—.

Es ist nicht allzu lange her, daß das Interesse unserer sogen. gebildeten Kreise für alles, was mit einer eindringenden Erfassung des klassischen Altertums zusammenhing, nahe dem Gefrierpunkt stand. Die realistischen Erfolge waren unserer Zeit zu Kopf gestiegen. Geringschätzig sah sie auf das Vergangene zurück. Rascher jedoch, als man ahnte, lernte sie einsehen, daß die Grundlagen für eine Kultur, wie sie sie trotz alledem träumte, tiefer gesucht und gelegt werden mußten als in einer kaum durchlebten Vergangenheit. So wurde der geschichtliche Sinn wieder lebendiger. Die zum Teil berechtigten Vorurteile gegen die Schätzung des Vergangenen schlechtweg milderte und beschnitt noch der kritische Zug, der sich der historischen Forschung bemächtigte. Vertrauen und neue Teilnahme wurde durch ihn wieder geweckt, und mit den neuen Ergebnissen wuchs

die Freude an fruchtbaren Rückblicken. So ist es denn auch kein reiner Zufall mehr, daß fast zu gleicher Zeit und im gleichen Verlag zwei Werke erschienen, die auf das Interesse weiter gebildeter Kreise für die Kultur des Hellenismus angelegt sind. Bei beiden Werken hat sich eine Arbeitsteilung unter mehrere als nötig erwiesen. Denn die Einzelforschung hat ununterbrochen gearbeitet und durch die Fülle des Zusammengebrachten eine Gesamtdarstellung durch einen einzelnen heute fast zur Unmöglichkeit gemacht. Nur mit um so größerem Vertrauen wird man natürlich zu diesen Bänden greifen. Der Rahmen des erstgenannten Werkes ist breiter, insofern es die gesamte hellenische Kultur zur Darstellung bringt, enger, insoweit die Kultur des Hellenismus auf römischem Boden erst in einem folgenden zweiten Bande behandelt werden soll. Seine Verfasser wollten in erster Linie ein Buch für Schule und Haus schaffen und haben bei diesem Bestreben eine äußerst glückliche Hand bewiesen. In schöner, ebenmäßiger Darstellung entrollt sich vor dem Blick des Lesers die reiche hellenische Kulturwelt. Wir sehen Land und Leute im Lichte klarer und scharfer Charakteristik und träumen uns mit Hilfe der beigegebenen herrlichen Landschaftsbilder in die große Vergangenheit zurück. Das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Leben, das schöpferische in Kunst- und Schrifttum steigt in leuchtenden Farben vor uns auf. Und doch ist das Ganze keine Apotheose im Sinne des heute überwundenen Glaubens an ein Idealvolk, das wie ein Wunder von Anbeginn in höchster Vollkommenheit in der Geschichte erscheint. Wir sehen es vielmehr langsam emporwachsen und zur Blüte gelangen; aber wir fühlen auch schon deutlich an den Grenzen seiner Fähigkeiten das Unausbleibliche des Niedergangs. Der feine kritische Sinn, der die Verfasser niemals verläßt, erfüllt mit Zuversicht in ihre Urteile. Unauflösbare Probleme werden nicht mit geistreichen Hypothesen scheinbar hinweggeräumt, sondern ruhig konstatiert. Das macht die Lektüre angenehm und geeignet auch für jüngere Leser. Für einen Schüler der höheren Gymnasialklassen z. B. läßt sich daher in der ganzen gleichgearteten Literatur ein schöneres, anregenderes Buch kaum finden. — Das zweite Werk setzt mehr bei seinen Lesern voraus, obwohl es sich ausdrücklich an Laienkreise wendet. Für den im allgemeinen mit dem Stoff Vertrauten, also für alle humanistisch höher gebildeten Kreise, ist es ein geradezu glänzender Überblick über den Wandel der Anschauungen, der sich in den letzten zwei Jahrzehnten vollzogen hat. Ein Gelehrter wie Wilamowitz-Möllendorf, der hier die griechische Literatur des Altertums behandelt, wird, was auch immer man gegen die hin und wieder unsachlich geistreiche Art der Darstellung einwenden kann (vergl. Hochland, Okt. 1906, S. 106), das Ansehen einer ganz eminenten Sachkenntnis für sich haben. Durch das direkte Nebeneinander von kritischer Kühle, zuweilen fast herzloser Ironie und dem Feuer echtester Begeisterung, der Wärme tiefen dichterischen Verständnisses entsteht eine geistige Temperatur, die die seelische Witterung des Lesenden mit starkem Wechsel beeinflußt und daher harmonisch gestimmten Gemütern leicht Unbehagen bereitet. Um so echter erscheint dieser Abschnitt als Produkt aus der durchaus problematischen Stimmung, die die immer neue, aber noch bei weitem unzureichende Forschung über das tiefere Wesen und Werden hellenischer Kultur dem wissenschaftlichen Arbeiter notwendig aufdrängt. — Die zweite Hälfte des Bandes behandelt in kürzeren, aber deshalb nicht minder anregenden Abschnitten die griechische Literatur des Mittelalters (Krumbacher), die griechische Sprache (Wackernagel), die lateinische Literatur und Sprache (Leo), die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter (Norden) und die lateinische Sprache (Skutsch). Sämtliche Abschnitte enthalten mehr, als ihre Titel zu versprechen scheinen. Von hohem Interesse sind die trotz ihrer Prägnanz lehrreichen Charakteristiken, wie sie Krumbacher von Chrysostomus, Romanos, Norden von Hieronymus, Laktantius, Augustinus gibt, nicht minder die Ausblicke von Wackernagel und Skutsch auf die Rolle der von ihnen behandelten Sprachen in Gegenwart und Zukunft. Der Band ist ein Teil des von Paul Hinneberg herausgegebenen großen Sammelwerkes ‚Die Kultur der Gegenwart‘, für das er ein durchaus gutes Vorurteil zu wecken geeignet ist. Wir werden auf das große Unternehmen noch zu sprechen kommen, von dem bis jetzt außer dem genannten Band noch die Bände ‚Die christliche Religion‘, ‚Die orientalische Literatur‘ und ‚Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart‘ vorliegen.

-h.

Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Adolf Fäh, Stiftsbibliothekar in St. Gallen. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit einem Titelbilde, 36 Tafeln und 940 Abbildungen im Texte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Lex.-8° (XX u. 786). Mk. 20.40; geb. in feinem Original-Halbfranzband Mk. 25.—.

Die Kunstgeschichte von Adolf Fäh wird ihrem ausgesprochenen Zweck gerecht, hauptsächlich den Studierenden zu dienen und dem allgemein Gebildeten Belehrung und Anregung zu bieten. Die zweite Auflage hat ganz wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen gebracht; insbesondere wurde die Kunst des 19. Jahrhunderts aufgenommen. Der Text ist flüssig, das Anschauungsmaterial vorzüglich. Der ganzen Anlage nach eignet sich das Buch besonders auch für den Familientisch. Ein sehr ausführliches Register erleichtert die schnelle Bereitschaft des Buches für den Orientierung Suchenden. Sicher findet auch das Verzeichnis der hauptsächlichsten technischen Ausdrücke einen dankbaren Zuspruch. Seine umfassende Gelehrsamkeit steht dem Verfasser auch für die neuere und neueste Kunstperiode zur Seite. Doch kommt das 19. Jahrhundert noch sehr kurz weg, und eine einfühlende Behandlungsweise besonders der Kunstwege und -Ziele in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vielleicht mehr in essayistischer Form als in katalogartiger Aufreihung der Namen würde gute Früchte zeitigen. Denn an der Gegenwart muß der Leser, wenn er in der Kunst der Vergangenheit seinen Geschmack geläutert hat, die Probe aufs Exempel machen. Wer den Besten seiner Zeit gerecht wird, bleibt der ganzen Kunst nichts schuldig und nimmt nach seinem Können tätigen Anteil an ihrer Entwicklung. W.

Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Herausgegeben von Otto Weigmann. Geb. Mk. 15.—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Mit dieser Sammlung der Bildwerke Schwinds ist der 9. Band der von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebenen Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben erschienen. Ein sehr stattlicher Band; er enthält fast vollständig das ganze ununterbrochene Lebenswerk des Künstlers, Anfänge und Vollendung, hohe Kunst und Gelegenheitskritzelei, große Ölbilder und Fresken und Illustrationen aus den ‚Fliegenden Blättern'. Die bei Gelegenheit von Schwinds 100. Geburtstage veranstalteten Ausstellungen seiner Bilder ermöglichten einen Überblick über den erstaunlichen Reichtum von Schwinds Erbe, und die deutsche Verlagsanstalt hat die Gelegenheit benützt, den ganzen Schwind in einem Band, zum ersten Male einen Künstler des 19. Jahrhunderts, der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Der Band zerfällt wie die früheren in eine dankenswerte Einleitung über Schwinds Persönlichkeit und Kunst und eine chronologische Wiedergabe der Werke Schwinds. Diesem gewaltigen Bildermaterial schließen sich kurze Erläuterungen an. Es folgt die wichtigste Literatur über Schwind, chronologisch aufgeführt. Ein chronologisches und ein systematisches Register sowie ein Verzeichnis der Aufbewahrungsorte und Besitzer der Werke beschließen den inhalts- und umfangreichen Band. Das große Hauptverdienst des Bandes wie auch der früheren ist, eine möglichst breite Grundlage durch ein fast vollständiges Bildermaterial für Kunststudien zu bieten, ein Verdienst, das erst recht zur Geltung kommt, wenn sich etwa jetzt ein Streit über Wertung und Unwertung von Schwinds Kunst erheben sollte. W.

Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst Von Dr. Walter Rothes. Mit 118 Text- und 10 Einschaltbildern. Erstes bis drittes Tausend. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem. geb. Mk. 5.

Eine dankenswerte Schrift nach Thema wie nach Ausführung. Der Verfasser hat sich die nicht geringe Mühe genommen, die ganze Kunst der christlichen Zeitrechnung durchzugehen, um ‚an der Hand der besonders charakteristischen Schöpfungen der Kunst der christlichen Völker ein Bild der Gestaltung und Entwicklung des Madonnenideals in den Wiedergaben der christlichen Kunst zu liefern'. Nicht nur die Wissenschaft und die Privatlektüre, auch der moderne christliche Künstler dürfte aus dieser Monographie Nutzen ziehen. Ein Durchblättern der hier gesammelten charakteristischen Proben aus der Geschichte des Madonnenbildes zwingt die Überzeugung auf, daß in der letztvergangenen christlichen Kunst die rein künstlerische Kraft und Fülle des Ausdrucks nachgelassen gegen eine konventionelle Behandlung und einen subjektiv-religiösen Gefühlston. Wenn der Verfasser jetzt, nachdem die Hauptarbeit geleistet ist, in einer weiteren Auflage noch mehr innere

nuancierte Fühlung zu den Phasen der Entwicklung des Marienbildes sucht, diese Seite der christlichen Kunst in Worten nachschafft, wird der Wert seines Buches noch größer sein. Die Autotypien, denen vielfach die Mitteltöne fehlen, lassen manches zu wünschen übrig. Wenn bei der Auswahl der Illustrationen mehr die ältere Kunst bevorzugt worden wäre, würde man vielleicht Geschmacklosigkeiten nicht begegnen wie z. B. der, daß der Kitsch- und Modemaler Sichel hier als Madonnenmaler vertreten ist. W.

Meyers geographischer Handatlas. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 115 Kartenblättern, 5 Textbeilagen und alphabetischem Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. Bibliogr. Institut, Leipzig und Wien. Geb. Ausgabe A Mk. 10, Ausgabe B Mk. 15.

Der Atlas hat vor allem den großen Vorzug der bequemsten Handlichkeit. Er reiht sich in jede Bibliothek ein und läßt sich auf dem Schreibtisch ohne Umstände benützen wie irgend ein Nachschlagebuch. Das gesamte Kartenmaterial ist vorzüglich, nicht zum wenigsten auch die Pläne der größten und meistgenannten Städte. Gebietsteile, die im Vordergrund des politischen und kommerziellen Interesses stehen, sind eigens berücksichtigt, so insbesondere Deutsch-Südwestafrika, die Länder am gelben Meer usw. Die weißen Flecke am Nord- und Südpol werden immer kleiner, und die ‚Hochland'-Leser können die im Novemberheft geschilderte Entdeckerfahrt des englischen Kapitäns Scott auf der Discovery und mit den Schlitten hier bis ins einzelne verfolgen, ein Beweis, wie die Vervollkommnung mit den Forschungen gleichen Schritt hält. Die Ausstattung ist eine gute und solide. Wenn es irgendwie möglich gemacht werden könnte, die Seitenzahl der Karten auch auf deren Rückseite zu drucken, so wäre das eine wirklich dankenswerte Neuerung. Der Atlas erscheint in zwei Ausgaben, von denen die Ausgabe B mit Namenregister aller auf den Karten vorkommenden, alphabetisch geordneten ca. 88000 Namen, wenn auch teurer, vorzuziehen ist, da sie den Gebrauch sehr erleichtert. Der Atlas ist mit einem Wort praktisch, und besonders wer viel nachschlagen muß, sei auf ihn verwiesen. -ss.

Der Mond als Gestirn und Welt und sein Einfluß auf unsere Erde. Von Egon Lützeler. Mit 80 Abbildungen und 17 Kunstdrucktafeln. Köln 1906. Verlag von J. P. Bachem. Br. Mk. 4,50, geb. Mk. 6.

Zu dem astronomischen Werk ‚Die Sternenwelten und ihre Bewohner' von Dr. Jos. Pohle aus dem Bachemschen Verlag ist nun ein neues interessantes Buch getreten. Dasselbe will nicht eigene Forschungen und originelle Hypothesen verbreiten, sondern ist mit der ausgesprochenen Absicht erschienen, der reiferen Jugend und jedem Gebildeten, der etwas Näheres über den treuen Trabanten unserer Erde wissen will, ein zuverlässiger Führer zu sein durch die einschlägigen Errungenschaften der modernen Astronomie, die neuerdings mit Hilfe der Himmelsphotographie gewaltige Fortschritte gemacht hat. Der Verfasser, obwohl kein Fachmann, zeigt doch im allgemeinen gute Vertrautheit mit der Selenographie alten und neuesten Datums, und der wißbegierige Laie wird sich seiner Führung gern überlassen; unser nächster Himmelskörper bietet noch so viel des Rätselhaften und auch für den Laien Interessanten. — Die Ausstattung des Buches und das Anschauungsmaterial ist vorzüglich. Der Band eignet sich in erster Linie als Geschenk für Schüler einer höheren Lehranstalt. — Über den gleichen Gegenstand ist in der Teubnerschen Sammlung ‚Aus Natur und Geisteswelt' ein Bändchen erschienen ‚Der Mond' von Prof. Dr. J. Franz, mit 31 Abbildungen im Text und auf zwei Doppeltafeln, geb. Mk. 1,25. Das Bändchen verfolgt ebenfalls den Zweck der populären Aufklärung des Naturfreundes. Der mathematische Apparat und die wissenschaftliche Zuverlässigkeit sind größer. -ss.

Neue Jugendbücher. Von den uns vorliegenden Büchern sind eine Anzahl recht beachtenswert. So vor allem die ‚Naturstudien im Hause' und die ‚Naturstudien in der Sommerfrische', beide von Dr. Karl Kraepelin (Teubner, Leipzig; pro Bd. geb. Mk. 3.20). Es sind Plaudereien in dialogischer Form, die in recht hübscher Weise, an naheliegendes anknüpfend, die Naturvorgänge und -Erscheinungen dem jugendlichen Verständnis nahe rücken und erklären. Schwindrazheim, der bekannte Vorkämpfer der Heimatkultur, hat eindrucksvolle Zeichnungen dazu geliefert. Diese Bücher erinnern an zwei ältere, aber neu aufgelegte ähnliche Werke: ‚Darstellungen aus der Natur' von Karl Bertfeld (4. Aufl. Bachem, Köln; geb. Mk. 4.50)

und ‚Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur‘ von Dr. M. Bach (2 Bände, 9. Aufl.; ebenda; geb. Mk. 5.— pro Band). Beide Bücher, von Ludwig Borgas neu bearbeitet, gehören zu den schönsten naturgeschichtlichen Lesebüchern für die reifere Jugend. — Bewährte Jugendschriften von vielseitigem und zeitgeschichtlich lebendigem Inhalt sind die Jahrbücher ‚Deutsches Knabenbuch‘ und ‚Deutsches Mädchenbuch‘ (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart; jeder Band geb. Mk. 6.50), die, obwohl alljährlich neu erscheinend, doch einen bleibenden Wert besitzen und bald eine gute, mannigfach anregende Jugendbibliothek darstellen. Jeder Band bringt ungefähr 200 Text- und Farbenbilder in geschmackvoller Ausführung; die Stoffe sind unter streng pädagogischen Gesichtspunkten ausgewählt und von namhaften Autoren bearbeitet. Konfessionelle Einsichtigkeiten sind uns bei der Durchsicht nicht aufgestoßen. Die Leser sind im Alter von 12—16 Jahren gedacht. In dem Mädchenbuch ist für Beschäftigung durch Handarbeiten reichlich und gut gesorgt. — Der Weckung des realpolitischen Sinnes, der den Deutschen lange Zeit zu ihrem Nachteil fehlte, und den schon der Jugend anzuerziehen, das Bestreben sein muß, kann ein Buch wie die Erzählung aus Marokko ‚Im Banne des Scherifen‘ von Alfred Funke (Hirt und Sohn, Leipzig 1907, geb. Mk. 5.—) nur förderlich sein. Der Verfasser hat seinen Schilderungen der geographischen, ethnographischen und wirtschaftsgeschichtlichen Verhältnisse das ausgezeichnete Werk von Jannasch, ‚Die deutsche Handelsexpedition von 1866,‘ zugrunde gelegt, um so mit Zustimmung des Verfassers dessen viel zu wenig bekannte Darstellung auch unserer Jugend zugängig zu machen. Die einkleidende Fabel bleibt auf dem Boden der Wirklichkeit und gewinnt dadurch trotz der vielen Abenteuer etwas Nüchternes im Vergleich mit der älteren exotischen Jugendliteratur. Acht Vollbilder veranschaulichen die Höhepunkte der Erzählung. — Der gleichen Richtung können die ‚Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871‘ von Karl Zeitz dienen (Verlag Geibel, Altenburg). Der Direktor der Humboldtschule zu Frankfurt a. M., Dr. K. Horn, hat dieses schlichte, ehrliche und unterhaltend zu lesende Buch, das ein lebhaftes Bild des ganzen Feldzuges gibt, für die Jugend bearbeitet; der Verlag hat es mit Illustrationen schön ausgestattet, so daß es bei dem geringen Preis von Mk. 4 geb. ein gediegenes Geschenk für unsere männliche Jugend ist. — Hierher gehört auch das Unternehmen ‚Deutsche Seebücherei‘ (Verlag Geibel, Altenburg), eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk, herausgegeben von Prof. Dr. J. W. Richter. Es liegen uns vier Bändchen vor, in denen wir nichts finden konnten, was einer Empfehlung im Wege stünde. Besonders das vierte Bändchen (kart. Mk. 1.—) ‚Vom Schiffsjungen bis zum Kommodore eines modernen Schnelldampfers‘ dürfte der reiferen Jugend (14—16 Jahre), die sich für das Marineleben interessiert, Beifall abgewinnen. — An Kinderbilderbüchern haben wir längst des Guten schon so viel, daß man nicht recht begreift, warum die Verleger sich in immer neue Unkosten stürzen. Zino Wassiliews ‚Vreneli und Joggeli‘ (H. Franke, Bern. Preis 3 Mk.) etwas abzugewinnen ist uns unmöglich. Das Figürliche ist Karrikatur ohne Witz und Humor, die Idee, zwei Kindern auf Abenteuern in den Schweizerbergen zu folgen, recht gesucht. — Ein hübsches Buch in jeder Hinsicht ist hingegen ‚Altes in neuem Gewande‘. Zehn Tiermärchen von Robert Bruck. Mit Buchschmuck und Zeichnungen in Schwarz-Weiß von E. Pelikan (Verlag Meinhold und Söhne, Dresden). Diese einfache, aber charaktervolle Ausstattung (die Märchen sind einwandfrei und in gutem Deutsch erzählt) beweist und fördert mindestens soviel Geschmackskultur als das mit fast raffiniertem Farbensinn von Lefler und Urban ausgestattete deutsche Volks- und Kinderliederbuch ‚Kling, Klang Gloria‘ (Tempsky, Wien, und Freytag, Leipzig 1906. Preis 4 Mk.), dessen geradezu glänzende Ausstattung man anerkennen muß, wenn man auf die pädagogische Wirkung solchen Geschmacksaufwandes, der etwas Artistisch-Überreifes hat, auch nicht die großen Hoffnungen so mancher Kunsterzieher setzen kann. Die Lieder nebst Noten sind schön und mit Berücksichtigung auch des Religiösen würdig ausgewählt. Erwachsene werden das Buch fast mehr genießen als Kinder. — Das gerade Gegenteil dieser Art von Illustrierung haben wir in dem Buch ‚Strabanzerchen‘. Bilder und Reime von Hans von Volkmann (Schaffstein, Köln a. Rh. Preis 5 Mk.). Die Bilder

streben durch möglichst ungebrochene Farben helle, freundliche und starke Wirkungen an. An Gefühlswerten sind sie deshalb nicht minder reich. Kinderaugen werden diese Art jedenfalls besser verstehen; auch ist ihrer Phantasie mehr Spielraum gelassen, was doch bei Kindern besonders wichtig ist. Die Reime sind im allgemeinen mittelmäßig.

Gerade das umgekehrte Verhältnis von Zeichnung und Text waltet in dem äußerlich unscheinbaren Buche ‚Ri-Ra-Rutsch'. Reime von C. Ferdinands. Bilder von H. K. von Volkmann (B. Behrs Verlag, Berlin, Preis 1.50 Mk.). Hier sind die Verse recht gut; sie haben hin und wieder den musikalischen Rhythmus des Volksliedes. Manches davon könnte in den Schatz unserer Kinderlieder übergehen. Volkmann hingegen erzielt als Zeichner nicht die Wirkung wie mit der Farbe. Mehreres ist direkt verzeichnet, anderes macht einen Eindruck des Unbeholfenen, während einzelne Sachen durch ihre Einfachheit recht hübsch sind. — Für die Kinderwelt aus der älteren und der neuzeitlichen Dichtung Brauchbares zum Vorlesen und Auswendiglernen geordnet zu vereinigen, war das Bestreben Gustav Falkes und Jakob Löwenbergs. ‚Steht auf, ihr lieben Kinderlein!' haben sie ihre Arbeit überschrieben. Es ist viel Kindliches, Inniges und Kraftvoll-Schönes hier zusammengetragen, so von Seidel, Güll, Reinick, Blüthgen, Falke, Trojan, Groth, aber auch von C. F. Meyer, Fontane, Lilienkron, Friedr. Wilh. Weber und vielen andern. Dabei läuft einigemal auch Gemachtes, Spielerisches unter. Das Ehepaar Dehmel trägt einen Teil der Schuld daran. Fr. Wilh. Grimme scheint den Sammlern unbekannt zu sein; sie könnten manches bei ihm finden. Schaffsteins Verlag hat das Büchlein biedermaiermäßig hübsch ausgestattet und den Preis für den geb. Band von 268 Seiten in kl. 8° auf nur 2 Mk. gestellt. -h.

Unsere Kunstbeilagen.

Zu den beiden Reproduktionen der ‚Verkündigung' nach Martin Schongauers Kupferstich und nach dem Altarbild in der St. Bonifaciuskapelle in Niederbiber sowie zu den reproduzierten Details des letzteren Bildes vergleiche man den Artikel ‚Ein wiedergefundenes Gemälde Martin Schongauers' von Regierungsbaumeister Heinrich Krings im gleichen Heft. Unser Weihnachtsbild ‚Die Weisen aus dem Morgenlande' von Albert Edelfelt und das Gegenstück zu ihm ‚Die Sündenstrafe' von Walter Crane werden in dem Kritikartikel ‚Die Bibel in der Kunst' genannt. Zugleich mögen die beiden Bilder als Proben aus dem eben im Kirchheimschen Verlag erschienenen Prachtwerk gleichen Namens dienen.

Unsere Musikbeilage

bringt den Lesern zunächst den in dem Aufsatz über Bach genannten Weihnachtschoral ‚Wie soll ich dich empfangen!' Das folgende Stück ‚Heilige Nacht' ist der Komposition nach von Beethoven, und zwar ist es das Thema des Andantes aus der Klaviersonate op. 57 (Appassionata). Die beigefügte Dichtung, deren Urheber unbekannt ist, stammt aus dem Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Das dritte Stück ‚Der Abendstern' ist aus Schumanns ‚Liederalbum für die Jugend', op. 79 Nr. 1, komponiert 1849.

Offene Briefe.

Hrn. B. v. M. in S. Ihren Zwecken dient am besten W. Windelbands ‚Lehrbuch der Geschichte der Philosophie', welches die jeweiligen Hauptprobleme einer jeden Periode in den Vordergrund rückt.

Hrn. B. in T. Über Engel, Geschichte der deutschen Literatur, belieben Sie das Urteil auf S. 383 zu sehen.

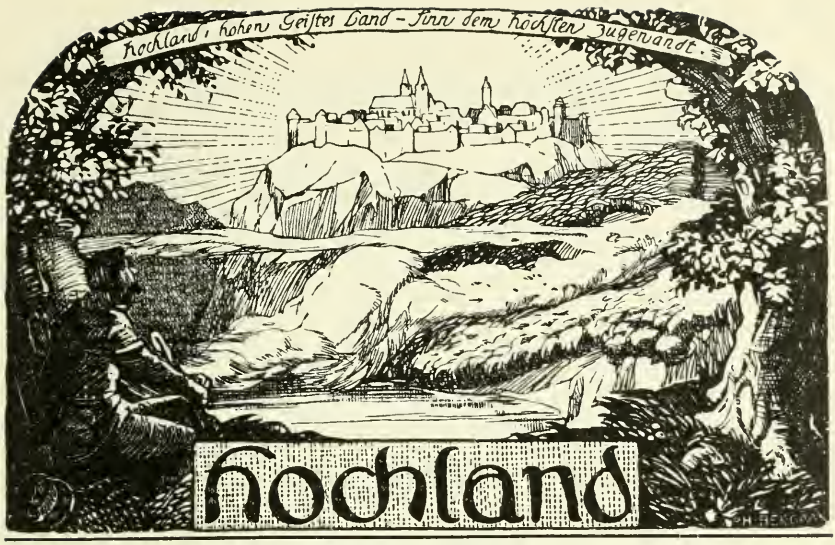
Frl. F. v. M. in P. Lassen Sie sich von Franz Hanfstaengl, München, das Verzeichnis der Pigmentdrucke nach Alten Meistern kommen! Unter den 6000 ganz vorzüglichen Drucken (à 1 Mk.) finden Sie leicht, was Sie brauchen.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Hans Volkert fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Schafe ziehend im Regen.

Hohe Land



Vierter Jahrgang. Januar 1907. 4. Heft.

Der große Dichter der Zukunft.

Von

Antonio Fogazzaro.

Vor einigen Jahren hat ein berühmter Italiener, dem meine Landsleute schon lange den ersten Platz unter den lebenden Dichtern Italiens eingeräumt haben, in der Laune eines Augenblicks geschrieben, die Tage der Poesie seien gezählt. Von den kleinen Poeten gilt das leider nicht. Sie schießen fast überall massenhaft empor und trocknen allerdings ebenso rasch wieder aus. Es ist das gewiß keine neue Erscheinung. Sie reicht mindestens in die Zeit von Catull und Horaz zurück, die darüber große Klage führen. Das Überraschende für uns ist aber ihre Stärke, die zu den offenkundigsten Neigungen und Bestrebungen unserer so sehr für die Wissenschaft eingenommenen, von materiellem Wohlbehagen angezogenen, von furchtbaren, umstürzenden Lehren durchsetzten modernen Gesellschaft kaum zu stimmen scheint. Die Tatsache bleibt trotzdem bestehen. Wenn es sich nur um ein Gewimmel poetischer Mikroben handelte, könnte man glauben, mit ihnen ginge die düstere Prophezeiung Carduccis in Erfüllung. Aber so liegt die Sache nicht.

Der Schwarm von Eintagsfliegen, der unaufhörlich auf die Tische der Verleger und Redakteure niedergeht, kann uns die lebensfähige Produktion jener Meister nicht verdecken, deren Namen im goldenen Buch moderner Dichtung stehen. Und selbst unter dem Nachwuchs sind mehrere glücklich Begabte, die zu der Hoffnung berechtigen, daß sie die Plätze ihrer besten Vor-

gänger einnehmen werden. Was das große Publikum angeht, so kann man nicht leugnen, daß es die Poesie dem Roman und dem Drama zuliebe aufgibt. Es wendet sich gerne von den Dichtern ab, die es als das profanum vulgus behandeln und sich in ihren Turm von Elfenbein einschließen, um geheimnisvoll an Schmuckstücken zu arbeiten, deren Wert das Volk niemals verstehen kann. Es macht sich sogar manchmal ein wenig über sie lustig. Dagegen läßt es sich oft von den Meistern fortreißen, die zu ihm kommen, die den Ehrgeiz haben, es zu beherrschen, die ihm von seinen Angelegenheiten sprechen und sich nicht in haltlosen Träumen verlieren oder lediglich zur Entfaltung technischer Fertigkeit an klugen Wortverbindungen ihr Vergnügen finden.

Nein, die Tatsachen verkünden uns nicht, daß die göttliche Flamme, die den Gang aller Zivilisation bestrahlte, am Erlöschen ist. Man könnte auch ganz a priori zum gleichen Schluß gelangen, wenn man lediglich der Beweglichkeit der sozialen Zustände die Beharrung der menschlichen Natur gegenüberstellte.

Als die Sonderung der sozialen Kräfte noch unentwickelt war, konnte der Dichter als höchster Vertreter des Geistigen noch die Rollen des Weisen, des Gesetzgebers und des Sehers in sich vereinigen; er konnte noch wie ein Halbgott Anbetung, mindestens wie ein Weiser Verehrung genießen. Gerade die Orakel der Weisheit sucht man heute nicht bei den Dichtern, und dieser Wandel hat auch unser Verhältnis zu ihnen betroffen. Man wundert sich, wenn sie sich mit Philosophie oder Politik abgeben, oder wenn sie als Moralisten auftreten, obwohl man atavistisch der Verehrung großer früherer Dichter auch noch darin Ausdruck gibt, daß man sie gerne zitiert, wo man Gesetze macht oder anwendet. Aber die menschliche Natur hat sich nicht geändert, die poetische Kraft ist beim modernen Individuum nicht schwächer geworden, sie hat sich nur mehr und mehr lokalisiert. Ich möchte nicht behaupten, daß sie ihr Organ vervollkommnet hat; man muß aber zugeben, eine gewisse moderne Auffassung von poetischer Schönheit, so viele Schäden ihr zweifellos auch anhaften, hat zur Verfeinerung dieses Organs beigetragen. Indes die Beobachtung geistiger und moralischer Vorgänge ist immer schwierig; ihre Ergebnisse behalten notwendigerweise eine so persönliche Färbung, daß den Beobachter zuweilen selbst die Furcht beunruhigt, diesen Gegenstand in seinem inneren Laboratorium ohne ausreichende vorangehende Desinfektion der Instrumente zerlegt zu haben, so daß sie vielleicht mit irgend welchem gefährlichen Staub von Vorurteilen, irgend welchen lebenden Keimen verborgener und unbewußter Voreingenommenheiten behaftet gewesen seien. Mein unauslöschlicher Glaube an die künftige Größe der Poesie ruht auf einer tieferen und breiteren Grundlage, über deren Sicherheit mir nie der leiseste Zweifel kommen wird, trotz ihres abstrakten Charakters und der Angriffe mancher Gegner. Als überzeugter Evolutionist habe ich mir zur Aufgabe gemacht, meinen Landsleuten die wundervollen geistigen und moralischen Schönheiten zu zeigen, die aus einer Welt- und Lebensauffassung entspringen, wo der Entwicklungsgedanke vereinigt ist

CHORAL

Seb. Bach:
Weihnachtsoratorium No. 5
(Vortragsbezeichnungen von Eugen Schmitz)

Sehr ruhig

PIANO

p sempre legatissimo

Wie soll ich dich emp - fa - ngen, und
O al - ler Welt Ver - la - ngen, o

(Lebhafter)

cresc.

wie be - geg'n ich dir?
mei - ner See - len Zier!

O Je - su, Je - su!

Breit

f

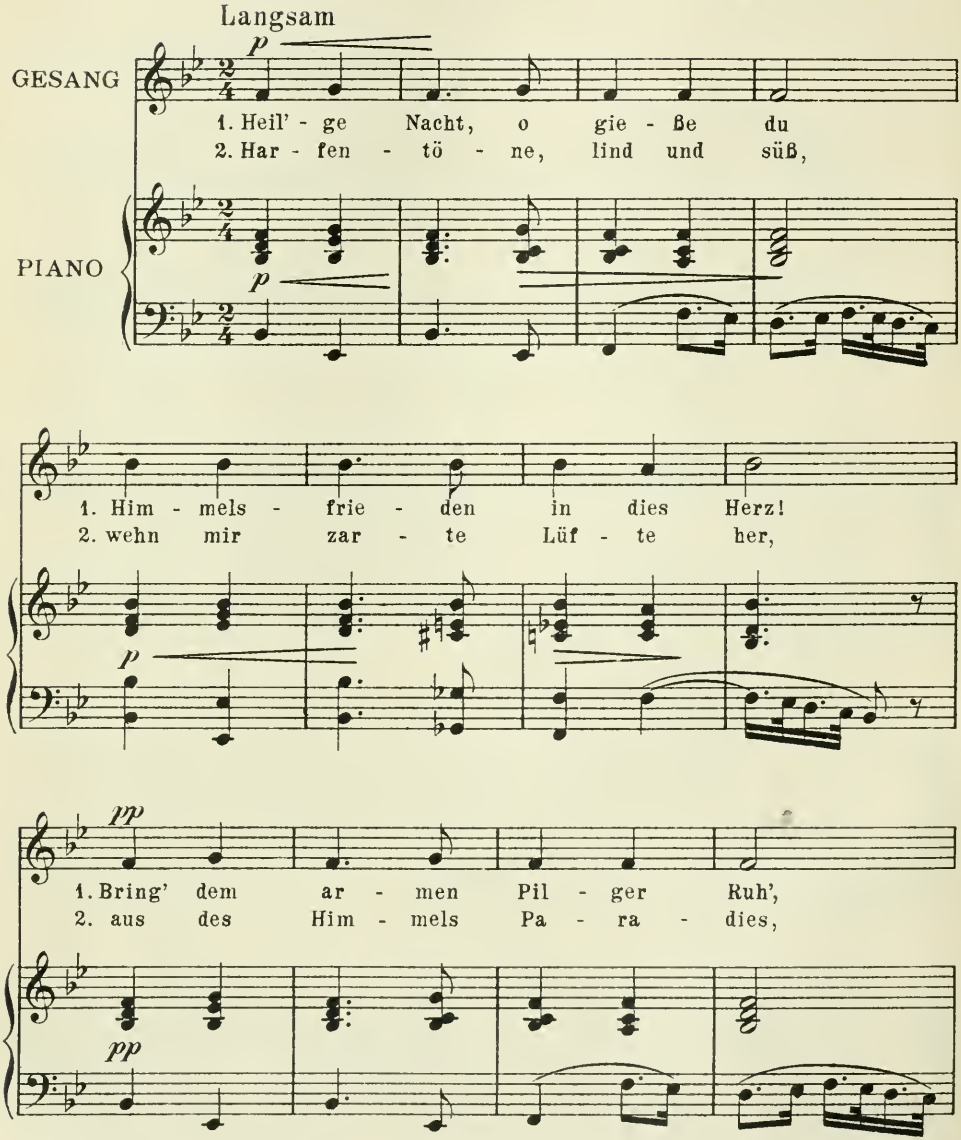
se - - tze mir selbst die Fak - kel bei, da -

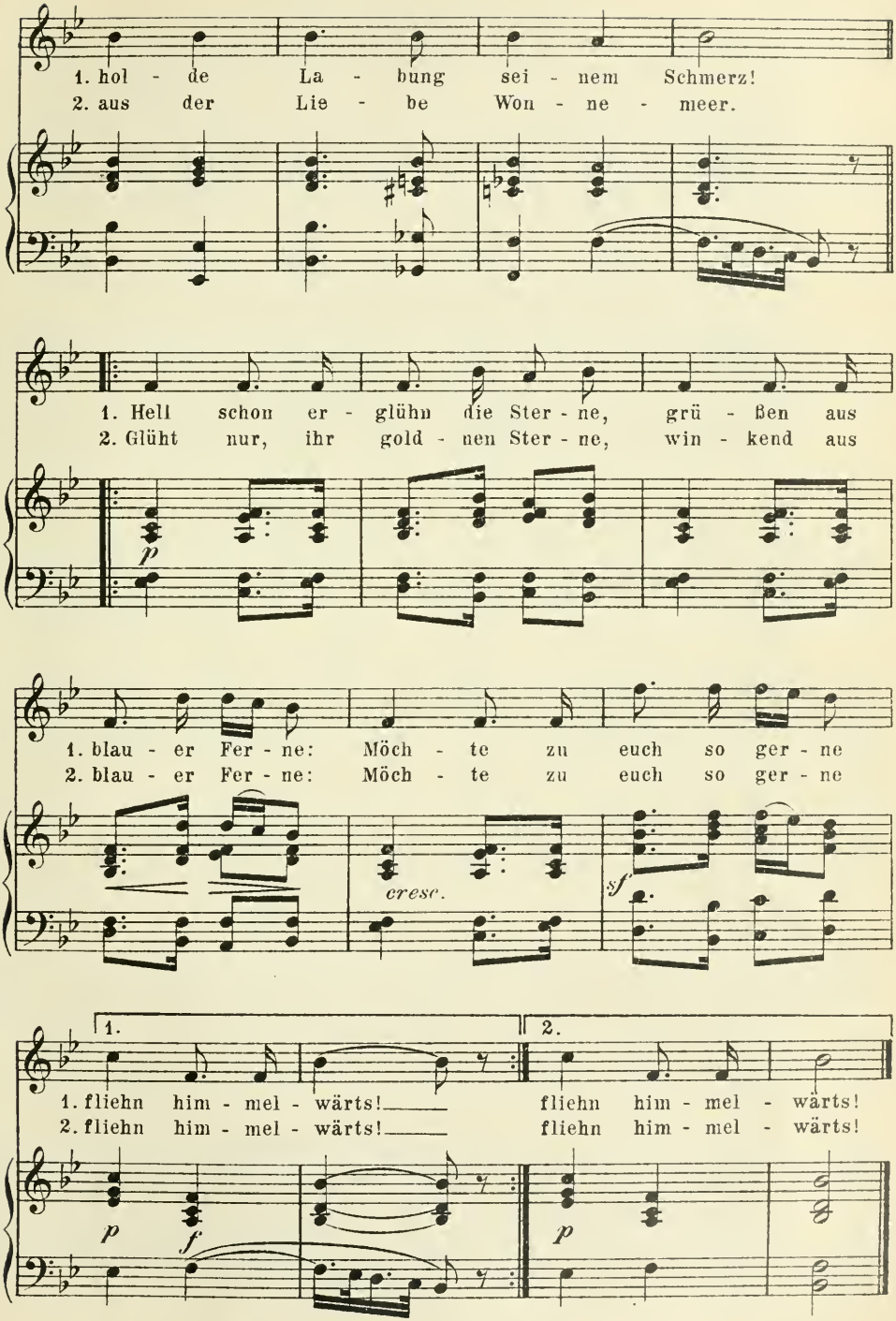
mit was dich er - gö - tze, mir kund und wis - send sei.

HEILIGE NACHT

Dichter unbekannt

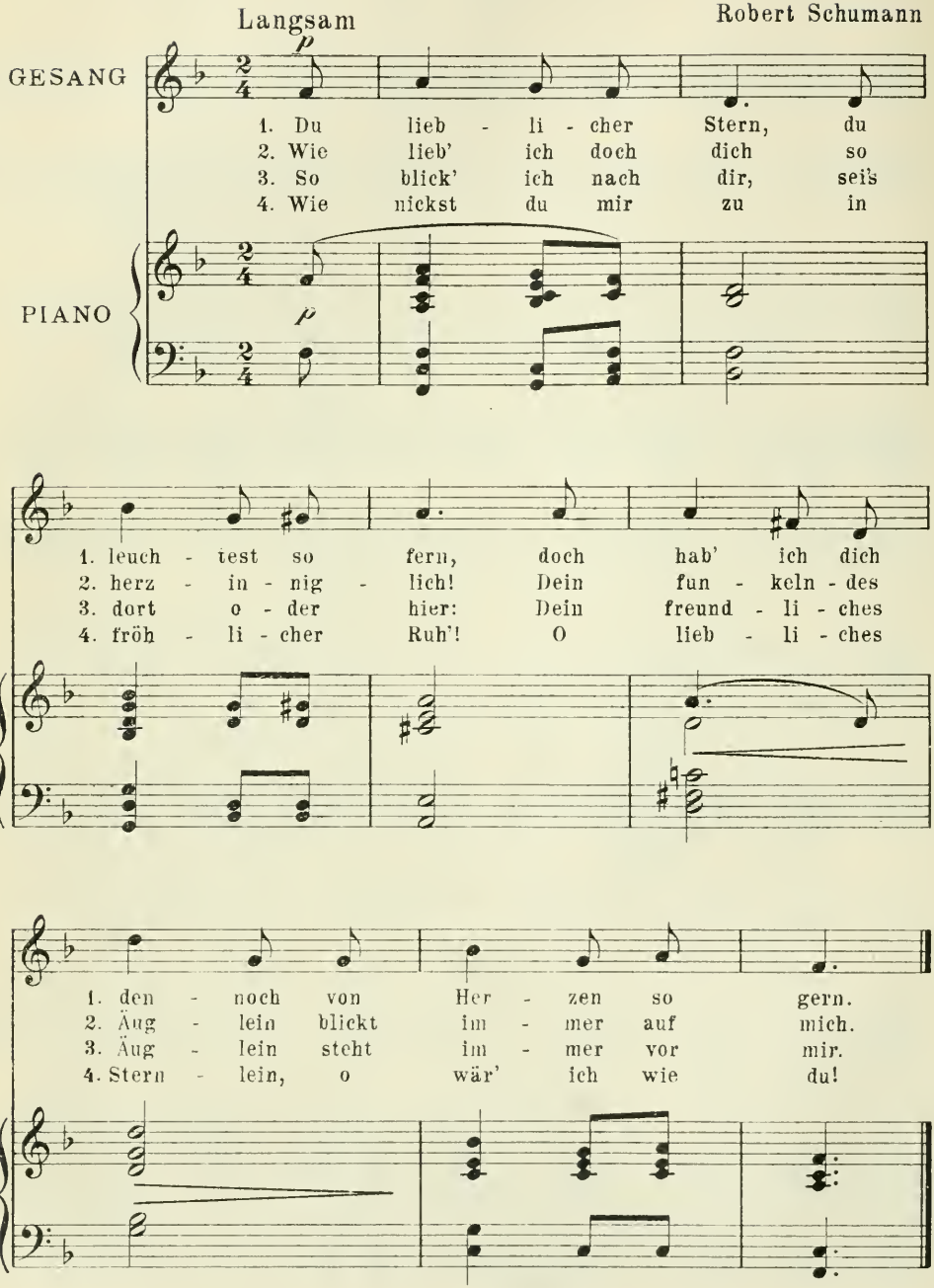
Text einem Beethoven'schen
Sonatensatze untergelegt




1. hol - de La - bung sei - nem Schmerz!
2. aus der Lie - be Won - ne - meer.
1. Hell schon er - glühn die Ster - ne, grü - ßen aus
2. Glüht nur, ihr gold - nen Ster - ne, win - kend aus
p
1. blau - er Fer - ne: Möch - te zu euch so ger - ne
2. blau - er Fer - ne: Möch - te zu euch so ger - ne
cresc.
sf
1.
2.
1. fliehn him - mel - wärts! fliehn him - mel - wärts!
2. fliehn him - mel - wärts! fliehn him - mel - wärts!
p
f
p

DER ABENDSTERN

Hoffmann von Fallersleben



mit der Idee eines schöpferischen Urgrundes ohne Anfang und ohne Ende und eines höchsten geistigen, immer und überall wirkenden Willens, der mittels einer unendlichen Zahl untergeordneter Pläne einen einzigen unendlichen Plan enthüllt und verwirklicht. Wenn er nach dem Gesetz der Entwicklung die Sterne aus dem Urnebel bildet, welche eines Tages die Erzeuger und heiligen Stätten des Lebens sein werden; wenn er nach dem Gesetz der Entwicklung aus der ersten lebenden Zelle und dem ersten Strahl des Instinktes das zusammengesetzte organische Wesen bildet, in dem sich etwas offenbart, was von ungefähr einer geistigen Regung und einem moralischen Gefühl ähnlich sieht; wenn er diesen Organismus nach dem Gesetz der Entwicklung vervollkommnet, dieser rudimentären Seele Bewußtsein ihres Seins und des Seins der Dinge verleiht und so den Menschen schafft; wenn er sich seinem Geschöpf mehr und mehr enthüllt in einer Weise, die an die Stufenfolge der Entwicklung erinnert; wenn er, immer nach dem Gesetz der Entwicklung, aus der ersten menschlichen Familie eine Gesellschaft bildet, die so organisiert ist, daß man sie einem lebendigen Körper hat vergleichen können; wenn er diese Gesellschaft im Kampf der fortbildenden und rückbildenden Kräfte dahin führt, sich mehr und mehr den Forderungen des Höheren im Menschen anzupassen; — wenn der Urgrund der Welt solche Arbeit vollführt, so tut er es, um durch den Geist und die Liebe zu sich zurückzuleiten, was von ihm ausgegangen ist, um erkannt und geliebt zu werden.

Das ist die stark synthetische und dogmatische Skizze der Lehre, worauf ich meine Idee von der Aufgabe der Kunst im allgemeinen und der Poesie im besonderen innerhalb der menschlichen Entwicklung gründe. Diese providentielle Aufgabe besteht darin, mit dem Urgrund der Welt zusammenzuwirken, das höhere Element im Menschen, das nach besserer Einsicht und besserer Liebe strebt, in seinem Kampfe mit dem niederen Element, mit dem dumpfen Tier, das in uns allen noch lebt, zu unterstützen.

Die ersten Lieder, welche Wehlauten und Schreien noch ähnlich über menschliche Lippen kamen, waren der Ausbruch des höheren Lebens beim primitiven Menschen, d. h. des sittlichen Schmerzes und einer unbestimmten Ahnung des Übernatürlichen und Seelischen, wie sie ihnen der Anblick des Todes einflößte. Die heiligen Bücher des Orients und Ägyptens mit ihrer Poesie feierlicher Größe, die homerischen Gesänge, die Gnomiker aller Länder sind uns Zeugen dafür, daß die Dichter die ersten Lehrer der Religion und Sitte, d. h. der Zivilisation, gewesen sind. Die soziale Arbeitsteilung ließ ihnen nicht lange solch hohe Würde. Aus den Herren, die sie waren, schienen Sklaven zu werden; sie wurden die Verherrlicher der Großen und die Schmeichler des Volkes. Das setzte sie persönlich herab; aber noch immer wandten sie sich an das Höhere in der menschlichen Seele, noch immer entflammten sie das höhere Leben in ihren Zeitgenossen durch Lieder, worin die Schutz- und Strafgewalt der Götter, die Taten der Helden, die Liebe zum Vaterlande das Mittel waren, die Gefühle und Eigenschaften zu entwickeln, die vor allem nötig waren,

um die Entstehung einer Zivilisation mitten unter Barbaren zu sichern. Die Sänger waren also noch Erzieher, wenngleich ihre Kunst zu schmeicheln und zu unterhalten schien, was gewiß nie der Ehrgeiz der vornehmen Dichter der Vedas, des Totenbuchs und der homerischen Gesänge gewesen ist. Die natürliche Gabe, zu erfreuen, diese köstliche, göttliche Gabe, war auf dem Wege, eine subtile Kunst zu werden; der Ehrgeiz, zu gefallen, begann die Oberhand zu gewinnen über das Bewußtsein eines sehr hohen sozialen Berufs, wovon die alten, frommen Dichter erfüllt waren. Die Geschichte der nachfolgenden Dichtung ist nur die Geschichte der vereinten Wirkung dieser beiden Gefühle und der ausschließlichen Wirkung des ersten; die ausschließliche Wirkung des zweiten hat sich seit der Zeit der heiligen Bücher nicht mehr wiederholt. Die größte Dichtung, die es gibt, die göttliche Komödie, deren geistige und sittliche Wirkung nach sechs Jahrhunderten noch fortdauert, ist hervorgegangen aus dem Zusammenklang einer sehr strengen Kunst und einer sehr hohen Auffassung vom sozialen Beruf des Dichters. Derselbe Einklang findet sich in hohem Grade bei Milton, Schiller, Mickiéwicz, Victor Hugo. Diese genialen Männer sind Werkzeuge des Fortschritts gewesen, denn sie haben eine festigende Wirkung auf die höheren Fähigkeiten des menschlichen Geistes ausgeübt.

Auch Shakespeare gehört hierher durch seine Idealisierung der Schönheit und der sittlichen Häßlichkeit; er war eine grandiose Manifestation der fortbildenden Kräfte, welche die Welt regieren, aber er hatte gar kein Bewußtsein davon. Der größte Dichter Italiens nach Dante, Manzoni, der Meister mehrerer Generationen, schien aus übergroßer Bescheidenheit gleichfalls von der glorreichen Rolle nichts zu wissen, die ihm beschieden war. Neben diesen großen Dichtern gibt es andere, zum Glück in sehr kleiner Zahl, die zwar auch edle Kunst in den Dienst einer hohen Auffassung ihres Berufs gestellt und doch eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf die Menschen ausgeübt haben. Wenn ich an diese denke, kommt mir die Geschichte von Moses und den Zauberern des ägyptischen Pharao in den Sinn; der Gesandte Gottes tat Wunder auf Wunder, und die Zauberer stellten ihnen jedesmal ähnliche entgegen. Den großen Dichtern, die eine geheimnisvolle, fortschreitende Kraft auf den Schauplatz der Welt geführt hat, haben die rückbildenden Gewalten andere gegenübergestellt. Ein solcher ist Lukrez, der Atheist und Epikuräer Lukrez, der ursprünglichste, der mächtigste der lateinischen Dichter, bei dem gewisse Züge stark an den erhabenen Dichter des Buches des Predigers (Salomo) erinnern. Mit Nachdruck betone ich, daß Leopardi nicht hierher gehört trotz des düsteren Pessimismus seiner Kunst, trotzdem zweifellos der Pessimismus hemmend auf den Fortschritt wirkt. Wenn wir zu leiden haben, brauchen wir bloß die Gedanken auf unsere Leiden zu lenken, unaufhörlich unseren Kummer daran zu nähren, auf daß sie schlimmer werden. Leopardis Pessimismus aber ist nicht die Frucht einer unzureichenden Philosophie, er ist die bittere Klage eines Unglücklichen, den seine Tränen blind gemacht haben; er beschwert uns das Herz, aber er nimmt nicht Besitz von unserem Verstand. Und welche herrliche

Dichterseele ist er! Dieser Mensch, der sich windend vor Schmerz die Natur schmäht, dieser Mensch, der nicht an die Unsterblichkeit des Geistes glaubt, hat einen solchen Abscheu vor den Lüsten der Welt, liegt so oft auf den Knien vor Ideen sittlicher Schönheit, vor unerreichbaren Phantomen von Frauenidealen, vor einer unbekannten, unsichtbaren Schönheit, die vielleicht dem Planeten ganz fremd ist, wo die Jahre so kurz und traurig sind. Als Dichter des Schmerzes weist Leopardi es ab, das Gesetz der Vernunft und der Liebe gelten zu lassen, das die Welt regiert; seine blutige Ironie verschont weder die Lehre des Fortschritts noch die Gläubigen. Ein Dichter des Patriotismus ist er als Arbeiter der Zukunft am Werke, in der Seele des italienischen Volkes die Scham und den Zorn wieder zu entfachen, deren es bedarf. Ein Dichter der Liebe, verherrlicht er das Ewigweibliche besser, als es selbst Goethe getan hat; er betet es an in der Person seiner unsichtbaren Geliebten; er ist ein Vorläufer des großen Dichters der Zukunft, der dem Ideal des Weibes ebensoviel begeisternde Gewalt, aber viel mehr Wirklichkeit und Innigkeit wird geben können.

Es hat auch große Dichter gegeben, die das Publikum verachteten, die sich über jeden lustig gemacht hätten, der sie in eine Rolle innerhalb der menschlichen Entwicklung hätte einzwängen wollen, die einfach Dichter waren aus dem unabweislichen Bedürfnis, ihre Liebe und ihren glühenden Haß, die schwankenden Fluten ihrer Freuden und Leiden in eine künstlerische Form zu gießen. Diese Dichter, unter denen von den neueren vielleicht Heinrich Heine der charakteristischste ist, haben abwechselnd je nach der Laune ihrer Inspiration günstig oder ungünstig auf das höhere Element im Menschen eingewirkt. Denn die auserlesene Schönheit der Form kann gewisse sittliche Schäden des Kernes mildern, nicht aber die Gemeinheiten, vor allem nicht die skeptische Ironie.

Daß es unter den Dichtern, die bloß gefallen wollten, die den Ruhm um den Preis ihrer sittlichen Würde erkauften, indem sie dem Geschmack der Menge schmeichelten, je einen großen gegeben hat, das bestreite ich. Ich will damit sagen, daß der Dichter, von dem ich nun endlich reden will, nicht zu dieser Kategorie gehören wird. Die Zukunft wird uns Dichter bringen, die es mit Alfred Musset halten:

,Chanter, rire, pleurer, seuls, sans but, au hasard,
D'un sourire, d'un mot, d'un soupir, d'un regard,
Faire un travail exquis plein de crainte et de charme,
Faire une perle d'une larme . . .' *

und skeptische Dichter, die gerade die besten jugendlichen Seelen von Grund aus verdüstern werden, indem sie ihre Kraft, zu lieben, lahm legen. Die einen wie die andern, vor allem die ersteren, können zur Größe kommen;

* Singen, lachen, weinen, einsam, ohne Zweck, aufs Geratewohl, aus einem Lächeln, aus einem Wort, aus einem Seufzer, aus einem Blick eine köstliche Arbeit machen voll Schrecken und Süßigkeit, eine Träne zu einer Perle machen . . .

aber der große Dichter, den ich erwarte, hat nichts mit ihnen gemein. Es ist unmöglich, daß die geheimen Kräfte der Natur, die seit den ersten Zeiten des Menschengeschlechts am Werke waren, höhere poetische Fähigkeiten zu bilden, sich in dem Augenblick als erschöpft erweisen sollten, wo ihre Tätigkeit ganz besonders erfordert wird. Man spricht viel von der spiritualistischen und idealistischen Reaktion, die seit einigen Jahren an Boden gewinnt. Ich weiß ein wenig damit Bescheid; denn ich stehe in dieser Bewegung drinnen. Nämlich, es gibt zu viel niedere und höhere Offiziere unter uns, die es befriedigt, die elegante und vornehme Uniform eines verschwommenen Spiritualismus zu tragen, ohne daß sie durch Eid bekennen, was es damit ist; und es gibt zu wenig Anführer. Ich ehre die Denker, die mit aller Kraft der Vernunft dem Materialismus entgegentreten, dem Agnostizismus und Skeptizismus; ich habe alle Hochachtung vor den Romanschriftstellern, meinen Genossen, die sich jenen zur Seite gestellt haben, aber nach einem großen Dichter frage ich jetzt. Ich frage nach ihm, weil es nur der reinen Poesie, dem Epos gegeben ist, in vollkommener Weise die Schönheit und den Zauber der Ideen zu enthüllen, denen man die Liebe der Geister gewinnen muß; ich frage nach ihm, weil die großen Meister der Vergangenheit offenbar einer jungen Generation nicht mehr genügen, die recht dünkelhaft ist, alle von ihren Vätern ererbte Autorität verachtet, von Neuerungssucht besessen ist; die mehr darauf bedacht ist, zu schreiben, als zu lesen, und die doch jederzeit bereitwillig dem Wagen eines Triumphators nachläuft, der aus ihren Reihen hervorgegangen ist, mit dem sie sich brüsten kann. Ich frage nach ihm, weil heutzutage, wo die politische Freiheit in Europa fast überall errungen ist, und die neuen Errungenschaften im allgemeinen nicht dahin gewirkt haben, im Volke die Opfer zu rechtfertigen, die sie gekostet, die Jugend sich nicht mehr für die Ideale begeistert, denen ihre Väter mit soviel Enthusiasmus gefolgt sind, und sich andere sucht. Eifrig nimmt sie das erste beste, das ihr auf dem Wege liegt, das Ideal der Sozialreform; es putzt sich ja mit dem schönen Worte Brüderlichkeit und gibt sich den Schein, an das Gerechtigkeitsgefühl zu appellieren.

Aus der Ferne ist das sozialistische Ideal nicht ohne Größe; in der Nähe sieht es anders aus. Ob der Sozialismus in der Geschichte der Vergangenheit forscht, ob er auf seine Weise die Geschichte der Zukunft anbahnt, immer sieht er in der menschlichen Entwicklung nur den wirtschaftlichen Faktor. Mit der Gerechtigkeit hat er nichts zu tun; denn er bekämpft jedes allgemeine und absolute Prinzip. Seine Weltanschauung ist von Grund aus materialistisch und infolgedessen dem Höheren im Menschen abhold. Ich rufe nach einem Dichtergenie, das die spiritualistischen Ideen wieder aufnimmt, um sie zu verjüngen, und das uns Jüngern der Prosa hilft, in den glühenden, edlen Herzen die sozialistische, unvollkommene und falsche Auffassung von der Zukunft und dem Glück zu ersetzen durch eine Auffassung, die das Glück wieder sucht in der Verbindung mit dem absoluten Wahren, Schönen, Guten.

* * *

Damit habe ich fast schon die geistige und moralische Physiognomie des Dichters gezeichnet, dessen Name uns die Zukunft verbirgt. Indem ich dazu übergehe, einige Züge in weniger allgemeiner Weise zu zeichnen, übersehe ich nicht, welche Gefahr mir winkt. Sie kennen die seltsame Naturerscheinung, welche die Deutschen das Brockengespenst nennen. Es kommt zuweilen auf dem Gipfel des Brocken vor, daß der Reisende, der bei Sonnenuntergang den Osthimmel betrachtet, hier auf den Wolken eine riesige menschliche Gestalt sich aufrichten, abheben sieht. Die grandiose Erscheinung ist nichts weiter als der Schatten des kleinen Wesens, das in Bewunderung vor ihr zusammensinkt. Nämlich, wenn ich auf den Höhen einer metaphysischen Hypothese den Rücken einer Poesie zuwende, die mit dem Jahrhundert versinkt, worin sie strahlte, und wenn ich erwartungsvoll nach Osten, wo das neue Jahrhundert heraufzieht, ausschaue und erblicke hier zwischen Himmel und Erde die Riesengestalt eines Dichters ohne Namen, bin ich dann nicht von ungefähr das Opfer derselben optischen Täuschung, wie man sie auf dem Brocken sieht? Sollte mein großer Dichter nicht auch nur der vergrößerte Schatten, das eitle und lächerliche Abbild meiner selbst sein, meiner Ideen, meiner Neigungen, vielleicht auch — der Gedanke könnte manchem kommen — meiner Eitelkeit? Offen gesagt, ist es unvermeidlich, daß das zum Teil zutrifft, daß in meiner idealen Vision eines großen Dichters ein subjektives Element liegt. Aber glücklicherweise habe ich das sehr deutliche und beruhigende Bewußtsein von dem Anteil, der sehr vielen Geistern von anderer Geistesstärke als meiner daran zukommt. Wenn aber dieses menschliche Wesen, das ich im Nebel der Zukunft ahne, nur ein Spiegelbild ist, so können Sie doch wenigstens Züge daran erkennen, die Ihnen vertraut sind, und es wird Ihnen unmöglich sein, ihre Größe im Urbild zu leugnen. Ich brauche gar nicht den alten Horaz zu zitieren, der eben, als er den künftigen Dichtern die Regeln ihrer Kunst zeigte, ihnen in großartigen Worten von der zivilisatorischen Sendung des Dichters sprach und ihn sacer interpresque Deorum nannte. Ich will mich auch nicht bei dem Bilde eines zukünftigen Dichters aufhalten, das im 15. Jahrhundert Du Bellay entworfen hat, einem Bilde, in dem der Ausdruck sittlicher Würde ebenso betont ist wie der Ausdruck des Geistigen; nur im Vorbeigehen erinnere ich auch an die ‚l'art poétique' von Ronsard und seine Mahnung an einen Dichter der Zukunft: ‚Du wirst dich fromm und gottesfürchtig zeigen.' Wenn meine Zukunftsvision nur ein Schatten der Vergangenheit ist, dann ist der Meister, dessen große Züge am deutlichsten darin kenntlich sind, Victor Hugo. Das verkünde ich unbedenklich. Unser Jahrhundert hat Dichter gehabt, die Sinn für das Maß, Feinheit des Geschmacks, Klarheit und Schärfe der Ideen in viel höherem Grade besessen haben als Victor Hugo; aber nicht einer von ihnen hat so fein, wie er es in Vers und Prosa getan hat, die sittliche Größe des Werkes zu empfinden und darzustellen gewußt, das uns ein vollkommener Dichter schenken könnte. Die Vorrede der Sammlung ‚Les Rayons et les Ombres', die Vorrede zu ‚Vois

intérieures', die Ode ‚Fonction du poète' könnten das allein schon zeigen. Will man sagen: Hugo hat sich in dem Dichter, den er idealisierte, selbst verherrlicht, und diese Stellen von großartiger Inspiration und Schwung wurden ihm vom Dünkel diktiert? Wenn das Dünkel war, so sei er gesegnet; denn von diesem ‚Dünkel', der die Bahnen des Ruhmes ersteigt, indem er die Souveränität dessen, was ewig und unendlich ist, verkündet, ist ein weiter Weg zu jenem Dünkel, der sich daraus nur einen Schemel macht, um sich der Menge auf der Höhe alles Daseins in der Pose eines siegreichen Athleten zu zeigen. Ich glaube nicht, daß Hugo in seinen Gedanken jemals den Beruf des Dichters mit irgendwelcher Entwicklungslehre zusammengebracht hat. Er hat sich begnügt, zu sagen:

„. . . la poesie est l'étoile
Qui mène à Dieu rois et pasteurs.'*

Er hat mit einem Flügelschlag das Ziel erreicht; wir müssen einen längeren Weg machen.

Zunächst wird der große Dichter des 20. Jahrhunderts eine genaue und sichere Vorstellung von dem Gebiet der Poesie haben. Es wird ihm nicht widerfahren, was heute einigen meiner Genossen begegnet, die sich nicht die Mühe nehmen, hierüber ins klare zu kommen oder die Sterne zu befragen; sie überschreiten trotz ihres unleugbaren Talents die Grenzen der Poesie, geraten aus Unachtsamkeit in das Reich der Malerei oder der Musik, bringen von hier unzusammenhängende Verbindungen sonderbar farbiger oder sonderbar tönender Worte mit, aus denen ich unmöglich einen Sinn herausfinden kann, was ihnen die Bewunderung eitler Toren, die sich für klug halten, und bescheidener Klugen, die sich für Toren halten, einbringt. Der große Dichter wird sich von jener Richtung fern halten, die allein den Kult der Schönheit zu pflegen behauptet, von der sie doch nur eine unvollkommene Anschauung hat. Er wird ihr nicht nachstehen an feiner Empfindung für die sinnliche Schönheit, aber er wird ihr überlegen sein durch die Empfänglichkeit für geistige und moralische Schönheit. Er wird die Stimme des Geistes der Schönheit vernehmen, wie Shelley sie vernommen hat, und besser als er. In dem Hymnus auf die geistige Schönheit hat Shelley eine geheimnisvolle Macht besungen, deren unsichtbare Strahlen von Zeit zu Zeit uns treffen und uns das unaussprechliche Gefühl geben, im Herzen von einer übermenschlichen, lebendigen Wirklichkeit berührt zu werden, die der Urgrund der Schönheit selber ist, die sich uns mitteilt, uns entflammt, uns hinreißt, uns vor Freude und Liebe zu Tränen bringt.

Nein, die Schönheit ist nicht in den Dingen, sie ist im Geiste; hier färben sich in ihren Strahlen die Bilder der Dinge mit Licht und mit Schatten je nach ihren Formen. Aber der menschliche Geist erzeugt sie so wenig aus sich, wie er die Wahrheit, das Wesen der Dinge, hervorbringt. Sie kommt ihm von oben. Sie ist göttlich, sie ist Geist; sie färbt die Bilder der Welt des

* Die Poesie ist der Stern, der Könige und Hirten zu Gott führt.

Geistes, die Ideen, die Gefühle ebensowohl wie die Bilder der physischen Welt. Aber sie schenkt sich nicht rückhaltlos an jedermann. Sie entzieht sich jenen Seelen fast ganz, die aus Mangel an Einsicht und Bildung oder an Harmonie in der Sinnenwelt befangen hinleben; ihnen leuchtet sie nur verschwommen durch die Zuneigung der Geschlechter. Mehr schon schenkt sie sich den anderen, deren Intelligenz sich entwickelt, die auch mit ihren höheren Fähigkeiten zu leben trachten. Sie begünstigt in ungleicher Weise und nach dem Gefallen eines unergründlichen Willens Seelen, indem sie sie empfänglich macht für gewisse Verbindungen von Linien und Farben oder Tönen oder Worten, für gewisse äußere Eindrücke der Welt oder gewisse innere des Geistes oder für gewisse Zusammenhänge von menschlichen Handlungen und Gesetzen des sittlichen Bewußtseins. Der Künstler, der Komponist, der Schriftsteller und ihre Bewunderer, der Gelehrte, der eine geheime Harmonie der Natur erfaßt, der denkende Mensch, den ein Landschaftsbild oder eine Lichtwirkung fesselt, der Edelsinnige, der sich für eine edle und gute Sache einsetzt, alle haben sie in verschiedenem Grade teil am Genuß der einzigen Schönheit. Nur dem großen Dichter gibt sie sich ganz hin. Sie strahlt auf dem Grunde seiner Seele wie in einem Spiegel, wo die Bilder der Körper- und der Geisteswelt nebeneinander in ihrer göttlichen Klarheit erscheinen. Die Eindrücke, die sinnliche und moralische Schönheit ihm geben, sind von gleicher Art. Den geringeren Dichtern, denen diese göttliche Gabe versagt ist, schlägt es übel aus, wenn sie sich nicht mit dem ihnen zugefallenen Los, das oft recht ansehnlich ist, begnügen wollen, der Schönheit, die sich ihnen liebenswürdig gezeigt, nur als ihre platonischen Verehrer, nicht aber als ihre Gebieter zu nahen. Ihr zukünftiger Herr wird sie mit einem Schlag solchen lästigen Verehrern entreißen, wie in der Legende Tristan Isolde den unsauberen Schmeichlern, die sie in die Tiefe eines einsamen Waldes schleppen. Sie wird ganz ihm gehören, er wird sie genießen, er wird mit ihr Werke der Schönheit hervorbringen, welche die Seelen mit der Macht der Kunst dahin führen, die höchste Vernunft, den ewigen Urgrund aller Schönheit besser zu begreifen, besser zu lieben. Wenn er aus der Welt scheidet, wird er das Recht haben, seiner unsterblichen Geliebten die Mahnung zu widerholen, die Leconte de Lisle an sie gerichtet.

‚Telle que la Naïade en ce bois écarté
Dormant sous l'onde diaphane,
Fuis toujours l'oeil impur et la main du profane,
Lumière de l'âme, ò Beauté!' *

(Poèmes antiques, la Source.)

Ein Weib, das einen Dichter nicht bloß mit der Phantasie oder aus Eitelkeit oder Laune liebt, ist oft auf die Kunst, die ewige Schönheit, eifersüchtig. Sie fürchtet, im Herzen ihres Geliebten nur den zweiten Platz einzunehmen. Ist

* So wie die Najade, die in diesem entlegenen Hain schlummert unter der klaren Welle, fliehe, o Licht der Seele, Schönheit, stets das unreine Auge und die unheilige Hand!

jener nur ein Wortkünstler, läßt ihn die Schönheit der Ideen und Gefühle unberührt, hat seine Kunst nur rein ästhetischen Genuß zum Ziel, dann ist ihre Angst wahrscheinlich begründet. Das Weib spielt vielleicht die Hauptrolle in seinem Leben, aber eine Liebe wird nie den ersten Platz in seinem Herzen haben. Er kann es wohl ihr oder sich selber vorlügen und sie seine Inspiration nennen, aber sie ist es nicht. Denn eine Kunstauffassung, wo die Vollendung der Form den Gehalt erdrückt, ist der Seele der Frau immer mehr oder weniger fremd, und der Dichter kann diese Seele nicht in sein inneres Schaffen einschließen. Eben darum wird er immer seine Kunst und sein Werk der Liebe einer Frau vorziehen. Der Dichter dagegen, den ich erwarte, der ebenso empfänglich für die Schönheit der Ideen und Gefühle wie für die sinnliche Schönheit ist, wird von der großen Liebe inspiriert sein. Er hat keinen Vorzug einzuräumen, es ist ihm unmöglich, seine Liebe von seinem Schaffen zu scheiden; heimlich, wie sich der Schattenkern in der Flamme verbirgt, wohnt darin eine auserlesene Frauenseele. Sie gibt dem Werk des Mannes die Feinheit, die der Größe nicht schadet, den Duft, der mit der Einfachheit bestehen kann. Der Dichter schenkt ihr, ohne ihren Namen zu enthüllen, innerlich den Ruhm, der ihm von den Menschen zuteil wird. Sie freut sich darüber in dem Bewußtsein, daß es ihr Verdienst ist; sie hat in ihm alles Göttliche seiner Seele frei gemacht, hat ihm geholfen, aus seinen Schwächen sich schnell wieder zu erheben, ist ihm die verkörperte Idee seines poetischen Berufs gewesen, hat ihm sogar die Versuchungen dessen, was gemein und niedrig ist, abgewendet. Dieses liebesstarke Frauenideal, das uns Meisterwerke gegeben hat, wird heute fast nicht mehr verstanden. Von den einen höre ich sagen, es sei falsch, es passe nicht in unsere irdische Welt; die anderen höre ich sagen, überreizte Einbildungen üben eine verderbliche Wirkung aus. Das bestreite ich alles. Wenn man es auch sehr wenig in den Büchern findet, so trifft man es dafür weniger selten im Leben; hier führt es sogar manchmal zu ganz regelrechten, aber sehr irdischen Konsequenzen. Statt zu verderben, schützt es vor dem Verderben. Ich suche den Dichter, der kommen wird, die große Liebe wieder zu Ehren zu bringen, im Gebiete der Kunst, dem Liebesideal wieder die Rolle zu geben, die es einst gespielt hat, und die es im Leben zum Heil der höheren Kräfte im Menschen noch spielt.

Soviel von der Inspiration des Dichters der Zukunft. Wenden wir uns zu der Form seiner Dichtung! Wird er in die Schule der Alten gehen oder sich das Griechisch und Latein fernhalten? Wird er, wenn er in einem Land zur Welt kommt, wo man die Worte adelig und bürgerlich nicht mehr hat, die alte Zeit wieder aufrichten? Oder aber wird er sie stürzen, wenn er in einem Lande zur Welt kommt, wo die Dichter sich mit edlen, lebendigen Worten nicht zufrieden geben und die Gräber plündern, um berühmte Wortmumien herauszuholen und mit ihrem Atem neu zu beleben? Wird sein Stil einfach sein, oder wird er alle Mittel einer raffinierten Kunst anwenden? Wird er sich an die Gesetze der traditionellen Verskunst binden

oder ihre Maschen zerreißen? Um alle diese Fragen mit Gewißheit zu beantworten, müßte man ein Prophet oder gar der große Dichter selber sein, von dem die Rede ist. Unglückseligerweise bin ich weder das eine noch das andere.

Ist die Poesie nur Unterhaltung und Schmuck, dann sehe ich auch für hervorragende Denker keine Notwendigkeit, davon zu sprechen, daß sie von der Masse verstanden und genossen wird, da nämlich derart Unterhaltung und Schmuck nur von den Oberen aufgesucht wird; und es ist die ganz natürliche Folge, daß die besten Dichter die Menge verachten und meiden wie Horaz. Wenn aber die Poesie ein Stern ist, der die Menschen zu Gott führt, wenn sie ein mächtiges Werkzeug im Dienste der vordringenden Kräfte ist, dann muß der Dichter durchaus auf ein möglichst breites Publikum wirken. Dann aber ist es leicht, im allgemeinen zu erwidern: der Dichter, von dem ich spreche, wird nicht eine gesuchte Sprache annehmen; aus der vollen Kenntnis seiner Sprache, von den gewöhnlichsten und unscheinbarsten technischen Ausdrücken bis zu den Worten voll reichster Farbe, Leidenschaft und Geist, von dem jüngsten, im Salon oder auf der Straße entstandenen Wort bis zu seinem im Staub der Bibliotheken ruhenden Vorfahren wird er dies ganze Material gewandt handhaben, wird er allgemein verständlich zu bleiben wissen, ohne sich zu versagen, hie und da ein verständig ausgegrabenes altes Wort zu setzen. Mit den Alten wird er vertraut sein. Der einzige wahrhaft große Dichter, der wenig von ihnen gewußt hat, ist Shakespeare gewesen. Ich wage die Behauptung, daß man es in seinen Werken an dem Fehlen dessen, was Dante ‚lo fren dell' arte' genannt hat, des Maßes, merkt. Die Dichtung, deren Wurzeln heimlich in diese tiefen, reichen Schichten gehen, hat mehr Aussicht, zur Sonne hinaufzudringen. Schwache Dichter, die sich an Griechenland und Rom gebildet, haben diese Nahrung nicht verdauen können und nur vorzeitige Runzeln, eine abstoßend pedantische Art, den schleppenden, langsamen Gang des Alters davon getragen; starke Naturen dagegen haben nicht nur nichts von ihrer Ursprünglichkeit verloren, sondern an Kraft, Stärke und Anmut gewonnen und sich das Ansehen großer Herren erworben, das die Schriftsteller, die keine klassische Bildung haben, niemals bekommen werden.

Denn in den Werken der Alten liegt ein unvergänglicher Teil Schönheit, eine unsterbliche Seele, die schwer zu packen ist; sie versteckt sich hinter den Worten, sie sitzt in dem Sinn, den ihre Wahl und ihre Anordnung hat, worin ihre Wirkung auf die Zeit des Dichters liegen sollte. Wer die Alten studiert und in ihrer Schule nicht lernt, wie man für seine Zeit schreiben muß, der schreibt am Ende — für seine Vorfahren.

Die Verskunst hat, meine ich, in der letzten Zeit sichtbare Fortschritte gemacht; die künftigen Dichter können sich ihrer als eines vollendeten Werkzeugs bedienen. Dieses Verdienst fällt großenteils denselben Richtungen zu, die ihre Verherrlichung der Form und ihr Hang zum suggestiv Musikalischen vom Ziele abgeführt hat. Junge Talente, die diesen Richtungen angehören oder

sich dazwischen hin- und herbewegen, haben uns sehr fein ziselierte Poesie von seltener Frische, köstlichem Tonfall, auserlesener Harmonie zu hören gegeben. Sie sind keine großen Poeten, aber große Artisten könnte man sie nennen. Ihre Namen werden in manchem reizenden Gedicht fortleben wie die Namen mancher feinen und wollüstigen Dichter der griechischen Anthologie, an die sie überhaupt erinnern. Der kommende Meister wird auch von ihnen lernen können, aber er wird seinen Inhalten geschlossenere Umrisse geben, seine Inspiration wird höher, kräftiger, beweglicher sein. Sein Ohr wird fein genug sein, die Stimme der Dinge zu erfassen, aber er wird auch die Stimme der Seelen erfassen. Seine Leier wird Saiten für die Nachahmung des Musikalischen in der Wirklichkeit haben; er selbst aber wird die reine Wallung in sich haben, die von Natur dem Wort eine höhere Musik verleiht; denn diese gesteigerte seelische Bewegung, die in dem Wort nicht genug Platz und keinen vollen Ausdruck findet, setzt sich in musikalische Schwingungen um.

Ich habe übrigens die Überzeugung, daß die der Poesie innewohnende Musik, der Wohlklang des Verses, sich wie die Instrumental- und Vokalmusik im Wagnerschen Sinn entwickeln wird. Ich verstehe darunter, daß die leichten und regelmäßigen Melodien aus der Verskunst verschwinden und besonders, daß die künftigen Dichter sich von aller Konvention frei machen können, daß die Musik ihrer Poesie logischer sein, d. h. daß ein gerades Verhältnis zwischen der Bewegung des Rhythmus und des Sinnes sichtbar sein wird. Das verlangt Genialität und äußerste Gewalt der Empfindung. Und ich wage vorauszusagen, daß der große Dichter der Zukunft an diesem Werk der Umbildung und Befreiung zu erkennen ist.

Er wird alle Wissenschaften studieren, nicht so sehr, als nötig wäre, um darin weiterzukommen, aber soviel, als für die Kenntnis ihres Betriebes ausreichend ist. Man hält das für ein unmögliches Beginnen; meines Erachtens ist das ein Vorurteil. Ein genialer Mann wird im 20. Jahrhundert dasselbe leisten können wie zwei geniale Männer des 19. Jahrhunderts. Um diese gewaltige Aufgabe zu vollbringen, haben Herbert Spencer und Rosmini eine einzigartige Kraft der Anpassung und eine sehr seltene geistige Beweglichkeit gehabt. Das sind Eigenschaften, die eng an die Kraft und Beweglichkeit der Phantasie, d. h. der Hauptkraft des Dichters, heranreichen. Man kann Spencer nicht lesen, ohne vor dem Reichtum seiner Phantasie überrascht zu sein. In diesem Punkt hat er etwas vom großen Dichter. Der Dichter, der sich wie er zum Beherrscher des menschlichen Wissens machen kann, wird sich die Menschen unterwerfen und sie zu der Anerkenntnis zwingen, daß die Dichtkunst kein Genuß für die Oberen, kein geistiges Vergnügen ist, sondern daß sie eine Macht ist, die die göttliche Weltordnung bestimmt hat, die Vernunft und die Liebe auf der Erde zu entwickeln. Wenn uns Littré von dem Unbegreiflichen spricht als einem Meer, das unaufhörlich Wellen an die Ufer wälzt, wo unsere beschränkte Vernunft stehen zu bleiben gezwungen ist, weil sie weder Schiff noch Segel hat; wenn Herbert Spencer ungefähr so mit den-

selben Worten spricht, um zu schließen, daß die Religion anfange, wo die Wissenschaft aufhört, so haben sie beide vergessen, daß auf diesem geheimnisvollen Meer, das die Flügel des Glaubens jederzeit überwinden, noch die Kielspur eines Schiffes sichtbar ist, das einst mit vollen Segeln darüber zog, und daß noch die Stimme des Dichters in der Luft schwebt, der am Steuer sang:

‚L'acqua che io prendo giammai non si corse.'
Nie noch sahen die Gewässer, die ich befahre, ein Schiff.

In der Beherrschung der ganzen mittelalterlichen Wissenschaft hat Dante Alighieri die Grenzen des Geheimnisses mit einer Autorität überschritten, die — von den Männern, die das Recht hatten, im Namen von Kirchen zu sprechen, abgesehen — nie ein Mensch vor und nach ihm besessen hat. Diese Autorität entsprang ebensowohl seiner ungeheuren Gelehrsamkeit wie seinem Genius. Sie dauert heute noch fort, obwohl der geistige Fortschritt den Wert der mittelalterlichen Wissenschaft fast auf nichts herabgedrückt hat. Auch heute könnte ein Dichter, der, ohne Denker und Gelehrter zu sein, sich den Problemen des Unbegreiflichen nahen wollte, auf diesem schwierigen Boden keinen dauernden Erfolg erringen. Manzoni ist immer groß, weil er, wenn schon kein Gelehrter, ein Denker war, ein Logiker ersten Ranges. Hugo, ein Koloß, hat sich dem Spiritualismus nicht so nützlich machen können, als er wollte, weil er weder vom einen noch vom andern genug in sich hatte. Mein großer Dichter wird das eine und das andere sein. Er wird sich auf das unbekannte Meer hinausstürzen, er wird die Gewässer sehen, die seit Dante niemand gesehen hat; er wird hier nicht auf die Suche nach einem den Fortschritten der Astronomie entsprechend revidierten und verbesserten Paradies ausgehen, sondern er will hier seine Flagge hissen und im Namen der menschlichen Erkenntnis in ihrer Zweiheit von Geist und Liebe endgültigen Besitz von diesem Meere nehmen; denn das wird als Denker wie als Dichter sein Ruhm sein, das geistige Wirken der Liebe aufzuzeigen, das gemeinhin unbekannt ist.

Ein treuer Sendling des Geistes der Wahrheit wird ihn der Haß gegen die Lüge beseelen, und er wird sie nie an sich dulden; findet er sie in dem geringsten Beiwort auch nur zusammengeduckt, so wird er sie erbarmungslos selbst um den Preis der Feinheit und Wirkung verjagen. Er wird nie predigen, ohne daß es aus seiner Überzeugung kommt, und die Tränen der Dinge werden durch sein Herz rinnen, werden still über seine Wangen fließen, werden selten werden, bis er sie für bitter genug, für heiß genug, für aufrichtig genug hält, um seine Feder damit zu tränken. Er wird sich nicht in das Gewühl der politischen Parteien werfen, wird aber auch nicht vergessen, daß seine Sorge ist,

‚Que la cause du Beau n'est jamais désertée
Par le culte du Vrai pour le règne du Bien,'*
(Sully Prudhomme.)

* Daß die Sache des Schönen nie verlassen werde von der Pflege des Wahren für das Reich des Guten.

wie ein vornehmer Dichter sagt, den Frankreich schätzt, und dem ich mit Freuden für die Sache der Gerechtigkeit folgen möchte so weit, bis, leider, sein Weg von meinem abbiegt. Mit anderen Worten: Er wird, wenn er von Menschen und Menschenklassen spricht, sich nicht auf die Verherrlichung der Vergangenheit beschränken. Es ist ein Irrtum Spencers, wenn er behauptet, daß die Gegenwart sich nicht zur poetischen Gestaltung eigne, daß sie kein Gegenstand der Poesie sei. Der große spiritualistische Dichter der Zukunft kann Stücke ganz lebendiger Geschichte erfassen und bewältigen, ihre Menschen und Dinge in Erz gießen zum moralischen Triumph der Gerechtigkeit, wenn nicht bei den Zeitgenossen, wenigstens bei der Nachwelt.

Wird er den Mut haben, sich am Epos zu versuchen? Es fehlt nicht an Zeichen, daß der Roman, nachdem er wissenschaftliche Formen angenommen hatte, sich zum Gedichte hinwendet. Die Kunst eines berühmten jungen Landsmannes von mir, dessen große Begabung ich trotz des Abgrundes, der unsere künstlerischen, philosophischen und moralischen Ansichten trennt, aufrichtig bewundere, ist vielleicht das wichtigste dieser Anzeichen. Wenn der Roman zum Gedicht wird, dann braucht's nur einen Schritt, und seine Sprache wird Gesang. Warum sollten wir nicht im 20. Jahrhundert in unserem alten Okzident ein Meisterwerk wie Thadée Sopliça haben können? Zweifellos ist es schwierig, ein modernes Epos zu entwerfen; andererseits sind keine Gründe da, eine solche Wiedererweckung für unmöglich zu halten. Ich bin ein Bewunderer Mistrals. Aber als ich ‚Calendal' aufschlug, erwartete ich nicht den Genuß und das Interesse, die ich fand, und das ist schon nach seinem Umfang wie nach der komplizierten Technik des Übernatürlichen ein Epos. Geben Sie mir's zu, wenn morgen ein großer Denker, der sich eines allgemeinen Rufes erfreut, das Erscheinen eines grandiosen poetischen Werkes anzeigte, dessen Gegenstand die ganze sichtbare und unsichtbare Welt, die Erde und den Himmel umschlösse, Sie würden es nicht wagen, im voraus zu behaupten, daß dieses Werk langweilig oder lächerlich würde!

Doch wie auch die ästhetische Form sei, die dem göttlichen Unbekannten mit seinem Atem zu beleben gefällt, lyrisch, dramatisch, episch oder wie sonst, — wenn er nur da wäre! Wenn er nur da wäre, wie auch sein Vaterland heiße! Wenn sich Forschungsreisende von verschiedener Nationalität, aber gleicher Liebe zur Wissenschaft auf den Eisfeldern am Pol oder in den unbekannten Gegenden Zentralafrikas begegnen, so haben ihre freudig erregten Herzen nur Raum für das Gefühl menschlicher und wissenschaftlicher Verbrüderung. Als die Vertreter aller Religionen der Erde zusammenkamen, um in einer friedlichen Versammlung der allgemeinen Vaterschaft Gottes ihre Huldigung darzubringen, da gedachten sie ihrer verschiedenartigen Heimat nur in der Freude, daß sie Brüder seien. Alles, was uns erhebt, gibt uns eine immer und immer weitere Umschau über unseren Planeten und entzieht mehr und mehr die Berge und Flüsse, die die Völker trennen, unseren Blicken. Was für die Wissenschaft und die Religion gilt, gilt auch für die Dichtkunst.

Glühend werden wir den Dichter lieben, der uns zu entzücken kommt und uns auf seinen Flügeln emporträgt. Durch ihn und mit ihm wollen wir uns als Brüder fühlen.

Sein Geburtsland wird uns fast ebenso gleichgültig sein wie das Geburtsland einer uns unbekannten Frau, deren erster Blick uns mit der plötzlichen Vision einer vorherbestimmten Liebe geblendet hat. Wir werden ihn nicht fragen, wo er herkommt, noch wo er hingeht; wir werden uns ihm überlassen, wie es einem zuweilen begegnet, daß man sich einer vollen Musik überläßt mit der unbestimmten Empfindung, in eine ideale Heimat entführt zu werden. In der Tat, er wird uns zu der herrlichen Blüte des Geistes und der Liebe hinführen, die Gott im Menschengeschlecht mit seinen Getreuen zusammen pflegt, und worauf er ab und zu auch geringen Arbeitern wie mir einen flüchtigen Blick gewährt, auf daß sie nicht ohne einen Lohn für ihre stille Arbeit ins Grab steigen, nicht ohne ein Lächeln zuversichtlicher Hoffnung.

Genügen.

So nahmst du eine schwere Bürde
Von meiner müden Seele fort,
Daß sie der Freude fähig würde
Durch ein vertrautes, gutes Wort.

Ich trank und trank mit heißen Zügen
Den milden Kelch aus deiner Hand,
Bis ich ein inniges Genügen
In meinem tiefsten Sein empfand.

Nun soll der Zauber dieser Stunde
Vor bösen Träumen schützend steh'n,
Und seine süß beredte Kunde
Als Tröstung in mein Leben geh'n.

Ilse v. Stach.

Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

XIX.

In der Musikantenstadt brauchten sie einen neuen Bürgermeister. Einen Bürgermeister wählt man im Schenkhause; man verlegte in dieser Zeit mancherlei wichtige Dinge in die Nachbarschaft von Bier und Branntwein, leicht deshalb, daß man diesen beiden hernach die Schuld an einem Fehlschlage geben konnte. Oder weswegen?

Im Schenkhause kamen die Männer zusammen; aber es waren ihrer etliche nicht dabei, die waren landfahren. Der Pechschaber war auch erschienen, und zuletzt, wie sie schon hitzig wurden und lauter hin- und herredeten, als das für die kleine Schenkstube nötig gewesen wäre, stellte sich auch der Prophet ein.

Er hatte just ein wenig Astholz geschlagen und darüber nachgedacht, daß der Pechschaber die Dinge, die sich in der Musikantenstadt vorbereiteten, mit einem scharfen Blick erkannt habe und sie wohl auch richtig beurteile. Aber der stand mit seiner Überzeugung ganz allein und wurde feindselig angesehen. Und nun fragte sich der Prophet, während er seine Axt so haftlos und stetig in die dürren Äste schlug: Woher hat denn der Pechschaber seine Klugheit? Und er antwortete: Er hat sich halt die Welt angesehen, hat vielerlei Menschen kennen gelernt und hatte mit ihnen umzugehen; da hat er sich abgesehen, was er für sich brauchen konnte. Also: Der Pechschaber ist über dem Landfahren erst ein richtiger Kerl geworden. Und nun schwillt ihm die Zornader, und nun fliegt ihm Feuer aus den Augen, wenn die Rede auf das Musikantentum kommt. Und wird heute sogar just deswegen Bürgermeister, weil er einst landfahrend war.

Das war dem Propheten noch gar nicht eingefallen; darum lehnte er die Axt an den Hackstock und begann sehr nachdenklich das gespaltene Holz unter dem Dächlein an der Stallwand aufzubauen. Sollten die Leute doch recht haben?

Zuletzt hielt er's aber wieder mit dem Pechschaber; daß bei dem Musikantentum am Ende auch ein Gutes herauskäme, würde er wohl nicht verabreden; er sagte halt nur: Der Schatten ist größer als das Licht. Dann griff er wieder nach der Axt. Aber die Bärbel steckte den Kopf zum Fenster heraus — der Herbst hatte ihr nun auch schon heimlich ins Haar gereift — und sagte: ‚Schani, ich denk', du gehst, den neuen Bürgermeister wählen! 's wär' schon Zeit.'

Der Prophet schaute auf und schaute nach der Sonne, wie spät es wäre.

‚Wahr und wahrhaftig,' sagte er, ‚jetzt — mein Lebtag bin ich nicht zu spät gekommen, und nun, da ich leicht so nötig bin wie bei meiner Hochzeit, nun hab' ich mich halt ein Eichtl versonnen.'

Er tat sich rasch noch seine Tabakspfeife aus dem Sack, druckte ein wenig mit dem Finger nach, und wie er Feuer geschlagen hatte, ging er ins Schenkhaus, zwirbelte sich auch den Schnurrbart auf, den widerborstigen, der sich das nicht gefallen ließ, und strich sich die Haare über den Schläfen glatt.

Daß er den Pechschaber wählte, darüber war er nun wieder mit sich im reinen.

Die Männer, die in der Schenkstube beisammen waren, schienen kaum auf ihn zu achten, als er eintrat. Das war ihm grad recht; er sah nicht gern die Augen anderer auf sich gerichtet, und seine schlichte Einfalt und seine wortkarge Bescheidenheit hatten auch nie gelitten, daß er sich in die Angelegenheiten anderer mischte oder gar eine Rolle in der Stadtgemeinde spiele.

Nicht lange, und die wenigen Männer setzten sich um den Tisch und gaben ihre Zettel ab.

Da wies es sich: Der Pechschaber hatte eine Stimme, und die übrigen acht lauteten auf den Namen des Johann Bratel. Und der Schani hatte nun nichts anderes zu tun, als zu erklären, daß es ihm eine Ehre sei, und daß er die Wahl annähme. Er tat das, ohne das geringste Zeichen seiner namenlosen Verwunderung, ließ sich darauf von seinen Wählern die Hände schütteln, tat sich die Pfeife wieder an und ging mit dem Pechschaber nach Hause.

Wie der schon in der Stube stand und der Bärbel in seiner behenden, draufgängerischen Art kundgab, daß sie die Frau Bürgermeisterin geworden sei, schritt der Mann draußen um sein Holz, legte ein wenig zur Seite, was in den Weg gesprungen war, und barg die Axt in dem Schupfen. Dann ging er dem Pechschaber nach. Die Bärbel warf ihm schon ein lustig Wort zum Fenster heraus; das flog wie ein blanker Ball in die sonnige Klarheit des Herbsttages, und der Bürgermeister fing es lächelnd auf.

‚Mann,' sagte die Bärbel, ‚jetzt — wir haben gedacht: Kein anderer als der Pechschaber ist der neue! Aber daß wir selber drankämen, selb ist uns nit im Schlaf eingefallen, gelt?'

Und der Pechschaber: ‚Heilsfroh bin ich, Leut', daß es so gekommen ist! Der Girgl vom Stein hätt' in jetziger Zeit nicht dazu getaugt; das hätt' einen Unfried gegeben, es ist nicht zum Ausdenken.'

So ward der Prophet der Bürgermeister der Musikantenstadt.

XX.

Nicht lange nach dieser Zeit schwammen die Bergnebel herauf, und die Nächte schlugen ein feines Silber daraus. Das war den Blättern zu schwer; da ließen die Bäume sie fallen.

In diesem Herbst schrieb die Seferl einen Brief aus einer kleinen Grenzstadt an den Bürgermeister und die Frau Bürgermeisterin und fragte bei dem ‚lieben Herrn Vormund' an, ob's nicht möglich sei, daß sie die Arbeit in der Zwirnfabrik aufgäbe und vielleicht als Dienstmagd in die Musikantenstadt zurückkehren könne. Sie habe ein so großes Heimweh und finde keinen Geschmack an den anderen, die nach Feierabend mit den Burschen umherzögen, und von denen viele ein schlechtes und liederliches Leben führten. Sie sollten aber ja nicht meinen, daß sie in der Fabrik die Hausarbeit verlernt habe; sie habe vielmehr eine noch größere Freude daran und eine Sehnsucht, aus dieser kalten, großen Einsamkeit herauszukommen; es seien zwar über vierhundert Menschen in der Fabrik, aber je mehr ihrer würden, desto einsamer fühle sie sich. Auch sei sie ja nicht aus eigenem Willen dahin gegangen, sondern die Frau Muhme im Waldhause habe zu ihr gesagt, sie müsse sich etwas verdienen, und im Waldhaus sei sie übrig.

Die Bärbel ging mit dem Brief alsbald zur Tochter vom Steinhof; die hatte das kleine, jauchzende Mädchen auf dem Knie, das auch Seferl hieß und beide Ärmlein nach der Großmutter ausstreckte.

Die Frauen redeten von der Tochter des Zunders, meinten, daß sie ein gar braves Mädchen sei, und berieten, ob es geschehen könnte, daß die Seferl in beiden Häusern zugleich die ihr zukommenden Arbeiten versorge; die Einteilung des Tages werde sich hernach schon von selbst geben. Und weil die Annemirl sie nötiger habe und noch nötiger, wenn erst das zweite Kind da sei, so sollte die Seferl die meiste Zeit in ihrem Dienste sein.

* * *

An einem sinkenden Winterabend schritten die Seferl und der Florian den Weg vom Waldhause, in dem der Zunder vor drei Jahren seinem Leiden erlegen war, gegen die Musikantenstadt.

Sie waren vordem nur ein einzig Mal seit jener furchtbaren Nacht, die die große Not brachte, auf diesem Wege gegangen, um die armen, ge-

schwärzten Trümmer und starrenden Balken zu sehen und zu sehen, was von dem Haus an der Brücke übrig geblieben sei.

An diesem Tage erfuhren sie, daß ihre weiße Ziege im Feuer umgekommen war; und weil die Kinder auch den Verdacht vernahmen, daß ihr Vater an dem Unglücke schuld sei und es wohl gar böswillig verursacht habe, gingen sie damals nicht weiter als auf die Waldblöße über dem Haus am Stein, und die Seferl schaute durch ihre Tränen auf die zerstörte Stadt. Wie sie wieder ins Waldhaus kamen, standen sie am Lager eines toten Mannes und waren nun ganz verwaist. Solange der Winter währte, sah die Frau Muhme ihrem Aufenthalte mit sauersüßen Mienen zu; bald aber merkten sie, daß sie übrig seien.

Da zogen sie aus und zogen in die Grenzstadt und hatten nun drei Jahre miteinander in einer armen Dachkammer gewohnt.

Wenn sie heim kamen, sorgte die Seferl für ein Nachtmahl, und der Flori nahm die Geige, oder er nahm die Flöte und wollte dem Schicksal durch unermüdlichen Fleiß abringen, was es ihm an Befähigung versagt hatte; denn er dachte, er wolle es doch noch zwingen, mit einer Kapelle in die Welt zu gehen. Und weil er im Bergwald geboren war und das Rauschen des Tannenforstes in seine Kinderjahre geklungen hatte, war ein Verlangen in ihm, aus dem Dunste der Fabrik und aus dem Wald der Schlote herauszukommen, und er wollte lieber ein Holz schlagen, wo der Bergsturm weht, als die Spulen drehen, wo der trübselige Nebel der Schornsteine kriecht.

Aber die Seferl sagte, sie wollten an dem Orte so lange bleiben, bis sich auch für sie in der Waldheimat ein Platz gefunden habe.

Nun hatten sie drei Jahre an ihrem Heimweh gelitten, und nun flogen ihre Herzen wie singende Lerchen dem ersehnten Glück entgegen. Sie hatten wohl auch daran gedacht, daß der Flori in dieser Winterszeit keinen Erwerb finden werde; darum hatten sie immer einen Teil ihres Wochenlohnes zurückgelegt.

Aber wie sie nun aus dem Waldhause bergan schritten, in dem die Frau gar nicht damit einverstanden war, daß sie beide wieder in die armselige Stadt zurückkehrten, in der sie doch nichts verdienen könnten, wanderten sie doch wieder schweigsamer ihres Weges. Freilich war die Freude in ihnen; aber sie war nicht allein, sondern die Sorge war auch dabei, daß nun doch etliche sein würden, die ihrem Vater oder wohl gar ihnen selbst die Schuld an dem Brande gaben.

Seferl war froheren Gemütes als Florian. Sie wußte, sie kam zu guten, tüchtigen Leuten, die ihren Fleiß und ihren guten Willen sehen und anerkennen würden, und die sie schon als Kind gern gehabt hatten.

Aber in dem Bruder ward die Freude desto scheuer, je näher er der Heimat kam; er war ohne Mut; denn sie wußten alle, daß er nicht mit den anderen in die Welt gegangen sei, weil der Pechschaber ihn untauglich für die Musik gehalten habe. Aber der Pechschaber hätte wohl allen das Gleiche gesagt, und wenn's ihm nachgegangen wäre, wäre in der ganzen Stadt außer seinem Sohn keiner dazu fähig gewesen. Allein er wußte sich daraus keinen Trost herzuleiten.

Daß der Seferl das Fortkommen leichter sein werde, und daß sie auch jetzt fröhlich war, das konnte er schon begreifen: sie war schön. Sie hatte große, träumende Augen, aus denen der Glanz des Sommerhimmels schien; sie hatte an diesen Augen die schwarzen, langen Säume der Wimpern und darüber die dunklen Bogen der Brauen und eine sanfte, stille Stirn, die während des Aufenthaltes in der Fabrikstadt ganz weiß geworden war. Und dennoch stand auf ihrem Gesicht der Frühling des Lebens in voller Blüte.

Florian hatte oft bemerkt: Wenn er mit ihr durch die engen Gassen ging, so ruhten die Blicke der Menschen auf ihnen. Und er las in diesen Augen, wie schön die Schwester und wie häßlich der Bruder sei. Sein schmaler, langaufgeschossener Körper trug den Kopf mit dem sommerfleckigen Gesicht und den Haaren von der eigentümlichen Farbe zwischen aschgrau und moosgrün auf einem Halse, der nun noch dünner geworden zu sein schien, und in dem der Kehlkopf immer noch so sichtbar hin- und hersprang; die großen Ohren standen weitab: zwei Geschwister konnten sich nicht unähnlicher sein als diese beiden.

Und weil der Knabe die Not des Lebens frühzeitig kennen gelernt hatte und oft tagelang mit der Kümmernis allein gewesen war, so fehlte ihm der Übermut der Jugend. Sein Gesicht sah aus, als wären nie die goldenen Flügel eines Lachens darübergeflogen, und seine trockenen, hellblauen Augen hatten so gar nichts von dem träumerischen Glanze, den Himmel und Bergwald in die des Mädchens gesenkt hatten. Und weil die Keckheit der Jugend ihm mangelte, so hatte sich allerlei seltsames Wesen in den Knaben geschlichen, das sich nun, da er ein Jüngling geworden, erst recht kantig, hart und wunderlich zeigte. Es war auch eine Feindseligkeit gegen die Menschen in ihm, wie sie sonst nur bei älteren Leuten, vielleicht als das Ergebnis sehr übler Lebenserfahrungen, anzutreffen ist.

In den Jahren, in denen Seferl nach der Arbeit des Tages um ihn gewesen war und ihm sorgen und sinnen half und die Sonne ihres Frohmuts um ihn leuchtete, hatte seine Wunderlichkeit nicht Zeit, ihre Schosse zu treiben, wie sie mochte; denn er litt es gern, daß Seferl dies und das an ihm tadelte oder zu ihm sagte, er müsse das so und das andere anders tun, wenn es etwas werden solle. Warum sollte sie auch nicht recht haben?

Was sie anfaßte, war schon halb gelungen; und er ward manchmal fast zag ihrem hellen Herzen und ihrer sicheren Klugheit gegenüber und quälte sich, daß sein sinnierendes, grüblerisches Wesen, mit dem er immer auf hunderterlei Bedenken stieß, zu nichts tauge.

Wie es in seiner Art lag, dachte er in mancher einsamen Stunde darüber nach, was es denn eigentlich sei, das ihn der Schwester so himmelferne rücke. Da fand er, sie habe ein weiches, heiteres Gemüt und habe ein starkes, fröhliches Herz, zwei Dinge, die ihm das Geschick augenscheinlich versagt hatte. Vielleicht war das bei ihr ein Erbteil der Mutter, während er die verschlossene, selbstquälerische und zur Trübseligkeit neigende Natur des Zunders geerbt hatte, die auf die seltsamsten Einfälle verfiel, um sich aus der Härte der Tage herauszufinden. Nun, wenn Seferls heiterer Sinn nur noch selten um ihn sein konnte, mußte alles an ihm noch häßlicher und noch wunderlicher werden.

Das begann schon in jener Stunde, in der sich die Schwester von ihm getrennt hatte, um fortan im Dienste der Bürgermeisterin und ihrer fremden Tochter zu sein; die beiden bewohnten ein Doppelhaus, das an jener Stelle stand, die sie einst das schwarze Kreuz genannt hatten.

Die Fenster wurden schon hell, und die Sterne der reifkalten Winternacht gingen an, als die Geschwister den Weg am Stein herabschritten. Bei dem Hause stieß Flori die Schwester an, schaute aber nicht auf; denn von den Pechschabern sollte keiner ihren ersten Gruß bekommen.

Seferl verstand die stumme Sprache seines Ellenbogens: ‚Wenn der Pechschaber nicht gewesen wäre, 's ging uns leicht heut' besser.' ‚Und nun gehst du dienen,' setzte er halblaut hinzu.

‚Das will ich schon gern, Flori, und gelt, du machst dir wegen mir keinen Kummer? Du quälst dich manchmal um Dinge, auf die ein anderer in deinem Alter noch gar nicht hinschaut.'

Er blickte vor sich auf den Schnee, der unter den Sohlen ihrer Schuhe sang, und hatte den herben, festgeschlossenen Mund.

Alsbald ging er allein von Haus zu Haus; da merkte er: Es ist ja in der Stadt alles anders geworden, und jene Menschen, bei denen er hatte wohnen wollen, waren nun selbst nur noch Mieter einer einzigen Stube oder waren fort in die Welt und spielten um Geld.

Etliche empfingen ihn unfreundlich: ‚Der Zunder bist? 's kennt dich einer gar nicht mehr, so bist du herausgewachsen!'

‚Der Zunder!' sagten sie zu ihm. Das verbitterte ihm das Herz.

Endlich besann er sich auf ein Haus, das am Wege gegen den Bühl hin stand. Es war ein altes Genist und für das Feuer wohl zu lumpig gewesen; deshalb war das nicht erst bis zu ihm gelaufen. Ein dämmeriges Licht schien hinter den Fenstern.

Der Flori mit seinem Bündel am Riemen schaute hinein.

Da saß der Holzschlager auf der Ofenbank, hatte auch an diesem Wintertage sein spottschlechtes Spitzhütlein auf dem Graukopf und richtete sich seinen Rauchkloben zurecht; denn es war die Zeit für das Abendpfeiflein; das Moidl strich die Kartoffelschalen von der Tischplatte auf eine Schaufel.

Der Holzschlager war der Gid (Gideon), der sein Weib immer nur das ‚Moidl' (Maria) nannte. Er war dereinst aus Tirol zugewandert, war mit dem Veit schmuggeln und Wildbret schießen gewesen und ging dem heimatlichen Brauche gemäß in der fremden Stadt noch in gemsledernen Kniehosen zuhof, das heißt, sobald er nicht auf der Wildbahn oder beim Schwärzen war, sonst hätte ihn sein Lederhöslein verraten. Der Gid und das Moidl lebten nun schon dreißig Jahre miteinander im Bergwald, hatten die Kinder auf der Landstraße und zogen nun die Enkel groß.

Flori trat hinein. Aber wie oft der Gid auch sein Spitzhütlein aus der Stirne rückte, damit die Gedanken darunter auffliegen könnten, es wollt' ihm nicht einfallen, wer der lange Bursch da vor ihm sei. Endlich, wie er eine Weile geraten hatte und auch das Moidl hinzugekommen war, schlug er sich mit der flachen Hand hinten auf die Lederhose. ‚Sackerment,' sagte er, ‚bist 'leicht der Zunder?'

Wie der Flori sagte, daß er der Sohn vom Jugel an der Brücke sei, war Gid bereit, ihm eine Schlafstelle einzuräumen.

‚Schlecht und billig wie alles im Haus,' sagte er; ‚aber wenigstens auf die Billigkeit mag dir's schon ankommen. Und ein Musikant willst werden, ein rechtschaffener? Brav so!'

Da hing der Flori sein Felleisen an das Rehgehörn bei der Tür. Gid deutete darauf und sagte:

‚Ein feines Gewichtel, das! Ha, vordem, das war eine lustige Zeit! Da ist der Veit gewesen, da bin ich gewesen und noch allerhand fröhliche Leut'; ich sag' dir, es laufen im ganzen Bergwald so keine mehr herum. Der Veit — Gott, was hat das Leben nun einen Kümmerling aus ihm gemacht! Er lauft umher wie ein abgeschlagener Hirsch, und seinem Weib haben sie im letzten Herbst das Bein abgeschnitten und haben ihr ein fichtenes Holz drangeschnallt. Kein guter Tausch, so einer! Aber haben wir's etwa viel besser gemacht? Einen weißen Kopf haben wir uns eingetauscht gegen den schwarzen, einen krummen Rücken gegen den geraden und eine morsche Kraft gegen den wilden Mut. Noch einmal so alt bin ich gewesen wie der Veit und hab' doch springen und schießen können wie er.'

Weil der Flori so nachdenklich und schweigsam war, schaute Gid einmal sein Moidl und das andere Mal den Jungen an; denn er wußte nicht, was das für einer sei — ein Duckmäuser etwa?

‚Du,‘ sagte er, ‚leicht bist mir bös, weil ich zu dir gesagt hab’: „der Zunder“?‘

Darauf der Flori: ‚Bös sei nicht; aber warum ich mich so vernamen lassen soll, selb weiß ich nicht. Angezunden hat’s weder mein Vater noch viel weniger ich.‘

Da schlug ihm der Gid auf die Achsel: ‚Du, wenn du beim Tiroler bleiben willst, so mußt schon nicht jedes Wörtl auf die Goldwage legen, leicht, ’s könnt’ dir sonst nit lang unter seinem Dach gefallen.‘

‚Gefallen oder nicht,‘ antwortete der Flori; ‚einer wie ich kann nicht darnach fragen, ob’s ihm gefällt, wo ihn das Leben hinstellt. Den Winter über möchtest mich schon da schlafen lassen, Gid! In den Weg werden wir uns dabei nicht oft laufen; denn ich hab’ noch mancherlei zu lernen, wenn ich im Herbst mit auf die Fahrt will; den Sommer über, wenn’s sein muß, geh’ ich mit zu Holz.‘

Die unfreudige, herbe Art des Jungen klang so deutlich in diese Worte, daß Gid wieder an seinem Spitzhütlein rückte und sich hinter dem Ohre kraute, während er sich in eine dicke Wolke Tabakrauch einhüllte. Dann sagte er mit der ihm eigenen groben Ehrlichkeit: ‚Was du für einer bist, weiß ich nun; und was ich für einer bin, weist du leicht schon lang. Wenn wir uns nicht allzu oft über den Weg liefen, wär’s wohl gut; denn viel Gescheit’s kann dabei nicht herauskommen.‘

Das Moidl hatte unterdes den Strohsack in der Giebelstube aufgeschüttelt, die über dem Stall war. Und wie der Flori hinaufging, um sich nach der weiten Bergwanderung auszuruhen, sah er, daß an der anderen Wand noch eine braune Bettstatt stand; in der schliefen zwei Enkelkinder des Gid. Das Moidl strich sich die weißen Haare aus der Stirn, wie sie mit einem brennenden Kienspan in der Hand dem Flori die Liegerstatt anwies und sagte: ‚Die beiden sind nun fünf Jahr alt; das eine ist dem Sohn, das andere der Tochter; unten ist nicht Platz für alle. Aber sie nennen uns zwei immer „Vater“ und „Mutter“, und auf ihre Eltern können sie sich nicht mehr erinnern. Sind nun drei Jahr fort, aber im Sommer wollen sie heimkommen. Leicht, du kannst mit ihnen hinausziehen, Flori!‘

Da wurden seine Augen hell: eine Hoffnung begann darin zu blühen.

XXI.

Wenn der Wintermorgen über den Bergwald schaute, fand er den Florian in der armen Giebelstube schon bei der Arbeit. Gid hatte ihm ein kleines, rostrotes Öflein gesetzt, das nicht immer mit Erfolg beflissen war, die Eisblumen von den Fensterscheiben zu tauen. Die beiden Kinder, die

wach im Bette lagen, hörten vergnügt zu, wenn der Musikant die Flöte blies oder die Geige strich.

Wie er endlich so weit gekommen war, daß er dachte, der alte Stadtpfeifer werde, wenn nicht mit seinen Leistungen, so doch mit seinem Fleiße zufrieden sein und werde die Lehrstunden darum wieder mit ihm aufnehmen, so ging er zu ihm.

Der alte Mann sah, wie er sich quälte, und erkannte, daß für solche Ausdauer kaum ein Hindernis sein werde, das gesteckte Ziel zu erreichen. Er kargte auch nicht mit seinem Lobe dieses unermüdlichen Fleißes, was zur Folge hatte, daß Flori nun auch noch an den Abenden, ehe die Kinder schlafen gingen, bei einem brennenden Kienspan in seiner Kammer saß und übte.

Den Gid sah er kaum öfter, als wenn ihn die gemeinsame Mahlzeit, die immer aus Kartoffeln oder einem Kartoffelgericht bestand, in die untere Stube rief.

Manchmal des Sonntags sprang auch Seferl in das Haus des Tirolers vom schwarzen Kreuz herab. Dann schnalzte der Alte mit der Zunge und tat vor dem schönen, flinken Mädchen ein paar Hopser wie ein Junger. Einmal streifte er ihr auch über die weichen Wellen ihrer dunkelbraunen Scheitel.

‚Seferl,‘ sagte er, ‚wenn mir nit der Reifwind so in den Schopf geblasen hätt', und wenn ich noch einmal ein Bursch sein könnt' von zwanzig Jahren, um dich tät ich eine gotteslästerliche Sünd anstellen! Weißt, was ich tät? Dem Herrgott tät ich den blankesten Stern aus seinem Himmelsgarten herunterschießen und tät ihn dir in das nußbraune Haar stecken. Und dann tät ich mit dir zum Kirchweihtanz gehen und einen Schuhplattler loslassen.‘

Da lachte die Seferl. Und richtig, ein paar goldene Flügel hatte dies Lachen; denn es war, als flög' ein Sonnenschein durch die arme Stube und machte alle Augen und Herzen helle.

Aber so freudig die Seferl gekommen war, ging sie nicht fort aus dem Hause des Gid; denn sie erkannte eine Wandlung an Flori, die sie bekümmerte.

Er saß ihrer Munterkeit nun teilnahmslos gegenüber, die ihn vordem so froh gemacht hatte; er ward immer mehr in sich gekehrt und wunderlicher, und es war, als verstehe er nur noch die Sprache der Flöte und Geige. Seine Feindseligkeit gegen die Menschen wuchs und wuchs, und selbst zu dem Stadtpfeifer ging er des Abends, wenn in diesen Wintertagen die Stadt schon wie gestorben war, damit ihn niemand sähe.

So kam es, daß die Leute kaum noch wußten, daß er da sei.

Er erinnerte sich in seiner Einsamkeit oft, daß sie von dem Sohne des Pechschabers erzählt hatten, er habe nur selten die Noten hervorgeholt

und darnach gespielt; es sei vielmehr gewesen, als habe er ein klingendes Herz oder eine klingende Seele, und die habe ihm seine wilden und sehnsüchtigen Lieder eingegeben.

Daran dachte Flori. Aber sein Herz gab ihm nichts ein wie jenem das seine.

Und wenn er einmal zwischen Tag und Dunkel recht traurig oder auch in seiner sonderlichen Art froh war, dann war es ihm, als müsse er seine Freude oder seine Traurigkeit nun auch in Tönen hinströmen lassen können. Aber es war ein dünnes, dürftiges Klingen, das sich aus seiner Seele fand, und das gar keine Ähnlichkeit mit den heimlichen Regungen hatte, die sie bewegten; oder es waren die Gedanken anderer, die er nun nach langem Mühen auswendig wußte.

Über solcher Erkenntnis ward seine Freude noch scheuer und seltener, und es kam eine tiefe Finsternis in sein Gemüt. Darum sagte er eines Tages zu Seferl: ‚Ich bin wie einer, der in schwarzer Nacht durch fremden Bergwald wandert. Ich fürchte mich; denn ich weiß nicht, wohin ich komme, und mir ist, ich stürze in dieser Dunkelheit in einen Abgrund.‘

Da füllten sich ihre Augen mit Tränen.

‚Du solltest das Musikantentum nun doch aufgeben,‘ sagte sie; ‚es ist das Mühseligste, was du dir wählen konntest; und wenn du noch so viel Lust dazu hast, was wird es dir nützen? Wird es dich am Ende nicht kümmerlicher ernähren, als wenn du in des Kaisers Wald ein Holzschlager wärest?‘

Auf solche Worte entgegnete er ihr nicht, weil er sich scheute, sie noch mehr zu betrüben. Anderen wäre er mit harter Rede begegnet; aber er wußte: Sie hatte einen tiefen Kummer um ihn.

Über diesem Kummer wachte sie manchmal des Nachts auf, und sie dachte: Es ist nun doch so: er hat die wunderliche, unergründliche Art seines Vaters geerbt. Die erkannte sie erst jetzt, wie der Zunder schon lange gestorben war und sie mit ihren hellen Augen in mancherlei Menschen geschaut hatte, mit denen ihre frohmütige Jugend zusammentraf.

Sie sprach auch mit der Bürgermeisterin und der Annemarie davon, wie die einmal die Trübsal als den Schatten einer Wolke über den Himmel ihrer Augen ziehen sahen.

Die Frauen sagten, das wunderliche Wesen des Florian käme daher, daß er zu einsam und zu ausdauernd bei einem Werke sei, das ihm große Mühe mache, und er müsse die selbstquälerische Art seines Vaters früh in sich ersticken, damit er sich nicht sein Leben durch sie verleide.

Sie ließen ihn auch einmal in die Häuser beim schwarzen Kreuz kommen und redeten freundlich mit ihm. Aber sein Wesen war und blieb verschlossen; und er kam auch nicht wieder, sondern verfaß seine Tage bei

dem Spiele der Geige oder der Flöte. Und weil er jenes Empfinden nicht besaß, das die Natur in herrlichem Reichtum in die Seele des Pechschaberbuben geströmt hatte, so erkannte er alsbald seine Aufgabe lediglich in dem Erringen einer gewissen technischen Fertigkeit. Die bildete er in diesem Winter so weit aus, daß er glauben konnte, nun werde sie zu seinem Eintritt in eine Kapelle fahrender Musikanten genügen. Das bestätigte ihm auch der Stadtpfeifer und schrieb ihm ein Zeugnis.

Da wich die Furcht von ihm, er möchte bis zur Heimkehr der Kapellen, deren etliche während der stillen Sommermonate in der Heimat sich im Zusammenspiel übten, nicht zu diesem Ziele gelangen.

XXII.

Ehe noch die fahrenden Musikanten in der Waldstadt eintrafen, — es war im März, und die Stürme stoben über das Gebirg, die dem Frühling die Wege kehren, — kam der Geiger Georg Zeitel eines Abends, wie es schon dunkel war, in das Haus der Pechschaberleute. Die Zeit seines einjährigen Urlaubs war nun gekommen, zu dem er die Stiftung erhalten hatte, um in Italien seine Studien fortzusetzen.

Es war ein junger, schlanker Mann aus dem Holzhauerbuben geworden, der nichts mehr von jener wortkargen Verschlossenheit und großäugigen Sehnsucht an sich trug, mit denen er sonst einsam in seiner Kammer gesessen, die Menschen gemieden hatte und vor allem seinem Vater ausgewichen war. Er war von der sicheren Art eines Mannes, der sich seiner Fähigkeiten bewußt ist; aber er war ohne Selbstgefälligkeit, sondern vielmehr von einer Reife, die ihn über seine Jahre stellte, und die er nicht zuletzt auch der frühen Erkenntnis der Härte des Lebens dankte, zu der ihn die bescheidenen Verhältnisse des Vaterhauses und der zeitige Zwang zur Arbeit geführt hatten. Er trug ein städtisches und doch fast fremdes Wesen an sich, das eine aus der Umgebung, in der er sich befand, das andere ein Geschenk seiner eigenartigen Kunst. Die hatte ihm zwar noch keinen weithin reichenden Ruhm, aber den Preis beim Abgange vom Konservatorium und die im Hinblick auf seine Jugend ehrenvolle Stellung im Orchester des Theaters eingetragen.

Seit er in der Großstadt zu leben gezwungen war und die Tage mit einer Menge kleiner Verpflichtungen und nichtssagender Forderungen äußerlicher Art an ihn herangetreten waren, denen er doch genügen zu müssen glaubte, um in der Gesellschaft nicht anzustoßen, seit dieser Zeit war in seinem Herzen eine heiße Dankbarkeit für die Waldheimat und war darin eine wundersame Freude an ihr erwachsen. Die erstreckte sich auf den rauschenden Forst und auf die blauenden Berge; die grüßte, wenn er zwischen

den kalten, hohen Häusern der großen Stadt eilig dahinschritt, die heimliche Stille und den Frieden des Bergtals; die rief in ihm die Sehnsucht nach dem schäumenden Wildwasser wach. Darüber kam ihm die Erkenntnis, daß seine eigenen Tondichtungen und seine Wiedergabe fremder Schöpfungen alle ein Hauch des kräftigen, gesammelten Geistes jener Bergheimat belebte. Kraft und Größe war um seine Kinder- und Jünglingsjahre gewachsen, und die Tage im rauschenden Bergwald waren in sicherem Gleichmaß geschritten. Und die Einsamkeit und Stärke jener Zeit und Welt hatten sich die Seele und den Geist des Knaben geformt.

Auch auf die Leute im Haus am Stein übertrug sich diese Heimatfröhlichkeit als innige, dankbare Liebe.

Er war fortgezogen in dem Gefühl unnennbaren Glücks; denn er schritt dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen. Aber er war auch gegangen ohne die Erkenntnis der weitschauenden, sorgenden Liebe seines Vaters; er war gezogen wie ein befreiter Vogel.

Und nun stand er wieder vor diesem Vater, hochgewachsen wie er, bräunlich von Angesicht und mit den Augen voll heißer Glut. Er hatte volles schwarzes Haar, das ihm in weichen Ringen um Stirn und Schläfen fiel, — was der Pechschaber dem seinen immer versagt hatte, das nun einen schönen, silbernen Schein zeigte, — und schüttelte dem alternden Manne die Hände.

‚Damals hast du eine bittere Traurigkeit über mich gebracht,‘ sagte Georg, ‚die mich zu einem verkümmerten Menschen gemacht hätte oder vielleicht zu einem verlorenen Sohne, der dem Elternhause heimlich und bei Nacht entflohen wäre. Dann hätte die Trübsal fortan im Haus am Stein gewohnt. Aber nun weiß ich: Hättest du mich gewähren lassen, so zög' ich heute wohl mit Mutters Geige im Ledersäcklein auf dem Rücken durchs Land und spielte vor den Türen oder auf den Sälen der Dorfgasthäuser. Vor dieser „Kunst“ hab' ich mich in jener Zeit deines harten Eifers fürchten gelernt. Und diese Furcht hat mit an dem Wege gestanden, der mich nun einem besseren Ziele entgegenführt.‘

Über den Pechschaber kam in dieser Stunde das große Glück an seinem Sohne. Er sagte es ihm aber nicht, sondern verschloß die warmen Worte in sein Herz und ging hinaus und schlang die Arme in stummem Glück um sein Weib; ein großes Glück ist immer stumm; denn wie stünde der arme Schmuck der Worte zu seinem königlichen Reichtum!

Weil Georg in der Musikantenstadt erschienen war, ohne Eltern und Schwester von seiner Ankunft zu unterrichten, und weil er erst nach dem Nachtmahl in das Haus am Stein gelangte, wie die Pechschaberleute auf der Bank am wärmelnden Ofen und bei dem kargen Dämmerlichte der

Lampe saßen, und weil alles so unerwartet über sie kam, schienen sie sich nun fast zu bescheiden für die hochgemute, sichere und freudige Art dieses Sohnes.

Ihre Herzen zitterten in ihrer großen Freude. Die Mutter fand zwischen Staunen und Stolz und Tränen und Glück hindurch zuerst den Weg zu dem Herzen ihres Kindes. Sie erkannte: Er ist noch immer der tapfere, prächtige, trutzige Bub mit den heißen Augen, die das ein wenig eigenwillige Herz spiegeln. Nur viel schöner ist er geworden und hat alle Klugheit, die ein Mensch sich erringen kann.

Dann trug sie Brot und Fleisch und Milch und weiße Butter von der Ziege herbei, weil sie wußte, wie gern er sich in voriger Zeit nach einem langen Tage harter Arbeit im Holz daran erlabt hatte. Und sie strich ihm mit der Hand ganz sacht über seine Stirn und sein volles, dunkles Haar und wunderte sich fast, daß sie den Mut dazu habe. Da fiel ihr alles wieder ein, was ihn froh gemacht hatte, wie er noch im Haus am Stein an seiner Sehnsucht litt.

Sie dachte, sie wolle in ihrer sorgenden Liebe in dieser Zeit seines Hierseins nichts vergessen, und sie wolle alles so richten, daß sein Herz recht fröhlich an ihr werde; denn er hatte gesagt, er werde nun ein ganzes Jahr in einem fernen, fremden Lande sein, wo ihn niemand kannte, und er werde vielleicht auch dann lange nicht wieder in der Waldstadt Einkehr halten. Er wolle ihnen aber einmal Geld senden, damit Vater und Mutter sich aufmachen und zu ihm kommen könnten, wenn er wieder in Prag oder vielleicht in einer ganz anderen Stadt oder gar in einem fremden Lande sei.

Während die Alten im Haus am Stein in ihrer Sorge um den Sohn eiferten (denn sie dachten, er solle aus jedem unscheinbaren Dinge, das sie für ihn bereiteten, ihre große Liebe erkennen, die sie ihm nun seit vier Jahren nicht hatten erzeigen können), war er zu Annemaria und dem kleinen Propheten und ihren Kindern gegangen, von denen er nicht mehr wußte, als daß sie lebten.

Er trat vor das Bett, in dem das kleine Mädchen lag, und trat vor die Wiege, in der der drei Monate alte Matthias schlief, und hielt die zitternde Hand der Schwester in der seinen. Dann küßte er Annemirl auf die Stirn und küßte sie auf den Mund und sagte fast betreten, weil ihm in seiner großen Freude nichts Besseres einfiel: ‚Nun bist du schon Mutter zweier Kinder geworden, Annemirl! Wißt ihr noch, wie ihr die Tore vor dem Zwergenland aufgetan habt?‘

Sie standen und schauten einander lange an; es war ein weiter Weg, auf den sie nun zurückblickten, und war ein großer Wandel der Dinge gewesen.

Da kam auch Seferl herein und grüßte Georg.

Er hielt ihre Hand mit seinen Händen umschlossen und wußte nicht, wer sie sei, bis ihm Annemarie ihren Namen verriet.

‚Und du bist ein so schönes, frohes Mädchen geworden?‘ sagte er erstaunt.

Da schlug sie die Augen nieder, weil sie ihm ihre Verwunderung verbergen wollte, und redete nichts; denn es war ihr, als müsse sie ‚Herr‘ zu ihm sagen, so schön und stattlich und so fremd stand er nun vor ihr, der einst die Bündel Astholz auf seinem Rücken an den Stein geschleppt hatte wie sie die viel kleineren in das Haus an der Brücke.

Dann saßen sie um den Tisch, über dem die Lampe am Draht hing, und erzählten, wie es gekommen sei, daß Seferl in ihrem Hause wohne, und daß sie zwar als Magd gedingt sei, aber daß sie alle nun eine herzliche Freundschaft mit ihr verbinde.

Sie drängten ihn auch, er möge von sich und seinem Leben erzählen und von dem Lande Italien, in das er gehe, und von dem weiten Wege, den er später noch zu schreiten gedenke.

Da wunderten sie sich in der Einfalt ihrer Herzen und wurden seiner nun erst recht froh. Er hatte so viel erreicht, und sie dachten, er werde noch viel höher steigen, da er jetzt erst am Anfang seiner Laufbahn stehe. Und sie wurden froh an ihm, weil sie sahen: Er hat einen klugen Geist und eine fremde, andere Art und hält uns doch nicht für zu schlecht, mit uns gerade noch so zu reden, wie er es getan hat, als er noch der Holzhauerbub gewesen ist.

Georg hatte auch herzliche und frohe Worte für Seferl.

Sie vernahmen alle, daß diese einen anderen Klang hatten, fast so, als wollten sie prüfen, ob die kluge, sanfte Stirn und der schöne Traum ihrer Augen Lügen seien.

Wie die Uhren die Mitternachtstunde gerufen hatten und das Öl in der Lampe niederging, pochte es draußen leise an den Laden; die Pechschaberleute standen dort, und Seferl öffnete ihnen die Tür.

Sie hatten daheim alles bereitet. Und nun war ihre Liebe ungeduldig.

XXIII.

In dieser Nacht, wie die Pechschaber unten nicht schliefen, sondern leise mit ihrer Freude redeten, lag Georg lange mit wachen Augen auf seinem Lager, das ihm die Mutterliebe im alten Stübchen bereitet hatte.

Da war ihm, er sähe aus dem Dunkel der Nacht das Gesicht Seferls auf ihn herniederschauen. Aber die Augen des Mädchens waren nun nicht mehr so hell in ihrem Glück, sondern sie fragten: ‚Was willst du von mir, du, von dem ich nicht einmal wußte, ob ich noch „du“ zu dir sagen dürfe, bis du es lachend verlangtest? Bist du gekommen, mich elend zu machen,

mich und, wenn du ehrlich und gut bist, auch dich? Hast du uns nicht von vielen schönen Frauen in seidenen Kleidern und mit strahlenden Steinen in den Ohren und an den Händen erzählt, die im Theater um dich seien? Und ich bin die Magd deiner Schwester; ich bin es immer noch, Georg; denn ich bin arm, und wenn sie mich gehen heißt, muß ich ihr gehorchen.'

Er legte sich die Hand über die Augen; das Antlitz, das er da vor sich in der Nacht sah, hatte Augen voll Zweifel und Trauer und hatte einen herben Mund. Und dieser Zweifel mißtraute seinem Herzen; diese Augen waren an ihm traurig geworden; und um diesen Mund flogen die zuckenden Schatten der Qual.

Er dachte an die Wege, die er gehen wollte, und dachte an den Platz, auf dem Seferl stand.

Aber sein eigenwilliges Herz lehnte sich trutzig wider seinen Kopf auf und sagte: Als ob's darauf ankäme, was jemand ist, und wo er steht! Auf den Willen allein und auf ein wenig Klugheit. Sieh dich an! Wer wärst du denn, wenn du nicht vorwärts gewollt hättest? Wer wärst du denn, wenn sich dir nicht eine hilfreiche, mächtige Hand hingestreckt hätte? Und diese brave Tüchtigkeit, diese freudige Jugend wird überall feststehen, wohin du sie stellst. Und ihre Schönheit? Die kann ihr eine Fürstin neiden.

Es überkam ihn in dieser Stunde, in der ein ferner Hahn das Verglimmen der ersten Sterne verkündete, der Traum eines wundersamen Glücks. Sein hochgemutes Herz drängte ihn; sein kluger Verstand trat zur Seite, als könne er gegen die Gründe nichts einwenden, die das Herz ersonnen hatte. Und der wundersame Traum, der ihm wie ein schimmerndes Märchen erschien, gewann immer festere Gestalt, ward ein Spiel von lieblichen Farben, ward die Ahnung eines Glückes, bei der den Träumer ein Schauer nie gefühlter Seligkeit überkam. Immer wieder war es sein eigenes Leben, auf das sein Herz deutete: Sieh hin, der Weg zum Glück ist so nahe! — Wenn er ihr seine Hand reichte, wie sich ihm jene mächtige geboten hatte, und wenn dann immer die Schönheit und die Freude dieses Mädchens um ihn wären, die heute über ihn gekommen waren wie der Segen des Frühlings über die sehnsüchtige Erde! —

Die Gedanken flogen um ihn wie blitzende Schwalben und flogen davon; keiner ließ sich halten; aber immer kehrten sie wieder, immer in gleicher lockender Schnelle und Lieblichkeit. Es war, als schössen sie durch goldenes Licht und klingende Lüfte; denn wie es immer geschah, daß in einem Augenblicke des Glücks seine Seele in Tönen erschauerte und eine Weise in ihr erklang, die das flüchtige Wunder der Stunde bannen wollte, so geschah es in der Einsamkeit dieser Nacht. Ihm war das Wesen dieses schlichten Mädchens seiner Waldheimat, der er seine Kunst und seine Kraft

und seinen klaren Willen verdankte, wie ein Zauber, unter dem aus seiner Seele ein klingender Quell von Liedern brach.

XXIV.

Der nächste Tag brachte eine Aufregung in die Stadt, deren Veranlassung den Pechschaber vielleicht in Zorn versetzt oder ihm ein höhnisches Lachen abgerungen hätte, wenn sein Herz nicht von der Freude an seinem Sohn erfüllt gewesen wäre. Nun aber trat ein ehrliches Mitleid an die Stelle des Zornes.

* * *

Schon am frühen Morgen flog das Gerücht durch die Häuser: Der Veit ist angekommen!

Da warf der Pechschaber sich die Joppe über und ging in das Haus, in welchem seit dem Herbst die große Not daheim gewesen war. Er fand Veit am Tische beim dampfenden Kaffee, wie er sein schwarzes Brot in den dünnen Trank stippte. Aber der Pechschaber sah: Neben allem Leid, das ihn die Zeit her gequält hatte, spielte doch noch der Schalk der anderen Jahre scheu um seine Lippen, und seine Augen hatten schon trübseliger in die Welt geblickt als an diesem klaren Märzmorgen.

‚Soll einer auch nicht fröhlich sein, wenn der Kalender den Frühlingsanfang weist?‘ fragte Veit und schwieg einen Augenblick. Dann tat er einen tiefen Atemzug; der wäre beinah' ein Seufzer geworden.

‚Ist schon recht,‘ sagte der Pechschaber; ‚leicht, es mag noch nicht gut gehen mit der Lustigkeit, Kamerad, das glaub' ich dir! Aber wenn sie nur einmal wieder auf dem Weg ist!‘

Veit schlürfte den wärmenden Kaffee und warf zwischendurch einen Blick auf sein lahmes Weib, das einst ein so fixes, fröhliches Mädchen gewesen war. Dann streichelte er ihr die Wange: ‚Gelt, 's könnt alleweil noch schlechter sein, wenn du mir gestorben wärst und hättest mir die Kinder daheim gelassen! Leicht, du bist mit dem einen Bein eine bessere als die mit den zweien, die ich mir hätt' statt deiner ins Haus nehmen müssen.‘

Dann hob er die drei Kinder der Reihe nach auf sein Knie und küßte sie, und die Kleinen, die den fremden Mann in sprachlosem Staunen betrachteten, erfuhren, daß er ihr Vater sei. Auch der Älteste, der nun vier Jahr gewesen war, kannte ihn nicht mehr.

Da schaute der Musikant den Mann vom Stein an: ‚Pechschaber, das kommt dabei heraus: Heimatlos wird einer über dem Landfahren, und wenn ihm sein eigen Kind auf dem Wege nach seinem Hause begegnet, so kennt er's nimmer! Das ist eine schwere Last, und daran hat einer zu

tragen, Girgl! Daheim liegt die Frau auf den Tod, und der Mann spielt in der Fremde und vor freudigen Menschen auf, spielt ein Schelmenstück, und rollen ihm dabei die Tränen in den Bart, weil er an daheim denkt. Pechschaber, wir haben geschwärzt und sind auf der Wildbahn gelaufen, haben Netze gestellt und haben in harter Fron gestanden; aber ein Herz in der Brust haben wir uns alleweil bewahrt, und das will sein Recht haben! Ich sage dir, sie haben beide miteinander gekämpft: das Herz in der Brust und das Elend im Haus; das Herz hat heimverlangt, aber das Elend hat gedroht: Spiel', Veit, spiel' auf, sonst — verhungern müssen sie dir daheim! Und die harte Not hat gesiegt; ich bin geblieben, wo ich war, und hab' um Kreuzer gegeigt; aber wenn das Leid Geld kostete, das ich dabei gelitten habe, 's wär' nicht zu bezahlen, Mann!'

Veit hatte die beiden Jüngsten auf seinen Knien, hielt sie mit seinen Armen umschlungen und schaute nach diesen Worten eine Weile mit leeren Augen auf die Platte des Tisches. Dann flog es wieder über sein Gesicht wie der Schein kommender Sonne. Er kniff die Augen listig zusammen und hob die Kinder herab. ‚Pechschaber, heut' kommen sie heim, drei Kapellen: der Stadtpfeifer und der Geiger und dem Gid sein Sohn, der Nikodem! Lauter vornehme Leut' sind's geworden. Wirst dich umschauen, Mann! Einen wie dich schauen sie gar nicht mehr an.'

Veit schnalzte mit dem Daumen und Zeigefinger; dann fuhr er fort: ‚Auf der Heimfahrt sind wir einander begegnet, haben auch gesagt, — ganz herablassend und leutselig, — ob ich nicht mit ihnen vollends heimreisen möcht'. ‚Schön' Dank,' hab' ich geantwortet, — ‚und wie's bei mir daheim steht, haben sie euch leicht geschrieben; da hat einer keine Zeit, vor den Toren noch einmal zu schlafen. Ich lauf' die Nacht hindurch, so bin ich mit dem Tag bei den Meinigen.' Aber ich hab' auch gesagt: ‚Wie wir auf die Reise gegangen sind, da sind euch der Veit und sein Weib zu alt gewesen. Ist er allein ausgefahren, so kann er auch allein einfahren. Darum: B'hüt Gott miteinander!' So hab' ich gesagt, hab' mein Streichholz über den Rücken geworfen und bin hineingeschritten in die Winternacht; denn es ist eine so heiße Sehnsucht mit mir gewandert.'

Der Pechschaber hörte schweigend zu; dann sagte er: ‚Veit, das Ende vom Lied weiß ich heut' schon ganz genau, und das hab' ich schon vor drei Jahren gesungen! Und das wird kommen, wenn's auch noch so munter anhebt. Aber weil sie's besser verstehen, so werden sie auch besser klug werden als ich. Heut' bin ich still, und heut seh' ich zu. Wenn's nun aber einmal ein Landfahren sein muß, dann' — er reichte dem Musikanten die Hand — ‚dank deinem Herrgott, daß du ihnen zu alt gewesen bist! Leicht, du hättest denen daheim nicht über die große Kümmernis helfen können.

Hans Volkert fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Sturm im Moose.

Und wenn's nun einmal ein Landfahren sein muß, dann sei's ein solches wie dein's. Du wirst wieder hinausgehen'...

Der Musikant war aufgesprungen und stellte sich breit vor den Pechschaber hin; da mußte der jener Zeit denken, in der der Wildschütz den Grenzwächter überwältigt hatte; es war, als wär' doch noch ein Fünklein Freude in ihm. ‚Ja,' sagte er, ‚hinausgehen und mein Weib mitnehmen: sie mit dem Holzbein und ich mit der zerschossenen Hand. Bettelleut sind wir, Pechschaber! Auf unsere „Kunst" pfeifen sie im Land; so wollen wir uns auch als Bettelleut durch die Welt schlagen und von ihrem Mitleid leben.' Er legte dem vom Stein beide Hände auf die Schulter. ‚Ich weiß, was du damals gesagt hast, und heut' folg' ich dir.'

Die traurige Erkenntnis, für die diesem Manne nun die Not die Augen geöffnet hatte, schaffte dem Pechschaber eine tiefe innere Befriedigung. Er schüttelte ihm treuherzig die Hände und sagte: ‚Daß du in der schweren Not nicht ganz zag geworden bist, das freut mich. Ein wenig wird im Haus am Stein manchmal übrig sein, wenn auch kein Reichtum droben ist. Und wenn ihr das wenige so gern annehmen wolltet, wie's gegeben ist... Wahr und wahrhaftig, Mann, 's ist kein Almosen, das ich dir anbiete; 's ist ein Dienst, den dir einer erweist, mit dem du dermaleinst Leid und Lust geteilt hast! Und nun, da mir's besser geht, will ich das nicht vergessen.'

* * *

Eine Stunde später liefen eilige Leute durch die Gassen der Stadt und trugen's von Haus zu Haus: Die Musikanten kommen!

Und sie kamen.

Etliche trugen ihr Spiel auf dem Rücken, wie sie ausgezogen waren. Etliche aber — es waren die meisten, und es waren vor allem die Mädchen — ließen sich das Gepäck nachschicken und taten grausam vornehm.

Der lachende Frühlingstag schien verwundert auf städtische Kleider und modische Hüte und war sehr erstaunt: Vor drei Jahren oder auch nur vor zweien waren schlichte, scheue, arme Kinder ausgezogen, und nun kamen Damen heim und gingen durch die engen, schlechten Gassen, als hätte ihr Stolz kaum Platz darin, und spöttelten über das holperige Pflaster oder schalten, daß man sich bei den hohen Absätzen der zierlichen Schuhe auf solchen Wegen die Füße brechen könne.

Ja, darüber wunderte sich der Frühlingstag.

Sie hatten sich kaum zerstreut, um die zu grüßen, die sie daheim erwarteten, so spazierten sie schon wieder mit grellfarbigen Sonnenschirmen durch die Waldstadt und stolzierten recht absichtlich am Haus auf dem Stein vorüber; denn sie wollten dem Pechschaber zeigen: Siehst du, so kehren wir

heim! Weißt du noch, wie wir ausgezogen sind? — Wollten sich auch dem Georg Zeitel in Erinnerung bringen und ihm schöntun. Es hieß, der Georg vom Stein habe grausam viel gelernt, und vielleicht suche er doch noch eine Kapelle.

Um diese Zeit hörte die Seferl vorm schwarzen Kreuzhaus ein heimlich Kichern und sah da zwei Damen in breiten Strohhüten mit wehenden Federn und in Kleidern mit neumodischen Armeln stehen.

Sie schaute beim Küchenfenster hinaus und dachte: ‚Eine Schleppe am Rock haben sie auch‘... Da sprang ihr aber schon ein Schrei über die Lippen: ‚Jetzt — zwei feine Damen hab' ich gedacht,‘ lachte sie und rief's der Annemaria zu, ‚und nun? Dem Tiroler sein Enkelkind ist die eine, die Helen, und die andere ist des Stadtpfeifers Margret.‘

Seferl sprang dem lustigen Schrei nach und sprang die drei Stufen vor der Haustür hinab. Sie trocknete sich noch die Hände an der Schürze, wie sie sagte: ‚Schau, schau, Mudelfeine seid ihr geworden, ihr zwei!‘ und streckte ihnen die feuchte Hand hin.

Die Tirolerhelen und die Pfeifertochter wirbelten ihre bunten Sonnenschirmlein auf den Achseln und reichten ihr die Spitzen ihrer Finger.

‚Und Handschuh habts auch an und noch dazu aus feinem Leder. Schau an, der eine ist ein bissel entzwei! Macht nix, so feine Dinge platzen leicht.‘

Dabei trat sie ein wenig zur Seite, um den Anzug der beiden besser betrachten zu können.

‚Du kannst einem leid tun,‘ sagte die Margret.

‚Leid tun?‘ fragte Seferl, und ihre Augen wurden weit. ‚Mir ist nix geschehen. Warum denn leid tun?‘

‚Ach,‘ sagte die andere und zog die Nase ein wenig hoch, ‚weil du so unmusikalisch bist und zwischen den Schutthaufen hocken mußt, während wir uns die Welt besehen und ein feines Leben haben!‘

‚Die Schutthaufen,‘ sagte die Seferl, ‚rührten daher, weil ihr euch nicht um die Stadt kümmert, meint der Pechschaber. 's ist schon recht: Fein mögt ihr's leicht haben, das schaut man euch schon von weitem an. Aber daheim ist's auch zum aushalten, und ich bin recht froh und vergnügt, daß mich die Annemirl und die Frau Bürgermeisterin aufgenommen haben.‘

‚Nun ja, es ist aber doch nichts los daheim. Wir machen draußen alle unser Glück, und — du bist doch hier in Dienst, gelt?‘

‚Im Dienst wohl; ich hab' aber immer gedacht, alle können nicht Herr sein, und so ein Dienst wär' leicht besser als ein Regieren in Sorgen; und es ist doch auch gut, wenn man weiß, wo man daheim ist. — Bleibts lang da miteinander?‘

‚Über den Sommer, Seferl! Das ist eine lange, stumpfsinnige Zeit.‘

‚So, so. Das versteh' ich nicht so — mit dem Stumpfsinn. Gefallen mag's euch am End' nicht mehr recht daheim, wenn ihr's so fein gewöhnt seid.‘

Dabei wanderten ihre Augen immer wieder über die Kleider und Hüte und über die Schirme, mit denen die beiden so reizend zu spielen verstanden.

Überdem kam auch die Annemirl, führte die kleine Seferl an der Hand und hatte den Knaben auf dem Arm. Seferl nahm ihr ihn ab. ‚Ich trag' ihn schon bis auf den Stein. Hätt'st mich nicht rufen können, Annemirl? Ich steh' hier und verschwätz' meine Zeit.‘

Auch die Frau wechselte einige Worte mit den Mädchen, und es schien, als freue sie sich, daß die so städtisch und gewandt geworden waren. Dann gingen sie miteinander den Weg gegen den Stein. Vor dem Hause verabschiedeten sie sich. ‚B'hüt Gott miteinander!‘ rief ihnen die Seferl zu. ‚Adieu, adieu!‘ sagten die Musikmädchen und verbargen ihre Verstimmung schlecht, die in sie gekommen, weil ihnen die Bewunderung der Annemaria zu karg gewesen war.

‚Was die sich einbildet!‘

‚Pah,‘ antwortete die Margret, ‚sie ist die Tochter vom Pechschaber und ist neidisch wie der!‘

‚Meinst du? Ich denk', sie ist stolz und will sagen: Was ihr könnt, kann ich leicht besser; damals, wie die große Not war, hab' ich's gezeigt; und wenn ich nicht zu gut dazu wär', in der Welt und in dumpfigen Bierstuben könnt' ich mich schon auch herumtreiben. So will sie sagen.‘

‚Sie ist wohl auch auf ihren Bruder Georg eingebildet. Gott, wenn ein anderer dem sein Glück gehabt hätte, wär' er wohl auch so weit! Aber gönnen tät ich ihm, daß nichts aus ihm würde.‘

‚Übrigens,‘ fragte die Tirolerhelen, ‚warum er sich nicht hat sehen lassen? Wir sind zweimal am Haus beim Stein vorübergegangen. Hält er sich etwa schon zu gut für uns?‘

XXV.

Der goldene Frühlingstag schritt über die Matten der Holzschläge. Da wurden die Gräser wach und stiegen heimlich ans Licht; da schlossen die goldenen Schlüssel die Erde auf, da zogen die Weiden am Wildwasser die Winterhandschuhe aus; und Georg schritt im klingenden Lichte der Sonne den Pfad aus dem Bergwald hernieder.

Der Steig vom Haus am Stein nach dem schwarzen Kreuz war einstmals eine steile, schmale Gasse gewesen, an der sich die Dächer der oberen Stadt dicht gedrängt hatten. Nun lag dort eine sonnige Halde, auf der noch die dürren Stengel vorjähriger Unkräuter zu sehen waren, auf der

Wildrosenbüsche ihre stacheligen Arme kahl in die Sonne streckten, und über die ein früher gelber Schmetterling irrte, ob da schon eine Blüte sich aus ihrer Kammer gefunden habe. War aber noch keine da.

Diese Halde, über die Sturm und Wetter vor vier Jahren gestampft waren, barg die Trümmer der Bergstadt; zwischen dem Stein und dem schwarzen Kreuz hatte niemand sein Haus wieder erbaut. Und wenn der Pechschaber durch sein Fenster sah, da lag die öde Trümmerstätte vor ihm und wartete, daß die Tage des Wachstums sie mit Gras und Kräutern und wilden Rosen überwehen möchten. Auch die Bergfichten warfen ihre geflügelten Samen herüber, und da und dort hatte schon ein fußhohes Bäumlein eine Wohnstätte zwischen den Steinen gefunden.

Der Pechschaber deutete auf die öde Halde, auf der nun nicht einmal wieder die Ziegen schreiten konnten wie vordem, als die Musikantenstadt noch ein Walddorf gewesen war, und gab dem fahrenden Musikantentume die Schuld daran. Aber die Leute lachten ihn aus.

Über diese Halde flog Seferl dem schwarzen Kreuze zu; denn daheim hatte sie die Arbeit im Stiche gelassen, und nicht einmal die Haustür war abgeriegelt; das hatte ihr die Annemirl noch gesagt.

Wie Georg den Steilpfad herabschritt, sah er das Mädchen eilen; über seiner Erinnerung an Seferls freudige Schönheit waren in dem Frühlingslichte des morgendlichen Bergwaldes seine Gedanken klingende Lieder geworden.

Wie Seferl in dem Haus am Kreuz verschwunden war, trat er hinter den dunklen Säulen der Wacholderbüsche hervor, die ihn geborgen hatten, und ging quer über den Schlag hernieder, bis er an das Wildwasser kam.

Er hatte gedacht, er werde dieses überschreiten können; aber die Quellen der Berge, die allenthalben reichlich flossen, waren hineingeronnen, und das runde Gestein, das in dem Bette des Baches lag, war überschäumt.

Da schritt er langsam und sinnend am Ufer des tosenden Wassers entlang. Er hatte den langen, sonnigen Morgen hindurch alte Pfade aufgesucht, auf denen die Erinnerungen an seine arbeitsreiche, starke Knabenzeit wuchsen wie Märzveilchen und Vergißmeinnicht, und nun dachte er daran, wie er in jenem Jahre der großen Dürre, in dem sich dem kleinen Propheten die silbernen Tore der Berge aufgeschlossen hatten, in den müden, siechen Wässerlein die rotgetupften Forellen so mühelos auf dem goldenen Sande und in den Höhlen der Ufer gefangen hatte.

Wer wieder durch sein Kinderland wandert, schreitet mit klingendem Herzen und glänzenden Augen; denn er sieht Wunder, und auf den Wegen durch das Kinderland schreitet der Glaube an das Glück.

Nun gewannen jene Gedanken Georgs eine festere Gestalt, daß er diesen starken, tannenumrauschten Bergen alles danke; was dunkle Ahnung,

was schimmernder Traum gewesen war, ward ihm zu immer fröhlicherer Gewißheit. Auch hatte er in der letzten Nacht lange mit seinem Vater von den fahrenden Leuten geredet, die eigentlich ‚zerfahrene' Leute heißen müßten, hatte der Pechschaber gemeint.

Es waren in dem alternden Manne tiefe, sorgende Gedanken; die waren ihm beim Anblicke der armen Häuser und der Trümmer der halbzerstörten Stadt und bei der Wahrnehmung der Mühseligkeit vieler Herzen und der Unfreudigkeit dieser Menschen gekommen, die sich nun nicht mehr getrauten, etwas vor sich zu bringen. Aber es war keine Ordnung in diesen Gedanken; sie wuchsen wild wie die Bergschlehen; aber sie waren trutzig und herb und gesund wie dies harte Gesträuch der Halden, aus dessen Zweigen nun scheu das Silber der Blüten brechen wollte.

Über die Worte seines Vaters dachte Georg während der Wanderung am jenseitigen Bachufer nach; er kannte sie lange, aber erst jetzt verstand er die sichere männliche Klugheit, die sich hinter seinen ungefügen Worten verbarg; und wenn er sie wie einen Maßstab an sein eigenes Leben legte, so erfuhr er immer klarer, was sie sagten.

Er war gekommen, um sich und sein Glück seinen alternden Eltern zu bringen und ihnen die Freude daheim zu lassen und die blühende Blume der Hoffnung. Und nun senkte sich ihm in der heimatlichen Tanneneinsamkeit die helle Sonne der bedeutungsvollen Erkenntnis in sein Herz, daß er sich und seine Kunst niemals lösen dürfe von dem festen Grunde, in dem sie beide Wurzeln geschlagen hatten. Es war ihm, als müsse er alle seine Kraft aus dieser trutzigen Erde saugen wie ein Bergbaum oder wie ein Fels, der in ihr steht, und an dem die Stürme zerschellen. Die anderen, die Fahrenden, betrachteten es als ihr Glück und als eine Notwendigkeit, die Fäden zu zerschneiden, die sie mit der starken Eintönigkeit der armen Bergheimat verknüpften. Sie nahmen fremdes Wesen an, weil ihnen ihr eigenes schlecht schien, das in Not und Kümmernis gewachsen war. Sie sahen den Schimmer und Schein eines fremden, lauten Lebens und vergaßen darüber die stille Kraft der Waldheimat. Ihre Herzen waren wie die Kammern unter den Schindeldächern, deren nüchterne Wände sie von Kind an mit Flitter und armem Tand notdürftig geputzt hatten: sie waren leer. Und darum hatte der trügerische Glanz fremden Wesens Platz darin, der dennoch nicht hineinpaßte, und der ihnen schöner schien als die Sonne und das starke Grün ihrer Forsten in seiner belebenden Kraft; denn sie sahen nicht die Schönheit des Gebirgswaldes, sondern sie dachten nur der Mühe und Arbeit, die ihnen als Kindern darin erwachsen war.

So wuchs die Erkenntnis in Georg, wie die jungen Schosse der Frühlingserde wuchsen, und der Gegensatz, in den er sein Leben und seine

Kunst zu jenen setzen mußte, schien ihm ein Weiser zu werden, an dem er erkennen könne, ob der Weg der richtige sei, auf dem er schreite.

Über solchen Gedanken wandelte sich das Gefühl der Dankbarkeit für die sorgende, rauhe Liebe seines Vaters zu einer tiefen Ehrfurcht; die Erkenntnis hatte der alternde Mann, nur das Vermögen überzeugender Beredsamkeit hatte ihm gefehlt.

Und Georg dachte, es sei eine wundersame Fügung des Schicksals, das sein Talent in die Obhut dieses einzigen Hauses der Waldstadt gestellt habe, in dem es in herber Entsagung und in stiller Sammlung auf die richtigen Bahnen gelenkt worden sei.

Auch an diesem Tag, an dem sich sein Vater gar nicht mehr getraute, dem Sohn einen Weg ins Leben zeigen zu können, weil seine Kraft und Kunst längst über die bescheidenen Grenzen hinausgewachsen, die der Kraft und Kunst des Vaters gezeichnet waren, fühlte er stärker denn je den Segen der väterlichen Sorge und Lebensklugheit. Und er wußte, es sei nun an ihm, in dem sicheren Grunde noch fester zu wurzeln, auf den ihn die Güte seines Schicksals gestellt habe.

Über solcherlei Gedanken hatte er sich manchmal auf einem der Steinblöcke am Bachbette niedergelassen und hatte auch nicht aufgeblickt, als er sich dem jenseits des Wassers stehenden Haus am Kreuz gegenüber befand.

Das Rauschen der frühlingsstarken, schäumenden Flut und der erquickende Sprühregen der zerstäubenden Wasser waren um ihn gewesen, als Seferl von ihrer Arbeit aufschaute und Georg versonnen am Ufer schreiten sah.

Sie vergaß fast zu atmen und blickte ihm nach, bis er an den fußbreiten Steig gelangte.

Auf den behauenen Stämmen, die über den Bach gelegt waren, blieb er stehen und sah in das rauschende Bergwasser und sah aufwärts über die Halde, über die der Märztag seine goldenen Decken gebreitet hatte. Er dachte daran, was einst hier gewesen war.

Hier hatte die Brücke über das Wildwasser geführt, und dort hatte ‚das Haus an der Brücke' gestanden, in dem Seferl ein Kind gewesen und mit der hüstelnden Sorge zusammengewohnt hatte.

Er schaute sich nach ihr um; denn er dachte, sie sei doch im vorigen Augenblick den Steig vom Stein herabgesprungen, und wußte nicht, daß fast eine Stunde seit jener Zeit verflossen war, die er nachdenklich im feuchten Grunde des Ufers hin- und hergeschritten war.

Nun verriet ihm die Sonne die Zeit; denn sie senkte sich langsam gegen den schimmernden Saum des Forstes, der scharf in die Klarheit des Frühlingshimmels schnitt, und an dem noch nirgends das feine Leuchten des jungen Wuchses schimmerte.

Seferl sah von ihrem Fenster aus, daß er an dem diesseitigen Ufer bergwärts schritt. Er mußte beim Haus am Kreuz vorüber, wenn er auf den Stein gelangen wollte, oder er ging quer über die Halde.

Immer hatte er die Stirne gesenkt, und immer war das sichtbare verlorene Sinnen in ihm.

Seferl dachte, er erinnere sich daran, wie alles so wunderbar geworden sei und sich gewandelt habe, und es möchte wohl eine rechte Freude und ein Stolz in sein Herz kommen, wenn er sich besänne, daß er einst auf diesen Wegen sein Astholz eingetragen habe. Und jetzt —.

Er ging nicht quer über die Halde, sondern er trat in das Haus seiner Schwester, in dem niemand daheim war als Seferl.

Sie erschrak, und ihr Herz zitterte.

Was sie nun fühlte, das war ihr ganz neu und machte sie unsicher.

Georg öffnete die Tür des Zimmers nur halb und beugte sich lachend herein, als wisse er, daß Seferl allein im Hause sei.

Und er kam dennoch?

Was wollte er von ihr?

Diese Frage las er aus ihren verwunderten Augen, die ein wenig anders waren als sonst; denn sie spiegelten die heimliche Angst ihres Herzens, weil sie dachte, er werde nun, da sie ihm gar nicht ausweichen konnte, wieder seine prüfenden Fragen an sie richten wie gestern abend, und sie werde wieder seine forschenden Augen ertragen müssen, vor deren Überlegenheit sie sich so arm und so bescheiden vorkam. Und heut erst recht; denn heute hatte sie mit der Helen und der Margret gesprochen, die so fein geputzt durch die Gassen gingen; 's könnt' einer denken, sie wären Damen, wenn er nicht wüßte, daß die Armut daheim in ihren Häusern säße.

Und sie, die Seferl, hatte einen schmucklosen schwarzen Rock an und heute zum ersten Male wieder die blaue Sommerbarchentbluse, in der sie dem Gid so gut gefallen hatte, daß er ihr dem Herrgott seinen blankesten Stern aus dem Himmelsgarten schießen wollte. Ja, damals war die noch neu gewesen und war ihr Sonntagsgewand; aber nun?

Es rauschte ihr in den Ohren; es schien ein Flor über ihre Augen zu sinken und war ihr, als habe sie lange in grelle Sonne gesehen, und nun sagte sie und wußte doch kaum, daß es geschah:

‚Georg, warum steh' ich dir denn gegenüber wie ein fremdes, unkluges Kind und bin so hilflos?‘

Sie strich sich die Schürze glatt und legte ihre Hand in die ihr dargebotene Rechte.

‚Weil du vergessen hast, daß kein anderer als der Pechschaberbub jetzt „Guten Tag!“ zu dir sagt und gekommen ist, zu sehen, wie dir's geht.‘

‚Das ist aber nicht gut, daß mich der Pechschaberbub dann so erschreckt.‘

Er war lachend in die Stube getreten und hielt nun ihre beiden Hände in den seinen.

Wie sie einander so nahe gegenüberstanden und sich in die Augen sahen, — sie hatten beide lachen wollen und waren nun beide ernst, — da fand sich Seferl wieder zurecht.

Er fühlte ihre Hände zittern und hörte ihr Herz schlagen und erkannte die heimliche Angst ihrer Augen. Da fragte sie:

‚Weißt du, daß ich ganz allein im Hause bin?‘

‚Ich dachte es.‘

‚Und bist dennoch gekommen? Das hättest du nicht tun sollen. Nun . . .‘

Sie wollte sagen: ‚Nun ist mein Herz in großer Not und weiß nicht, was es beginnen soll. Es ist, als hieltest du es zwischen deinen Händen und hieltest es ganz fest.‘ Aber sie erzwang den Schein einer tiefen, inneren Ruhe und dachte, in ihr Herz könne das klare, helle Licht seiner Augen doch nicht fallen, und sie dürfe sich ihm nicht verraten, wenn sie ihn nicht keck machen wolle.

Weil er wartete, daß sie ihre Rede vollenden möge, sagte sie:

‚Wie mir's geht? Ach du, wie soll's mir denn anders gehen als gestern abend! Da hast du ja schon alles aus mir herausgefragt.‘

Er empfand das als eine Zurechtweisung und hatte bei seiner Wanderung im Bergwald schon gedacht, daß sie bei dem ersten Alleinsein mit solchen fremden, fragenden Augen ihn ansehen werde, die er in wachen Träumen über seinem Bette stehen sah. — Er sagte:

‚Es ist richtig, ich hätte ganz ehrlich sein und dir sagen sollen: Ich bin gekommen, dich zu sehen, dich und deine lieben, hellen Augen und deine kluge, weiße Stirn und . . .‘

Er neigte sein Antlitz gegen das ihre und sah sie still und heiß an und umfaßte ihre Hände immer fester.

Endlich entwand sie sich ihm.

Nun hatte sie den herben Mund, den er heute nacht gesehen hatte, und der sich in wehmütiger Verbitterung schloß und zu warten schien, es würden Tränen an ihm vorbeifließen. Seferl lehnte am Pfosten der Tür, die in die Küche führte.

‚Willst du nun vor mir fliehen?‘ fragte Georg.

‚Ich will nicht. Aber — es ist unrecht, daß ich nicht will.‘

Seine Augen wurden noch heller, und sein Herz wurde noch freudiger, als er das stille Sträuben erkannte.

Er hatte in heimlicher Lust heute morgen gedacht, es müsse ein lieber und herrlicher Kampf sein, wenn er sich dies Herz erobern und wenn er es

zum Glauben an ihn und seine Liebe bekehren müsse, weil es zweifle. Und nun sah er in die blauen, blanken Spiegel dieses erstaunten Herzens. Aber er sah keine Freude darin, nur weitäugige Furcht, und las die stumme Frage: ‚Was willst du von mir? Ich verstehe dich nicht.‘

‚Hast du über Tag einmal an mich gedacht, Josepha?‘

Sie schlug die Augen nieder und nickte nach einer Weile kaum sichtbar.

Er trat wieder ganz nahe zu ihr heran, so nahe, daß sie ihm ihre beiden Hände auf die Brust legte, weil sie große Angst hatte. Da sagte er:

‚Ich habe auch den Rest der Nacht an dich gedacht, bis der Morgenhahn rief, Josepha! Und ich gehe nun weit und lange fort und werde doch immer an dich denken.‘

Er strich ihr mit der Hand ganz leise über die dunklen, weichen Wellen ihres Haares, das sie zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten geschlungen trug. Sie schwieg, aber sie hob ihre Augen auf, und diese Augen sagten: ‚Das ist nicht wahr.‘

‚Warum glaubst du mir das nicht?‘

Ihre Brust begann sich rascher zu heben und zu senken, und er hatte sein Gesicht so dicht vor das ihre geneigt, daß er hören konnte, wie der Hauch ihres Mundes zitternd über ihre Lippen rann.

‚Weil du viel Wichtigeres und Ernsteres zu denken hast,‘ sagte sie leise.

Da legte er ihr beide Hände auf die Achseln, und es war ihm, als müsse sein Herz jubelnd emporfliegen wie eine Frühlingslerche.

‚Weißt du, wie klug das war, was du jetzt gesagt hast?‘

‚Was hätt' ich denn sonst sagen können?‘

‚Du hättest sagen können: „Ich glaube dir nicht,“ oder: „Du wirst mich vergessen, weil du schönere, klügere, bessere Mädchen siehst,“ oder sonst etwas. Aber du hast an meine Kunst und du hast an meine Arbeit gedacht. Und das macht mich froh.‘

Er schlang seine Arme um sie und preßte seinen heißen Mund auf ihre Stirn und auf ihre schwellenden Lippen.

Sie hatte die Augen geschlossen und wehrte ihn sanft ab. Und wie er dem Druck ihrer Hände folgte, warf sie dennoch beide Arme um seinen Hals; denn es war ihr, als müsse sie sich nun vor ihm verbergen, weil sie willfährig und töricht gewesen sei und er ihre tiefe Scham und ihre heilige Freude nicht sehen dürfe. Sie löste ihre Arme nicht; sie legte ihre Wange auf seine Achsel und sagte ganz leise:

‚Was soll denn nun werden? Bist du mir böse? Sag's, daß du nicht schlecht von mir denkst!‘

Da hörte sie Annemaria draußen über den Flur des Hauses kommen, und ein zitternder Schreck durchfuhr sie. Aber Georg hielt sie fest in seinen

Armen, daß sie nicht fliehen konnte. Dann ging er mit ihr der Schwester entgegen. Und wie sie durch die Tür trat, umschlangen sie Annemirl beide, und Georg sagte:

‚Nicht wahr, nun gibst du ihr kein Geld mehr für ihre Dienste? Nun ist sie nur noch deine Freundin; denn sie ist meine Braut.‘

XXVI.

Wenn noch einmal ein Feuer über die Stadt geflogen wäre, es hätte keine größere Geschäftigkeit der Zungen und Herzen wachrufen können als die Kunde von dem Verspruche Georgs und Seferls.

Auch darin war nun ein Wandel geschehen; früher hätten sie daran alle eine herzliche, stille Freude gehabt und hätten vielleicht gesagt: ‚Es ist gut, daß sich diese beiden gefunden haben; denn sie sind tüchtige, strebsame und ernste Menschen.‘ Oder sie hätten gesagt: ‚Das ist schön von dem Pechschabersohn, der nun auf der Fahrt zum Glück ist, daß er dennoch nicht stolz geworden. Ein anderer würde vielleicht sogar seine alten, bescheidenen Eltern verleugnen; er aber nimmt sich ein Weib aus seiner Heimat und sieht nicht auf Geld und Gut und auf ein vornehmes Äußere, sondern er sieht allein das Herz an.‘

So redeten sie nun aber nicht mehr. Es war vielmehr so: Die Alten und die daheim geblieben waren, dachten, die Spielleute seien die Klügeren; darum schwiegen sie und ließen die Weltklugen reden. Und die hatten draußen weidlich lästern und neidisch sehen gelernt. Sie sagten: ‚Wißt ihr, wenn der Georg Zeitel solche Einfalt heiratet, so kann es mit ihm und seiner Kunst nicht weit her sein. Es wird ihn keine andere gemocht haben, wie hätte er sonst an die denken können, die nicht einmal etwas Ordentliches anzuziehen hat? Sie ist auch zu dumm gewesen, ein Instrument zu erlernen.‘

So suchten sie nach den Gründen, die Georgs Herz mit Liebe zu Seferl erfüllt haben könnten. Aber sie fanden sie nicht; denn sie hatten verlernt, den inneren Wert eines Menschen zu sehen. Ihre Augen, die das heimliche Tannendunkel der heimatlichen Berge gewöhnt waren, hatten sich blenden lassen von dem falschen Glanze jener Welt, in der sie nun daheim waren; das waren die Bierstuben der Städte, in denen sie während der Abende spielten. So hatten die Mädchen gelernt, tagsüber zu denken, daß sie abends auf dem Podium recht nett aussähen und den jungen Männern gefielen.

Das war der Unterschied; daheim hatten sie an ihr Tagwerk gedacht und hatten sich an einer Stunde der Ruhe oder an einem harmlosen Vergnügen dankbaren Herzens gefreut. Jetzt galt ihnen das Tagwerk nichts

mehr. Sie verachteten die Mühen, die denen daheim oblagen, und schickten ihre Herzen und Gedanken auf müßige Wege.

Und die in der Waldstadt auf die heimkehrenden Musikanten gewartet hatten, waren zu lange mit Mühsal und Not zusammen gewesen und hatten die letzte Hoffnung ihres Lebens auf die Spielleute gesetzt. Nun waren diese gekommen, und es war der große äußere und innere Wandel mit ihnen geschehen; der Wandel der Herzen gefiel der Einfalt in der Waldstadt nicht. An ihm fühlten sie, daß sie einander fremd geworden waren: die Schwestern den Brüdern, die Eltern den Kindern, der Mann dem Weibe. Aber der äußere Wandel erfüllte sie mit Staunen und närrischer Bewunderung und blendete ihre Augen.

* * *

An einem der nächsten Abende — die Sonne wollte untergehen, und die goldenen Türme ragten am Westhimmel, die Schlehen standen in Blüte, und ein weicher, warmer Wind wehte darüber — war Georg mit Josepha am Saume des Waldes dahingeschritten. Am anderen Morgen mußte er die Heimat verlassen.

Sie wanderten eine Zeitlang schweigend im hohen Holz.

‚Weißt du,‘ sagte Seferl und schaute ihn mit ihren lieben, tiefen, aber nun doch ein wenig versorgten Augen an, ‚manchmal fürcht' ich mich; denn ich denke: Woher ist mir der Mut zu meiner Liebe gekommen oder dir der Mut zu der deinen? Du wirst immer weiter aufwärts steigen und auf den Wegen weitergehen, die du betreten hast, und ich, ich werde nicht an deiner Seite bleiben können.‘

Er streichelte ihr die Wangen und küßte sie auf ihre Augen: ‚Du sollst nur immer so bleiben wie du bist — in deinem Herzen und in deiner Güte und Liebe, Josepha! Und du brauchst gar nicht zag zu sein. Ich weiß wohl, daß du dich auch in deiner Kleidung nach der Umgebung richten mußt, in der du einst leben wirst. Aber du mußt dich vor diesen Dingen nicht fürchten; denn du nimmst sie in deiner Einfalt zu wichtig. Ich weiß auch, daß du niemals daran gedacht hättest, wenn ich ein halbes Jahr früher gekommen wäre; sondern die Musikantenmädchen haben dich unsicher gemacht, und du hältst dich nun für schlechter, weil du schlichter bist. Aber dein kluges Herz und deine gesunden Sinne werden dich auf den dir jetzt noch unbekannten Wegen führen; ich bin auch als der ungeschickte, versonnene Holzhauerbub nach Wien verpflanzt worden, grad aus dem weltfernen Bergwald herausgerissen, und es hat sich doch alles gefunden.‘

Sie standen nun im Schutze niederer Föhren, und die Dämmerung des Frühlingsabends legte ihren grauen Flor um sie.

‚Wie du mich immer froh machen kannst!‘ sagte Seferl. ‚Aber es ist da noch etwas: Zwischen einem Weib und einem Mann soll kein fremdes Fädlein sein, und ich werde deine Kunst nie recht verstehen lernen. Ich kann nicht singen, und ich kenne kein Spiel.‘

‚Aber dein Herz wird sich an allem freuen, und darum wirst du teilhaben an dem, was mich erfüllt.‘

Da schlang sie ihm ihre Arme um den Hals, und nun lagen die heißen, zitternden Lippen dieser beiden jungen Menschen wieder in langem Kuß aufeinander, und ihre Herzen schlugen aneinander und hörten: es war ein guter, klarer Klang, den sie gaben.

‚Wie ist es mir nun leicht und froh ums Herz, weil du mir das gesagt hast, Georg!‘

An diesem Abende waren die aus dem Haus am Kreuz alle auf dem Stein; auch die greise Frau Dorothea Bratel saß mit am Tisch und putzte sich in einem fort die Augen, als wäre es ihr eigener einziger Sohn, den sie morgen früh im Grau des Tages aus der Heimat schicke. Aber die Augen liefen immer von neuem an wie Fenster, hinter denen eine Mutter steht, die ihr Kind draußen von dannen ziehen sieht. Es stand auch jemand hinter diesen Augen — ein warmes, mitfühlendes Herz, das die treue Liebe und die heimliche Sorge der Pechschaberleute erkannte, die den Zeiger der Uhr immer und stetig wandern sahen.

* * *

Am andern Morgen, wie das graue Licht der Frühe noch nicht von den goldenen Pfeilen der Sonne durchdrungen wurde und die Nebel ganz verschlafen über der Stadt lagen, ging Georg vom Stein herab und ging in der grauen Dämmerung beim Haus am Kreuz vorüber.

Da öffnete sich leise die Tür, und Seferl schlüpfte heraus. Sie weinte nicht, aber das Herz zitterte ihr.

Da schloß er das geliebte Mädchen noch einmal in seine Arme: ‚Deine lieben Augen werden mich immer geleiten; und wenn du wüßtest, daß sie auch segnen können —; aber das glaubst du ja nicht,‘ sagte er leise und froh.

‚Ich will in Gedanken immer bei dir sein.‘

Da küßte er sie noch einmal mit einem letzten, langen Kusse.

‚Leb wohl, mein Lieb!‘

‚Leb wohl!‘

Und Seferl sprang lautlos die Stufen empor, und der Riegel der Türe verriet klirrend den ungestümen Schlag ihres Herzens. Dann wanderte Georg aus der Stadt und schritt durch den frühlingsduftigen, erwachenden

Forst. Die Vögel warfen ihre Weisen vor ihm auf den Weg, und die Sonne legte ihm ihre goldenen Decken vor die Füße.

So wanderte er hin, und Glück und Liebe schritten neben ihm.

XXVII.

Sie waren alle auf der gleichen Scholle und geleitet von der gleichen Armut und Arbeit aufgewachsen. Aber der Himmel ist nicht weiter von der Erde entfernt, als die Kluft breit war, die diejenigen trennte, deren Freude die Heimat und deren Ärgernis sie war. Jawohl, sie war etlichen schon ein Ärgernis geworden.

An dem Sonntagmorgen, an dem Gid wie ein Sturmwind durch sein Haus fuhr, als müsse nun mit einem Male aller Morsch und Moder hinsein, der sich dreißig Jahre lang heimlich darin zurechtgesetzt hatte, hat der Flori unterm Schindeldache davon vernommen.

Unterm Schindeldache wohnte er nun, seit der Sohn des Gid, der Nikodem, mit seiner Frau und der Helen wieder nach Hause gekommen war. An dem Tage war der Alte zu ihm getreten und sagte: ‚Flori, ausziehen möchtest; denn es fehlt fortan der Platz im Haus!‘

Weil Florian aber ein recht trauriges Gesicht machte und sagte, den Sommer über sei er mit einem Lager auf dem oberen Boden zufrieden, und durch die Luke im Giebel falle so reichlich Licht, daß er die Noten schon lesen könne, da schlug ihn der Gid auf die Achsel: ‚Fei ein so braver Bub bist, Flori! Wenn du mit dem oberen Boden und dem Bächlein Licht zufrieden bist, so mag's schon sein; und bezahlen sollst du mir dafür auch nichts.‘ Der Gid zwinkerte mit den Augen und redete leiser. ‚Weißt, ich hoff, mit deinen paar Kreuzern werden wir nun nicht mehr rechnen müssen, solang die Musikanten daheim sind. Hast gesehen, wie sie einhergehen?‘

‚Wohl, wohl,‘ sagte der Flori und zog jene kahlen Stellen seiner Stirne ein wenig in die Höhe, an denen bei Gid die buschigen grauen Brauen sich bogen. Das war ein Zeichen seiner ganz besonderen Freude. Gab dies Zeichen aber selten, der Zundersohn, sondern trug meist eine starre, unheimliche Ruhe auf dem Gesicht. Deshalb hatte Großmutter Veit einmal gesagt, der Flori, das wär' ein Wunderlicher; dem müßte der Herrgott das Herz an einer falschen Stelle eingepaßt haben, weil nie der Schein einer Freude daraus herauf in seine Augen leuchte.

Im Hause des Gid sind an jenem Sonntagmorgen, an dem die Glocken schon zur Kirche gerufen hatten, zwei Hoffnungen erfroren. Die eine gehörte Gid und die andere dem Flori. Die welkte zuerst.

Wer weiß, was das heißt: Eine Hoffnung, die langsam und mühselig aufgezogen worden ist und nun vor der Blüte steht, eine Hoffnung, die mit

allem Fleiße genährt und an der das Glück eines Lebens hängt, vergeht im Froste der Enttäuschung?

Das Moidl war an diesem Morgen auf der knackenden Stiege zum oberen Boden erschienen und hatte in die Dunkelheit gerufen: Nun wär's Zeit, nun solle der Flori hinunter kommen und dem Nikodem sein Anliegen vorbringen; denn die neue Kapelle solle sich bilden.

Nikodem saß auf der Ofenbank und zog der Gitarre neue Saiten auf. Er hatte Gemslederhosen an wie der Gid und grüne Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu ein feines Spitzhütlein mit einer weißen, wippenden Feder darauf.

Während er so an den knarrenden Wirbeln drehte und den Kopf schief hielt, damit ihn der Rauch aus seinem Klöblein nicht in die Augen beiße, trat der Flori zu ihm hin und hielt sein Zeugnis in der Hand. Aber Nikodem schaute ihn fremd an:

‚Auf die Reise möchtest mit uns, Flori? Das schlag dir aus dem Sinn! Mit solch einer Kapelle ist nichts zu verdienen; junge Mädchen wollen sie sehen draußen im Land, hübsch, fesch, in Röcklein bis daher,‘ — er deutete auf seine Knie und sprang auf, — ‚schwarze Sammetmieder und da oben darauf den grünen Tirolerhut; schau, mit solchen läßt sich was machen! Nicht etwa daß da was Unrechts geschähe; dafür bin ich da, der Kapellmeister!‘

Der starke, schmucke Mann mit dem listigen Gesicht, der vordem mit dem Gid Holzschlager gewesen war und nun wie ein Bergbaum in der Stube stand, sah den langen Jungen und seine Häßlichkeit von oben bis unten an und verzog das Gesicht zum Lachen. ‚Tiroler Lieder muß man singen können,‘ fuhr er fort, ‚und im Kostüm muß man auftreten!‘

Gid saß am Tisch und stützte die Hände auf seine Knie. Er dachte, es sei gut, daß der Nikodem sich ihn zum Vater ausgesucht habe. Aber er konnte das Wundern seiner Augen doch nicht verbergen.

‚Ja, ja,‘ sagte Nikodem, indem er sich auf der Ofenbank wieder mit dem Saitenspiel zu schaffen machte, ‚wenn einer die Welt nicht betrügen will, leicht, so ist er selbst der Betrogene.‘

In den Augen des Flori löschten inzwischen die scheuen Lichter der Hoffnung aus.

Gid, der den Schmerz erkannte, mit dem der Junge heimlich kämpfte, hatte Mitleid mit ihm, und die kecke Art seines Sohnes verdroß ihn.

‚Nikodem,‘ sagte er, ‚ich bin nie einer gewesen, der's allzu genau genommen hat; aber du — baust du denn dein ganzes Leben auf Lug und Trug auf? Als Tiroler Kapell stellst dich und deine Leute hin und tätst nicht einmal wissen, wie ein Tiroler ausschaut, wenn du nicht deinen Vater hättest?‘

Aber der Nikodem schlug mit der Hand in die Luft.

Da sagte der Alte: ‚So, und dann darf ich schon einmal fragen, was das Geschäft eigentlich einbringt?‘

‚Einbringt?‘ fragte ihn Nikodem. ‚Soll das etwa heißen, ihr habt daheim darauf gewartet, daß wir von der Reis' einen Sack Geld auf dem Rücken daherschleppen, damit ihr's euch dabei wohl sein lassen könnt?‘

Da stand der Alte auf und rückte seinen vergilbten spitzen Filz aus der Stirne.

‚Du,‘ sagte er, ‚daß du jetzt mit deinem Vater redest, das hast du, denk ich, nicht vergessen! Und daß du mit den Deinigen und deinen achtunddreißig Jahren die Beine wieder unter den Tisch deiner alten, armen Eltern steckst, wie du als Bub getan hast, selb möcht nun zu Ende sein!‘

Nikodem hielt die Gitarre zwischen den Knien und sah seinen Vater mit einem scheelen Blick an; denn er fühlte, es war ein Wetter im Anzug.

Das Moidl war schon hinausgegangen.

Wie der Flori hinterdrein schritt, fand er die alte Frau mit leeren Augen auf den Rotsteinen des Herdes sitzen. Sie hatte die Hände über den Knien gefaltet und sah nun ihre Hoffnung auch dahingehen.

Der Flori fand aber das Wort nicht, das er hätte sagen können, sondern seine Lippen preßten sich in namenlosem Schmerz aufeinander, und seine Augen blickten in das Dämmerlicht über dem Herde, als wären sie gestorben. Er stieg die ächzende Treppe in die Dunkelheit unter dem Dach empor und war auf seinen Schemel an der Giebellucke gesunken.

Was nun?

Vor ihm am Gebälk hing die Geige; vor ihm unter den Schindeln lag tiefe Nacht.

Da weckte ihn die dröhnende Stimme des Gid aus seinem stummen, mutlosen Brüten. Er hörte, wie der Alte in der Unterstube die Faust auf den Tisch schlug; denn der Nikodem hatte ihm gesagt, wenn er glaube, das Musikantentum leide ein Sparen, so sei er auf einem Holzwege. Und nun flogen Blitze aus den Augen des alten Mannes, und er rechnete ihm vor, wie er einst mit ihm im Bergwald sich gemüht habe, und wie sie ihren Tagelohn am Ende der Woche zufriedenen Herzens heimgetragen hätten. Aber Nikodem begegnete dem trotzigen Sinne des Alten mit anderem Trotz, und die harten Steine rieben sich aneinander.

An diesem Tage versagte der Tiroler seinem Sohne das Haus im Wald.

Und ehe die Dämmerung auf den Sonntag fiel, zog Nikodem feindseligen Blickes seiner Wege und ließ Weib und Kinder daheim und überließ sie der Sorge der Alten. (Fortsetzung folgt.)

Über die pädagogische Bedeutung der Sage.

Von

Richard von Kralik.

Man hört oft Eltern und Erzieher sich sehr wegwerfend oder ängstlich über alles Sagenhafte und Märchenhafte äußern. Sie fürchten, daß dadurch der Wahrheitssinn der Kinder schaden leide. Sie fürchten, daß die Seelen der Kinder in einer Phantasiewelt festgehalten werden, die mit der wirklichen Welt in Widerspruch steht, die den zum Träumen Erzogenen unfähig mache, die wirkliche Welt zu verstehen und sich in ihr zu betätigen. Sie fürchten noch mehr, daß, wenn die Jugend mit Enttäuschung die Unwirklichkeit der Märchenwelt eingesehen hat, sie auch mit Mißtrauen allem Überlieferten gegenüberstehen werde, daß ihr Vertrauen in alle Wahrheit erschüttert sei.

Alle diese Befürchtungen sind zum Teil berechtigt, aber nur deshalb, weil man gewöhnlich nicht weiß, was die Sage, das Märchen will, was ihre eigentliche Bedeutung ist. Man hält all das für eine willkürliche, bodenlose Erfindung, für ein leeres Spiel mit einer zügellosen Einbildungskraft. Aber das ist eben nicht richtig.

Es müßte eine der Hauptaufgaben einer wahren Ästhetik sein, von der aber heute nur selten eine Spur zu finden ist, gerade dies zu zeigen, daß die Sage wirklich nichts anderes ist als die eigentliche Sprache der Kunst, der Poesie, die Art und Weise, in der das Wahre im Bild ausgedrückt wird. Und zwar geschieht dieser bildliche Ausdruck nicht etwa nur zum Schmuck, zur Umschreibung, sondern zur Verdeutlichung, zur Verinnerlichung, ja, er muß deshalb als ein Hauptmittel der Mitteilung gewählt werden, weil die menschliche Sprache und die menschliche Sinnlichkeit ohne Bild überhaupt nichts ausdrücken und begreifen kann. Alle unsere philosophischen Ausdrücke sind bildlich; so bedeutet ‚Begriff' das mit Händen Greifbare, ‚Idee' bedeutet die Form, die Gestalt, das Bild selber. Das Gleiche gilt von den Naturwissenschaften. Wenn wir Schwerkraft sagen, so gebrauchen wir schon ein Bild; wir stellen uns etwas vor, das wie ein Lebewesen seine Kraft betätigt. Die Sonne geht auf, als ob sie Füße hätte zum Gehen; der Wind heult, der Sturm rast, das Meer brüllt, der Winter oder die Kälte herrscht grimmig, der Frühling erwacht, die Bäume schlagen aus, der Berg hat einen Fuß, ein Horn, eine Nase; das Haus, in dem sich etwas regt, spricht. Das

gilt auch von Seelenvermögen und Zuständen. Das Gewissen hat eine Stimme, der Zorn reißt uns hin, der Zorn überwältigt uns, die Begierde schmeichelt sich ein, die Vernunft warnt, die Tugend hält uns aufrecht u. s. w.

Man sieht also, die Sprache, selbst die wissenschaftliche Sprache personifiziert alles. Das ist nicht etwa eine kindische Rückständigkeit, wie wenn das Kind den Tisch, an den es sich stößt, schlägt. Nein, es ist der notwendige Ausdruck dafür, daß die ganze Natur und die ganze Geisteswelt eine unleugbare Analogie mit dem Menschen hat und nur vermöge dieser Analogie vom Menschen erkannt und verstanden werden kann. So wie die Seele des Menschen ein Ebenbild Gottes ist, des Schöpfers, so trägt auch die ganze Schöpfung dieselben Spuren, dasselbe Siegel.

Wenn also schon die Sprache alles bildlich auffaßt und dadurch dem sinnlich-vernünftigen Menschengeist vermittelt, so führt die eigentliche Sage, das Märchen und die Mythologie, diese Bildlichkeit mit konsequenter Methodik durch. Hier wird mit der Sinnbildlichkeit voller Ernst gemacht. Die Sprache sagt nur: Der Tag erwacht, oder der Frühling erwacht. Das Märchen führt dies Bild mit aller Liebe, mit vollem Versenken in dies Motiv durch, und so entsteht das Märchen vom schlafenden und wieder erweckten Dornröschen. Die Sprache sagt: Der Tag stirbt hin, oder die Natur stirbt im Herbste; sie ersteht zu neuem Leben am Morgen, im Lenz. Das Märchen malt das wieder am Schicksal des sterbenden, begrabenen und wieder belebten Schneewittchen aus. Man spotte darum nicht über das Gemüt, das an ein Dornröschen und Schneewittchen glaubt! Diese Gestalten existieren wirklich, wenn auch in anderer Weise, als wir im Adreßbuch zu findenden Menschen. Und ihre Geschichte ist so wahr wie die Naturgeschichte der Fichte oder die Geschichte des siebenjährigen Krieges, nur in anderem Sinne. Und gerade diese Wahrheit macht jene Märchen so überzeugend, so unaustilgbar und unausrottbar. Lügen haben kurze Beine. Die Sage hat aber die längsten und ausdauerndsten.

Ich könnte das an allen Märchen bis ins einzelnste zeigen. Man kann im allgemeinen sagen, ein echtes Märchen ist die ausführliche und eingehende bildliche, symbolische Einkleidung von allgemeinen natürlichen oder moralischen Vorgängen oder von beiden zugleich; denn überall wird auch die Natur zum Sinnbild des Geistigen gemacht.

Und nun die Sage. Ihre Eigentümlichkeit dem Märchen gegenüber ist, daß sie, weniger allgemein, sich an einen bestimmten Ort, an eine bestimmte Zeit anknüpft; sie ist Lokalsage oder historische Sage. Sie macht noch bestimmteren Anspruch als das Märchen, sich wirklich da und dort und damals ereignet zu haben. Während das Märchen gewissermaßen die sinnbildliche Naturhistorie und Ethik ist, ist die Sage die sinnbildliche Geographie und Geschichte. Der Eindruck eines bestimmten Gebirgs verbildlicht sich zu Riesen, die mit Felsen herumwerfen, zu Zwergen, die in den Tiefen das Gold und das Eisen, die Edelsteine hüten, über das Wachs-

tum der Pflanzen sorgen, den Nebel hervorbringen, den Menschen wohltätig oder feindlich sind. Der Eindruck eines gefährlichen Sees wird zu Nixen, welche die Badenden verlocken. Dort im Weidengrund erzeugt der Erlenkönig tödliches Fieber. Ein Wildbach schießt als Drache aus der Schlucht hervor, zerstört und tötet alles und kann endlich nur durch übermenschlichen Heldenmut und List gebändigt werden. Auch der Flußgeist verlangt seine Opfer. Die Baumgeister des Bannwaldes rächen ganz notwendig einen Waldfrevel. Der Sturm jagt zu gewissen Zeiten als wilde Jagd über jene Gegend. Donner oder Erdbeben ist ein unterirdisches Kegelspiel. Die Geister der Ahnen schweben teils schützend, teils drohend um Kirchhof und Kirche. Böse Menschen finden nach dem Tode noch keine Ruhe und gehen über ihren vergrabenen Schätzen um, am Ort eines Verbrechens, in ihrem verrufenen Haus.

Noch interessanter ist die Verbildlichung von historischen Ereignissen. Hier werden gewöhnlich von der Sage lange, unübersehbare Zusammenhänge auf eine einfache Formel gebracht. Eine Stadt, ein Land widersteht dem Feind infolge einer durch Generationen löblich fortgesetzten Erziehung zur Treue, zur Vaterlandsliebe, zu heimischer Zucht, zur Frömmigkeit. Die Sage läßt unmittelbar die toten Ahnen aus den Gräbern steigen und den Enkeln zu Hilfe kommen, oder Engel und Heilige kommen aus dem Himmel und schrecken die Feinde ab. Ein Herrscherhaus erhebt sich durch eine Reihe von Verdiensten. Die Sage verbildlicht das in einem bezeichnenden Zug, wie bei Rudolf von Habsburg. Schutzgeister und Rachegeister, weiße Frauen und andere Gespenster verbildlichen den guten und bösen Einfluß, die Nachwirkung guter und böser Taten. Völker wandern aus, getrieben von unverständlichem Drang; die Sage faßt all das in einen göttlichen oder dämonischen Antrieb zusammen. Ebenso weiß die Sage in ihrer bildlichen Weise zu erklären, wie ein geheimnisvoller Mord oder Todesfall sich ereignet hat, warum ein Bauwerk nicht fertig gebaut wurde, warum der Stephansdom nur einen Turm hat. Die Sage glaubt nicht an den Tod von beliebten Helden und läßt sie noch länger fortleben in der Fremde, in einem Berg, in Gefangenschaft, aber sie werden einst wieder kommen. Das alles hat einen guten Sinn; ihr Geist, ihr Andenken lebt wirklich noch, zeigt sich wirksam und wird nimmer seine Wirkung ganz einbüßen. Das Sehnen des Volkes darnach wird ihn gewissermaßen wieder erwecken.

Aus all dieser Verbildlichung, wie sie schon in der Sprache liegt und dann von der Sage und vom Märchen weiter ausgestaltet wird, ist nun auch alle Mythologie hervorgegangen. Auch sie ist ursprünglich nichts anderes als die Sprache der Poesie gewesen, in der man die Vorgänge der Natur und des Geistes symbolisch ausgedrückt hat. Hades oder Pluto ist die Unterwelt, das Totenreich, Poseidon = Neptun ist einfach das Meer, die Nereiden sind die Meereswogen, Hephästos ist das Feuer, Ceres-Demeter ist die Feldfrucht, Bakchos ist der Wein, Pallas Athene ist der besonnene Verstand und die Kunstfertigkeit, Aphrodite die Liebe, Ares der Krieg und der kriegerische

Heldengeist, Zeus (Jupiter pluvius) und Here der atmosphärische Himmel, Apollo die Phantasie, die Genialität und zugleich das Licht. Dasselbe gilt von allen andern Mythologien. Wenn man die Ilias und Odyssee durchgeht, so erkennt man mit einer gewissen Überraschung, daß der Dichter offenbar mit vollem Bewußtsein diese Bildlichkeit festgehalten hat. Homer ist eigentlich ein ganz realistischer Dichter. Er läßt mit wenigen Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, seine Götter gar nicht als Gespenster erscheinen; sie wirken gewöhnlich nur unsichtbar, nur als die bloß dem Auge des Dichters sichtbaren geistigen, seelischen oder Naturkräfte, die in der Tat die Entscheidungen der wirklichen Menschen höchst wesentlich beeinflussen.

Damit kommen wir zur Anwendung des Bildlichen auf die Religion. Den Übergang soll die Frage bilden, die so manche Eltern beunruhigt, ob sie Weihnachtsgaben den Kindern als Gaben des Christkinds zuteilen sollen oder nicht. Die Antwort auf diese Frage liegt schon im vorhergehenden. Warum sollen die Eltern nicht ein höchst zutreffendes Bild gebrauchen, das ganz dem Seelenleben des Kindes entspricht, und das vom Kind niemals als Betrug, als Irreführung, als Lüge empfunden wird? Denn das Kind ist ein geborener Poet und versteht jene Bilder- und Gleichnissprache der Poesie oft viel besser als die allzu nüchtern gewordenen Erwachsenen. Es geht auf jede Dichtung ein und dichtet ganz im Geiste des wahrheitsgemäßen Symbols selber weiter mit. Nimmt es doch auch ganz humorvoll das märchenhafte Gleichnis vom Storch an. All das ist ja aus der Seele des Kindes geschöpft von kongenialen Geistern. Das Kind ist ja auch in dieser Beziehung jener Vollkommenheit so nahe, derentwegen uns das Evangelium an die Kinder weist.

Auch das braucht man nicht zu fürchten, daß die Kinder deshalb, weil sie nun etwa dahinterkommen, daß Dornröschen nicht existieren soll und das Christkind nicht eigenhändig einkauft, nun überhaupt in altkluger Weise alle Lehren ihrer Lehrer bezweifeln. Diese Besorgnis hegt man erst seit David Strauß. Er und seine Schule haben nämlich allerdings wie altkluge Kinder die meisten Wahrheiten der Religion und die Überlieferungen der Religionsgeschichte für Mythus, für Sage, für Märchen, für Gleichnisse erklärt. Und erst in neuester Zeit hat Chamberlain die von ihm durchaus nicht bös gemeinte Frage aufgeworfen: ‚Warum erlaubt die Kirche nicht, daß man ihre so tiefsinnigen und geistvollen Mysterien eben als bloße Gleichnisse auffassen darf?‘ Er meinte, damit würde die Kirche der Wahrheit die Ehre geben und alle modern Gebildeten zu sich heranziehen.

In dieser Frage ist Wahres und Falsches so sehr gemischt, und sie hängt so sehr mit meinem Thema zusammen, daß ich darauf näher eingehen will. Es ist zweifellos, daß schon den Grundbegriffen der Religion viel Bildliches anhaftet, da sie ja nur in der uns zu Gebote stehenden durchaus bildlichen Sprache ausgedrückt werden können, und da auch die menschliche Seele das Vernünftige nur mit Hilfe sinnlicher Bilder auffassen kann. Die Wahrheit, daß Gott Persönlichkeit hat und ist, wird nur unvollkommen und an-

nähernd, nur vermittelnd wiedergegeben durch die bildliche Vorstellung von menschlichen Händen und Füßen, Kleidern, Gemütsbewegungen 2c., die dem philosophischen Begriff Gottes gewiß nicht zukommen, die sich aber in der Sprache ganz und gar nicht umgehen lassen. Gleichnishaft, d. h. sich mit der gewöhnlichen Bedeutung nicht deckend, sind auch die Namen für die drei göttlichen Personen; so wird der Geist (Spiritus, Pneuma) mit dem Wehen der Luft verglichen. Bildlich ist es, wenn Jesus sagt: ‚Was ihr den geringsten getan, das habt ihr mir getan.' Aber wozu viele Beispiele? Die Evangelisten sagen ausdrücklich, daß Jesus nur in Vergleichen, in Parabeln und niemals ohne Gleichnis, ohne Bild gesprochen habe. Auch die Wunder, die Heilungen von Blinden und Tauben, die Erweckungen von Toten haben ausdrücklich gleichnishafte Bedeutung. Die Frage ist nur, ob in all dem das Gleichnis alles ist.

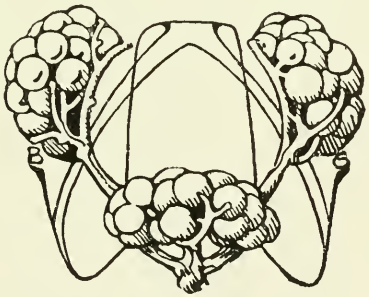
Hier kommen wir auf einen Punkt, wo die bisher bloß ästhetische Würdigung des Gleichnisbegriffs übergehen muß in eine philosophische, in eine metaphysische. Bisher haben wir gesehen, daß das Gleichnis, wie es in Sprache und Mythus auftritt, ein mehr oder weniger gelungener Versuch ist, die Wahrheit, die Natur der Sache zu verdeutlichen. Nun aber müssen wir uns zu der schwierigen Erkenntnis emporringen, daß das Gleichnis überhaupt nicht nur im Wesen der menschlichen Sprache und Sinnlichkeit, sondern im Wesen dieser geschöpflichen Welt beruht. Nicht nur der Dichter hat recht, wenn er zum Schluß als Schlüssel aller Dichtkunst erklärt: ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,' sondern der Weltweise muß auch schließlich erkennen, daß sowohl die Welt das Gleichnis der Überwelt ist, wie denn, noch schärfer ausgedrückt, das Gleichnis die Substanz der Welt ist.

Aber ein Beispiel wird dies klarer machen. Die zweite göttliche Person wird bildlich Sohn genannt. Jesus selber hat es bestätigt, als ihn Petrus den Sohn Gottes nannte. Hier glauben nun die bloß ästhetisch Denkenden schon recht klug zu sein, indem sie sagen: Ein offenbares Bild, ein Gleichnis; Jesus ist nur sozusagen, gleichnisweise einer, der verdiente, Sohn Gottes zu heißen. Aber die Kirche denkt tiefer und sagt: Nicht die Gottsohnschaft ist ein Gleichnis und abgeleitet von der natürlichen Sohnschaft, sondern umgekehrt, die Gottsohnschaft ist das Urbild, ist das Wesenhafte, und von der göttlichen Vaterschaft und Sohnschaft ist erst alle irdische abgeleitet, ihr Nachbild, ihr Abklatsch. Wer daher die Gottsohnschaft nur bildlich versteht, bleibt auf der Oberfläche der Erkenntnis und ermangelt der abgründischen Tiefe der wahren und alles durchleuchtenden, alles erklärenden Offenbarung.

Oder ein anderes Beispiel. Wenn Jesus in Brot und Wein seinen Leib und sein Blut zum Genusse hingibt, so liegt es freilich sehr nahe, zu sagen: Ein offenbares Gleichnis, ein Symbol, eine poetische Ausdrucksweise! Wir aber, vorbereitet durch eine Stufe von aufwärtsleitenden Erwägungen und Erfahrungen, verstehen und würdigen um so freudiger und überzeugter die tiefe Lehre der Kirche, daß sich hier im Zentrum aller Geheimnisse, aller

Gleichnisse das Gleichnis als der substanzielle Kern erweist. Es gibt kein wesentlicheres Brot als den Leib des Gottessohnes, alles andere Brot ist es im Verhältnis dazu nur gleichnisweise, und so aller Wein. Darum ist es mehr als bloßes Symbol, wenn wir im sakramentalen Brot und Wein und gerade in diesem, nicht in jedem beliebigen, Leib und Blut des Gottessohnes erkennen. Darin liegt eben die tiefsinnigste Offenbarung über das Wesen der Welt selbst. Und es ist also auch gar nicht zu verwundern, wenn der Geist, gleichsam im Besitz des Wunderschlüssels aller Weltgeheimnisse, hier tatsächlich vor dem Wunder, vor der Quelle alles Wunders steht.

So erhebt also die Religion den Begriff des Bildlichen, den wir auf vorbereitenden Stufen in der Sprache, im Mythus, in der Poesie finden, zu jener Höhe, auf der wir erst jene Vorstufen ganz verstehen. Denn wäre nicht schon im göttlichen Urgrund der Schöpfung das Gleichnishafte so tief begründet, so könnten wir kaum verstehen, warum es eine so große Bedeutung für unser ganzes Seelenleben habe. Die Religion selber ist es, die die Sage heiligt. Jesus selber hat im Kranze seiner Parabeln das Gleichnishafte zum Kern aller Lehre, aller Pädagogik gemacht. Und die Kirche hat diese Bildlichkeit auf den Kranz ihrer Heiligenlegenden angewandt. Daß es auch hier sich nicht um lügenhafte und leichtsinnige Entstellungen der Wahrheit handle, wie manche Kritiker meinen, das habe ich an anderem Ort auseinandergesetzt.



Der sittliche und kulturelle Inhalt der russischen Revolution.

Von

Heinrich Löwe.

(Schluß.)

Als auf einer der Frühjahrssitzungen des russischen Parlaments der jüdische Rechtsanwalt Herzenstein im Auftrage der Kadettenpartei ihre agraren Reformen vor den versammelten Deputierten darlegte, wußte man von vornherein, daß diese Ideen, so barbarisch und undurchführbar sie auch einem asiatischen oder europäischen Kulturmenschen erscheinen mußten, in der Masse der großrussischen Bevölkerung keine unerhörten Erschütterungen hervorrufen würden. Handelte es sich doch nur darum, einen seit Jahren vorbereiteten und fortschreitenden Zersetzungsprozeß zu sanktionieren. Die Mehrzahl der russischen Großgrundbesitzer war innerlich bereits losgelöst vom Grund und Boden, für den sie ohnehin niemals etwas getan hatten; es handelte sich für sie nur darum, eine möglichst hohe Entschädigung zu erhalten. Aber auch für den Bauern darf man keinen wirtschaftlichen Aufschwung von den Landzuteilungen erwarten. Roh und unwissend in allem, was das landwirtschaftliche Gewerbe betrifft, würde er die ihm überlassenen Ländereien in der gleichen erbärmlichen Weise bestellen, durch die er bereits das ihm zugewiesene Gemeindeland verwüstet hat. Nach Vernichtung jener ohnehin nicht sehr zahlreichen Güterwirtschaften müßte er des letzten Beispieles und jeden Einblickes in bessere Verhältnisse beraubt sein. Ohne Inventar und ohne Barmittel käme er auch nie in die Lage, seinen neuen Wirtschaften das ihrige angedeihen zu lassen. Die radikalen Schwärmer unter der russischen Intelligenz meinen zwar, die wunderbare Kraft des Muschik werde das alles beschaffen, wenn nur erst der Druck der Bureaukratie beseitigt sei. Volksschulen, Vorträge der Dorflehrer und Nebelbilder, hie und da vielleicht Musterfarmen böten eine bessere Anleitung als intensiv und rationell geführte Gutswirtschaften. An diesen Zukunftsplänen mag man sich berauschen; es ist aber gewiß, daß es sich in dieser russischen Agrarbewegung nicht um elementare Ausbrüche produktiver Kräfte handelt, nicht um den Eroberungszug eines jugendfrischen Volkes, welches seine werbende und schaffende Stärke betätigen möchte, sondern um die barbarische Vernichtung einer unechten und schwächlichen Kultur. Der russische Adel und die russische Intelligenz sind sich selbst zum Ekel, weil alles, was ihren geistigen

Gehalt ausmacht und wodurch sie seit der Zeit Peters des Großen genährt und erzogen wurden, nichts gemein hat mit ihrem eigensten Wesen, mit ihrem orientalischen Quietismus. Kein einziges europäisches Kulturinstitut, keine einzige unserer modernen fortschrittlichen Einrichtungen hat Rußland Segen gebracht. Die europäische Schul- und Universitätsordnung vernichtete die sittlichen Grundlagen der Jugenderziehung, die allgemeine Wehrpflicht raubte der Armee jede Zucht und Stärke, die Nachahmung der modernen Technik löste seine Flotte auf, die Befreiung des Bauernstandes zerstörte seinen Wohlstand. Die Versuche, eine Selbstverwaltung einzuführen, erzeugten eine Menge jener Klasse von Leuten, die, jeden Pflichtgefühls bar, meinen, daß Reden halten und verschwommene Projekte machen eine gemeinnützige Tätigkeit sei. Die Preßfreiheit überschwemmt das Land mit geistlosen Pamphleten; das freie Wort fand bisher noch keinen würdigen Ausdruck, und der Parlamentarismus als Krone aller bisherigen Reformen begann damit seine Tätigkeit, daß er die Auflösung der Reichseinheit und Beseitigung des Privateigentums empfahl.

Das Agrarprojekt der Kadetten ist eigentlich die einzige positive Leistung der Duma gewesen. Die Vorschläge, welche die Aufhebung der Todesstrafe und Amnestie aller politischen Verbrechen betrafen, haben keine prinzipielle Bedeutung. Es sind nur Mittel zur Bekämpfung der Bureaukratie und jeder Staatsordnung überhaupt. Denn war einmal der revolutionäre Terror entfesselt, und hatten die durch Witte und Durnowo wohl gefüllten Gefängnisse ihren Inhalt ausgespien, so mußten daraus der Regierung unbezwingbare Schwierigkeiten erwachsen, und das ohnehin schwächliche Gemeinwesen wäre der siegreichen Anarchie ausgeliefert. Schon die Art, wie Beamtentum und Intelligenz im tauriſchen Palais ihren Zwist ausfochten, ließ deutlich erkennen, daß es sich hier durchaus nicht um schöpferische Ideen, sondern nur um die Machtfrage handle. Es ist der alte Streit zwischen den beiden Hauptgruppen der russischen Intelligenz, von denen die eine sich der Regierung zur Verfügung gestellt hat und als Bureaukratie die Angelegenheiten des Staates leitet, die andere in freien Professionen, in der landschaftlichen und städtischen Selbstverwaltung ihre Unterkunft fand. Wie wir bereits in einem früheren Heft dieser Zeitschrift (3. Jahrg. 1. u. 2. H.) zeigten, besteht zwischen beiden Gruppen kein kultureller Unterschied oder Gegensatz. Der Beamte wie sein erbitterter Gegner in den andern Berufsarten sind in derselben minderwertigen und nihilistischen Schule erzogen. Im Grunde bildet auch die russische Bureaukratie keine Stütze des Reiches. Nicht ihre Bestechlichkeit, ihre Unwissenheit und ihr sprichwörtliches Ungeschick bilden die Gefahr für den Staat, sondern ihre politische Unzuverlässigkeit und ihr enger Kontakt mit der Anarchie. Die ganze Justiz ist von den staatsfeindlichen Strömungen durch und durch zerfressen. Die Untersuchungsrichter standen an vielen Orten in engster Fühlung mit nihilistischen Aufrührern. In Kiew und anderen Städten haben sie sich bereits im revolutionären Sinne organisiert. Die Zivilgerichtsbarkeit hat sich zum Teil selbst lahmgelegt, die Kriminaljustiz bietet dem Staat und dem

Bürger keinen Schutz. Wie es im Post- und Telegraphendienst bestellt ist, hat im Winter des verflossenenen Jahres die ganze zivilisierte Welt zu ihrem Schaden erfahren, und man glaube nur ja nicht, daß die heute schlecht funktionierenden russischen Postinstitutionen als staatliche Einrichtung gelten dürfen; es ist ein Haufe von Leuten, die aus Nahrungssorgen und Furcht vor Strafen die ihnen zugeschobenen Funktionen ausüben, im Herzen aber den Staat ebenso hassen wie die revolutionäre Intelligenz. Das gleiche gilt vom staatlichen Unterrichtswesen. Die Hochschulen sind die hauptsächlichsten Pflegestätten der Anarchie, seit Jahrzehnten der nihilistische Herd, auf welchem das Feuer nie erlosch. Die Mittelschulen und ihr Lehrpersonal bilden die Hauptstütze des radikalsten Flügels der Kadettenpartei, und es läßt sich schwer bestimmen, ob der anarchische Zustand der russischen Gymnasien und Realschulen durch die Schüler oder die Lehrer herbeigeführt wurde.

In demselben Geiste, nur noch in schärferer Färbung, wirkt die Volksschule. Ist der russische Mittelschullehrer in der Hauptsache radikaler Agitator, so schreitet der Volksschullehrer schon zur Tat. Es ist eine furchtbare Tatsache, daß fast alle Gefängnisse Rußlands noch heute Volksschullehrer bergen. Allein in den baltischen Provinzen wurden im Laufe des verflossenen Winters und Frühjahrs von 2000 dort angestellten Volksschullehrern über 400 als Mordbrenner, Meuchelmörder, Straßenräuber, offene Aufrührer gegen die Staatsgewalt, Beschädiger von Telegraphen- und Telephonleitungen, Zerstörer staatlicher Archive unter der Wirkung des Kriegszustandes erhenkt, erschossen oder zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt. Man vergesse nicht, daß sämtliche dieser harten, aber gerechten Strafen nicht von ordentlichen, sondern von Kriegsgerichten verhängt wurden. Schwerlich hätten sich die bürgerlichen Gerichtsinstitutionen zu einem so energischen Einschreiten gegen Leute bewegen lassen, die in gewissen Kreisen als Helden der Freiheit gepriesen werden. Kann der Staat ein solches Unterrichtswesen noch als eine Institution ansehen, die seinem Zwecke dient? Wenn die russische Regierung heutigen Tages ihren nicht russischen Untertanen die weitestgehenden Zugeständnisse auf dem Gebiete des Schulwesens macht, so liegt hierin keineswegs ein liberaler Systemwechsel, keine bewußte Änderung der Schulpolitik; in ihrer furchtbaren Bedrängnis will sie sich von der Sorge um das gänzlich verfahrene Unterrichtswesen möglichst entlasten. Sogar das, wie man meinen sollte, farblose Finanzressort hat es fertig gebracht, sein Scherflein zur Anarchie beizutragen. Die Beamten der Bauernbank unterhielten eine gefährliche Agitation gegen den Ankauf privater Grundstücke durch bäuerliche Gemeinden, indem sie den unwissenden Massen das Bild einer unentgeltlichen Landverteilung vorspiegelten. Die gleichfalls dem Finanzministerium unterstellten Fabrikinspektoren galten von jeher für eine gefährliche Stütze jener vielen planlosen Arbeiterbewegungen, die man in Rußland als Striks bezeichnet. Unter diesen Verhältnissen muß es jeden verwundern, daß es überhaupt noch zu ernstlichen Reibungen zwischen Bureaukratie und Intelligenz kommt. Es liegt aber in

der Natur seit Jahrhunderten bestehender Staatsordnungen, daß sie als solche kraft ihrer äußeren Einrichtung und Organisation einen anarchischen Ansturm bis zu einem gewissen Grade bestehen. Die widerstrebendsten Elemente werden durch die Tradition, mancherlei Aussichten und Hoffnungen in ihrer revolutionären Tätigkeit gehemmt. Der Glaube der zivilisierten Welt an den Bestand und die Wichtigkeit dieser Einrichtung gibt ihren Vertretern trotz innerer Haltlosigkeit eine gewisse Autorität und Überlegenheit über die heranstürmenden chaotischen Massen; aber durchgreifende Reformen, einen kulturell gesicherten Fortschritt vermögen diese Elemente weder anzuregen noch durchzuführen. Zahllos sind die Manifeste, in welchen die zarische Gewalt ihren guten Willen, das Volk zur Freiheit zu führen, kundtat; nicht eine einzige dieser Absichten hat einen klaren, bestimmten Ausdruck in einem Gesetze gefunden. Oft hat man den Verdacht ausgesprochen, daß solches absichtlich geschehen sei, daß die Autokratie ihre Zusagen nicht zu erfüllen beabsichtige und daher geflissentlich mit ihrer Realisierung zögere. Der Argwohn ist unbegründet. Es gibt in Rußland sehr wenig Menschen, die ein reaktionäres Programm formulieren könnten; es gibt aber noch weniger Männer, die imstande wären, einen fortschrittlichen staatlichen Gedanken dem Geiste nach zu erfassen und den gegebenen Verhältnissen entsprechend zu gestalten. Die Lösung des Rätsels ist nicht böser Wille, sondern ererbte und wohlerworbene Unfähigkeit.

Derselbe unschöpferische Geist äußerte sich in den Arbeiten des russischen Parlaments. Jener den Slaven eigene Hang zum lärmenden öffentlichen Reden trieb hier die üppigsten Blüten. An hundert Redner meldeten sich oft zu einer Frage, und einige Herren ließen sich täglich vernehmen. Kann man sich da wundern, wenn die Debatten sich meist vor leeren Bänken abspielten, daß den zahlreichen bäuerlichen Deputierten es von dem vielen Gerede zu schwindeln begann, manche die Flucht ergriffen, einige in Geisteskrankheit verfielen. Durch alle Reden zog sich als roter Faden der Haß gegen den Staat und seine Institutionen und das Bestreben, die exekutive Gewalt an sich zu reißen, da man in der gesetzgeberischen doch nichts zu leisten imstande war. Eine solche Körperschaft konnte nur von Sensationen leben; sie mußte zusammenfallen, sobald ruhige und ernste Arbeit gefordert wurde. Die Regierung in ihrer Hilf- und Ratlosigkeit hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, eine gemeinsame Tätigkeit anzubahnen; so merkwürdig es klingen mag, sie erwartete von dieser Duma eine wirkliche Hilfe; indessen wie sollte eine Verständigung zustande kommen? Verlangte man von ihr doch nichts Geringeres, als daß sie ihre eigenen Einrichtungen dazu verwende, sich selbst zu zerstören! Schließlich wurde dann das Parlament mit Seufzern des Bedauerns aufgelöst, nachdem es sich mit einer aufrührerischen Proklamation an das Volk gewandt hatte. Vielleicht hätte die Regierung auch diesen Streich gern übersehen; indessen es mußte doch etwas geschehen aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung Europas. Es wäre sehr ungerecht, der nunmehr allein zurückgebliebenen Regierungsgewalt reaktionäre Gelüste zuzuschreiben. In der Tat sind die Dinge

schon so weit gediehen, daß selbst außergewöhnliche Kräfte sie nicht zu hemmen vermöchten. Die wohlerzogene europäische Presse hat sich denn auch bemüht, möglichst alle Sorgen ‚des sichern Bürgers' zu zerstreuen. Die Lauterkeit der Gesinnung des Zaren biete eine Garantie dafür, daß die Reformen in Rußland ihren Glück verheißenden Fortgang nehmen. Wie einstmals Witte, so wird jetzt Stolypin und seine staatsmännische Kunst gepriesen. Vielleicht sagt man auch jetzt den europäischen Herrschern nach, daß sie den Zaren um diese Diener beneiden; tatsächlich aber werden die weiteren Ereignisse in Rußland von der Loyalität des Zaren ebenso wenig bestimmt werden wie von Stolypins Fähigkeiten. Mit denjenigen Kulturmitteln, welche dem russischen Herrscher und seinen Staatsmännern zu Gebote stehen, lassen sich keine freiheitlichen Institutionen ins Leben rufen. Der moderne Rechtsstaat ist eine für dieses Menschenmaterial viel zu komplizierte Einrichtung. Vielleicht hat der Ministerpräsident gewisse Vorstellungen von den Grundlagen eines europäischen Staatswesens; er wird aber niemals aus den Rahmen der allgemeinen Phrase heraustreten können, weil der leiseste Versuch, auch nur die geringste Neuerung durchzuführen, an der Unfähigkeit des Staatsorganismus scheitern muß. Die sogenannte russische Befreiungsbewegung dauert nunmehr mit einer kurzen Unterbrechung der Regierungszeit Alexanders III. bald fünfzig Jahre, das akute Stadium revolutionärer Erschütterungen in allen Zweigen des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens fast zwei Jahre, und noch läßt sich nicht das Geringste von einem erfrischenden Hauch, von erwachenden Volkskräften oder neuen Talenten spüren. Wohl aber sehen wir vor uns ein Bild entsetzlicher Verwüstungen, geistiger und moralischer Zerrüttung, allgemeinen Hasses und Schaffensunlust. Es ist selbstverständlich, daß die nach wie vor hilflose Regierung die Wahlen zu einem neuen Parlament nicht hindern wird; es heißt aber allgemein, daß zuvor die äußere Ordnung im Lande wieder herzustellen sei, ja man rühmt dem Ministerpräsidenten Stolypin nach, daß er diese Beruhigung mit starker Hand betreibe. Wir wissen nicht, welches der Erfolg seiner angeblichen Bemühungen sein wird. Sofern aber überhaupt etwas geschieht, um Leben und Eigentum der russischen Bürger zu sichern, geht dieser Schutz unmittelbar von der militärischen Macht aus. Aber auch diese ehrwürdige Stütze des Zarenreiches und seiner Sicherheit steht nicht mehr völlig intakt da. Mit der Zuverlässigkeit der Infanterie darf man so unbedingt nicht rechnen; in vielen Fällen hat sie in teilnahmloser Passivität den weiteren Verwicklungen zugesehen. Aber auch die Kosaken haben sich bereits als minderwertiger Beruhigungsfaktor herausgestellt, und absolute Zuverlässigkeit wird eigentlich nur noch dem größten Teil der Gardetruppen und der regulären Kavallerie nachgerühmt. Im Polizeiressort hat aber der revolutionäre Terror solche Verwüstungen hervorgerufen, daß es kaum möglich sein wird, die staatliche Ordnung auf diese Basis zu stützen. Kann aber in einem Staate von Beruhigung und Ordnung die Rede sein, wo die einzige Sicherheit dem normalen Verkehrs- und Erwerbsleben durch Reiter-

regimenter und Feldgerichte geboten wird? Das weiß die Revolution und die Anarchie, die unter dem Beifall der öffentlichen Meinung des gebildeten Europas die Zurückziehung der Truppen fordert. Mit der Polizeigewalt allein hofft man bald fertig zu werden, wenn wohlgefüllte Bomben und Mauserpistolen ihre Schuldigkeit tun. Die nunmehr aufgelöste Duma hat es hier an Aufrichtigkeit nicht fehlen lassen. Als der Regierungsvertreter in öffentlicher Parlamentssitzung die jedes menschliche Gefühl erschütternde Zahl der Opfer gerade unter den niederen Polizeichargen mitteilte, rief man aus den Reihen der Deputierten: ‚Viel zu wenig!'

Es kann niemand verwundern, wenn die politische und auch gemeine Verbrecherwelt sich von der Tätigkeit einer solchen Duma die größten Vorteile versprach. Das ist der dunkelste Punkt in der ohnehin nicht glanzvollen Geschichte des ersten russischen Parlaments. Die schwere Verwüstung im Volksgewissen liegt als unsühnbare Schuld auf der Kadettenpartei und ihren vielleicht sonst unbescholtenen Führern. Ihre schrankenlosen Amnestieanträge gestalteten sich zu unverfälschten Sympatieerklärungen an Mordbrenner, Meuchelmörder und Diebe. Ihre wüste Agitation hat es dahin gebracht, daß es zur Zeit in Rußland nicht viel politischer Vergehen Schuldige gibt, die nicht zugleich irgend ein gemeines Verbrechen auf ihrem Gewissen hätten. Im Hinblick auf diese Volkspsychose war auch der Aufruf, welchen das nach Wiborg geflüchtete Rumpfparlament an die Wähler erlies, kein staatsmännischer Akt, ja nicht einmal eine rein revolutionäre Handlung, sondern vorwiegend eine Aufreizung zur Begehung weiterer verbrecherischer Handlungen gegen jede Staatsautorität. Aber so schwach diese Autorität in Rußland auch sein mag, die Führer der revolutionären Bewegung stehen doch noch weit unter ihr und haben sich nach allen Konflikten mühelos bezwingen lassen. Man wollte nur der Gewalt der Bajonette weichen, und es genügte die Erklärung des Türstehers im tauriſchen Palais, daß die Räume geschlossen seien und die Diäten von zehn Rubel pro Tag nicht mehr ausgezahlt würden. Am meisten beklagten diesen Umstand die zahlreichen Bäuerlein im Parlament; sie hatten gehofft, von den Tagegeldern sich größere Ersparnisse zu machen. Die Professoren unter den Abgeordneten mußten ihre unfertigen Gesetzesprojekte wieder mit sich nehmen, und den Schönrednern blieben die Worte im Halse stecken.

Daß ein neues Parlament gewählt werden soll, bezweifelt niemand. Welches wird seine Färbung sein? So schwach die Regierung auch sein mag, so werden bei den neuen Wahlen ihre Wünsche doch besser zur Geltung kommen wie im ersten Parlament. Es liegt immerhin im Vergleich zu der heillosen Unordnung der Witteschen Staatskunst eine gewisse Geschlossenheit und Einheit des Kabinets vor. Ohne Zweifel bestand Wittes schwerste Verschuldung darin, daß er seinen Ministern gestattete, die widersprechendsten Richtungen zu vertreten. Der rote Sozialrevolutionär Kutler saß neben dem strengen Polizeimann Durnowo. Witte duldete oder desavouierte alles je nach Bedürfnis und Neigung; das hat dann dahin geführt, daß ein großer Teil des Beamten-

tums offen und schrankenlos sich in den Strudel der revolutionären Agitation stürzte. Wir können annehmen, daß diese Erscheinungen sich vielleicht nicht mehr wiederholen werden. Das Ministerium Stolypin hat wenigstens sich prinzipiell schon dahin ausgesprochen, daß es jeder Zerstörung des Staates durch seine eigenen Organe entgegentreten wolle; von diesen Wünschen aber bis zu einer richtigen Wahlbeeinflussung durch die Regierung ist noch ein weiter Weg, auch fehlt es bis heute noch an einem fest formulierten Regierungsprogramm. Das Versprechen, Ordnung schaffen zu wollen, die nur mit Hilfe von Dragonerregimentern notdürftig gestützt wird, ist kein Programm, und auf so unsicherer Basis wird sich nichts von Belang unternehmen lassen.

Nachdem die Partei der Volksfreiheit im sogenannten Wiborger Aufruf das Volk dahin hat bringen wollen, dem bestehenden Staat die Wehrpflicht und die Steuern zu entziehen, ist sie endgültig ins revolutionäre Fahrwasser entgleist und wird in der Praxis vom radikalsten Sozialismus schwer zu scheiden sein. Der weitere Erfolg dieser Partei hängt im wesentlichen nach wie vor vom Wohlwollen des Judentums ab. Die Juden aber haben allen Grund, mit der ergebnislosen Geschäftigkeit der ersten Duma unzufrieden zu sein. Es ist für die Beseitigung der bisherigen gesetzlichen Beschränkung des russischen Judentums außer inhaltslosem Gerede nichts geschehen, und man könnte sich nicht wundern, wenn die Juden sich nach anderen befähigteren Agenten umsehen. Solche werden sie aber nur im radikalen und anarchistischen Lager finden; nur hier wird man mit allen Mitteln und mit Erfolg an der gänzlichen Vernichtung der bestehenden Einrichtung arbeiten. Der endliche Ausgang dieses Treibens, mag er noch so kulturgefährlich sein, wird die Juden wenig anfechten; gibt es für sie doch kaum etwas Nachteiligeres und Verhaßteres als das heutige Rußland und seine historischen Grundlagen. Zwar findet man in der deutschen Presse nicht selten die Ansicht vertreten, die breiten Schichten des russischen Volkes wären der Revolution müde, und ein gemäßigtes Parlament werde in die leeren Räume des taurischen Palais einziehen. Es sind das die beim deutschen Philister so beliebten Beschwichtigungsphrasen, wo sich ernste Gefahren auftürmen. Natürlich gibt es in Rußland nicht wenig Leute, die es gerne sehen, wenn ihre Existenz nicht mehr von Mord, Brandstiftung und Raub bedroht wäre; indessen diese vereinzelten Wünsche gequälter Menschen machen noch keine Volksbewegung und werden die verbildete, terrorisierte Intelligenz nicht von ihren radikalen Pfaden abbringen. Das Volk steht unter dem Druck der chronischen Furcht, und es bedürfte einer ganz gewaltigen Macht, um das Vertrauen dieser geängsteten Massen zu gewinnen. Alles ist von Angst erfüllt. Wer etwas besitzt, fürchtet das entfesselte Verbrechertum, der Fabrikant seine Arbeiter, die Arbeiter ihre Genossen, der Gutsbesitzer die Bauern, die Bauern anarchistische Agitatoren und Straßenräuber, der Professor seine Studenten, die Studenten ihre radikalen Führer, der Vertreter der Intelligenz die Verurteilung durch die sogenannte Gesellschaft; die Eltern zittern vor der Verurteilung durch ihre Kinder als der Vertreter einer neuen Zeit. Bedenkliche

Furchterscheinungen zeigen sich im Offizierkorps den Mannschaften gegenüber; nur einen Faktor gibt es, den niemand fürchtet, niemand beachtet — die monarchische Regierung. Und doch wäre sie nach den Traditionen des hilflosen russischen Volkes die einzige Macht, welche dem anarchischen Strudel siegreich entgegentreten und in das wildgährende Chaos Ordnung bringen könnte. Wird sie es tun, kann sie es tun? Jedenfalls müßte ein Wunder geschehen, wenn die zweite Duma an produktiver Kraft und zielbewußter Schaffenslust die erste überträfe.

Dieses trübe Zukunftsbild, welches dem Entwicklungsgang der russischen Volksseele nur zu gut entspricht, wird der Auffassung vieler europäischer Leser nicht zusagen. Zwei Gewalten gibt es, welche der Welt den Glauben an eine künftige Kraftentfaltung der russischen Revolution einzuflößen bemüht sind: die politisch hochbegabten englischen Staatsmänner und die stets beschränkt urteilende jüdische Presse. Beide aber haben nicht den Glanz und die Größe Rußlands im Auge, beide wünschen und erstreben die Machtlosigkeit des heutigen Zarenreiches behufs Förderung ihrer eigensten Interessen. Mit meisterhaftem Geschick hat England die Notlage Rußlands nach allen Seiten hin ausgenutzt. Solange das russische Reich als dem Wesen nach asiatische Macht dastand, die sich zugleich überall, wo es not tat, der europäischen Technik und unverfälschter europäischer Talente bediente, galt sein Erfolg den entfernter gelegenen asiatischen Staaten gegenüber als gesichert. Trotz seiner gewaltigen kulturellen Vorzüge, seiner Energie und seines Genies konnte England in der asiatischen kontinentalen Masse mit der russischen homogenen Wucht nicht konkurrieren. Der englische Patriot mußte den Tag voraussehen, wo möglicherweise die indische Kulturarbeit in der großen orientalischen Letargie versinken würde. Hiergegen gab es nur ein Mittel: das an sich unproduktive Rußland mußte beschränkt und zur Ruhe gebracht werden.

War Rußland einmal seiner den orientalischen Anschauungen verwandten kulturellen Grundlagen beraubt, so mußte sein ganzes Werk im Osten zusammenbrechen; denn als Träger einer neuen, an sich wertvollen Gesittung konnte es nicht gelten. Durch Einimpfung westeuropäischer, möglichst abstrakter und radikaler Ideen galt es die historischen Kräfte des Landes zu zerstören. Indem England durch alle Mittel die Propaganda jener neuen Lehren stützte und betrieb, hat es seinen alten Gegner bis in das Mark getroffen. Gewiß wird mancher an der zielbewußten Durchführung jener Taktik durch die englischen Staatsmänner und die öffentliche Meinung Englands zweifeln; es ist möglich, daß wir es hier nicht gerade mit einem bis ins Detail durchdachten Plan zu tun haben; jedenfalls ist die zielbewußte englische Nation in dieser Sache von außerordentlichem Glück begünstigt gewesen. Heute aber, wo das russische Volk an Geist, Ehre und Gewissen zerschlagen daliegt, wo es im Begriff steht, alles zu verlieren, was eine mehr als tausendjährige Geschichte an politischen und religiösen Gütern in ihm schuf, wo es im Orient verachtet, in Europa wehrlos dasteht, hat England kein Interesse mehr daran, die rus-

sischen Schwächen zu enthüllen. Mag die innere Verwüstung durch die Pflege radikaler Utopien weiter fortschreiten, nicht aber erwünscht ist es, daß dieser Zersetzungsprozeß von andern Mächten erkannt und ausgenutzt werde. Wir können daher mit Sicherheit annehmen, daß England in den nächsten Zeiten sich als der begeistertste Freund und Verteidiger Rußlands aufspielen wird. In diesem Bestreben wird es unterstützt werden von der gesamten öffentlichen Meinung des russischen Volkes. Mit warmer Dankbarkeit und Ergebenheit gedenken die russischen Radikalen und Nihilisten aller Schattierungen der unentwegten Unterstützung, die sie seit vielen Jahrzehnten als Flüchtlinge, Agitatoren und Attentäter bei Englands Presse, Regierung und Geldbeutel gefunden haben. Mit bewundernder Verehrung sieht der russische Liberale gemäßigter Richtung zu Englands mustergültigen Institutionen empor. Ja selbst der konservative und reaktionäre Nationalist blickt mit lebhafter Sympathie auf den ehrwürdigen aristokratischen Zuschnitt des englischen Lebens. Gewiß hat es im Zarenreiche Kreise gegeben, wo man die tiefen Gegensätze zwischen Rußlands und Englands asiatischen Zukunftsplänen erkannte; ein eingewurzelter Haß aber hat hier nie bestanden, fast möchten wir sagen, man fühlte sich geehrt, einen solchen Gegner zu haben. Ist einmal in Rußland in bezug auf äußere politische Pläne eine gewisse Resignation eingetreten, so wird es dem englischen staatsmännischen Geschick ein kleines sein, die russische öffentliche Meinung völlig und endgültig für sich zu gewinnen. Dieser Zusammenschluß würde als unumstößliche Tatsache selbst auch dann noch fortbestehen, wenn es Rußland gelingen sollte, eine seiner Größe entsprechende Machtstellung wieder einzunehmen. Ein in diesem Sinne geleitetes Rußland wäre dann mit seinen trotz aller Trägheit und Mißwirtschaft immer noch großen Naturschätzen ein trefflicher Tummelplatz für angelsächsische Unternehmungslust und wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht schon in allernächster Zeit sich englische und amerikanische Kapitalien dort einfinden werden.

Der jetzt schon fast gesicherte Erfolg Englands könnte nur von einer Macht durchkreuzt werden, und das wäre das deutsche Reich. Zur Zeit hat man in Deutschland in den weitesten Kreisen die Empfindung, daß die englische Staatskunst dem deutschen Volke nicht wohl will, und daß sich in England Dinge vorbereiten, welche den deutschen Optimisten einst schwere Sorgen und Enttäuschungen bereiten könnten. Gewissenhaft prüft der ehrliche, biedere Deutsche alle Gründe, weshalb wohl der reiche Vetter jenseits des Kanals ihm so übel wolle. Um sein Gewissen nach jeder Richtung hin zu reinigen, greift man zu Selbstanklagen. Wie konnte man auch nur so taktlos sein und während des Burenkrieges den wackern Kämpfern für Haus und Freiheit seine Sympathien bezeugen? Natürlich half es nichts, daß man später auf jede Weise versuchte, die lästigen Afrikander wieder abzuschütteln, daß man ihre Kriegskunst verwarf und ihre Makellosigkeit bezweifelte. Andere Politiker nehmen an, daß England dieses bißchen Zeitungsgeschrei ja wohl großmütig verziehen habe, daß seine Mißstimmung aber auf die Gefahr einer deutschen Konkurrenz in Indu-

strie, Handel und Schiffahrt zurückzuführen sei. Rücke Deutschland doch schon in manchen Unternehmungen neben England an die zweite Stelle, indem es die übrigen kontinentalen Mächte erheblich überflügele. Wir meinen, daß man die englische Einsicht tief unterschätzen müßte, wenn man an eine Furcht vor dieser Konkurrenz glaubte. Der Abstand zwischen Englands erster und Deutschlands zweiter Stelle in Industrie, Handel und Schiffahrt ist ein so gewaltiger, daß man an einen Zerfall oder tiefe Dekadenz der angelsächsischen Rasse glauben müßte, wenn es Deutschland gelänge, England zu überflügeln. Überdies hat England durch seine eminente Weltstellung, seinen unermeßlichen und sicher gestellten Kolonialbesitz für die Zukunft Chancen, von denen sich Deutschland zur Zeit wohl nichts träumen lassen kann, selbst wenn die imperialistischen Pläne Englands nicht verwirklicht werden sollten. Wir glauben nicht daran, daß ein englischer Staatsmann oder einsichtsvoller Engländer schlechthin den deutschen wirtschaftlichen Wettbewerb als eine ernstliche Kalamität fürchtet. Aber, wird man sagen, die deutschen Kolonien reizen die Engländer; ist doch schon davon die Rede gewesen, daß Deutschland in Südafrika infolge der Herero- und Hottentottenunruhen sich eine zu starke militärische Stellung schaffe, welche sogar die Kapkolonie bedrohe. Vielleicht ließe sich England dadurch beschwichtigen, daß man von dort alle überflüssigen Truppen zurückzöge oder gar allmählich die ganze lästige und kostspielige Kolonienwirtschaft liquidierte. Wir glauben nicht daran, daß England in diesen bescheidenen und ängstlich betriebenen Versuchen, sich jenseits des Wassers zu betätigen, irgend welche Gefahren erblicke. Was für seine eigene Politik von Bedeutung war, hat es bereits durch frühere Tauschgeschäfte und den Burenkrieg dem deutschen Einfluß endgültig entzogen. Nicht Deutschlands Handel und Überseepolitik, nicht seine Rüstungen zur See stören die Ruhe der Angelsachsen, sondern seine gewaltige kontinentale Stellung. Der Tag, wo das deutsche Volk die ihm zukommende absolute Gebieterstellung auf dem Kontinent einnimmt, würde das Verhältnis zwischen dem armen und reichen Vetter mit einem Schlage ändern.

Zwei Möglichkeiten sind es, die den englischen Patrioten erzittern lassen: einmal, daß der träge Michel seinen französischen Nachbarn kategorisch befehle, von der lästigen und völlig aussichtslosen Revanchepolitik abzusehen und seine schöne Heimat in Ruhe zu genießen; das zweite wäre die Rückkehr zur alten kraftvollen Slavenpolitik Heinrichs des Löwen und Friedrichs des Großen. Es könnte der Fall eintreten, daß die deutsche Nation, ohne Unterschied der Parteien und Stämme, es müde wird, sich von Czechen beschimpfen zu lassen, mit dem ruinierten Polenvolk um jeden Hektar Landes zu schachern und mit polnischen Schulbuben Krieg zu führen, weil sie die deutsche Weltsprache nicht lernen wollen. So kann der Tag erscheinen, wo man sich darauf besinnt, was deutscher Kulturfleiß und deutscher Mannesmut bereits in der sarmatischen Tiefebene geschaffen hat, daß es dem deutschen Volke nicht zukomme, zu dulden, daß eine unter englischem Protektorat stehende Anarchie diese Ehrentaten vernichte, daß, wenn man die Summe aus allem zieht, was

der Deutsche im Osten gewirkt hat und noch wirkt, man zum Schluß gelangen muß, daß ein hilfloses Rußland keine englische, wohl aber eine deutsche Einflußsphäre sei. Sind wir aber heute schon zu dieser Einsicht gediehen? Uns dünkt es noch lange nicht. Der deutsche Bürger blickt mit Unbehagen auf das große, schwarze Loch, welches ihm im Osten entgegen gähnt. Er möchte es sich so gerne einreden, daß es der zarischen Macht und dem russischen Genius gelingen werde, die alten, sicheren Grenzpfähle wieder zu errichten. Er erschrickt bis ins tiefste Innere, wenn ihm sachverständige Stimmen die Verwirrung in der russischen Finanzlage dartun. Man sucht die lästigen Warner zur Ruhe zu verweisen. Zwar muß der freudigste Optimist zugeben, daß die deutsche Nation und der deutsche Staat sich der ungeteilten Ungunst der echten und der jüdischen Russen erfreuen; aber bestehen nicht noch die herzlichsten Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern? Heißt es nicht noch heute, der Zar sei dem deutschen Volk nicht übel gesinnt? Ließe sich daraus nicht in der Zukunft ein inniges Band spinnen, wie es die früheren Generationen umschlang? Ja, es werden Stimmen laut, die Deutschland zu größerer Bescheidenheit ermahnen, damit man es nicht mehr fürchte. Der Staat solle nicht weiter wachsen, sondern wie in der alten guten Zeit seine Söhne in fremde Länder schicken, damit sie sich dort als treue Diener fremder Interessen bewähren. Vielleicht wird man raten, daß der unübertreffliche deutsche Offizier wie in verflossenen Jahrhunderten die aufgelöste russische Armee reorganisiere und ihren vernichteten Ruhm zum Schaden Deutschlands wieder herstelle. Aber das schwarze Loch an der Ostgrenze wird sich nicht schließen, ein trüber Strom entquillt ihm und verteilt sich durch jüdische und polnische Kanäle über das schöne deutsche Land. Der Tag kann kommen, wo die deutschen Vorposten, welche kraftvolle Generationen in der Vergangenheit ausstellten, zusammenbrechen. Noch wird die Ostseeküste fast bis Petersburg hinauf von mutigen deutschen Männern gehalten; wie aber, wenn sie im furchtbaren Ringen mit der unbezwingbaren Anarchie erliegen? Werden einige Hektar, welche in Posen polnischen Gutsbesitzern abgekauft wurden, diesen Schaden ersetzen? Der Kinderkreuzzug der Polen ist ein Sturmsignal; wir stehen am Beginn oder vielleicht schon in der Mitte einer großen Bewegung, welche die Völker, nicht die Bureaukratien ausfechten werden.

Hans Volkert fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Abendfrieden.

Hohe Land

Tagebuchblätter aus Bosnien.

Von

Bernard Wieman.

(Fortsetzung.)

Von Prozor nach Borke.

Ein mächtiges Hühnergegacker und Hahnenkrähen weckt mich, und ich finde Muße, mir bei Tage unser primitives Logis anzusehen.

Heute abend soll ich in dem kleinen Landhaus eines hohen Beamten sein. Drei Stunden haben wir bis an die Bahn nach Rama; von da geht unsere Reise nach Konjica, und dann muß ich ins Land wandern.

Während ich mich wasche, stelle ich mir alle diese unbekannten Dinge vor, und so nüchtern auch die Umgebung ist, ich denke mir das Landhaus doch als ein ganz idyllisches Plätzchen mit sonderbaren Dienern, wilden Tieren und mich als einen Großmogul dazu.

Mit vieler Mühe bekommen wir einen Wagen, und in der Morgenfrühe geht es stundenlang weiter durch Berg und Wald. Der Wildbach rauscht an unserer Seite; dunkler werden die Schluchten, immer einsamer und weltversunkener der Weg, bis wir hinunterfahren in das Tal der Narenta und vor einem kleinen, schmucken Stationshaus stille halten.

Rama! Vor uns zieht der breite, ruhige Strom, und immer noch sind wir ganz eingeschlossen von den Waldbergen. Im Süden liegt Jablanica, das mir viel gerühmt ist, weiterhin Mostar, Dalmatien und das blaue Meer. Etliche Bahnstunden bin ich nun von der Adria entfernt.

Dies selige Gefühl, mitten im schönsten Walde zu sein, am breiten Strom zu ruhen und das Meer so nahe zu wissen! Zwischen uns und dem Meer liegt die Herzegowina, wo jetzt die Sonne brütet, wo die Fremden verschmachten. Mein Freund erzählt mir, während wir behaglich ein kühles Naturbad nehmen, die schauerlichsten Geschichten von diesem Land, das hinter jenen grünen Bergen liegt.

Mostar, seine Hauptstadt, ist ganz in Steinbergen eingebettet; die strahlen alle Wärme, die sie über Tag aufnehmen müssen, nachts wieder aus, und die Menschen lechzen da nach Schlaf und einem kühlen Lufthauch.

Im Norden aber, auch nur einige Bahnstunden von uns, liegt der Ivan, ein hoher Waldpaß; auf dem Ivan steht ein liebes Häuschen mit lieben Menschen, und einige Sommerfrischler gibt es auch da, die von Sarajevo kommen, und in Sarajevo winkt mir die Ruhe.

So besteigen wir doch den Zug, der nach Norden fährt, und mittags sind wir in Konjica. Von hier will ich nun allein weiter auf Umwegen durch das Land, um dann meinen Freund in der Hauptstadt wiederzufinden. Ihn lockt der Ivan, mich aber das unbekannte Landhaus.

Auf dem Bahnhof essen wir gut. Einige sonnenverbrannte Offiziere sitzen neben uns in weißer Drillichuniform. Es herrscht ein lebhaftes Treiben; das Publikum zweier Eilzüge, die sich hier begegnen, hält Mittagsstation. Ich sehe einige Menschen, die offenbar meine Landsleute sind, Bulgaren, Serben; mohammedanische Priester im langen, schwarzen Talar und weißen Turban geleiten einen Vorgesetzten; Offiziere drücken sich in flüchtigem Wiedersehen die Hände. Die Hitze wird immer unerträglicher. Ich bin am Hauptverkehrswege der beiden Länder.

Nach einer Viertelstunde sind alle Menschen auf und davon gefahren nach Norden in die Hauptstadt und vielleicht weiter nach Wien, nach Süden in die brütende Sonne und nach Ragusa, wo die schönsten Frauen durch die alten Tore wandeln und das weiche, blaue Meer an die hohen Festungsmauern leise plätschert.

Ich bin allein. Ich lege mich müde auf eine Bank und schlafe seelenruhig, und kein Mensch kommt, mich zu stören.

Als ich aufwache, bin ich ziemlich zerschlagen; ich fuchtele ein bißchen mit den Armen um mich, um munter zu werden. Im Traum hatte ich an den heimatlichen Wald gedacht; da liege ich manchmal an heißen Sommermittagen, höre die Fische gluckſen, die Vögel singen und träume von allerlei exotischen Ländern, und nun bei dieser Tropenhitze denke ich zurück.

Ich schaue auf die Schienen; die reden, als wenn niemals ein Zug über sie gefahren wäre. Schließlich sehe ich nach der Uhr, stelle fest, daß es die höchste Zeit zum Aufbruch ist, und frage einen liebenswürdigen Bahnbeamten, ob ein Pferd zu haben sei. Das macht große Schwierigkeit; mit einem Male kommt ein kleiner Bube und redet sehr eindringlich auf mich ein. Ich sage ihm: ‚Warte einmal!‘, hole den Wirt, der mir dann erklärt, der kleine Bube sei der Postbote für den Herrn Baron, zu dem ich gehen will, und er hätte sich erboten, mir meinen Rucksack zu tragen und mir den Weg zu zeigen. Ich sehe mir den Knirps an; er trägt keinen sehr schönen Anzug; seine blauen, weiten Hosen sind nicht mehr sehr rein, und sein Käppi hat er gewiß schon etliche Jahre. Aber er sieht noch schmuck aus gegen den Alten, der dann auf der Bildfläche erscheint mit einer Art Maulesel.

Also ich kann doch noch reiten. Ich erkundige mich zuvor bei dem Wirt, ob der Alte wirklich vertrauenswürdig ist, denn ich werde erst in der Dunkelheit ankommen, und der Kerl sieht auf den ersten Blick etwas sonderbar aus. Dann ziehen wir los, der Kleine mit seiner Brieftasche voran, ich auf diesem wunderbaren Tier und hinter mir der Alte mit einem tüchtigen Stock. Wohin, das mögen die beiden wissen.

Zuerst ziehen wir durch Konjica. Das ist eine fremde, schöne Stadt, eine Stadt, so ganz anders, als ich sie bislang gesehen habe, eine schöne Sonnenstadt. Das Wasser der Narenta hat eine wunderbare Bläue; aus weißen Steinhäusern mit grauroten Dächern leuchten die Minarets, und eine hohe, vierbogige Brücke wird gleich unser Weg sein; jenseits des Flusses erheben sich kleine, kahle Berge mit niedrigem Grün, und dahinter sehe ich höhere Gipfel vom schimmernden Himmel sich abheben. Hinter mir in den Bergen, aus denen ich heute morgen gekommen bin, ballen sich mächtige Wolken, und schon höre ich leise den Donner grollen.

Ich möchte nun wohl Marko, meinen Alten, fragen, ob wir unterwegs Schutz finden werden, ob er meint, daß das Gewitter kommen wird; aber all das gelingt mir nicht, und der kleine Bube, mit dem ich mich vielleicht besser durch Zeichen hätte verständigen können, ist mittlerweile verschwunden. Wir gehen ihm wohl zu langsam.

So bleibt mir nichts anderes übrig, als ruhig weiterzureiten und mich auf Marko zu verlassen.

Im Garten des letzten Hauses, das wir passieren, liegen einige europäisch gekleidete Frauen unter den Bäumen. Ich sage: ‚Guten Tag, Frau Wachtmeister! Wird es heute noch ein Gewitter geben?‘ Sie lachen, zucken mit der Achsel, und wir grüßen uns zum Abschied.

Dann ziehe ich mit Marko den schmalen, holperigen Pfad in die Berge hinein, dem blauen Himmel entgegen.

Nun bin ich zum ersten Male so recht allein mitten im fremden Land. Keinen Menschen sehe ich, und Marko ist für mich ein Buch mit sieben Siegeln. Er stößt manchmal einige Laute aus, wohl Seufzer seiner Seele, die mir unverständlich sind. Als ich aber wieder in den Wald einreite, die kahlen Berge und das sonnendurchglühte Konjica tief unten, weit hinter mir liegen, da finde ich Freunde. Die Blüten singen mir zu, die Bäume reden mich an, und ein kleiner, zirpender Vogel begrüßt mich. Ich juchze; Marko schaut sich um und lacht. Nun sehe ich wohl, daß er trotz seiner Kleidung kein wilder Mann und meines Vertrauens ganz würdig ist.

Ich denke daran, wie ich in meiner Stube zum ersten Male den Brief meines Freundes las, wie ich mir da den wilden Kerl mit schlotternder

Hose vorgestellt hatte. Nun reite ich selbst mit solch einem Naturmenschen immer höher hinauf, dahin wohl selten eines Reisenden Weg gegangen ist.

Gegen Abend rasten wir an einer kleinen Kasana. Wie ich unter einer mächtigen Buche sitze und mein Schöppchen trinke, kommen aus den Bergen etliche Gendarmen. Ich höre, daß sie einen Waldbrand gelöscht haben, und ich lade sie ein; einer von ihnen spricht deutsch. Ihre Station ist Borke, mein Ziel.

Sie sagen mir, daß ich die Höhe erreicht habe und noch eine Stunde reiten muß.

Und immer mehr kommt der Abend, immer größer wird die Ruhe, immer fremder das Land. Die Blätter der Bäume berühren meine Stirn; ich sehe im Dunkeln immer höher die Berge aufsteigen; heimlich zirpen die Grillen am Wege.

Ich schließe die Augen, und ich glaube, daß ich auf Falada, dem Märchenschimmel, reite.

Endlich halten wir in einem weiten, schönen Tal. Ich kann nicht mehr erkennen, ob ich auf einer Heide bin, ob eine Wiese vor mir liegt, ob ich auf Feldern halte. Ich bin nun ganz eingeschlossen von schlafenden Bergen, und ganz in der Ferne rollt der Donner.

Warum wir halten, weiß ich nicht. Marko scheint sich zu besinnen; mir ist es gleichgültig, wohin er mich führt. Ich habe nur das Verlangen, hier weiterzureiten, die Berge anzusehen und diese traumhafte Stille eines ganz fremden Stückchens Erde in mich aufzunehmen.

Da höre ich hinter mir ein fröhliches Rufen; es hallt von einer Felswand wieder, und dann ist mit einem Male der kleine Postbursche da und gibt mir die Hand; ich sehe, wie er sich darüber freut, daß er uns wieder gefunden hat. Er nimmt mein Tier am Zügel und führt es weiter über diese sonderbare Ebene, an einem stillen Haus vorbei, durch ein halb ausgetrocknetes Flußbett, einen kleinen Serpentinweg hinauf, über einen schmalen Waldweg, an dessen rechter Seite ich ein tiefes Tal mehr fühle, als sehe; dann öffnet er eine kleine Pforte, und ich halte mit meinem Pferd vor einem Häuschen; rings schauen mich verwundert die Bäume an.

Dann kommt ein Diener in schöner Livree und fragt, wer ich bin. Ich frage, wo ich bin. Der kleine, pfiffige Bube hat mich prompt zu seinem Herrn gebracht. Ich danke ihm lachend und sage ihm: ‚Sieh, mein lieber Kerl, das ist sehr nett von dir, aber einem hohen Herrn macht man bei Tage und nicht bei Nacht seinen Besuch,‘ und ich bedeute ihm, daß er mich in die Kaserne führen möge. Er schüttelt den Kopf, dann aber nimmt er mein Tier wieder an dem Zügel. Wir ziehen wieder den kleinen Waldweg zurück, den Serpentinweg hinunter, an den verschlafenen Hütten vorbei, in die Kaserne der Gendarmen.

Schon von weitem tönen mir ein Banjo, eine Harmonika und Gesang entgegen durch die Sommernacht; sie sitzen in einer Laube vor dem Hause und spielen; in der Haustür steht die Wirtschafterin und singt. Und immer mehr ist es mir, als läse ich ein schönes Gedicht. Ich weiß nicht, ob ich noch in der nüchternen Welt bin. Ich denke wieder an die Sommernächte daheim, in denen ich als junger Knabe im Fenster lag, den Duft der Blumen einsog und mich in eine fremde Welt hineinträumte. ‚Das Herz mir im Leib entbrennte; o wer da mitreisen könnte!' Das war für mich immer einer der schönsten Verse eines lieben Dichters. Nun war mir das Herz entbrennt, und ich war mitgezogen. Sollte ich nicht glücklich sein? So bin ich denn wohl mit strahlenden Augen in die Laube getreten, und wie ich mich schlafen lege, rufe ich denen da unten zu, daß sie weitersingen sollen. Unter den Klängen einer Harmonika und eines Banjos, bei einer seltsam schwermütigen serbischen Weise schlafe ich auf meinem Feldbett ein.

Am anderen Morgen.

Ich fühle mich in dieser kleinen Kaserne ganz wie zu Hause. Man kommt mir überaus liebenswürdig entgegen, und es ist so zauberhaft friedlich hier oben.

Neben dem kleinen Haus steht auf einer Wiese eine hölzerne Notkirche; im Schatten dieser Kirche sitze ich nun und schaue nach den Bergen, die rings um mich herum in den blauen Morgenhimmel aufsteigen; ich sehe, daß es ein schönes, fruchtbares Hochtal ist und Wiesen sind, über die ich gestern abend geritten bin. Die Wiesen sind verdorrt. Alles dürstet nach Regen. In der Ferne grollt noch immer der Donner und macht den Menschen Hoffnung.

Eine Gendarmeriepatrouille zieht vor mir über die Landstraße davon; die Wirtschafterin höre ich in der Küche trällern; in der Laube putzt jetzt ein Postenführer sein Gewehr, ein anderer bürstet seinen Rock.

Diese Gendarmen, ausgesuchte Menschen aus den besten Truppen, sind über das ganze Land verbreitet, und ihre Posten gehen tagaus, tagein. Wenn es bei ihnen überall so ist, wie ich es hier gefunden habe, so möchte ich schon lieber gar kein Hotel sehen. Ich habe in der sogenannten Kanzlei geschlafen. In diesem Zimmer war eine preußische Ordnung und eine Blitzsauberkeit. Ein hohes Feldbett mit einem grünen Überzug, der bis auf die Erde geht; oben am Kopfende ein Turm von Kissen; ein größerer Tisch und ein Schreibtisch, auf dem Tagebuch, Instruktionsbuch und andere Bücher der Ordnung in peinlicher Akkuratesse liegen. Über dem Bett sehe ich den Namen des Postenführers und ein Belobigungsattest. Ein paar Heiligenbilder, Bilder der kaiserlichen und königlichen Familie, das des einäugigen

Gendarmerieobersten Appel und endlich eine sehr gute, ausführliche Karte des Bezirks und der angrenzenden Bezirke bilden den Wandschmuck.

Unten im Hause ist die Küche und das große Mannschaftszimmer; darin stehen ebensolche Betten mit grünem Überzug und einem Turm von Kissen am Kopfende, über ihnen an der Wand die Namen; sie endigen meistens auf ic. An einem langen Tisch werden hier die Mahlzeiten eingenommen, wenn man nicht lieber draußen in der Laube sitzt.

Die Wirtschafterin, nicht mehr ganz jung, aber doch nett und fröhlich, bewohnt in einem separaten Hinterhäuschen ein kleines Zimmer, in dem ein Altärchen ist und viele Heiligenbilder aufgestellt sind.

O du schöne Welt! Drüben auf der Höhe muß das Landhaus liegen. Dahin will ich gehen.

Ich finde auf lieblichen Pfaden den Weg dahin. Wie ich über den schmalen Waldweg schreite, wo mir gestern schimmernde Blätter die Wange streiften und ich das tiefe Tal zu meiner Rechten fühlte, sehe ich durch eine Lichtung ganz unten einen ruhigen See, ganz einsam, umstanden von Wald. Mir gegenüber steigen wieder die Felsberge auf, hinter denen die Herzegowina liegt.

Da lege ich mich nieder an einem versteckten Fleckchen, so recht behaglich unter einen Strauch und sehe hinunter auf den stillen Wasserspiegel. O Welt, wie schön bist du, wie gut bist du! So liege ich eine Stunde; ich tue nichts, und doch fühle ich, wie gewinnbringend mir diese Stunde ist, welch eine süße, heilbringende Arznei ich schlürfe. Dann höre ich Stimmen; es kommen Menschen über den nahen Pfad von unten, vom See, und dann höre ich meinen Namen; ich höre, daß ich gestern abend beinahe meine Aufwartung gemacht habe, daß ich seit einigen Tagen erwartet werde, und daß ich wohl des Morgens wieder auf der Bildfläche erscheinen würde. Dann lacht eine Frau. Das können nur die Menschen sein, die ich eben besuchen will. Ich springe auf, stelle mich auf den Weg, mache meine Verbeugung und meine Aufwartung.

Kann man sich passender in einer Sommerfrische einführen?

Bald darauf sitze ich mit den liebenswürdigen Menschen im Schatten hoher Eichen und trinke den ersten Slivovic. Das ist ein Pflaumenschnaps, Produkt des Landes, und ich höre, daß der Herr Erzbischof von Sarajevo ihn höher schätzt als Kognak der Champagne.

Eine Fahne flattert mir zum Willkomm lustig im Winde.

Baron Benko, der Herr Zivilatlatus des Landes, gibt mir einen langen Rattenschwanz zum Rauchen, und ich berichte, wieviel Gutes mir schon die unberührte Schönheit dieses Landes getan hat. Ihn freut, das zu hören; denn er liebt das Land und seine Leute. Er hat all seine reiche

Arbeitskraft im Dienste der Zivilisation des Landes verwandt, und ich beneide ihn fast um die Früchte.

Ihr behaglichen Konpatrioten, mit denen ich in einigen Monaten wieder meinen Abendschoppen trinken werde, es gibt sonderbare idealistische Arbeitsmenschen! Die sitzen an einsamen Orten, die in glühend heißem Karst liegen, unterhalten sich meistens mit Menschen, die ihre Weltanschauung nicht teilen, gehen zur Erholung nicht nach Wien, sondern in einen stillen Waldwinkel und führen doch ein reiches Leben.

Jetzt ist er zwar in Sarajevo, mein liebenswürdiger Gastherr, und Sarajevo soll eine Stadt sein, in der auch moderne Menschen leben können. Sarajevo kommt euch sicher noch etwas exotisch vor; wir reden darüber wie ihr über Berlin oder Paris.

Nach dem Essen lege ich mich in eine Hängematte mit einem ganzen Pack Zeitungen und vertiefe mich in die hohe Politik, in den russisch-japanischen Krieg; ich lese, daß die Menschen immer noch unter den Linden in Berlin spazieren gehen, daß Wertheim wieder einen neuen, stattlichen Anbau machen will, daß der König von Serbien sich demnächst krönen lassen wird, und daß etliche scheußliche Taten in den zivilisierten Ländern verübt worden sind.

Stellt euch vor, wie sonderbar mir die ‚Neue Freie Presse' nach diesem Abend und diesem Morgen vorkommen mußte!

Auch eine deutsche Zeitung aus Sarajevo finde ich. Darin sehe ich nach, ob nicht meine Ankunft vorbereitet ist; denn ich schlummere schon etwas, so schwül ist es, so unerträglich heiß.

Dann schlafe ich, ganz leise schaukelnd, ein, bis mir ein dicker Tropfen auf die Nase fällt. Der Himmel ist mit schwarzen Wolken ganz überzogen. Ich rette mich an den Kaffeetisch; wir sperren die Fenster auf, und es fällt, es strömt der Regen.

Seit Monaten der erste Regen. Ich habe mich so oft an der Natur erfreut, ich hätte nie geglaubt, daß ich mich so mit ihr freuen könnte.

Nun werden herrliche Reisetage kommen. Mein Gastherr beredet mit mir eine schöne Tour; er schreibt mir einen Begleitbrief für etliche Gendarmeriestationen, verschafft mir ein Pferd mit einem Führer, und dann verabschiede ich mich.

Am Abend sitze ich noch in der Laube bei den Gendarmen, und ein serbisches Volkslied singt mich zum Schlusse wieder in den Schlaf:

‚Als wir gestern in der Herberg waren,
Speisten wir ein herrlich' Abendessen;
Und wir sahen ein schönes Mädchen stehen,
Auf dem Haupt ein Kranz von Perlentulpen.'

Am folgenden Tag.

Sechs Uhr morgens warte ich auf mein Pferd; ich schimpfe etwas auf die Bummelei; denn ich habe gut vier Stunden zu reiten bis zur nächsten Gendarmeriestation; von zehn bis drei Uhr aber wird es so unerträglich heiß werden, daß ich dann rasten muß. Und jetzt ist die Luft herrlich.

Endlich sitze ich auf dem unbequemen Holzsattel. Ein liebenswürdiger Gendarm, ein Böhme, begleitet mich ein Stück Weges. Er ist ein sehr gewandter und sprachkundiger Mensch. Ich höre von ihm, daß viele Czechen im Gendarmeriekorps sind, dagegen wenig Deutsche; überall aber, sagte er, fände ich doch einen, mit dem ich mich in meiner Sprache würde verständigen können.

Er erzählt mir, wie einsam sie hier leben, aber wie viel einsamer noch manche Kameraden leben müßten.

In der nächsten Station bekomme ich noch Bier; dann wird es eintönig mit der Verpflegung werden.

Wir gehen den Waldweg hinunter; ich bin längst von dem Holzsattel abgestiegen, und an einem sehr schönen Ausblick auf den See entpuppt sich mein Böhme als ein großer Naturfreund. Er versteht es, mich in beredten Worten auf den Reiz dieses Plätzchens hinzuweisen. Und hier verabschieden wir uns. Unten am See juchze ich noch einmal zu ihm hinauf, bekomme aber keine Antwort mehr.

Mein Führer scheint sehr gutmütig, aber auch sehr dumm zu sein. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß es gut ist, wenn er mir nicht allzunahe kommt. Wäre er doch ein Türke! Dann würde er andere Hände haben, und seine Ohren würden glänzen. An seine Füße mag ich gar nicht denken. Er hat den schweren Gang der Bergbewohner. Einmal nur wird er plötzlich lebendig; er springt ein paar Schritte vorwärts und stößt, unwillig rufend, mit seinem Fuß auf irgend was. Ich frage: ‚Was ist los?‘ und starre auf den leeren Platz, wohin er getrampelt hat. ‚Smia,‘ sagt er. Nach einigem Suchen in meinem Lexikon finde ich, daß er eine Schlange hat töten wollen. Das ist aber auch alles, was ich von diesem Führer und Pferdebesitzer zu berichten habe.

Es geht bergauf durch dichten Wald; ich atme eine Frische, die mir nach den staubigen Tagen unendlich wohl tut. Als wir eine Höhe erklettert haben, sehe ich wieder auf die Narenta hinab, und wieder habe ich die herrliche Freude, einen breiten Strom zu sehen, der durch unberührte Waldberge in heimlichen Windungen zieht. Ich habe ihn lange als Begleiter, und ich koste seine Morgenfreude.

Noch ist es nicht zehn Uhr, aber wenn ich vom Pferde steige und gehe, bedrückt mich die Wärme. Ich bin mit einem Fuß in der Herzegowina.

Dann schimmert, wo sich das Tal erbreitert, von einer Höhe eine festungsartige Kaserne: mein Ziel, wo ich Mittagsruhe halten werde. Ich präsentiere meine Handschreiben und finde wieder die schönste Aufnahme.

Es ist ein seltsames Stilleben hier oben unter den gerade dienstfreien Gendarmen. Die Kaserne liegt allein; unten führt eine Brücke über den ruhigen Fluß, und daran liegen einige Häuser; eben läuft ein kleiner Bursche hinunter, um Bier zu holen. Das Wort Bier hat jetzt für mich einen Reiz wie für euch das Wort Champagner. Es ist unheimlich sonnig; eine Kirche und eine kleine Moschee sehe ich auf den Bergen am anderen Ufer, mir gegenüber.

Ich spaziere im Garten und bewundere die Pflaumen; eine Katze folgt mir; dann lege ich mich in den Schatten und denke wieder, wie sonderbar es ist, so in der fremden Welt allein umherzufahren, bis ich von weitem den Jungen mit den Flaschen sehe. Einen Gendarmen lade ich ein, und nach einem guten Trunk werde ich auf die Kanzlei geführt, damit ich schlafen kann. Ich mache die Läden fein säuberlich zu und schwinge mich mit einem unsagbar seligen Gefühl auf das hohe Bett. Als ich eine Stunde geschlafen habe, kommt ganz leise die Ordonnanz und stellt mir ein schönes Essen auf den Tisch. Ich gucke aus dem Fenster in den Wald da drüben und lasse es mir schmecken; dann setze ich mich an den Schreibtisch, auf dem ich Tinte, Feder und Papier in schönster Ordnung vorfinde. Kann ein Mensch behaglicher reisen? Pünktlich um vier Uhr steht mein Pferd wieder gesattelt vor der Tür; ich schreibe mich zur Erinnerung in ein Buch ein und bezahle für den Aufenthalt in dieser kleinen Festung lächerlich wenig.

Ein Gendarm, diesmal ein Pole, begleitet mich wieder, nicht der Sicherheit, sondern der Gesellschaft wegen. Bergauf, bergab durch Waldberge. Ein Romantiker prägte das Wort Waldeinsamkeit. Kein Wort paßt besser auf dieses Land. Nie habe ich den Zauber dieses einfachen Wortes tiefer und ehrlicher empfunden. Gestern sprach ich von einer leuchtenden Gralsburg; hier reitet immer noch Parzival durch den verschwiegenen Wald. Auf einem Heidekegel sehe ich vier oder fünf mächtige behauene Steine, lange, rechteckige Steine mit einem spitzen Dach, mitten in dieser Einsamkeit. Ich bin ganz verwundert und bemühe mich vergeblich, eine verwitterte Inschrift zu entziffern. Als mein Pole das sieht, macht er mir begreiflich, das seien griechische Denkmäler. Ich kann das nicht glauben und will mich, sobald ich Gelegenheit habe, darnach erkundigen. Jetzt bedeuten sie für mich eine mystische Begegnung. Wie die Dämmerung kommt, sehe ich wieder, wie aus den Waldbergen jenseits des Flusses die Karstgipfel der Herzegowina in schimmernder Schönheit aufsteigen, und wie der Abend dunkelt und ein ganz leiser Windhauch durch die Kronen der Bäume zieht, leuchten unten im Tal und auf den näheren Höhen Feuer einsamer Hirten.

Abends nach 8 Uhr: Gendarmerieſtation ‚Bjelemic'. Unter einem klaren, leuchtenden Sternenhimmel liegen wenige Häuſer. Ich befinde mich auf einem weiten Hochplateau; vor mir ſehe ich neue Berge.

Dem Wachtmeiſter bin ich vorher telephoniſch gemeldet; er macht die Honneurs; die Kanzlei iſt mir ſchon eine bekannte Stube. Bier gibt es wirklich nicht mehr; kühler Wein, Eier, Brot und etwas kaltes Fleiſch. Mein Fenſter ſteht auf; die Weltabgeſchiedenheit, ein tiefer Friede, zieht von draußen zu mir herein.

Später mache ich einen Abendſpaziergang; wie ich heimkehre, lockt eine Flöte mich in die türkiſche Kafana. In dem niedrigen Raum brennt ein kleines Feuer; zwei junge Burſchen ſitzen auf der Bank; der eine hält eine primitive Naturflöte, der andere ſitzt und ſummt. Der, welcher ſitzt und ſummt, wird mir als mein morgiger Führer vorgeſtellt, da Marko den Weg nicht weiter kennt. Der andere wird mich ein Stück Weges mit ſeiner Flöte begleiten. Ich lade beide zu einem Kaffee ein und lege ihnen ans Herz, pünktlich morgen früh um 5 Uhr ſich bereit zu halten.

Am Sonnabend.

Um 6 Uhr Morgens ſtehe ich ſchon auf einer beträchtlichen Höhe und blicke zurück.

Ich bin am Eingange eines Karſtgebirges; zurückgelaſſen habe ich ein fruchtbares Tal, aus dem ſich im Hintergrund wieder eine Felſenburg aus dem Sattel bewaldeter Berge hebt. Unten im Tal ſteht Mais, Herdenglocken höre ich; überall tauchen aus den Maisfeldern kleine Baumgruppen auf; weiße Geſtalten ſchreiten; hier oben wird es ganz einſam.

Durch ein Karſttal reite ich weiter; es liegt noch im Schatten; links von mir iſt eine mächtige Felſenwand; ſie iſt blendend weiß, wie ein ſchimmernder Marmorberg, von der Sonne beſchienen; der Kamm zieht eine wunderbar weiche Linie an dem ſtrahlend blauen Morgenhimmel; einzelne traumhaft ſchöne Bäume ſtehen an dem kahlen, ſteilen Aufſtieg; ſie ſind wie kleine, lauſchige Haine in dem flimmernden Licht, und Pan mag ſich darin verſtecken, um ſeine Hirtenflöte zu blaſen; ein Türkenbube kommt mir nach; er iſt tief braun und ſchön; ein paar lange Haarſträhne hängen ihm hinten unter dem Fez herunter; ein Vogel zirpt, und ganz leiſe geht der Morgenwind über die Steine.

Nach zwei Stunden bin ich mitten im Karſt; eine unendliche Einöde; alles ſchimmert, blendet in der Sonne.

Mitten in dieſem Karſttal liegt ein kleiner Steinhügel; von dem winkt ein verwittertes Steinkreuz; um das Kreuz herum liegen wieder vier ſolcher behauener Steinblöcke, wie ich ſie geſtern im Walde über der rauſchenden

Narenta sah, und die mein polnischer Gendarm für Griechengräber ansehen wollte. Der Wachtmeister in Bjelemic wußte es besser, es sind Bogumilengräber, also Gräber jener Menschen, die, wie ich jetzt weiß, mit der Geschichte dieses Landes so eng verbunden sind, die bald die ersten waren, bald verschlagen und zerstreut in diesen Einsamkeiten ihre Toten begraben mußten.

Mitten auf diesem Hügel steht mein Schimmel, weiß wie das Gestein.

Eine Stunde ziehe ich durch die einsame Welt und komme zu einem türkischen Friedhof; rings um mich herum ragen noch immer die Felsen in den blauen Himmel; aber vor mir zieht sich schon wieder ein kleiner Wald hinunter und über dem Wald am Horizont sehe ich den großen Höhenzug der Trescavica; es ist ein wunderbares Gebilde mit vielen Einsenkungen und schroffen Abfällen; im Sonnenduft liegt es weich und wohlig; hinter mir schimmert noch der Karst, durch den ich gezogen bin, und links ragt aus dem schönsten Buchenwald ein zackiger Fels wie ein phantastischer Dolomit.

Das ist so sonderbar hier, daß zwischen der Oede und dem schönsten grünen Wald kein Übergang ist.

Ein Hirte hat mir eben die Namen der Berge genannt; es war wieder so ein harmloser Räuberhauptmann; ich schenkte ihm einige Streichhölzer; er war darüber unglaublich erfreut und dankbar.

Marko frühstückt mit dem Führer, und das Pferd steht vor ihnen und guckt zu. Ich habe einen enormen Durst, werde mich aber noch wohl etwas bescheiden müssen.

Nach einer Stunde bin ich auf einer kleinen Alm; an den Abhängen sehe ich herrliche Baumgruppen; links prangt ein köstlicher Buchenwald; vor mir leuchtet nun die Bjelasnica; hinter dem Wald die Trescavica; sie scheint jetzt wie mit grauem Samt überzogen.

Im Walde gurrt eine Taube; das ist alles, was ich höre.

Der Schatten im Wald tut mir wohl. Ich schreite rüstig aus und komme nach einer erfrischenden Wanderung an eine Niederlassung türkischer Landleute.

Ich sehe ein welliges Hügelland, das rings umgeben ist von Karstgipfeln. Man baut Gerste und Hafer; die Mäher sind von der Sonne fast schwarz gebrannt; sie alle tragen weiße weite Hosen und einen weißen Überrock; fast allen auch hängen am Hinterkopf einige Strähne langer Haare herunter.

Eine Gruppe sitzt am Wege oben auf einem Steinhügel. Die Frauen sind unverschleiert; aber sie fliehen, als sie mich kommen sehen, und verstecken sich hinter den Felsblöcken. Die Männer staunen mir nach; eine große Wasserkanne steht neben ihnen.

Mittags bin ich in Umugliani, einer hochliegenden Station. Sieben Stunden war ich gegangen. Nun sitze ich, wohl etwas müde, draußen vor der Kaserne, die über den fruchtbringenden Feldern liegt. 1500 m hoch. Unter mir das Dorf. Die Türkenhäuser bestehen fast nur aus einem verwitterten, hohen Holzdach; die meisten sind so gebaut, daß sich das Haus an die Höhe lehnt und eine Wand ganz und zwei Wände halb gespart werden. Fenster sehe ich nicht, nur vorn ist ein schwarzes Loch, die Tür. Die türkischen Bauern sind fleißig; sie rufen viel, machen einen tüchtigen Spektakel. Auf den primitiven Ochsenwagen, die sie sich selbst zimmern, und an denen kein Stück Eisen zu sehen ist, fahren sie das Stroh heim; solch ein Ochsenwagen kreischt ganz unglaublich, spektakelt mit den Menschen um die Wette; auf einzelnen Feldern steht noch das Getreide; es wird von weißen Gestalten gemäht. Auch hier arbeiten die Frauen mit den Männern; als ich vorhin den Weg durch die Felder ging, versteckten sich noch wohl einige, die meisten aber wendeten sich nur, als ich in der Nähe vorbeikam. Einmal wandte auch ich mich nachher zurück, und ich sah ein schönes, braunes Gesicht mit blendend weißen Zähnen.

Ein Gendarm ruft mich zu Tisch. Hier gibt es nun tagaus, tagein nur Hammelfleisch. An Festtagen vielleicht wird ein Huhn geschlachtet. Eine Kuh sorgt für Milch, und sie ist natürlich der Gegenstand zärtlichster Sorge, der Stolz der Herren Gendarmen, der Schützling der Haushälterin und ein zu bewunderndes Objekt für die Türken.

Mit dem Wasser ist man sehr sparsam. Mir schmeckt in meiner Kanzlei nach dieser tüchtigen Wanderung alles ganz köstlich.

Eine Stunde weit von hier liegt eine Alm. Ich habe selten ein Fleckchen Erde gesehen, das so fremd und zugleich so mütterlich heimisch war. Es kamen mir allerhand Vergleiche in den Sinn, um dies Landschaftsbild wiedergeben zu können. Es war nicht so, wie ich es in anderen Alpenländern fand. Ich könnte raten, daß ihr euch ein Miniaturniveau vorstellt, wie man es, aus der Vogelperspektive geschaut, manchmal in Museen findet, und ich könnte sagen, in solch einem Niveau sitzt ihr, wenn ihr auf dieser Alm Siesta haltet. Ich will es euch weiter beschreiben: Ich bin in einer weichen Hügellandschaft, und alle diese Hügel sind Alme; sie sollten grün sein, jetzt sind sie braun verbrannt. Dann kommen tiefe Täler, in denen zwei Türkendörfer liegen; ein primitives Minaret guckt hinter einem grauen Holzdach hervor. Auf der ansteigenden Höhe steht ein schöner Laubwald, der wieder ausläuft in kleine Haine von tiefer Intimität, und dann rings in großem Bogen das Karstgebirge. Es liegt nicht weit. Ich stand vorhin am Fuß eines großen Plateaus und konnte mit meinen Blicken den schmalen Pfad verfolgen, der sich durch das Gestein hinaufwindet auf den unheimlich

verlassenen, sonnigen Berg. Den Übergang von der Alm zu dem öden, weiten Steinmeer, aus dem dieser Berg schroff aufsteigt, bildet ein letztes Dorf; ein paar Hütten sind es. Wieder im Viereck, etwa einen Meter hoch aufgetürmte Steine und darüber ein hohes Holzdach.

Auch die anderen hohen Berge liegen nahe. Sie wirken wie Berge auf Segantinischen Bildern. Ja, an Segantini muß ich denken, an den großzügigen, elementaren Frieden, den ich immer von ihm mitnehme. Und auf dieser abgeschiedenen, wald- und felsumschlossenen Alm geht des Abends, wenn sich die Sonne neigt, ein reges Leben. Hunderte von Schafen werden getrieben; sie kriechen hinauf und hinab. Buben und Mädchen spielen und rufen; die Buben tragen rote, runde Mützen, um die sie oft ein grünes Tuch geschlagen haben, und rotschimmernde Gamaschen; die Mädchen umwehen weiße Tücher.

Ein Türke geht singend auf eines der verstreut liegenden Felder; sein kleines Mädchen trippelt hinter ihm her; eine handspinnende Frau in weiten Hosen hebt sich auf einem Hügel gegen den Abendhimmel ab. Dann geht die Sonne unter; der Karst schimmert rötlich; die kalte Steinöde hinter mir wird warm. Einen Steinadler sehe ich auffliegen, und siehe, da kommt ein geschorenes Lämmchen zu mir, und wir beide sehen zusammen in die sinkende Sonne.

Acht Uhr abends; ich kann bald schlafen gehen. Meinen Marko habe ich abgeschafft; er ist zu dumm und kennt gar keine Wege. Ich habe ihn mit zehn Kronen honoriert, damit war er sehr zufrieden, und er erzählte dem Wachtmeister, ich wäre doch ein sonderbarer, tierfreundlicher Mensch; ich hätte mir ein Pferd genommen und sei fast gar nicht geritten.

Zu Fuße gehen, wenn man ein Pferd hat, ja, das versteht ein Bosniake nicht.

Morgen wird mich ein alter Türke begleiten, den mir der Wachtmeister eben vorgestellt hat. Es war nicht so einfach, einen Führer und ein Lasttier zu bekommen.

Nun will ich noch einen Liter Wein den Herren Gendarmen, meinen freundlichen, bescheidenen Gastgebern, spendieren.

Nach Sarajevo.

Ich nehme von dieser schönen Alm um Umugliani Abschied. Es ist ein strahlender Sonntagsmorgen. Die Türken sind wieder fleißig bei der Arbeit. Viele Herden ziehen hinunter, von Hirtenbuben und Hirtenmädchen getrieben. Der Buben rote Gamaschen, rote Jacken und rote Mützen leuchten an dem weißen Gewand; die schimmernden Tücher der kleinen Mädchen fliegen lustig im Morgenwind.

Auf einem braunen Hügel steht ein Bursche und spielt auf einem Dudelsack seinen Schafen vor, bis er beim Weitergehen auf dem glatten Boden hinpurzelt und samt seiner Pfeife für mich vom Horizont verschwindet.

So ist es eine muntere Wanderung über diesen friedlichen Hügel im Anblick der weißen Berge. Weit und still. In den Lüften stehen viele Raubvögel.

Mein alter Führer geht mir zu langsam, und seinem Pferd steckt der Sonntag im Kopf. Da bin ich bald voraus. Wie ich nach einer Weile umsehe, sitzt der Alte wie ein Pascha auf dem von mir gemieteten Pferd. Als er näher kommt, bedeute ich ihm, daß ich das nicht liebe, worauf er mir freundlichst den Holzsattel präsentiert; ich bedeute ihm, daß ich den auch nicht liebe, worauf er den Kopf schüttelt und Betrachtungen anstellt. So ziehen wir denn weiter; das Pferd mit meinem Gepäck, der verwunderte Führer und ich, der fröhliche Wanderer.

Nach ein paar Stunden kommen wir an ein Dorf. Ich möchte mir gern das Innere solch einer türkischen Hütte ansehen, und ich gehe deshalb auf einen braunen, weißgekleideten Bauern zu, der, die Sense über seiner Schulter, eben ins Feld gehen will. Nun weiß ich nur, daß man das Haus in serbischer Sprache cutcha nennt; das sage ich ganz stolz und zeige auf eine Hütte; der Türke nickt begeistert; dann zeige ich auf meine Augen; der Türke nickt begeistert; dann gehe ich auf das Haus zu; der Türke bleibt bei meinem Führer stehen und nickt gar nicht begeistert. Ich kehre also wieder um, und wir drei sehen uns an. Schließlich sage ich wieder cutcha; der Türke nickt wieder ganz verständnisvoll. Nun will ich aber doch das Haus sehen, und ich sage auf gut deutsch zu meinem Führer: Du bist ein grenzenloser Dummkopf, daß du auch nicht ein Wort deutsch verstehst, und ich bin ein Dummkopf, weil ich nicht serbisch sprechen kann. Beide Herren nicken ganz begeistert, als sie so schöne Laute von mir hören. Und dann stehen wir wieder und gucken uns an. Volapük, Weltsprache, wo bist du? Nach einer qualvollen, kribbeligen Viertelstunde gehen plötzlich dem Türken die Augen vor Freude über; er muß doch etwas von einem Gedankenleser in sich haben, denn er geht vorwärts, bedeutet mir mitzukommen, und richtig, wir gehen auf das Haus zu. Mir ist zu Mute, als hätte ich eine schwere mathematische Aufgabe glücklich gelöst.

Bevor wir eintreten, ruft er ins Haus, und ich sehe, wie eine weibliche Gestalt die Stiege hinaufhuscht. Einige Nachbarn kommen hinzu; vor allem kommt auch der Herr des Hauses. Ich erkenne ihn daran, daß er das Feuer anmacht, mir einen Holzblock zurechtlegt, damit ich mich setzen kann, und dann anfängt, den Kaffee zu bereiten. Es ist ein viereckiger, dunkler Raum, natürlich ohne Diele. Ich beschaue mir die Wände; man

zeigt mir aus Dankbarkeit für das Interesse ein jedes Stück des ganz bescheidenen Hausgeräts, und dann trinken wir Kaffee und rauchen Zigaretten. Nach dem Kaffeetrinken werde ich in die ‚Stube' geführt; das ist ein anliegender, kahler Raum, welcher einen Fußboden hat, und wo die Hausbewohner nachts schlafen, wenn sie nicht am Herdfeuer schnarchen. Tisch und Stühle fehlen; einige Kissen und Tücher liegen an der Wand. Der Hausherr präsentiert mir in einem Holznapf Honig, das feinste wohl, was er besitzt; um nicht undankbar zu sein, stecke ich meinen Zeigefinger in den Honig, lutsche ihn dann ab und schmunzele und sage mit Wohlbehagen: ‚Hm.'

Den oberen Raum, der übrigens nicht groß sein kann, und ein rechtes Fenster nicht besitzt, sehe ich natürlich nicht. Wie ich einmal hinaufschaue, entdecke ich im Dunklen die weibliche Gestalt. Was für ein Ereignis mag das für die Frau bedeuten, Besuch eines Christen, eines Reisenden, und nun darf sie nicht dabei sein! O meine lieben Freundinnen, wie gut haben wir es doch!

Unsere weitere Unterhaltung beim Feuer besteht darin, daß mir der Hausherr die verschiedenen Gegenstände, die da herumliegen, in serbischer Sprache benennt, und ich sage, wie sie auf deutsch heißen. Das spricht er mir oft recht ergötzlich nach. Auf diese Weise verlebe ich eine angenehme Frühstückspause in der türkischen Hütte und ich habe mich am Ende wirklich sehr herzlich von meinem Gastgeber verabschiedet.

Bergauf, bergab, über beschwerliche Steinpfade, bei großer Hitze, hie und da durch spärlichen Wald. Gegen 10 Uhr bin ich wieder in einer Gendarmeriestation. Vor mir, auf einem welligen Kamm, hebt sich ein weißschimmernder Obelisk vom blauen Himmel ab. Der Wachtmeister erzählt, daß an diesem Ort ein Postenführer mit neun Assistenten im Aufstand des Jahres 1882 gefallen ist. Er mußte gegen 300 Insurgenten kämpfen, die ihn und seine braven Begleiter umzingelt hatten.

Unten an einem munteren Bach liegen die Häuser des Dorfes. Es hat serbische Bevölkerung; alle Einwohner bekennen sich zum griechisch-orthodoxen Glauben, wiewohl auch hier eine verwitterte Moschee, ganz verlassen und immer verschlossen, zum stillsten Sinnen einladet. Der Geistliche kommt nur her, wenn er seine Schafe oder sein Getreide einsammelt. Viele dieser Geistlichen habe ich noch nicht gesehen. Die mir begegnet sind, machten mir den Eindruck von Drohnen. Ihre langen, oft schmierigen Gewänder, ihre hohe schwarze Kopfbedeckung mag ich nicht leiden. Dabei gehen sie immer behäbig langsam, als wenn sie wirklich gar nichts zu tun hätten.

Auf den Höfen wird Korn gedroschen; es sieht besonders reizvoll aus, wenn man um diese Jahreszeit von der Höhe in ein bosnisches Dorf hinuntersteigt; auf den freien Plätzen vor den Hütten steht eine weißgekleidete Gestalt und treibt muntere junge Pferde in kleinem Kreise herum. So leicht und

luſtig ſcheint mir dieſe Weiſe, das Korn zu dreſchen. Dann wird das Stroh abgeſchüttet mit einer großzinkigen Gabel, und darauf nehmen weiße Geſtalten, was zurück geblieben iſt, auf die Schaufel und werfen es hoch in die Luft; der Staub fliegt in fröhlicher Wolke davon und das gereinigte Korn fällt auf den blitzblanken Boden.

Ich ſtehe dabei und denke an unſere Dreſchmaſchinen. Sie ſind viel praktiſcher, ſie ſind zeitersparend, ſie machen ein ſchreckliches Getöſe, und die Menſchen, die daran arbeiten, ſchlucken viel Staub, und ſehr viele Polizeiverordnungen müſſen beobachtet werden, wenn ſie aufgeſtellt werden. Ich will mich durch dieſen Vergleich nicht als einen unmodernen Menſchen hinſtellen, ſondern ich will nur ſagen, daß ich mir eine Dreſchmaſchine hier noch gar nicht denken kann, und damit will ich den Eindruck wiedergeben, den dieſes weltabgeſchiedene bosniſche Dorf mit ſeinen fleißig in hellem Sonnenlicht arbeitenden Menſchen auf mich macht.

Nun kommt einer von dieſen primitiven Holzwagen, mit acht tüchtigen Tieren beſpannt, knarrend über den Weg. Schöne Frauen gehen neben ihm her; ſie tragen weite ſchwarze Hoſen und auf dem Kopfe die rote Serbenmütze mit einem leuchtend roten, hinten geknoteten und herabfallenden Tuch. Sie ſchreiten ſehr ſtolz und königlich, und über ihren Stirnen glänzt ein reicher goldener Schmuck. Es kommt mir ungewohnt vor, wieder ungeniert in das Geſicht eines Weibes ſchauen zu können nach meiner Wanderung durch die Türkendörfer.

Um zwölf Uhr bin ich im Karſt, der mit niedrigem Geſtrüpp und Farren beſtanden iſt.

Ein türkiſcher Friedhof unter einem verwitterten einſamen Baum! Auf einem kleinen, dem Geſtein mühſam abgewonnenen Stückchen Ackerland mäht ein Alter Gerſte. Es iſt ſehr heiß. Dieſer einſame Alte, der meiner gar nicht achtet, redet zu mir eine tiefe Sprache. Seine Bewegungen ſind ruhig und gleichmäßig; ſein Arbeiten in dieſem öden Land dünkt mir wie Beten; das Sonnenlicht zittert um ſeine gebückte Geſtalt. Ich fühle bei ſeinem Anblick, daß er kein Verlangen hat, meine Heimat zu ſehen, daß er keine Vorſtellung hat von Menſchen, die in großen Städten, auf weiten, fruchtbaren Feldern wohnen, und ich fühle, daß er ruhig am Morgen die Sonne aufgehen ſieht und ruhig ſeinen letzten Abend erwartet. Sein kleiner, ſpärlicher Acker liegt nahe dem Friedhof, auf dem man auch ihm einſt ſeinen Turbanſtein in den wilden Farren ſetzt. Dann wird ſich niemand mehr um dieſen Stein kümmern. Doch ich weiß es gewiß, gerade auf ſeinen Grabſtein wird ſich an einem ſchönen Morgen ein Wandervogel ſetzen und von der Welt und ſeinem fröhlichen Fluge ein Liedlein ſingen, und gerade dieſer kleine Vogel wird ſich an einem Sommerabend in meinen Birnbaum ſetzen,

und wenn ich, in Erinnerung an meine Wanderung versunken, an dem leuchtenden Abendhimmel eine einsame weiße Wolke betrachten werde, dann wird er leise anfangen zu zirpen, und leise und geheimnisvoll, tief bewegend, wie eben nur ein träumender Vogel in einem duftenden Blütenbaum singen kann, wird er singen, und dann werde ich doch noch mit diesem einsamen Alten hier, der meiner jetzt, versunken in seine Arbeit, nicht achtet, eine Zwiesprache halten; die weiße Wolke an dem leuchtenden Himmel wird meine Sehnsucht entführen in diesen verlassenen Winkel, und dann werde auch ich den alten Grabstein suchen; ich werde meine Hände auf den Steinturban legen, und ich werde beten mit diesem treuen Arbeiter um meinen Frieden. Noch aber bin ich jung; noch schafft mir die Ruhe ein unruhig Herz, und eine befreiende Zwiesprache können wir beide noch nicht halten.

In Bad Ilidze.

Jenes Bild liegt hinter mir wie ein Traum. Ich bin vorhin an einem Rennplatz vorbeigekommen; ich höre Militärmusik; ich sehe geputzte Leutchen; ich bin überhaupt wieder unter sogenannten Menschen. Ich schäme mich fast, und darüber ärgere ich mich. Ich schäme mich nämlich, weil ich einen gräßlichen Stoppelbart habe, mein Kragen schrecklich aussehen muß, weil ich das Gefühl habe, daß ich wie ein halber Wilder hier hineingeschneit bin. Dabei ist es Sonntagabend. Nein, wie mir die ganze Umgebung fremd vorkommt; alles ißt mit Behagen und trinkt mit Behagen.

Ich sitze bescheiden in einer versteckten Ecke, und weil ich da sitzen zu müssen glaube, deshalb ärgere ich mich.

Mit einem recht primitiven Gefährt bin ich hier eingefahren. Just um die glühende Nachmittagszeit war ich in Tronovow. Hier liegt die Gendarmeriekaserne an einer Landstraße. Wie ich nach einem erquickenden Nickerchen in der Kanzlei da aus dem Fenster gucke, kommt ein Landauer angefahren; auf dem Bock sitzt ein Kutscher in schöner Livree, und in dem Wagen selbst sitzen jene vier Giauren aus Berlin, mit langen Alpenstöcken und zwei Photographenkasten bewaffnet. Da hatte ich wieder einen Vorgeschmack von der Kultur. Sie wollten die Trescavica besteigen, jenes schöne, gezackte samtene Gebirge mit den weißleuchtenden Gipfeln, das ich gestern wie ein stilles, geheimnisvolles Land betrachtet hatte. Sie fuhren noch ein Stück Weges die Landstraße weiter mit ihrem Kutscher in Livree, mit ihren Alpenstöcken und ihren Photographenkasten.

Ach, ich werde ihnen noch wohl wieder begegnen! Sie scheinen mein Verhängnis zu werden.

Ich konnte natürlich keinen Landauer finden, nicht einmal ein einigermaßen leidliches Gefährt. Ich mietete einen Wagen, auf dem man bei uns

Vieh transportieren würde. In diesen Wagen wurde Stroh gelegt, und dann tanzte ich, obschon ich meistens lag, vier Stunden lang gen Ilidze.

‚O wie schön,‘ dachte ich da, ‚ist doch ein Wagen, der Federn hat!‘ und alle Augenblicke mußte ich ‚hopsa‘ rufen; gegen diese Fahrt war ein Ritt auf einem recht hochtrabenden Roß eine sanfte Gondelfahrt. Dabei war es rührend heiß. Trotzdem aber machte ich Anstrengungen, die Gegend zu bewundern und mir einzubilden, daß ich so recht in Behaglichkeit den köstlichen Wald, die seltsam geformten und steilen Felsen bewunderte, bis ich mit meinem Gefährt in die Ebene kam, die weite Ebene von Ilidze.

Da hörte auch das auf; ich konnte nur noch grollen, und dann hielten wir stille.

Es war Sonntag in einem schon von der Kultur überzogenen Winkel. Dies war der Ort, wo ich meinen Jackettanzug tragen sollte, und wo ich mich zu Hause schon bei den Vorbereitungen dieser Reise stolz einherflanierend gedacht hatte.

Zunächst konnte ich das rechte Etablissement (man höre nur, wie schön dieses Wort lautet!) nicht finden, und ich kam zu einem Gasthaus, in dessen Garten viele betrunkene Menschen saßen, schäkerten und immer noch mehr Bier tranken; aus großen Krügen tranken sie. Dann verlief ich mich, kam zu einer Eisenbahnbrücke, die über einen schönen, breiten Fluß führt, und fand einen Sonntagsjäger, der mir den rechten Weg angab; und nachdem ich dann nochmals einen Garten durchquert hatte, einen Garten am Wasser, in dem wieder viele Menschen Bier tranken, die am besten nichts mehr getrunken hätten, kam ich in dies Etablissement.

Ein sehr schöner, lauschiger Park, stattliche Gebäude mit Lesezimmer, Wandelgängen und stillen Winkeln.

Wenn man so, wie ich es getan hatte, durch ein reines Naturland gezogen ist, allein, unkundig der Sprache, und kommt dann in dieses Bad, so kann man sich wohl etwas verwundert an den Kopf fassen. Ich habe es jedenfalls getan und habe mir dann den stillen Winkel ausgesucht, von dem aus ich die Lage überschauen kann, selbst aber nicht allzu deutlich gesehen werde.

Die Kapelle spielt im Garten; hinter mir auf der weiten Veranda sitzt die Hautevolee von Sarajevo, viele Offiziere mit ihren Damen. Kleine elektrische Lampen stehen auf den Tischen, Kellner fliegen, und Amor macht auf dem schimmernden Rasen unter den breitkronigen Bäumen zivilisierte Purzelbäume.

Mir gegenüber sitzen einige Geistliche, auch drei Klostergeistliche, die ebenso wie ich erst ihr Glas Bier, dann ihren halben Liter Rotwein mit Selterswasser trinken. Ein junger Vikar ißt dann wohl eine Viertelstunde lang eine mächtige Wassermelone. Der älteste Pater raucht seine vierte

Zigarette; ich gönne ihm von Herzen sein Sonntagsvergnügen. Einige Offiziere setzen sich zu ihnen. Lustigere Weisen spielt draußen die Musik.

Gleich werde ich mit dem Zuge nach Sarajevo in die Hauptstadt fahren und hoffentlich meinen Freund noch heute abend finden.

Aufenthalt in Sarajevo.

Fast zwei Wochen, zwei schöne, unvergeßliche Wochen bin ich hier gewesen. Bei meiner Ankunft flatterte vor dem Hause meines Freundes die deutsche Fahne.

Ihr, meine Freunde, die ihr noch nicht so recht durch die Fremde gezogen seid, ihr wißt nicht, wie es einem zu Mute ist, wenn in der Fremde uns die alten Farben grüßen. ‚Zu Hause!‘ summst du dann ganz leise für dich, erinnerst dich, daß du eine solche Fahne am Sonntagmorgen in deinem Vorgarten aufgezogen hast, wie oft dir schon diese Farben eine Festtagsstimmung zugeweht haben. Wenn du mit deiner Seele ausziehst, — ein Stück deiner Seele bleibt immer daheim, wo sich die Wege deiner Kindheit schlängeln, — und du auf dem hohen Meere fährst, so schaust du aus nach jedem Schiff, das dir entgegen kommt, und wenn du deine Farben siehst, dann fühlst du, wie eine leise Hand deine Wange streichelt; es mag die Hand deiner ersten Liebe sein, es mag die Hand deiner Mutter sein, es mag die Hand einer schönen Frau sein, die du das Vaterland nennst. Und eine seltene Fröhlichkeit überkommt dich, und das Geheimnis dieser ruhigen Fröhlichkeit läßt sich nicht ergründen, wie sich das Geheimnis alles Höchsten und Tiefsten nicht ergründen läßt.

Ich war daheim. — Johann, richtig, Johann stand vor der Haustür. — Er sagte: ‚Grüß Gott, Herr Doktor, es ist alles bereitet und . . .‘ Da fiel ich ihm in die Rede, lachend fiel ich ihm in die Rede und sagte: ‚Johann, ich kenne Euch, ich sah Euch schon im Traum während meiner ersten Reisenacht! Ihr wart da etwas magerer, aber Ihr wißt, daß ich gern Kaffee trinke, wie ich schlafen muß.‘ Und Johann lacht und nickt. Als seine Frau erscheint, frage ich sie: ‚Wo ist meine Ente?‘ Da lacht auch sie und sagt: ‚Im Hofe freut sie sich noch ihres Daseins und erwartet ihren Tod.‘

Und dieses Behagen an dem Schreibtisch meines Freundes, auf dem dieselben Bilder stehen, dieselbe Mappe liegt, über den ganz derselbe Hauch weht wie einst in unserer Wohnung in Deutschland.

Fast zwei Wochen, zwei unvergeßliche Wochen habe ich hier gelebt. Und nun will ich euch danken, ihr vielen lieben Menschen, die ihr mich vergessen ließet, daß ich in der Fremde war. Herzig, das ist ein Wort, das ich am liebsten noch erfinden möchte, um euer Wesen wiederzugeben, ihr Österreicher!

Sarajevo hat mancher Fremde gesehen, und ich will es mir schenken, wie ein Reisehandbuch diese Stadt zu beschreiben. Ich will nur sagen, wann und wie ich sie am schönsten fand, und was sie zu mir redete.

An einem schönen Abend ging ich hinauf in das weitläufig gebaute Krankenhaus. Es ist ein großer Park mit verschiedenen stattlichen Häusern. In einem mit kostbaren Teppichen belegten und behangenen Raum saß ich beim Chirurgen und dessen Frau, einer trefflichen Kennerin des Landes und trefflichen Erzählerin, deren Bücher in Österreich rühmlich bekannt sind. Sie hatten mich vorher in den weiten Garten geführt, und von einem Hügel hatten wir hinunter in das Tal der Miljatzka geschaut.

Da lag Sarajevo, die Perle, zu unseren Füßen. Die hohen Häuser der modernen Stadt am Flußufer schimmerten; rings um sie herum auf den grünen, baumbestandenen Hängen schliefen die kleinen Türkenhäuser, und wohl vierzig schlanke Minarets sahen wir nach dem Himmel zeigen. Und wie wir standen und bewunderten, tönte der Ruf des ersten Muezzin, ihm folgten die andern; ein wunderbar weicher, klagender, flehender, eindringlicher Ton ging durch die Abendluft, als diese vielen Stimmen der für uns unsichtbaren Rufer in einander verschmolzen und zu uns herüber sangen: ‚Kommt und betet zu Gott!‘ Wir hörten keine Worte. Ein Klang, eine große Mahnung, eine große Sehnsucht, ein Singen der Menschenherzen, das aus der Stille des Abends, aus den letzten Strahlen des untergehenden Tages geboren war; aus jedem Dache stieg es auf, Blätter und Blüten summten es mit, der Rasen strömte es, und die Lüfte zitterten es aus: ‚Kommt und betet zu Gott!‘

‚Die Bosnier waren allezeit gottesfürchtig, welcher Religion sie auch angehörten,‘ so erzählte mir meine liebenswürdige Gastgeberin. ‚Mit diesem Grundzug rechneten auch die Osmanen. Sie bauten den neuen bosnischen Mohammedanern Gotteshäuser und Stiftungen in großer Anzahl; sie bauten ihnen Brunnen und sorgten dafür, daß auch ihnen bald ein schönes Antlitz, ein süßer Duft und fließendes Wasser der Inbegriff des Lebensgenusses wurde.‘

‚Die mohammedanischen Bosnier sind sehr gottergeben,‘ erzählte mir weiter meine Gastgeberin. ‚Sehr schwer haben sie sich daran gewöhnt, einen Arzt zu konsultieren und seine Anordnungen zu befolgen. Sie sehen nicht ein, warum sie noch leben sollen, wenn Allah es für gut hält, daß sie sterben.‘

Ja, ich hörte sonderbare Geschichten. Eine Frau war in der Klinik, und weil die Kinder zu Hause nach ihr verlangten, kam der Mann, sie wieder heimzuholen. Es wurde ihm bedeutet, daß dies nicht tunlich sei und große Gefahr bringe. ‚Meine Frau gehört in mein Haus, und wenn sie dort sterben soll, so wird sie dort sterben,‘ sagte der Mann ohne Aufregung und nahm seine todkranke Frau auf den Wagen und lächelte über die Worte des schier verzweifelnden Arztes, daß sie durch eine Operation gerettet werden könne.

‚Es sind liebe Frauen, die Mohammedanerinnen,‘ sagte weiter meine Gastgeberin; ‚ich komme oft in ihre Häuser; sie sind demütig, bescheiden, dankbar und im allgemeinen zufrieden. Sie leben in einer andern Welt.‘

Und noch vieles andere hörte ich an jenem Abend von diesen Kennern des Landes, das mir die Mohammedaner sympathisch machen mußte. Ich erinnere mich jetzt auch, einmal einen Ausspruch eines Missionärs gelesen zu haben, welcher mit dem übereinstimmt, was mir da berichtet wurde. Der Missionär sagte: ‚Wenn wir Christen die Frömmigkeit der Mohammedaner hätten, wie vieles Schöne und Gute mehr würden wir leisten!‘

Eine Eigenschaft der Türken habe ich hier sehr bald angenommen, Ruhe und Gleichmut; deshalb ist es mir auch gar nicht eingefallen, mich alle Tage an den schönen Schreibtisch meines Freundes zu setzen und fein säuberlich zu Papier zu bringen, was ich sah und hörte. Kauft euch andere Bücher über Bosnien! Darin werdet ihr so viel hören, daß ihr auf eurer Hochzeitsreise oder Ferienreise schon hierher findet.

Ich schlemmte hier so meine Tage hin. Des Morgens kam Johann mit dem Frühstück; wenn ich meinen Traumjohann leibhaftig vor mir sah, dann wurde mir gleich behaglich zu Sinn, und immer, wenn ich meinen Porritch aß, freute ich mich, daß ich damals dem Sachsen mit der feinen Bügelfalte im Beinkleid so eindringlich von Petöfi erzählt hatte.

Nach dem Frühstück ging ich durch eine stille Gasse, an dem Miljatzkaufer über den Quai, an dem stattlichen Herrenklub und dem lauschigen Miltärkasino vorbei, enge Gassen hinauf in die Türkenviertel. Und dahin werde ich, wenn ich wieder daheim bin, in stillen Stunden wohl die größte Sehnsucht haben.

Schon von Jezero und Jaice her wißt ihr, wie ich die Straßen liebe, in denen kein Wagen fährt, kein Menschenruf tönt, keine bunten Blumen am offenen Fenster stehen. Und hier sprach der seltsame Friede noch mehr zu mir; denn die Straßen waren breiter, der Häuser waren viel mehr, und zu meinen Füßen lag ja eine Stadt mit elektrischen Bahnen, mit einem Klub, einem Kasino, großen Hotels, Synagogen, einem Dom, einer protestantischen Kirche, eine Stadt mit vielen stattlichen Regierungsgebäuden. Und hier war eine weite Gartenstadt. Wenn ihr sie in der Nacht besucht beim Mondschein, wie ich es getan habe, dann glaubt ihr, der Welt ganz entrückt zu sein. Über den Holzzäunen sah ich die Kronen alter Bäume. Ich wußte es, kein Garten ist hier von sorgsamen Gärtnern gepflegt; sie alle sind wild, und keines Vogels Singen habe ich aus ihnen gehört.

Hier wanderte ich ganz allein. Die Männer waren schon in der Carcija und hatten ihren Laden und ihre Werkstatt da geöffnet. Die Frauen waren daheim, hinter den vergitterten Fenstern, unter den Bäumen im Rasen

der versteckten Gärten. Selten nur sah ich eine tief verschleierte Gestalt, gefolgt von einer vermummten Dienerin, den Weg in die Stadt hinuntergehen.

Die Frauen hier gehen rasch; der Herrin Füße sind zierlich, und die behandschuhte Hand, die den Sonnenschirm hält, ist klein; die Dienerinnen tragen ein schweres, blaues Gewand und gelbe Stiefel.

Zuweilen auch kamen kleine Mädchen mit der Wasserkanne, um zu dem Straßenbrunnen zu gehen; feine, zarte Gesichter; ihre Fingernägel sind rot gefärbt, auch ihre Haare; die kleineren spielen auf dem Wege; die größeren sind schon halb verschleiert; sie sehen mich nicht an; sie gehen leicht und unnachahmlich elastisch.

Nur einmal hat mich ein vierzehnjähriges Mädchen staunend eine Weile betrachtet. Ich saß vor dem Garten ihres Elternhauses und blies auf meiner Flöte in den Sommermorgen hinein. Das Haus liegt abseits der Straße, man kommt zu ihm durch einen grünen Gang. Von da hatte ich einen köstlichen Blick, erst auf einen Friedhof, tiefer auf die schwarzen Dächer der Türkenhäuser in den Gärten, dann unten auf die Stadt und jenseits des Flusses wieder auf gleiche Häuser, die bis hoch hinauf ganz verstreut zwischen den Bäumen liegen, eines noch heimlicher als das andere; über ihnen steigt höher und höher das Gebirge. An diesem Morgen war der Himmel von einer zauberhaften Bläue, und das Gebirge schimmerte in zartestem Grün. Zu meiner Linken zogen im Halbkreis die weißleuchtenden Steinberge, auf denen in Festungswerken Soldaten wohnen. Die Linien des Gebirges sind weich; das Bild erinnerte mich an die schöne Stadt Tirols, in die vom Hoferdenkmal der Wanderer hinunterblickt, und doch wieder ist es ganz anders, weil der Hauch des Orients über dieser einzigen Gebirgsstadt ausgebreitet ist.

Hier saß ich also und blies auf meiner Flöte Heimatlieder, da kam das kleine Mädchen und hörte zu und sah mich an. Ich nannte es im stillen Suleika. Mit den zierlichsten Händen hielt sie ihr Tuch; ein paar gefärbte Löckchen fielen auf ihre Stirn, und ihre strahlenden Augen dankten für diesen Morgengruß. Dann ging sie den grünen Gang hinunter; an der Ecke sah sie noch einmal auf mich zurück, ganz staunend und so sonderbar fragend, daß ich tief traurig wurde. Woher kommst du, fragten ihre Augen? Kommst du von lieben Menschen? Würden die auch mich gern haben? Muß ich mich vor euch fürchten? Und halb gewendet, mit diesen staunenden und fragenden Blicken entschwand sie meinen Augen. Da wurde ich tief traurig. Ich lebte in Gedanken das einsame, freudenlose Leben dieses Menschenkindes, und ein Liedlein ging mir durch den Sinn, das eine wehmütige Weise hat und das mir ein liebes Mädchen einmal vorgesungen hat:

Wenn auch die Menschen sagen,
Sie müßten mich beklagen,
Weil ich unglücklich bin:
Es brachten Sommerzeiten
Mir süße Seligkeiten
Und tröstlichen Gewinn.

Sie sind demütig, ergeben und dankbar, die mohammedanischen Frauen so sagte doch die Frau des Chirurgen, die ihre verschlossenen Häuser besucht.

O Freunde, laßt uns in der Jugend doch lieber der Sonne entgegenziehen und alle Furcht, daß wir uns die Flügel unserer Seele versengen könnten, soll die fröhliche Hoffnung unserer Herzen besiegen!

Aus dieser stillen Gartenstadt stieg ich dann hinunter und durchwanderte den Markt.

Da war ich mitten im echt orientalischen Leben. In der einen Gasse sitzen die Bäcker, in der andern die Schuster, in der dritten die Kupferschmiede, in der vierten die Deckenhändler, und so geht es weiter. Die Kupferschmiede hört man schon von weitem hämmern, und wenn ihr durch ihre Gasse geht, und wenn es euch so fröhlich und munter in den Ohren klingt und ihr die schlanken Kannen, die feinen Teller mit zierlichen Arabesken seht, dann überkommt euch eine solch herzliche Freude an dem Zunftwesen, daß ihr ganz sicher wieder umkehrt und euch ein bißchen in das Mittelalter hineinträumt und mit Hans Sachsens Gesellen Arm in Arm spaziert, bis ihr zufällig auf einen langen Araber stoßt, der auch von anderen Ländern träumend seinen Kopf nach oben in die flimmernde Luft steckt. Ihre Fahnen und ihre Roßschweife, mit denen sie vor den Vezieren ausrückten, haben die Zünfte verloren, aber von vielen alten Gebräuchen werden sie sich so bald nicht trennen.

Immer noch umgibt euch das Leben des Bazars wie ein bunter Teppich. Wenn ich es euch recht lebendig vor Augen führen wollte, so müßte ich sagen: Denkt euch, wie es in einer Schneiderwerkstatt aussieht, in der ihr euch beim Meister einen Anzug anmessen laßt! Denkt euch, was alles beim Schuster herumliegt, wenn ihr ihn besucht und nach euren Leisten fragt! Denkt euch einen Uhrmacherladen, eine Bäckerei und alles, was es sonst an Handwerkern und kleinen Kaufleuten gibt! Allen diesen Leuten seid ihr auf einem Gang von zehn Minuten so nahe, daß ihr ihnen die Hand geben könnt und fragen: ‚Na, Meister, was soll denn das werden, arbeitet euer neuer Geselle gut?‘ Dann denkt euch weiter, daß der Meister fast immer Besuch haben wird von irgend einem Freund, Nachbarn oder sonstigen Herrn, der mit ihm eine Zigarette raucht, mit ihm eine Schale Kaffee trinkt, und daß alle Meister aussehen, als arbeiteten sie eigentlich nur so etwas zum Vergnügen! Die Gassen, in denen euch dies lebendige, bunte Bild wie

ein leuchtender Teppich umweht, sind eng und heiß, und um die Morgenstunden drängen sich auf ihnen die Menschen in schillernden Gewändern. Selten kommen Frauen; beim Bäcker oder Obsthändler steht wohl eine tief vermummte Gestalt. Mit Behagen ißt man seine Wassermelone; ein Limonadenverkäufer zieht mit einem schellenbaumartigen Ungetüm herum, und an einem Brunnen liegen Menschen, die von der Sonne schlemmen und durch ihr Vorhandensein ein schönes Lied vom dolce far niente singen.

Ich stand hier in kühlen Gewölben und habe Decken gekauft für unser demnächstiges Lagerleben; ich habe mir da mit meinem Dolmetscher eine gute Büchsflinte erstanden, und ich habe herrliche, gestickte Tücher in Gemütlichkeit erhandelt für Menschen, die ich gern habe, für meine deutsche Sommerwohnung, die in blühenden Feldern liegt.

Dieser Laden mit den goldgestickten Tüchern, den ich gern aufsuchte auf meinem Morgengang, liegt nahe einer prächtigen Moschee, die ein großer Pascha sich zum Ruhme erbaut hat. Mitten im Gewirre des gewerblichen Lebens ein heiliger, stiller Platz. Eine uralte Linde breitet ihre schimmerden, sonnendurchglühten Zweige über einen vielarmigen Brunnen, der auf dem eingegitterten Hof den Menschen Kühlung spendet. Auf diesem Hof steht auch eine Bank, und um die Gebetsstunde saß ich auf dieser Bank und — erbaute mich. Es kamen Männer in reichem Pelz und legten ihn ab, es kamen arme Handwerker, Fuhrwerksbesitzer mit schwerer, goldener Kette auf dem gerundeten Leib; sie setzten sich nacheinander auf die einzelnen erhöhten Steine vor den Brunnenarmen und wuschen sich Füße, Hände, Hals, Ohren und Kopf, und dann gingen sie zur Vorhalle der Moschee und in die Moschee; ich sah ein kleines Heer von Schuhen und Opanken; auch diese vielen sprachen eine sonderbar schöne, fromme Sprache; ich sah die tiefen Verbeugungen, sah, wie die Menschen in Reih und Glied aufstanden und niederknieten und den Boden mit dem Kopf berührten.

Glaubt mir, meine Freunde, auch dieser Gottesdienst ist erhebend, wenn ich auch ein ganz klein wenig gelächelt habe über die feine Absicht, durch ihn zugleich für den Körper zu sorgen. Aber ich dachte, unser Körper ist das Gefäß unserer Seele; ihn rein halten und auf seine Schönheit achten, ist edel.

Nur fünf Minuten von dieser Moschee liegt die Franz-Josefstraße. Da findet ihr moderne Häuser, Hotels mit einem Café, Pilsener Bier, Läden, in denen ihr die schönsten bunten Postkarten kaufen könnt. Ich habe solche gekauft und sie euch geschickt, und nun wißt ihr, wenn ich sie geschrieben habe, waren meine Gedanken bei den stillen, verschwiegenen Türkenhäusern da oben und bei den bunten, wechselvollen Bildern des Bazars und seiner heimlichen heiligen Insel.

Nahe dieser Straße liegt auch der Dom, in den ich dann eintreten mußte, um meiner Seele die Heimat zu zeigen; nahe dieser Straße liegt auch die griechische Kathedrale mit ihren vielen bunten Heiligenbildern.

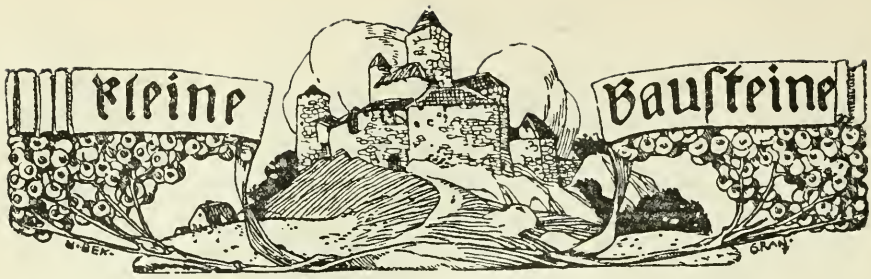
Und dann ging ich zum Quai, an dem am Nachmittag der griechische Bischof promeniert, an dessen Ufer die Kuppeln der Synagoge leuchten und die deutsche protestantische Kapelle in edler Schlichtheit steht. Da ging ich zweimal auf und nieder, und eine tiefe, große, aufrichtige Menschenliebe habe ich in mich aufgenommen. Haltet mich ruhig für zu weitherzig, ich glaube an die Aufrichtigkeit der Überzeugung aller Menschen und diesen Glauben werde ich mir so leicht nicht nehmen lassen. Ich sagte so manchem Menschen schon, daß er Wärme habe und ein liebes Herz; dann schwand die starre Rinde. Ich sagte so manchem Menschen schon, daß ich an seine Ehrlichkeit glaubte; dann schüttete er mir sein Herz aus wie ein Kind. Wir alle sind edel geboren!

Es dünkt mir seltsam, nun zu sagen, daß ich nach meinem Spaziergang am Quai in den Klub ging; macht also hinter dem Rufzeichen eine lange Pause, und wenn ihr euch darüber klar geworden seid, ob das richtig oder unrichtig ist, was ich sagte, dann setzt euch mit mir an den schönen gedeckten Tisch im Klub zu Sarajevo.

In diesem Hause ist es so behaglich wie im schönsten Klub an der Princeßstreet zu Edinburgh. Daß wir hier eine nicht uninteressante Mittagsgesellschaft hatten, ist eigentlich selbstverständlich. Der kleine italienische Vizekonsul hatte Heimweh nach seinem alten Kulturlande und den schönen Römerinnen; ein ebenso kleiner Japaner erzählte uns, daß es auch in Japan noch Urwälder gebe, die er nach bosnischen Mustern beforsten wolle. Tüchtige Beamte gaben mir interessante Aufschlüsse über Land und Leute, und immer, wenn ich nach dem Mittagessen hinausging und der kleine Schuhputzer mir seine türkische Referenz machte, war ich um ein Stückchen klüger geworden.

Nachmittags saß ich daheim und abends bei lieben Menschen. Ich grüße dich, du fröhliches, blondes Mädchen! Ich grüße euch, ihr heiteren ungarischen Junker, mit denen ich gegeigt und gesungen habe! Ich grüße die Stunden, in denen ich in eurem Heim, ihr lebenslustigen Soldaten, bei den Klängen der Czardas lebendig geworden bin! Ich werde dich nicht vergessen, du schwarzhaariges, junges Kind, wie du ganz von den Tönen berauscht tanztest und mit den Augen die weiten Steppen deiner Heimat suchtest! Ich werde ihn wieder gehen, den schönen Abendgang nach dem stillen Gasthaus auf der Wiese, und Exzellenz, bei Euch werde ich wieder meinen Tee trinken und ungarische Lieder summen.

(Schluß folgt.)



Zur Psychologie des Witzes.

Wer sich mit irgend einem Spezialgebiet der neueren, auf psychologischen Untersuchungen fußenden Ästhetik näher beschäftigen will, kann wohl kaum eine unterhaltsamere Sparte wählen als die vieldurchforschten und vielumstrittenen Bezirke der Komik und des Humors. Um den diesbezüglichen Problemen auf den Grund zu kommen, ist freilich ernstes und angestrengtes Nachdenken genau ebenso notwendig wie bei jeder anderen wissenschaftlichen Untersuchung; aber den griesgrämigen Sauertopf möchte ich doch sehen, der die einschlägigen Werke durchstudieren könnte, ohne hie und da in ein fröhliches Gelächter über die vorgebrachten Beispiele auszubrechen. Freilich wird dann jeder solcher Heiterkeitsausbruch erst recht wieder zum Anlaß ernster Selbstbeobachtung und ursächlicher Nachprüfung werden; man wird sich alsbald fragen: Warum hast du eigentlich eben gelacht und warum gerade bei diesem Anlaß und nicht bei einem der vielen anderen? Man wird die Gründe nachprüfen, aus welchen der betreffende Theoretiker die Lächerlichkeit gerade dieses Falles ableitet, und ihm schließlich zustimmen oder widersprechen. Kurzum, man wird, soferne man auch so ‚ein Kerl' ist, ‚der spekuliert,' sich alsbald wieder ‚auf dürrer Heide im Kreis herumgeführt' finden, ‚und rings umher liegt schöne grüne Weide'. Andererseits kann doch nur der hoffen, das Wesen des Komischen zu erfassen, der selbst für Komik empfänglich und eigenen Mutterwitzes nicht ganz bar ist, sonst spräche er wie der Blinde von den Farben oder wie Sir John Falstaff von der Ehre.

Ein erster Blick auf die neueste Literatur zu unserer Frage könnte sogar die Befürchtung wecken, als sei die Psychologie der Komik nicht nur ein ernstes, sondern geradezu ein trauriges Thema. Ist es nicht auffällig, daß wir neben dem Psychologen Theodor Lipps, dessen Arbeit über ‚Komik und Humor' (1898) wohl noch lange grundlegend bleiben wird, gerade zwei Psychiater angelegentlich mit diesem Gegenstand beschäftigt finden, nämlich Emil Kräpelin (‚Zur Psychologie des Komischen' in Wundts Philos. Studien Bd. 2, 1885) und neuestens Sigmund Freud in der Schrift: ‚Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.'* Wie sollen wir die Brücke schlagen von dem besonderen Beobachtungs-

* Leipzig und Wien 1905, bei Franz Deuticke. — Die auf Lipps fußende Schrift bringt namentlich zur Technik des Witzes trotz der oft geschmacklosen Beispiele gute Aufschlüsse. Die Parallelisierung von Traum und Witz erscheint nur mehr als geistreicher Einfall; wertvoller ist wieder die Aufweisung der Stelle, welche der Komik im genetischen und ökonomischen Zusammenhang des Seelenlebens zukommt.

feld des Irrenarztes zu jenen Normalerfahrungen beluſtigten Frohſinns, den man doch eher als ein Symptom ſeeliſcher Geſundheit anzuſprechen gewohnt iſt? Man wird die Vermittlung wohl zunächſt eher auf phyſiologiſchem als pſychologiſchem Gebiete ſuchen, nicht im charakteriſtiſchen Gefühl des Komiſchen, ſondern in ſeiner zugeordneten Ausdrucksbewegung, im Lachen; man wird vielleicht auch alsbald an einige beſondere anormale Symptome, wie den unmotivierten Lachkrampf der Hyſteriſchen oder die lachfreudige Euphorie mancher Betrunkenen und Geiſteskranken denken. Aber die Wechſelbeziehung zwiſchen dem körperlichen Akte des Lachens und der ſeeliſchen Qualität des ‚Lächerlichen‘ erweiſt ſich bei näherem Zuſehen als keineswegs durchgängig und allgemeingültig. Zwar hat noch 1873 Hecker die ‚Phyſiologie und Pſychologie des Lachens und des Komiſchen‘ in einem behandeln wollen; aber demgegenüber weiſt gerade Kräpelin nach, daß bereits die Alltagserfahrung uns ebenſowohl Fälle des Lachens ohne lächerlichen Anlaß (beim Kitzel) als Fälle der Komik ohne Folge des Lachens (bei behaglichem Humor) aufweiſt, und Freud geht auf die phyſiologiſchen Begleiterſcheinungen überhaupt nicht weiter ein. Vielmehr ſind gerade dieſe beiden Pſychiater durchaus darin einig, daß Weſenserkenntnis und Erklärung der Komik nur auf dem Wege pſychologiſcher Analyſe möglich iſt, und erſt indirekt werden wir aus deren Ergebniſſen verſtehen, warum ſie gerade für den Irrenarzt ein beſonderes Intereſſe haben konnte.

Der letzte Grund, warum man von einer eigenen Kategorie des Komiſchen ſpricht, liegt darin, daß es ein eigenartiges pſychiſches Erlebnis, ein beſonderes Gefühl des Komiſchen gibt. Aber mit der näheren Beſtimmung dieſes Gefühls iſt es eine üble Sache. Es widerſteht, wie Lipps nachweiſt, jedem Verſuch der Zurückführung auf andere Grundgefühle; es läßt ſich z. B. nicht etwa als ein Miſchgefühl oder ein Gefühlswettſtreit von Luſt und Unluſt begreifen. Letzten Endes kann man Komik nur erleben, nicht beſchreiben. Wohl aber kann man die Anläſſe näher beſtimmen, vergleichen und auf ihre Geſetzmäßigkeit prüfen, bei denen ſich dieſes eigenartige Gefühl einzuſtellen pflegt. Dabei geht uns ja ſchon die Sprache an die Hand, indem ſie beſtimmte Erſcheinungen, Vorgänge, Ausſagen uſw. als komiſch oder lächerlich bezeichnet, d. h. als ſolche, die zur Gefühlswirkung der Komik und dann gewöhnlich auch zu ihrem Ausdruck im Lachen Anlaß geben. Eine komiſche Erſcheinung iſt z. B. Sir John Falſtaff ſchon allein durch ſeinen unmenſchlichen Leibesumfang; ein komiſcher Vorgang iſt es, wenn dieſer edle Sir ſtatt der in Fluths Haus erhofften Zärtlichkeiten die Verpackung in einen Wäſchekorb und die Abkühlung in der Themſe über ſich ergehen laſſen muß; und eine komiſche Ausſage iſt es, wenn er ſich gegenüber Prinz Heinz mit den Worten verteidigt: ‚Du ſiehſt, ich habe mehr Fleiſch als andere Menſchen und alſo auch mehr Schwachheit.‘ Dieſe drei Beiſpiele ſind ſo gewählt, daß ſie zugleich die wichtigſten Unterarten der Komik darſtellen, die man gewöhnlich zu unterſcheiden pflegt. Das erſte Beiſpiel gehört der Anſchauungskomik an, d. h. derjenigen, die ſchon in der unmittelbaren Wahrnehmung wirkt. Falſtaffs übles Erlebnis bezeichnet

dagegen einen Fall der Situationskomik, die sich aus einem gewissen Gegensatz von erwarteten und eintretenden Ereignissen ergibt. Bei beiden Kategorien ergibt sich der komische Effekt ohne darauf abzielende Mitwirkung der lächerlichen Person. Man kann sie daher als objektive oder Tatsachen-Komik zusammenfassen gegenüber der subjektiven oder witzigen Komik in Falstaffs Entschuldigung, bei der ein bewußtes Hervorrufen der Lächerlichkeit stattfindet, ein Witz gemacht wird.

Der Ausdruck ‚Witz' pflegt in der Alltagssprache insofern nicht ganz auf das Gebiet der subjektiven Komik beschränkt zu bleiben, als man auch das absichtliche Hervorrufen komischer Anschauungen oder Situationen öfters so bezeichnet. Dabei ist jedoch stets zu bemerken, daß derjenige, welcher solche objektive Witze macht, nie sich selbst als Gegenstand der Lächerlichkeit preisgibt, sondern diese immer bei einem andern hervorruft. So gerät Sir John in seine lächerliche Situation durch den ‚Witz', den sich die lustigen Weiber von Windsor mit ihm machen. Man wird es vielleicht auch als einen Witz bezeichnen, wenn zur Faschingszeit jemand durch künstliche Mittel die äußere Erscheinung Falstaffs nachahmt; aber auch ein solcher Karnevalsnarr will nicht, daß man über seine eigene Person lacht, sondern nur über das mit Aschermittwochgrauen verschwindende Phantom, welches er darstellt. Diese Ablenkung der Lächerlichkeit auf andere ist noch deutlicher bei den parodistischen oder karrikierenden ‚Witzen', z. B. bei dem Schusterjungen, der mit stolzer Grandezza hinter dem kopierten Gigerl einhermarschiert. Alle diese uneigentlichen, objektiven Witze, die man auf Kosten anderer macht, bleiben von der folgenden Erörterung ausgeschlossen. Wir haben hier nur die Witze im Auge, die man selbst auf eigene Kosten macht; auf eigene Kosten allerdings nicht insofern, als der Witzurheber persönlich ausgelacht sein will, sondern das Objekt der Lächerlichkeit sind die Wort- und Vorstellungsverbindungen, die er bei sich selbst und ebenso bei dem verstehenden Hörer hervorruft, und zwar absichtlich hervorruft; denn bei den sogenannten unabsichtlichen (naiven) Witzen, die oft als die besten gelten, verfällt zunächst der Witzurheber selbst der Situationskomik. Er hat etwas ganz Ernsthaftes sagen wollen, aber seine Worte so ungeschickt oder unbedacht gewählt, daß sie einen üblen Nebensinn bekamen. Erst durchs Weitererzählen kann aus manchem unabsichtlichen ein eigentlicher Witz werden, sofern der Wortlaut eine Loslösung von der besonderen Situation gestattet.

Wort- und Vorstellungsverbindungen verfallen also beim Witz der Lächerlichkeit. Was heißt es nun, daß eine Wort- oder Vorstellungsverbindung lächerlich oder komisch ist? Das allgemeine Wesen der Komik hat am klarsten Lipps aus dem Überblick aller ihrer möglichen Unterarten bestimmt als ‚die spielende Entfaltung eines relativen Nichts', d. h.: wir erwarten den Eintritt von etwas relativ Bedeutungsvollem; statt dessen tritt ein relativ Bedeutungsloses ein und bemächtigt sich vorübergehend jenes Ansehens, jenes ‚Maßes psychischer Kraft', das wir für das erwartete Große reserviert hatten. ‚Vive la bagatelle!' bezeichnet schon Jean Paul als den Wahlspruch der Komik,

anderwärts hat man den Gernegroß als ihren Typus genannt. Irgend etwas Kleines bläht sich auf und weiß uns infolge günstiger Umstände im ersten Augenblick zu imponieren. Bald aber durchschauen wir die Täuschung und lassen dem frei gewordenen Überschuß seelischer Kraft die Zügel schießen in der lachenden Erkenntnis des Nichtigen.

Die Nutzanwendung zunächst auf die Anschauungskomik ist leicht: Im ersten Augenblick imponiert uns Falstaffs Riesenumfang, weil wir das Größere zugleich als das Stärkere aufzufassen gewohnt sind; aber bei näherem Zusehen erkennen wir alsbald den kraftlosen Fettwanst, und wenn unsere Augen versagen sollten, verhälfen uns gleich die ersten Worte, die Prinz Heinz an ihn richtet, zur rechten Einschätzung: ‚Dein Witz ist feist geworden durch Sekttrinken, Westenaufknöpfen nach Tisch und nachmittags auf Bänken schlafen ꝛc.‘ Hinsichtlich der Situationskomik sprachen wir schon oben von einem gewissen Gegensatz zwischen erwarteten und eintretenden Ereignissen; wir können nun den Gegensatz näher als einen quantitativen, vom Großen zum Kleinen absteigenden bestimmen. ‚Die süße Stunde‘ hält Falstaff für gekommen, da wird er behandelt wie ein abgelegtes Wäschestück. Wie aber sollen wir den Übergang von scheinbarer Bedeutungsfülle zur Bedeutungslosigkeit beim Witzigkomischen verstehen? Falstaffs Selbstrechtfertigung: ‚Ich habe mehr Fleisch als andere Menschen und also auch mehr Schwachheit‘ ist in die Form des logischen Schlusses gekleidet; allerdings ist einer der beiden Vordersätze, der als hinreichend bekannt gilt, ausgelassen, nämlich: ‚Das Fleisch ist schwach.‘ Aber derartige abgekürzte Schlüsse (Enthymeme) sind der formalen Logik wohlbekannt und durchaus zulässig. Im ersten Augenblick lassen wir uns auch durch die logische Form imponieren und sagen zum mindesten: So ganz unrecht hat der Mann nicht, man muß ihm schon etwas mehr nachsehen als anderen. Sobald wir aber näher überlegen, erkennen wir, daß es sich um eine logische Erschleichung handelt, daß die bedeutungsvolle Form des logischen Schlusses hier tatsächlich bedeutungslos ist, daß sie nicht sinngemäß angewendet ist, sondern daß mit ihr nur gespielt wird. Diese Art des ‚witzigen Schlusses‘ ist den Theoretikern des Witzes wohlbekannt. Lipps führt das andere hübsche und sinnverwandte Beispiel an: ‚Wer einen guten Trunk tut, schläft gut; wer gut schläft, sündigt nicht; wer nicht sündigt, kommt in den Himmel; also, wer einen guten Trunk tut, kommt in den Himmel.‘

Die Schlußfolgerung ist die oberste und komplizierteste der Vorstellungsbeziehungen, mit denen der Witz spielt. Er spielt ebenso mit der einfachen Form des Urteils, mit den mannigfachen logischen und assoziativen Beziehungen zwischen zwei und mehr Begriffen, zwischen Wort und Begriff (Doppelsinn), schließlich mit dem bloßen Wortklang und der Wortbildung. Für dies alles nur ein paar Beispiele: Ein witziges Urteil und zugleich ein Spiel mit dem Wortklang ist etwa Schleiermachers Definition der Eifersucht als einer Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Hier wird insofern mit der Urteilsfunktion gespielt, als man vermöge derartiger Wortzerlegung den Sinn

der Worte überhaupt nicht eigentlich definieren kann. Ein Spiel mit einfachen Vorstellungsbeziehungen hat man z. B. in einer Bildervermischung wie ‚beim ersten Krähen der rosenfingrigen Eos' vor sich oder in den vielen hyperbolischen Ausdrücken der Studentensprache (der A. hat im Examen ‚ein kolossales Schwein entwickelt', und der B. ist ‚mit Pauken und Trompeten gerasselt') usf.; ein Spiel mit bloßen Wortbildungen schließlich etwa in der Kapuzinerpredigt im ‚Wallenstein': ‚Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg, wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,' oder in Verschmelzungen wie ‚Dichteritis'.

Allen diesen und vielen ähnlichen Gattungen des Witzes ist es gemeinsam, daß unser gewohnheitsmäßiges Vertrauen auf die Zuverlässigkeit begrifflicher und sprachlicher Formulierungen aufs Glatteis geführt wird; tatsächlicher Unsinn verblüfft uns durch sinnvollen Außenschein, aber sobald wir gedanklich darauf festen Fuß fassen wollen, sind wir ‚ausgerutscht'. Der logische Pedant, der jedes Wort und jeden Begriff vor der Anwendung dreimal hin- und herwendet, wird keines Witzes froh werden; eine gewisse gedankliche Nachlässigkeit gehört zu den Voraussetzungen der Witzempfänglichkeit. In Stadien angestrengtester und aufgeweckteste Geistesarbeit sind wir für Scherze nicht zu haben, noch vertragen wir die witzige Behandlung solcher Themen, deren Benennung alsbald unser konzentriertestes Interesse wachruft. Am zugänglichsten sind wir für Witze im Stadium einer gewissen, natürlich nicht absoluten, geistigen Ausgespanntheit, des gedanklichen Sichgehenlassens. Wir lieben den Witz als geistige Nachspeise; am Schlusse der altgriechischen Tragödie steht das Satyrdrama, am Schluß des Heineschen Gedichts die Pointe, — am Schluß der Kneipe die ‚Fidulitas'. Wenn Freud auch in der Parallelisierung von Witzestechnik und Traumtechnik viel zu weit geht, so hat er doch insofern damit recht, daß wir auch beim Witz zunächst die unmöglichsten Vorstellungsverbindungen ruhig hinnehmen, oft mehr auf den Klang als den Sinn der Worte achten (gewisse Geisteskranke schreiten in ihren Reden vorzugsweise nach äußeren Klangähnlichkeiten statt nach inneren Vorstellungsbeziehungen fort) und uns jede dauernde Geistesanstrengung nach Möglichkeit ersparen; Kürze ist des Witzes Seele. In der witzigen Abendunterhaltung flammt gleichsam das Geistesfeuer des Tages noch sporadisch auf und wirft die allerletzten Funken im Traum der Nacht.

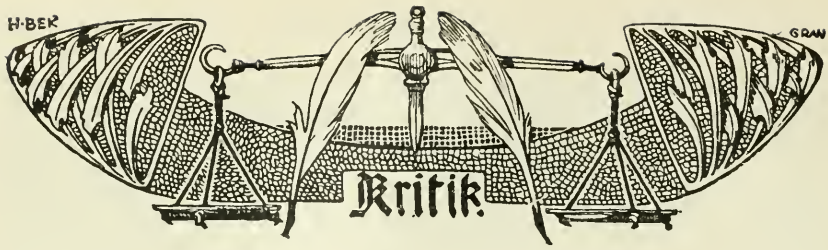
Lehrreicher noch als die Vergleichung des Witzes mit dem Traum ist aber die mit dem Spiel des Kindes; wenigstens gilt dies vom reinen und harmlosen Witz, der nicht durch satirische oder lüsterne Tendenz nebenbei oder vorzugsweise auf Schadenfreude und Geilheit spekuliert. Der echte Witz, den bereits Jean Paul als ‚ein bloßes Spiel mit Ideen' charakterisiert hat, macht uns auf ein Weilchen wieder zu Kindern. Wir nehmen Nichtigkeiten wieder ernst und schlagen unserer krittelnden Vernunft ein Schnippchen. Der seelische Kraftüberschuß, mit dem wir das Komische spielend bewältigen, gibt uns ein Gefühl ungebundener und schließlich unbändiger Heiterkeit, wie wir es ähnlich nur in der freitummelnden Kindheit erlebten. Nur wer sich ein Stück inner-

lichster Kindlichkeit bewahrt hat, bleibt des hellen, freien Kinderlachens fähig. ‚Sage mir, über was du lachst, und ich sage dir, wer du bist!‘

So mündet die Psychologie des Witzes, die wir im obigen nur plaudernd skizzierten und lange nicht erschöpften, ganz von selbst in die Hygiene und Ethik des Witzes. Dabei sei ganz abgesehen von den beiden ethischen Grundfärbungen des Witzes, vom satirischen Witz, der das Belachte haßt, und vom humoristischen, der es im Grunde liebt. Schon der rein komische Witz ist harmlos und geradezu seelisch bekömmlich nur an seinem Platz, als geistige Nachspeise; drängt er sich an eine beherrschende Stelle, so zersetzt er den gedanklichen Ernst und schlägt auch ganz von selbst in bittere Satire um. Früher war der Witz im deutschen Geistesleben eine so nebensächliche, obzwar keineswegs vernachlässigte Sache, daß man nicht einmal ein eigenes Wort dafür hatte. Denn das Wort ‚Witz‘ hatte bei Lessing, Goethe und selbst bei Schlegel (wie oben ein Zitat aus der Shakespeareübersetzung zeigt) noch eine aktive Bedeutung, bedeutete so viel wie schnelle Fassungs- und Kombinationsgabe, scharfen Verstand (Mutterwitz). Wohl erst in der Zeit der Jungdeutschen ist nach Elsters ansprechender Vermutung (in den ‚Prinzipien der Literaturwissenschaft‘) der jetzige Wortsinn durchgedrungen, ähnlich wie erst die Romantiker dem Ausdruck ‚Gemüt‘ seine heutige Bedeutung gaben. Die Vorherrschaft des Witzes bezeichnet allemal im Geistesleben des einzelnen wie der Allgemeinheit die Dekadenz, sei es nun der abendlichen Ermüdung, sei es des dauernden Zerfalls. Heines Dichtmanier, zumal seine spätere, wird in Hebbels Tagebuch als ‚Erzeugnis der Ohnmacht und Lüge‘ gebrandmarkt. ‚Weil seine verworrenen Gemütszustände sich nicht in die Klarheit eines entschiedenen Gefühls auflösen lassen, oder weil er nicht den Mut und die Kraft besitzt, den hiezu notwendigen inneren Prozeß abzuwarten, wirft er den Fackelbrand des Witzes in die werdende Welt hinein und läßt sie gestaltlos für nichts und wieder nichts verflammen.‘ Wer wollte leugnen, daß dieses zerstörende Überwuchern des Witzes heute noch sich vielfach geltend macht und uns leicht Wesen und Bedeutung des Witzes überhaupt verkennen läßt. Wer des Witzes dauernd froh bleiben will, muß ihn sparsam genießen nach Prinz Heinzens Wort:

‚Wenn alle Tag' im Jahr gefeiert würden,
So würde Spiel so lästig sein wie Arbeit;
Doch selt'ne Feiertage sind erwünscht,
Und nichts erfreut wie unverseh'ne Dinge.‘

Dr. Max Ettlinger.



Die Weltanschauung eines Historikers.

(Lord Acton, ‚Lectures on Modern History.'*

Von

Lady Blennerhassett.

Dieses Buch, das erst vor wenigen Monaten in England erschienen ist, dürfte kontinentalen Lesern noch wenig bekannt sein. Um so aufrichtiger ist die Genugtuung, mit welcher wir sie auf einen seltenen geistigen Genuß verweisen dürfen. Über ihren Verfasser, Lord Acton, haben wir uns wiederholt geäußert.** Er war ein Gelehrter, und ein Gelehrtendasein ist mehr durch Gedankenarbeit als durch äußere Ereignisse bestimmt. Durch Abkunft von mütterlicher Seite ein Dalberg, durch Wiederverheiratung seiner Mutter der Stiefsohn des englischen Staatsmannes und Ministers Lord Granville, durch Erziehung vorwiegend ein Deutscher, da Döllinger, der große Stiftspropst von St. Cajetan zu München, ihn heranbildete, besaß der damals noch als Sir John Dalberg-Acton bekannte junge Mann alle Vorteile, die eine freie, unabhängige Stellung, die frühe Berührung mit dem öffentlichen Leben, ein vielseitiger Bildungsgang und vertrauter Verkehr mit den Besten und Größten der Zeit dem Manne verleihen. In den Tagen seiner Jugend sah Acton die Krönung Alexanders II. in Moskau, er besuchte Amerika, er lernte in Italien, wo er heimisch war wie in England, in Frankreich, in Deutschland, in London die hervorragendsten seiner Zeitgenossen kennen. Lord Acton war und blieb sein Leben hindurch ein überzeugter Katholik. Von der Notwendigkeit durchdrungen, dem wissenschaftlichen Leben seiner Glaubensgenossen einen neuen Aufschwung, eine völlig veränderte Richtung zu geben, opferte er Jahre hindurch Zeit, Geldmittel und alle Schätze des bereits ungewöhnlichen Wissens, über das er verfügte, um gelehrte Zeitschriften, für die er im In- und Ausland die besten Mitarbeiter gewann, in den Dienst seiner Ideen zu stellen. Er erweckte den Widerspruch, der alle diejenigen zu strafen pflegt, die zu früh recht haben. Mit der überlegenen Klugheit des Weltmannes, der zwecklose Kontroversen vermeidet, mehr noch mit dem felsenfesten Glauben des Christen, der an der Güte seiner Sache nie einen Zweifel empfand, zog er es vor, theoretische Auseinandersetzungen zu vermeiden und die Tatsachen sprechen zu lassen. Von diesem unanfechtbaren Standpunkt aus vertrat er zeitlebens seine katholische Überzeugung.

Lord Acton war vorwiegend, nicht ausschließlich Historiker; denn kaum ein Gebiet menschlichen Wissens blieb ihm völlig fremd. Gerade deshalb kannte er

* London. Macmillan 1906.

** ‚Lord Acton.' ‚Edinburgh Review' 1903. ‚Deutsche Rundschau' Januar 1904. Bettelheims ‚Deutscher Nekrolog, 1905.

die Grenzen menschlichen Könnens. Durch Ranke, Mommsen, Droysen, durch Lightfoot, Hort, Stubbs, Gardiner, durch Mignet, Guizot, Fustel de Coulanges, Chuquet, durch Bancroft oder Ropes über dem Ozean, um nur einige der Mitlebenden zu nennen, entweder geschult oder angeregt, war diesem unermüdlichen, peinlich genauen Forscher nichts antipathischer als der aufdringliche Dilettantismus, der geistreiche Feuerwerke abbrennt, Beweise aber schuldig bleibt oder fälscht. Gegen ‚Grundlagen', die keine sind, sprach nicht nur sein guter Geschmack, sondern sein Gewissen, nicht nur das historische Gewissen. Denn Lord Acton wurde vor allem aus ethischen Gründen Geschichtsforscher. Was er unter Geschichte verstand, hat er in feierlich ernsten Worten verkündet, zunächst als er von modernen Zeiten sprach: ‚Wie immer eines Mannes Begriffe von diesen letzten Jahrhunderten sind, so wird in der Hauptsache der Mann selbst beschaffen sein. Unter dem Namen Geschichte enthalten diese Begriffe sein philosophisches, sein religiöses und sein politisches Bekenntnis. Sie geben sein Maß, sie bezeichnen seinen Charakter; und da Lob den Schiffbruch des Historikers bezeichnet, verratet seine Vorliebe ihn mehr als seine Abneigungen. Moderne Geschichte berührt uns so nahe, sie ist so völlig eine Frage von Leben und Tod, daß wir gezwungen sind, uns unseren Weg durch sie zu brechen und unsere Einsicht uns selbst zu verdanken. Die Geschichtschreiber früherer Tage, die uns an Kenntnissen und Talent unerreichbar bleiben, können nicht unsere Grenzmarken sein. Wir besitzen die Fähigkeit, von strengerer Unparteilichkeit, Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit als sie zu sein; wir können aus ungeschminkten, echten Zeugnissen lernen, mit Reue auf die Vergangenheit, mit begründeter Hoffnung auf bessere Dinge in die Zukunft zu blicken unter der Bedingung, nie zu vergessen, daß, sobald wir den Maßstab in der Geschichte erniedrigen, wir ihn in Kirche oder Staat nicht aufrecht erhalten können.'

Lord Acton, der sich vorwiegend mit archivalischen Studien beschäftigte, sehr viele noch ungehobene Dokumente teils kopieren, teils veröffentlichen ließ und die bei ihrer Übersendung nach Paris 3239 Kisten füllenden vatikanischen Archive ‚nicht die reichsten der Welt' nannte, hielt es dennoch für möglich, Universalgeschichte zu beherrschen, ja zu schreiben. Nach den ersten Jahren einer reichen Produktion und parlamentarischer Tätigkeit im britischen Unterhaus ging er 1870 nach Rom, wo er der beste Berichterstatter des Konzils wurde und im ‚Sendschreiben an einen deutschen Bischof' das bleibende Fazit seiner dort gemachten Wahrnehmungen zog.

Seit den siebziger Jahren hörte die Öffentlichkeit sehr wenig von ihm. Er überließ es andern, Nutzen aus seinen mustergültigen Essays über historische Probleme zu ziehen; er begründete die ‚English Historical Review' und beteiligte sich an Gladstones Seite bei wichtigen politischen Kämpfen als Berater, als überzeugter Liberaler, nicht durch persönliches Hervortreten. In Londoner Klubs, wie u. a. im Athenaeum, wo die hervorragendsten Vertreter kosmopolitischer, zunächst angelsächsischer Kultur zusammentreffen, in der Gesellschaft von Staatsmännern, Politikern und Gelehrten war er eine gefeierte, anregende, beliebte Erscheinung, ernst ohne Pedanterie, ein glänzender, niemals aufdringlicher Genosse. Die Manuskripte und Bücher, die seiner Kritik unterbreitet wurden, kamen mit Notizen und Berichtigungen an ihre Verfasser zurück, die den Eindruck hervorriefen, als sei der von ihnen bearbeitete Stoff Gegenstand der Spezialstudien Lord Actons, gleichviel welche Zeit, welches Land, welche Persönlichkeiten in Betracht kamen. Er selbst veröffentlichte vorzügliches, aber wenig. Man begann sich zu fragen, zu welchem Zweck er ein enzyklopädisches Wissen aufspeicherte, und was er denn eigentlich

wolle. Seine Antwort war stets die gleiche: er wolle nichts. Die vornehme Liebenswürdigkeit und Urbanität seines Umgangs verriet weder geistige Überlastung noch etwas von der Tatsache, daß die meisten Stunden des Tages und viele Stunden der Nacht einer systematischen Lektüre, die Feder in der Hand, gewidmet waren, und die geistige Spannkraft, dazu die immer zunehmende Beherrschung eines ungeheuren Materials eine Arbeitsleistung ermöglichte, die von Kennern und Fachgenossen auf etwa den Umfang eines Folianten im Tag gewertet worden ist. Äußere Erfolge, ein großes Werk aber blieben aus. Und da die Mehrheit nur dem Erfolg zugänglich ist, begannen Leute den Kopf zu schütteln und an einer Bedeutung zu zweifeln, die weder durch ein Ministerportefeuille, noch durch einen Botschafterposten (der, nebenbei gesagt, angeboten und abgelehnt wurde), noch durch ein Sensationsgeschäft im Buchhandel zum Ausdruck kam. Nähere Freunde ließen sich nicht beirren. Sie wußten sich im Recht, wenn sie groß von einem Manne dachten, der ein kristallhelles Leben in den selbstlosen Dienst eines idealen Wollens stellte, und es fiel ihnen nicht bei, eine Umwertung solcher Werte vorzunehmen, weil ihr Träger sich zuwartend verhielt.

Lord Acton, 1834 geboren, war 60 Jahre alt, als 1895 nicht sein Freund Mr. Gladstone, der die Ernennung eines römischen Katholiken durch die Absicht des Stifters ausgeschlossen hielt, sondern ein politischer Gegner, Lord Rosebery, ihn zum Regius Professor der modernen Geschichtswissenschaften auf der Hochschule zu Cambridge ernannte. Etliche vierzig Jahre früher hatte die alte Universität dem katholischen Studenten, der damals Sir John Emerich Dalberg Acton hieß, ihre Pforten verschlossen. Im gereiften Mann, der jetzt einen ihrer bedeutendsten Lehrstühle einnahm, fand sie den unvergleichlichen Lehrer der akademischen Jugend und zugleich einen Meister, der selbst noch von jugendlicher Begeisterung für die Pflichten seines Amtes durchdrungen, mit vollen Händen gab, bis seine Kraft erlahmte, im Wirkungskreis beglückt, der, um Jahrzehnte zu spät, ihm endlich eröffnet worden war, und den er kaum sieben Jahre hindurch ausfüllte.

Diese kurze Spanne Zeit genügte, um ein Werk hervorzurufen und, wenn nicht zu vollenden, so doch soweit zu begründen, daß Lord Actons Name fortan neben denjenigen genannt werden wird, die das Wagnis unternehmen durften und bestanden haben, Geschichte im großen Stil und mit dem Feldherrnblick zu schreiben, für den im verworrenen Spiel menschlicher Entwicklungen Ideen, nicht Tatsachen entscheiden und das Wissen um des Wissens willen stets auf das eine Ziel gerichtet bleibt, im dynamischen Fluß der Geschehnisse ‚die Beständigkeit des Fortschritts in der Richtung nach organisierter und gesicherter Freiheit als des charakteristischen Merkmals moderner Geschichte zu erkennen, das ihr Beitrag zur Theorie der Vorsehung ist'.

Die Worte sind der Antrittsrede Lord Actons über das Studium der Geschichte entnommen. In lapidaren Sätzen enthält sie die Anforderungen: ‚Ich denke nicht allein an die anerkannten Vorschriften, die der gebuchte Besitz aller Schulen sind und dahin lauten: Lernt ebensoviel durch das Schreiben als durch das Lesen! Seid nicht mit dem besten Buch zufrieden, sondern sucht Seitenlichter bei den andern! Habt keine Lieblinge! Haltet Menschen und Dinge von einander getrennt! Hütet euch vor dem Nimbus großer Namen! Seht zu, daß eure Urteile eure eigenen seien, und scheut nicht vor Meinungsverschiedenheiten zurück! Verlaßt euch auf kein Zeugnis, ohne es zu prüfen! Seid strenger für Ideen als für Handlungen! Übersetzt nicht die Stärke der schlechten, die Schwäche der guten Sache!

Laßt euch nie durch den Zusammenbruch eines Götzenbildes oder das Erscheinen eines Totengerippes außer Fassung bringen! Beurteilt das Talent auf seiner Höhe, den Charakter auf seiner tiefsten Stufe! Mißtraut der Macht mehr als dem Laster und studiert Probleme lieber als Zeitabschnitte, wie z. B. die Ursprünge Luthers, den wissenschaftlichen Einfluß Bacons, die Vorgänger von Adam Smith, die mittelalterlichen Lehrer Rousseaus, die Folgerichtigkeit Burkes! Alles das darf wohl als feststehend gelten und wird keiner Ausführung bedürfen. Aber das Gewicht der Meinungen fällt gegen mich in die Wagschale, wenn ich Sie auffordere, niemals die moralischen Werte, die Begriffe dessen, was recht ist, zu erniedrigen, sondern andere nach der höchsten Regel zu richten, die ihr eigenes Leben bestimmte, und nicht zu dulden, daß ein Mensch oder eine Sache der dauernden Verurteilung entgehe, die die Geschichte Macht hat, über Unrecht zu verhängen.... Ein durch Zeit und Ort stark beeinflußter Kodex wird je nach der Sache wechseln. Amnestien sind Kunstgriffe, die Ausnahmen gestatten, Maß und Gewicht willkürlich eichen, gegen Freund und Feind verschiedenartige Gerechtigkeit üben. Das verbindet mit der Philosophie, die Kato den Göttern zuschreibt.... Da wir in unserer Ungewißheit oft in Irrtum verfallen, mag es zuweilen besser sein, Übertreibung auf seite der Strenge als auf jener der Nachsicht zu wagen, weil wir in diesem Falle wenigstens kein Unheil durch Schädigung von Grundsätzen stiften.'

Als Lord Acton zu Cambridge begann, hatte er bereits über hundert Mitarbeiter, nicht nur Engländer, sondern auch Franzosen, Italiener, Deutsche, Amerikaner für das Werk gewonnen, das unter dem Titel ‚The Cambridge Modern History' die Weltgeschichte vom Fall Konstantinopels bis zur Gegenwart behandelt. Das Schicksal versagte es ihm, ihre Vollendung zu sehen. Der hingebenden Aufopferung von Mitarbeitern und Schülern ist es gelungen, die zwölf Bände, von welchen jeder in ebensoviele Kapitel geteilt ist, bis 1907 nahezu wenigstens fertig zu stellen. Es ist nicht mehr das Buch, das seinem Begründer vorschwebte. Die einheitliche Leitung, der Überblick desjenigen, der allein den ganzen Stoff beherrschte und nach vorgezeichnetem Plan auf die Höhe gegenwärtiger internationaler Forschung heben konnte, fehlt: ‚Pendent opera interrupta.' Noch so, wie sie vorliegt, ist die ‚Cambridge Modern History' mit der Bibliographie, die den Text stützt, eine der besten der Welt. Wäre ihr Inhalt der Zweck dieser Zeilen, so hätten wir die Befriedigung, auf Mustergültiges zu verweisen. Aber wir müssen fürchten, bereits das Maß dessen überschritten zu haben, was alle Fachwissenschaft von allgemein zugänglichen Interessen scheidet. Unsere Absicht ist es vielmehr, dieser nicht hoch genug zu wertenden Teilnahme aller Gebildeten ein Buch zu empfehlen, das nicht wie die Lektüre von je 900 Seiten jedes einzelnen Bandes der ‚Weltgeschichte' außerordentliche Anforderungen an Zeit und Aufmerksamkeit stellt, sondern in knappen etwa 300 Seiten durch die Jahrhunderte führt und zudem Lord Acton selbst zum Verfasser hat.

Während seiner Lehrtätigkeit zu Cambridge richtete er u. a. vierzig seitdem veröffentlichte Vorlesungen an seine geliebte akademische Jugend, nebenbei gesagt, ohne Unterschied des Geschlechts. Zwanzig dieser Vorlesungen behandeln die französische Revolution. Ihr Erscheinen steht unmittelbar bevor. Die zwanzig anderen Vorlesungen eröffnet der Inauguralvortrag über das Studium der Geschichte, eine Darlegung seiner Methoden, die berechtigtes Aufsehen erregte. ‚Die Anfänge des modernen Staates' führen ein in die Jahrhunderte, vom Fall Konstantinopels bis zur amerikanischen Revolution. Die Art der Behandlung veranlaßt einen keines-

wegs dem Autor freundlichen Kritiker zur Anerkennung, jeder Paragraph, fast jeder Satz offenbare niemals aufdringliche Gelehrsamkeit, die genau darnach bemessen ist, den Fachgenossen zu orientieren und den Novizen zur Kenntnis vorzubereiten. ‚Die Auswahl des Details wird durch das reifste Urteil bestimmt; häufig fällt aus fernliegenden Quellen geschöpfte Information mit staunenswerter Sicherheit und Genauigkeit an der richtigen Stelle ein; wo noch schwebende Kontroversen berührt werden, dienen sie zur Erläuterung der Methode und verfallen niemals in die Abschweifungen und Digressionen eines überlasteten Geistes.‘

Und nun, um es unumwunden zu gestehen: Nicht der innere Wert dieser Vorträge veranlaßt uns allein, ihre Lektüre zu empfehlen. Lichtblicke waren erwartet. Nicht so die Überraschung, daß dieser ernste Lehrer und Mahner zugleich der unterhaltendste und fesselndste der Darsteller sein würde.

Über den Begriff dessen, was Unterhaltung ist, läßt sich ja streiten, ebenso über die damit zusammenhängende Frage, was denn und wie man lesen soll. Wie viele wissen heute nach inneren Gesichtspunkten zu unterscheiden!

Nicht schlecht bestellt ist es um Leser, die noch Walter Scott oder George Eliot und andere Klassiker des Romans sich zu Gefährten wählen. ‚Quintin Durward‘ gab den Anstoß, der Leopold von Ranke seinem Beruf gewann. Wer ‚Romola‘ liebt, ist reif für den Genuß, den die besten Biographen Savonarolas oder des Magnifico für ihn bereit halten. Der einzige Roman eines Kaufherrn aus Birmingham, ‚John Inglesant,‘ ein Meisterwerk, ist so wichtig zur Kenntnis der geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts, daß Lord Acton es nicht verschmäht hat, seine historischen Grundlagen einer prüfenden Richtigstellung zu unterziehen (s. ‚Letters of Lord Acton to Mary Gladstone‘. London 1904).

Zwischen dem Besten, was Dichtung und Romanliteratur aller Kulturvölker zur historischen Kenntnis beitrugen, und dieser selbst sind die Grenzlinien nicht immer scharf gezogen. Es gilt nur, den Geschmack zu bilden. Macaulay, oder Treitschke, oder Dubois-Reymond, oder Taine, oder Max Lenz, oder Froude, oder Gardiner, ungezählte andere, die nicht vergessen, weil nicht genannt sind, werden denjenigen recht geben, die alle Gebilde der Phantasie, so berechtigt diese große Kunst auf ihrer Höhe bleibt, von der Wirklichkeit der Geschehnisse übertroffen finden, einer langen Entwicklungskette, deren letzte Ringe uns in die Hand gegeben sind. Oder in welch' veränderter Gestalt wäre die Jungfrau von Orleans über die Bühne geschritten, wenn ihr unsterblicher Schöpfer die fünf Bände von Dokumenten gekannt hätte, die vierzig Jahre nach Schillers Tod von Quicherat gesammelt und publiziert, das Geheimnis ihrer Taten und ihres Sterbens in den authentischsten aller Quellen, in den von ihren Richtern aufbewahrten Prozeßakten, offenbar machen! Ein anderes Beispiel führt zu Lord Acton zurück. Maria Stuarts Beichte im Drama enthält das Bekenntnis:

‚Den König, meinen Gatten, ließ ich morden
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand.‘

Der Beichtvater fragt:

‚Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?‘

‚So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wissend nichts verschwieg!‘

entgegnet Maria.

Und Melvil:

‚Wie? Deinem Gott verhehlſt du das Verbrechen,
Um deſſentwillen dich die Menſchen ſtrafen?
Du ſagſt mir nichts von deinem blut'gen Anteil
An Babingtons und Parrys Hochverrat?'

‚Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu geh'n;
. . . Doch wiederhol' ich's: Meine Beichte iſt vollendet.'

Sie war es nicht.

Maria iſt bekanntlich zweimal, durch das Parlament zu Edinburg 1567, hierauf durch die zum Gerichtshof über ſie konſtituierte Unterſuchungskommiſſion zu Weſtminſter 1568, des Gattenmordes beſchuldigt worden: das erſtemal, um ihre Abdankung, das zweitemal, um die Fortdauer ihrer Gefangenſetzung durch Eliſabeth zu rechtfertigen. In beiden Fällen war das Gerichtsverfahren ein Spott gegen alle Gerechtigkeit, denn die Angeklagte wurde nicht gehört. In beiden Fällen beriefen ſich die Ankläger auf Dokumente, die ſie nach Bothwells Niederlage und Flucht in einer ſilbernen Kaſſette, die Maria ihm geſchenkt hatte, beſchlagnahmten, weswegen dieſe Dokumente als ‚die Kaſſettenbriefe' bekannt ſind. Die wichtigſten derſelben waren acht Briefe ohne Adreſſe und Unterſchrift, dem Inhalt nach zum Teil in den Tagen der Wiedervereinigung mit Darnley, etwa vierzehn Tage vor ſeiner Erdroſſelung zu Kirk-o-Field, geſchrieben. Ein einziger dieſer Briefe, die ſogenannte Glasgow Letter II, enthält Beweiſe der Mitſchuld Marias an Darnleys Ermordung, der, ſelbſt ein Mörder, für Riccios grauſames Ende direkt verantwortlich war. Das Problem der Echtheit dieſes Briefes, ſagt auch Lord Acton, ſetzt eine Verſtändigung voraus, ohne welche ſich die Geſchichte Maria Stuarts nicht erzählen läßt. Iſt der Brief authentiſch, ſo iſt ſie zweifellos ſchuldig. Iſt er es nicht, ſo iſt kein Beweis für die Mitſchuld der Königin erbracht. ‚Darüber muß jedermann ſich ſchlüſſig machen, der den Ruin der katholiſchen Sache in Schottland und England und den damit zuſammenhängenden, der Gegenreformation in Europa gebotenen Einhalt verſtehen will. Das Urteil der Geſchichte über den Charakter der Königin ſelbſt aber wird davon nicht ernſtlich berührt. Sie äußerte wiederholt ihre Freude über gelungene Mordanſchläge, ihre Dankbarkeit für diejenigen, die ſie ausführten oder verſuchten. Sie ſteht auf ganz demſelben ſittlichen Niveau wie ihre Schwiegermutter (die mediciäiſche Katharina), wie ihre Nebenbuhlerin (Eliſabeth, die zweimal wenigſtens den mißlungenen Verſuch machte, Maria durch Meuchelmord zu beſeitigen). ‚Aber,' ſo ſchließt Lord Acton, ‚eine allgemeine Verurteilung verbreitet kein Licht über eine einzelne Tat und bietet keinen Anhaltspunkt für Verwendung des Galgens.' Etwa fünfzig Hiſtoriker, ſagt er, haben die vorhandenen Zeugniſſe zum Zweck einer nach Möglichkeit ſelbſtändigen Entſcheidung geprüft. Achtzehn derſelben verurteilen Maria, dreißig ſprechen ſie frei, zwei kommen zu keinem beſtimmten Ergebnis. Die meiſten der Katholiken ſind ihr günſtig, die Proteſtanten geteilter Meinung. Die größten Namen, Robertſon, Ranke, Burton, Froude, ſtehen auf gegneriſcher Seite; aber ihre Entſcheidung fällt deshalb nicht ins Gewicht, weil ſie nach einem Material, unvollſtändiger als das unſerige, entſchieden.

Aus Gründen, die ſich ſelbſtverſtändlich hier nicht ausführen laſſen, ſchließt ſich Lord Acton denjenigen an, die die gravierendſten Stellen der ‚Letter II' für interpoliert, ſomit für gefälſcht halten, vornehmlich deshalb, weil der Verwahrer der Kaſſettenbriefe, der ſchottiſche Kanzler Morton, ein offenkundiger Verbrecher

und Mitbeteiligter an Riccios Ermordung, ein wertloser Zeuge für die Integrität der Kassettendokumente ist. Aber Morton, das wissen wir seit Entdeckung der authentischen Erklärung, die 1883 gefunden wurde, ist nicht der einzige Zeuge. Am Morgen nach Beschlagnahme der Kassettenbriefe bestätigten katholische Lords oder Anhänger Marias oder beides die Erklärung Mortons, daß sie den Inhalt der Briefe zusammen geprüft und ihm dieselben übergeben hätten. Der Historiker, der für die ‚Cambridge Modern History' das Kapitel über Maria Stuart geschrieben hat, macht darauf aufmerkam, daß keiner dieser acht von Morton Genannten Einsprache erhob, als die Kassettenbriefe zu Westminster als Schuldbeweis gegen ihre Königin vorgelegt wurden. Obwohl er damit um einen wesentlichen Schritt weiter als Lord Acton geht, läßt doch auch er die Frage einer möglichen teilweisen Fälschung offen.

Maria selbst hat einmal und nicht wieder, und zwar vor dem Prozeß zu Westminster, die Niederschrift dieser Briefe geleugnet. Aber sie leugnete auch ihre erwiesene Mitwissenschaft an Babingtons Verschwörung, die Elisabeths Ermordung bezweckte. Noch einmal, wie 1568, verlangte sie Einsicht in die Originale ihrer Briefe, und diese wurde 1586 wie 1568 ihr verweigert. Elisabeths Staatssekretär, Walsingham, der die Verschwörung so lange durch verräterische Genossen ermutigte, bis die ihm ausgelieferte Korrespondenz der Verschwörer zu ihrem Verhängnis genügte, gilt diesmal den Verteidigern Marias als der Fälscher. Aber Babingtons Mordplan hing mit jenem anderen zusammen, den Maria angesichts des Todes nicht in Abrede stellte. Sie hatte, zur Verzweiflung getrieben, ‚nicht unschuldig, aber gerechtfertigt,' in einer Zeit, wo Priester und Könige mit Dolch und Gift wie mit erlaubten Waffen spielten, den eigenen verräterischen, häretischen Sohn, Jakob VI., zugunsten Philipps II. der doppelten Krone von England und Schottland verlustig erklärt und den Spanier, die Waffen in der Hand, gegen Elisabeth zu ihrer Befreiung gerufen. Vorausgesetzt, daß auch ihre Briefe an Babington gefälscht wären, was Babington leugnete, sie stand in Beziehung zu ihm und wußte, was er wollte. Noch besser wußte sie, daß Philipp, daß sein Vertreter Mendoza, ihr Korrespondent, das Gelingen des spanischen Unternehmens von Elisabeths Tod, ‚con veneno o yerro,' von Gift oder Eisen abhängig machten.

Wir haben anderswo versucht, Marias Tragödie zu verfolgen.* Lord Acton hat sich in den Vorlesungen zu Cambridge nicht weiter damit zu befassen gehabt. Ein Glanzpunkt seiner Darstellung dagegen ist der inhaltschwere Bericht über den Fall der Stuarts. Ohne Schädigung des Inhalts wäre Kürzung nicht möglich. Nur einen Punkt desselben gilt es hervorzuheben. Wie Karl II. vor ihm, so stand Jakob II. im Sold Ludwigs XIV. Seine Absicht war auf Begründung des Absolutismus in England gerichtet. Er gewährte Toleranz aus eigener Machtvollkommenheit, mit Umgehung der Gesetze; denn Toleranz war eine Bedingung seiner absoluten Herrschaft und schloß seine geheime Mahnung an den französischen König nicht aus, das Werk des Widerrufs des Ediktes von Nantes fortzusetzen. Gegen die loyalen Anglikaner der Hochkirche eröffnete er den Kampf, indem er sich das Dispensationsrecht anmaßte. Er ging vom Trugschluß aus, daß das anglikanische System haltlos sei. Die vorhergehende Generation ihrer Theologen kam ihm dadurch zu Hilfe, daß sie römisch-katholische Lehren annahm oder verteidigte und Jakob es infolgedessen für möglich hielt, in England die Anglikaner wie in

* Lady Blennerhassett, ‚Maria Stuart,' Deutsche Rundschau 1906.

Frankreich die Hugenotten zu konvertieren. Gegen den Rat englischer Katholiken schritt er zu Gewaltmaßregeln gegen die anglikanischen Bischöfe, als sie ihm dennoch widerstanden. Die eine katholische Nachfolge sichernde Geburt seines Sohnes bot den Anlaß, diese Bischöfe, die im Tower saßen, zu begnadigen. Der Nuntius und andere rieten dazu. Noch konnte die Katastrophe abgewendet werden. Jakob II. aber wollte ihren Prozeß, ihre Verurteilung, hierauf ihre Begnadigung. Statt dessen wurden die Bischöfe freigesprochen, der König geschlagen. Am selben Tag ging Admiral Herbert, als Matrose verkleidet, nach Holland, um Wilhelm von Oranien herüberzuholen.

Die Einladung, die er überbrachte, berief sich auf zwei Beweggründe. Der Prinz von Wales war illegitim. Die Freiheiten Englands mußten gerettet werden. Wilhelms ganze Politik beruhte auf der Allianz mit dem Kaiser gegen den Feind, Ludwig XIV. Den Charakter eines Religionskrieges durfte die Expedition nach England nicht annehmen; denn wie Leopold den Wechsel einer katholischen für eine protestantische Dynastie aufnehmen werde, war ungewiß. Um sich der Unterstützung des Kaisers zu versichern, bedurfte es der Unterstützung des Papstes.

Innozenz XI. Odescalchi war eine seltene, originelle Persönlichkeit. Er reformierte die Kurie, geriet wegen seiner Rektifikation der Kasuisten in Streit mit den Jesuiten und gab seine Zustimmung zu Konzessionen auf religiösem Gebiet, die auf deutschen Hochschulen genügend befunden wurden, um die Trennung der abendländischen Christenheit aufzuheben. Innozenz bekämpfte das gallikanische System, das sich der religiösen Verfolgung verpfändete, und verhehlte weder seine Unzufriedenheit mit derselben noch seine Bedenken gegen bewaffnete Missionäre. Jakob II. war ihm aus den verschiedensten Gründen antipathisch, wegen seiner französischen Politik, seiner gallikanischen Tendenzen, seines törichten Gesandten in Rom. Als Jakob II. den Jesuiten Petre zu seinem Geheimen Rat ernannte, bei sich in Whitehall einquartierte und ein Bistum, dann den Kardinalshut für ihn verlangte, verweigerte Innozenz beides. Jakob II. hielt den Nuntius für die Weigerung verantwortlich; die Jesuiten wollten, daß er aus dem Lande geschickt werde; der König erklärte, er werde gezwungen sein, sich ohne Rom zu behelfen.

Zu Rom erschien der Prinz von Vaudemont, ein General Wilhelms von Oranien. Graf Dohna vermittelte seine Korrespondenz mit dem Vatikan. Wilhelm gab zu verstehen, daß die Katholiken durch ihn die Toleranz erhalten würden, deren sie unter Jakob nie sicher sein konnten. Die Lostrennung Englands von den französischen Interessen werde nicht nur politische, sondern auch positive Vorteile anderer Art für die römische Kirche bringen. ‚Innozenz verstand, stimmte zu und führte die Habsburger mit sich ins Lager des großen Befreiers. Das ist der Zug des Geheimnisses in der Revolution von 1688. Jakob, der Streiter für die Kirche, hatte sich Rom verfeindet.‘ Auch des Papstes Innozenz Nachfolger sprach sich zugunsten des Eides für Wilhelm III. aus. ‚Eine monarchische Revolution, ohne Blutvergießen, ohne Rachegelüste, ohne Ausschluß von Parteien, hatte sich kraft einer Akte vollzogen, die engherzig, zahm, unklar und unbefriedigend war. Es blieb dennoch das Größte, das die englische Nation vollbrachte. Bedingter Gehorsam und das Recht zum Widerstand wurden zum Gesetz. Es gründete den Staat auf einen Vertrag und verkündete die Doktrin, daß ein Vertragsbruch die Krone koste. Die Krone verlieh das Parlament, und es verlieh sie unter Bedingungen. Die Theorie der Whigs trat an die Stelle der Theorie der Tories in allen fundamentalen Punkten politischer Lehre.‘

Vor Lord Actons Richterstuhl besteht übrigens Wilhelm III. nicht besser wie Jakob II. Auf beiden lastet die Blutschuld politischen Mordes, und es ist der Fundamentalsatz seines ethischen Glaubens, daß im öffentlichen Interesse begangene Verbrechen nicht minder sträflich wie die anderen sind, ‚oder wir müßten die Geschichte einer Revision unterziehen und alle Ehrfurcht vor einer souveränen Autorität aus der Welt verbannen.' Ein weiterer Satz dieses Kredo schreibt vor, er hat es uns gesagt, die Ergebnisse und die Menschen scharf voneinander zu scheiden. Acton, ein Whig, dessen Stolz es ist, daß England den Nationen die Botschaft der Freiheit brachte, nennt dennoch ‚die Patriarchen der Doktrin die niederträchtigsten der Menschen'. Er anerkennt Friedrich von Preußen als das größte praktische Genie, das in moderner Zeit einen Thron erbte; aber von der Eroberung Schlesiens sprechend fällt das Wort, Friedrich sei mehr um seines Erfolges willen bewundert, als wegen seines Verbrechens detestiert oder verachtet worden. Sein letzter Ausspruch über die amerikanische Verfassung, die er bewundert, ist immerhin kühl genug: ‚In der Wagschale freiheitlicher Ideen gewogen war das Instrument, so wie es stand, ein ungeheurer Betrug. Und dennoch hat es durch die Entwicklung des föderalistischen Prinzips das mächtigste, blühendste, intelligenteste und freieste Gemeinwesen, das die Welt kennt, geschaffen.' Es ist nicht Lord Actons, sondern unsere Schuld, wenn wir, durch die Schwierigkeit gezwungen, eine Auswahl zu treffen, angelsächsische Probleme bevorzugten. Nichts verrät den Engländer, den Fremden, wenn von Karl V., oder Richelieu, oder Ludwig XIV., oder Maria Theresia, oder von dem großen Barbaren, der Rußland schuf, die Rede ist. Wallenstein und der dreißigjährige Krieg gehören zu den historischen Ereignissen, die Acton mit Vorliebe behandelt.

Sollte es uns gelungen sein, diesem unabhängigen und großdenkenden Geist, der bei aller Zurückhaltung zündend zu wirken versteht, das Interesse zuzuwenden, das Bahnbrechern gebührt, so sei zum Schluß darauf verwiesen, daß seine postumen Werke dafür entschädigen, wenn er während seines Lebens verhältnismäßig wenig für Publizität sorgte. Den zwei Bänden der ‚Lectures' werden mehrere Bände seiner ‚Essays' folgen. Die nahezu vierzig Jahre umfassende Korrespondenz mit Döllinger wird veröffentlicht werden. Das soeben erschienene Buch ‚Lord Acton and his Circle' von Abbot Gasquet, gleichfalls einem Historiker, und zwar aus dem Benediktinerorden, ist unerläßlich zur Kenntnis von Lord Actons religiöser Stellung, die hier nur indirekt berührt werden konnte. Sie wird uns alle noch beschäftigen.

Deutsche Universität und deutsche Zukunft.

Klagen über den Niedergang deutschen Universitätswesens ließen sich in den letzten Jahren nicht selten vernehmen, und zwar von den verschiedensten Seiten und im verschiedensten Sinn. Die einen beklagen das Schwinden des wissenschaftlichen Idealismus, die anderen die zu geringe Anpassung an die Erfordernisse des praktischen Lebens; die einen verlangen größere geistige Bewegungsfreiheit, die anderen beschweren sich über die Untergrabung der heiligsten Überlieferungen usf. usf. Bisher sind solche Klagen zumeist aus Kreisen laut geworden, die mit der Universität in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. Nun hat auch ein Mann, der selbst als Lehrer im akademischen Leben wirkt, — freilich noch nicht sehr lange, — der Münchener Privatdozent Friedrich von der Leyen, eine mutige Anklage- und Reformschrift unter dem Titel ‚Deutsche Universität und deutsche Zukunft'* gewagt. Vieles, sehr vieles in Leyens unausgereiften Betrachtungen ist nicht nach unserem Sinn. Oft spricht aus ihm nur der politisch-liberale Parteimann, der teutsche Burschenschaftler, der den Geist der Freiheit, wie er sie meint, aus dem deutschen Volk schwinden und allmählich auch die Alleinherrschaft auf den Universitäten einbüßen sieht und nun von oben herab im Sinne seiner allein wahren und allein deutschen Ideale regenerieren möchte. Aber auch gar manches seiner Worte mahnt zu allseitiger Besinnung. Leyen steht zunächst vor

> ‚zwei Tatsachen, die sich durchaus zu widersprechen scheinen. Hier die Universitäten, die in immer weitere Kreise Bildung und Aufklärung tragen, weil das Verlangen darnach immer wächst. Dort ein Volk, dessen Erziehung und öffentliche Meinung fällt, anstatt steigt. Wo die Früchte des Wirkens hinkommen, das von den Universitäten ausgeht, scheint ganz rätselhaft. Nun, wenn es auch jetzt noch paradox klingt, wir werden später sehen, daß die allgemeine Bildung nicht trotz der Universitäten sank, sondern im Gegenteil, daß die Universitäten bei diesem Sturze gründlich mithalfen.'

Und der Hauptgrund für den Niedergang der Universitäten und ihrer Wirkungskraft?

> ‚Im Grunde sind die deutschen Universitäten heute nur die höchsten Fachschulen für Spezialisten und Dressuranstalten für Staatsbeamte. Sie beförderten, was sie verhindern sollten; über der engen und engsten Ausbildung für die Aufgaben des Berufes vernachlässigten sie die Ausbildung für die Aufgaben des Menschen, und während sie früher die deutsche Jugend zur inneren Unabhängigkeit

* Jena 1906, bei Eugen Diederichs.

führten, wirkt der akademische Unterricht heute wie eine Vorbereitung zum Staatsdienst, die akademischen Studienjahre wie eine Gnadenfrist vor der kommenden unausweichlichen Abhängigkeit. . . . Die Wirksamkeit der Universität geht in die Breite und nicht wie früher in die Tiefe. Die Tausende, die sich heute zu den Vorlesungen der Universitätslehrer drängen, treibt Neugier oder das Bedürfnis nach Wissen, nach Belehrung, die ihnen nützt, und die sie später verwerten können. Eine Einwirkung auf den Charakter, wie sie früher von den Vorlesungen ausging, ergibt sich heute in sehr seltenen Fällen und eine einheitliche Bildung erst recht nicht, viel eher Verwirrung, anmaßender Dilettantismus und Pseudowissenschaft.'

Solche allgemeine Anklagen verdienen sicherlich mehr Beachtung als die weitausgesponnenen und von unsachlicher Gereiztheit nicht freien Beschwerden von der Leyens über den Dozentenstand und akademischen Lehrbetrieb im einzelnen. Sie verdienen um so mehr Beachtung, als sie mit sachkundigen und unparteiischen Stimmen des Auslandes zusammentreffen. Erst jüngst hat Charles F. Thwing, Präsident der Western Reserve University, im Novemberheft der North American Review den Betrieb der Universität Oxford mit demjenigen der großen deutschen und amerikanischen Universitäten in sehr lehrreicher Weise verglichen.

‚Der Hauptzweck der deutschen Universität ist, zu lehren und die Wahrheit klar zu machen; der Hauptzweck von Oxford ist: Männer großzuziehen.'

Den großen amerikanischen Universitäten eignet nach Thwing als Hauptzweck, Männer zu erziehen und zugleich die Wahrheit zu erforschen:

‚Auf dem Schild der Harvard University steht das Wort „Wahrheit" quer über den Seiten eines offenen Buches; aber zugleich ist die menschlich-erzieherische Absicht bezeichnet in der weiteren Widmungsinschrift an die Kirche und an Christus.'

Eben weil Oxford mehr ist als eine bloße Lehranstalt, wirkt es nicht nur auf die Studenten, sondern ins weite Volk, konnte es Quelle und Ursprung jener Oxforder Bewegung werden, die Thwing als ‚die volkstümlichste Bewegung in der Religion seit der protestantischen Reformation des 16. Jahrhunderts' bezeichnet. Welche ähnlich tiefgreifende Geistesbewegung ist von einer deutschen Universität seit Jahrzehnten ausgegangen?! Ist die Frage des Gelehrten in Gustav Freytags ‚Verlorener Handschrift' (1864) heute gegenstandslos, was denn eigentlich die Millionen Menschen, die mit ihm eine Sprache sprechen und eines Stammes sind, von all der Gelehrsamkeit haben, die er für sich und eine kleine Zahl müßiger Leute erwirbt?

Mit bloßer Wissensmehrung, wie sie die University extension anstrebt, ist es nicht getan. Das erkennt auch von der Leyen:

‚Gerade die Volkslehrkurse, die unter der lebhaftesten Zustimmung der Universitäten entstanden, zogen diese Eigenschaften (der Verwirrung, des anmaßenden Dilettantismus und der Pseudowissenschaft) groß, die nun immer unerträglicher sich gebärden. Die hohen Ziele, die diese Kurse erreichen sollten: Einsicht in neue Wissenschaften, eine Erweiterung des Gesichtskreises, eine wahr-

hafte Erkenntnis von den Anforderungen und Schwierigkeiten jeder Wissenschaft und eine daraus entspringende echte Bescheidenheit, wurden fast niemals verwirklicht.'

Echte Bescheidenheit, das ist freilich eine Eigenschaft, die letzten Endes nicht aus der Wissenspflege und Wissensmehrung entspringt, sondern aus den sittlichen Gesamtvoraussetzungen, mit denen ein jeder an seine Geistesarbeit herantritt, und kraft deren er sie dauernd durchführt. Und wie mit der Bescheidenheit, so steht es auch mit der opferwilligen Uneigennützigkeit, mit der inneren Freiheit, mit dem Bekenntnismut und allen den anderen Vorzügen, deren Hinschwinden an den deutschen Universitäten von der Leyen beklagt. Man muß an sittliche Ideale erst fest und unerschütterlich *glauben*, ehe man sie in wirksame Tat umzusetzen vermag. Erst wenn die deutschen Universitäten sich wieder rückhaltlos zu den sittlich-religiösen *Voraussetzungen* bekennen, auf denen unsere Gesamtkultur beruht, und kraft deren allein sie zu neuen Höhen fortschreitet, erst dann werden sie wieder mit vollem Erfolg nach innen und ins weite wirken und in jedem Bezug aufbauend mitarbeiten an der deutschen Zukunft.

r.

Geschichte.

Hans Delbrück, den Herausgeber der ‚Preußischen Jahrbücher', habe ich immer für einen der gescheitesten und weitestblickenden unter den anständigen Gegnern des modernen Katholizismus gehalten. Diesen Eindruck finde ich wieder bestätigt durch seine neueste, jetzt schon in dritter Auflage vorliegende Sammlung von historischen Essays, der er ‚wegen des starken persönlichen Elements, das in mehreren von ihnen vorwaltet', den Titel ‚Erinnerungen, Aufsätze und Reden'* gegeben hat. Die meisten dieser Arbeiten beschäftigen sich — abgesehen von den Aufsätzen über den Ursprung des siebenjährigen Krieges, über Napoleon und Zeitgenossen, über Erzherzog Karl, einigen sozialpolitischen Abhandlungen und der Plauderei über ‚die gute alte Zeit' — mit der neueren Zeitgeschichte, namentlich mit dem Drum und Dran der Gründung und des Ausbaues des neuen Deutschen Reiches vor und nach 1870/71, der sie manches Moment eigenartiger Auffassung abzugewinnen wissen. Für mich persönlich war es von besonderem Interesse, meine in dieser Zeitschrift (II. 9) niedergelegte Anschauung von dem Wesenscharakter der Bismarckschen Politik (die übrigens auch durch die soeben publizierten Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe belegt wird) und der Inszenierung des deutsch-französischen Krieges durch Delbrück bestätigt zu finden. Sein Urteil über Rußland ist inzwischen durch den großen Krieg mit Japan und die Revolution nicht nur überholt, sondern widerlegt. Dagegen bekunden seine Ansichten über die preußische Ostmarkenpolitik die gesunde Freimütigkeit seiner Betrachtungsweise, die manchem ‚nationalen' Phrasendrescher zu denken geben könnte. Recht beachtenswert scheint mir auch, was er über die Fragen, ob der Gang der Geschichte durch Persönlichkeiten oder durch Massenbewegungen bestimmt werde, und ob die individualistische oder sozialistische Wirtschaftsordnung vorzuziehen sei, sagt: Delbrück entscheidet sich jedesmal für die erstere Möglichkeit. Ich habe bereits eingangs bemerkt, Delbrück sei ein sehr ernst zu nehmender und dabei ehrlicher Gegner des Katholizismus, den er nur selten als ‚Ultramontanismus' maskiert; von solchen Gegnern aber kann man immer lernen. Ich weise in dieser Beziehung z. B. hin auf seine mir freilich recht schief vorkommenden Bemerkungen über das Verhältnis von Kirche und Staat (S. 416) und über den Katholizismus und seinen Einfluß auf die Nationen (S. 544), die, so sehr wir sie als ungerecht ablehnen müssen, doch von wirklich staatsmännischer Auffassung zeugen. Besonders aber empfehle ich gewissen, für ängstliche konfessionelle Abschließung plädierenden Katholiken die Lektüre des Programms,

* Berlin, Georg Stilke, 1905. — 625 S.

das der Berliner Historiker im Anschluß an eine Besprechung des Hoensbroechschen Pamphlets ‚Der Ultramontanismus' für die Unschädlichmachung des aktiven Katholizismus (S. 422 ff.) aufstellt. Er will jenen Katholiken ihren Anspruch auf gesonderte Bildung, namentlich des Klerus, und sonstige freiwillige Ghettorechte konzedieren, um sie so von der allgemeinen deutschen Bildung und der Fühlung mit dem nationalen Geiste auszuschließen, ihr Bildungsdefizit zu vermehren, mit anderen Worten, sie einflußlos zu machen und schließlich zu Heloten herabzudrücken. Sein mephistophelischer Rat lautet: ‚Man gebe ihm (dem Ultramontanismus), was er will, an den Stellen, wo wir sicher sein dürfen, daß sein eigener Wille ihn in die Wüste führt.' Es ist das Rezept des Julian Apostata! So predigt auch der Gegner uns vernehmlich die Lehre: Nicht hinein ins Ghetto, sondern ‚heraus aus dem Turm'! — über die formelle Seite der Publikation brauche ich nicht viel zu sagen. Delbrück ist bekannt als einer der wenigen zeitgenössischen Meister des historischen Essays, und alle Vorzüge seiner geistvollen Feder finden sich auch in den vorliegenden Aufsätzen.

J. Mumbauer.

Archäologie.

Die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts. Weitere Kreise haben sich nachgerade daran gewöhnt, von einem Niedergange der klassischen Studien zu sprechen, indem man sich berechtigt glaubt, von einer verminderten Schätzung der antiken Kultur auf eine verminderte Bedeutung der Altertumswissenschaft in unseren Tagen zu schließen. Nichts ist falscher als dies. Wenn in irgend einer Zeit die Wissenschaft zu einer vollständigen und allseitigen Durchdringung des Altertums und seiner Kultur hingestrebt hat, so geschieht es heute. Ein Arbeitsfeld freilich hat die Gunst auch jener Kreise heute noch bewahrt, weil die Ergebnisse hier nicht nur handgreiflich zutage liegen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade ohne gelehrte Vermittlung zum Verständnisse des Laien sprechen: die antike Kunst. Und weil das Neue stets am meisten fesselt, so erweckt jeder neue Fund, jede Ausgrabung zumal, einen Widerhall selbst in den Tageszeitungen, die sich im übrigen gerade den Altertumsstudien gegenüber zumeist gleichgültig verhalten: ein getreues Abbild der Interessen, die die große Menge beherrschen. Man zitiert dabei gern Autoritäten, um sich den Anstrich gelehrter Bildung zu geben, so vor allem Winckelmann und Lessing, gleich als habe die Arbeit eines ganzen Jahrhunderts nichts anderes erreicht als die Vermehrung unseres Antikenbesitzes. In Wahrheit ist auch die archäologische Wissenschaft im verflossenen Jahrhundert nicht nur von Grund aus eine andere geworden, sondern geradezu erst neu begründet worden. Winckelmanns Verdienste um die erste Anbahnung archäologischer Studien in Ehren: wer aber heute noch mit Winckelmannscher Ästhetik und Quellenkritik die antike Kunst glaubt meistern zu dürfen, darf sich getrost als Ehrenmitglied der im 18. Jahrhundert verdienstvollen ‚Society of dilettanti' einschreiben lassen.

Die Tatsachen bestehen, daß erst das vergangene Jahrhundert von den römischen Kopien, die Winckelmann allein zugänglich waren, zu den griechischen Originalbildwerken emporgestiegen ist, daß die teils zufällig, teils systematisch der Erde abgerungenen Neufunde erst die Perioden antiker Kunstentwicklung von den Anfängen in Babylonien und Ägypten bis zum Ausleben der römischen Provinzialkunst dem Verständnis erschlossen haben, daß durch diese Neufunde in Verbindung mit eindringender Stilkritik erst einzelne überragende Künstlerpersönlichkeiten uns lebendig wieder vor die Augen getreten sind. Mit dem fast wunderbaren Anwachsen des wissenschaftlichen Materials

haben sich auch die Forschungsmethoden verändert, verfeinert. Kein Beispiel ist dafür bezeichnender als die Ausbildung der Ausgrabungstechnik, die von dem bis ins 19. Jahrhundert als Regel betriebenen Raubbau auf Kunstobjekte allmählich zu systematischer Erforschung bestimmter Örtlichkeiten fortgeschritten ist, bis sie in den siebziger Jahren zur planmäßigen Wiedergewinnung zusammenhängender Bauanlagen, ja ganzer Städte sich wendete: die Einzelobjekte, und seien sie kostbar wie der Hermes des Praxiteles in Olympia, sind zurückgetreten vor dem Hauptziele, das auf die Erkenntnis des antiken Kulturlebens in seiner Gesamtheit gerichtet ist. Auch das Schicksal der pompejanischen Ausgrabungen, die, schon 1766 begonnen, scheinbar außerhalb dieser Entwicklung stehen, bestätigt die Regel, da hier erst nach 1860 das destruktive Raubsystem endgültig verlassen und die Aufdeckung und Konservierung ganzer Straßenzüge und Häuserblöcke (‚Inseln') planvoll in Angriff genommen worden ist.

Die Zahl der archäologischen Entdeckungen und Ausgrabungen an allen Ecken und Enden der antiken Welt ist fast unübersehbar geworden. Nur die letzten fünfzehn Jahre, die ich in der Altertumswissenschaft selbständig mitarbeitend erlebt habe, haben uns unter vielem anderen solch phänomenale Ergebnisse beschert wie das überraschende Auftauchen der altkretischen Kultur in Knosos und Phaistos und die Aufdeckung großer griechischer Heiligtümer und ganzer Städte in Delphi, Priëne, Ephesos, Milet, Thera, Korinth, von den Unternehmungen in Babylonien und Ägypten gar nicht zu reden. Vor dieser Zeit aber liegt ein volles Jahrhundert erfolgreichster archäologischer Arbeit, angefangen von der wissenschaftlichen Eroberung Ägyptens durch Napoleon (1798) und der ‚Rettung' der Parthenonskulpturen durch Lord Elgin (1801/03), von den Funden der ‚Ägineten' (1811), des Tempelfrieses von Phigaleia (1811) und der Aphrodite von Melos (1820), über die Erforschung der etruskischen Wandgemälde (1827) und der Vasen von Vulci (1828) durch Eduard Gerhard, über die Erschließung Lykiens durch Charles Fellow (1838/44) und die kleinasiatischen Reisen Newtons (von 1852 an: Mausoleum von Halikarnaß; Antikensammlung des Britischen Museums) bis zu den organisierten Aufgrabungen von Samothrake (1873/75; die Nike schon 1863 gefunden), Olympia (1875/80), Delos (1877/94), Pergamon (von 1878 an), Epidauros (von 1881 an), Eleusis (1882/90), Akropolis von Athen (1885/91), ganz abgesehen von den epochemachenden Schliemannschen Arbeiten in Troja (1871/94, zuletzt unter Dörpfeld), Mykenä (1874 und später), Tiryns (1884) und von der archäologischen Durchforschung des fernen Orients. Zwischen diesen Hauptetappen liegen zahllose kleinere Untersuchungen, zufällige Funde und systematische Schürfungen, mit deren Ausbeute die bedeutendsten archäologischen Museen in Rom und Neapel, Paris und London, München und Berlin und Wien, Athen und Konstantinopel (Sarkophage von Sidon! gefunden 1887) sich gefüllt haben.

Eine zuverlässige Übersicht über diese unendliche Fülle von Arbeiten und von Erfolgen zu gewinnen war allerdings bisher selbst dem Fachmanne ohne langwierige, entsagungsvolle Studien nicht gegeben. Der Laie gar stand ratlos vor der verwirrenden Menge von Einzeltatsachen. So war es ein äußerst glücklicher Gedanke von Adolf Michaelis, der bereits vor einem halben Jahrhundert mit Conze zusammen der erste Inhaber eines Reisestipendiums des archäologischen Instituts gewesen war und seit Dezennien als Professor der Archäologie an der Universität Straßburg wirkt, ‚Die archäologischen Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts' (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1906, 325 S. 8°) in zusammenfassender Weise

einem weiteren Kreise vorzuführen, nachdem er den Gegenstand im Winter 1904/05 in populären Vorlesungen behandelt hatte. Selten habe ich ein wissenschaftliches Buch mit der gleichen Spannung von der ersten bis zur letzten Zeile durchgelesen; und wie mir, wird es jedem ergehen, den der Gegenstand überhaupt interessiert. Die Darstellung ist lebendig, hie und da mit persönlichen Erinnerungen der Entdecker gewürzt, dabei in den tatsächlichen Angaben von großer Zuverlässigkeit. Vereinzelt nur finden sich sinnstörende Druckfehler (z. B. Seite 76 Longgérier statt Longpérier, Seite 91 Payx statt Pnyx, Seite 228 Z. 12/13 von unten eine Wortumstellung); vereinzelt auch sind kleine, vielleicht zufällige Lücken vorhanden (vgl. Syrakus, die Ruinen von Sardes), falls nicht der Verfasser in der Überfülle des Materials dieses und anderes mit Absicht unterdrückt hat. Eine chronologische Übersicht der Entdeckungen, eine summarische Quellenangabe (mit Verweisen u. a. auf das von Michaelis in 7. Auflage neubearbeitete Springersche Handbuch der Kunstgeschichte des Altertums 1904) und ein reichhaltiges Register beschließen den Band, dessen bildloser Text auf die Abbildungen im genannten Handbuche und in Franz Winters Kunstgeschichte in Bildern (I. 1901) hinweist. Ich will von dem schönen Buche nicht Abschied nehmen, ohne das letzte (elfte) Kapitel ‚Entdeckungen und Wissenschaft' ganz besonders hervorzuheben, in dem der Verfasser einige prinzipielle Fragen der archäologischen Wissenschaft bespricht. Was hier vor allem über die Bedeutung und die Grenzen der stilistischen Analyse gesagt ist, verdient die ernsteste Beachtung des ganzen jüngeren Archäologengeschlechtes. Prof. Dr. E. Drerup.

Volkswirtschaft.

Adam Smith, der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie und angebliche Vater der Freihandelsschule, den namentlich auch die Manchesterleute — aber wohl vielfach ohne eigentliche Berechtigung — als Patron in Anspruch nehmen, unter allen Umständen eine Gestalt, auf die man bei volkswirtschaftlichen Prinzipienfragen auf Schritt und Tritt stößt, entbehrte bisher einer umfassenden deutschen Monographie. Das war eigentlich nicht verwunderlich, da das biographische Material nur zerstreut und ungesichtet vorlag, seine Hauptwerke aber nur im verschiedenen Parteiinteresse ausgeschlachtet zu werden pflegten. Die eigentlich abschließende Biographie des großen Schotten (1723—1790) hat erst vor nicht so langer Zeit John Rae geliefert.* Auf dessen Quellenwerk beruht in der Hauptsache auch die in der vorzüglichen Sammlung ‚Geisteshelden' erschienene Arbeit von Karl Jentsch, dem einstigen katholischen Theologen und jetzigen Soziologen und Publizisten, ‚Adam Smith, Leben und Lehre,'** welche zunächst für den Nichtspezialisten die Hauptfundgrube über den Mann und seine Bedeutung bilden wird.

Die Lebensgeschichte wird solid und interessant und in gewandtem Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesentwicklung dargestellt; es handelt sich ja um die still gärende Zeit, welche die Keime so mancher heutigen Errungenschaften in Wissenschaft und Leben gelegt hat. Das Hauptverdienst der Jentschschen Schrift besteht aber in dem ausführlichen, zumeist mit den originellen Worten des Autors gegebenen Referat über die beiden epochemachenden Werke Smiths: ‚Die Theorie der sittlichen Gefühle' (besser würde man vielleicht übersetzen: Empfindungen; The theory of moral sentiments) und die berühmte, vielbesprochene, aber von den wenigsten gelesene ‚Untersuchung der Natur und der Ursachen des Wohlstandes der

* Life of Adam Smith; London, Macmillan u. Co., 1895.

** Berlin, E. Hofmann u. Co., 1905; X u. 289 S.

Nationen' (An inquiry into the causes and nature of the wealth of nations). Für den Durchschnittsgebildeten genügt zur Kenntnis der Smithschen Eigenart und seines Standpunktes das hier Gebotene vollständig; the wealth of nations ist übrigens auch in vollständiger deutscher Übersetzung von F. Stöpel* erschienen, ich glaube aber kaum, daß viele nach ihr greifen werden. Zu bedauern ist nur, daß die Jentschsche Inhaltsangabe so ungleichmäßig ist; zum Schlusse wird sie plötzlich furchtbar knapp, so daß man auf die Vermutung kommt, als ob nur Raumrücksichten maßgebend gewesen wären. Auf das Smithsche System der Ethik, welches seinerzeit als originell viel Aufsehen erregte, vielleicht mehr als das verhängnisvolle Hauptwerk, brauchen wir hier nicht einzugehen, weil es völlig überholt ist und kaum einen tieferen Einfluß auf die Moralwissenschaft geübt hat. Dagegen ist der ‚Reichtum der Nationen' noch heute nicht aus den volkswirtschaftlichen Diskussionen ausgeschaltet; dieses Buch wird als der erste systematische Versuch, die Wirtschaftspolitik auf ihre grundlegenden Gesetze zurückzuführen, für alle Zeiten ein klassisches Dokument der Nationalökonomie bleiben. Und wer die Entwicklung der liberalen Volkswirtschaftslehre verstehen, wer insbesondere eine richtige Stellung zu den dem ganzen modernen wissenschaftlichen Sozialismus zugrunde liegenden Marxschen Theorien (Wert, Preis, Arbeit, Lohn, Profit usw.) gewinnen will, der muß auf Smith (selbstverständlich auch auf dessen Vorgänger, die Physiokraten, und seinen Weiterbildner Ricardo) zurückgehen. Aus diesem Grunde wäre es zu wünschen gewesen, wenn Jentsch, der sich in der Hauptsache rein referierend verhält, die Würdigung und Kritik der Smithschen Ideen etwas ausführlicher und theoretisch tiefer gegeben und namentlich auf die vielfachen Verbindungslinien mit Karl Marx, der sich doch erheblich mehr, als Jentsch zugeben will, auf Smith berufen kann, deutlicher hingewiesen hätte. Der Marxismus ist ohne Smith nicht zu verstehen; Jentsch hat sich da die Sache ein wenig leicht gemacht, und es hätte nichts geschadet, wenn er sich in dieser Beziehung den Leserschen Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften zum Vorbild genommen hätte. Leser ist einer der gründlichsten Kenner von Smith und kann auf selbständige Forschung verweisen; man sollte ihn also nicht so obenhin erwähnen; und wer über Smith schreiben will, müßte wenigstens auch die zweite Auflage des Handwörterbuches einsehen. Dort ist kurz, aber exakt angegeben, in welchen Punkten Smith überwunden ist, und worauf seine Wirkung und dauernde Bedeutung in der Nationalökonomie beruht. Wenn Jentsch in einer etwa folgenden Auflage, die auch eine genauere Bibliographie enthalten müßte, diese Hinweise berücksichtigt, dann wird sein dankenswertes Buch möglichst vollkommen sein.

J. Rumbauer.

* Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft, III. Band: Adam Smith, Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. 2. Auflage. Berlin, R. L. Prager, 1905. — 4 Bde., 1263 S. — M. 7.

Literatur.

Emil Strauß ist einer unserer künstlerisch gewissenhaftesten Romanschriftsteller. Als Schwabe hat er das Gemüt und die Phantasie seines Stammes. Im selben Grade besitzt er die Gabe des Charakterisierens und architektonischen Bauens. Seine Sprache steht mit ihrer bezeichnenden Ausdrucksfähigkeit, vor allem aber ihrer stilistischen Klarheit und Reinheit ganz vereinzelt da. Sie ist stilechte Prosa und verzichtet auf jeden Zusatz poetischer Steigerung überall, wo sie erzählt. Sie ist Musik, wo die Stimmung musikalisch ist, voll Rhythmus, und wo eine steifnackige Bauernkonture gezogen wird, gibt ihr der Inhalt auch die Form. Seine drei Romane sind in

dieser Art drei Zeugnisse ganz seltener künstlerischer Beweglichkeit. ‚Der Engelwirt, eine Schwabengeschichte' (1901) ist zunächst die ausbündige Charakterzeichnung eines schwäbischen Bauern und die Geschichte einfach die, daß ihn das Leben in einem episodisch straffen Erfahrungsnetz von seinem egoistischen Eigensinn kuriert. Ein echtes Bauernschicksal; da er von seiner Frau kein Kind bekommt, verführt er seine Magd; doch sie gebiert ihm ein Mädchen. Er verkauft heimlich das Gut und flieht mit ihr vor dem Spott seiner Heimat — ein kerniges Bauernmilieu! — nach Brasilien, verliert hier sofort sein Geld an Schwindler, sieht seine Gefährtin am Fieber sterben und kehrt mit dem Kind reumütig zu seiner Frau zurück. Wie bodenständig wirkt die feste, urechte Figur inmitten ihres schwäbischen Heimatstales, wie hilflos in den fremden, großen Städten und wie tragisch im exotischen Brasilien! Wie hat Strauß das alles in die Schilderung und Stimmung der Landschaft hineingemischt! Wie gewaltig, anschaulich, bedeutsam ist seine Kunst auch in der Ozeanfahrt! Der Erzähler steht aber zugleich in einem objektiven Abstande zu den Begebenheiten und sammelt hier in einem Punkte ihre Antriebe mit fast nüchterner Strenge. Die Steifnackigkeit des Engelwirts ist ein psychologisches Geheimnis; keine Einsichten würden einen solchen Menschen belehren. Seine Ich-Überspannung sitzt so tief in seinem Wesen, daß mit diesem eine volle, fühlbare Umrüttelung vorgenommen werden muß, um ihm die rechte Mischung zu geben, die die praktische Wirklichkeit vom Menschen verlangt. Das Bauernmilieu vermag diesen allgemeinen Konflikt besonders zu erhärten. Die Einbildung, Überhebung dieses Menschen ist tatsächlich Einbildung, Phantasie. Er lebt nicht in der Wirklichkeit. Das Eigenartige dieses Widerspruches liegt in dem Gegensatz dieses weltfremden Seelenzustandes zu einer schollenharten Willensenergie, die titanenhaft, doch mit bäurischer Winkelschlauheit versetzt, gegen den unsichtbaren Gegner anrennt, den sie Gottes Ungerechtigkeit nennt, während es seine Verblendung ist. Ihr Ursprung oder wenigstens ihr Rückgrat ist sein Bauerntum. Es ist der Bauer, der nach dem Himmel nur schaut, um auf seinen Acker zu schauen, nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit der Seele. Strauß sagt von ihm: ‚Hier wie dort waren tausend Dinge, die man bei ihm zu Hause nicht hatte, vor denen er sich verwunderte und das Bedürfnis fühlte, zu rufen: Vater, lug! Aber er war doch zu sehr ein erdgeborener, bodenständiger Ackerbürger, als daß er seine Zentralstellung in der Welt aufgegeben und in diesen anderen Häusern Menschen, Sitten und Reden mehr gesehen hätte als eben eine Sonderbarkeit.' So hält er auch sich selber in den gehäuften Schicksalsschlägen für ‚das Opferlamm menschlicher Bosheit'. Erst der härteste bringt ihn zu dem Geständnis, ‚daß der letzte Grund seines Unglücks doch nirgends anders liegen könnte als in ihm selber. Und wie er einmal dabei war, diese jüngsten heillosen Tage mit „Hättest" und „Wärest" zu durchpflügen, gleichsam die Wurzeln, über die er gestolpert, aus den Furchen zu reißen und auf einen Haufen zu werfen, da fuhr er unversehens mit der Arbeit fort, in die Vergangenheit hinein, und war es auch keine Wonne oder Wollust, so war es doch jener Drang nach Abhilfe, jene scheinbare Erleichterung, die einen zwingt, an Brandwunden und Entzündungen zu kratzen, was ihn verleitete, auch in der ferneren, der heimatlichen Vergangenheit seinen eigenen Unverstand zu suchen und bloßzulegen, und was ihn aller Orten nicht nur Torheit und Verranntheit, sondern auch Roheit und Schamlosigkeit finden ließ. Hier im neuen Land hatte er ja nur in der unbewußten Einbildung, es müßte alles nach seinen Wünschen und Hoffnungen gehen, blindlings vertraut

und durch die Dummheit des unerfahrenen Jungen die Tücke herausgefordert; dort im Vaterland aber hatte er, was ihm an seinem Schicksal nicht behagte, einfach, ohne sich um Anstand und Sitte, Pflicht und Recht zu kümmern, beiseite schieben und seinen eigenen rücksichtslosen Willen durchsetzen zu können geglaubt, hatte, ohne die Verhältnisse, ihre Ursachen und Wirkungen zu prüfen, tappsig gegen sie angekämpft und, ob er nur einen Nasenstüber oder eine blutige Niederlage erlitt, immer noch mit einer billigen Schlauheit sich zu behaupten oder gar zu triumphieren versucht. Hatte er nicht schließlich noch geglaubt, er habe die anderen zu Narren, als er Heimat, Haus und Hof, alles, was ihm teuer gewesen war, verließ und mit den heimlich aufgenommenen sechstausend Märklein abzog? Hatte er nicht höhnisch zurückgelacht und gesagt: Wer zuletzt lacht, lacht am besten?.. Wie er so inne ward, daß er derselbe war, heute wie vor einem Monat, hier wie dort, daß er unabhängig von Ort und Umgebung gegen sich selbst wüte, da ward ihm plötzlich unheimlich auf dieser Welt.'.. Man erkennt hier die scharfe psychologische Dialektik; doch damit wäre eine Sinneswandlung nie lebendig vor Augen zu führen. In der Tat vollzieht sie sich auch in künstlerischer Gestaltung am Faden des Gefühls und der Tat, und das Zusammentreffen der klaren Perspektive mit der eindringlichsten seelischen Kenntnis bringt das Erlebnis zustande. Dabei ist es ein unaufhörlicher Kampf zwischen dem fühlbaren Erlebnis und der hartnäckigen Bewußtlosigkeit. Die Stimme weicher Herzensregungen, besonders, wie er sein Kind liebhaben lernt, bannt die Starrheit der Charakterstudie im selben Sinne wie die schönen Naturbilder oder am Ende die Engelsgröße der verlassenen Frau, die verschiedenen Bauernköpfe oder der würdige Pfarrer, der da ‚verzichtete, zu reden, wo Gott durch das Leben selbst die Seelsorge in die Hand genommen habe, und sagte schließlich nur: „Ja, wie man kegelt, so setzt man auf, Engelwirt!"' Und dieser männliche Humor liegt unsichtbar wie ein Lächeln unter Tränen über dem ganzen Schicksal.

So dürfte man vom ‚Freund Hein' (1902) nicht sagen, dieser erfolgreichen Geschichte voll Elegie; doch in der Sache ist der Unterschied nicht groß. Der zarte, musikalisch strebende Sekundaner und Primaner, der den Fesseln und Forderungen der harten Wirklichkeit nicht gewachsen ist und sich erschießt, ist keine Anklage und kein Rührstück; die umflorte Heiterkeit, mit der er im sonnigen Wald stirbt, hat für ihn etwas von der gleichen reifen Einsicht in die Wirklichkeit, wie ihm die Musik, so lange es seine Natur aushielt, ein Gegengewicht war gegen die Pflichten, die ihn aufrieben. Die Tendenz gegen das Schulsystem, die sonstwo Wirkung tut, hat in diesem Rahmen keinen Platz. Lebensvollwertige Gestalten wie Heins Freund Notwang werden Herren der Situation. Das ist doch eigentlich deutlich, daß die außergewöhnliche, und zwar künstlerische, musikalische Sensibilität Heins sein tragisches Verhängnis ist; sein Großvater war Kapellmeister; aber der erste, der seine Schöpfungen aus seinen vergessenen Blättern hört, ist Hein; sein Vater, ein Jurist, ging nur durch einen resignierenden Akt der Energie aus dem schon verschärften Konflikt zwischen künstlerischer Neigung und äußerer Pflicht heil hervor. Hein ist Sohn und Enkel in Ursache und Wirkung; doch ist dies Motiv nicht eben aufdringlicher, als es im Leben ins Bewußtsein zu kommen pflegt. Mit derselben Meisterschaft, mit der Strauß das Bauernprofil ausgehauen, hat er diese Symphonie gesetzt, die leisen, zitternden Schwingungen, die verzückten, rauschenden Jauchzer, stillen und lauten Schmerz, und er folgt mit der Sprache den inneren Melodien. Jede Schwächlichkeit, Sentimentalität fehlt. Die Pflicht

kommt so klar zu ihrem Wort wie die Empfindung; der widerspruchsvolle Zusammenhalt der Tatsächlichkeit thront unendlich hoch über dem Individuum. Aber was dieses dazu tun kann, mit dem Zauber seiner Seele sich zu schmücken, sich nicht neidisch, sondern reif zu zeigen, zu erfüllen, was ihm möglich ist, so daß die letzte Verantwortung zum mindesten geteilt wird, das ist die Kraft des Schwachen. Strauß offenbart eine ganz intime Vertrautheit mit der werdenden Seele, eine Fülle von Beobachtungen in der lebendigsten und zugleich einfachsten und prägnantesten Weise, schafft unvergeßliche Stimmungen und Bilder und bringt Töne, Licht und Farben in einen Akkord. Die Nebenfiguren sind so scharf gesehen, so sparsam behandelt und doch so würdig charakteristisch und echt; in der organischen Episode ist er Meister, und es ist ein vornehmer Geist, der die eigentliche Katastrophe in dieser Manier zu nehmen weiß. Im ‚Engelwirt' war das phantastisch Traumhafte etwas Unbewußtes; hier gehört das Träumen zum inneren Stil; der große Traum Heiners im Walde erinnert an Unvergeßliches bei G. Keller in der Art, wie der Sinn sich mit der Phantasie verträgt.

Aus einem vollen Rausch von romantischer Sättigung entspinnt sich die Handlung der ‚Kreuzungen' (S. Fischer, Berlin 1904). Aber das war schon im letzten roten Herbst, daß der Finanzpraktikant Herman Anshelm Elfride naturversunken den Waldabhang heruntertanzen sah, die Unbekannten sich in einem überströmenden Lebensgefühl in die Arme fielen und drei Tage mit Leib und Seele ineinander aufgingen, um dann jeder wieder seines Weges zu fahren. Das Buch aber beginnt erst mit jenem unübertrefflich geschilderten Maimorgen, dessen kühle Frische und aufsteigende Glut der Sonne wie ein Präludium des Kommenden über der Gesellschaft liegen, die im Wald vor der Stadt ein Morgenpicknick gehalten hat. An diesem Morgen erst hört Herman wieder von Elfride, die ihn mit edlem Stolz bittet, sie für die Zeit ihrer Hoffnung bei sich aufzunehmen. Herman tut es unbedenklich; sie leben in reiner äußerer Gemeinschaft, Herman gibt lieber seine Karriere auf, als den Folgen seiner Handlungen auszuweichen; innerlich aber tritt vielmehr der Gegensatz der beiden Naturen, der hyperästhetisch differenzierten Frau und des nüchtern ironischen Mannes hervor. Hermans Cousine Klara tritt in den Kreis, ein naives, natürliches Bürgermädchen, das von Lebenszufällen zur Selbständigkeit erzogen wird; ihr neigt sich Herman zu und verlobt sich mit ihr, als Elfride, deren Kind starb, mit ihm darin übereinstimmt, daß jener romantische Traum sie nicht gegen Neigung und Vernunft verpflichten dürfe. In diesen Kreuzungen dreier Seelen zeigt sich in erster Linie zielbewußte Macht der Linienführung und Schärfe philosophischen Geistes. Der Vorwurf schematischer Konstruktion liegt zu nahe, als daß er übergangen werden könnte. Aber einerseits fordert jene Ekstase des Moments ein präzises Gegengewicht, um selbst erst glaubhaft zu werden; es ist das Korrelat von Tat und Folge; andererseits ist der Vorwurf mehr ein Ergebnis der Reflexion als der Betrachtung. Das psychologische Dreieck stellt zwar hier für einen Roman ungewöhnliche Anforderungen an Geist und Reife; aber seine Gestaltung ist absolut konkret; ja, die Komplizierung entsteht mehr durch die ästhetisch geforderte plastische Sprache, als sie im Problem liegt. Dieses löst sich ganz einfach in die Anziehung zweier naiver, regsamer Seelen und die tragische Isolierung der dritten, die das Leben für die reine, auf sich selbst ruhende Ästhetik unzugänglich findet und sich darnach modifizieren muß. Die Zuspitzung der Kernpunkte ist aber zweifellos ein Virtuosenstück (und nach Straußens ganzer Art auch ein lebensfähiges) der Charakteranalyse. Herman, Klara, Elfride

sind blutvolle Typen. Und ist es wirklich ein Mangel, wenn ein Buch die Macht hat, zu tieferem Eindringen in das unmittelbare Verständnis zum wiederholten Male zu veranlassen? Man muß sich erinnern, wie bequem der analytische, vielfach in seinen Entwicklungen nach abwärts gravitierende Roman einer vergehenden Epoche das Denken gemacht hat. Der Roman kann keine philosophischen Probleme lösen, aber er kann von philosophischen Problemen erfüllte Menschen in ihren Beziehungen gestalten; Fogazzaros ‚Kleinwelt unserer Väter' z. B. gehört hierher. Das Problem von Tat und Folge, das Strauß im ‚Engelwirt' in bäurischer Manier verkleidete, hat hier in einem geistig reifen, vornehmen Milieu in ganz anderer Schärfe sein Existenzrecht. ‚Was ich rein und natürlich empfunden habe, muß natürlich und rein bleiben allen Mißverständnissen und wirren Folgen zum Trotz. Wenn von einem Glockenklang eine Lawine ins Rollen kommt und ein Dorf verschüttet, — der Glockenklang war doch schön und rein!' ‚Unser Handeln wirkt nach mehreren Dimensionen, und die ersichtlichste ist oft die gleichgültigste.' ‚Man kommt eben nur auf dem Umweg durch andere zu sich selbst.' In reicher Dialektik von sententiöser Präzision reift die Lösung im Wechsel zwischen Handlung und Kritik. Doch werden keine Reden gehalten; dafür ist der Stil nach Hermanns Charakter auf einen viel zu nüchternen, leicht ironischen Ton gestimmt. Sprachlich besitzt er im besonderen eine erquickende Originalität in seiner köstlichen Anlehnung an die mundartliche Phraseologie einer noch wenig abgebauten süddeutschen Gegend. In ihrer Hauptvertreterin, der Tante Ulrike, liegt überdies ein solch reifer Humor, wie man nur vom besten reden mag. Strauß lebt abseits und zurückgezogen, und sein Künstlertum ist sehr selbständig; wohl darum ist er weniger bekannt. Der Reichtum seiner dichterischen Kraft, die Greifbarkeit seiner Plastik, der philosophisch regulierte Tatsachensinn stempeln ihn aber zu einem der schätzbarsten zeitgenössischen Interpreten menschlicher Schicksale.

J. M.

Heinrich Seidel, der am 7. November in Großlichterfelde, dem bekannten Villenvorort Berlins, vierundsechzigjährig aus dem Leben schied, hat sich als Meister humoristisch-idyllischer Kleinmalerei einen treuen Anhang im Kreis der Literaturfreunde und einen eigenen Platz in der Literaturgeschichte erworben. Man pflegt ihn nicht selten als den Schöpfer der Großstadtidylle — richtiger wäre: Vorstadtidylle — zu bezeichnen, und W. Knögel hat noch unlängst* nachgewiesen, daß seine Erzählungen nicht nur den Abschluß einer früheren Literaturentwicklung, sondern auch den Anfang einer neuartigen Idyllendichtung bedeuten. Als Seidels Erzählungen seit 1880 erstmals in den zierlichen Goldschnittbändchen des Liebeskindschen Verlages in die Welt gingen, wurden sie wohl von vielen nur als poetische Nippsachen gewertet und standen in gar mancher Salonbibliothek neben den ähnlichen Baumbachschen Bändchen mehr zu Dekorations- als Delektationszwecken. Man mag es wohl als ein äußeres Zeichen der allgemeinen wachsenden Wertschätzung nehmen, daß seit 1899 seine erzählenden Schriften auch in den stattlicheren Bänden der Cottaschen Gesamtausgabe vereint wurden. Man erkannte immer mehr, daß diesen kleinen, von sonnigem Optimismus durchleuchteten Lebensbildern ein bleibender, künstlerischer Wert innewohnt, ähnlich etwa wie den geistesverwandten malerischen Schöpfungen Spitzwegs; man nahm Seidels bekannteste Figur Leberecht Hühnchen nicht nur mehr als eine ergötzliche Sonderlingsgestalt, sondern als einen eigentlichen Typus ge-

* Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1904.

mütlichen und selbstgenügsamen deutschen Humors. Freilich für ‚Schwarzseher' in Kunst und Leben hat Seidel nicht geschrieben. Er gab vielmehr seinen ‚Vorstadtgeschichten' selbst das Motto:

‚Zwei Seiten hat alles in dieser Welt;
Verzeiht, wenn mir die gute gefällt!'

Aber des ernsten Hintergrundes entbehren seine Erzählungen deshalb durchaus nicht. Nur werden dieselben sozialen Neuordnungen des Großstadtlebens, aus denen die naturalistische Anklageliteratur ihre Stoffe zieht, hier unter freundlicherem Aspekt betrachtet, nicht die Linien der Zerstörung, sondern des Neuaufbaues hervorgehoben. Wer sich im hastigen Treiben und Jagen der Großstadt ruhig zu bescheiden weiß, vermag auch mitten darinnen oder nahe dabei sein stilles Glück zu finden, sei es nun nur in bescheidener Dachstube und im Chambregarnistenheim oder doch lieber im kleinen Vorstadthäuschen, im eigenen, traulichen Heim. Es ist bezeichnend, daß Seidel, selbst dem Technikerstand entwachsen (die Dachkonstruktion des Anhalter Bahnhofes ist sein Werk), gerade diesem modernen und anscheinend so unruhevollen Berufskreis seine Lieblingsgestalten entnahm, vor allem den Maschineningenieur Leberecht Hühnchen oder auch dessen Kollegen Johannes Gram, den Chemiker Doktor Havelmüller u. a. Auch die ein Stück naturwissenschaftlicher Bildung voraussetzende liebevolle Einbeziehung des Tier- und Pflanzenlebens in seine Idyllen darf man in diesem Sinne nehmen. Anderes wieder an seinen Gestaltungen weist doch auf ältere Muster zurück, und wenn sich auch Seidel in der wohlgelaunten Erzählung ‚Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete' die Aufstellung einer literargeschichtlichen Ahnentafel schönstens verbeten hat, so darf man doch sagen, daß Gestalten wie etwa Major a. D. Puschel mit den pointelosen Witzen oder Der behäbige Herr Johann Nebendahl aus Großpampow in Mecklenburg kaum eine entfernte Deszendenz aus Reuterscher Art verleugnen können. Ähnlich steht es auch mit Seidels anmutender Lyrik (Gesamtausgabe 1903), die viele verwandte Züge mit den Schöpfungen seiner Freunde Trojan, Blüthgen usw. aufweist; und von seinen schönen Märchen (bereits 1864 das erste ‚Sommermärchen', 1885 die Sammlung ‚Wintermärchen') sagt er selbst in seinen humorvollen mecklenburgischen Jugenderinnerungen ‚Von Perlin nach Berlin' (1894): ‚Wenn ich später in meinem Leben an die vierzig Märchen oder märchenähnliche Geschichten geschrieben habe, so ist Robert Reinick daran nicht ohne Schuld gewesen.' Trotz solcher Anklänge wahrt aber doch Seidel im Grunde stets sein liebenswürdiges Selbst, und noch lange wird es freudespendend aus seinen Werken zu vielen sprechen.

M. E.

Theater.

Das Christ-Elflein, so heißt ein Weihnachtsmärchen in drei Akten, das Ilse von Stach gedichtet und Hans Pfitzner in Musik gesetzt hat, und das am 11. Dezember unter der Leitung des Generalmusikdirektors Mottl in dem Münchener Hof- und Nationaltheater seine Uraufführung erlebte. ‚Ein Kindermärchen,' so hörte man wohl; ‚lieb und nett, und die Musik reizend, schlicht und zart,' — als ob es ein echtes Märchen überhaupt geben könne, das etwas anderes als den Zustand reinster und wahrhaftester Kindlichkeit ausspräche! Und das tut unser Märchen; aber es tut es auf eigene Weise. Sie ist der des echten Volksmärchens ganz entgegengesetzt und hat doch nichts eingebüßt von dem Zauber höchster Naivität, ja, es hat ihn erhöht, fast möchte man sagen durch eine Absichtlichkeit, die den Kontrast sowohl wie die Einheit von Wirklichkeit und Phantasie gerade im härtesten Zusammenstoß der beiden als tatsächlich erweisen will. Auch das alte Volksmärchen kennt und braucht

die Wirkung des Kontrastes. Wie gerne stellt es nicht höchste Not höchstem Glück entgegen und läßt aus dem einen das andere hervorgehen; denn wo die Not am größten, da ist Gott stets am nächsten! Auch das moderne Märchen wird, wenn es höchster Wirkungen gewiß sein will, sich dieser gläubigen Zuversicht nicht begeben dürfen. Aber stärker als früher, ja schier unüberwindlich behauptet sich heute neben der Phantasie und dem Glauben an das Wunderbare der Sinn für das Wirkliche, Tatsächliche, kurz, für das — Nüchterne. Den Alten wurde in den Spielen ihrer Phantasie das Leben selber gleichsam zum Märchen, dem modernen Menschen kann das Märchen höchstens noch zu einem Erlebnis im Leben werden. So taucht auch in Ilse von Stachs Märchendichtung nicht das Leben im Märchen unter, sondern das Märchen tritt in das sich fest und sicher behauptende Leben hinein und heiligt und weiht es. Die Handlung ist ganz konkret und naiv gedacht. Kein symbolisches Versteckspiel neckt den Beschauer und zwingt ihn zum Grübeln. Und doch zieht es dabei wie eine Ahnung tief-geheimnisvoller Wahrheiten und ursprünglichster Zusammenhänge durch seine Seele.

Das Töchterchen des Gutsbesitzers von Gumpach ist am hl. Christabend zum Tode erkrankt. Dennoch soll der Weihnachtsbaum der Kleinen zur Freude, vielleicht zum letztenmal, gerichtet werden. Frieder, ihr Bruder, eilt, den Doktor, zwei Holzknechte eilen, im Walde den Tannenbaum zu holen. Da begibt sich das Wunderbare. Frieder, der über der Wissenschaft den Glauben, aber nicht zugleich die Liebe und Herzensgüte verloren hat, hat den begnadeten Blick, zu sehen, was nicht alle sehen können. Ein Waldelflein, das sich sehnt, zu erfahren, welche Bewandtnis es mit der Christnacht habe, möchte es von ihm hören. Die Glocken haben in sein stilles Waldtal geklungen, und Menschen haben gesagt: Morgen ist Weihnachten und sich gefreut, ach, gar so sehr! Nun soll der Frieder es sagen, und er kann es nicht. Während er weiter stürmt, kommen die Holzhacker. Sie sehen bald mit leibhaftigen Augen nicht das Elfenkind, sondern das Christkind durch den Wald schreiten. Und es spricht zu ihnen und sagt, es selber wolle diesmal für Trautchen den Weihnachtsbaum bringen; sie sollten nur nach Hause gehen. Zur Stunde der Christbescherung, als gerade die Dorfarmen um das Bett des todkranken Trautchens versammelt stehen und die Geschenke entgegennehmen, die das fromme Kind für sie bereitet hat, erscheint nun auch wirklich das Christkind mit dem Baum und mit dem Elfchen, das im Walde die gleiche Frage an das Christkind gerichtet hatte wie an Frieder, und das nun hier am Krankenbett aus dem Munde der Kinder die frohe Kunde und Botschaft hörte, die es und alle Kreaturen so glückvoll macht, daß selbst der alte Tannengreis, sein treuer, grollender Beschützer, sich besiegt erklärt. Und für Frieder wird Elfchen der Führer zum Christkind. Trautchen stirbt und wird von Engeln in den Himmel getragen, wo wir es im dritten Akt auf der Engelwiese mit dem Christkind und mit dem Elfchen ankommen sehen. Elfchens Wunsch, eine unsterbliche Seele wie die Menschen zu haben, wird ihm erfüllt, und ein Engel bringt von der Erde ein Gebet Friedens zum Throne Gottes. Die Engel schmücken einen Christbaum, und nun soll auch Christ-Elfchens letzter Wunsch, den lieben Gott zu sehen und ihn mit seiner unsterblichen Seele zu lieben, erfüllt werden. Eine große, goldene Treppe zwischen unzähligen Engeln und lichterstrahlenden Bäumen tut sich auf. Unter dem Lobgesang der himmlischen Scharen steigt das Christkind hinan, und Elflein folgt ihm wie geblendet aus der Ferne nach.

Diese kindlichen, von der Dichterin schon vor Jahren für die eigenen Kinder und ohne literarische Nebenabsichten dar-

gestellten Vorgänge, von der Kunst des Regisseurs teilweise zu reizenden Schaustücken ausgestattet, hat Hans Pfitzner (nicht auf Bestellung und als Gelegenheitspoesie, wie ein Münchener Blatt schrieb, sondern aus Freude an der Sache) mit einer Musik begleitet, als deren kennzeichnendes Merkmal herzwarme und fröhliche Kindlichkeit gelten kann. Die Ouvertüre ist ein Tonstück von so thematischer Schlichtheit, daß die Kunst anmutigster Durchführung die höchste Bewunderung verdient. Die eingestreuten Lieder haben jedwede opernhafte Künstlichkeit weit von sich getan; sie sind ebenso innig wie einfach. Mit zierlicher Anmut geben sich die Tanzweisen, von denen das Ballett der Tannenjunker und Elfen, das der alte Tannengreis seinem Lieblingskind, dem Elfchen, zuliebe tanzen läßt, um es den feindlichen Mächten der Christnacht zu entziehen, einen Höhepunkt im ganzen bildet. Sowohl in den Rezitationen als auch in der die gesprochenen Teile hin und wieder diskret begleitenden Musik kommt ein drolliger Humor zum Ausdruck, der auch in den Vorspielen ohne leitmotivische Künsteleien sein scherzhaftes Wesen treibt. Das Publikum hat der schönen Aufführung viel warmherziges Verständnis und dem Komponisten, der Dichterin wie den Darstellern lebhaften Beifall entgegengebracht. -h.

Kunst.

Ein Wort für unsere Dorfkirchen. An dieser Stelle war hier erst von alten und neuen Kirchenbauten auf dem Lande die Rede. Es wurde gezeigt, wie sich auf dem Lande Altes und Neues unvereinbar gegenübersteht, und wie vieles bereits dem Unverstand zum Opfer gefallen ist. Dem offenen Lande ersteht aus den barbarischen Geschmacksverirrungen des 19. und 20. Jahrhunderts eine ernste Gefahr. Zur selben Zeit, da wir in den Städten anfangen, Vereine für Volkskunst zu gründen, Heimatkunde zu pflegen und historischen Sinn und Gefühl für künstlerische Kultur zu erwecken, in derselben Zeit, wo der Städter seine Aufmerksamkeit der ‚Bauernkunst' zuwendet und versucht, etwas davon in sein eigenes Haus aufzunehmen, werden durch tausend Kanäle merkantilen Lebens, Bazar- und Ramschware, Jugendstilmöbel und Farbendruckbilder ꝛc. dem Lande in Masse zugeführt. Das Bauernhaus erhält die schlimmsten Ableger moderner Kultur! Aber nicht nur das Bauernhaus wird ein Opfer dieser Seuche. Dieselbe Sucht erstreckt sich bereits auch auf die Ausstattung der Landkirchen. Es ist für den biederen Landbewohner selbstverständlich: das, was von der Stadt kommt und dort als schön gilt, das muß doch vor allem geeignet sein, das schönste im Dorfe, die Kirche, zu schmücken.

Man baut auf dem Lande nach dem Muster der Städte. Als Vorbilder dienen alte, abgeänderte Kirchenbaumodelle, die in allen Stilen vorrätig sind, dazu noch nach einem Musterbuch irgend eines Ateliers für christliche Kunst hergestellte Altäre, Figuren, Geräte ꝛc. Der Sinn für das ‚Heimische', Bodenständige, für das einfach Zweckvolle und Notwendige geht mehr und mehr verloren. Wie sollte dieser Sinn auch vorhanden sein, da er nicht angeregt und gepflegt wird! Was unsere jungen Kleriker an kunstwissenschaftlicher Bildung mit ins Pastorat bekommen, reicht besten Falles hin, die Bauformen verschiedener ‚Stile' zu unterscheiden. Selten wird einer dazu kommen, die Zweckmäßigkeit und die natürliche Bedingtheit dieser Formensprache, wie sie aus der Eigentümlichkeit und der Beschaffenheit des ganzen ländlichen Milieus hervorgeht, zu empfinden und zu erkennen. Und doch ist die klare Erkenntnis aller dieser Urelemente des Stils die Voraussetzung zum richtigen Verständnisse der Stile selbst. Eine nach alten bewährten Regeln gebaute gotische Kirche kann, auf den unrechten Platz gestellt, ein

unmögliches Aussehen erhalten, während vielleicht ein ganz einfacher, fast schmuckloser Bau mit geschickter Benützung der natürlichen Situation ein ungemein erfreuliches Bild darbietet. Bauformen, wie sie in einem Landschaftsbilde, dessen nächste Umgebung Wiesen und Ackerland ist, angewendet werden, erhalten ein ganz anderes Gesicht, wenn sie in einem Gebirgstale oder in einer waldigen Gegend auftreten. Achten wir nur einmal darauf, wie mannigfaltig und vielgestaltig unsere Dorfkirchen sind, und in welch innigem Kontakt ihre Bauformen zu der dörflichen Umgebung stehen! Material und Bauform halten sich fast immer in den engen Grenzen lokaler Verhältnisse, ja, sie sind zweifellos durch diese bedingt. Sie muten uns daher immer vertraut und heimisch an, und was wir heute an ihnen besonders schätzen, ist nicht bloß ihr ästhetisch formaler Wert, sondern vor allem der Gemütswert, der sich in den intimen Beziehungen dieser bescheidenen Bauwerke zu dem Charakter von Land und Leuten ausspricht. Sie berühren unser Empfinden an derselben Stelle wie das landschaftliche Stimmungsbild; wir sind geneigt, ihnen außer ihrer besonderen Bedeutung als religiöse Kultstätten einen ganz bestimmten völkischen Charakter und allgemeine poetische Wirkungen zuzusprechen. Wollen wir den religiösen Stimmungen und den innigen Beziehungen des Volkes zur Kirche nachspüren, können wir an diesen einfach, aber gemütlich anheimelnden Feld-, Wald- und Wiesenkapellen, Wallfahrtskirchlein und Dorfkirchen nicht achtlos vorübergehen. Die Wurzeln volkstümlicher, religiös-kirchlicher Kunst, die letzten Ausläufer Jahrhunderte alter Tradition sind in diesen von altem konservativem bäurischem Geiste getragenen Denkmalen zu suchen; wichtige Aufschlüsse über das Wesen ländlichen Kirchenbaues können dabei gewonnen werden. Wie versichern wir uns aber dieser Schätze, wie machen wir darauf aufmerksam, daß jeder die eigentümlichen Schönheiten dieser Baudenkmale wahrnimmt? Umfangreiche, staatlich subventionierte Inventarisationswerke, die vieles, was im Lande zerstreut ist, aufgenommen und sorgfältig gebucht haben, ruhen in den Schränken der großen Bibliotheken; sie sind oft schwer zugänglich, und von ihren Schätzen gelangt nichts in die Hände derer, die zu Hütern, Bewahrern und Mehrern dieses köstlichen Volksgutes berufen wären: der Geistlichen, der Lehrer und Küster auf den Dörfern. Will man hier einsetzen, muß es in billigen, populär geschriebenen Büchlein geschehen, die den Stoff nach künstlerisch ästhetischen Gesichtspunkten behandeln, nach einer leicht faßlichen Methode, wie sie in modernen Kunstzeitschriften schon seit langem erfolgreich anwandt wird. Man muß zum Sehen, Beobachten, Vergleichen anregen. Das geschieht am besten durch handliche Büchlein, die eine Sammlung von ausgewählten Bildern enthalten, wo jeder schauen kann, worauf es hier ankommt. (Die Sammlung Kösel, das Bändchen zum Preise von 1 Mk., beabsichtigt, auch diesem Gebiete der kirchlichen Kunst ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.) Nicht auf eine ästhetische Ausschlachtung alter Dorfkirchen und ländlicher kirchlicher Kunst soll es hinauslaufen, aber hinweisen soll es uns, wie die Alten gebaut, wie sie ihre Bauten geschmückt, und wie sie den frommen, gesunden Sinn unserer Vorfahren erfreut, erquickt, gestärkt und gehoben haben. Erzählen soll es von Dorfkirchen und Kirchhöfen, von ihrem heimlichen Zauber, ihren intimen Reizen und Stimmungen. Davon nur ein kleines Pröbchen: Wenn wir unsere Dorfwanderungen an einem schönen Sommertag beginnen und zur Kirche kommen, und wir schauen durch die offene Tür ins Innere, ist es uns nicht, als schauten wir in ein farbenschimmerndes Schatzkästlein? Aus dämmerigen Tiefen tauchen

alte, vergilbte Statuen, Bilder an Altären und Wänden auf und feiern im Ringeltanz der Sonnenstäubchen eine fröhliche Auferstehung. Es zieht uns hinein, und es läßt uns nicht mehr aus, bis wir alles geschaut haben, Fenster und Türen, Altar und Schrein, das alte Kirchengestühl, die Empore und die Kanzel. . . . Nicht weniger anziehend erscheint uns der altersgraue Turm. Dort oben im luftigen Glockenstübchen können wir deutscher Landschaft ins Herz schauen, und wir merken, wie innig alles zusammenhängt, wie alles miteinander verwachsen ist, Dorf und Kirche, Siedelung und Land, Kunst und Natur.

Wer Freude an diesen Dingen hat, soll auf die oft versteckten Schönheiten aufmerksam machen. Es gibt deren noch genug im Lande zu entdecken. Ganz besonders ergeht an die hochwürdige Geistlichkeit die herzliche Bitte, unsere Sache zu fördern und zu unterstützen. In erster Linie benötigen wir für unsere Zwecke gute Abbildungen von Dorfkirchen, am besten im Rahmen ihrer nächsten Umgebung, ferner von Wallfahrtskirchlein und Kapellen, wobei es uns besonders darauf ankommt, daß die örtliche Situation, Berg, Tal, Wald, Feld, Wiese, Weg, recht deutlich vergegenwärtigt wird. Auch Abbildungen von Innenräumen in Kirchen, Sakristeien, Kirchhöfen ꝛc. sind willkommen. In unserer Zeit, wo fast in jedem Orte ein Liebhaberphotograph sitzt oder der Geistliche selbst über eine Camera verfügt, macht das nicht viele Umstände. Wir sind auch für freundliche Hinweise und Fingerzeige dankbar. Jeder, der mithilft, fördert und unterstützt eine wichtige Kulturarbeit!

(Alle Zusendungen, Abbildungen, Hinweise ꝛc. bitten wir an die Redaktion unserer Monatsschrift Hochland, München, Bayerstr. 57/59, zu richten.)

A. H.

Musik.

Eugen d' Alberts ‚Flauto solo' ist bei seinem Lauf über die Bühnen Deutschlands auch ins Wiener Hofopern-theater eingezogen. Hier wurde das Werk mit um so erwartungsvollerem Interesse empfangen, als ja das Libretto von Hans von Wolzogen, dem bekannten Wagner-apostel, verfaßt ist. In diesen Erwartungen sah man sich aber getäuscht. Wolzogen hat seinem Text, der zweifelsohne symbolistisch gedeutet sein will, eine musikästhetische Idee zugrunde gelegt: Ein wahrhaft gedeihliches Schaffen auf musikalischem Gebiete sei nur dann möglich, wenn das deutsche, streng kontrapunktische Genre in brüderlicher Einträchtigkeit dem lediglich auf reizvoller Melodie beruhenden Genre Italiens gesellt wird, und so die beiden gegensätzlichen Kunstarten ineinander und miteinander wirken. Gewiß, ein fruchtbarer Vorwurf, wenn auch durchaus nicht im Sinne Richard Wagners, der den deutschen Meistern ein: ‚Habt acht vor wälschem Dunst und wälschem Tand!' zuruft. Nun wird aber zur Illustrierung dieses Gedankens ein rein theoretisches Kunststückchen, ein technischer Scherz herbeigezogen. Über einen fertigen Kanon wird eine fertige Arienmelodie gezwängt. Und gar was für ein Kanon! Ein ‚Schweinekanon', ähnlich dem, wie ihn König Friedrich Wilhelm scherzweise zu seinem Leibstück erkoren haben soll! Ob dies die richtige Art und Weise ist, wie die deutsche Kunst von den Vertretern einer Richtung verherrlicht werden soll, die den Namen Bayreuther Schule für sich in Anspruch nimmt, diese Frage möge man sich selbst beantworten. Die Charakteristik für die handelnden Personen ist von den geschichtlichen Gestalten König Friedrich Wilhelms und seines Sohnes entlehnt. Ferner erscheint Kapellmeister Pepusch auf den Brettern, dessen Wirken am preußischen Hof allerdings etwas vor die Zeit Friedrich Wilhelms fällt. Frei

erfunden ist eine italienische Diva, in deren Adern das warme Blut eines lustigen Tiroler Dirndls pulsiert'; zu heiteren Streichen gern bereit bildet sie wohl die gelungenste Gestalt des sonst ziemlich spröden Lustspiels. Ein zahmes Intriguenspiel wird recht umständlich angesponnen ohne auch nur einen Funken Humor. So muß für diesen einzig und allein der vielgeschmähte ‚Schweinekanon' aufkommen; und über die Grundtöne von sechs Fagotten ist man auch gern bereit zu lachen. Eugen d' Alberts Musik ist auch nicht geeignet, das Werk zu heben. Ein gleichmäßig ruhiger Konversationsstil mit einigen gefälligen Gedanken. Mitunter sind auch Ansätze einer leitmotivischen Verarbeitung zu erkennen. ‚Flauto solo' ist wie so manche andere komische Oper der letzten Zeit eine Niete und wirft ein recht trübes Licht auf das Schaffen der sogenannten Nachfolger Richard Wagners. Heinrich Kralik.

Musikführer. Theoretische Erläuterungen von Kunstwerken werden von vielen deshalb verworfen, weil sie eine Bevormundung des freien künstlerischen Genießens seien. Nun ist es ja allerdings richtig, daß die Kunst in erster Linie ganz spontan, ganz unreflektiert wirken soll; abgesehen davon ist es aber von großer Bedeutung, daß die wirkenden Mittel und Äußerungen der Kunst möglichst vollkommen apperzipiert, das heißt von den Sinnen aufgefaßt werden. Ein praktisches, jedermann aus der Erfahrung geläufiges Beispiel ist folgendes: Ein komplizierteres Musikstück lernt man immer besser würdigen, immer mehr genießen, immer vollkommener ‚verstehen', je öfter man es hört. Das hat seinen Grund nur darin, daß man seine musikalische Sprache durch das oftmalige Hören immer restloser auffassen lernt, in die Intentionen des Komponisten immer mehr eindringt, nicht nur das Ganze, sondern auch alle einzelnen Details erfaßt, kurz, daß man das Stück immer vollkommener apperzipiert. Diese gesteigerte Vollkommenheit der Apperzeption läßt sich aber ebenso gut wie durch öfteres Hören auch durch theoretische Erläuterungen erzielen.

In diesem Sinne ist also die Aufgabe der unter den Namen ‚Musikführer' und ähnlicher neuestens sehr in Mode gekommenen Erläuterungsschriften zu musikalischen Kunstwerken die, Musik ‚hören' zu lehren. Zu diesem Zweck müssen sie einmal eine rein technische Erläuterung geben, d. h. eine Einführung in die musikalische Form des betreffenden Tonwerks, eine Besprechung seiner Harmonik, Rhythmik, Instrumentation ꝛc., zweitens aber auch eine Klarlegung des geistigen Gehalts der Musik zu geben versuchen. Letztere Aufgabe rührt an einen der tiefsten Gründe der Musikästhetik, an die Frage nach Wesen, Ausdruck, ‚Inhalt' der Musik. Die Theorie von der Inhaltlosigkeit der Musik, Hanslicks Lehre von den ‚tönend' bewegten Formen, war eine historisch begreifliche, nicht unverdienstliche Reaktion gegen die haltlosen Schwärmereien früherer Ästhetiker. Heute kann diese Theorie als etwas überwundenes gelten. Der ‚Inhalt' der Musik sind die in ihr sich aussprechenden, durch sie erweckten Stimmungen und Affekte, und dieser ‚Inhalt' läßt sich ebenso gut ‚deuten', d. h. in Worte fassen wie etwa der künstlerische Eindruck eines Dicht- oder Bildwerkes. Dies zugegeben ist es aber auch klar, daß eine derartige Erklärung des geistigen Gehalts die künstlerische Wirkung ebenso unterstützen kann wie die rein technische Erläuterung. Wenn ich durch einige vorbereitende Worte in die ‚Stimmung' des Tonstücks, das ich nun hören soll, versetzt bin, so wird diese Stimmung bei mir doch viel leichter und intensiver zur Wirkung kommen, da sie schon vorbereiteten Boden findet.

Auch sonst können die ‚Musikführer' manchen Nutzen bringen. So bieten sie unter Umständen z. B. eine vortreffliche Unterstützung des Gedächtnisses. Die künst-

lerischen Eindrücke eines früher gehörten Musikstücks lassen sich z. B. viel leichter wieder auffrischen, wenn man sich die Hauptthemen und ihre Entwicklung an der Hand des ‚Führers' kurz vergegenwärtigen kann. Ferner dringt der Dilettant durch die Musikführer ganz von selbst und ohne sonderliche Mühe in die tieferen Gesetze, in Formen und Technik der Kunstwerke ein, und wenn Richard Wagner sagt, daß man nur an Beispielen lernen könne, so darf man im Hinblick auf dieses Wort gerade den ‚Musikführern' eine nicht geringe didaktische Bedeutung zuschreiben.

Freilich, wenn die ‚Musikführer' ihre verschiedenen Aufgaben erfüllen sollen, dann müssen sie sehr gut und gründlich gearbeitet sein. Auf kaum einem Gebiete der Musikliteratur wird aber soviel künstlerisch gesündigt wie gerade hier. Von den Auswüchsen, die die künstlerisch an sich vortreffliche Idee der ‚Musikführer' gelegentlich zeitigt, soll ein anderes Mal die Rede sein. Dr. Eugen Schmitz.

Zur Frage der volkstümlichen Musikpflege. Die Garten- und Paradekonzerte unserer Zivil- und Militärkapellen gelten im allgemeinen als etwas außerhalb des Rahmens der eigentlichen Kunst Stehendes. Namentlich, soweit sie im Wirtshaus stattfinden, treten, wie viele meinen, die Genüsse des Essens und Trinkens der Musik gegenüber derart in den Vordergrund, daß von einer ‚musikalischen' Veranstaltung überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Dem gegenüber ist aber mit Entschiedenheit zu betonen, daß diese Art von Konzerten, die für weite Kreise der Bevölkerung überhaupt der einzige Berührungspunkt mit der Musik sind, ein wichtiges musikalisches Erziehungsmittel für Kunstsinn und Kunstverständnis der breiten Massen sein können. Gewiß, wenn der Arbeiter oder der Kleinbürger abends ins Militärkonzert auf den ‚Keller' geht, so möchte er auch seine gute Maß Bier haben; daß er daneben aber auch der Musik, und zwar in sehr weitgehendem Maße, seine Aufmerksamkeit schenkt, das kann man stets beobachten. Auch praktische Tatsachen bestätigen dies. Wenn heute R. Wagner weit und breit bekannt und populär ist, wenn jeder Arbeiter Lohengrins Schwanenlied oder Walters Preisgesang kennt, so ist das mit in erster Linie der weitgehenden Berücksichtigung zu danken, die Wagners Werke in den Programmen jener Garten- und Paradekonzerte finden.

Sollen aber nun diese Konzerte wirklich den Zwecken musikalischer Volkserziehung dienstbar gemacht werden, so muß vor allem der Zusammensetzung ihres Programms alle Sorgfalt zugewandt werden. Namentlich muß die dort jetzt noch einen ziemlich breiten Raum einnehmende Salonmusik ausgemerzt werden. So süße Stücke wie etwa ‚Die Post im Walde', wo ein Trompeter sich in einiger Entfernung im Gebüsch aufstellt und zu dem trivialsten und seichtesten Melodiegeklingel Echo bläst u. dgl., sind freilich eher dazu angetan, verbildend als bildend zu wirken. Dagegen können Fragmente aus Opern sehr wohl wirklich wertvolle Anregungen bieten; überhaupt braucht man nicht gleich mit schwer ‚klassischem' Rüstzeug zu kommen. Ein fescher, frischer Marsch, ein guter Walzer und ähnliches können den Musiksinn auch fördern und allmählich zu Höherem erziehen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß unsere Volkssinfoniekonzerte, in denen manchmal Werke von Liszt, Strauß und Tschaikowsky gespielt werden, nicht die Anfangsstufe der musikalischen Volkserziehung bilden können, weil sie schon einen viel zu großen Fond musikalischer Bildung voraussetzen. Dagegen wird durch die Anregungen, die gut durchgeführte Garten- und Parademusiken bieten, wohl mancher veranlaßt, weitere Fühlung mit der Tonkunst in eigentlichen Künstlerkonzerten zu suchen, der, wenn man ihm gleich zuerst ein großes sinfonisches Konzert vorgespielt hätte, vielleicht für immer von der Beschäftigung mit Musik abgeschreckt worden wäre. Dr. Eugen Schmitz.

Wilhelm Emanuel von Ketteler, Bischof von Mainz, Hirtenbriefe. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mit Porträt. Mainz, Druckerei Lehrlingshaus 1904. Mk. 5.— und Mk. 7.50.

Hirtenbriefe von einer der kraftvollsten Persönlichkeiten auf einem deutschen Bischofssitze und aus einer an kirchenpolitischen Kämpfen so reichen Zeit wie das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts behalten nicht nur einen historischen, sondern noch auf lange hinaus auch einen praktischen Wert. 71 Hirtenbriefe sind hier zusammengestellt aus den Jahren 1850—1877. Ketteler hat dem Großen wie dem Kleinen gleiche Liebe zugewandt. Angelegenheiten seiner Diözese wie die großen Fragen seiner Zeit in Deutschland und Italien finden in seinen Hirtenschreiben lebhaftesten Widerhall und geben ein Bild seiner Wirksamkeit nach den verschiedensten Richtungen. Auch die Hirtenschreiben der in Fulda versammelten Kirchenfürsten, die mit Kettelers Unterschrift versehen sind, wurden aufgenommen. So teilt sich dem Leser aus dieser Sammlung der unmittelbare frische Eindruck der großen Ereignisse und Konflikte mit, die noch in unsere Zeit herein ihre Schatten werfen, in Deutschland der Deutschkatholizismus, Schulstreitigkeiten, gemischte Ehe, der Kulturkampf, in Italien vor allem der Raub des Kirchenstaates und das vatikanische Konzil. Kettelers einfache Sprache bringt das Buch auch dem ungeschulten Verstande nahe und macht es darum allgemein interessant und nützlich. K.

Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko. Von Alee Tweedie. Deutsch Berlin 1906, B. Behrs Verlag. Geh. Mk. 8, geb. Mk. 10.

Außergewöhnliche Zeitläufte und Verhältnisse begünstigen auch den Emporstieg außergewöhnlicher Persönlichkeiten. Eine solche ist zweifellos Porfirio Diaz, seit 1877 mit einer kurzen Unterbrechung (1881/84) Präsident und, wie man wohl sagen darf, Diktator von Mexiko. Der abenteuerliche Lebenslauf, der den Halbblutindianer zum Revolutionsgeneral und schließlich zum faktischen Landesherrn emporträgt, liest sich wie ein Roman, oft wie ein Schroman; denn tatsächlich hat die Verfasserin als uneingeschränkte Verehrerin ihres Helden dessen persönliche Mitteilungen und Tagebuchnotizen gänzlich kritiklos verarbeitet. Aber die Geschichte dieses nun 76jährigen Mannes ist wirklich zugleich das Kernstück der Geschichte seines Landes, das er unter den schwierigsten Verhältnissen (Parteikämpfe, Sinken des Silberwerts, Machtgelüste der Yankees) zu selbständiger Wurzelsicherheit und Blüte gebracht hat. Der Vergleich mit der Geschichte Frankreichs, der sich auch in einigen anderen Punkten aufdrängt, ist in unseren Tagen besonders lehrreich hinsichtlich der in einem fast reinkatholischen Zwanzigmillionenland durchgeführten Trennung von Kirche und Staat. An kleinen Seitenhieben gegen Klerus und ‚Klerikale' fehlt es in dem Buch nicht; aber auch Frau Tweedie gesteht zu, daß die Mexikaner kernkatholisch geblieben sind; ‚sie hängen an der Kirche mit ganzem Herzen.' Man wird gut tun, zur näheren Informierung gerade über diese Verhältnisse die Aufsatzreihe über ‚Das katholische Mexiko' im 29. Jahrgang der ‚Katholischen Missionen' beizuziehen, welche uns lehrt, daß die mexikanische Kirche, ‚wenn auch beraubt und enterbt, dennoch siegreich und neugefestigt aus dieser Prüfung hervorgegangen' ist. Als historische Quelle zuverlässigster Art kann also das vorliegende Buch nicht gelten, wohl aber als würdiges Denkmal einer großen geschichtlichen Persönlichkeit. F.

Künstlerischer Wandschmuck wurde in den letzten Jahren in ungeheurer Fülle und in fast allen Techniken geschaffen. Schon wird es schwer, auch nur das Gute darunter stets für den rechten Augenblick in der Erinnerung zu haben. Da ist es denn angenehm, daß unsere großen und bewährten Firmen sich mit ihren

reichen Erfahrungen und soliden Techniken an dieser Konkurrenz wirksam beteiligen. Ihr Ruf und ihre reichen Lager sind gleichsam das Bleibende in der Erscheinungen Flucht: Hier findet man immer schnell und sicher, was einem im einzelnen leicht entschwindet. Hanfstaengls reich illustrierte Kataloge sind allein schon eine Fundgrube des Würdigsten und Schönsten, was von Reproduktionen nach alten und modernen Meistern geboten werden kann. Eine überraschende Leistung sind die neuerdings auf echt holländisches Büttenpapier gedruckten Heliogravüren in einer Bildgröße von ca. 40×55 cm (Kartongröße 62×79 cm) zu dem wirklich billigen Preise von 10 Mark das Blatt. Tizians Lavinia oder Dürers Holzschuher z. B. erscheinen in einer solchen technischen Vollkommenheit, daß die Farbenwerte besonders des erstgenannten Gemäldes bis in zartesten Abstufungen noch richtig und erkennbar sind und auch die malerische Technik bis in letzte Feinheiten hin noch wahrgenommen werden kann. Wie herrlich in dieser Hinsicht ist auch die Ruisdaelsche Landschaft ‚Die Jagd', wie farbig wirkt Rembrandt selbst im Schwarz-Weiß! Sehr zu wünschen wäre, wenn der Verlag auch einige hervorragende Werke religiösen Charakters in dieser Wiedergabe bieten wollte. Van Dyck (Flucht), Rembrandt (Der ungläubige Thomas), Dürer (Der Kruzifixus), auch Raffael und andere Italiener der Renaissance würden gewiß in ernsten Kreisen viel Gegenliebe finden. Um auch der Vorliebe weiter Kreise für farbige Blätter, die sich als Wandschmuck eignen, gerecht zu werden, bringt Hanfstaengl gleichzeitig auch eine Serie von Aquarelldrucken, die ‚nach einem besonders durch Hanfstaengls Kunstanstalt ausgebildeten Aquarelldruck-Verfahren' hergestellt, es ermöglichen, haltbare, technisch-wertvolle, in der Farbe dem Originale fast gleichkommende Reproduktionen in hübscher Größe (Kartonformat 37×50) schon zum Preise von 4 Mark pro Blatt in den Handel zu bringen. Besonders angesprochen hat uns das bekannte Piglheimsche Bild ‚Blind', die Goethe- und Beethoven-Bildnisse von Stieler und Böcklins Spiel der Wellen, weil es die Leistungsfähigkeit des Verfahrens besonders wirksam ins Licht stellt. m.

Unserer Lieben Frauen Leben in zwanzig Holzschnitten von Albrecht Dürer mit einer Einleitung von Dr. Benno Rüttenauer. Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Verlag von Fischer und Franke in Düsseldorf. Preis 1 Mk.; Subskriptionspreis 80 Pfg.

Billiger kann man das Gute nicht mehr bekommen. Ein faksimilierter großer Holzschnitt auf gutem Papier kommt hier auf 5 Pfennige; kaum weniger kostet das einfachste schlechteste Heiligenbildchen. Und dessen Stelle haben diese Schnitte einstens im Volke vertreten. Ein einziger Blick zeigt, wie diese Kunst aus dem Volke herauswuchs und zum Volke sprechen wollte. Wie viel solider und feiner war doch die Kultur jener Zeit — und sei es auch nur ein verhältnismäßig enger Kreis von bürgerlichen Interessenten gewesen — mit dieser kräftigen, aus Religion und Leben gemischten künstlerischen Speise gegenüber der Gegenwart in ihrer Massenabfütterung mit farbig aufgeputzter Mache! Das wäre die große soziale Mission dieses Unternehmens, den Geschmack der Menge wieder an gute Kost zu gewöhnen. Ganz wird sie nicht gelingen, denn des Schlechten ist zu viel, und dem Degenerierten ist weniger zu helfen als dem Unkultivierten. Aber dem mühsamen Beginnen sollen die besten Wünsche nicht fehlen. W.

Statuen deutscher Kunst. Band II. Hartmann von Aue, Lieder, ‚Der arme Heinrich.' Neudeutsch von Will Vesper. München 1906. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Eine neue Sammlung; als ob wir nicht bald wüßten, daß man so nicht zur Sammlung kommt. Man will zusammenfassen, man will überblicken, man will Fäden ziehen nach rückwärts, — aber immer noch auf die bequeme Weise. Statuen wird man betrachten, Kultur erarbeiten, Statuen der Kunst aufrichten, — doch nun haben wir es mit einem Dichter zu tun. Die Lieder sind, herrlich in Schlichtheit und Innigkeit getaucht, neudeutsch auferstanden. ‚Der arme Heinrich' hat in leichtem Fluß dramatischer Melodik aus Hartmanns Versritt heraus ein Rhythmengefälle für unser Ohr bekommen. Der Anschluß an das Original ist, für diese Vorteile, erstaunlich sicher gehalten. Gewiß, es ist nicht mehr Hartmann, es ist runder, kindlicher und nun dadurch für unser Gefühl mit mehr Aufschwung zur letzten Höhe, der die Legende sich verwandt fühlt. Es ist nicht

jeder Teil gleich gut, alles Lyrische am besten. -th.

Ferdinande von Brakel, ‚Mein Leben.‘ Köln, J. P. Bachem.

Die vorliegende Autobiographie der vielgelesenen, verstorbenen Verfasserin wird gewiß ihrem weit ausgedehnten Leserkreise höchst willkommen sein. In gewandter Weise schildert sie uns ihren Werdegang von dem kleinen Mädchen, das Aufsätze in gebundener Sprache schrieb, bis zur berühmten Romanschriftstellerin. Sie berichtet eine Menge kleiner Züge und Anekdoten von sich und Verwandten, ja selbst von Dienstboten. Und das ist's, was mir an diesem Buche nicht gefällt: das Hinweghuschen über alles Innerliche und das gespreizte Auskramen von allerlei Nebensächlichem. Man fühlt förmlich, wie sich die Verfasserin von dem Leser abschließt; man bemerkt das Mißtrauen, das sie ihm entgegenbringt, wenn er eine Frage wagt, die über die erwähnten Nebensächlichkeiten hinausgeht. Das Buch ist vom Verlag mit mehreren hübschen Lichtdrucken nach Photographien der Verfasserin, ihrer Eltern und ihres Wohnsitzes ausgestattet. B. Irw.

Die Enterbten. Von Ferd. Freiin von Brackel. Köln, o. J. Verlag von J. P. Bachem. Brosch. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—

Dieses nachgelassene Werk der bekannten Schriftstellerin ist eine sorgfältige und saubere Arbeit im älteren Stil des moralisierenden Gesellschafts- und Unterhaltungsromans. Der Hauptheld, ein Landlehrerssohn, endet trotz bester, an seinen Brüdern glücklich bewährter Erziehung infolge seines geistigen Hochmutes als sozialistisch-anarchistischer Verschwörer; seine unerreichbare Liebe, die edle und fromme Komtesse Elsie Harten, bekommt nach mancherlei Mißverständnissen schließlich doch ihren im ganzen nicht minder braven Vetter Richard zum Mann. Ins umrankende Beiwerk spielt außer dem Ehebruch einer Frau Kommerzienrätin mit einem prinzlichen Offizier namentlich auch die soziale Bewegung mannigfach herein; sogar eine ausführlich geschilderte Arbeiterversammlung kommt vor, und die berühmten Anarchisten Fürst Krapotkin und Most treten gelegentlich selbst auf. Kurzum, wer die soziale Frage noch nicht aus lebenswirklicher Anschauung tiefer auffaßt, mag sogar meinen, sie sei in diesem Roman mitbehandelt. M. E.

Der Hohe Schein. Roman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engel. — Zwei Bände. Stuttgart, A. Bonz u. Co. 465 und 491 S. 8 M.

Der typische Ganghofer, wie er leibt und lebt, und bei dem man wohl höhere literarische Hoffnungen endgültig aufgeben muß. Es ist die herkömmliche Hochlandsgeschichte — von einem Stadt- und Kulturmenschen, der im Gebirg sich selbst und körperliche wie geistige Gesundheit findet. Auf innere Wahrscheinlichkeit darf man dabei allerdings weniger Anspruch machen: eine Geschichte mit wenig einheitlicher Handlung, aber mit viel Sentimentalität, mit viel gemachter Naturwüchsigkeit, mit wenig tiefen und äußerlich gelösten Konflikten. Die Darstellung ist ja im ganzen flott und ansprechend, allerdings nie bedeutend; einige Zweideutigkeiten und Zötlein laufen mit unter. Natürlich fehlt auch der unvermeidliche fanatische Kaplan nicht, der von dem sehr milden und resigniert-aufgeklärten Pfarrer zu goetheſcher Humanität bekehrt wird. Das alles könnte man sich ja schließlich noch gefallen lassen, wenn der Verfasser sich nicht darauf kaprizierte, à tout prix zu philosophieren und bei den deplaziertesten Gelegenheiten billige Weltweisheit zu verzapfen; wenn der gute Ganghofer in Weltanschauung macht und die Welträtsel löst, dann wird er einfach schrecklich. In unserem Falle muß als Prophet der große Wolfgang Goethe herhalten, dessen Geschmack wandernde Schauspieler den Gebirglern vermitteln wollen, wobei der Erfolg freilich der ist, daß die Bauernlümmel ‚das Land der Griechen‘ nicht ‚mit der Seele‘, sondern sehr grobsinnlich ‚suchen‘. Durch wohlfeilen Spott über den Katechismus und kirchliche Gebräuche, über ‚verkrüppelte Moral‘ und ‚religiösen Formelkram‘ wird das fade ‚Weltanschauungsgeschmuse‘ — um mit Arthur Bonus zu reden — nicht schmackhafter. An sich wäre das Buch als mittelwertige Unterhaltungslektüre für anspruchslose Leser zu taxieren; jenes unleidliche Gerede zwingt aber zu vorsichtiger Empfehlung. J. M-r.

Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. — 366 S. 8°. — Dresden, Verlag von Karl Reißner, 1905.

Man könnte das höchst nachdenklich stimmende Buch einen Beitrag zur modernen Frauenfrage nennen, wenn man nicht fürchten müßte, dadurch das Vorurteil unkünstlerischer Tendenz zu er-

wecken, die in keiner Weise vorliegt. Es ist die traurige Geschichte eines aus gebildeten Kreisen stammenden, aber vermögenslosen Mädchens, das, innerlich hochstehend und nach dem ‚neuen Typus des geistig frei gewordenen Weibes' strebend, im Berliner Geschäfts- und Künstlertreiben die ganze Niederträchtigkeit der bête humaine oder richtiger masculine erfahren muß und sich von ihr in den selbstgewählten Tod treiben läßt. Das Ganze ist realistisch, teilweise unnötig kraß gehalten, aber gut, doch ohne besonderen Stimmungsgehalt erzählt. Eine trostlose Lektüre! J. M–r.

Schaubecks illustriertes Briefmarken-Permanent-Album mit auswechselbaren Blättern herausgegeben und neu bearbeitet von C. F. Lücke. 29. Aufl. Verlag von C. F. Lücke, Leipzig. Preis geb. Mk. 14.—.

Die Philatelie, von vielen immer noch als ein Sammelsport für Knaben und müßige Menschen angesehen, ist heute zu einer solchen Bedeutung angewachsen und ihr Betrieb so kompliziert geworden, daß man geradezu von ihr als von einer Wissenschaft reden kann. Man braucht nur ein modernes Sammelalbum wie das oben genannte oberflächlich zu durchblättern, um sich darüber klar zu werden. In den großen Albums, die der Verlag von Lücke bis zum Preise von 200 M. herstellt, haben schon seit längerer Zeit alle Erfahrungen des Berufssammlers ihre praktische Verwertung gefunden. Diese Permanent-Album großen Stils besitzen vor allem den unschätzbaren Vorteil auswechselbarer Blätter, so daß für jede neue Markenemission sofort der erforderliche Raum durch Einfügung von Einzelblättern an richtiger Stelle beschafft werden kann. Der Mindestpreis (70 Mk.) für diese Art von Sammelbüchern gestattete aber immer nur wenigen Liebhabern, sich diese Annehmlichkeit zu Nutzen zu machen. Da ist es denn als ein bedeutsamer Fortschritt zu begrüßen, daß der Verlag neuerdings eine Form gefunden hat, derartige Dauer-Alben schon zu Preisen herzustellen, die auch dem gewöhnlichen Sammler die Anschaffung ermöglichen. Das uns vorliegende Album zum Preise von 14 Mk. ist in jeder Hinsicht das Muster eines wohldurchdachten, reichhaltigen und doch übersichtlichen Sammelbuchs, so daß man wohl verstehen kann, daß der Verlag sich nicht auf deutsche Ausgaben beschränkt, sondern es auch durch Ausgaben in anderen Sprachen gewissermaßen international konkurrenzlos zu halten bemüht ist. ••

Unsere Kunstbeilagen.

Die verschiedenen graphischen Künste haben sich in der Gegenwart kräftig entwickelt und sehen einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen. Wie in früheren Zeiten einer wurzelstarken, volkstümlichen Kunst greifen die besten Meister wieder zu Stichel, Nadel und Kreide und arbeiten für die Holz-, Kupfer- und Steinplatte. Neben der fortschreitenden Verfeinerung der mechanischen Reproduktionsverfahren von Kunstwerken, die ihrer Natur nach nur einmal vorhanden sind, erstarken die künstlerischen Techniken, die es möglich machen, Originale in weite Kreise zu verbreiten. Je mehr diese Originale den Stempel ihrer Herkunft, ihres Materials an sich tragen, desto besser dienen sie der Kunsterziehung. Denn so gute Reproduktionen der ersten Schöpfungen der Kunst heute gelingen, man darf sich nicht verhehlen, daß den reproduzierten Werken etwas ganz Wesentliches verloren geht, und zwar um so mehr, je enger ihre Wirkung mit ihrer ursprünglichen Technik zusammenhängt. Es wird eine gewisse Verschwommenheit des Kunstgefühls gegenüber dem unmittelbaren Arbeiten des Künstlers gefördert. Nicht so bei den graphischen Künsten, Originalholzschnitten, Radierungen, Künstlersteinzeichnungen. Hier hat der Künstler seinen Vorwurf für die bestimmte Technik gedacht und abgewandelt, bewußt auf die Wirkung im jeweiligen Material hingearbeitet. Kurz, hier kommt das eigentliche ‚Malerische', ‚Zeichnerische' zur Geltung. Eine große Rolle ist besonders der Steinzeichnung vorbehalten geblieben. Wer eine der heute weit verbreiteten Künstlersteinzeichnungen mit einer früheren Lithographie vergleicht, findet, daß die Steinzeichnung von heute einen anderen Charakter erhalten hat. Es sind

nicht mehr die glattsüßen, geleckten Bilder; saftige und volle Töne zeichnen sie aus. Nicht zum wenigsten kommt dies daher, daß der Künstler meist nicht mehr auf den Stein zeichnet, sondern auf Papier ‚lithographiert', von dem die Zeichnung auf den Stein umgedruckt wird. Das Papier ist leichter zu handhaben und kann nach dem Korn gewählt werden. Die Originale unserer drei Kunstbeilagen sind mit diesem Umdruckverfahren hergestellt.

Die drei Blätter des jungen talentvollen Münchener Maler-Graphikers Hans Volkert sind vortreffliche Proben der modernen Lithographie. Volkert — die Hochlandleser kennen ihn als Radierer des Schellbildnisses im Septemberheft — ist geboren am 7. August 1878 zu Erlangen, besuchte in Hamburg die Kunstgewerbeschule und in München die Akademie der bildenden Künste unter den Professoren Johann Herterich und Peter Halm. 1904 erhielt der junge Künstler die kleine und 1906 die große silberne Medaille für seine Graphik, letzteres eine seltene Auszeichnung. Die Blätter sind einem Zyklus ähnlicher Motive entnommen.

Vortrefflich ist das Gegenständliche in der Technik wiedergegeben, das Weite, Eintönige des Mooses, der Regenschauer, das Hinfahren des Sturmes, das linde Wehen des Abendwindes. Die Zeichnung, der Steindruck hat einen lockeren, atmosphärischen, nebeligen, dunstigen, luftigen Charakter. Die Gegend löst sich auf in die Naturerscheinung, das Lokale und Reale in den optischen Eindruck und in Stimmung. Am meisten in ‚Abendfrieden'. Hier tritt zum Gegenständlichen ein feines seelisches Moment. Im ‚Sturm im Moos', wo besonders der Mittel- und Hintergrund und der Himmel gelungen ist, ist das reine Technische deutlich zu sehen. Man betrachte die Schafherde, die in der Nähe aus regellosen Kreideflecken besteht, aus der Ferne, wie sie zu einer lebendigen Masse wird. In ‚Schafe im Regen ziehend' ist es die feine Abstimmung von hell und dunkel, die einen einheitlichen Eindruck gibt. In ‚Abendfrieden' geht die leichte, leise Bewegung in eine stille, sichere Ruhe über. Der Vogelzug, die Neigung der Baumwipfel, die barocke Biegung der Heiligenstatue leiten das Auge auf den lehnenden Mann, von ihm über die dunklen Körper der Schafe zu der stillen Mauer und dem Kirchlein, deren Hauptlinien dem Ganzen etwas architektonisch Sicheres geben. In jedem der drei Bilder sammeln sich Ton- und Gefühlswerte in der menschlichen Figur, so daß das Interesse sanft ansteigt und leise verebbt. Das Auge hat einen Ruhepunkt und die Empfindung einen Angelpunkt. Jedes der Bilder wird zu einem Ganzen.

Offene Briefe.

Hrn. Dr. S. in K. Ihnen wie allen den zahlreichen Verehrern und Freunden Schells diene zur Nachricht, daß der Ende Juli erschienene Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmals und eventuell noch einer Stiftung zu Ehren Schells allenthalben freundliche Aufnahme gefunden hat. Die eingeleitete Sammlung ergab bisher erfreuliche Resultate. Doch nimmt immer noch Gaben — auch die kleinste Spende ist angenehm — entgegen Herr Privatier Frauendorfer (Würzburg, Sieboldstr. 4).

Hrn. J. B. in W. Über das von Ihnen beregte Thema finden Sie am besten in einem Kirchenrechtswerk Aufschluß. Wir nennen Ihnen das ‚Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts' von J. B. Sägmüller.

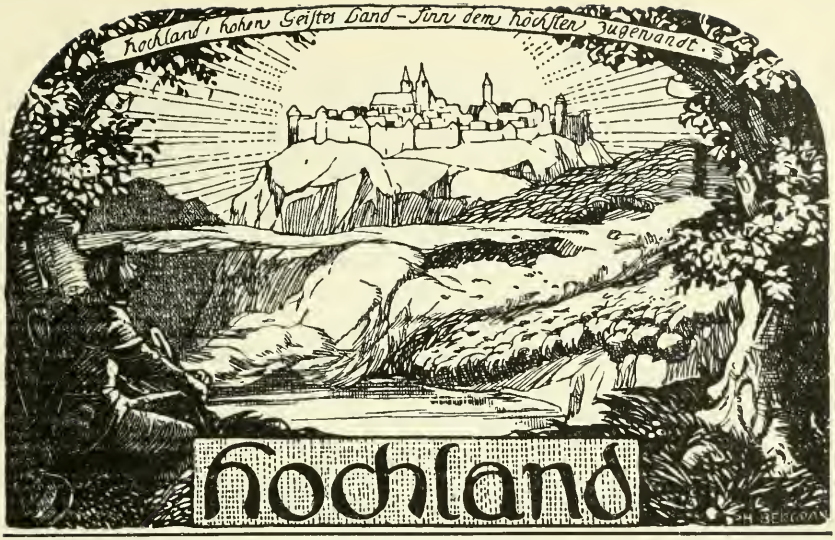
H. Sch. in Köln und Pf. M. in M. Wir sehen die Berechtigung Ihres Wunsches ein und werden künftig den fremdsprachlichen Zitaten, die sich nicht immer vermeiden lassen, jeweils die Verdeutschung beifügen. Sie finden den Anfang hierzu schon in dem ersten Beitrag dieses Heftes gemacht.

Berichtigung. In einem kleinen Teil der Auflage des Dezemberheftes bitten wir den im ersten offenen Briefe stehen gebliebenen Druckfehler Windelhand zu verbessern in Windelband.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Burne-Jones pinx. Heliogr. Hösel

Der Spiegel der Venus.



Vierter Jahrgang. Februar 1907. 5. Heft.

Nietzsches Wille zur Macht.

Von

W. Switalski.

‚Alles Fühlende leidet an mir und ist in Gefängnissen, aber mein Wollen kommt mir stets als mein Befreier und Freudebringer. Wollen befreit; das ist die wahre Lehre von Wille und Freiheit.‘ (‚Also sprach Zarathustra.‘) In diesen Worten Nietzsches, die seinem tiefsinnigsten und zugleich dunkelsten Werk entlehnt sind, finden wir die treffendste Charakteristik seines Lebens und seiner Lehre. Sein Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Leiden, bis es endlich ganz in die unheimliche Nacht des Wahnsinns versank. Und an diesem Leid erprobte sich sein Wille, er stählte sich im Ertragen desselben derart, daß diesem unglücklichen Denker am Schlusse seiner Entwicklung der kraftvolle Wille, der Wille zur Macht als das höchste Ideal erschien.

Man glaubt Nietzsche zu kennen. Gehört er doch in der Gegenwart zu den gelesensten Schriftstellern. Sein stolzer Wunsch: ‚Ein paar Leser, die man bei sich selbst in Ehren hält, sonst keine Leser‘ hat sich nicht erfüllt. Von den einen wird er überschwenglich gelobt und als Heerrufer ungezügelter Sinnlichkeit gepriesen. Mit Bitterkeit und Enttäuschung äußerte er sich über dieses vermeintliche Lob: ‚Ich horchte auf Widerhall und hörte nur Lob.‘ Andere sehen in ihm einen frechen Verächter, der gewissenlos das Heiligste anzutasten wage. ‚Sie meinen,‘ so ruft er aus, ‚ich sei kalt und ein Spötter in furchtbaren Späßen.‘ Die so urteilen, hatten sich die zweifellos schwierige, aber

auch lohnende Arbeit erspart, das Lebenswerk Nietzsches von seiner Wurzel aus zu ergründen, das Werk, an dem sie Anstoß nehmen, aus der rätselhaften, überreichen und durch und durch kranken Persönlichkeit zu verstehen. Und doch hat heute, da Nietzsche fast in aller Munde ist, ein jeder Gebildete das Recht und die Pflicht zum Nietzscheproblem Stellung zu nehmen, weil seine ruhe- und rücksichtslose Kampfesart den Anspruch erhebt, die festen Grundlagen der herrschenden Welt- und Lebensanschauung erschüttert, ja zertrümmert zu haben.

Die eigenwillige Stellung Nietzsches, die energisch ein Für oder Wider herausfordert, scheint einer objektiven Schilderung seiner Lehre schier unübersteigbare Hemmnisse in den Weg zu stellen. Und doch, wollte man als Gegner Nietzsches, statt seine Gedanken leidenschaftslos vorzulegen, dieselben sofort im Gewande der Widerlegung anführen, dann käme man gerade Nietzsche gegenüber zu spät. Sagt er doch selbst von sich: ‚Dieser Denker braucht niemanden, der ihn widerlegt; er genügt sich selber dazu.‘ Das rastlose Forschen, das ihn von Ansicht zu Ansicht trieb, die Übermacht der stetig wechselnden Stimmungen, die seine Urteile in so entscheidendem Maße beeinflußten, seine souveräne Verachtung der strengen Gesetzmäßigkeit des Denkens, — das alles genügt, um zu zeigen, daß eine rein logische Widerlegung nicht das richtige Mittel ist, um Nietzsches Weltanschauung zu stürzen. Aus sich selbst heraus muß sie vielmehr entwickelt werden, und der besonnene Mensch, dem bei der Vorführung dieser Entwicklung die gewaltsamsten Widersprüche zugemutet werden, der die Irrpfade Nietzsches mit Erstaunen betrachtet und die Unmöglichkeit erkennt, nach seinen Forderungen das Leben einzurichten, wird sich dabei leicht selbst ein Urteil bilden über das System Nietzsches, das eigentlich kein System, kein harmonisches Ganze ist. Diese selbständige Stellungnahme zu Nietzsches Lehren, die an der Hand des eigenen Wahrheitsideals das Bleibende und Beachtenswerte aus dem Strom des Veränderlichen herausschält, ist übrigens durchaus im Sinne unseres Denkers, der mit Umwandlung eines bekannten Wortes von Goethe uns zuruft:

‚Sei ein Mann und folge mir nicht nach, sondern dir, sondern dir!‘

Friedrich Nietzsche ist am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen geboren. Schon im Alter von fünf Jahren verlor er seinen Vater, und er mußte so von frühester Jugend an der Wohltat einer ernsten, väterlichen Leitung und Erziehung entbehren. Die übergroße Sensibilität, die ihn von Natur aus zum Sklaven aller Eindrücke machte, wurde durch die Frauenerziehung, auf die er fortan angewiesen war, eher gesteigert, als auf das rechte Maß reduziert. ‚Zart in seinem Empfinden‘ behielt er ‚Leib und Seele in solcher Beschaffenheit, daß er mit beiden furchtbar leiden konnte.‘ Die uniformierende Disziplin in Schulpforta war durchaus nicht dazu angetan, ihn zu beruhigen. Im Gegenteil, gerade die Starrheit der dortigen Zucht brachte in dem überreizten Jüngling bisweilen eine fast krankhafte Leidenschaftlichkeit zum Ausbruch. Auf den Universitäten in Bonn und Leipzig war er ein begeisterter Schüler Ritschls,

des zu damaliger Zeit berühmtesten Philologen Deutschlands, der Nietzsches hohe Begabung sofort erkannte und ihn im Alter von 24 Jahren, noch vor Abschluß seiner Promotion, für die Baseler Professur der Philologie auf das wärmste empfahl. Die Arbeitslast, die in dieser ehrenvollen, aber überaus schwierigen Stellung auf ihm ruhte, war gewiß eine der Ursachen für die tückische Krankheit, die ihn schließlich befiel. Bald nach dem Kriege 1870/71, an dem er als Krankenpfleger teilnahm, begann er an einem Augenübel zu leiden, das auf einer Gehirnaffektion beruhte, so daß er im Jahre 1876 einen Teil seiner amtlichen Funktionen und im Jahre 1878 seine öffentliche Tätigkeit in ihrem gesamten Umfange einstellen mußte. Sein Leiden steigerte sich nach seinem eigenen Zeugnisse bald ‚bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit'. ‚Was Qual und Entsagung betrifft,' klagt er in dieser Leidenszeit, ‚so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen messen.' Und im Hinblick auf die Jahre von 1876—82 ruft er voll Bitterkeit aus: ‚O welche Jahre, welche Qualen, welche Vereinsamungen und Lebensüberdrüsse!' Wie schmerzlich mußte ihm, dem für jeden, auch den geringsten Eindruck so leicht Empfänglichen, die immer drohender herannahende Erblindung sein! ‚Ach, die Augen,' so hören wir ihn klagen, ‚ich weiß mir damit gar nicht mehr zu helfen! Sie halten mich förmlich mit Gewalt fern von den Wissenschaften.' Und sein nach ‚kräftiger Freundesliebe' dürstendes Herz empfand die Vereinsamung, zu der ihn seine Krankheit verurteilte, seine ‚Heimat Einsamkeit' als schmerzlichste Not. Wer über Nietzsches Charakter urteilen will, wer ihm Härte und Anmaßung im Urteil vorwirft, der vergesse dabei den mächtigen Faktor seiner Krankheit nicht mit in Anschlag zu bringen! In den Pausen, die sein Leiden ihm frei ließ, schrieb er seine Werke. In solchen Zeiten empfindet er mit stolzem Siegesbewußtsein das überreiche Zuströmen der Gedanken: ‚Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott in mir.' ‚Ist nicht mein Vater Prinz Überfluß und meine Mutter das stille Lachen?' So hören wir ihn jubelnd rufen. Sein Schaffen in diesen Tagen beschreibt er mit folgenden, krankhafte Überreizung verratenden Worten: ‚Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird, ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Anzahl feiner Schauder und Überrieselungen bis in die Fußzehen, eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt. Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber in einem Strom von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit.' Die übermäßige Produktion, zu der die Überempfindlichkeit in jenen Perioden relativer Gesundheit ihn anregte, steigerte indes die Reizbarkeit seines Zustandes, — er mußte, wie er sich ausdrückt, ‚an seinen eigenen Gedanken verbrennen', — bis endlich im Januar 1889 der

Wahnsinn ausbrach, in dem er über elf Jahre schmachten sollte. Er starb in treuer schwesterlicher Pflege in Weimar am 25. Oktober 1900.

Nietzsches Werke sind ein getreues Spiegelbild seines Lebens. Was er von dem Gedankensystem eines jeden Philosophen sagt, daß es ‚das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter mémoires' ist, trifft vor allem auf sein Lebenswerk zu. ‚Meine Schriften reden nur von meinen Überwindungen,' so beurteilt er sie in der Vorrede zum zweiten Bande von ‚Menschliches, Allzumenschliches'; ‚ich bin darin mit allem, was mir feind war, ego ipsissimus, ja sogar, wenn ein stolzer Ausdruck erlaubt wird, ego ipsissimum.' (Ich, das Selbst.)

Nietzsche ist kein Philosoph, wenn wir nur dem den Ehrentitel eines Philosophen zugestehen wollen, der auf streng logischem Wege eine harmonische Weltanschauung zu erlangen sich bemüht. Nietzsche verneint ja den Wert der Logik und damit den Wert der Wahrheit. ‚Das sind noch lange keine freien Geister,' so spottet er einmal (in der ‚Genealogie der Moral'), ‚denn sie glauben noch an die Wahrheit.' ‚Das Leben braucht Illusionen, das heißt für Wahrheiten gehaltene Unwahrheiten.' ‚Hinter aller Logik und ihrer anscheinenden Selbstherrlichkeit der Bewegung stehen Wertschätzungen, deutlicher geredet, physiologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben,' ruft er ein andermal unter Verwendung darwinistischer Gedanken aus. Diese ohnmächtigen Proteste gegen den Wert der Wahrheit sind freilich außer Stande, die evidente Allgemeingültigkeit des gesetzmäßigen Denkens aus der Welt zu schaffen. Und Nietzsche sieht sich selbst gezwungen, durch sein eigenes Verhalten seiner Apotheose des Irrtums ins Gesicht zu schlagen: ‚Dieser Hang und Drang zum Wahren, Wirklichen, Unscheinbaren (d. h. nicht bloß Scheinbaren), Gewissen, wie bin ich ihm böse! Warum folgt mir gerade dieser düstere und leidenschaftliche Treiber! Ich möchte ausruhen, aber er läßt es nicht zu!' Deutlicher konnte er nicht aussprechen, daß der Irrtum den menschlichen Geist nicht befriedigen kann.

Trotz seiner Verachtung des Logischen hält sich Nietzsche für einen Philosophen. Aber er versteht darunter den Künstler der Lebensführung, den ‚Gesetzgeber für Maß, Münze und Gewicht der Dinge'. Er will dieses Maß, die ewigen, unwandelbaren Gesetze des Lebens nicht in mühsamer Forschung aufsuchen und anerkennen, — ‚wo er erraten konnte, da haßte es sein ungeduldiger Geist, zu erschließen,' — nein, er will sie schaffen, neue Werte, neue Gesetze begründen, eine neue, höhere Kultur aufbauen. Mit welchem Erfolge, zeigt uns ein näheres Eingehen auf seine Ideen.*

* Das Nietzscheproblem erfreut sich gegenwärtig auch im Kreise der Berufsphilosophen eines stetig wachsenden Interesses. Bei allen wichtigen Lebensfragen nimmt man Stellung zu Nietzsches Sentenzen. Interessant ist es dabei, daß Werke, wie Försters Jugendlehre und Schells Apologie, die Nietzsche nur im Verlauf ihrer Ausführungen streifen, zum Teil wertvollere Urteile über Nietzsche bringen als manche Nietzschebiographie. Die beste Nietzschemonographie, der auch die vorliegende Studie manche Anregungen verdankt, ist in der Sammlung Fromanns, ‚Klassiker der Philosophie,' erschienen. Al. Riehl, Friedrich Nietzsche, der Künstler und Denker. Stuttgart 1901.

Unter welchem Gesichtspunkte werden wir nun die wahrhaft faszinierenden Werke Nietzsches beurteilen? Er selbst leitet uns auf die richtige Spur, indem er bei seiner paradoxen Verurteilung der Wahrheit in die Worte ausbricht: ‚Zwischen Subjekt und Objekt gibt es keine Kausalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ein ästhetisches Verhalten.' ‚Die Kunst ist mehr wert als die Wahrheit.' Nietzsche ist in der Tat vor allem Künstler, und zwar zunächst ein Künstler der Sprache. Man kann ihn ruhig als den größten Stilisten der letzten Jahrzehnte, wenn nicht des letzten Jahrhunderts, bezeichnen. Wie viel Mühe er auf die Ausbildung seines Stils verwandte, ersehen wir aus seinen eigenen Geständnissen: ‚Die nächste Hauptsache ist, daß man sich anstrengt, daß man auf die Sprache Blut und Kraft wendet.' ‚An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten, — es ist (für den gewöhnlichen Menschen), als ob man ihm aus dem Fabelland vorerzählte.' ‚Man muß alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Argumente als Gebärden empfinden lernen.' ‚Der Takt des guten Prosaikers besteht darin, direkt an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.' ‚Mit der deutschen Sprache,' so durfte er deshalb von sich sagen, ‚verbindet mich eine lange Liebe, eine heimliche Vertrautheit, eine tiefe Ehrfurcht.' Sein Ehrgeiz war es, ‚in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andere in einem Buche sagt, — was jeder andere in einem Buche nicht sagt.' Die Stilart, die er deshalb mit Vorliebe anwandte, ist der Aphorismus, der vereinzelte Gedanke, der in lapidarer Kürze die Überzeugung des Denkers zum Ausdruck bringen soll. Erklärt sich diese Vorliebe auch zum Teil aus der immer weiter um sich greifenden Krankheit, die eine zusammenhängende Darstellung fast unmöglich machte, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß dieses zusammenhanglose Ausstreuen der Urteile seinem sensiblen Geiste, der das Ausreifen der Gedanken nicht abwartete, am ehesten entsprach. Freilich birgt gerade diese Schreibart große Gefahren in sich: Der Aphorismus wird, weil aus dem Zusammenhang gerissen, nur zu häufig mißverstanden. Er klingt paradox. Er übertreibt.

Den Künstler Nietzsche bewundern wir ferner in den herrlichen Bildern und in der feinen Stimmungsmalerei, die fast auf jeder Seite seiner Werke sich uns aufdrängt. Welch' erhabene Majestät klingt z. B. aus den Worten: ‚Meine Weisheit sammelt sich lange schon gleich einer Wolke, sie wird stiller und dunkler. So tut jede Weisheit, welche einst Blitze gebären soll.' ‚Meine ungeduldige Liebe fließt über in Strömen, abwärts nach Aufgang und Niedergang. Aus schweigsamem Gebirge und Gewittern des Schmerzes rauscht meine Seele in die Täler.' Welch' weiche Töne schlägt ferner ‚Das Grablied' an: ‚Das ist die Gräberinsel, die schweigsame; dort sind auch die Gräber meiner Jugend. Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen. Also im Herzen beschließend fuhr ich über das Meer. O ihr meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen! O ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke! Wie starbt ihr mir so schnell! Ich gedenke eurer heute wie meiner Toten.'

Welch' wunderbare Schönheit spricht, um ein letztes Beispiel anzuführen, aus seiner Antwort auf die Frage, welche Dinge sich schreiben lassen! ‚Ach, immer nur das, was eben welk werden will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe, späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen und sich mit der Hand haschen lassen, — mit unserer Hand! Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürbe Dinge allein. Und nur euer Nachmittag ist es, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken, für den allein ich Farben habe, viel Farben vielleicht, viel bunte Zärtlichkeiten; ... aber niemand errät mir daraus, wie ihr in eurem Morgen aussahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten geliebten — schlimmen Gedanken.'

Von künstlerischem Geiste ist endlich seine ganze Weltanschauung durchweht und durchdrungen. Zwar nimmt er sich vor, ‚so hoch zu steigen, wie je ein Denker stieg, in die reine Alpen- und Eisluft hinein, dorthin, wo es kein Vernebeln und Verschleiern mehr gibt, und wo die Grundbeschaffenheit der Dinge sich rauh und starr, aber mit unvermeidlicher Verständlichkeit ausdrückt.' Aber wir wissen schon, daß er zu diesem Aufstieg nicht der mühsamen, konsequenten, harmonisierenden Anwendung der Denkgesetze zu bedürfen glaubte. Es war vielmehr stets, so sehr uns auch im einzelnen die Tiefe und Schärfe seiner Gedanken überrascht, sein ästhetisches Empfinden, das ihn bei der Auswahl und Verwerfung seiner Autoritäten in entscheidendem Maße beeinflußte.

In der ersten Periode seiner Entwicklung waren es neben dem Griechentum, das er bei seinen philologischen Studien lieben gelernt hatte, vor allem der Künstlerphilosoph Schopenhauer und der philosophierende Künstler Richard Wagner, die seine so leicht erregbare Seele bestrickten, und deren Einfluß er sich mit glühendem Enthusiasmus ergab. An Schopenhauer fesselte ihn die wesentlich ästhetische Weltanschauung, wie sie besonders in dem Werk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' vorliegt, und in Wagner sah er in dem damaligen Rausche der Begeisterung den vollendeten Künstler, der jene Weltanschauung verwirklichte, den ‚Entdecker der Stellung der Künste in der wahren menschlichen Gesellschaft'.

Schopenhauer erscheint ihm als sein Erzieher oder, um Nietzsches poetische Ausdrucksweise anzuwenden, als sein ‚Befreier auf dem Wege zu seinem Selbst'. Er strengt sich an, ‚durch das Buch (Schopenhauers) hindurch zu sehen, um sich den lebendigen Menschen vorzustellen'. Und in seiner lebhaften Phantasie erblickt er den Ritter mit Tod und Teufel, ‚den geharnischten Ritter mit dem erzenen, harten Blick, der seinen Schreckensweg, unbeirrt durch seine grausen Gefährten und doch hoffnungslos, allein mit Roß und Hund zu nehmen weiß. Ein solcher Dürerscher Ritter war Schopenhauer; ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit'. Wenn er im weiteren Verlauf seiner Ausführungen in Anlehnung an dieses Ideal, das er in Schopenhauer realisiert glaubt, von einer Genossenschaft von Menschen träumt, ‚welche unbedingt sind,

keine Schonung kennen und Vernichter heißen wollen,' welche an alles den Maßstab ihrer Kritik halten und sich für die Wahrheit opfern, so ist es uns, als sähe er im prophetischen Traum seine eigene Zukunft. Auch Wagners Persönlichkeit, der er in den Jahren 1869—74 in überschwenglicher Freundschaft ein ‚Vertrauen ohne Grenzen' entgegenbrachte, erscheint bei ihm in phantastischer Schilderung: ‚Zu unterst wühlt ein heftiger Wille in jäher Strömung, der auf allen Wegen ans Licht will und nach Macht verlangt. Nur eine ganz reine und freie Kraft konnte diesem Willen einen Weg ins Gute und Hilfreiche weisen.'

Zwischen der Philosophie Schopenhauers, ‚die einen blinden Drang, einen grund- und ziellosen Willen zum alleinigen Wesen der Dinge,' zum einzigen Weltgrund macht, und der Musik Wagners, die, weil die Melodie verachtend, ‚in ihrem wogenden Tonmeer jede Form untergehen läßt,' besteht eine innere Verwandtschaft, die Nietzsches Sensibilität nicht verborgen bleiben konnte. ‚Wunderbare Einheit Wagners und Schopenhauers! Sie entstammen dem gleichen Triebe,' lautet eine seiner Aufzeichnungen, und da er im älteren Griechentum eine verwandte Weltanschauung zu erblicken glaubte, so ist uns sein Vorhaben, alle drei Elemente in einem Bilde zusammenzufassen, wohl verständlich. ‚Ich will,' so ruft er aus, ‚Schopenhauer, Wagner und das ältere Griechentum zusammenrechnen; es gibt einen Blick auf eine herrliche Kultur.' Aus diesem kühnen Unternehmen entstand ‚Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik'. In diesem Werke will er, von Schopenhauers metaphysischem Pessimismus beeinflußt, ‚die Lehre von der beständigen Selbsterlösung der Welt durch die Kunst,' also ‚eine rein ästhetische Weltauslegung und Weltrechtfertigung' uns bieten. ‚Nur als ästhetisches Phänomen ist das Dasein, ist die Welt ewig gerechtfertigt,' so lautet der Grundgedanke der Schrift. Zwischen Kunst und Pessimismus oder, um konkreter zu sprechen, zwischen Griechentum und Pessimismus will Nietzsche einen innern Zusammenhang nachweisen. Nur für den Pessimismus sei die Kunst notwendig. ‚Den Griechen rettete sie vor der Gefahr, sich nach einer buddhistischen Verneinung des Willens zu sehnen.' ‚Der Grieche kannte die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins; um überhaupt leben zu können, mußte er vor sich hin die glänzende Traumgeburt des Olympischen stellen.' Derselbe Trieb, der die Kunst ins Leben ruft als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, ließ auch die olympische Welt entstehen, in der sich der hellenische ‚Wille' einen verklärenden Spiegel vorhielt. ‚Um zur Kunst zu kommen,' vermutet Nietzsche, ‚hat sich der „Wille" (als Weltgrund) in diese Welten, Sterne, Körper und Atome ausgegossen.' Nicht für den Menschen, sondern für den absoluten ‚Willen' ist also die Kunst notwendig. Nietzsche selbst schildert seine philosophische Anschauung dieser Periode mit folgenden Worten: ‚Eines leidenden und zerquälten Gottes Werk schien mir da die Welt, Traum schien mir die Welt und Dichtung eines Gottes, . . . eine trunkene Lust ihrem unvollkommenen Schöpfer.'

Aus der Gegenüberstellung der formlosen Musik, die nicht Abbild der Erscheinung, sondern unmittelbar Abbild des ‚Willens' sei, und der bildenden Künste, welche bloß die Erscheinungen wiederspiegeln, — eine Unterscheidung, die Nietzsche von Schopenhauer entlehnt, — erklärt sich die Annahme zweier gewaltiger Kunsttriebe in Natur und Kunst. Diese Kunsttriebe, der formlose, dumpfe Rausch und der lichte, bilderreiche Traum — nach den beiden griechischen Kunstgottheiten der ‚dionysische' und ‚apollinische' genannt — herrschen nach Nietzsche in der Natur und Kunst. Im Bereich der Kunst verwirklicht sich der dionysische Trieb in der unbildlichen Kunst des Musikers, während der apollinische in der Kunst des Bildners und epischen Dichters herrscht. Die Tragödie (des Äschylos), dieses ebenso dionysische als apollinische Kunstwerk, ist aus dem dithyrambischen Chor, dem leidenschaftlich erregten Lied entstanden, das man unter Tänzen zum Preise des Dionysos sang. Der Chor hat dabei eine Vision des Gottes und beschreibt begeistert, was er schaut; das ist der ursprüngliche Sinn der Szene und Handlung. Die Musik entladet sich gleichsam in Bildern. Die Tragödie ist aus dem Geiste der Musik geboren.

Die fachwissenschaftliche Kritik hat gegen diese Ausdeutung der griechischen Tragödie recht gewichtige Bedenken angeführt, und Nietzsche selbst änderte bald die eben vorgetragene Ansicht in den wesentlichsten Punkten. In einem Punkte indes sehen wir schon hier sein zukünftiges Ideal hervorleuchten. Er sieht aus der geschilderten Weltanschauung heraus eine neue Kultur erstehen, die ‚Kultur der tragischen Erkenntnis'. Der Held dieser Kultur, ‚ein Wesen von zürnender Hoheit, stolzestem Blicke, kühnstem Wollen, ein Kämpfer, ein Dichter, ein Philosoph zugleich, mit einem Schritte, als ob es gälte, über Schlangen und Ungetüme hinwegzuschreiten,' ist ein Vorläufer des späteren ‚Übermenschen'. Die Abhängigkeit vom Pessimismus Schopenhauers macht es verständlich, weshalb diese ‚Drachentöter' als Vorkämpfer der tragischen Kultur bezeichnet werden. Nietzsche äußert sich darüber folgendermaßen: ‚Wenn die ganze Menschheit einmal sterben muß, — wer dürfte daran zweifeln? — so ist ihr als höchste Aufgabe das Ziel gestellt, so ins Eine und Gemeinsame zusammenzuwachsen, daß sie als ein Ganzes ihrem bevorstehenden Untergang mit einer tragischen Gesinnung entgegengehe.'

Man hat diese erste Entwicklungsperiode treffend als die Periode der philosophischen und musikalischen Romantik bezeichnet. Ausgezeichnet ist sie durch die stetige Beziehung aller Gedanken auf den schopenhauerisch aufgefaßten metaphysischen Weltgrund und — damit zusammenhängend — durch die Überschätzung der Kunst, speziell der Musik als Befreiung des Weltgrundes von seinem eigenen Leide. Dem überzarten Geiste Nietzsches konnten indes die Mängel dieser Romantik, die vor allem auf ihrer Phantastik beruhten, auf die Dauer nicht verschlossen bleiben, und mit der ihm eigenen Energie sucht er sich von dem Gegenstand seiner ersten Liebe derart loszureißen, daß er in das andere Extrem, den nüchternen Positivismus, verfiel, jene Geistesrichtung, die nichts als das exakt Feststellbare gelten lassen will. ‚Manchen Abschied nahm

ich schon, ich kenne die letzten, herzbrechenden Stunden,' läßt er im Hinblick auf seine Wandlungen Zarathustra sagen.

Er nennt sich jetzt einen ‚Büßer des Geistes'. Er will ‚die Vernunft herstellen und in der größten Nüchternheit ohne metaphysische Voraussetzungen zu leben versuchen. Freigeist — über mich weg! — Eisumschläge!' ruft er in seinem markanten Stil aus. Mit Entschiedenheit wendet er sich von seinen ersten Meistern ab. An Schopenhauer findet er jetzt nur noch ‚den harten Tatsachensinn', ‚den guten Willen für Helligkeit und Vernunft' zu loben. Jetzt erscheint Schopenhauers Annahme, ‚daß alles, was da sei, nur ein Wollendes sei,' als eine uralte Mythologie. Jetzt legt er sogar an den Charakter dieses Philosophen, den er einstmals so über alles geschätzt hatte, den kritischen Maßstab an. Er findet an ihm ‚eine gewisse heftige Häßlichkeit der Natur in Haß, Begierde, Eitelkeit, Mißtrauen' zu tadeln. Für sein Seelenleben noch schwerwiegender war die Losreißung von Wagner, in dem er zunächst seinen Abgott sah. Nietzsche spricht im Hinblick auf diese Trennung von einer ‚ganzen, langen Passion', die zu dem Härtesten und Melancholischsten in seinem Schicksale gehört habe. Später faßt er seine Befreiung von Wagner in die Worte zusammen: ‚Mein größtes Erlebnis war eine Genesung. Wagner gehört bloß zu meinen Krankheiten.' Wagner ist ihm jetzt nicht mehr der absolute Künstler. An seiner Musik hat er zu tadeln, daß sie sich an unkünstlerische Menschen wende. ‚Mit allen Hilfsmitteln,' so fährt er in seinem Tadel fort, ‚soll gewirkt werden; nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ist es abgesehen.'

Diese Antipathie gegen seine ersten Lebensführer spiegelt sich nun auch in seiner jetzigen Lebensanschauung wieder. Das Leben ist ihm jetzt kein Kunstwerk mehr. ‚Das Leben ist ein Werkzeug und Mittel zur Erkenntnis, — das Leben ein Experiment des Erkennenden, — nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängnis, nicht eine Betrügerei.' Er nennt sich einen ‚freien Geist', weil er durch das Erkennen sich freimachen will ‚vom Unzugehörigen' in seiner Natur. ‚Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt; das Ideal wird nicht widerlegt, es erfriert.' Diese strenge Betonung des rein Verstandesmäßigen scheint unsere eingangs gemachte Bemerkung, Nietzsche sei ein Verächter der Logik, Lügen strafen zu sollen. Indes ein tieferes Eingehen auf die Motive dieser Wertschätzung der ‚Erkenntnis um ihrer selbst willen' zeigt uns, daß es wiederum nicht der kühle Denker, sondern der Künstler Nietzsche ist, der sich am Bilde des Freigeistes berauscht. Die ästhetischen Seiten des Erkennens, die absolute Folgerichtigkeit, die Strenge des mathematischen und mechanischen Wissens versetzt ihn in Entzücken. Hören wir ihn selber! ‚Das Glück des Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt und macht alles, was da ist, sonniger.' ‚Ruhe, Größe, Sonnenlicht, — diese guten Drei umfassen alles, was ein Denker wünscht und auch von sich fordert.'

Alle seine bisherigen Wertschätzungen erscheinen in dieser Zeit umgestürzt. Die Stelle der als Wagnerianer vor Wagner gedachten älteren Griechen nehmen jetzt die Athener zur Zeit des Sophokles ein: ‚Ihr Adelsvorrecht war —

Nüchternheit und Grazie verbunden.' Selbst der sonst als kunstfeindlich verurteilte Sokrates erfährt jetzt eine bessere Würdigung. Er nennt ihn den ‚einfachsten und unvergänglichsten Mittler-Weisen' mit der ‚fröhlichen Art des Ernstes' und einer ‚Weisheit voller Schelmenstreiche'. Nun berauscht ihn an der Kunst nicht mehr das ‚Formlose', das er in der Musik ursprünglich zu finden glaubte; er zeigt jetzt Sinn und Neigung für das Maßvolle, einfach Große und Gesunde, kurz, für das Klassische im Sinne der Antike und unseres Dichterfürsten Goethe. Bemerkenswert ist hiefür eine seiner Äußerungen aus dieser Zeit: ‚Der Darstellung des höchsten Menschen, d. h. des einfachsten und zugleich vollsten, war bis jetzt kein Künstler gewachsen; vielleicht aber haben von allen bisherigen Menschen die Griechen — im Ideal der Athene — am weitesten den Blick geworfen.'

Weil der helle, alles mit seinem Lichte durchdringende Verstand in dieser Periode sein Ideal ist, daher — im bemerkenswerten Gegensatz zur späteren Zeit — die Geringschätzung des Instinkts, daher die Zurückführung der Moral auf ein dem Verstande erreichbares Ziel, den Nutzen, und zwar — bezeichnend genug — den Nutzen der Gesellschaft, daher endlich die Verurteilung der grausamen Menschen: ‚Lieber zugrunde gehen, als hassen und fürchten, und zweimal lieber zugrunde gehen, als sich hassen und fürchten machen.' Die Gefühle sind für ihn in dieser Periode nicht ein Letztes, Ursprüngliches: ‚Hinter den Gefühlen stehen (nach seiner Meinung) Urteile, welche in Form von Gefühlen vererbt werden.' ‚Seinem Gefühle vertrauen,' so fährt er in seiner eigentümlichen Ausdrucksweise fort, ‚das heißt seinem Großvater und seiner Großmutter und deren Großeltern mehr gehorchen als den Göttern, die in uns sind: unserer Vernunft und unserer Erfahrung.' Später hat er gerade auf die Vererbung, der er jetzt mißtraut, seine größte Hoffnung gesetzt.

Diese Periode der Ernüchterung dauerte indes nicht lange. Bald nehmen wir die ersten Zeichen einer erneuten radikalen Umwandlung wahr. ‚Zu viel klärte ich mich auf,' so hören wir ihn klagen, ‚nun geht es mich nicht mehr an.' ‚Gram ist Erkenntnis.' In ihr liegt die Gefahr, ‚daß der Mensch sich an der erkannten Wahrheit, richtiger, am durchschauten Irrtum verblute'. Er empfindet Überdruß am bloßen Wissen, und es ergreift ihn ein unstillbares Verlangen nach einem neuen geistigen Lebensinhalt, nachdem das alte Ideal durch die kühle Vernunft zerstört war.

Diesen neuen Lebensinhalt glaubt er nun im Streben nach Verwirklichung des ‚Übermenschen', des ‚übermoralischen Genies' gefunden zu haben, und dieser neuen Lehre ist sein bekanntestes Werk ‚Also sprach Zarathustra' (1.—3. Teil im Jahre 1883/84, der 4. Teil im Jahre 1891 erschienen) gewidmet. ‚Nicht im Erkennen, im Schaffen liegt unser Heil,' lautet die Devise dieser letzten Periode seiner Entwicklung. Und schaffen will er eine neue, höhere Kultur, er erstrebt die Erhöhung der Menschengattung. ‚Ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir, als ich selber bin; helft mir alle, es zu erreichen!' Nicht durch langsamen Fortschritt aller Menschen auf den

Gebieten der Zivilisation will er dieses ‚Kinderland der Zukunft' erreichen, sondern durch Weckung und ungezähmtes, ungeschwächtes Ausleben der Naturtriebe und Naturinstinkte will er, — um mit seinen Worten zu sprechen, — ‚des Menschen Fernstes, Tiefstes, Sternenhöchstes, seine ungeheure Kraft' zur Betätigung bringen. Wir sehen, wie die einstige Verachtung der Triebe jetzt in ihr Gegenteil umgeschlagen ist.

Nicht ‚zurück zur Natur', wie einst Rousseau, sondern ‚hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur und Natürlichkeit', ruft er begeistert der Menschheit zu. Hatte er ursprünglich das Leben mit Schopenhauer zu verneinen gesucht und mit einer tragischen Resignation der erwarteten Vernichtung ins Auge geschaut, so ist jetzt sein Wahlspruch: Leben, nur Leben! Er bejaht das Leben selbst ‚in seinen fremdesten und härtesten Problemen'. Der ‚Übermensch' ist nur deshalb sein Ideal, weil er die Lebenskraft in der höchsten Potenz betätigt. ‚Mißhandelt und quält die Menschen!' läßt er die Geschichte den Leidenschaften Haß, Neid und Wetteifer zurufen, ‚treibt sie zum äußersten, den einen wider den andern, das Volk gegen das Volk! Dann flammt vielleicht, gleichsam aus einem beiseite fliegenden Funken der dadurch entzündeten, furchtbaren Energie, auf einmal das Licht des Genius empor.' Bei einem derartigen ungezügelten Sichausleben ist offensichtlich das Gemeinschaftsleben, wie es in der Gegenwart gepflegt wird, unmöglich, und umgekehrt hindert die Rücksichtnahme auf den Nächsten, die Beachtung der sozialen Schranken das unumschränkte Wirksamwerden aller Naturtriebe. Daher die Verachtung, welche Nietzsche der Gesellschaft, dem Volke, den ‚Viel zu Vielen' entgegenbringt. Das Wohlleben des Volkes, das die Sozialisten angeblich anstreben, kann nach ihm nicht das Ziel der Menschheit sein. Wäre nämlich dieses Wohlleben in einem geordneten Staat realisiert, ‚dann würde der Erdboden, aus dem der große Intellekt wächst, zerstört sein, ich meine die starke Energie. Die Menschheit würde zu matt geworden sein, um den Genius noch erzeugen zu können. Müßte man somit nicht wünschen, daß das Leben einen gewaltsamen Charakter behalte, und daß immer von neuem wieder wilde Kräfte und Energien hervorgerufen werden?' ‚Das Ziel der Menschheit,' so erklärt er ein andermal, ‚kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren.' Das Volk sei nur dazu da, um die großen Einzelnen, die ‚Herrenmenschen', hervorzubringen und ihnen als Grundlage und Nährboden ihrer Existenz zu dienen.

Aus diesem ‚aristokratischen Radikalismus' — Nietzsche nennt diese Beurteilung seiner Ansicht ‚das gescheiteste Wort, das ich bisher über mich gelesen habe' — erklärt sich auch seine Verachtung der herrschenden Moral, die eine Zügelung der Naturtriebe verlangt, die ‚Gewalttätigkeit und Härte verwirft, die wilden Energien zähmt und die grausamen Instinkte auszurotten gebietet'. Nietzsche nennt sie eine ‚Sklavenmoral', welche die Viel zu Vielen, die ‚Sklaven', zu ihrem eigenen Vorteil den Vornehmen und Hochgesinnten aufgedrängt hätten. Ursprünglich sei ‚gut' gleichbedeutend gewesen mit ‚vor-

nehm', ‚mächtig', und ‚schlecht' sei eben das Niedrige, Verächtliche, Gemeine gewesen. Diese Niedrigen und Verachteten nannten aber nun ihrerseits sich und ihr leidendes Verhalten ‚gut' und ‚böse' alles das, was ihnen schädlich werden konnte. So wurden in ihren Augen die ‚Guten', d. h. die Vornehmen, zu ‚Bösen' und Verbrechern. Die Geschichte freilich weiß von einer solchen Ableitung der Begriffe des Guten und Bösen gar nichts; ja, einer streng historischen Prüfung dürfte dieser ganze Gedankenbau nicht standhalten. Schwerwiegender indes erscheint uns der Einwand, wie es denn die ‚Sklaven' angefangen hätten, die Vornehmen und Mächtigen zu betrügen und unter das Joch ihrer Moral zu beugen. Sollten etwa die ‚Vornehmen' in der sog. Sklavenmoral etwas ihrer natürlichen Vornehmheit Verwandtes gefunden haben? Aber dann fällt ja augenscheinlich die künstlich aufgerichtete Mauer zwischen ‚Herren-' und ‚Sklavenmoral' in nichts zusammen.

Die ‚Herrenmoral' Nietzsches versteht man falsch, wenn man sie einfach mit sinnlicher Zügellosigkeit und ungebundener Willkür identifizieren will. Bei vielen ‚lese ich', so klagt Nietzsche, ‚in den Mienen, daß sie mich vollständig mißverstehen und nur das Tier in ihnen sich freut, eine Fessel abwerfen zu dürfen'. Warnend ruft er deshalb seinen Schülern zu: ‚Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.' ‚Noch bist du nicht frei; du suchst noch nach Freiheit. Reinigen muß sich auch noch der Befreier des Geistes. — Nicht das ist die Gefahr des Edlen, daß er ein „Guter" (im Sinne der Sklavenmoral) werde, sondern ein Frecher, ein Höhnender. — Einst dachten sie Helden zu werden, Lüstlinge sind es jetzt. Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!' ‚Ihr wollt womöglich das Leiden abschaffen,' so ruft er den Glücksjägern zu, ‚und wir? Es scheint, wir wollen es lieber noch höher und schlimmer haben, als es je war. — Die Zucht des Leidens, des großen Leidens, — wißt ihr nicht, daß nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat?' ‚Trachte ich denn nach Glück? Ich trachte nach meinem Werke,' lautet ein Spruch Zarathustras. Es ist also nicht Lust, nicht Willkür der Leidenschaften, sondern der starke Wille, der Wille zur Macht, der Wille zum Leben im höchstgesteigerten Sinne, den Nietzsche hier als Prinzip seiner ‚Übermoral' aufstellt. — ‚Der vornehme Mensch,' so belehrt er uns, ‚ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat.' Er allein ist der wahrhaft Freie. Denn Freiheit heißt, ‚daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat, daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leiden gleichgültiger wird.' — Diese ‚Freien werden untereinander mit zarter Ehrfurcht verkehren; denn sie ehren in sich das Mächtige, das Kraftvolle', also nach Nietzsche das ‚Gute'. Aber gerade ihre Vornehmheit isoliert sie von den ‚Sklaven', den ‚Herdenmenschen', denn, so behauptet Nietzsche

mit befremdlicher Verkennung der wahren Vornehmheit, die gerade im Edelsinn gegen Niedere besonders herrlich sich kundtut: ‚Das Höhere soll sich nicht zum Werkzeug des Niederen herabwürdigen.' ‚Dieselben Menschen,' so schildert er selbst das Verhalten seiner ‚Vornehmen', ‚welche so streng durch Sitte, Verehrung, Brauch, Dankbarkeit, noch mehr durch gegenseitige Bewachung, durch Eifersucht inter pares in Schranken gehalten sind, die andererseits im Verhalten zu einander so erfinderisch Rücksicht, Selbstbeherrschung, Zartsinn, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen, sie sind nach außen, dort, wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht besser als losgelassene Raubtiere. Sie genießen die Freiheit von allem sozialen Zwang; sie halten sich in der Wildnis schadlos für die Spannung, welche eine lange Einschließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft gibt; sie treten in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück als frohlockende Ungeheuer.' Es gehört eine heillose Verwirrung der sittlichen Begriffe, eine verblendete Begeisterung für die Macht als solche dazu, um diese Raubtiere, die, historisch betrachtet, Vertreter einer niederen Kultur sind, als ‚Vornehme' zu preisen. Man kann diese Lobpreisung nicht gründlicher verurteilen, als Nietzsche selbst es in einer gesünderen Zeit getan hat: ‚Es ist jedenfalls ein gefährliches Anzeichen, wenn einen Menschen jener Schauder vor sich selbst befällt, sei es jener berühmte Cäsarenschauder oder der Genieschauder, wenn der Opferduft, welchen man billigerweise nur allein einem Gotte bringt, dem Genie ins Gehirn dringt, so daß es zu schwanken und sich für etwas Übermenschliches zu halten beginnt.'

So ist Nietzsche der Verherrlicher der kraftvollen Wirklichkeit, des Lebens an sich, und deshalb lechzt seine Seele nach dem kraftvollsten und damit wirklichsten Leben. Und weil dieses Leben in der Gegenwart noch nicht verwirklicht ist, daher seine Forderung, an der Vervollkommnung des Menschen in diesem Sinne zu arbeiten, aus der jetzigen Menschheit einen Typus höherer Menschlichkeit, den ‚Übermenschen', heranzuzüchten. Er will in der Schule ‚einer hohen und harten Vornehmheit' einen neuen Adel schaffen, der ‚allem Pöbel Widersacher' ist. Diese neuen Adelsmenschen sollen die Züchter und Säemänner der Zukunft werden. Aus ihnen soll der Übermensch hervorgehen. Die Grundlage seiner Theorie von der Heranzüchtung des Übermenschen bildet die Annahme von der Vererbung erworbener Funktionen, an der er mit förmlichem Aberglauben hing. Die Möglichkeit einer solchen Züchtung hat nach seiner Meinung der Darwinismus erwiesen. ‚Alle Wesen schufen bisher etwas über sich hinaus, und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein,' so ruft in seinem Namen Zarathustra den Menschen zu. ‚Die Naturprozesse der Züchtung des Menschen,' so phantasiert er an anderer Stelle, ‚könnten von den Menschen in die Hand genommen werden. Es könnten ganze Teile der Erde sich dem bewußten Experimentieren weihen.' Nietzsche übersah bei diesem Traum die Gebundenheit alles menschlichen Lebens, die Bedingtheit und Abhängigkeit alles menschlichen Handelns. Wenn nicht einmal der nächste Augenblick unseres eigenen Daseins von uns abhängt, um wie viel weniger die Züchtung einer Überart?

Wie kommt nun aber Nietzsche dazu, die Macht an sich als das Gute zu preisen? Ist etwa die Macht Selbstzweck? Oder fragen wir nicht alle notgedrungen: Wozu das Streben nach Macht? Worüber sollen und dürfen wir Macht ausüben? Man ist vielleicht versucht, seine Lehre einfach als Abbild seines Lebens hinzustellen und in ihm jenen grausamen, finsteren Vornehmen zu suchen, den er als sein Ideal im ‚Zarathustra' verherrlicht. Nichts wäre verfehlter als diese Annahme. Im Gegenteil; er selbst bezeugt uns, daß seine Natur gerade zum Mitleiden geneigt war. Bemerkenswert ist hierfür sein eigenes Geständnis: ‚Man hat gut reden von aller Art Immoralität. Aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten.' ‚Wenn du sagst: Ich habe nicht mehr ein Gewissen mit euch, so wird es eine Klage und ein Schmerz sein. Siehe, diesen Schmerz selber gebar noch das eine Gewissen!'

Und doch ist es wahr, daß die Wertschätzungen, die er in seinen Lehren kundgibt, für uns Dokumente seiner Persönlichkeit sind; nur müssen wir in ihnen nicht ein Zeugnis sehen für das, was er war, sondern für das, was er sein wollte, wonach er sich sehnte. Er, der Kranke, der die Augenblicke seines geistigen Schaffens mit doppelten Schmerzen bezahlen mußte, erblickte sein Ideal in dem ‚an Leib und Seele Mächtigen'. Er, der rastlose Forscher, der bei seiner überzarten Empfindlichkeit zu immer neuen Wandlungen sich genötigt sah, verehrte den ‚zu Ende Geratenen', den ‚seiner selbst Mächtigen', den unbeirrbar ein Ziel Verfolgenden. Und die Scheidewand, die er zwischen seinem Ideal und der Herde auftürmte, ist sie nicht ein Spiegelbild der Abgeschlossenheit, zu der ihn sein Leiden zwang, so sehr seine innerste Seele nach Freundschaft sich sehnte? Die Anspannung aller Kräfte des Widerstandes zum Kampfe gegen das Leiden erklärt es endlich, daß ihm der Machtwille als über alles begehrenswert erschien. Vor allem übte wiederum die ästhetische Grundrichtung Nietzsches auf die Bildung des Ideals vom Übermenschen einen bedeutenden Einfluß aus. ‚Ist es verboten,' so fragt er, ‚den bösen Menschen als eine wilde Landschaft zu genießen, die ihre eigenen kühnen Linien und Lichtwirkungen hat?' Der Übermensch ist ihm ein Kunstwerk, und die Machtentfaltung, die Nietzsche von dem ‚Herrenmenschen' fordert, ist ein ‚sich selber Schaffen', ein künstlerisches Gestalten der eigenen Persönlichkeit. Die ganze Sehnsucht seiner nach Kunstgenuß lechzenden Seele spricht sich in den Worten aus: ‚Von Zeit zu Zeit gönnt mir einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, zu Ende Geratenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphierendes, an dem es noch etwas zu fürchten gibt!'

Nietzsche glaubt daran, daß man den Übermenschen, das Kraftgenie heranzüchten könne. Alles Gute ist nach seiner jetzigen Ansicht Instinkt und dieser Instinkt weiter nichts als eine allmähliche Summierung vererbter Eigenschaften. Zuchtwahl und Vererbung — an diese beiden dem Gedankenkreise Darwins entnommenen Schlagworte knüpft er, wie wir gesehen haben, seine Hoffnung auf ‚Erhöhung des Typus Mensch'. Und doch fehlt diesen

Ideen, wenigstens in dem Sinne, den ihnen Nietzsche unterlegt, jede tatsächliche Grundlage. Es ist bisher nicht gelungen, die Vererbung erworbener Eigenschaften auch nur für einen einzigen Fall mit Sicherheit nachzuweisen. Der ausgiebige Gebrauch, den Nietzsche von dieser Annahme macht, verbietet sich deshalb für jeden nüchternen Denker von selbst. Damit hängt aufs engste die weitere Beobachtung zusammen, daß die Erfahrung uns in keinem Falle auch nur den Ansatz einer Möglichkeit zeigt, geniale Menschen heranzuzüchten und ihre Genialität zu vererben. ‚Der große Mensch ist ein Ende,' mußte selbst Nietzsche gestehen. Ist er aber ein Ende, steht er also erst am Schluß der Entwicklung, dann kann er nicht zugleich ein Durchgangsstadium innerhalb der Entwicklung sein, dann kann man ihn auch nicht als Anfang einer höheren Entwicklung preisen.

Nietzsche übersieht bei der Forderung einer von unserem Willen abhängigen Erhöhung der Menschengattung die Fülle von Faktoren, die, unabhängig vom freien Willen, bei der Entstehung und Entwicklung der Menschheit mitwirken. Zeigt sich hierin einerseits der Mangel naturwissenschaftlicher Bildung, den Nietzsche selbst beklagte, so wirkte zu dieser einseitigen Hervorhebung des individuellen Willens andererseits die Vernachlässigung der geschichtlichen Weltbetrachtung mit. Nietzsche hielt die stete Rücksichtnahme auf die Lehren der Geschichte für eine Krankheit; er will die Menschheit von dem Fluche befreien, nur Epigone zu sein. Die Kultur soll gleichsam von vorne anfangen. Diese Verachtung der Geschichte wirkte nun äußerst nachteilig auf die Ausbildung seiner Lebensanschauung. Nur dem historisch nicht geschulten Denker erscheinen ja die Personen, welche in bestimmten Epochen im Vordergrund des Interesses stehen, als völlig unabhängig von ihren Zeitgenossen, als ausschließlich maßgebend für politische und kulturelle Umwälzungen. In diesem Irrtum befangen glaubt Nietzsche das Bild des Übermenschen, der völlig auf sich selbst gestellt ist, in den Gewaltmenschen der Vergangenheit verwirklicht zu finden. Die Geschichte belehrt uns demgegenüber davon, wie beschränkt und bedingt die Großen selbst in ihren scheinbar souveränen Willkürakten gewesen sind, wie sie stets Kinder ihrer Zeit blieben. Nur in langsamer, geschichtlicher Arbeit, nur in beständiger Wechselwirkung des einzelnen und der Gemeinschaft wird die Kultur, wird Sprache, Sitte, Recht, Religion und Kunst ausgebildet. Mögen die großen Persönlichkeiten die Leiter gewisser geschichtlicher Entwicklungen sein, die alleinigen Urheber derselben sind sie sicher nicht.

Die Beachtung des Aufeinanderangewiesenseins, wie es zwischen den einzelnen und der Gesellschaft besteht, hätte Nietzsche von der paradoxen Aufstellung einer besonderen ‚Herrenmoral' zurückgehalten. Diese ‚Herrenmenschen, stammen ja nicht nur von der ‚Herde' ab, die sie nun verachten sollen; sie sind vielmehr in jedem Augenblick ihres Daseins von dieser ‚Herde' abhängig, sie haben also guten Grund, dieselbe als ihren Wohltäter zu betrachten und zu ehren. Und ist es denn übrigens wahr, daß ‚nur die angreifenden, verletzenden, entzweienden Instinkte', die Nietzsche einseitig im Idealbild des

Herrenmenschen hervorhebt, Anspruch auf Realität haben? Gehören nicht mit mindestens demselben Recht die ‚sympathischen, ordnenden, vereinigenden' Triebe der Menschenseele zum Bilde einer kraftvollen, edlen, vornehmen Persönlichkeit? Die Geschichte und die Lebenserfahrung eines jeden gereiften Menschen zeigen uns wenigstens, daß Demut, Mitleid, Aufopferung, ja Unterordnung der Größe der Persönlichkeit durchaus keinen Abbruch tun, sondern sie sogar adeln und die besten Kräfte in dem einzelnen wecken. Und das ‚Pathos der Distanz', der ästhetische Wert des Abstandes zeigt sich nicht, wie Nietzsche meint, in der Aufrichtung künstlicher Schranken zwischen ‚Herr' und ‚Herde'; wenn der Edle vielmehr seinen Heroismus, seinen Seelenadel in den Prüfungen des Lebens, auch im Ertragen von Beschimpfungen kund tut und behauptet, zeigt sich jedem ernsten Beschauer von selbst der weite Abstand zwischen der sittlichen Größe dieses Edlen und der rohen Gesinnung der Gemeinen. Kurz, Geschichte wie eigene Lebenserfahrung bietet die beste Verteidigung der sog. Sklavenmoral und vor allem des Christentums, das Nietzsche mit maßlosem Hasse beschimpfte, weil er es nicht kannte. Das Christentum, weit entfernt für ‚Herdenmenschen' zu sein, verlangt zur Erfüllung seiner hohen Aufgabe auch vom Geringsten eine derartige umfassende Entfaltung aller sittlichen Kräfte, daß nur ein starker Wille oder doch nur ein solcher, der nach dieser Stärke ernstlich strebt, jene Aufgabe erfüllen kann. Daher die mächtige Anziehungskraft, welche das Christentum von jeher gerade auf wirklich starke Persönlichkeiten ausgeübt hat. Von einer Kritik der christlichen Moral darf man übrigens im Hinblick auf Nietzsches Ausführungen schon deshalb nicht reden, weil Nietzsche sich den Weg zur Würdigung und damit zur Kritik des Christentums ein für allemal durch die überaus leichtfertige Art verbaut hat, mit der er das Fundament der christlichen Moral, den überweltlichen, persönlichen Gott, ohne einen Versuch kritischer Prüfung abzuweisen sucht. ‚Wenn es Götter gäbe,' so lautet seine Abweisung, ‚wie hielt' ich's aus, kein Gott zu sein! Also gibt es keine Götter.'

Dagegen scheint uns Nietzsche ein Kritiker jener autonomen, selbstherrlichen Moral zu sein, welche die herrschende sittliche Bewertung anerkennt, ohne für dieselbe einen Rückhalt in dem persönlichen Gott zu suchen. Ist der Mensch tatsächlich, wie diese Ethiker es wollen, sein eigener Gesetzgeber, hat er also nur auf sich Rücksicht zu nehmen, dann hat er auch ein Recht, mit Nietzsche zu fragen, ob die Beurteilung des Sittlichen, die bisher üblich war, zutrifft, ja, dann kann er es versuchen, nicht bloß neuen Werten nachzuspüren, sondern sie sogar zu schaffen. Nietzsches Moral scheint uns mithin vom Standpunkt des autonomen Willens einzig konsequent zu sein. Will man nämlich den Gedanken der Autonomie völlig ausdenken, dann darf der absolute, selbstherrliche Wille sich nicht einmal vor einem Gesetz beugen, das, wenn auch in seiner Natur vorgefunden, doch etwas von ihm Unabhängiges, ihm gewissermaßen Fremdes, kurz, etwas Überpersönliches ist. Das souveräne Ausleben der eigenen Persönlichkeit ist in diesem Zusammenhang das einzig verständliche Ziel. Nietzsche dachte also nur den Gedanken der Autonomie zu Ende,

und das offenkundige Scheitern seines Versuchs ist zugleich die schlagendste Widerlegung der Selbstherrlichkeit des Menschen.

Trotz der leichtfertigen Leugnung Gottes, die wir eben bei Nietzsche konstatiert haben, ist die Sehnsucht nach dem Ewigen, der religiöse Zug, der so tief in des Menschen Herz eingegraben ist, auch bei ihm nicht zu verkennen. ‚Wer das Große nicht mehr in Gott findet,' so lesen wir bei ihm, ‚findet es überhaupt nicht mehr; er muß es leugnen oder — schaffen.' Und mit sichtlichem Bedauern ruft er aus: ‚Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt besaß, ist unter unsern Händen verblutet.' Für seine Person suchte er dieses Heiligste durch das Streben nach dem Übermenschen zu ersetzen, und da dieses Streben in seinen eigenen Augen zu nichtig wäre, wenn es nur einmal, nur für flüchtige Augenblicke der unerbittlich davoneilenden Zeit verwirklicht würde, so greift er zu dem Märchenglauben an eine ewige Wiederkehr der Dinge, um so auf Umwegen dem menschlichen Leben die Ewigkeit zu retten, nach der seine Seele dürstete. Hören wir ihn selbst: ‚Alles geht, alles kommt zurück, ewig rollt das Rad des Seins. Alles bricht, alles wird neu gefügt, ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, alles grüßt sich wieder, ewig bleibt sich treu der Ring des Seins.' Zuerst erfaßt ihn Grauen bei diesem Gedanken: ‚Ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder! Allzu klein auch der Größte! Und ewige Wiederkunft auch des Kleinsten! Ach, Ekel! Ekel! Ekel!' Doch bald faßt er Mut bei dem Gedanken an die Züchtung des Übermenschen: ‚Nur wenn der Mensch ein Übergang ist und ein Untergang, wenn ein höheres Wesen als er selbst aus ihm hervorgehen soll, ist der Mensch zu ertragen. Nur aus dem Glück des Übermenschen heraus ist die Wiederkehr auch des Menschen erträglich.' Nun erscheint ihm sogar der Glaube an die Wiederkehr notwendig: ‚Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewußtsein; nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig.'

Mit diesen Phantasien ist Nietzsche auf den Kindheitsstandpunkt der Menschheit zurückgesunken. Die Wissenschaft hat mit diesen Träumen nichts gemein, und jeder besonnen Denkende dürfte wohl erkennen, daß die dürftigen Ersatzmittel, der Glaube an den Übermenschen und an die ewige Wiederkehr, die Leere nicht im geringsten ausfüllen, die Nietzsche nach seiner oberflächlichen Leugnung Gottes in seinem Herzen vorgefunden hat.

* * *

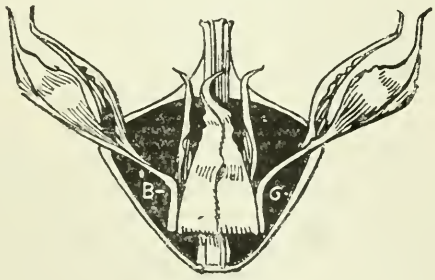
Überaus vielseitig ist Nietzsches Natur. Alle Anregungen des modernen Lebens nahm sie in erstaunlicher Fülle in sich auf, um sie in durchaus originaler Weise wiederzuspiegeln. Der metaphysische Romantiker und philologisch geschulte Bewunderer des klassischen Altertums verwandelt sich in einen glühenden Anhänger der exakten Forschung, um endlich, an allem verzweifelnd, im Schaffen einer neuen, kraftvollen Kultur, trotz und wegen seiner eigenen Machtlosigkeit, sein Heil zu suchen. Sein zersetzendes Genie, dem nichts heilig ist, das rastlos

seine eigenen Überzeugungen bis zur Vernichtung zerpflückt, ist ein getreues Spiegelbild der modernen, überempfindlichen, dekadenten Seele. Diese proteusartige Wandlung, dieser Mangel an Stetigkeit und Festigkeit macht ihn, der ‚stets ein anderer ward, sich selber fremd', durchaus zur Führerschaft auf dem Lebenspfade ungeeignet. Und je glänzender sein Stil, je berückender die Feinheit seiner Gedankengänge, um so mehr muß vor dem Gift, das in dieser verlockenden Hülle verborgen liegt, gewarnt werden. Nur wer selbst gefestigt und abgeklärt ist, wird ohne Schaden, ja, sicher zur Befestigung seiner eigenen Anschauung den häufig irren, meist widerspruchsvollen Gedankenreihen folgen können. Der Seelenkundige speziell wird in Nietzsches Werken viel wertvolle Fingerzeige finden, um die geheimsten Triebe der Menschenseele, die hier wegen des krankhaften Charakters unseres Schriftstellers unverhüllt hervortreten, in ihrem rätselhaften Zusammenwirken und Entgegenstreben zu belauschen. Ein Verdienst Nietzsches ist es, daß er die moderne Menschheit durch seine paradoxen Lehren wiederum energisch auf die wichtigsten Lebensfragen hingewiesen hat. Die Lösung dieser Probleme ist ihm freilich nicht gelungen. Seinem Ideal des Übermenschen können wir vielmehr mit Recht die fast prophetisch klingenden Worte Goethes entgegenhalten:

‚Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.
Wieviel bist du von andern unterschieden!
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!'

(Goethe, Zueignung.)

Nietzsche ist eine moderne Faustnatur, die mit leidenschaftlicher Glut nach Wahrheit, nach Leben, nach tatkräftigem Sein dürstete. Und Nietzsches Leben ist die erschütterndste Fausttragödie, in ihren sich überstürzenden Wandlungen und ihrem grauenvollen Ende erschütternder als das meisterhafte Faustdrama Goethes.



Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

XXVIII.

Das Haus am Stein, das so einsam auf seiner Höhe stand und seit jener verderbenbringenden Nacht, in der die Flammen in dem Waldtale rasten, wieder durch eine Halde von den anderen Wohnstätten getrennt war wie zu der Zeit, da die silbernen Tore zu den Tiefen der Erde noch ein Märchentraum waren, sah an diesem Sonntage den Gid als Gast. Und der Pechschaber hatte einen neuen Freund erhalten, den einzigen, der sich fortan offen zu ihm bekannte.

Der Bürgermeister nicht? Und nicht der kleine Prophet?

Die beiden waren stille Sinnierer, waren Leute, die auf die Erfüllung der schlimmen Prophezeiungen des Pechschabers warteten, aber heimlich hofften, es möchte zum Wohle der Waldstadt alles auf eine unbegründete Schwarzseherei hinauslaufen. Auch waren diese beiden die einzigen, die nicht an ihrem eigenen Leibe zu spüren hatten, wenn eintraf, was der Pechschaber fürchtete; denn wenn er über die Halde deutete, auf der einst hundert Häuser gestanden hatten, die nun ein Haufen Trümmer geblieben waren, oder wenn er auf die Armut zeigte, die allenthalben unter den Dächern hockte, so schwiegen sich die Propheten aus oder sie zogen die Achseln: ‚Recht magst du schon haben, Pechschaber; aber eine Armut hat vordem doch auch da gewohnt! Und nicht das Musikantentum ist schuld daran, sondern das Gebirg ist's und die Lage der Waldstadt; es laßt sich halt nix verdienen. Und wenn sie nicht auszögen, so müßten sie daheim gar verhungern; denn das ist der Unterschied: Wie wir noch ein Walddorf gewesen sind, haben auf dem Berg eine handvoll Leute ihre Armut füttern müssen; jetzt sind's aber an die elfhundert, wenn sie alle daheim wären.‘

So redeten sie hin und redeten her; weil sie aber mit ihren Worten und Gedanken nicht so behend umzugehen verstanden wie mit Axt und Säge und Schachtelholz, so fanden sie sich auch nicht zueinander.

Die Männer vom Haus am schwarzen Kreuz waren sanftmütig und friedfertig; und wenn dem Pechschaber auch einmal Feuer aus den Augen flog, oder wenn er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß der Tisch stöhnend dagegen sich auflehnte, so füllten sich die Propheten lächelnd ihre Pfeifen, und der Jüngere reichte dem Alten einen brennenden Span hin, damit er sich ein Feuer in den frischen Tabak lege; denn sie waren der Ansicht, daß sich beim Rauchen besser diskurieren lasse. Aber je eifriger der Pechschaber wurde, desto gelassener hörten die schwarzen Kreuzmänner zu. Und wenn der vom Stein polterte und verlangte, daß sie ihre Meinung nun endlich auch sagen sollten, so faltete sich dem Bürgermeister die Haut der Schläfen zu vielfältigen Fächern, und er entgegnete lächelnd:

‚Pechschaber, redest ja alles allein! Rein nix mehr übrig gelassen hast uns.‘

So schieden sie immer im allerbesten Einvernehmen, aber ganz überein kamen sie doch nie. Das rührte auch daher, weil die fahrenden Leute im Haus am Kreuz die Dinge von der guten Seite sehen ließen; und weit über die Grenzen der Musikantenstadt hinaus hatte die Propheten ihr Weg nimmer geführt; schmuggeln war der Bürgermeister vordem zwar gewesen; aber wenn einer auf solchen Bahnen geht und ängstlichen Gemütes ist, so schaut er nicht um und nicht auf.

So hörten sie sich an, was ihnen beide Parteien erzählten, und kamen zu der Überzeugung, das Musikantentum werde nicht so schwarz sein, wie's der Pechschaber mache, aber auch nicht so rosig, wie es den Augen der Landfahrer erschien.

Am wenigsten verfocht bei dem Bürgermeister der Hinweis des Pechschabers auf die nicht wieder aus den Trümmern erstandene Stadt; denn er rechnete: ‚Wär' die Zeche nicht stillgelegt worden, wär' alles wieder erstanden. Es war aber nach dem Brande kein Verdienst mehr, und die Versicherten mußten die ausgezahlten Beträge deshalb verleben und halfen denen mit ihrer Knappheit, die gar nichts besaßen als ihr Leben und ihre Not.‘

Nach diesem Sonntage jedoch, an dem der Nikodem feindseligen Herzens das Tirolerhaus verließ, hatte der Pechschaber einen neuen Freund, und zwar einen verläßlichen, der in manchem Sturme des Lebens festgestanden hatte wie ein Bergbaum.

Wie die Dämmerung hereinsank, stieg der Gid die Halde empor und trat in das Haus auf dem Stein. Als die beiden Männer sich gegenüberstanden, wunderten sie sich, daß sie den Weg nicht früher zueinander gefunden hatten. Und Gid bekannte: ‚Ein Narr bin ich gewesen, ein leibhaftiger, Pechschaber!‘

Der reichte ihm die Hand hinüber: ‚Recht ist's, Gid, und solch ein Einsehen kommt selten zu spät! Leicht, es läßt sich damit auch in deinem

Falle noch etliches ausbessern. Der Nikodem ist zum Haus hinaus und hat dir Weib und Kind daheimgelassen, daß du mit deinen fünfundsechzig Jahren sie versorgest?' Der Pechschaber runzelte die Stirn, und seine Augen wurden finster.

Gid zuckte die Achseln: ‚So oder so! Ich mein, 's könnt nit sein; sondern er wird sich die Lehr' seines Alten haben zu Herzen genommen. Die Mutter, Nikodem, hab' ich ihm gesagt, gehört zu den Kindern! Was soll denn geschehen, wenn ihr euch in alle Winde verlaust und keins von des andern Weh und Wohlsein weiß? Er wird nicht in Feindschaft von seinem Alten gegangen sein, sondern vielmehr in Scham, und wird noch eine Zeitlang mit seinem Spiel in der Welt herumfahren, ein Erübrigtes seinem Weib und seinen Kindern schicken, und eines Tages wird ihn die Sehnsucht nach seinen Leuten heimkehren heißen . . .'

Der Pechschaber schaute den alten Tiroler lange an: ‚Meinst, Gid? Aber die Arbeit im Wald wird ihm hernach sauer werden, und du hast einen verdrossenen, verleideten Menschen im Haus. Mußt mir's nicht für übel halten, Mann; aber ich weiß nicht, ob's nicht besser wär', er blieb, wohin ihn sein Herz nun gezogen hat; denn für das Waldland tauget so einer nicht mehr!'

Während die Männer im Haus auf dem Stein so die Not der Zeit erwogen, saß der Flori auf dem Schemel vor der Luke im Giebel des Tirolerhauses, den Kopf in die Hände gestützt und sann: Was nun?

Die Nacht fiel auf Berg und Wald; da band er sich die Geige auf den Rücken und nahm die Flöte unter den Arm und ging davon. Als er bei der Tür vorbeikam, die drunten unter der Holzstiege sich befand, sah er das Moidl mit traurigen Augen am Herd stehen und Feuer zünden. Sie schaute sich betroffen um, als sie den Flori harten Schrittes über das Holz herabgehen hörte.

‚Moidl,' sagte er, ‚dir muß ich mich schon vertrauen, dir allein, damit sie wissen, wohin ich gekommen bin!'

‚Willst dem Nikodem nach, Flori?' fragte die Alte und legte ihre beiden Hände über die dargereichte Rechte des Jungen.

‚Nein, aber ein Brot will ich mir verdienen. Wenn einer länger als vier Jahr sich und sein Spiel da gemartert hat und sollt' hernach das Spiel an den Nagel hängen, so wär's schon besser, er hängete sich dazu. Der Girgl vom Stein ist auch etwas geworden. Sollen sie nun mit Fingern auf mich weisen und sagen: Ja, der eine, der hat etwas vor sich gebracht; aber dieser da, der hat wieder zu Axt und Säge greifen müssen? Haben besser zu ihm gepaßt als die Fidel und die Flöte, die ihm so viel mühsam gewesen sind! Nein, Moidl, so sollen sie nicht hinter mir dreinreden, das ertrag' ich nicht!'

Das Moidl hielt seine Hand immer noch: ‚Flori, weißt, der Meinige hat heut' gesagt, ein Holzhauen und ein Stöckeroden wär' besser als das Landfahren.'

‚Muß einer doch auch nicht gerad ein Landfahrer sein, Moidl!' tröstete der Flori. ‚Ist etwa der Georg Zeitel ein solcher? Ich könnt' mich selber nicht mehr anschauen, wollt ich nun auf halbem Weg umkehren. Aber die eine Lieb' sollst du mir schon noch tun, Moidl, gelt! Mir ist in dieser Stunde das Herz so wild und so weich, so mutig und so zag, daß ich mir nicht getrau', noch einmal zum schwarzen Kreuz aufzusteigen und der Seferl „Leb wohl!" zu sagen. Heut' nicht! Und dann, wenn es kund wird, daß ich ausgefahren bin, so sag ihr ein tröstsames Wort, Moidl, gelt! Und sag' zu ihr, sie solle sich meinetwegen das Herz nicht versorgen; ein Geld hätt' ich schon noch, und ein Weg würde sich finden. Alsbald schreib ich ihr einen Brief. Und sag' ihr auch, warum ich heimlich gegangen bin, und sie sollt' ihrem Bruder nicht gram sein . . .'

Da entwand der Flori der Alten seine Hand und ging hinaus in die Nacht und ging talwärts. Auf den Wegen lag der Frühlingsmondschein.

Wohin, Flori?

In die Welt, — alle Wege führen hinein.

Während er so dahinschritt und manchmal eine Säule silbernen Mondlichtes neben ihm im hohen Holze stand oder eine blendende Stufe wie eitel Silber vor ihm im Moose lag, dachte er des Wunders, das dem kleinen Propheten einst im Bergwald begegnet war. Um ihn schwamm Harzduft, um ihn war der Frühlingstraum des Forstes, hinter ihm rauschte — noch lange, lange — das trutzigstarke Wildwasser, an dessen schäumendem Tosen er vor Jahren viel einsame Stunden verbracht hatte.

Seine Gedanken irrten durch den nächtlichen Wald, irrten heim in die Stadt, in der er Seferl zurückließ, die einzige unter allen Menschen, an der sein Herz hing, die einzige, die ihm eine Liebe getan hatte, ehe er mit ihr wieder heimgekehrt war. Und nun war das Glück zu ihr gekommen; . . . nein, sie hatte das Glück gesucht. Sie hatte in heimlicher und offener Sehnsucht immer wieder zurückverlangt in die Einsamkeit der Waldstadt, in der ihr doch alles Leid ihres Lebens widerfahren war.

Daran dachte Flori, während er in Nacht und Ferne schritt.

Manchmal hob er seine Augen auf, die sich gewöhnt hatten, im Staube vor seinen Füßen zu suchen; er hob sie auf, ob nicht ein Licht leuchten möchte, das ihm verkündete: Hier wohnen Menschen, hier ist ein Haus, in dem du ein Lager für die Nacht erbitten kannst. Aber es leuchtete keines.

Da sank er wieder in sein tiefes Sinnen und dachte, wie wundersam das Schicksal doch gespielt habe; es habe Seferl die Zeit nicht versäumen

lassen, in der Georg noch einmal in die Waldstadt heimkehrte, um dann — wer weiß für wielange — Abschied zu nehmen.

Aus solchen Gedanken wuchs ihm in seiner Verlorenheit ein herrlicher Trost; denn er sagte sich: Auch mich hat es nun seit Jahren hinausgedrängt auf den Weg, auf dem ich jetzt wandere. Ich habe mir diesen Weg anders gedacht, aber kann nicht auch auf ihm ein Glück blühen?

Die grüblerische Art seines Vaters hatte sich während des letzten Winters sein Herz erst recht geformt; die Einsamkeit und die Einförmigkeit seines Lebens, in dem nur dies eine ferne Ziel stand, das er auf dem dornigen Pfad unsäglicher Mühen doch noch zu erreichen hoffte, ließen dies quälerische Wesen wachsen, wie es mochte. Die heitere Sonne der Liebe seiner Schwester war nur noch selten um ihn gewesen; dafür aber hatte die Angst sein Herz erfüllt, die fahrenden Leute würden ihn nicht mitgehen heißen und würden ihm den Bescheid geben, der ihm noch aus dem Munde des Pechschabers von der vorigen Zeit her im Ohre klang.

Nun war das geschehen. Und nun war ihm nur der eine Weg geblieben, auf dem er jetzt ging: sich selbst nach einem Ziel zu bringen oder aber heimzukehren und die Arbeit im Walde aufzunehmen, auf die sie nun alle mit Verachtung schauten.

Im Frühlinge des Lebens wächst die Sehnsucht nach einem großen Glück, wie die Wildrosen wachsen an den Halden der Berge. Aber die Blüte dieser Sehnsucht, die Hoffnung, welkt und zerflattert in den harten Winden der Enttäuschung; wenn der Sommer kommt, reift eine karge Frucht; und im Herbst ist's ein Wandern zwischen stachlichten Sparren.

Auch in dem Mann aus dem Haus an der Brücke war einst diese Sehnsucht gewesen; und das Ende war die Wanderung durch den winterlichen Bergwald auf die andere Seite des Gebirgs; dort haben sie ihn in das kalte Grab gelegt. Aber an seinen Vater dachte Flori in dieser Stunde nicht.

Es sind viele vor ihm auf solch dunklen Wegen gezogen und haben auf das verheißende Licht gewartet und auf das Glück, das ihnen begegnen werde. Und werden viele nach ihm solche Wege wandern. Aber in diesen allen ist der goldene Traum eines Märchenzaubers, ein Traum, wie er in dem Herzen des Ziegenjungen war, der die silbernen Tore bei den Dreibrunnen erschloß.

Allein dieser Glückstraum erhellte das Herz Floris nicht; es war nicht die Freude, die ihr goldenes Licht in seine Seele warf; es war nicht die rosige Blüte der Hoffnung, der er nachging, sondern die Sorge leitete ihn. Die Hoffnung sagt: ‚Über den Bergen wohnt das Glück' und zeigt und drängt. Die Sorge sagt: ‚Über den Bergen wohnt das Glück', aber sie macht nachdenklich und warnt. Wie soll da einer über die Berge kommen, den die

Sorge leitet? Sie ist ein niederträchtiger Weggesell; wenn sie einen erst recht fest an der Hand hat, macht sie sich unsichtbar, lähmt ihm das Herz und stutzt der Seele die Schwingen. Wie soll da einer über die Berge fliegen?

Und das Licht, nach dem der wandernde Musikant im Bergwald ausschaute, erschien. Es dauerte nicht einmal lange; der Mond stand noch nicht am höchsten, und die Glocken der Türme hatten sich die Mitternacht noch nicht zugerufen. Ob in diesem Bergwald überhaupt eine Glocke rief? Oder ob die Klänge vom Turme der Musikantenstadt noch bis hierher flogen? Oder ob jene weite, grüne Waldau am Südhange des Gebirges in der Nähe war, von der aus man weithin ins Land blickt und am Tage ferne Türme ragen sieht, und zu der des Nachts die Lichter der Städte scheinen wie die ewigen Sterne des Himmels?

Flori wartete der Antwort auf eine dieser Fragen, aber die Nacht gab sie nicht. Immer war's nur der Mondschein, der still und blank auf den schmalen Waldwegen lag oder eine hohe, schlanke Säule von Silber zwischen die Stämme stellte. Oder es war das helle Singen einer Quelle, die auf der Frühlingsfahrt durch Gras und Moos an den Kammern der blauen Vergißmeinnicht vorbeiklang und die schlummernden weckte.

Da schien ein roter Schein zwischen den Stämmen des Waldes daher; der Musikant blieb stehen. Furcht und Hoffnung rangen in ihm, wie sie die Jahre her in ihm gerungen hatten. Er sah, es war ein Feuer auf einer Au im Forst angezündet worden. Zwei Wagen mit graugewölbten, geflickten Blachen standen dabei; einige Pferde gingen abgeschirrt und frei im Gras und weideten. Und Männer, Frauen und Kinder saßen um das Feuer oder liefen geschäftig hin und her. Fahrende Leute, aber keine Musikanten; fahrende Leute, wie sie häufig in dieser Gegend des Waldgebirges anzutreffen waren; sie nächtigen unter dem leichten, armen Dach ihrer rollenden Zelte, bis der Herbststurm wieder über das Gebirg rast. Zigeuner etwa?

Nein; ihre Tracht war zwar malerisch, aber ihre Gesichter waren nicht von der fremden Schönheit jenes Volkes und auch nicht von jener feurigen Wildheit, der Flori mehr als einmal im Bergwald begegnet war.

Lautlos schritt er näher, kein Knacken eines Reises verriet ihn.

Da sah er: Die Truppe bestand aus einem Mann im Alter des Gid und aus einem Burschen, der vielleicht zwanzig Jahre zählen mochte. Der war von starker und geschmeidiger Gestalt, hatte die Jacke ins Gras geworfen und trug einen Ledergurt um die Hüften geschnallt, der die Hose hielt. Sein Oberkörper war mit einem blauweiß gestreiften gewirkten Hemde bedeckt, das die Arme freiließ, und in dem sich alle Muskeln der Brust und des Rückens sichtbar abzeichneten. Um den Brand saßen drei Frauen im Alter von zwanzig bis fünfzig Jahren, und vier Kinder hockten neben ihnen

und schauten sehnsüchtig und müde auf die Frauen, welche am hellen Feuer mit der Bereitung des späten Nachtmahls beschäftigt waren.

Der junge Mann in dem gestreiften Trikot brach über seinen Knien dürres Astholz und warf's in den Brand. Aus mancherlei Anzeichen schloß Flori, daß die Truppe nicht länger als eine Stunde an diesem Platze weilen könne, und daß sie morgen früh schon beim Grauen des Tages aufbrechen würde.

Wiewohl es nicht selten geschah, daß die Kinder der Waldstadt in den Forst geeilt waren, um eine Gesellschaft fahrender Leute bei ihrer Rast unter dem grünen Dache der Bergfichten mit staunenden Augen zu betrachten, hingelagert auf Decken, die ihnen der Sommer über den Grund gewoben hatte, so fühlte der Musikant in dieser nächtlichen Stunde, in der er den Weg in die Welt zu wandern begonnen, doch den wundersamen Zauber, der um das Leben dieser heimatlosen Leute wehte, die dort im roten Scheine des nächtlichen Feuers sich bewegten. Vielleicht wäre er am Tage in großem Bogen um den Trupp herumgewandert, um jenseits der Au den Pfad wieder zu erreichen. Aber nun spielten die roten und goldenen Lichter des Brandes um die Fremden; nun schienen ihm die Schirme der Bergfichten voll wunderlichen Lebens; nun sahen seine nüchternen Augen, die sich an der kargen, harten Not seiner Tage müde gesehen hatten, in ein traumhaftes Weben von buntem Glanz.

Hundert Fragen flatterten um ihn wie das huschende Getier des Waldes. Woher? Wohin?

Nach einem stundenlangen Wanderwege in tannendunkler Nacht, nach einem winterlangen Mühen im Staub und Moder unter dem klappernden Schindeldache eines armen Hauses war es, als hätte sich ein Vorhang vor seinen Augen gehoben. Unerwartet bot sich ihm ein Blick in ein Leben der Freiheit und in die Welt jenes Zaubers, dessen trügerischem Glanze sich noch keine Jugend entzogen hat.

Schon drückte er sich den Hut fester auf die Stirn, schon rückte er sich die Geige auf dem Rücken zurecht und nahm die Flöte in die Hand, die er auf dem Wege mit dem Arm gegen den Oberkörper gepreßt hatte, weil er die Hände über seiner gedankenvollen Wanderung tief in die Taschen der Hose vergraben hatte; so schickte er sich an, die fahrenden Leute zu grüßen. Aber die Sorge stand neben ihm, die ihm die Schwingen seiner Seele mit der klirrenden Schere beschnitten hatte ... Was soll das geben?

Da hob eines der weidenden Pferde den Kopf und wieherte; da sprang ein schwarzer, langhaariger Pudel an dem Manne mit dem grauen Haar bellend empor und sprang an den Rand des Holzes. Die fahrenden Leute schauten auf und riefen einander zu, vielleicht war es ein Grenzwächter, den der Schein des Feuers gerufen hatte, und der nun kam, die

Wagen nach Schmuggelwaren zu durchsuchen. Flori wußte selbst nicht, wie's geschah; mit einem — und er ging auf das Lager zu; mit einem — und er stand mitten unter den Menschen, die ihn verwundert umringten.

‚Hoiha!' rief ihn der Alte an und drehte ihn mit dem Gesicht gegen den Schein des Feuers. ‚Ein Musikant? Wohin des Wegs, Bursch?'

Es schien lustig anzusehen, wie der lange, unbeholfene Junge vor den raschen, beweglichen Leuten stand; denn nicht einmal die Gesichter der Kinder blieben ernsthaft.

‚Wohin?' sagte er. ‚Das weiß ich nicht. Die Musik hab' ich gelernt, geigen und flöten kann ich und will mich damit durchs Leben schlagen. Aber —'

‚Na?' fragte der Alte.

‚Erst muß ich mich hineinfinden in dies Leben,' beendete er seine Rede, durch das freie, ehrliche Wesen der Fremden mutiger gemacht.

‚Und woher kommst du? Bist du irr gegangen, daß du des Nachts im Bergwald herumstreifst?'

‚Nicht irr gegangen; ich bin hier daheim. Und deshalb konnt' ich es wohl wagen, während der Nacht aus der Musikantenstadt zu wandern.'

Der Alte zog die Brauen hoch und warf seinen Leuten einen beredten Blick zu.

‚So einer bist du? Heimlich davongegangen?'

‚Nein,' wehrte Flori ab, ‚bis morgen hätt' ich mich vielleicht hundertmal eines anderen besonnen . . .'

Er senkte den Blick zu Boden und wußte nicht, wo die Geschichte eigentlich anhub, die er nun erzählen wollte; auch gingen ihm die Worte mühsam vom Munde wie einem, der sich gewöhnt hat, nur mit sich selber zu reden. Die ganze Art des Jungen nahm die Leute wunder.

‚Bist du müd'? Bist du erfroren? Bist du hungrig?' fragte der Alte.

‚Keins von allen,' antwortete Flori. Da wies er ihm einen Platz bei dem Feuer an; sie setzten sich im Kreis um den Brand, um den ein Ring von feuchter Erde aufgeworfen war. Bunte Decken waren gebreitet, und die Leute aßen in halbliegender Stellung Kartoffeln und Rauchfleisch und schwarzes Brot. Weil er nun nicht aller Augen auf sich ruhen fühlte, wich die Betretenheit von Flori, die anfangs seiner Herr geworden war.

‚Aus der Musikantenstadt?' begann der Alte nach einer Weile. ‚Wir haben gestern unsern Geiger begraben, unsern Bajazz, der Schimmel hat ihn gegen die Stirn geschlagen. Darum fahren wir an der Musikantenstadt vorüber, einen neuen zu suchen.'

‚Es ist keiner daheim,' überlegte der Florian. ‚Und solch ein Geschäft ist ihnen unbekannt.'

‚Und du?‘ fragte der Alte. ‚Bist du nicht mit Spiel und Armut ausgezogen, um dein Brot zu verdienen? So wie du muß ein richtiger Clown aussehen; er muß dumm tun und listig sein. He, Gesell, einer wie du braucht nicht einmal mit Kohle und Kreide sich das Gesicht zu bemalen! Einer wie du ist als Hanswurst auf die Welt gekommen! Einen Kapellmeister brauchen wir! Hast du nicht Lust?‘ Flori schaute sich um. ‚Du suchst nach einer Kapelle, Junge? Kapellmeister, Kapelle und Bajazzo ist bei uns eins; und frühmorgens hilfst du dem Hannes die Pferde putzen. Na, wie steht das?‘

Dem Flori begann es vor den Augen zu flimmern. Er stützte den Kopf in die Hände und schaute grübelnd auf die neben ihm liegende Geige, wie er sich daheim unter dem Schindeldache gewöhnt hatte.

‚Zirkusleute seid ihr?‘ fragte er mehr sich selbst als die um ihn her, und er erhielt auch keine Antwort als ein stummes Nicken der Kinder, die an ihrem schwarzen Brote nagten.

Überdem war ein flinkes, kleines Mädchen von etwa neun Jahren auf den Wink und ein verständliches Zeichen des Alten hin aufgesprungen, wie ein Gummiball aufspringt, gegen den einen Wagen gehüpft — immer mußte Flori an den Ball denken — und darin verschwunden. Schon schwebte das Kind wieder heran, trug eine weiße, hohe Spitzmütze im Arm, die vorn eine große, schwarze Wollflocke hatte, sprang auf Flori zu und stülpte ihm die Mütze auf sein mißfarbiges Haar.

Lautes Gelächter erhob sich, und mitten drin saß der Zunder, die Fäuste an den Wangen, die hohe Mütze im Genick, Schmerz und Bitternis im Herzen; aber — Großmutter Veit hatte das schon immer gesagt — aus diesem wunderlichen Herzen herauf fand sich kein verräterischer Schein bis in die Augen. So saß er lange, keine Wimper zuckte an ihm, und die tiefe Betrübnis seiner Seele vermochte keinen Schatten um seinen herben Mund zu werfen.

Der Alte maß ihn mit staunenden Augen, während Kichern und Durcheinanderreden der Frauen und Kinder noch nicht schwiegen.

‚Du,‘ sagte er, ‚so fein hat noch keiner sein Spiel gespielt. Reden kannst du nicht, wie's scheint, oder du willst es nicht, weil du dich unter uns und in dem Leben, das nun um dich ist, noch nicht zurechtfindest. Aber einer wie du und einer mit solch einem unbezahlbaren Gesicht, der braucht auch nur still zu sein, desto lebendiger wird's um ihn her. Und nun paß auf! Drei Gulden die Woche und Essen und Schlafen umsonst. Da ist dein Haus,‘ — der Alte deutete auf einen der grauüberwölbten Wagen, — ‚das teilst du mit mir, dem Hannes und den zwei jüngsten Kindern. Die andern wohnen drüben. Schlag ein!‘

Da reichte Florian Jugel, der Zunderſohn aus der Muſikantenſtadt, dem fahrenden Manne die Hand und war geworben.

Das Schickſal der Jugel erfüllte ſich auch an ihm. Sie wurden nicht mit dem Leben fertig; da nahm ſie das Leben an der Hand und machte ſie zu ſeinen Werkzeugen. Sie waren von grübleriſcher, willenskräftiger Art, aber ſie waren von geringen Gaben, verſannen ſich und waren ohne die Macht, ihren Willen in Bahnen zu lenken, auf denen ſie zu einem klaren, ſicheren Ziele gelangten. Sie vergaßen ihr Lebensglück über ihrer ſinnloſen Arbeit, vermühten ſich darüber die Herzen, bis alle Freude darin geſtorben war, und ſteckten ſich ein Ziel, das ſie nicht ſehen konnten; aber ſie dachten, ihrer Mühe und dem Leid ihrer Tage müſſe nun ſchon ein recht anſehnliches Glück folgen. Sie ſtanden im Leben und verſtanden es nicht; da machte das Leben den einen zum Zunder, und den andern machte es zum Hanswurſt. Und waren doch ſtille, verhärmte und ernſte Menſchen. So waren ſie alle dahingegangen; denn ſie wußten das Leben niemals luſtig zu nehmen, nicht einmal da, wo es ein Narrentanz iſt.

Nur über die eine goß es Sonne und Glück in Fülle, und an der einen ſchien es gutmachen zu wollen, was es an den anderen verbrach: an Seferl.

XXIX.

Guten Morgen, Veit! Und wie geht's daheim?

Gut geht's, ſagt der Veit; denn er hat ſich ſeinen Plan fürs Leben fertig gemacht. Da iſt er:

Die Kinder kommen nicht mehr aus dem Hauſe; denn die Frau auf dem Bühl hat ihrer ein Dutzend; nur ein eigenes iſt nicht darunter. Und nun geht der Veit im Sommer aufſpielen, nur im Sommer, und wandert fein langſam im Bergwald umher; denn es iſt eine Frau mit einem Holzbein an ſeiner Seite, die es gut kann auf der Harfe. Die Harfe trägt ihr der Veit. Er ſagt: ‚Wenn einer einmal eine Bürde zu ſchleppen hat, kommt's auf ein wenig mehr nicht an.' Fahren auch nicht weit ins Land hinaus, die beiden, ſondern fahren durch die Armut der Dörfer im Wald, zu ſehen, was ſie übrig hat für die zwei Halben aus der Muſikantenſtadt. Und wenn der Herbſtſturm im Wald rauſcht und der Regen fließt, kehren ſie heim; der Veit ſucht ſich dann eine Arbeit im Forſt. Die iſt hernach ſchon zu kriegen, meint er, wenn nur erſt der Wind wieder einmal über das Gebirg gefahren iſt und hat den Wald gebrochen.

Eine heimliche Hoffnung hat der Mann auch, es möchte die Zeit kommen, in der er wieder unter Tag' arbeiten kann, die Zeit, da das Schichtglöcklein von neuem zu den Treibrunnen ruft; denn es geht die Kunde: Es ſind etliche Herren dageweſen und ſind in die Schächte und

Stollen bei den Dreibrunnen eingefahren. Aber nicht von Kaiser und Reich gesandt; es ist eine Gesellschaft, die die fortgeschrittene Technik des Bergbaues mit einer Handvoll Millionen in ihre Dienste stellen und dem Staat die Erzgrube bei den Dreibrunnen abkaufen will, um die Reichtümer der Erde ans Licht zu fördern, die da noch tief verborgen sein sollen.

Das ist die Hoffnung des Veit; denn seit die Menge der Bergarbeiter brotlos geworden ist, sind die Leute bei der Arbeit im Forst angestellt worden. Haben aber nicht allzu viel Platz darin, und einen Halben wie den Veit können sie nur aushilfsweise gebrauchen.

Darauf hatte der Mann aber nicht warten können; denn der Hunger seiner Kinder wartete auch nicht. So ist er fortan noch landfahrend, aber in seiner Weise: ohne Hochmut wie die andern. Er sagt, ein Künstler ist er nicht, er ist ein Bettelmann.

Wie der Frühling seine Fahnen aus blauer Seide über dem Gebirge wehen ließ und die Bergfichten zur Maifeier die goldenen Lichter aufgesteckt hatten, zog Veit mit seinem Weibe aus der Musikantenstadt, ging aufspielen vor den Türen und ging aufspielen des Sonntags zum Tanz, spielte zur Hochzeit und Kindstaufe und wußte mit seinem Weibe für die Abende unter den Dorflinden eine feine Tanzweise.

Da und dort erinnerten sie sich gar nicht mehr, daß der Platz unter der Linde ein erlesener Tanzplatz sei. Nur die Alten in den Dörfern dachten noch daran. Darum hat es der Veit den Jungen wieder gezeigt. Und nun kamen sie, Knecht und Magd, Herrensohn und Haustochter, warfen dem Singspieler ihre roten Kreuzer fröhlich und dankbar in den Hut, und ward ein neuer, feiner Brauch daraus.

Aber die anderen, die ‚Künstler' in der Musikantenstadt, die vordem den Veit als ihren Hauptmann auf dem Schmuggelpfad und der Wildbahn angesehen hatten, schauten mitleidig oder gar verächtlich an ihm vorbei, wenn er in der Mitte der Woche oder bei Regenwetter daheim einzog: die Frau an zwei Stöcken neben ihm, er die Spiele und ein Hücklein Fleisch und Brot auf dem Rücken, das sie ihm statt des Bargeldes gegeben hatten.

Sie sahen auch nicht, daß wiederum ein Wandel mit dem Manne geschehen war. Das erkannte fröhlichen Herzens nur der Pechschaber; denn er dachte jener Tage, in denen die Frau zwischen Leben und Tod mit ihrem tiefen, tiefen Gram auf dem harten Lager gelegen hatte. Damals war die Sonne gestorben, die über dem Hause des Veit gestanden hatte; damals schrieb die Sorge mit ihrem scharfen Griffel auf Stirn und Wangen dieser verhärmten Menschen ihre bitterbösen Sprüche und blies ihnen heimlich Staub in die Augen und in die Herzen.

Nun war das zwar immer noch keine Herrlichkeit im Hause des Musikanten; aber die Leute darin hatten wieder helle Augen und hatten wieder Freude an sich und ihren Tagen. Das Glück war da, das bescheidene, lachende Glück, das sich ein Haus nicht von außen anschaut, in dem es einkehrt; denn es wohnt in den Herzen, — aber sauber müssen sie sein.

Und eines Tages — die Zeit der Erntetänze war nicht mehr fern, und das Geschäft der Singspieler blühte — rollte da ein Wägelchen den holprigen Weg zur Musikantenstadt herein, rollte an der Wildkirche vorbei, und wie sich der Esel am Beginne des Steilpfades ein wenig verschnauft hatte, stieg der Mann vom Bock, und das Wäglein lief mit der Frau bergan.

Da putzten die Leute die Scheiben mit den Händen und Schürzenzipfeln; denn es war im August, und die sinkende Kühle der Nacht blies schon einen feinen, silbernen Hauch an die Fenster. — Rollte doch meintag kein Fuhrwerk die schmalen, steilen Gassen der armen Stadt empor, das sie nicht schon von weitem am Tritt des Pferdes, am Rasseln der Räder kannten!

Darum lehnten sie die Stirnen an die Scheiben; und der Herr Pfarrer, der just über der Predigt gesessen hatte, wischte mit dem roten Taschentuch die Augengläser blank.

‚Meiner Seel', 's ist der Veit und sein Weib!'

Sie sagten sich das in allen Häusern und sprangen vor die Türen.

Und der Veit war's; er schwang die Peitsche; und hinter der Frau mit dem Stelzfuß, die auf dem Bock saß, wölbte sich die kleine, graue Blache über dem Wäglein. Die barg allerhand Eßwaren und barg Harfe und Geige; denn die Flöte verstaubte daheim auf dem Bord; aber den Geigenbogen vermochte die lahme Rechte des Spielmanns noch zwischen zwei Fingern zu führen.

Es war ein heimlicher, stiller Spätsommerabend; die Engel hatten schon ein paar Sterne herausgetan, und in dem Gras und auf den Nadeln lag der silberne Tau.

So fuhren sie ein, die beiden, und sangen leis und froh und sangen eine Weise, die hatten sie sich selber ausgedacht. Klangen zwei gute, dankbare Herzen hinein, darum stimmte so fein zusammen, was sie sangen. Das lautete also:

Wir haben kein Rind und kein Roß,
Aber ein feines Schloß;
Das Dach ist von moosgrünem Samt, von Samt,
Das Feuerlein, das auf dem Herde flammt,
Das ist von purem Golde.

An der Mauer der Wildweinstock
Ist rot wie dem Kaiser sein Rock,
Und ist manchmal bloß ein Kreuzer im Schatz,
Wir haben ja auch nur ein Bett und drin Platz,
Drum ist's mit dem einen genug.

Und wenn einst der Kaiser hier ritt:
Herr Kaiser, so fein habt Ihr's nit!
Ein halbes Mäßlein Schwerenot
Braucht es für Lieb und täglich Brot;
Sind sonst von falscher Treue.

So vernahmen die erstaunten Leute vor den Türen.

Am selbigen Abend eilte der Pechschaber die Halde herab und hielt die Hände der Spielleute in den seinen: ‚Jetzt hat sich der Veit einen Esel und ein Wäglein und ein liebes, lachendes Glück erspielt, just groß genug, die anderen neidisch zu machen.'

So standen die dreie und freuten sich an ihrem Leben.

Und Veit fragte: ‚Neidisch machen wird es wen? Gehen sie nicht stolz einher? Und schauen sie nicht an den armen Lahmen vorbei?'

Da zwickte der Pechschaber die Augen vergnügt zusammen, und die Frau mit dem Stelzfuß erkannte: Es war auch ein wenig Schadenfreude in diesen Augen. Und der Pechschaber sagte:

‚Mann, weißt du, was die andern sich erspielt haben? „Verspielt" haben sie sich etwas: die Zufriedenheit und die Heimat, die sie nicht mehr verstehen. Weißt du noch, was der Kaiser damals gesagt hat, wie ihn der Holzhauer Zeitel in seinem Stüblein bewirtete und keine Ahnung hatte, daß er es selber war, von dem er mit ihm gesprochen hatte? Soweit sind wir nun. Am Verspielen sind sie, und ist kein Halten mehr, heut' nicht mehr. Das Feuer der eigenen Herde verlöscht, dessen warmer Schein ein Segen ist, hat der Kaiser gesagt, und die Familien zerfallen und fliegen in Stücken in der Welt umher. Mann, die Worte find' ich nicht, dir das zu sagen, wie ich möchte! Aber gelt, du verstehst mich?'

Da nickte Veit, hob seine Kinder der Reihe nach empor und küßte sie auf den Mund. Und Großmutter Veit schritt unter der Last ihrer fünfundsiebzig Jahre von dem Herdfeuer herein, das seinen roten, warmen Schein in die Stube warf, und brachte die Kinder zu Bette. ‚Lieber Vater im Himmel du!' sprach sie ihnen draußen vor. Da sagten sie's alle drei mit und waren in großem Glück; denn im Stall schlief der Esel, und auf dem Hof schlief das Wäglein mit der grauen Plane, unter der sich so feine Spiele spielen ließen.

XXX.

Wie der Tiroler Gid an jenem Sonntage vom Stein herabschritt, ließ er den Kopf hängen. Er dachte daran, daß sich dieser Kopf darüber sehr verwundern müsse; denn so etwas war der nicht gewöhnt, und es war ihm noch nicht widerfahren, seit er auf des Gids breiten, stämmigen Schultern saß.

Dem Gid war, als habe er an diesem Tage das Leben zum ersten Male mit den Augen angeschaut, mit denen es angeschaut sein wollte. Vordem hatte er mit ihm gescherzt und hatte mit allen jenen gescherzt, die ihm das Schicksal über die Schwelle geschickt hatte, als da sind: Not, Entbehrung, Krankheit.

Gescherzt hatte er mit diesen dreien?

Jawohl, und wenn er auch nur mit einem Auge vergnügt dreinschauen konnte, weil das andere eine Träne trübte; denn er hatte sie wohl zur Türe hereinlassen müssen; aber die Graue im Spinnwebkleid, die Sorge, die sich ganz heimlich in einem Spinnenwinkel des rissigen Hauses hatte einnisten wollen, die hatte er von hinnen gejagt. So war er feintag Herr im Häuslein geblieben.

Aber nun schien's, als wolle ihn das Elend überkommen. Nun hatte ihm dieser Tag die verklärende Brille des lustigen Leichtsinns abgenommen; die Welt gefiel ihm nicht mehr. Und er ärgerte sich. Der Tag, an dem sie in der Musikantenstadt statt des draufgängerischen Pechschabers den sanften Propheten zum Bürgermeister gewählt hatten, stand an dem Wege seines Lebens wie ein Meilenstein an der Straßenkreuzung.

‚Von dort aus haben wir uns verlaufen, wir alle in der Musikantenstadt,' grollte er und stolperte die holprige Gasse vom Stein hernieder.

Wie er daheim eintrat, hatte es einen Verdruß gegeben.

Die Helen saß im Lehnstuhl vom Moidl, hatte die Füße mit den Lackschuhen bequem übereinander geschlagen und rieb sich mit einem Hirschleder die Fingernägel, hatte auch eine Feile, ein Scherlein und eine Schale mit einem rosigen Pulver vor sich auf dem Tisch liegen, während das Moidl und die Mutter der Helen im Alltagsgewand um die Ordnung in der Stube, um die am Ofen trocknende Kinderwäsche und um das Abräumen der Reste des kargen Nachtmahls sich mühten.

Er warf den schäbigen Spitzhut auf das Rehgehörn am Türpfosten, ein Vornehmen, welches für das Moidl ein untrügliches Zeichen war: Das Barometer seiner Laune stand auf ‚stürmisch'. In solchen Fällen pflegte das Moidl eine Arbeit in der Küche vorzunehmen.

Das geschah auch jetzt; sie ließ aber die Tür zur Stube eine Handbreit offen und lauschte herein, ob sich etwa eine Wandlung vollziehen möchte.

Wenn das Wetterglas auf ‚schön' stand, dann rückte er beim Eintreten in die Stube den Hut nur ein wenig aus der Stirn und pfiff eine leise Weise vor sich hin.

Das geschah heute nicht; denn heute war der Alte irr an seinem Leben geworden. Er wartete, daß man ihm die Zeit bot. Es war aber eine bange Schwüle in der Stube, deren Spannung sich nun noch ver-

Edw. Burne Jones pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Erzählung der Äbtissin.

mehrte, und weder Frau, Schwiegertochter noch Enkelin hatten einen Gruß für ihn; es war, als fürchteten sie, ihr Herz darin zu verraten.

Gid fühlte die lastende Bedrängnis und schaute der Helen ins Gesicht, auf das der Schein der Lampe fiel.

Das Mädchen blickte aber nicht auf, rieb sich mit dem Hirschleder die Nägel und hielt sie prüfend ins Licht. Den Zweck dieses neumodischen Beginnens wußte sich Gid nicht zu erklären. Er schaute eine Zeit darauf hin und bemerkte, daß sich in den Augen des Enkelkindes ein selbstbewußter Trotz spiegelte; die Helen wartete, daß er sich nach ihrer Tätigkeit erkundige und sich darüber wundere.

Und der Alte fragte auch, aber nicht etwa, weil ihn die Neugier plagte, sondern weil er ahnte, daß er die neue Hausordnung sich nachdrücklich verbitten müsse. Er dachte: Besser, an einem Tage gründlich aufgeräumt als durch eine Reihe von Tagen immer neuen Verdruß.

‚Was schaffst denn du da, Helen?‘

Sie hob den Kopf ein wenig, schaute aber nicht auf, sondern zog nur das Näslein.

‚Manikure,‘ sagte sie.

‚So, so,‘ machte der Gid. ‚Gehört das auch zum Musikantentum?‘

‚Natürlich. Mit den Händen eines Holzhauers oder einer Kuhmagd läßt sich keine Geige anfassen.‘

‚Wenn's schon sein muß, warum treibst du denn das zu einer Zeit, wo im Haus in allen Winkeln die Arbeit wartet, in der Küche, in der Stube, im Stall?‘

‚Arbeit wartet?‘ fragte Helen. ‚Auf mich? Hausarbeit oder gar Arbeit im Stall?‘

Sie legte die Hände auf die Tischkante und schaute Gid erstaunt an.

Die Mutter war noch einige Male hin- und wiedergegangen. Nun stand sie draußen beim Moidl am Herd, und die Herzen zitterten den Frauen in der Brust, wie sie den schnippischen Ton hörten, mit dem die Enkelin dem Großvater begegnete.

Ja, bricht denn nun der Sturm nicht los, den der Hut an der Rehkrone verkündet?

Nein, sondern der Gid setzte sich der Helen gegenüber an den Tisch und schlug die Beine übereinander. Er trommelte ein Weilchen mit den Spitzen seiner Finger auf die Platte; das klang fast wie der Marsch, den er heute früh seinem Sohne geblasen hatte. Dabei schaute er das Enkelkind unverwandt an, das die Stirnlöcklein so zierlich sich gelegt hatte.

Diese Augen ertrug das Mädchen nicht lange. Es beschäftigte sich deshalb um so eifriger mit der Pflege der Finger; aber die Flügel der Nase begannen zu wehen und zu erbleichen.

Draußen in der Küche legte des Gids fremde Tochter ängstlich die Hände auf die der Mutter und spähte durch den Türspalt.

‚Helen,‘ begann der Alte und trommelte immer noch den Marsch, ‚wenn ich dir jetzt mit der Hand hinter die Ohren schlüge, geschäh' dir recht! Aber dazu bist du mir zu dumm.‘

Darauf schwieg das Mädchen. Weil der Tiroler aber just in diesem Augenblick auf eine Antwort zu warten schien, sagte Helen:

‚Gesagt hat mir das noch keiner; aber wenn's der Großvater meint, so wird er leicht recht haben.‘

In der Küche hielten sich die beiden Frauen an den Händen und fürchteten sich.

‚Und der Großvater wird dir das auch erklären,‘ begann der Alte nach einer Weile. ‚Zu dumm, hab' ich gesagt; denn du siehst nicht ein, daß du einer alten Frau die Arbeit im Haus abnehmen müßtest. Helen, schau mich an! Wenn man mit nichts anderem im armen Haus im Wald eintrifft als mit einem Bündel Hochmut, so muß man dies Hücklein wenigstens vor der Tür absetzen. Hast mich verstanden, Helen?‘

Der Alte redete mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die die kecke Art des Mädchens zag machte. Darum fing sie wieder an, sich ihren Händen zu widmen.

‚Jetzt,‘ sagte er, ‚willst leicht so gut sein und die Finger für morgen früh nach dem Aufstehen aufheben und mich anhören?‘

Helen packte gehorsam ihr Kästlein.

‚Dich hab' ich nicht erzogen, Helen, sonst — leicht von einer Seite lerntest du mich jetzt kennen, über die du dich wundern könntest. So will ich dir sagen: Wer die Beine unter dem Gid seinen Tisch steckt, dem muß passen, was beim Gid im Haus der Brauch ist; sonst ist kein Platz für ihn daheim. So weit sind wir im Tirolerhaus noch nicht mit der neuen Mode fortgeschritten, daß die Mutter und die Großmutter das Fräulein Enkelin bedienen. Wir sind noch ein wenig zurück im Wald, und bei uns gilt noch die alte Ordnung: Man muß die Alten ehren. Hast mich verstanden, Helen?‘

‚Ja,‘ sagte das Mädchen, warf sich ein Tuch über die Schultern und ging aus der Stube. Die Haustür fiel gleich darnach hart ins Schloß.

Gid rief nach Marianne, der Frau des Nikodem.

Die trat mit geröteten Augen herein und sagte: ‚Ich dank' dir auch, Vater, daß du nicht wild geworden bist wie heute früh gegen den Nikodem! Es ist halt das andere Leben, das sie vergessen läßt, wie's bei der Armut in der Waldstadt ausschaut, und wie sie ihr begegnen müssen. Nun finden sie sich nicht mehr darin zurecht und müssen sie doch noch suchen.‘

Sie legte ihre zitternden Hände auf die des Gid und sagte noch einmal, indem sie ihre dankbaren Augen gegen die des Alten erhob: ‚Ich

dank' dem Vater recht von Herzen. Die Helen ist nicht gewöhnt, daß einer hart mit ihr redet.'

Da stand der Tiroler auf und stand nun vor seiner fremden Tochter, die er lieb hatte, und sagte: ‚Weißt, wer schuld an allem ist, Mariann?'

‚Die Not der Zeit vielleicht, oder der Zunder, oder —.'

So sann die Frau, deren dunkle Augen sich wieder mit Tränen gefüllt hatten, und auf deren ebenholzschwarzem Haar der Spiegel des Lampenlichts spielte.

‚Nein, Mariann, ich selber bin schuld! Warum hab' ich vor drei Jahren den Pechschaber mit verlacht? Warum hab' ich nicht gesagt: Nikodem, entweder du bleibst daheim und tust dein Tagwerk, oder du suchst dir eine andere Wohnstatt? Warum hab' ich ihn den Weg gehen heißen, auf den er dich und sein Kind gezogen hat? Und nun macht er wilde Augen gegen seinen eigenen Vater, versagt ihm die Ehrfurcht und wirft mit Worten nach ihm, hart und schwer wie die Klötzer im Wald; er läuft aus dem Haus und vergißt Weib und Kinder. Und so einen hab' ich mir an dem Nikodem erzogen! Bin ich denn ein Narr?'

Der alte Mann sank auf den Schemel am Tisch und warf die Arme über das Tischblatt und senkte die Stirne darauf. Sein Atem flog; da fühlte er Mariannens streichelnde Hand auf seinem Haar. Er richtete sich auf und stützte den Kopf in die Hand; mit der andern umfaßte er die der Frau.

‚Was nun, Marianne?'

Aus der Küche kam das Moidl herein, ging auf den Strümpfen, deren Sohlen mit Sackleinen benäht waren, und hatte die Augen voll Mitleid.

Was nun?

‚Leicht, es mag sich alles noch zum guten wenden,' tröstete das Moidl. ‚Ist's nicht immer gegangen? Warum sollte denn das Schicksal nun auf unsere alten Tage uns gram werden?'

Der Alte runzelte die Stirn; da schlug sich die tiefe Falte in der Mitte von oben nach unten hindurch, in der die buschigen, grauen Bogen der Brauen zusammenrannen. Aber Marianne schwieg und sah mit leeren Augen an der Finsternis des Gid vorüber. Ihrem Herzen ahnte Schlimmes; sie war mit heimlicher, heißer Sehnsucht nach ihren Kindern in der Welt umhergefahren; da war das frische Gesicht bleich geworden und war wie eine Blume, über die der erste Reif des Herbstes gegangen ist; es war ein Zug von Schmerzen drin.

‚Wir wollen nun nicht nach der Schuld suchen, Vater!' sagte Marianne in einem sanften Tone der Ergebung, zu der sie an diesem Tage mühsam den Weg gefunden hatte, an dem das karge Glück ihres Lebens vollends in

Stücke gebrochen war. ‚Wir haben alle Gutes erwartet, und nun ist das so gekommen!‘

Gid schaute sie in tiefem Mitleid an; dieser Tag hatte ihm die Hoffnung seines Alters geraubt und hatte der Frau den Gatten genommen. Die Tochter auch? So lautete die stumme Frage, die Gids Augen an die Marianne richteten. Aber sie antwortete nicht; denn der Schmerz schloß ihr die Lippen. Und es war dem Alten dennoch, als wolle sie reden.

Da nahm er sie an der Hand und leitete sie nach der Bank, die um den großen Kachelofen lief; dort saß das Moidl. Und die alte Frau, die viel schwerer an ihren Jahren trug als Gid, reichte ihr die harten, vermühten Hände und zog Marianne neben sich auf die Bank. Der Tiroler setzte sich wieder an den alten Platz; und weil das Licht der kleinen Lampe am Draht just die Platte des Tisches zu erhellen vermochte, wob ein heimliches Dunkel um die Ofenbank, das die Gesichter der Frauen verbarg.

‚Marianne,‘ sagte Gid, ‚erzähl' mir alles und verschweig' mir nichts! Schlimmer kann der Tag nun schon nicht werden, und es ist ein Aufräumen heut'.‘ Der alte, freudige Mut warf von ferne einen Klang in diese Worte. Und Marianne sagte: ‚Darf ich nun mit den beiden Kleinen im Hause bleiben, Vater?‘

‚Das sollst du, Mariann, und ich will sorgen, daß wir dem Leben nicht gram werden! Mit den Kleinen, sagst du? Soll die Helen nicht auch dabei sein?‘

Es war, als schlösse diese Frage das Herz der Frau auf. Nun rannen ihr wieder die Tränen, und wie sie sich mit der Schürze die Augen getrocknet hatte, sagte sie: ‚Der Nikodem erwartet sie; er geht, eine Kapelle zu werben, und die Helen wird ihm folgen.‘

‚Da haben wir was Feines angestellt miteinander, Leut'!‘ staunte Gid.

‚Ach,‘ begann die Frau wieder, ‚es ist nicht wegen dem Musikantentum bei ihr; es sind ganz andere Dinge, und just die sind's, die mich verkümmern!‘... Marianne sann mit traurigen Augen vor sich hin. ‚Deswegen ist der Riß zwischen uns gekommen; und ich hab' zu dem Nikodem gesagt: Mann, rein mit Blindheit geschlagen bist du! Aber es fährt die Wildheit in ihn, und er läßt sich nicht abbringen und meint: Die Helen macht ihr Glück.‘

Die beiden Alten lauschten staunend auf die Worte der Frau; eine bange Ahnung überkam sie; aber Gid wagte nicht, ihr mit seinen Gedanken vorauszueilen. Da begann sie: ‚Sie ist nun erst sechzehn Jahr', die Helen, und es hat sich da, wie wir in Bremerhaven gespielt haben, ein Verhältnis zwischen ihr und einem Grafen angesponnen. Allen beiden hat er den Kopf verdreht, der Graf: dem Nikodem und dem Kinde...‘

‚Mariann!‘

Gid war aufgesprungen und lief durch die Stube. ‚Mariann,‘ sagte er dann mit mühsam erzwungener Ruhe, ‚möchtest dich nit lieber schlafen legen, weil dich dieser Tag irr gemacht hat? Redst du im Traum, Mariann?‘

‚Nein, Vater, ich bin schon noch bei mir! Aber weil du verlangt hast, ich sollt' alles erzählen ...‘

Der Alte erfaßte die Holzlehne des Stuhles und sank wieder auf seinen harten Sitz. ‚Moidl, und so ein Narrentum haben wir zwei in den Nikodem hineinerzogen! Sind wir denn wert gewesen, daß uns der Herrgott ein Kind geschenkt hat?‘ Das klang wie der Ruf dumpfer Verzweiflung; Gid wühlte sich in dem ergrauten Haar, und es wetterleuchtete in seinen Augen.

‚Erzähl' zu Ende, Mariann!‘

Und nun berichtete die Frau mit heimlichem Weinen, wie ein Herr mit dem Schiff in Bremerhaven angekommen sei und die Helen des Abends in der Bierwirtschaft gesehen und lieben gelernt habe. Er hatte ihr auch in die Waldstadt nachreisen und den Sommer über hier bleiben wollen, bis es dem Nikodem gelungen sei, ihm das auszureden; denn er habe sich der Armut daheim geschämt und gesagt, die müsse man ihm verbergen, wenn man sich nicht um das Glück betrügen wolle.

‚Und ein Graf ist er, ein richtiger Graf?‘ fragte Gid zweifelnd. ‚Mariann, es geschehen Dinge in der Welt...!‘

‚Ach ja,‘ seufzte die Frau, ‚ein Graf ist er wohl! Graf von Kamski nennt er sich, und er hat dem Nikodem mancherlei Papier gezeigt; wahr mag's schon sein! Er hat auch nicht verschwiegen, daß sein Vater Güter und Schlösser in Polen besessen hat. Allein der ganze Reichtum sei bis auf einen bescheidenen Rest hin; er habe aber immer noch genug, mit seinem Geld etwas Rechtes anzufangen; und wenn er eine würdige Stellung gefunden habe, so wolle er kommen und die Helen zu seiner Frau machen. Ob sie eine fahrende Geigerin sei, danach frage er nicht. Er wisse nur das eine, daß er ohne das Kind nicht leben möge.‘

‚Und du? Was willst du denn nun tun?‘ fragte Gid.

‚Kann ich dem Vater sein Kind vorenthalten?‘ fragte die Frau. ‚Und kann ich den beiden ihre Hoffnung zerstören, wenn ich dich jetzt bitte: Laß sie nicht wieder hinaus in die Welt? Weiß ich denn, daß sie auf dem Wege sind, auf dem sie keinem begegnen als dem großen Leid, das sie beide elend macht und uns alle?‘ Die Frau preßte die Schürze vor das Gesicht, um das laute Schluchzen zu ersticken.

Da trat Gid vor sie hin und legte ihr die Hände an die Schläfen. Sie fragte: ‚Denkst du, daß ich den Nikodem jemals wiedersehe, wenn wir versuchen, das Mädchen daheimzubehalten? Er wird Sehnsucht nach seinen

Kindern haben, aber der Trotz wird ihm verwehren umzukehren. Und er wird die Sehnsucht und das Leid stillmachen wollen und wird ein Trinker werden. Nein, wir wollen sie ziehen lassen, damit sie um ihn sei; dann wird er uns nicht ganz vergessen und wird ein ordentlicher Mensch bleiben.'

So redeten sie an diesem Sonntagabend im Hause beim Tiroler. Sie dachten auch daran, daß das Herz des Mädchens weit draußen sei und nach dem fremden Manne sich sehne, und daß es sich nie mehr in der Armut und Einsamkeit der Musikantenstadt werde zurechtfinden können, es sei denn, daß der Kummer dies Herz sich forme.

Wenige Tage später zog die Helen von Mutter und Geschwistern fort und zog ihrem Vater nach. Der Gid aber suchte sich wieder Arbeit im Forst und ging nun im Grauen der Frühmorgen, wenn die Vögel im Bergwald sich den Tau von den Schwingen strählten, mit Axt und Säge zu Holz; denn er hatte zu sorgen wie ein Junger, und zwei Familien wollten Brot von ihm.

Die Marianne aber sah ihm an einem dieser Morgen nach, wie er die Last seines Alters ohne Klagen zu Berg schleppte. Da überkam sie ein wilder Schmerz; sie riß die Geige vom Nagel, mit der sie im Land umhergefahren war, und zerschlug sie an der Ecke der Ofenbank. Mit einem gellen Aufschrei sprang sie in Splitter.

Da steckte das Moidl den greisen Kopf zur Tür herein: ‚Mariann, um Gott, was schafft denn?'

Die Frau warf den Hals der Geige vor das Feuerloch des Ofens: ‚An ihr sind wir elend geworden. Hat auch mitgeholfen, unsere Handvoll Freude zu verspielen. Hin muß sie sein.'

Das Moidl erschrak bis ins Herz hinein; denn sie sah das wilde Feuer in den Augen der Frau, das die Verzweiflung darin angebrannt hatte. Aber es war, als hätte der quälende Schmerz nun einen Weg gefunden. Marianne schob mit dem Fuße die Trümmer der Fiedel zusammen und schob sie zu dem Halse vor das Feuerloch. Dann band sie sich das kattunene Kopftuch über ihre glänzenden Haare und stieg mit einem Strick in der Hand auf dem Steilpfad in den Bergwald, auf dem der versorgte Alte vor ihr geschritten war. Sie ging Astholz lesen. Um ihre Schuhe sprang siebenfarbiger Tau, und die Sonne stieg strahlend über den Rand des blauen Gebirges.

XXXI.

In diesem Sommer harfte, blies und strich es in allen Häusern der Musikantenstadt. Es war, wie wenn die Bergwässer lebendig geworden sind, die erst so zaghaft an den Stein klopfen und leise hindurchtauen und dann in klingenden Fällen die Steilhänge hinabspringen.

Alle Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren waren von den Stadtmusikanten geworben; etliche hatten ihr Spiel in dem Ledersack geborgen und waren mit der Helen ausgezogen, den Nikodem zu suchen, der ihrer in Bremerhaven wartete. Und der Musikant, der das Leid seiner alten Eltern geworden, dem kaum die scheue Hoffnung seiner Frau nachzugehen wagte, war die Hoffnung aller jener Familien, die ihm ihre Kinder und mit ihnen ihre kümmerlichen Ersparnisse nachgesandt hatten.

Die Großmütter und Urgroßmütter in den Häusern, die schon lange weiter keine Pflicht gehabt hatten, als die ganz Kleinen einmal auf dem Schoße zu haben oder den Großen das Märchen von dem Silber der Dreibrunnen zu erzählen, — ja, es war schon ein Märchen geworden und war wunderlich anzuhören, — wirkten mit ihren verwelkten Händen und mit ihren siechen Kräften in den Häusern; denn die Jugend zog in ein neues Leben.

In der Musikantenstadt schüttelten sie die Köpfe, wie sie erfuhren, was sich im Hause des Gid zugetragen hatte; sie gaben dem Pechschaber die Schuld, dem es gelungen sei, Unfrieden und Sorge an den Herd des Tirolers zu setzen, an dem vorher der Frohsinn daheim gewesen war.

Nicht dem Musikantentum, dem der Gid selber die Schuld gab?

Nein; denn die Geschichte von dem Grafen hatte sich durch die Armut der Häuser gefunden und hatte die närrischen Hoffnungen berghoch wachsen lassen.

* * *

Wie der Herbstwind über den Wald fuhr, kam die Marianne mit dem kleinen Buben den Weg am Stein herein. Der Knabe schleppte an der Last seines Schwammsäckleins; die Frau hatte die beiden unteren Enden der Sackschürze hinaufgebunden, in der sie ebenfalls Pilze trug, und ihren Nacken beugte eine schwere Last Holz. In ihren Augen war der letzte Strahl der Hoffnung gestorben, und ihr Gesicht erzählte nichts als die Geschichte ihres tiefen Grames. Den Winter über sollte sie ins Haus am schwarzen Kreuz kommen und den Propheten bei ihrer Arbeit helfen. So mühten sie sich beim Tiroler durch ihre Tage und mühten sich immer tiefer in ihr Leid hinein.

Um diese Zeit redete der Pechschaber einmal mit Gid; sie zählten die, welche landfahrend geworden waren; es waren ihrer gegen vierhundert, und die Musikantenstadt barg um diese Zeit außer den wenigen, die keinen Geschmack an dem Musikantentum gefunden hatten, nur greise Leute und Kinder.

Es gelangte auch eine Anfrage an den Bürgermeister, ob es angezeigt sei, eine kaiserliche Tabakfabrik in der Waldstadt zu errichten. Da zog der Prophet die Achseln und schrieb, angezeigt sei es wohl, aber nun, da keine Arbeitskräfte mehr am Platze seien, nun sei es zu spät.

Von der Halde herein suchten sich die Büsche und Kräuter einen Weg in die kleinen Hausgärten; von der Halde herein fanden sie sich in die Gassen der Stadt. Die Risse der Häuser wurden nicht mehr verkalkt, die Dächer wurden nicht mehr geflickt, gebrochene Fenster wurden nicht wieder verglast; denn die Alten daheim brauchten, was sie sich mit ihrer siechen Kraft verdienten, für die Enkel, die sie zu pflegen hatten, weil die Väter und Mütter irgendwo im Lande lagen. Und den Vätern und Müttern gehörten die Häuser; die Wirte waren nicht daheim, und der Verfall begann zu blühen.

Etliche taten es dem Veit und seinem Weibe mit dem Holzbeine nach; das waren jene, die nicht von goldenen Türmen träumten, welche man sich fahrenderweise erspielen könne; das waren jene, die bescheiden geblieben waren, die das Maß für ihre Begabung nicht verloren hatten, und die nur die Scheu vor der harten Arbeit aus der Heimat drängte. Allein auch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht; denn wenn sie in ihren bettelhaften Gewändern mit ihren bettelhaften Spielen durch die Dörfer fuhren, die Männer mit Trompeten oder Drehorgeln, die Frauen mit Kastagnetten oder dem Tamburin, so sagten die Leute: ‚Habt ihr nicht gesunde, kräftige Glieder? Warum bettelt ihr mit solcher Jugend und Kraft im Leibe?‘

‚Es ist keine Arbeit daheim,‘ entgegneten sie. ‚Vielleicht daß sie das Erzgraben wieder beginnen, oder daß einer von draußen kommt und eine Fabrik in die Musikantenstadt baut, damit wir wieder eine Gelegenheit zur Arbeit bekommen. Wenn wir nicht Musikanten wären, daheim müßten wir verhungern. Aber die Musik ist unsere Rettung in der Zeit der schweren Not.‘

Da lachten die in den Dörfern und sagten: ‚Dem Herrgott stehlt ihr die Tage. Wie kann denn einer seine Kraft und Gesundheit ins Land betteln schicken? Und warten wollt ihr, bis sie euch eine Gelegenheit zum Verdienst vor die Türen setzen? O ihr Toren! Selbst müßt ihr daran denken, wie ihr das anzufangen habt; selbst müßt ihr euch die Wege suchen, auf denen ihr der Arbeit und ihrem Lohn begegnet. Dazu habt ihr aber keine Zeit; denn ihr müßt auf der Landstraße liegen und kümmert euch nicht um Haus und Heimat und nicht um Kind und Kegel.‘

Je öfter fahrende Leute ihre schlechte Musik vor den Häusern der Dörfer ertönen ließen, desto geringer wurden die Gaben und desto größer die Verachtung, der die Spielleute ausgesetzt waren. Die aber dachten, solcherlei Reden kennten sie von daheim, vom Pechschaber her, auswendig, verschlossen ihre Ohren und Herzen, bezahlten die Verachtung mit scheelen Blicken, und oft gingen sie mit feindseligen Worten heim.

Die anderen, die der Hochmut plagte, und deren Hoffnung noch in voller Blüte stand, wählten sich ferne Städte als Reiseziel, vor allem die

Küstenstädte, in denen die Männer Seefahrer waren; wählten sich Hafenplätze, in denen die großen Schiffe ankerten, um ihre Ladung zu löschen oder aus sonst einem Grunde. Dort schlenderten die Seeleute, die nach langer Fahrt wieder an Land waren, an den Abenden müssig durch die Gassen und verschleuderten reichlich viel Geld.

* * *

In einer Singspielhalle in Bremerhaven, die mit Ranken aus buntem Papier geschmückt und mit allerlei anderem wertlosem Flitter ‚geziert' war, spielte auch der Nikodem mit seiner Tiroler Kapelle auf.

Der rüstige, schöne Mann mit dem grünen Spitzhut und der weißen Hahnenfeder darauf, mit den Gemslederhosen und dem Perlengürtel über den Hüften saß hinter den acht jungen Mädchen, unter denen sich auch die Helen als erste Geigerin befand. An einem Abend erschienen die Mädchen in Tirolertracht, am andern in blauen Matrosenkleidern und Mützen mit lang herabfallenden Bändern.

Manchmal sang der Nikodem eines seiner vom Vater erlernten Lieder; in den Pausen gingen die Mädchen abwechselnd mit dem Teller durch die lange, niedere Halle, in der die Nebel des Tabakrauches wehten, sammelten den kargen Lohn und ließen sich von Männerhänden mit unsauberen Griffen betasten oder hörten Worte, die aus unsauberen Herzen kamen. Da begannen die Sinne dieser Jugend zu erwachen und zu glühen, dieser Jugend, die in der Einsamkeit des Bergwaldes und der Hut einer weltfernen Stille aufgewachsen war. Sie dachte: Das ist das Glück. Wie hätten wir ihm in der Armut der Stadt im Walde begegnen können?

Aber der Nikodem, den sie nun alle ‚Herr Kapellmeister' nannten, saß schier gebückt an der großen Trommel, am Triangel oder am Cello im Hintergrund und schaute nur selten auf. Manchmal ließ ein junger Gesell vom Kellner den Musikanten reichlich Bier auf das Podium reichen, ein anderer noch mehr; denn er dachte sich die Gunst des einen oder anderen Mädchens zu erringen. Erst wenn die Mitternacht nahe war und das Lokal mit der ‚Damenkapelle' geschlossen werden mußte, atmete der Nikodem heimlich auf; dann wurde sein Blick freier. Er hatte sich im Bier Vergessen angetrunken; die laute, schale Freude der Gäste übertönte das heimliche Mahnen und Klopfen in seinem Herzen.

Das war die Sehnsucht, das war die Reue, die sich bis an die Tür dieses Herzens gefunden hatte und nun sagte: Nikodem, du hast Weib und Kind daheim, die deine Manneskraft tragen und dein Verstand führen müßten! Nikodem, weißt du, daß dein Weib dich vielleicht verachtet, wenn du daran denkst, heimzukehren? Weißt du, daß die Kinder keinen Dank

und keine Liebe für dich haben, und daß sie dir fremd werden? Wenn aus einem ein nichtsnutziger Mensch wird, Nikodem, bist du nicht schuld daran?

So flüsterte ihm die Sorge ins Ohr, während der starke Mann sein schlechtes Cello strich oder Becken und Pauke schlug. Aus solchem Sinnen wurde er erst geweckt, wenn die Helen die Geige umkehrte und mit dem Bogen ein Zeichen gab; da brach die Musik ab. Der Teller ging um; viele Gäste erhoben sich von den Plätzen und gingen davon und dem wandelnden Teller aus dem Wege.

Währenddem hatte der Nikodem die Arme in den Ellebogen auf die Knie gestützt und starrte vor sich auf die Diele. Nun war's die Reue, die er wieder hörte: So dankst du deinen alten Eltern, die dich mit Treue und Liebe geleitet haben? Du bietest ihnen Verachtung dafür? Du läßt diese greisen Leute für dein Weib und deine Kinder sorgen und bist doch stark genug, die Last ihres Alters auf deine Schultern zu nehmen.

Manchmal stand die Sehnsucht an seinem Bette, wenn er in dem dunklen, kalten Zimmer des schlechten Gasthauses eintraf, unter dem trunkene Männer gröhlend den einen Tag in den andern verlängerten oder einen lauten Streit hatten. Und die Sehnsucht faßte ihn an und zeigte ihm den Weg in die Bergheimat. Von dem Gelde, das er in der Fremde für sich allein brauchte, hätte er daheim Weib und Kinder und Eltern ernähren können. Aber das Leid war noch nicht groß genug; Reue und Sorge redeten zu leise; und sein trotziges Herz und sein hochmütiges Wesen, das denen daheim nicht eingestehen mochte, daß er auf einem falschen Wege gegangen, stritten mit Reue und Sorge und rangen mit ihnen und trugen den Sieg davon.

* * *

Es war in der zweiten Woche, in der die Kapelle des Nikodem in jener Bierhalle spielte, und die Mädchen saßen nach Beendigung des ‚Konzertes' noch verstreut an den Tischen der Gäste beim Bier — die erblühende Jugend aus der Frische des Bergwaldes im Tabakdunst und der Schwüle jener Mitternächte.

Sie hatten von der Helen gelernt, daß man seine Herkunft aus der Armut der Waldstadt verberge; man log; man dichtete Märchen; man lernte darüber lachen, wie man es daheim so wichtig mit der Wahrhaftigkeit genommen hatte. Und war doch nun viel lustiger! Sie brauchten Ringe an ihre Finger; sie freuten sich an dem Wandel ihrer Kleidung und schüttelten lachend die Köpfe, wenn sie daran dachten, daß sie vor nicht langer Zeit noch im geflickten Wollröcklein und barfuß mit dem Krug Blaubeeren oder dem Schwammsäcklein in die Armut ihrer Dachstube aus dem Bergwald heimgekehrt seien.

Sie waren vor ein Leben gestellt, mit dem umzugehen sie niemand gelehrt hatte, und sagten zu diesem Leben: Wir wollen gefällige Kleider und billigen Schmuck tragen; wir wollen eine zarte Haut und modisch frisiertes Haar haben; wir wollen uns nicht mehr mühen wie daheim, wollen nicht kochen, nähen oder klöppeln.

Da antwortete das Leben: Das alles kann ich euch leicht geben, aber nicht umsonst. Ich fordere dafür euer schlichtes Wesen, das noch von der Waldheimat her in euch ist; denn ihr könnt damit in der lauten, lustigen Welt nichts anfangen, weil man es verlachen würde. Ich fordere zweitens eure Wahrhaftigkeit, und ich fordere eure Uneigennützigkeit; denn was einer dem andern gibt, stiehlt er sich selbst.

So begannen sie, das Gute und Tüchtige, was in ihnen war, gegen wertlosen Kram einzutauschen, und machten einen großen Strich durch ihr bisheriges Leben wie durch eine falsche Rechnung. Früher richteten sie die Augen auf ihr Herz und sahen jeden Tag hinein, ob darin alles in guter Ordnung sei, und erhoben ihre Augen zu Gott und beredeten sich mit ihm. Ja, daheim war zu einer solchen Einkehr Zeit gewesen; jetzt richteten sie die Augen in die Welt, und in ihren Herzen häuften sie Bruch und Plunder wie in einer alten, verachteten Kammer; denn sie dachten: Es sieht ja niemand hinein.

Wenn die Mädchen über Tag am Hafen gingen, die großen Schiffe sahen und über die See blickten, da kam ein Schauer ihres Glückes über sie; denn sie dachten, daheim seien die Grenzen so eng gewesen; überall verschlossen Wälder und Berge den Blick in die Fernen und antworteten nicht auf die Fragen der kindlichen Sehnsucht, wie die Welt hinter diesen blauen Bergen aussähe.

Sie dachten in jeder Stunde an die Waldstadt und sagten sich: Jetzt kochen sie daheim Kartoffeln; sie werden ihnen nun auf die Neige gehen. Wenn es zu früh auf den kleinen Acker schneit, so muß in der Erde bleiben, was dieser Sommer hat wachsen lassen; dann ist die große Not wieder auf dem Wege....

Aber solcherlei Gedanken vergaßen sich, oder sie wurden auf die Dauer langweilig; denn das andere Leben wartete mit seiner Buntheit auf.

Etliche der Mädchen schickten auch kleine Beträge in Briefmarken nach Hause; denn sie wußten, das sei alles, was dann an Geld daheim sei, und vertrösteten auf später. Etlichen klangen die eindringlichen Worte der Sorge und des tiefen Leides, die ihnen die Eltern beim Abschiede gesagt hatten, immer in den Ohren oder brannten ihnen wie heiße Kohlen auf ihren Herzen. Die halfen sich mühsam mit der Hälfte ihrer kargen Tellergroschen und schickten der Armut, was sie zu entbehren vermochten.

So wandelte sich auch das: Es waren Leute in der Stadt im Wald, die dachten, bis dahin hätten sie sich für ihre Kinder gemüht; nun möchten sich die Kinder für sie mühen und ihnen bezahlen, was sie an ihnen getan hätten, und erkannten die Unwürdigkeit ihrer Gesinnung nicht; denn Eltern, die ihren Kindern die Pflicht auferlegen, sie zu ernähren, ohne daß sie ein Siechtum zwingt, sind eine Schande der Menschheit; sie lassen sich von den Kindern das höchste Glück ihres Lebens bezahlen, das sie diesen danken.

* * *

An einem jener Abende — die Nebel des Tabakrauches schwammen in grauen Flächen in einem der Bierlokale Bremerhavens, über deren Türen die Lampe mit dem farbigen Glase sich befand, auf und nieder, und die Mitternachtsstunde war nicht mehr fern — trat Graf Kamski an den Tisch, an dem die Kapelle des Nikodem beim späten Nachtmahle saß.

Nikodem schüttelte ihm in herzlicher Freude die Hand, und sein unerwartetes Erscheinen warf ein helles Licht der Freude in die Augen Helenens. Er war an diesem Abende von Hamburg gekommen, wo er sich in Geschäften aufgehalten hatte, und erzählte, daß er dort bei einer Versicherungsgesellschaft Anstellung finden werde.

Da er mit Helene und ihrem Vater zu einer wichtigen Besprechung allein zu sein wünschte, geleitete Nikodem die Mädchen in das nahegelegene Gasthaus und wurde von Helene und dem Grafen in einem Café erwartet.

Kamski führte seine Braut, so nannte er sie an diesem Abend zum ersten Male, am Arm aus dem Lokal. Er war ein hochgewachsener, mit etwas nachlässiger Eleganz gekleideter Mann, trug das dünne, blonde Haar in der Mitte gescheitelt, den Scheitel bis zum Nacken durchgezogen und den starken Schnurrbart an den Enden breit und keck aufgezwirbelt. Um seine Augen spann sich eine Menge feiner Falten: die Spinnenfäden, die die raschlebige Zeit zu früh gewebt hatte.

Er legte auf der nachtstillen Straße, durch die ein harter, herbstlicher Seewind strich, seinen Arm um Helene und sagte zu ihr:

‚Ich bin gekommen, dir unverzüglich meine Freude mitzuteilen; so lang ist mir noch keine Fahrt geworden wie die kurze Strecke von Hamburg herüber.‘

Helene erhob die Augen in fröhlicher Dankbarkeit zu ihm.

‚Ich will heute alles mit euch bereden,‘ fuhr der Graf fort, ‚und hoffe, du reisest mit mir und bleibst nun bei mir; denn bis zur Erledigung aller Formalitäten werden nur wenige Tage vergehen; dann halten wir Hochzeit.‘

Helene erschrak.

‚Freust du dich nicht?‘

‚Doch,‘ entgegnete sie. ‚Aber ich weiß nicht, ob mich mein Vater mit dir ziehen lassen wird.‘

‚Ach geh', was kümmern uns die Menschen! Es kennt uns hier niemand, und ich stelle dich einfach als meine junge Frau vor. Man denkt in den Kreisen, in die du nun kommst, nicht so engherzig wie in deiner Heimat.‘

Sie traten in das Café; und bald erschien Nikodem im schwarzen Gehrock, den er zeitweilig auf dem Podium trug, und gab mit unbeholfenen Worten nochmals seiner Freude Ausdruck über das unerwartete Eintreffen des Herrn Grafen.

Helene schwieg, und ihre Augen mieden die des Vaters. Sie folgte dem Gespräche der Männer mit heimlicher Sorge; denn sie erkannte, wie Kamski seine Kreise immer enger und enger um Nikodem zog, um ihm endlich seine Absicht zu verraten, Helen ihm schon in dieser Nacht zu entführen, da die Hochzeit nun nicht mehr aufgeschoben zu werden brauche.

Der Sekt, den Kamski auftragen ließ, schläferte die Bedenken des Musikanten ein; über der Festsetzung des Tages, an dem Nikodem sich in Hamburg einfinden solle, und über mancherlei kleinen Plänen und nötigen Besprechungen verging die Zeit, und in einem rasch herzugeholten Wagen rollte Graf Kamski mit Helen durch die nachmitternächtige Stille der Stadt dem Bahnhof Geestemünde zu.

* * *

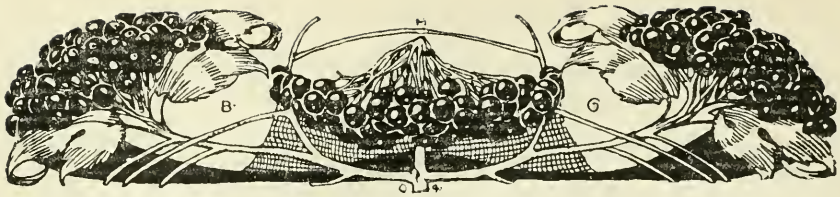
Erst als das dumpfe Rollen der Räder auf der Brücke über die Geeste verklang, kam es wie ein Erwachen über Nikodem; das strahlende Licht der Bogenlampen hatte ihn geblendet, das geschäftige Leben der Nachtcafés hatte ihn betäubt; nun ward die Stille der Straße kaum von den Tritten eines heimkehrenden Paares erschreckt und weckte ihn auf.

Er hatte sein Kind einem Manne gegeben, von dem er nichts weiter wußte, als daß er Pole sei und Graf Kamski heiße. Und hatte ihm sein Kind gegeben, über welches Gott und sein Weib und seine Eltern daheim Rechenschaft von ihm fordern würden!

Er blieb stehen und fühlte die Härte des herbstlichen Windes erlösend um seine heißen Schläfen streichen. Es war ihm, als solle er eine der am Markt haltenden Nachtdroschken mieten, dem Davoneilenden nachjagen und sein Kind von ihm fordern. Unsinn! Einer, der's nicht ehrlich meinte, hätte mit seinem vornehmen Namen sich brüsten und den verschwundenen Reichtum seines Geschlechtes als noch in seinem Besitze bezeichnen können! Torheit! Eine Handvoll Tage trennt den Vater von seiner Tochter, dann wird sie den Namen des Grafen tragen, und alle Feindseligkeit in der Heimat wird mit diesem Tage des Glückes vernichtet sein.

So redete Nikodem sein Herz zur Ruhe.

(Schluß folgt.)



Sir Edward Burne Jones, der letzte Präraffaelit.

Von

Johann Rankl.

‚Sir Edward Burne Jones befindet sich in seinem Atelier. Um dahin zu gelangen, hat er einen langen Garten, halb Wiese, halb Obstgarten, grün wie der Rasen von Mériaugis und dicht belaubt wie der geheimnisvolle Wald von Breciliand, durchschreiten müssen. Alles ist still und traulich, kein unliebsamer Besucher kann den Einsiedler stören; auch die Orgel, welche den Hintergrund der „Hall" einnimmt, ist verstummt. Die an den Wänden rings herum hängenden Skizzen sind nur in sehr grauen Farben gehalten und vermögen nicht unsere Augen zu erheitern. Draußen schlagen in der feuchten Herbstluft feine Regentropfen, Tropfen des Londoner Regens, leise die Blätter von den Bäumen herunter, langsam, langsam, eines nach dem andern, so, als ob unsichtbare Geisterfinger sie abstreiften. Sir Edward arbeitet nicht, er liest. Er liest ein Buch, das er sehr liebt, immer wieder dasselbe, seit dreißig Jahren. Und über diese Blätter hinweg verfällt er in Träumereien, seine eigenen Gedanken reihen sich an die des Buches; er ist vollständig von ihnen erfüllt, und ein vages, ideales Gefühl der Empörung über viele Dinge der Welt im allgemeinen, über die ganze Weltordnung, wie sie in England eingeführt ist, steigt in ihm auf. Ist es vielleicht irgendeine Rede von Gladstone, die er da liest, oder eine kritisch-sozialistische Abhandlung seines Freundes William Morris? Ach nein, es ist etwas ganz anderes; es ist die Geschichte von König Artus!'

Mit diesem Stimmungsbild leitet Sizeranne, der geistreiche Franzose, sein Kapitel über Burne Jones ein. Eine Seite dieses Künstlers und seiner Kunst, das weltfremde, melancholische, romantische Träumen, das sich von der nach Schweiß und Kohle riechenden Gegenwart weg in die Zeiten zurückwendet, da noch Frau Aventiure an die Türen der Sänger und Künstler klopfte, ist mit diesem Leser alter Mären gut geschildert. Und die nämliche süße, weiche Herbstesschwermut, die vor dem Atelierfenster des Malers ihre müden Schwingen schlägt, blickt uns auch aus den Augen der Heiligen und Ritter, der Jünglinge und Frauen, die Burne Jones auf seinen Bildern malt, gar tief und rätselhaft an. Daß die Kunst dieses träumerischen Malers dabei noch ein anderes Gesicht, ein Gesicht voll praktischen Sinnes zeigt, wenn sie

bunte Glasfenſter, Teppiche, Kaminverkleidungen erſinnt, das erraten wir aus dem poetiſchen Herbſtſtimmungsbilde allerdings nicht. Das wollen wir uns vorläufig ſelbſt im ſtillen hinzudenken.

Während D. G. Roſſetti, deſſen zauberhafte Perſönlichkeit unſere Leſer vor kurzem kennen lernten, die ältere Generation der engliſchen Malerromantik vertritt, dürfen wir in Burne Jones den bedeutendſten Künſtler unter den jüngeren ſehen. Faſt genau ſo, wie ſich bei uns die ältere und jüngere Romantik ablöſen, ſo folgen ſich drüben im Inſelreich einige Jahrzehnte ſpäter die präraffaelitiſchen Malergruppen. Roſſetti, Millais und H. Hunt begründen 1848 die ‚Präraffaelitenbruderſchaft‘. Zehn Jahre darauf treten Burne Jones und William Morris mit manchen anderen kleineren Talenten in den Dienſt der romantiſchen Kunſtgedanken, die Roſſetti verfocht. Burne Jones, von dem wir heute erzählen, iſt zugleich die letzte bedeutende Perſönlichkeit aus dem Kreiſe der Präraffaeliten. Der greiſe Holman Hunt lebt zwar noch, allein er tritt nur äußerſt ſelten mehr mit einem Werke hervor. Auch die zahlreichen ‚Neopräraffaeliten‘, die ſich heute noch neben den Vertretern der Newlynſchule, den Schotten und übrigen Modernen mit Ehren behaupten, haben trotz Byam Shaw keine Burne Jones ebenbürtige Perſönlichkeit in ihren Reihen.*

Burne Jones wurde am 28. Auguſt 1833 in Birmingham geboren, in jener nüchternen Fabrikſtadt, welche die halbe Welt mit Gold-, Silber-, Bronze- und Stahlwaren, mit Glasartikeln und keramiſchen Erzeugniſſen verſorgt. Malcolm Bell, der engliſche Biograph des Künſtlers, hebt eigens hervor, daß dieſer von einer ‚nicht ſonderlich ausgezeichneten Familie‘ ſtamme. Von ſeinen Eltern und Großeltern wiſſe man daher nichts zu berichten. Die Familie ſtammt übrigens aus der kunſtfremden puritaniſchen Waliſer Gegend. Der Vater war Vergolder und Holzſchnitzer. Von künſtleriſchen Anregungen im Elternhauſe konnte kaum die Rede ſein, denn hier herrſchte nur der Geiſt ſchlichten, ehrbaren Handwerkertums. Von 1844—1852 beſuchte Burne Jones die von Eduard VI. gegründete, vom Architekten Barry im Jahre 1834 im altertümlichen Stile neugebaute Free Grammar School, die ihm eine ſehr eingehende Kenntnis der altklaſſiſchen Literatur vermittelte. 1852 trat er in das Exeter-College in Oxford ein und traf hier mit William Morris, Swinburne und anderen ſpäter berühmt gewordenen Kommilitonen zuſammen. Die Freundſchaft mit Morris, die hier geſchloſſen wird und für das Leben währt,

* Literatur: Malcolm Bell, Burne Jones, Berlin 1901. C. Gurlitt, Burne Jones in ‚Die Kunſt unſerer Zeit‘ 1895. O. von Schleinitz, Burne Jones (Künſtler-Monographien) 1901. R. de la Sizeranne, Die zeitgenöſſiſche engliſche Malerei (deutſche Ausgabe), München 1899. R. Muther, Geſchichte der engliſchen Malerei, Berlin 1903. Gute Reproduktionen bietet die Serie ‚Masters in Art‘ (Part 19, Volume 2), Boſton, Bates-and-Guild-Company, und ‚Drawings of E. Burne Jones‘, London, George Newnes. Vollſtändige Bibliographie im Burne Jones-Heft der ‚Masters in Art‘.

sollte einen entscheidenden Einfluß auf die folgenden Jahrzehnte englischer Kunst üben. Diese zwei Männer nennt heute die englische Kunstgeschichte nicht bloß als treue Freunde stets zusammen, sondern auch als gemeinsam schaffende Künstler.

In der Universitätsstadt sah sich der junge Theologe zwar vom Reize alter Romantik umgeben, die lebendig bis in die Gegenwart hereinwuchs. Denn der Engländer empfindet seine Gotik mit echt nationalem Sinne. Und gerade Oxford, die alte Theologenstadt mit ihren gewölbten Toren, alten Türmen und Türmchen und mit ihren zinnengekrönten Mauern war vor fünfzig Jahren noch ein Stück Mittelalter, das unserem gotischen Nürnberg gar nicht unähnlich sah. Eine hübsche, gartenähnliche Landschaft breitet sich vor der Stadt aus. Allein hier so wenig wie früher in Birmingham, dem ‚Kramladen Europas', wo jedermann nur an das Nützliche und Brauchbare, niemand an unnütze Werke der Kunst und Phantasie dachte, war eine Anregung zur Kunst zu erwarten. Der erste Wink des Schicksals kam plötzlich und unvermittelt von außen her. Ein Holzschnitt Rossettis in einem Allinghamschen Gedichtband und ein Dantebild des nämlichen Malers wirkten wie eine hohe Erleuchtung auf den Studenten. Bei einem Freunde sieht dieser gleichzeitig auch ein paar Bilder des frommen und strengen Präraffaeliten Holman Hunt, darunter das weltbekannte ‚Licht der Welt'. Diese Kunstwerke berühren die junge Seele mit wahrer Himmelsgewalt, und neue, ungeahnte Kräfte beginnen sich in ihr zu regen. Eine alte, herrliche Zeit schien in diesen Bildern neu erstanden. Allmählich reifte in Burne Jones der Plan, die Theologie mit der Kunst zu vertauschen. 1855 reiste er mit W. Morris nach London und trifft sein aus der Ferne bewundertes Künstlerideal Rossetti zuerst in einem Arbeiterbildungsverein und tags darauf bei Mr. Lushington. Nachdem Rossetti die ihm vorgelegten Zeichenversuche gesehen, faßte er gleich Vertrauen zu dem begeisterten Jüngling und riet ihm, sofort die Kunst zu ergreifen. Das geschah. Zwei Jahre lang weilte nun der Schüler fast immer in Rossettis Gesellschaft, und in den weiteren fünf Jahren sahen sich die beiden häufig. Der Meister führt seinen Jünger in kluger und eigenartiger Weise in die Kunst und ihre Technik ein. ‚Er war ja, wie H. Hunt bezeugt, ein wahrer Lehrer.' Er verschaffte seinem Schüler auch Aufträge und machte ihn mit John Ruskin und anderen bedeutenden Männern bekannt. Nicht ohne Folgen für die Kunst Burne Jones' blieb der Umstand, daß ihn gleich die ersten Aufträge zu Entwürfen für gemalte Kirchenfenster führten. So wurde der junge Maler schon von Rossetti auf den Weg der dekorativen Kunst gebracht. Rossetti scheint an seinen neuen Jüngern auch Freude erlebt zu haben. Wie selbstlos und enthusiastisch er die Leistungen derselben beurteilt, zeigt ein Brief an W. Bell Scott, worin es heißt: ‚Zwei junge Leute, die beabsichtigen, das „Oxford- und Cambridge-Magazin" herauszugeben, sind kürzlich nach London gekommen und jetzt meine intimen Freunde. Sie heißen Morris und Jones. Sie sind Künstler geworden, anstatt eine Laufbahn zu befolgen, zu der die Universität gewöhnlich führt. Beide sind Männer von wahrhaftigem Genie. Jones'

Zeichnungen sind wirkliche Wunder von Ausführung und phantasiereichen Details und vielleicht von niemand außer durch Dürers beste Werke übertroffen. Obgleich Morris bis jetzt noch keine Übung besitzt, so zeigt er doch die gleiche Kraft. Außerdem hat er wundervolle Poesien verfaßt.'

So steht also Burne Jones mitten im präraffaelitischen Kunstkreise, den er von Oxford aus so ehrfürchtig bewundert hatte. Naturgemäß bewegt er sich zunächst ganz und gar in der Anschauungs- und Malweise Rossettis. Allerdings gegen dessen Willen. Man sieht es an ‚Sidonie von Bork' und ‚Klara von Bork', an der ‚Puppenspielerin', der ‚Schmiede Vulkans', ebenso an einer ‚Verkündigung' und an einer ‚Anbetung der Könige' und mancher anderen gleichzeitigen Arbeit. Komposition, Gestaltentypus, die weich verwobenen und meist tiefleuchtenden Farben erinnern an den hochverehrten Meister. Schon jetzt lenkt sich der Blick auf die romantische Vergangenheit, auf ‚Merlin und Viviane' und andere Gegenstände der Artussage. Chaucer, der altenglische Erzähler, tritt dem Maler näher. Dieser malt an einem ‚Lied der Nibelungen' und entwirft wiederholt Kartons für Glasmalereien. In Gemeinschaft mit Rossetti arbeitet er im Bibliothekzimmer der Oxforder Union Society. 1860 verheiratete er sich.

1859 und 1862 weilt Burne Jones längere Zeit in Italien. Nachdem er auf seiner zweiten Fahrt mit Ruskin Pisa, Siena, Florenz, Venedig durchwandert, alte Meister studiert und kopiert hatte, wuchs in ihm auch sein eigener künstlerischer Sinn. Er befreit seinen Stil mehr und mehr von der Manier Rossettis und findet seine selbständige Sprache, in der aber fast immer ein leises Echo alter Kunst anklingt. Die Werke aus der schaffensfreudigen Zeit nach seiner Heimkehr wie ‚Der verzeihende Ritter' (‚The Merciful Knight') oder ‚Circe' bezeugen schon deutlich, daß der Künstler bereits sich selbst gefunden hat.

Von jetzt an läßt sich nicht gerade viel von äußeren bedeutsamen Ereignissen aus dem Leben des rastlos Schaffenden berichten. Sein Leben ist eben sein Schaffen, seine staunenswerte, fruchtbare und vielseitige Tätigkeit. Ob er im Red Lion Square oder im Kensington Square oder im North End Road sein Atelier aufschlägt, macht für seine Kunst so wenig aus wie seine Aufnahme in den Aquarellistenklub oder seine Verdrießlichkeiten mit der Royal Academy. Wie ein treuer, gewissenhafter Beamter seiner künstlerischen Muse arbeitet er unverdrossen am Ausbau seiner reichen Phantasiewelt weiter, unbekümmert um die kleinen Fragen des Alltagslebens. Nicht einmal große Vorgänge wie die Aufregungen des Kriegsjahres 1870 stören ihn in seinem gleichmäßigen Schaffen.

Seine Kunst wird zuerst von manchen Seiten angefochten. Von den siebenziger Jahren an steigt jedoch sein Ansehen ununterbrochen. Bei der Eröffnung der Grosvenor Gallery 1877 ist Burne Jones mit einer ansehnlichen Zahl von Werken vertreten, die allerhand lebhafte Meinungskämpfe hervorrufen. Als einige Jahre darnach die Bilder bei einer Auktion sehr hohe Preise

erzielen, wird das große Publikum immer ehrfürchtiger gestimmt. Bald kommen auch Ehren und Anerkennungen. Universitäten, wie die Oxforder, zeichnen den Maler aus. In Antwerpen und München erhält er goldene Medaillen, in Paris den Orden der Ehrenlegion. Die Königin Viktoria erhebt ihn in den Adelstand. Seine neuen Werke stellte er fast Jahr für Jahr abwechselnd in der Grosvenor Gallery und Tate Gallery und nur einmal in der Royal Academy aus. Selten gelangten sie auf die Ausstellungen des Kontinents. Am allerreichsten entfaltet sich die Produktion in den ersten siebenziger Jahren. Doch auch sonst kennt dieser Geist keinen Stillstand, wenn ihn nicht gerade eine schwere Krankheit hie und da zu einer Pause zwingt.

Wie eine genaue Durchsicht der Entstehungsdaten der einzelnen Bilder lehrt, vollzieht sich das Schaffen dieses Künstlers nicht gleichmäßig von Bild zu Bild. Burne Jones arbeitet gewöhnlich an mehreren Werken zugleich. Er wiederholt Ölbilder in Aquarell, als Karton und Zeichnung, in verschiedenen Größen und Variationen. Er beginnt zuweilen ein Ölbild und malt vor dessen Vollendung ein Aquarell mit dem gleichen Gegenstand fertig. Er vermag seine Ideen mit größter Beharrlichkeit festzuhalten und nach Jahren wieder die Stimmung zu erwecken, die ihn beim ersten Erfassen des künstlerischen Gedankens beherrschte. Seine ganze Kunst kennt seit ihrer Befreiung vom Stile Rossettis keine eigentlichen Wandlungen mehr. Neben der langen Reihe von Gemälden entsteht noch eine schier unzählbare Menge von Entwürfen für kunstgewerbliche Zwecke. Die meisten werden für W. Morris hergestellt, dessen Fabrik dann die Ausführung übernimmt. Darüber noch später ein paar Worte.

Nach mehrmaligen Krankheitsanfällen gebot der Tod dieser Künstlertätigkeit, die unerschöpflich schien, am 17. Juni 1898 plötzlich Stillstand.

* * *

Bevor ich versuche, mit einigen Worten die innere Beschaffenheit der Kunst Burne Jones' zu charakterisieren, bitte ich meine Leser, die diesem Hefte beigegebenen Reproduktionen recht genau nach allen Seiten zu betrachten. Die drei Bilder geben dem aufmerksamen Betrachter selbst schon eine Vorstellung vom eigenartigen Wesen des Künstlers.

‚Die Erzählung der Äbtissin' (‚The Prioress' Tale') wurde 1859 als Schrankeinlage gemalt, als selbständiges Ölbild zwischen 1869 bis 1898. Der Gegenstand ist aus Chaucer, dem altenglischen Boccaccio, entnommen, der eine Äbtissin folgendes erzählen läßt: In einer großen asiatischen Stadt ging ein kleines Christenkind täglich zur Schule und erzürnte die Juden auf der Straße durch das Absingen eines frommen Marienliedes. Es wurde dafür von den Juden ermordet. Als die Mutter auf der Suche nach ihrem Kinde dessen Namen rief, hörte sie dasselbe aus dem Verschlag, wo der kleine Leichnam lag, das ‚Alma Redemptoris mater' singen, und das Kind sang diesen Marienhymnus immerfort, selbst noch auf der Bahre in der Kirche und vor dem Mörder, den man aufgefunden und zur Leiche geführt hatte. Der

Abt fragte nun das Kind, warum es immer dieses Lied singe. Das Kind erwiderte, die hl. Jungfrau habe ihm ein Getreidekorn unter die Zunge gelegt; dadurch habe es wunderbar sein Bewußtsein wieder erlangt und es müsse das fromme Lied singen, bis ihm das Korn aus dem Munde genommen würde. Da nahm der Abt dem Kinde das Korn aus dem Munde und jenes starb sogleich eines sanften Todes. Burne Jones wählte aus den verschiedenen möglichen Szenen den Augenblick, wo Maria dem Kinde das Korn in den Mund legt. Die Ermordung ist nur rechts im Hintergrunde angedeutet, während der übrige Raum des Stadtplatzes von Schulkindern belebt wird. Der malerische Schauplatz der mittelalterlichen Stadt und der blumenreiche Vordergrund umrahmen die wunderbare Hauptszene mit romantischem Reiz. Durch die Linien der Hauptfiguren, durch die Hände und Bewegungsmotive erscheint die wichtigste Gruppe klar und harmonisch komponiert und für den Beschauer hervorgehoben. Die würdevolle Güte Mariens und die rührende Lieblichkeit des Kindes sind bezaubernd. Alles Krasse und Rohe der alten Erzählung ist vermieden. Der Maler entfaltet bereits in diesem frühen Werke den ganzen Reichtum seiner zarten, seelischen Kunst.

‚König Kophetua und die Bettlerin' (‚King Cophetua and the Beggar-Maid') wurde 1884 vollendet. Neben dem Ölbilde entstand zugleich ein Aquarell. Für das erstere erhält der Künstler 1889 in Paris den Orden der Ehrenlegion. Es befindet sich jetzt in der Tate Gallery. Es gibt eine altenglische, auch von Shakespeare erwähnte Ballade, die von König Kophetua berichtet, der an seinem Fenster lehnt, die schöne Bettlermaid erblickt, in Liebe erglüht und die liebend Erstaunende zu seiner Königin erhebt. In einem lauschigen Sälchen, das im Charakter mantegnesker Renaissance gehalten ist, sitzen die beiden in klarer Diagonalkomposition. Auf dem Thron die holde, junge Bettlerin

‚Voll Schönheit, gleich der Nacht
Mit wolkenlosem Sternenschein,
Geschmückt allein mit ihrer Pracht,
Geschmückt mit ihrem Reiz allein.' (Byron.)

Ihre Augen starren aber groß und rätselhaft in die Ferne, als ob sie ihr jähes Glück niemals fassen könne. Der König blickt in frommer, andächtiger Liebe zur wunderbaren Schönheit auf, wie Francesco Gonzaga auf Mantegnas ‚Vierge de la Victoire' zur Madonna aufblickt. Die zwei Pagen an der Brüstung singen ein leises, ernstes Liebeslied. Sanftes Abendlicht schaut zum Fenster herein. Seltsames, maienholdes Märchenweben geht süß und schwermütig durch den kleinen Raum.

Zu den besten Schöpfungen unseres Künstlers gehört ‚Der Spiegel der Venus' (‚The Mirror of Venus'), 1867 begonnen und 1877 in zwei Exemplaren vollendet. Das größere der beiden Bilder wurde zuerst mit 75 000 Mk., später mit 114 000 Mk. bezahlt. Über den dargestellten Gegenstand ist wenig zu sagen, er spricht sich selbst leicht und deutlich aus. Frau

Venus lehrt die Frauen an einem kleinen, klaren Teiche den Reiz des Spiegels kennen, und neun liebliche, junge Wesen sitzen, knien, stehen im anmutigsten Wechsel um den natürlichen Spiegel. Eine kahle, perugineske Landschaft mit feinen Bäumchen und dem Ausblick auf eine Meeresbucht schließt das Ganze ab. Sorgfältig gemalte Wassergewächse umgeben das kleine Wässerlein. Die aufrechtstehende Venus beherrscht die Szene. Die übrigen Gestalten sind ziemlich zwanglos, ohne Rücksicht auf herkömmliche Kompositionsschemen, angeordnet. Der Künstler will diesmal nichts weiter als jugendliche Schönheit und Anmut in vielen Gestalten schildern. Die Farbe des Bildes ist unendlich zart.

Wenn man von der modernsten Kunst her zu Burne Jones kommt, fühlt man am deutlichsten, daß das ‚alte romantische Land' ihm eine liebe Heimat der Seele ist. Auch sein Lehrer Rossetti und andere Kunstgenossen hatten die Gestalten des alten Königs Artus und seiner Ritter auf ihren Bildern neu belebt. Die Sagenhelden, die uns durch die mittelalterlichen Ritterepen Hartmanns, Wolframs, Gottfrieds und ihrer vielen Nachfolger bekannt und zum Teil durch Richard Wagner in modernisierter Gestalt vertraut sind, gehören zumeist den keltisch-bretonischen Sagenkreisen an, die ihren Mittelpunkt in König Artus und seiner Tafelrunde haben. Von England sind sie einst über Frankreich zu uns gewandert. Für den Engländer sind es heimische, nationale Sagen. Tennyson, Swinburne, Commins Carr, Zeitgenossen und zum Teil Freunde unseres Künstlers, erneuerten in ihrer Dichtung gerne jene alten Erzählungen. Ebenso begegnen wir bei Burne Jones dem König Artus und seinen Rittern, den Helden, die sehnsüchtig den heiligen Gral suchen, dem Zauberer Merlin und seiner gefährlichen Viviane. In diese alte Sagenwelt führte uns bereits ‚König Kophetua'. Den keltischen Sagen sowie dem keltischen Volkscharakter eignet neben der lauten Tatenfreude etwas Weiches und Verträumtes. Diesem Elemente fühlte sich der Künstler der leisen Töne naturgemäß verwandt. Und wie sein Lehrer Rossetti alles, was er mit seiner Phantasie ergreift, antike, biblische und mittelalterliche Stoffe und Motive aus Dantes Dichtungen mit seinem eigenen individuellen Gemütsleben durchdringt, ebenso formt sich auch unter Burne Jones' Händen alles nach den Gesetzen seiner leisen, zarten, schwermütigen Künstlerempfindung um. Mit dem Auge des sanft und elegisch träumenden Romantikers sieht er auch die Phantasiewelt Chaucers an, und mehr als ein zartes Bild, in dem sich mittelalterliche und Renaissanceelemente anziehend mischen, entstammt diesem melancholischen Poeten. (‚Erzählung der Äbtissin.') Burne Jones kannte aber auch das klassische Altertum schon sehr gut von der Birminghamer Schule her, und durch neuere Dichtungen wie Morris' ‚Irdisches Paradies' wurden ihm die Geschichten von ‚Perseus und Andromeda', von ‚Pygmalion', von ‚Amor und Psyche' besonders vertraut. Dann dürfen wir nicht übersehen, daß neben der Romantik in Kunst und Literatur in England auch der Klassizismus Leightons, Alma Tademas, Poynters, Moores blühte. Leigthon hatte sogar manchen Stoff aus dem Altertum, der Burne Jones zur Darstellung reizte, bereits gemalt. So

die ‚Hesperiden' und die Sage von Perseus und Andromeda. Und vergessen wir nicht, daß gerade London die schönsten Reste der Parthenonskulpturen besitzt. Burne Jones, der Schönheitsfrohe, konnte nicht daran vorübergehen. Die anmutigen, zierlichen Gestalten, welche ‚die goldene Stiege' herabwandeln, die ruhige, maßvolle Schönheit auf dem ‚Spiegel der Venus', ferner ‚Das Bad der Venus', die Pygmalionbilder und anderes berühren sich mit dem Schönheitskultus jener Klassizisten. Der Hauptakzent erscheint in allen diesen Werken auf die melodiösen, schönen Bewegungsmotive gelegt und auf das feine, zierliche Faltengerieſel, das die jugendlich schönen Gestalten umfließt. Die nackte Schönheit der Antike begegnet uns verhältnismäßig selten in der fast durchwegs sceliſchen Kunst unseres Malers. Daß die Bibel beim einstigen Theologen und beim ernst und religiös gestimmten Manne einen wichtigen Platz im Herzen einnimmt, braucht kaum erwähnt zu werden. Zu diesen Stoffgebieten gesellen sich noch die von Ruskin gefeierten alten Italiener, die zu allegoriſchen Schöpfungen anregen, und endlich Motive, die ganz frei aus der Phantasie des Künstlers erwachsen. Ich nenne nur dafür das populärste seiner Bilder ‚Die Liebe in den Ruinen'. Wer will, kann die Kunst Burne Jones', die aus so vielen historiſchen und poetiſchen Quellen schöpft, eine ‚literariſche' nennen. Nur soll das Wort keinen Vorwurf ausdrücken.

Nicht nur die Stoffe sucht sich der Unermüdliche aus allen Kulturperioden, er weiß auch den Formenschatz und die Ausdrucksmittel der alten Kunst sich dienstbar zu machen. Bei ‚Phyllis und Demophon', bei den ‚Hesperiden', bei den allegoriſchen Frauen mit dem eigensinnigen Gefältel an den Gewändern und mit den flatternden Streifen denken wir an Botticelli, Ghirlandajo, Pollajuolo, manchmal auch an alte Holzschnitte und Kupferstiche aus dem 15. Jahrhundert. Mantegnas Einwirkung auf den ‚König Kophetua' kennen wir schon. Einige Allegorien, die aus weichem Halbdunkel herauswachsen, erscheinen wie Nachklänge der Kunst Correggios. Manche Landschaft weist wieder auf die alten Umbrier und Florentiner zurück (‚Spiegel der Venus'), und die steifen Engel auf der ‚Verkündigung', ‚Anbetung' oder in der Apsis der amerikaniſchen Kirche in Rom haben ihre Ahnen auf den Mosaiken von Venedig und Ravenna.

Burne Jones studiert aber ebenso fleißig wie die alten Meister die Natur selbst. Zum Beweise dafür betrachte man die vielen feinen Studienköpfe in Gurlitts Publikation, und man denke an die Studien und Zeichnungen, die man vor zehn bis fünfzehn Jahren noch öfters auf großen Ausstellungen sehen konnte. Für Blumen, Blätter, Laubwerk, Faltenmotive, für Waffen und Geräte wurden sehr sorgfältige Vorarbeiten gemacht. In diesen Naturstudien zeigt sich vor allem jene ‚earnstness', welche Ruskin und die Präraffaeliten von jedem wahren Künstler fordern. Auf den vollendeten Bildern begegnen wir aber nichtsdestoweniger ganz auffallenden Abweichungen von der Natur. Denn jeder bedeutende Künstler bildet die Natureindrücke nach seinem eigenen Stilgefühl mehr oder weniger um. Ganze Kunstperioden tun es in

gleicher Weise. Wie auffallend z. B. Barock und Rokoko! So sehen wir auch, wie Burne Jones das in der Natur Gesehene und damit auch die menschliche Gestalt zu jenen eigenen Formen, die er aus seinem künstlerischen Empfinden heraus prägt, umgestaltet. Sizeranne verzeichnet genau die eigentümlichen Merkmale der Figuren. Burne Jones macht seine Gestalten $8^1/_2$ Kopflängen hoch, manchmal noch höher. Dem entsprechen die hohen, schmalen Türen der Gebäude im Hintergrunde oder jene Räume, in welche diese Menschen versetzt sind. Ein hohes, steiles Format der Bilder wird bevorzugt. Gestalten, Beiwerk, Hintergründe gemahnen so nicht selten an den Geist der Spätgotik. Bei den vielen Entwürfen für gotische Kirchenfenster konnte sich der Künstler in diesen Geist der Gotik auf das intimste einleben, wie er sich ja auch beim Betrachten und Kopieren der altitalienischen Meister mit deren Formensprache höchst vertraut machte. An seinen Figuren schiebt er gerne die Hüften zu hoch hinauf. Bei den byzantinisch gestalteten Engeln wird das Schweben nicht berücksichtigt. Die Stirnen neigen sich oft zur Erde, während die Augen aufwärts blicken. Kaum eine der ganz sichtbaren Figuren ist aufrecht stehend dargestellt. Wenn sie stehen oder schreiten, so balanzieren sie auf der Fußspitze. Bei den sitzenden, liegenden, lehnenden, knienden Figuren kommen alle diese Eigentümlichkeiten nicht oder weniger zum Vorschein.

Noch weniger bemüht sich der Maler um historische Kostümtreue. Er verfährt hierin mit der nämlichen naiven Sorglosigkeit wie Chaucer, wie die alten Italiener oder wie die neueren Romantiker. In diesem Punkte handelt Burne Jones den strengen Vorschriften der ersten Präraffaeliten geradezu entgegen. Allein wer möchte ihn darum tadeln? Wenn ein Kopfschmuck, ein Mantel, eine Haartracht nur reich und schön sind und dem Gesamtcharakter des Bildes entsprechen, wenn die Weißdornhecken nur einen schwülen Frühlingszauber um Merlin und Viviane weben, wenn das Stadtbild auf der ‚Erzählung der Äbtissin' nur im ganzen und großen einen mittelalterlichen Anstrich zeigt, dann hat jedes von ihnen seine künstlerische Absicht erfüllt, und der Maler, der so vorgeht, ist in seinem guten Rechte. Das Kostüm bleibt doch immer das Unwesentliche, und wie nach Goethe alle Poesie in Anachronismen verkehrt, so tut es nicht minder auch die bildende Kunst.

Mit der Zusammenstellung solcher und ähnlicher Beobachtungen haben wir aber das eigentliche Wesen der Kunst Burne Jones' keineswegs erschöpft. Die archaisierenden Reminiszenzen, die Abweichungen von der Natur, Linien, Farben, Gestalten, Blumen und Hintergründe sind dem Künstler überall nur Mittel zum Zweck. Sie werden erst von jenem fühlbaren, aber nicht mit Worten zu fassenden Etwas, von jenem geistigen Band zusammengehalten und belebt, welches der wahre Wesensausdruck des Künstlergeistes ist. Mit allem will er nur seinen Träumen und Stimmungen Gestalt geben. Mit den entlehnten Bestandteilen schafft er sich seine eigene Welt von innen heraus. So können für ihn E. J. Poynters Worte gelten: ‚Bedenket, daß der wahre Zweck der Kunst ist, eine Welt zu schaffen und nicht die nachzuahmen, die

beständig vor euren Augen ist!' Und W. Fred berichtet, was Burne Jones selbst von einem Bilde fordert. Ein Bild sei, verlangt er, ein schöner, romantischer Traum von einer seltenen Art, die niemals war und niemals sein wird; ... ein Licht strahle da über allem, heller, als irgend die Sonne, die wir haben, jemals schien. Ein Gefilde zeige man uns, wie es keiner je erblickt zu haben sich erinnern kann, wie man es nur ersehnen kann, und alle Formen seien göttlich schön, — solch ein Traum sei ein Bild. — Besser läßt sich das Ätherreich zarter Stimmungen, in dem die Kunst dieses Präraffaeliten lebt, kaum schildern. Es ist ein Paradies voll seelischer Stille und schönheitverklärter Schwermut. Keine großen, tragischen Konflikte, kein heroischer Mut, kein Sturm von Leidenschaften. Die meisten Gestalten auf seinen Bildern sind Frauen. Die Farben sprechen in weichen, zarten, gedämpften Tönen. Nur anfangs, während der Verbindung mit Rossetti, liebte Burne Jones ein tiefes, giorgioneskes Kolorit.

Es ist ganz interessant zu beobachten, wie sich das Wesen dieses Künstlers auch seinen Porträts mitteilt. Die vornehmen Damen Lady Windsor, Miß Gaskell, Mfrs. Bonham usw., die feinen Kinder Master Commins Carr, Miß Drew mögen den Urbildern gewiß gut ähnlich sehen, aber sie sehen ebenso gewiß dem geistigen Selbst ihres Malers ähnlich, der sie geschaffen. Die Phantasiekraft dieses Künstlers erwies sich als so mächtig, daß sie sogar auf das Leben der Generation, die ihn umgab, und die nach ihm folgte, gestaltend einwirkte. Und nicht ohne Grund ist die Behauptung aufgestellt worden, daß auf Burne Jones der Typus der modernen Engländerin zurückgehe, ihre Kleidertracht, ihre Haarform, ihre Anmut in Erscheinung und Bewegung. Die Natur gab (nach Oskar Wilde) wie ein geschickter Verleger in Tausenden von Exemplaren heraus, was ein Maler ersonnen hatte.

Die Kunst des interessanten Mannes beherrschte jedoch noch mehr als Haartrachten und Frauenkostüme. Er schuf für Jahrzehnte den englischen Kirchendekorationsstil. Sein Lehrer Rossetti verlangte schon, die Dekoration, Gemälde, Glasfenster usf. hätten sich harmonisch dem Stilcharakter des Gebäudes einzufügen, und John Ruskin hatte dasselbe gefordert. Burne Jones und William Morris erfüllten die Forderung in jahrelangem freundschaftlichem Zusammenwirken. Sie wollten die bisher übliche Scheidung der Künste in ‚hohe' und ‚niedere' wieder aufheben und jene Eintracht zwischen beiden wieder schaffen, die sich in alten Kunstzeiten so segensreich erwiesen hatte. Der Handwerker, der hinter dem Künstler zurückgeblieben war, sollte diesen wieder einholen. Die tägliche Umgebung des Menschen sollte wieder anfangen, künstlerisch zu ihrem Besitzer zu sprechen. Gemalte Tapeten, Tapisserien, gemalte Fenster, Teppiche, Vorhänge, Stühle, Öfen: alles wurde von den beiden Künstlern in ihren Bereich gezogen. Und so kamen Morris und Burne Jones zugleich dem demokratischen Geiste des Jahrhunderts entgegen. (Morris ist übrigens auch als Politiker Sozialist.*) Mit diesen dekorativen

* Vgl. W. Morris, Kunsthoffnungen und Kunstsorgen. I.—V. Leipzig 1901.

Werken konnte der Künstler eben zum ganzen Volke sprechen, während sich seine Gemälde fast alle nur in Privatbesitz befinden. Gleich am Anfange seiner Laufbahn versucht sich Burne Jones, wie erwähnt, in Entwürfen für Fenstermalereien. ‚Adam und Eva', ‚Der Turmbau zu Babel', ‚Salomon und die Königin von Saba' fallen in diese erste Zeit und schmücken heute den Speisesaal des St. Andrews College in Bradfield. Zu seinen berühmtesten dekorativen Werken gehört das St. Frideswides-Fenster in der Christ Church in Oxford, ebenso die Kompositionen für die Fenster in der Philips Church in Birmingham, in der St. Giles Church in Edinburgh, in der Johns Church in Torquay und in vielen anderen englischen und sogar in amerikanischen Kirchen. Es wäre vergebliche Mühe, alle hierhergehörigen Werke aufzuzählen; denn in manchen Jahren entstehen gleich fünfzig bis sechzig solcher Entwürfe. Und gar vieles darunter ist mit wundervoller Feinheit und Sicherheit, mit tiefster Kenntnis von Form und Farbe ausgeführt. Es sei nur noch erwähnt, daß sich wenigstens ein Werk dieser Art auch auf deutschem Boden befindet, nämlich das von Lord Odo Russel für die englische Kirche in Berlin gestiftete Fenster mit den vier schönen Figuren von St. Georg, St. Michael, Friede und Recht und einer lieblichen Engelgruppe. Ein zweites großes, dekoratives Werk, das sich gleichfalls auf dem Kontinent befindet, sei gleich hier erwähnt, das Mosaik des ‚neuen Jerusalem' in der von Mr. Street in Rom (Via Nazionale) erbauten amerikanisch-protestantischen Kirche. Dem alten basilikalen Bau entsprechen die archaisierenden, strengen Figuren mit ihren feierlichen Linien und geheimnisvollem Farbenglühen. Ausgeführt wurden die Darstellungen von den Salviatischen Mosaikwerken in Murano.

Der praktische Sinn der Engländer, die Anregungen Ruskins, der die Bedeutung des mittelalterlichen Kunsthandwerkes wiedererkannte, die Tendenzen des Sozialreformers Morris, der eine Volkskunst erstrebte, erweckten jene ungemein fruchtbare Tätigkeit auf kunstgewerblichem Gebiete, deren Wirkung wir heute überall verspüren. Auf den mannigfaltigsten Gebieten betätigte sich auch Burne Jones dabei. Außer den Kartons für Fenstermalereien fertigte er Entwürfe für Gobelins, für Gips- und Bronzereliefs und führte einige auch selbst aus. Er verschmähte es nicht, die Dekoration für ein Klavier, für Orgelverschalungen, einen Dornröschenzyklus für einen Kachelofen, Illustrationen für die Bücher, die Morris in seiner Kelmscott-Press druckte, ja selbst einen ‚Triumph der Liebe' für einen Fächer zu ersinnen. Mit dieser ins weite wirkenden Tätigkeit wurden Burne Jones und Morris die Herrscher im englischen Kunstgewerbe der letzten Jahrzehnte.

Ihre Gedanken wanderten bald auch zu uns herüber, und heute wollen die Künstler auch bei uns ziemlich dasselbe wie jene Bahnbrecher vor dreißig und vierzig Jahren. Die Kunst soll wieder in die ganze Umgebung unseres täglichen Lebens einwirken wie in den Zeiten der Gotik und Renaissance, besonders des Rokoko. Neben der Kirche soll auch das Privathaus seinen individuellen, stimmungsvollen Schmuck erhalten. An alten Möbeln, Tapeten und

Büchern, an persischen Teppichen studierten die englischen Künstler die einstigen Stilgesetze und brachten sie unserer Zeit für die einheitliche Ausgestaltung des Hauses und seiner Innenräume wieder in Erinnerung. Die neuen Formen sollten dem praktischen Zwecke entsprechen, die Bedingungen des Materials wieder beachtet werden. Haus und Zimmer dürfen kein Museum für einen verwahrlosten Geschmack, sondern nur ein auf Harmonie gestimmtes Kunstwerk sein, aus dem die Seele des Besitzers und Künstlers spricht. Diese Gedanken, die uns heute allbekannt und trivial erscheinen, kamen aber einst als neue Gedanken von England her. Um 1890 wurden sie in Paris und Deutschland aufgenommen und unter den Händen der jüngsten Künstlergeneration verschiedenartig weitergebildet und auch des öfteren mißgebildet. Allerorts in Deutschland faßten die neuen Ideen Wurzeln, und wenn wir die Namen Lichtwarck (Hamburg), W. Bode (Berlin), Rolfs (München) und den Stimmführer Jung-Wiens, Hermann Bahr, nennen oder an die Schriften Paul Schultze-Naumburgs und an die stehend gewordenen kunstgewerblichen Abteilungen auf den großen und kleinen Ausstellungen sowie an die aufsehenerregende englische Ausstellung des österreichischen Museums 1899 erinnern, so nennen wir damit lauter bedeutsame Tatsachen aus dem modernen Kunstleben, deren letzte Wurzeln auf Burne Jones und W. Morris oder wenigstens auf präraffaelitische Anregungen im allgemeinen zurückreichen. Hören wir, wie beispielsweise H. Bahr die ästhetischen Wünsche für die dekorative Gestaltung des Wohnhauses zusammenfaßt: ‚Ich würde also einem Architekten zuerst meine innere Schönheit sagen müssen. Ich würde ihm sagen: Am meisten spüre ich bei dieser Blume, bei dieser Farbe; ich liebe jene Stunde des Tages; ich würde ihm meinen Dichter, mein Lied nennen. Dann kennt er mich, er kann mein Wesen fühlen. Dieses hätte er jetzt durch eine Linie auszudrücken; er hätte die Gebärde meines Wesens zu finden. Diese Gebärde würde er jedem Material übergeben, und jedes Material würde sie in seiner Sprache wiederholen. Über dem Tore wäre ein Vers aufgeschrieben, der Vers meines Wesens und das, was dieser Vers in Worten ist, dasselbe müßten alle Farben und alle Linien sein, und jeder Stuhl, jede Tapete, jede Lampe wären immer wieder derselbe Vers. In einem solchen Hause würde ich überall meine Seele wie in einem Spiegel sehen. Dies wäre mein Haus. Hier könnte ich mir leben, mein eigenes Antlitz anschauend und meiner eigenen Musik lauschend.‘

Tagebuchblätter aus Bosnien.

Von

Bernard Wieman.

(Schluß.)

Von Sarajevo in den Sandschak.

Wir haben einen Dolmetscher, ein Zelt, dicke Decken, gute Flinten, und der Proviant ist eben verpackt. Johann pustet; mein Freund zieht sich seinen Besuchsrock an, Herr Curtic, unser Sprachrohr, zieht noch einmal den Strick fest, und dann sind wir fertig; der Wagen wird morgen bei Tagesgrauen vor unserem Hause stehen.

Es ist ein schöner Abend. Ich gehe noch einmal in die stille Gartenstadt hinauf; ich setze mich wieder vor jenes einsame Haus und pfeife in zierlichen Variationen ein Abschiedslied. Ich kann die Naivität der deutschen Sangesbrüder nicht verleugnen.

Dann wiege ich mich in Träumen und halte eine stille Rede an meine Sehnsucht. Ich sage ihr: Du mußt nie glauben, daß du nicht finden wirst, was du suchst; wenn ein echter Jäger nach einem Tage, an dem er nichts gesehen und nichts geschossen hat, durch das letzte Feld geht, so denkt er, daß sie gleich auffliegen wird, die Kette burrender Hühner. Aber du hast Blumen an deinem Wege gefunden, und du sollst sie nicht fein säuberlich zerpflücken, diese Blumen; laß sie blühen, duften und ohne Leid verwelken! Und nun freue dich über das unbekannte Land, das da weiter im Süden liegt, und wohin ich dich morgen führen werde! Gib obacht, wie töricht die Menschen sind, die da sagen, daß überall die Bäume sich gleichen, die Felsen sich gleichen, der Himmel derselbe ist! Nichts ist gleich; jede Blume hat ihre eigenen Augen, jede Wolke ihre eigene Sprache, jeder Weg bedeutet eine kleine Welt für sich. Wie die Blüte nicht fragt, ob sie blühen darf, wie der Baum nicht fragt, warum er wachsen soll, wie das Kind nicht denkt, warum es lachen soll, so frage nicht, ob jenes Land dir geben wird, was du in ihm suchen willst! Du bist das Leben, und jetzt ist für dich Frühlingszeit.

Und die Worte, die ich mir in jungen Jahren über das rosenberankte Tor meiner schönsten Zeit geschrieben hatte, rufe ich mir als Geleitwort für morgen in mein Gedächtnis zurück:

‚Pflückst du fröhlichen Herzens dir Blumen im Lenze des Lebens,
Schmückt noch ein blühender Kranz dir dein ergrauendes Haupt.‘

Das ist nun längst ein Spruch geworden, meine Freunde, der auch über dem Tor steht, das in einen verschwiegenen Garten führt, darin die Blumen der Dankbarkeit unverwelklich blühen und duften; denn immer hat mich einer von euch in das blühende Land geleitet, immer hat mir ein lieber Mensch die fröhlichen Farben gezeigt.

Am andern Morgen.

In der schönsten Postkutschenstimmung packen wir unsere Koffer und Bündel auf den Wagen. Wir wundern uns eigentlich darüber, daß wir all das Gepäck nötig haben. Zum Schluß bringt Johann noch eine Hutschachtel und einen Sack voll Hafergrütze; ich zünde mir meine Morgenzigarre an, und dann fahren wir ab. Mein Freund, unser Dolmetscher, und ich. Es ist sehr frisch, beinahe kalt. Wir haben erst eine zweitägige lange Wagenfahrt vor uns bis Plevjle; da hört die Landstraße auf.

Als die Stadt mit ihren verschlafenen Häusern und sehnsüchtig wartenden Minarets hinter uns liegt und wir zwischen den kahlen Bergen sind, sehen wir vor uns in der Ferne ein bewaldetes Tal, darin der Morgennebel sich eben lagert.

An unsern Wagen tritt ein Fiedler, dem die Glieder schlottern; er streicht schrecklich auf seinem Instrument und geht dann schleunigst wieder in die am Wege liegende wärmende Hütte. Solche Aufwartung wiederholt sich etliche Male. Sonderbare Speckmusikanten, die uns um 5 Uhr morgens mit ihren holden Klängen begrüßen. In vier Tagen ist in einem Ort, den auch wir sehen werden, ein großes Marienfest. Und schon heute werden die Serben in festlichen Gewändern über die Straße wandern von nah und fern, wie einst die Griechen zu den olympischen Spielen. Und dann stehen die Geiger und Trompetenbläser am Wege und verdienen Wein und Geld.

Wir fahren jetzt in einen Winkel des bosnischen Landes, in dem, wie die Frau Doktor sagte, die alte serbische Kultur still in Schwermut untergegangen ist. An solchen Tagen aber blühen wohl die alten Blumen wieder auf, und der Guslaspieler singt in eintönigem Gesang von Kraljevic Marko, dem gewaltigen serbischen Nationalhelden, und der stillste Dorfpope träumt unter seiner Kastanie von der Weltmission des orthodoxen Glaubens und des serbischen Volksstammes, wenn er die tausende von Wallfahrern an sich vorüberziehen sieht; träumt sich siebenhundert Jahre zurück in die Zeit des

heiligen Sava, wo die Klöster das Land beherrschten. Sie ist untergegangen mit all dem Glanz ihrer prächtigen Gewänder, die altserbische Kultur. Nur die Sonne, in der die goldenen Brokate und die goldenen Bischofsstäbe leuchteten, die blieb immer dieselbe, und sie läßt die Blumen auf den Almen blühen und die Wälder auf den Höhen grünen wie damals.

Um 8 Uhr ist es Sommer geworden. Wir sind beträchtlich gestiegen. Zu unserer Linken liegt im schimmernden Licht die Romagna. Hinter diesem Kamm weiß ich jene Hochebene, wo zu viele brave österreichische Jungen den Heldentod gestorben sind. Ihnen allen hat das unbekannte Land nichts gegeben als den Tod. Wir, die wir nun die Schönheiten in Ruhe genießen, sollten an sie denken, ihnen danken und uns tief durchdringen lassen von dem großen Geheimnis, daß wir alle nur Werkzeuge sind, um dem großen Gang der Weltgeschichte zu nützen. Klein für uns, groß in der Gesamtheit; und doch mag ich nur die Seele des einzelnen Menschen lieben. Das ist so seltsam, daß Menschen für das Leben Großes leisten, wenn ihre Hände in gemeinsamer Arbeit schaffen, daß ihre Seelen groß werden, wenn sie einsam wandern.

Mittags sind wir in Pace, einem kleinen Ort mit einem Gasthaus. Auf der Straße stehen noch drei Reisewagen in der Sonne. In dem fliegenreichen Gastzimmer sitzen rund um mich herum Serben, darunter ein sehr schönes junges Mädchen. Unser Führer schreibt Postkarten, und mein Freund schläft irgendwo im Walde. Der Bau der Bahn, die schon bald von Sarajevo nach Plevlje führen soll, hat Leben hierhin gebracht, und es gibt einige Ingenieure und Techniker, die man Stammgäste nennt.

Um 3 Uhr sind wir 1200 Meter hoch. Der Wind pfeift, und das weite Land vor uns spricht eine fremde Sprache. Zum ersten Male sehen wir den mächtigen Durmitor neben den nördlichen Gipfeln des Sandschak vor uns; über die näheren hügeligen Waldberge zieht düsteres Regengewölk. Auf dem Gipfel liegt zu unserer Rechten eine kleine Militärstation, deren Kommandant, ein Wachtmeister, eben in das Land hinausschaut, und in einer kümmerlichen Kantine, vor der wir rasten, verzapft eine alte Frau Wein, der sauer ist wie Essig.

Und im Anblick dieser stolzen Gipfel, die unser Ziel sind, an deren Fuß wir unser Zelt aufschlagen wollen, fahren wir den Nachmittag weiter nach Gorazda.

Einmal habe ich noch Rast gemacht. Unter uns am Wege sahen wir ein buntes Zigeunervolk; das habe ich besuchen müssen. Nie sah ich häßlichere und schönere Frauen als vor diesem Zelt, das in seiner Dürftigkeit kaum vor dem ersten Regen schützen konnte. Unter dem Dach lagen zwei uralte Frauen wie Mumien, daneben stand ein Weib; ich glaube, es

war die verkörperte Schönheit seines Geschlechtes. Die Hände aller andern streckten sich mir verlangend entgegen; nackte, kleine Mädchen und Buben purzelten vor lauter Aufregung, und sie alle schrien und wollten Geld von mir. Und dann nahm eine von den bettelnden Frauen meine Hand und weissagte mir sehr geheimnisvoll und sagte, daß ich Freunde hätte, die mir nicht wohl wollten; das war nun freilich das Dümmste, was sie mir sagen konnte. Und ich hätte sicherlich laut darüber gelacht, wenn nicht dieser Hintergrund vor der schreienden Versammlung gewesen wäre, die beiden Uralten im Zelt, die ganz stumpfsinnig vor sich hinsahen, und jenes wunderbar schöne Weib, das ganz ruhig stand und mich betrachtete.

Gorazda ist ein kleines, anscheinend sauberes Städtchen, wo wir uns recht behaglich fühlen, wo wir uns rasieren lassen, einen Abendbummel durch die Straßen machen, beinahe einen Gardinenbrand verursachen und vortreffliches Bier trinken. Es liegt an der Drina.

Spät noch stehen wir hier auf der Brücke und schauen über den breiten Strom, der im Mondlicht glitzert. Aus dem Wald des Ufers schimmern die Minarets. Es ist alles wunderbar fremd und wunderbar geheimnisvoll.

Von Gorazda nach Plevjle.

Mein Freund schimpft in der Küche, nachdem er bislang eine stoische Ruhe an den Tag gelegt hat. Er protestiert übrigens gegen meine Behauptung, daß im Schimpfen eine Unterbrechung der Ruhe liege, denn ... und dann folgt eine lange Erörterung, die uns über die Wartezeit hinweghilft. Es ist halb fünf Uhr morgens, und um 4 Uhr sollte unser Frühstück fertig sein. Um 4 Uhr aber schlief noch alles, und wir mußten unter großen Schwierigkeiten, die solch ein ganz unbekanntes Haus mit sich bringt, den weckenden Hausknecht spielen.

Nun sitzen wir und warten. Nach der philosophischen Erörterung über die Ruhe und ihre Unterbrechung folgt eine Pause; mein Freund spielt mit einer weißen Katze; unser Sprachrohr trinkt zur Morgenstärkung einen Slivovic; die dicke Wirtin walzt wie eine Wegwalze durch Küche und Stube; ein junger Mann in einem langen Regenmantel und mit einem großen Photographenkasten versucht eine illustrierte Zeitschrift zu lesen, schläft aber jetzt, und dieses Bild läßt uns eine Aufregung geradezu unbegreiflich erscheinen. Der junge Mann ist ganz gewiß ein englischer oder ein amerikanischer Reporter. Von der Wand guckt Exzellenz Albori, der Landesherr, aus einem schäbigen Rahmen auf uns herab und macht ein ganz offizielles Gesicht. —

Die Stunde Verspätung hat das Gute, daß wir bei Tageslicht über den breiten, grüßenden Strom fahren und gleich in köstlicher Morgen-

wanderung genießen können. Licht und Landschaft sind, wie Hans Thoma sie liebt und malt, und wie ich rüstig ausschreite, wollen mir die schönen Verse vom Pfarrer in Cleversulzbach gar nicht aus dem Kopf; immer summe ich:

‚Am frischgeschnittenen Wanderstab,
Wenn ich in der Frühe so durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab — — —‘

und unter den munteren Rhythmen dessen, der mit seiner nachfühlenden Liederseele diesen Poeten wie kein anderer verstanden hat, ziehe ich durch die schöne Welt nach — einem Wallfahrtsort, nach Cajnice, dessen wundertätiges Marienbild eben Tausende von frommen Seelen übermorgen diesen selben Weg führen wird, den ich in stiller Begleitung von drei tiefen deutschen Künstlern gehe. ‚Die Stadt der Wunder‘ nannte es die Frau Doktor, als sie mir von diesem letzten Winkel Bosniens erzählte. ‚Trost und Hilfe bei dem Gnadenbild suchen Christen und Mohammedaner. Tag und Nacht liegen zur Wallfahrtszeit Kranke und Sterbende auf den Fliesen; unaufhörlich rieseln die Gebete von den bärtigen Lippen der Väter, und in dem Dunst der ungezählten Wachskerzen scheint sich das dunkle Antlitz Marias zu beleben, das groß und ernst aus seiner kostbaren, überreichen Silberzier auf die arme Menschheit herniedersieht. Unzählig sind die Wunder. Droht dem Volke Gefahr, Not, Krankheit oder Krieg, so blinken Tränen in den Augen der Gottesmutter.‘

Sie alle lieben es. Als das Gnadenbild vor vierzig Jahren in ein anderes Kloster hat gebracht werden sollen, haben sich die Mohammedaner mit bewaffneter Hand widersetzt.

Aber auch *ihre* alten Legenden durchranken die Geschichte dieses Winkels.

In einem der letzten Häuser wohnte der mohammedanische Fromme Murad Dedija, und da wurde er begraben. Als das Haus nun einstmals in Brand geriet, erhob er sich aus seinem Sarkophage und floh davon und wartete, ob die Menschen ihm seine Grabstätte in alter Heiligkeit wieder herrichten würden. Wo aber auf seiner Flucht ein Schweißtropfen von seiner Stirne auf die Erde fiel, da sproßte die Daphne Blagayna, jene seltene Blume, die wie ‚Mädchenseele‘ duftet und die nun im Frühlinge fromme Menschen ihrem Heiligen auf das Grab legen können.

Und eine halbe Tagesreise von hier nach Westen zu liegt mitten in Maisfeldern eine schöne, bunte Moschee. Vor dreihundert und mehr Jahren ging der arme Hussan den vielbegangenen Weg durch Altserbien nach Konstantinopel, um da sein Glück zu versuchen. Als er mächtig und reich und der Nazir des Sultans geworden war, kam er zurück. Und wie

er wieder den alten Weg ging, sah er auf dem Felde seine alte Mutter; die erkannte ihn nicht, als er im langen Bart, im prächtigen Gewande, von seinen Dienern umgeben, vor ihr stand. Als er ‚Mutter' zu ihr sagte und ihr recht tief in die Augen blickte, hat sie die Freude des Wiedersehens getötet. Der Sohn aber setzte ihr zu Ehren eine stattliche Moschee und ließ sie mit bunten Bildern ausmalen. Ein schönes Denkmal der Liebe steht sie nun nach vielen Jahren noch inmitten der Felder von Foca.

Die Moschee kann ich nicht besuchen, aber ich sehe sie vor mir, leuchtend, strahlend in der Sonne, und irgendwo in ihrer Nähe, vielleicht unter einem Baum, vielleicht an einem Brunnen, vielleicht am Rande der letzten Felder wird ein lichter Engel sitzen, dessen Sprache alle Menschen verstehen, alle, auch sie, welche gar nicht an die Engel glauben wollen, und er wird ein wunderschönes Lied singen. Seine Augen kennen das Leid der Welt; denn den, den Gott zum Engel der Mutterliebe machen wollte, ließ er vorher leiden und weinen.

Das dunkle Marienbild aber sah ich; seine Linien sind kaum noch zu erkennen. Ganz in Gold und Silber ist es eingefaßt und mit kostbaren Steinen besetzt. Ich habe dieses Bild, zu dem Tausende von Menschen inbrünstig gefleht haben, mit neugierigen Augen betrachtet; und je länger ich es ansah, desto mehr schienen mir die Augen zu glänzen, bis ich nur noch ein paar lebendige Punkte sah, die aus dem Dunkel merkwürdig faszinierend leuchteten. Und so konnte ich mir die Wirkung vorstellen, die es auf die hilfesuchenden, glaubensfrohen Menschen ausübt.

Die Kirche ist dämmerig und kühl. Vor ihr liegt ein kleiner Hof, der in großem Halbkreis von einem einfachen, zweistöckigen Gebäude mit einer ringsumlaufenden Gallerie und vielen Türen umgeben ist. Da wohnen die Wallfahrer, die nicht unter freiem Himmel die Nacht in Gebet oder im Gespräch zubringen.

Und auf dem Hof liegt die warme Sonne. Ich sehe von hier oben in den Ort, auf die Kuppeldächer einer stattlichen Moschee.

Wie wir die Straße hinunter gehen, sitzt vor dem Gasthaus ein Pope und betrachtet unseren Reisewagen; in einer Rasierstube kann man Ansichtskarten kaufen, unter Bäumen am Gebirgsfluß kann man sich auf eine Bank legen und auf einem der vielen offenen Feuer, die schon für die nächsten Tage hergerichtet sind, läßt man sich Kastanien rösten. Aus einem ganz berankten Hause an der Straße guckt ein Mädchen, nickt und lacht und verschwindet.

Still und friedlich, ein rechter Gebirgsort, umgeben von Wald und Gipfeln, durchrauscht von einem purzelnden Wasser, ein heiliger Ort für — Menschen. — —

Wenn ich ein Waldmensch sein müßte, so möchte ich in dem Walde wohnen, der hinter Gorazda liegt, und durch den wir nun hinauffahren, immer höher hinauf. Am Wege stehen schlanke Bäume, die so hoch sind wie kleine Kirchtürme. Ich schätze vierzig bis fünfzig Meter. Unser Führer sagt, es sei richtig geschätzt.

Dann sind wir auf der Paßhöhe, dem Metalka-Sattel. Hier oben gibt es einen türkischen Zollbeamten, den man übrigens ohne weiteres nicht als Beamten erkennen kann. Er trägt einen gar nicht beachtenswerten europäischen Anzug und einen unmodernen Shlips; nur der Fez läßt ihn als Türken erkennen. Aber einen Fez trägt unser Dolmetscher auch, trotzdem er sich hat taufen lassen. — Ein getaufter Türke ist eine Seltenheit, eine Abnormität. Indes, was soll man tun, wenn man eine Christin liebt.

Es gibt hier natürlich eine Gendarmeriekaserne. Aber es gibt hier auch eine kleine Garnison, und diese kleine Garnison ist sehr anziehend. Ein junger, frischer Oberleutnant mit einer fröhlichen Frau und ein stiller Unterleutnant, der seine Geige in diese hohe Einsamkeit mitgenommen hat, führen hier ein zufriedenes, glückliches Leben, das Leben der Waldmenschen. Sie sagten mir sehr aufrichtig, daß sie glücklich seien in diesem weltvergessenen Winkel an der Grenze eines okkupierten und eines — noch zu okkupierenden Landes an der Grenze Bosniens und des Sandschak. Sie fühlen sich als Kulturträger, und deshalb habe ich ihnen geglaubt. Ihre kleine, festungsartige Kaserne, die sie uns mit Stolz und Freude zeigten, ist blitzblank. Eine steile Treppe führt hinauf, und wenn man auf die erste Stufe tritt, liest man lachend einen Schild: ‚Mensch, ärgere dich nicht!‘ — Sie bauen eben eine primitive Wasserleitung. Sie sorgen für Ausbesserung und Instandhaltung der Landstraße, sie machen ihre kleinen Felddienstübungen, und sie unterhalten gute Beziehungen zu fremden Staaten, denn gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein hölzernes Haus; das ist eine türkische Kaserne, die einen türkischen Offizier aufzuweisen hat, mit dem man kordial verkehren kann. Solch eine nette, des satirischen und humoristischen Beigeschmackes nicht entbehrende, politische entente cordiale in diesem Waldwinkel auf Berghöhe, wer sollte sie nicht lieben? Und jetzt in diesen Tagen wurde sie bewundert von einem englischen Konsul, von einem französischen Deputierten mit Frau — natürlich mit Frau — und von Reichsdeutschland. Dann wird's wieder ganz stille sein; die Soldaten werden in Ruhe exerzieren können, der Unterleutnant wird des Abends wieder seine Geige spielen; er wird damit in den Wald am Hause gehen, und die Rehe werden zuhören, und der Adler wird behaglich stille stehen.

Die beiden anderen — ihr jungverheirateten, waldverschlagenen, tätigen Menschen — diese Blätter sollen euch grüßen und euch sagen, daß ich euch

Edw. Burne Jones pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

König Kophetua und die Bettlerin.

Hohe Land

für beneidenswerte Menschen halte, nun erst recht, nachdem der englische Konsul, der französische Deputierte und der reichsdeutsche Skribifax dem türkischen Zollbeamten zum Abschied die Hand gegeben haben.

Über die türkische Grenze! Mir fällt eine Anekdote ein, die ein Original in meiner alten Vaterstadt erzählte. Dieser Mensch träumte eines Nachts, im Jahre 1867, da man bei uns preußisch geworden war, er führe aus dem alten Königreich Hannover über die Grenze ins Ausland, nämlich ins Preußische. Als er aber im Traum die Grenze passiert hatte, wachte er vom Schüttelfrost gepackt plötzlich auf; so sehr hatte ihn vor Schrecken die Gänsehaut überlaufen. Er war einmal in seinem Leben über die Grenze gefahren; da hatte er gemeint, er käme vom Himmel in die Hölle und war schleunigst wieder umgekehrt. Ich glaube nun freilich, das Preußische war schon damals nicht gar so schlimm und das Hannöverische dagegen nicht so viel besser; indes dieser Ausspruch zeigt, welche Gefühle einen patriotischen Menschen überkommen können, wenn er über eine Grenze fährt.

Mein alter Landsmann wäre nun zu Eis erstarrt, wenn er mit mir von dem Metalka-Sattel hätte in den Sandschak ziehen müssen. Auf dieser Seite ein wunderschöner Wald mit Bäumen, wie ich sie nirgendwo sonst gesehen habe, Blicke in anheimelnde Täler, so ein rechtes herrliches österreichisches Land; der Metalka-Sattel selbst ein Waldwinkel, wie geschaffen für ein junges, glückliches Menschenpaar. Und aus diesem Waldwinkel kommen wir ganz plötzlich auf ein ödes, einsames Hochplateau. Nahe an der Grenze liegen die schönsten Stämme und — verfaulen. Das Herz im Leibe tut mir weh, und niemals noch habe ich so sehr gefühlt, daß auch der Baum ein lebendiges Wesen ist, zu einem anderen schönen Zwecke bestimmt. An den Stämmen einzelner hochaufragender Riesenbäume sehe ich die Rinde ringsum abgeschält, so hoch der Mensch mit seinem Messer reichen kann; andere Stämme sind angehackt, andere angebrannt. Der Wald, der schönste Wald, das liebste Geschenk der gütigen Natur, unser Zauberbrunnen, er wird hier langsam zu Tode gemartert.

Man sagt mir, ein Pascha habe allen Wald abbrennen lassen im Sandschak, um seine Feinde in ihren Schlupfwinkeln und Deckungen sehen zu können. So mag man auch den Sinn für den Wert des Waldes verloren haben; Freude an ihm haben die Menschen hier gewiß nicht gekannt.

Es wird Abend. Die sinkende Sonne beschenkt die weite Einsamkeit mit leuchtenden Farben; auch der öden Dürre gibt sie festliche, reizvolle Stunden, die grundgütige Natur.

Wir halten in einem armseligen Dorf, vor einer offenen Halle, in der ein kleines Herdfeuer brennt. Ein alter, gebückter Türke kommt über die Landstraße. Es ist der einzige fremde Mensch, den ich sehe, außer dem

Kaffeewirt und seinem Buben. Er geht in die offene Kafana, kreuzt auf der Bank neben dem Feuer seine Beine übereinander und läßt sich von dem Jungen seinen Tschibuk anstecken und die kleine Tasse einige Male füllen. Das alles geht in Ruhe, in Schweigsamkeit und mit solcher Selbstverständlichkeit vor sich, daß ich annehmen darf, so geht es alle Tage seit vielen Jahren, und so sieht ein Stammplatz aus in einem armseligen Dorf an der Landstraße des öden Sandschaks.

Eine Stunde weiter lassen wir eine österreichische Kaserne, in der eine Kompagnie ein Jahr lang hausen muß, zu unserer Rechten liegen. Hinter ihr leuchtet das rote Dach eines türkischen Landhauses. Es ist das Haus des einzigen wirklich reichen Türken aus Plevjle. Der größte Teil des Sandschak soll ihm gehören; dafür aber ist er um sein Leben nicht wenig besorgt.

Immer leuchtender wird der Abendhimmel. Die kahlen Berge schimmern in rötlichem und wunderbar lila Licht. Auf einigen dieser großen Bergwände sehen wir in mächtigen, weißen, weithin leuchtenden Buchstaben F. J. I., darunter den Halbmond. Der Namenszug des christlichen Kaisers, des österreichischen Kaisers mit dem Wahrzeichen des Sultans. Eine leuchtende Ironie, das Symbol eines politischen Monstrums, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat.

Bei Plevjle, in das wir nun einfahren und das in weitem Umkreis von den nackten, glatten Bergen ganz umschlossen ist, mehren sich diese sonderbaren Zeichen der politischen Konstellation, und sie tragen nicht gerade zur Verschönerung der Landschaft bei. Auf gegenüberliegenden Bergen sieht man nur einen mächtigen Halbmond mit türkischen Buchstaben, die wir nicht entziffern können, die wohl den Namen des Herrschers in Konstantinopel bedeuten sollen.

Mir kommt das alles vor wie ein harmloses Kinderspiel, das aber in einem türkischen Lande seine Berechtigung haben mag, denn die Türken haben in vielen Dingen eine überaus kindliche Naivität.

Vor Plevjle sehen wir zunächst eine kleine Oase. Es ist ein Park mit jungen Bäumen, mit einem kleinen, künstlichen Teich und mit freundlich blinkenden Dächern. An ihr vorbei führt die Straße hinab zu einem einladenden Haus, das eine fröhliche Freitreppe hat. Über ihr auf einem Schild steht: ‚Fremdenzimmer.‘ Da empfängt uns eine Ordonnanz, führt uns in gut eingerichtete Räume, und wir finden bald, daß wir gar nicht besser aufgehoben sein können.

Alles, was wir bislang gesehen haben, ist österreichisches Militärgebiet. Der Park ist der Kasinogarten, in dem das Haus des Brigadiers, die Geschäftsräume, das Kasino liegen, und um das sich weithin nach oben Baracken, Spital, Apotheke, die kleine Kirche und andere Häuser anschließen.

Wir sind natürlich am Abend im Kasino; man kommt uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen. Es wird heute ein kleines Monatsfest abgehalten. Die Kapelle des ungarischen Regimentes spielt; ich entdecke in dem Brigadier, an dessen Seite ich sitze, einen vielseitigen, gebildeten Menschen; tatkräftig, fröhlich, frisch und tief denkend. Es ist eine Freude, mit ihm zu sprechen. Und all die andern sind vom gleichen Schlage.

Ich fühle mich ganz wie zu Hause und ich denke gar nicht, daß ich in einem Kasino unter lauter Offizieren und Offiziersdamen sitze. Es ist, als würde ein großes Familienfest abgehalten.

Zwei Jahre sind sie hier oben von aller Kultur abgeschnitten; der eine kennt des andern Gesicht. Kein Fremder kommt ihnen entgegen, wenn sie am Abend ihren Spaziergang machen; sie arbeiten miteinander, sie essen miteinander, sie spielen miteinander. Das kann furchtbar sein. Aber die Fröhlichkeit der Österreicher und die Musik der Ungarn besiegt die Langeweile.

Am andern Morgen führt uns zunächst der General durch sein kleines Reich. Das ist eine interessante Wanderung. Wir sehen, was Fleiß, Ausdauer und patriotischer Sinn in der kurzen Zeit der Okkupation geleistet haben. An einer breiten, schönen Allee, die auf seine Wohnung zuführt, liegen die Baracken; jede Kompagnie hat ihr eigenes kleines Haus und ihren eigenen Gemüsegarten, in dem, wie ich vermute, Frau Feldwebel wohl in erster Linie schalten wird. Die Kapelle liegt ganz im Grünen, friedlich und einladend.

An dem etwas abseits liegenden sauberen Spital führt der Weg vorbei zu einer Anhöhe, von der aus wir einen ganz eigenartigen Blick auf die Stadt haben. Wir sehen ein modernes, ich könnte sagen sezessionistisches Bild, wie wir hinunterschauen auf die in kahlen Karstbergen eingebettete Türkenstadt. Sie erscheint sehr groß und weitläufig, sie erscheint auch sauber, denn wir können nicht in die Straßen hineinsehen; sie erscheint fremd. Wir sehen nur auf die dunkelroten Dächer der vielen kleinen, viereckigen Häuser; die Wände der Häuser leuchten weiß und lila; einzelne dunkle Baumgruppen tauchen zwischen ihnen auf. Das ganze Häusermeer geht auf und ab in leichten Linien. Unsere Blicke gehen weit über sie hinweg und suchen die fremden Berge. Es klingt von ihnen wie der Ton der einsaitigen Gusla, ein Ton, der hinüberschwimmt auf die tote Stadt. Die Stadt hat kein Leben; sie scheint zum Schlafen aufgebaut. Die Berge sind grau; auf ihnen steht kein Baum, an ihnen klebt kein Haus, über sie führt kein Weg, auf ihnen weidet kein Tier; nur hier und da sind sie mit einem dunklen Grün ganz leicht überzogen. Vor uns in der Ferne sehen wir eine Schlucht; sie erscheint wild; sie ist unzugänglich; kein Mensch hat sie je betreten.

Unten am Berge, auf dessen Höhe wir stehen, liegen armselige Hütten, Hütten des fahrenden Volkes der Zigeuner.

Ein Gang durch die Stadt, die so verlockend zu uns herüberwinkte, belehrte mich, daß auch hier der Schein getrogen hatte.

Der Bazar bot das bekannte bunte Bild. Hier lustwandeln nun auch türkische Soldaten, die sich von ihren Landsleuten durch ihre — schlechten — Lederschuhe, einen europäisch zugeschnittenen, schäbigen Anzug und ein Seitengewehr unterscheiden. Zahlreiche wolfähnliche Hunde suchen sich in Winkeln eine kümmerliche Nahrung und schleichen mit eingezogenem Schwanz herum. Überall Männer in bunten Trachten. Behäbige Gestalten in langem Bart und dünne Menschen mit glattrasierten Gesichtern. Kein Drängen, kein rasches Gehen, gar keine Frauen.

Von dem Bazar laufen bergauf und bergab die Gassen der weiten Stadt. Alle recht türkische Gassen mit hohen Mauern, mit vergitterten Fenstern, mit großen Toren, über denen sich das charakteristische Dach breitet. Auch hier ist ein Tor wie das andere, ein Fenster wie das andere, eine Wand wie die andere.

Und auch hier überkam mich wieder dieses seltsam fremde Gefühl; und die Philosophie des Menschen, der in einem stillen Walde sitzt und über ein grünes Blatt sinnt und das Blatt sinken läßt mit den Worten: ‚Auch ich bin solch ein Blatt am großen Baum des Lebens' und dann die Augen schließt und denkt und dabei das höchste Stadium des Daseins fühlt, die wurde mir begreiflich.

Ich ging unter dem Eindruck dieser einförmigen Welt und kam auf den großen Kirchhof, auf die weite Wildnis mit den vielen grauen, verwitterten, schiefen Steinen und sah noch einmal von da hinab auf die Stadt, sah, daß es auch hier versteckte Gärten gibt, sah arme Häuser auf hohen Lehnen träumen. Das Leben und die Menschen mußte ich mir denken; ich weiß, ich habe mir alles schöner und geheimnisvoller gedacht, als es ist; aber ich kann nur von dem Eindruck berichten, und ich kann nur sagen, daß diese ganze fremde Welt mich seltsam zauberhaft gefangen hält, und daß meine Phantasie sich hier schöne Märchen des Orients zusammen träumte. Und in diese Märchen blüht von ferne das neue Leben. Oben, jenseits, durch den Friedhof von der Türkenstadt geschieden, sah ich wieder die jungen Bäume des jungen Parkes; ich hörte ein österreichisches Signal, ich sah die Baracken schimmern und einige neue zweistöckige Häuser erstehen. Und da fühlte ich, wie sich auch hier schon zwei Welten berühren, noch zaghaft, voller Rücksicht, liebenswürdig und einschmeichelnd, wie es österreichische Art ist, und ich weiß auch ganz gewiß, daß das tätige Leben siegen wird, daß die stillen Straßen austräumen werden. Tätigkeit und Fröhlichkeit, sie haben überall den Sieg auf ihre Fahnen geschrieben. Was mir jetzt ein Märchen scheint, wird einmal ein Märchen sein in diesem Lande. Ich sehe im Geiste

von diesem Kirchhof die kahlen Berge wieder mit Wäldern bestanden, und in die wilde, unzugängliche Schlucht sehe ich eine eiserne Brücke führen. Das tut mir weh, denn ich liebe die unberührte Natur, wie ich ein schlafendes Kind liebe, wie ich mich vor den heiligen Augen einer Braut beuge, und da fühle ich bei aller Hoffnungsfröhlichkeit wieder die unerbittliche Tragik alles Menschentums, daß wir nur schaffen können, wenn wir zerstören. Durch die Geschichte aller Zeiten, aller Völker, aller Menschenseelen zieht dieser Leitsatz, gibt den kleinen Zeiten und den dunklen Stunden ihre Berechtigung, gebiert den Haß, die Leidenschaft, die Tapferkeit und die Sehnsucht nach Vollkommenheit.

Am Abend.

Es wurde noch ein ganz ereignisreicher Tag.

Um zwölf Uhr mittags war ich wieder daheim und legte festliche Kleider an. Der General kam in großer Uniform, und wir fuhren, dem Pascha unsere Aufwartung zu machen.

Unter dem Staatshaus, in dem dieser Pascha residiert, muß man sich nun etwas ganz anderes vorstellen als ein Staatshaus.

Wir kamen zunächst in einen schlecht gepflasterten Hof, an dessen einer Seite sich Käfige befanden. In diesen Käfigen sahen wir Gefangene. Vor den Käfigen sahen wir einige Menschen sitzen, die man mir als Besuch der Gefangenen bezeichnete. Verwandte, Freunde, die den Eingeschlossenen durch die Gitterstäbe zu essen und zu rauchen gaben und Unterhaltung mit ihnen pflogen.

Gegenüber diesen Käfigen führt ein großes Tor in einen ebenfalls schlecht gepflasterten Raum, eine große, unbenutzte Diele, die das ganze Parterre des Staatshauses bildet. Eine einfache Treppe führt nach oben auf einen alten Flur.

Hier kam uns der Pascha entgegen. Der General stellte uns vor, und wir wurden zu einer Türe geleitet, an der ein Diener einen Vorhang unter tiefer Verbeugung aufhob, und dann befanden wir uns im Empfangssaal des Regierungsgebäudes von Plevjle.

Unter diesem Empfangssaal muß man sich nun wieder etwas ganz anderes vorstellen als unter dem Empfangssalon etwa eines deutschen Oberpräsidenten. Es ist ein äußerst nüchterner Raum, über den ich eigentlich nur berichten kann, daß ein paar Teppiche seinen Boden bedecken, daß rings an zwei Wänden eine mit Decken belegte Bank läuft, die in einer Ecke zu einem Sopha geworden ist; denn in dieser Ecke befinden sich Polster zum Sitzen und für den Rücken. Dieser Sitz gegenüber dem einfachen Schreibtisch ist der Ehrenplatz. Ich saß eingerahmt zwischen den beiden Generälen und kam mir vor wie ein politisches Zentrum.

Der Pascha war ein sehr liebenswürdiger und sympatischer bejahrter Herr. Ich trank bei ihm eine Tasse Mokka, wie ich sie vorher nie getrunken habe, und wie ich sie auch wohl nie wieder trinken werde. Dann präsentierte er uns aus der Hand eine treffliche Zigarette, und darauf haben wir gemütlich eine Viertelstunde geplaudert. Wir sprachen über alles Mögliche, nur nicht über Politik. Wir hätten gern einige Neuigkeiten ausgekramt, so z. B. von dem Krieg in Ostasien, nach dem der Pascha sich lebhaft erkundigte; aber wir waren ja selbst schon drei Tage von der Welt abgeschnitten.

Der Abschied war sehr herzlich; insbesondere drückten sich die Vertreter der beiden freundlich-feindlichen Mächte lange die Hände, und der Pascha ließ es sich nicht nehmen, uns hinunter bis an den Wagen zu geleiten.

In dem behaglich und mit künstlerischem Geschmack eingerichteten Salon des Brigadiers hatten wir bald darauf den Gegenbesuch. Und in diesem Salon an der Seite eines mir verwandten und eines mir fremden Menschen kam es mir noch tiefer zum Bewußtsein als an jenem schönen Abend zu Rudolfsthal und als gestern bei der ungarischen Musik: Wir Deutsche und wir Österreicher sind gleichwertige Brüder, und die Zeiten der Bruderkämpfe sind endgültig vorüber. Lange, lange hat es gedauert. Und nach den Vetternkriegen werden sich die Rassen bekämpfen.

Nachmittags übernahm ein nicht minder liebenswürdiger Major die Führung.

Wir gingen hinaus nach einem alten serbischen Kloster. Wie die meisten serbischen Klöster, die ich bislang gesehen habe, liegt auch dieses ganz versteckt in einer Felsschlucht. Durch ein schmales Tor betraten wir einen stillen Hof und standen vor einer grauen Kirche. Auch hier zieht sich in einem großen Halbkreis ein zweistöckiges Gebäude mit einer hölzernen, blau angestrichenen Gallerie, von der aus die Wallfahrer in die kleinen numerierten Zimmer gehen, rings um die Kirche.

Unser Begleiter führte uns eine hölzerne Treppe hinauf; einer der beiden Mönche, die in diesem Kloster wohnen, empfing uns, und auch hier wurden wir in einen Empfangssalon geführt. Es war ein unsauberer Raum, in dem uns der Zugwind liebkoste und ein paar Patriarchenbilder auf uns niedersahen. Ein Geistlicher mit dunkeln, schwärmerischen Augen brachte uns Stühle. Ich hatte niemals solche Augen gesehen. Sie schienen kindlich und demütig; zugleich schimmerte in ihnen ein nicht geweckes Feuer des Fanatismus. Es war ein sehr schöner Mensch; langes, gelocktes Priesterhaar umrahmte sein Gesicht. Wie viele solcher Menschen haben auf stillen Klosterhöfen im Kampfe mit türkischen Soldaten und Horden ihr Leben gelassen, denn ich weiß es, in diesem Weltwinkel haben sie mit bewunderungswürdigem Trotz ihre heiligen Stätten verteidigt.

Man brachte uns auch Tabak, Wein und Kaffee, und wir tranken und rauchten zusammen unter den Heiligenbildern.

Draußen vor der Türe standen mächtige Männergestalten, die sich bei unserm Eintritt tief verbeugt hatten. Unter uns in einem gleich großen Raum wußten wir den Bischof, der heute gekommen war, um Recht zu sprechen.

Der junge, schöne Geistliche führte uns später in die Kirche, eine dunkle, byzantinische Kirche von ehrwürdigem Alter. Wir sehen einen Reichtum seltener Kostbarkeiten. Uralter gestickter Seidenplüsch hängt in geschrägten Ecken, kaum beachtet; gold- und silbergetriebene Beschläge und Umrahmungen preisen die Blütezeit byzantinischer Kunst. Dunkle Bilder starren uns an in mystischem Dämmerlicht. Es wurden eben die Kerzen angezündet für den Gottesdienst, den der Bischof abhalten sollte. Frauen und Männer schauten neugierig zu uns herüber, als wir die für sie heiligen Dinge betrachteten. Ich sah in dem Dämmerlicht viele Verbeugungen und weit ausgeholte Bekreuzigungen, sah, wie die Bilder und goldenen Rahmen von all den Betern geküßt wurden, und wiederum konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren, wie äußerlich und mechanisch dieser Kultus ist.

In Gedanken versunken gingen wir zurück, nachdem wir uns von dem Mönch durch Händedruck verabschiedet und ihm für die Gastfreundschaft gedankt hatten.

Wir gingen den schmalen, steinigen Weg zurück, an dem österreichischen Ostlager vorbei, durch die stillen Straßen zur türkischen Kaserne. Die Schildwache stößt einen eigentümlichen Ruf aus. Man präsentiert uns, einige Offiziere kommen, uns zu begrüßen. Dann führt man uns eine alte hölzerne Stiege hinauf, man öffnet eine Tür, und wir treten ein. Wieder Teppiche, Bänke an den Wänden, guter Kaffee, gute Zigaretten, und dann sehen wir vom Korridor und von der Treppe aus ein eigenartiges militärisches Bild. Den Namen dessen, was da unten vor sich ging, habe ich schon vergessen, wie ich denn überhaupt auf dieser Reise schon undenklich viele Namen vergessen habe. Den Vorgang selbst werde ich nicht vergessen. Zunächst kam Musik, richtige Musik mit Klarinetten, Hörnern und einer großen Trommel. Die braven Musikanten marschierten nicht gerade besonders in Reih und Glied, aber sie spielten doch im Marschieren, und sie spielten gar nicht so schlecht. Dann füllte sich der Kasernenhof mit roten Fezen in besser geordneten Reihen; ein Mann in rotem Fez schritt mit einem Schriftstück alle Reihen ab, und jeder einzelne Soldat salutierte auf türkische Art beim Anblick dieses Mannes mit dem Schriftstück. Das alles ging in außerordentlich großer Eile vor sich. Man sagte mir, das Schriftstück enthalte den Namenszug des Sultans, und die ganze Zeremonie, die sich an jedem Tage zur bestimmten Stunde wiederholt, habe den Zweck, zu

dokumentieren, daß im Namen und auf Befehl des Sultans der militärische Dienst ausgeführt werde. Nach dieser symbolischen Aktion spielte die Musik noch einige tapfere Märsche. Der Klarinettist schielte dabei zu mir herüber, und ich nickte äußerst beifällig. Zwei Offiziere sprachen etwas Französisch und einer sogar wenige Worte Deutsch; sie alle waren sehr liebenswürdige Menschen. Sie erlaubten mir, als sie meinen Kodak entdeckten, aus eigenem Antriebe, zur Erinnerung einige Aufnahmen zu machen. — Gleich werden wir wieder in das Kasino gehen; da wollen wir Abschied feiern, und morgen wollen wir durch den Sandschak weiter nach Montenegro wandern.

Von der Kunst des künstlerischen Erlebens.

Historischen Sinn hat nur, wer auch künstlerischen Sinn hat.

Wo das Erklärliche in der Kunst anfängt, da hört das Geniale in ihr auf.

Die Widersprüche im Wesen des Genies fallen nur deshalb so ungeheuerlich auf, weil alles in ihm bedeutend ist.

Der künstlerische Mensch ist der friedenbringende Mensch.

Genießen bedeutet: angestrengtes seelisches Sichaneignen. Was außerdem noch Genuß heißen möchte, das nennt Goethe ‚gemein‘.

Bessern kann die Anschauung und Empfindung eines Kunstwerkes den Menschen nicht, aber es vermag ihm das Beste in sich zu erleuchten. Es kann ihm deuten, wie nicht nur in dem künstlerisch Geschaffenen, Großempfundenen das Reinmenschliche erschütternd sich offenbar macht, sondern wie auch etwas vom Reinmenschlichen in der eigenen Brust durch diesen Zauber geweckt und künftighin lebensvoll entwickelt wird.

Hermann von Blomberg.

Des Schriftstellers Lebensfahrt.

Von

Anton E. Schönbach.

Es werden immer noch merkwürdige Bücher geschrieben. Da liegt vor mir ein wohlgenährter Band, in dunkelrote Leinwand geschlagen, auf dem Deckel eine Zeichnung in weißen Linien gepreßt, durch deren Gewirr ein junger Wanderer der ‚Stadt des Ruhmes' zustrebt, die am oberen Ende wie eine Vision sich auftut. Überschrieben ist das Buch The Authors Progress in wohlberechnetem Erinnern an die unsterbliche Allegorie John Bunyans The Pilgrims Progress, — den altmodischen Engländern eine so teure Legende wie uns Thomas von Kempens Nachfolge Christi, — verfaßt ist es von Adam Lorimer und erschienen in dem ehrwürdigen Verlage von William Blackwood and Sons, Edinburgh und London 1906, der nicht alt werden will, immer gute Sachen bringt, und von dem die braunen Hefte der besten englischen Monatsschrift ausgehen, denen ich viele frohe Stunden meiner stillen Sonntagnachmittage verdanke.

Das Buch macht von seinem allegorischen Vorbild, dem gemäß es die Lebensreise des Schriftstellers schildern will, nur geringen Gebrauch und an einzelnen Punkten; der Hauptsache nach beschreibt es teilweise ernsthaft, zum Teil mit Humor, der durch Persiflage sich bis zum ätzenden Sarkasmus verschärft, welche Schicksale eines jungen Schriftstellers harren, der aus dem Dunkel aufsteigend berühmt werden will, überdies Geld verdienen muß und möchte. Alles in der Darstellung ist den besonderen englischen Verhältnissen angemessen, die sich in manchem Betracht von unseren deutschen unterscheiden; aber vieles davon läßt sich auch unmittelbar auf die Zustände der Schriftstellerei und des Verlagswesens in Deutschland übertragen. Darum scheint es mir ergötzlich und nicht unnütz, im Geplauder mit dem witzreichen und erfahrenen Verfasser die verschlungenen Pfade dieses Lebensganges zu durchwandeln und gelegentlich bei den Ausblicken etwas stillzuhalten, die sich an den Ecken der Windungen erschließen.

Da ist vorerst anzumerken, daß Lorimer unter seinem Author überhaupt nur einen Romandichter versteht. Unser ‚Schriftsteller' besitzt demgegenüber einen viel weiteren Begriff, dessen wichtigstes Merkzeichen demnächst wohl der

Beruf ausmachen wird. Hiergegen wäre ‚Dichter' zu enge nach deutscher sowohl als englischer Auffassung. Wie viele denn unter den Romanen, die hüben und drüben jährlich erscheinen, sind von Dichtern verfaßt und haben mit der Poesie irgend etwas zu tun? Auch der Engländer hält den Poet und den Author scharf auseinander, und Lorimers Buch bemüht sich auf allen Blättern, darzulegen, daß die Erzeugung von Romanen einen Zweig der Industrie bildet, daß die Leserschaft den Konsumenten, der Verleger den Kaufmann abgibt, der die Werke vertreibt, und daß überhaupt die gesamte Schriftstellerei unter den Gesetzen der gewerbsmäßigen Produktion sich vollzieht. Daher genießt der Schriftsteller als solcher keine erhebliche Achtung; er wird ihrer erst teilhaftig, sobald er seine Erzeugnisse mit kaufmännischem Erfolg absetzt. Darum berührt Lorimer nur im Anfang seines Buches die Bedingungen des Entstehens eines Kunstwerkes, das noch um den Dichter des 18. Jahrhunderts einen leuchtenden Nimbus bildete, der das Volk in andächtiger Scheu fern hielt. Dieses Volk, das Publikum, ist heute der einzig kompetente Richter über den neuen Roman. Kauft es ihn, dann ist der Autor ein gemachter Mann; kauft es ihn nicht, dann verschwindet er spurlos. Daß Lorimer die literarische Arbeit — immerhin ehrliche Arbeit — ganz rückhaltlos unter diesen Gesichtspunkten auffaßt und den jungen Mann, der sich der Schriftstellerei zuwenden will, in seinem Handbuch darüber unterrichtet, daß er sich der bestehenden Praxis für Markt und Handel zu fügen habe, das verblüfft zunächst durch seine Aufrichtigkeit, da wir in Deutschland noch immer gewohnt sind, unseren Schriftstellern durch den Faltenwurf des Dichtermantels eine vornehme Pose zu verleihen; wie häufig ist aber dieses schätzbare Stück nur aus Eitelkeit und Heuchelei geflickt!

Lorimer beginnt seine Belehrungen damit, daß er den jungen Autor überzeugen will, influence, das ist nach unserem Sprachgebrauch ‚Protektion', persönliche Beziehungen, helfe ihm gar nicht und eröffne ihm nirgends den Zugang zu einem achtbaren Verlagsgeschäft. Das wird auch für Deutschland im allgemeinen richtig sein, und man darf den Satz Lorimers unterschreiben: Nichts entscheidet die Übernahme eines Werkes durch einen tüchtigen Verleger als dessen Wert, das heißt, die Verwertbarkeit auf dem Büchermarkte. Welche Qualitäten ein Roman besitzen muß, um den Buchhändler, der sein Geld dabei riskiert, zur Annahme des Manuskriptes zu bestimmen, darüber bietet Lorimer etliche sehr gute Bemerkungen. Gewiß muß ein Roman, sagt er, originell sein, aber doch nicht zu originell. Es gibt Leute, meint er mit einem echt englischen Vergleich, die so sehr an konservierte Milch gewohnt sind, daß sie frische Milch von der Kuh weg gar nicht mehr vertragen, weil ihnen der Geschmack der Borsäure fehlt. Alles wirklich Originelle, dürfen wir hinzufügen, bereitet der Aufnahme Schwierigkeiten; man muß sich damit erst abfinden, es den Organen assimilieren; das Überraschende dabei wird zuerst als unangenehm empfunden; es fordert Anstrengungen. Das erklärt sowohl den Widerstand, den alle großen Neuerer in der Kunstentwicklung finden, als auch den Erfolg, der

Werken beschieden ist, welche gerade die dem Gaumen des Publikums genehme Mischung von Altem und Neuem aufweisen. Ein Roman, will er die Massen der Leser gewinnen, muß der Hauptsache nach in den herkömmlichen Geleisen verlaufen; er soll freilich auch an hübschen Punkten vorüberführen, die noch nicht bekannt sind, und darf gelegentlich eine interessante Wendung plötzlich nehmen, allein nicht zu oft; denn dadurch würde die angenehme kleine Spannung gestört, mit welcher das kaufende große Publikum dem Laufe der Erzählung folgt. Starke Gemütsbewegungen sind unbequem, und das Widerstreben, das z. B. dem bedeutenden Buche ‚Jesse und Maria' entgegengebracht wurde, versteht sich gewiß daraus, daß die Verfasserin auf diese Bedürfnisse der großen Lesermasse keinerlei Rücksicht nahm. Lorimer behauptet sogar, ein gewisser Durchschnittserfolg werde einem Roman dadurch gesichert, wenn ein originelles Werk, das dem Publikum gefällt, darin nachgebildet sei; er empfiehlt daher dem Anfänger, seine Erzählung dem Verleger des Autors anzubieten, den er eben nachgeahmt habe. Da werde es sich sofort weisen, ob die Prozentsätze von Überlieferung und Originalität bei der neuen Arbeit sich in dem richtigen Verhältnis befinden, das guten Absatz vorhersagen läßt.

Der Agent, der dem jungen Autor die Sorgen des Vertriebes seiner Schöpfungen abnimmt, scheint in England eine größere Rolle zu spielen als im deutschen Reich, wo doch eigentlich nur in Berlin ein paar Agenturen sich emporgebracht haben, gar nicht die Zeitschriften, welche für diese Aufgabe gegründet wurden. Und auch diese Agentschaften stehen bei uns im Handelsverkehr der Schriftstellerei nicht höher als ungefähr die Wiener ‚Greißlereien', die Milch und Eier, Semmeln und Kerzen, Speck und Kehrbesen von größeren Händlern übernehmen und mit gehörigem Profit an kleine Leute feilgeben. Auf diese Art werden die Redaktionen unserer Provinzblätter mit den Abfällen der Literatur versorgt, welche sie dann in den Romanspalten oder im Feuilleton als schmackhafte Neuigkeiten servieren; Faulheit und Sparsamkeit finden dabei gleichermaßen ihre Rechnung. Die armen Burschen von Schriftstellern, die auf der königlichen Bibliothek in Berlin sich mühsam den Stoff für ihre Sächelchen zusammenlesen, bekommen fürs Stück, wenn's hoch geht, zwanzig Mark; der Agent verhandelt den Braß dann dreißig- bis vierzigmal in die deutschen und österreichischen Provinzen zu fünf Mark das Feuilleton und streicht den niedlichen Überschuß ein.

Mit großer Hochachtung behandelt Lorimer die Verleger. Ganz im Gegensatze zur Tradition der Schriftstellerwelt hält er sie für anständige und ehrbare, ja wohlwollende Kaufleute, die nicht schlechter und bösartiger rechnen als ihre Erwerbsgenossen in anderen Branchen. Jene Tradition ist übrigens stark ins Schwinden geraten; denn es zeigt sich, daß die Guten und die Bösen unter den Verlagsbuchhändlern auch nicht in anderen Zahlenverhältnissen auftreten denn sonst in den Berufen der Kaufmannschaft. Spitzbuben gibt es allerorts, und Verlagskontrakte, wie ich sie gesehen habe, die auf die Übervorteilung des Autors angelegt sind, oder Praktiken wie die heimliche Erstellung

neuer Auflagen ohne Vorwissen der Verfasser, solche Gaunerstreiche begegnen in allen Sorten von Geschäften unter anderen Formen und Namen; übrigens werden gerade im Buchhandel die schwarzen Schafe bald bekannt und tragen für die Wissenden auf der Stirne die Warnung eingebrannt: Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! Der Autor jedoch ist sehr oft geneigt, seinen Verkehr mit dem Verleger zu beurteilen, als ob er dessen einziger Autor wäre, indes Lorimer mit Recht hervorhebt, daß der Verlagsbuchhändler nur gut gedeihen kann, wenn er neben fünfzig bis hundert lebenden Schriftstellern noch eine reiche Liste gangbarer Schulbücher führt (classical cribs, das sind Eselsbrücken für die lateinische und griechische Lektüre) und Ausgaben toter Klassiker mit sicherem Absatz. Geht ein Buch durchaus nicht, dann machen allerdings unsere Schriftsteller am liebsten ihre Verleger verantwortlich, die für sie ‚nichts tun', wobei sie gänzlich vergessen, daß niemand ein stärkeres Interesse an dem Erfolg eines Werkes haben kann als der Verleger, dessen Geld in der Ware steckt.

Wie gelangt aber der Verlagsbuchhändler zu der Einsicht, daß der ihm handschriftlich (jetzt am häufigsten mit der Schreibmaschine gedruckt) vorgelegte Roman guten Absatz verspricht? Kein großer Verleger kann heute die ihm angebotenen Bücher selbst lesen, auch dann nicht, wenn sie nicht wie bei einer angesehenen Londoner Firma im Durchschnitt von täglich zwei Stück — das macht über siebenhundert im Jahre — einlaufen. Auch in Deutschland sind die Zeiten vorbei, wo der alte Perthes in Gotha als strenger Zensor seine Autoren überwachte oder Salomon Hirzel Bücher bei seinen Freunden bestellte und darauf sah, daß sie ordentlich gemacht wurden. Zudem ließe sich ja ein solches Verfahren bei Romanen gar nicht durchführen, und da steht als neue Institution der berufsmäßige Leser von Manuskripten zwischen Verleger und Schriftsteller. Das braucht gar kein sonderlich hochgebildeter Mensch zu sein, nicht etwa ein literarischer Kritiker, sondern einfach jemand, der guten Takt besitzt, seinen Geschmack durch Übung geschärft hat, mit einem Worte die ‚Nase' hat, die den kommenden Erfolg wittert. Für diesen Berufsleser, der Hunderte von schlechten Büchern (in der Handschrift!) durchackern muß, bis er an ein gutes gerät, nimmt Lorimer wohlberechtigt das allgemeine Mitleid in Anspruch. ‚Es gibt keinen kürzeren Weg zum Wahnsinn,' sagt er zutreffend, ‚als beständiges Lesen geschriebener Romane.'

Hat nun das neue Buch diese wichtigste Schranke glücklich passiert, dann erst kann es in Ware verwandelt, das heißt, gedruckt, gebunden und verkauft werden. Es ist nun ganz lehrreich, die Berechnungen über die Kosten von Herstellung und Vertrieb zu lesen, die Lorimer gemäß der englischen Praxis anstellt. Werden, wie das üblich ist, von einem Roman in erster Auflage 1050 Exemplare gedruckt, — das Normale ist ein Band im Umfange von etwa 350 Seiten, — so beträgt die Summe, die der Verleger für Satz und Druck, Papier, Einband und Ankündigungen aufwenden muß, ungefähr 2000 Mark. Dazu kommt die Regie seines Geschäftes mit zirka 300 Mark. Wird der Roman zu dem gewöhnlichen Preise von sechs Mark an das Publikum ver-

kauft, und veranschlagt man den Einlaß richtig, der für Sortimenter und Leihbibliotheken beinahe bis zur Hälfte des Ladenpreises steigt, dann müssen 680 Exemplare abgesetzt werden, um dem Verleger seinen Kostenaufwand einzubringen. Traurige Wirklichkeit ist es nun, daß nur eine kleine Minderzahl von Romanen es auf die notwendigen 680 Exemplare bringt. Die große Mehrheit bleibt bei 400 und 500 Exemplaren stecken. Nun ist es englischer Brauch, daß der Verleger mit dem Autor abmacht, bei welcher Höhe des Absatzes der Gewinn des Verfassers beginnen soll; je nach dem Charakter und Preise des Buches sind die Ziffern verschieden. Gleich bleibt gewöhnlich der Satz des Anteils für den Autor in bezug auf die Exemplare, welche über die festgesetzte Zahl hinaus verkauft werden, nämlich zehn Prozent. Von der normalen Auflage, die 1050 Exemplare beträgt, muß man 100 für Rezensionen abziehen; sind 400 Exemplare als die Zahl abgemacht, nach deren Verkauf der Verfasser am Gewinn beteiligt wird, so erübrigen für diesen Zweck 550 Exemplare, und der Autor erhält, wenn alle abgesetzt sind, etwas über 300 Mark. Das ist wenig, wird jedermann denken, und da auch der fleißigste Autor, wenn er unermüdlich am Tagwerk bleibt, nicht mehr als höchstens vier solcher Bände im Jahre liefern kann, — das treibt er nicht lange, und er findet auch bald keine Verleger mehr, — so leuchtet es ein, daß man von einer solchen Verfasserschaft nicht leben kann, geschweige denn, daß sie als ein lohnender Beruf anzusehen wäre. Hat ein Roman einmal die Höhe eines Absatzes von 600 Exemplaren erreicht, was selten der Fall ist, dann läßt sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ein weiteres Steigen erwarten; hilft der Verleger rechtzeitig durch Annoncierung nach, dann mag es zum wirklichen Erfolge kommen. Den gültigen Erfahrungen gemäß hält Lorimer diese Geschäftspraxis noch immer für die dem Autor günstigste und rät dringend von den Verträgen auf Halbpart ab, das heißt solchen, wo Verleger und Verfasser Gewinn und Verlust teilen.

Im allgemeinen sind die Verhältnisse des deutschen Buchhandels für die Autoren nicht einmal so vorteilhaft. Insbesondere wird der Anteil des Verfassers (royalty) für ein Buch, das in Gang gekommen ist, niedriger berechnet als in England. Häufiger wird Honorar in Bausch und Bogen bezahlt, noch häufiger muß der junge Erzähler ohne jedes Honorar anfangen. Das hängt damit zusammen, daß die Engländer als ein reiches Volk trotz ihrer Vorliebe für kostspieligen Sport auch ein bücherkaufendes Volk sind. In Deutschland ist neuestens trotz des anwachsenden Reichtums der Bücherkauf zurückgegangen eben wegen der raschen Einführung von Sportspielen, von Bicycle und Automobil, dem Aufschwung von Reisen und Sommerfahrten; von Österreich ganz zu schweigen, wo die feinsten Leute noch immer ein Buch lieber ausleihen als kaufen, und wäre es auch nur ein Vierkronenband Novellen. Mit solchen Umständen muß aber auch seitens der Autoren gerechnet werden. Es wird noch in der Erinnerung der Leser schweben, daß vor ein paar Jahren unter deutschen Gelehrten eine Bewegung eingeleitet wurde, ausgehend von

dem bekannten Leipziger Nationalökonomen Bücher, die sich wider die deutsche Verlegerschaft richtete, die niedrigen Honorare und die hohen Bücherpreise, sowie das Verschwinden des Rabattes. Diese Bewegung ist ins Nichts ausgelaufen, weil einfach die Verhältnisse von Angebot und Nachfrage, von Produktion einesteils, Kauflust und Kaufkraft der Leser andernteils, zu ungünstig lagen; noch heute bin ich in aller Stille vergnügt darüber, daß ich damals auf Seiten der Verleger stand, nicht auf der meiner Berufsgenossen. In der unmittelbaren Gegenwart steht es um diese Dinge noch schlimmer: Neigung und Fähigkeit zum Bücherkauf mindert sich zusehends auch in gelehrten Kreisen, und erstünde Paul de Lagarde heute wieder zum Leben, so würde er mit noch größerer Schärfe und Bitterkeit die steigenden Ansprüche an den Komfort des Lebens mit dem Abnehmen des Bedürfnisses nach Büchern kontrastieren.

Die großen Erfolge sind in England nicht häufiger als bei uns. Lorimer berichtet Ergötzliches über die Umstände, durch welche sie bisweilen herbeigeführt oder wenigstens gefördert werden. So scheint es mir ganz glaublich, daß zu dem außerordentlichen Absatz von Blackmores Roman ‚Lorna Doone‘ — ein an sich gutes, aber nicht bedeutendes Werk — das zufällige Zusammentreffen seines Erscheinens und der Vermählung des Marquis von Lorne mit der Prinzessin Louise beigetragen habe. Wie durch einen salbungsvollen Aufsatz Gladstones der riesige Erfolg des Romanes ‚Robert Elsmere‘ der Mrs. Ward herbeigeführt wurde, ist noch im Gedächtnis; solche Gunst hat dann auch schwache Werke dieser Schriftstellerin über die Schwierigkeiten hinweggetragen und erlischt erst jetzt allmählich, wo freilich auch die schöpferische Kraft in ihren Büchern bald auf dem tiefstmöglichen Punkte angelangt ist. In diesem Bezuge sind die deutschen Verhältnisse anders beschaffen. Die Empfehlung durch Menschen in großer Stellung hilft hier gar nicht: weder Bismarck noch Mommsen haben stärkeren Absatz von Büchern dadurch bewirkt, daß sie gelegentlich sie aus eigener Kenntnis empfahlen. Auch der tiefste Respekt vor der höchsten Stelle vermag die Kauflust des deutschen Publikums nicht zu steigern, wofern dessen Geschmack und die gewöhnlich den Erfolg hervorbringenden Momente nicht mitwirken.

Wie kommt denn überhaupt ein solcher Erfolg zustande? Nicht immer durch den inneren Wert des Buches. Denn allzeit steht die Schätzung eines neuen Werkes in festem Verhältnis zu dem augenblicklichen Stande der literarischen Produktion. Wird in einem bestimmten Zweige durch eine Zeitlang nichts hervorragend Gutes geschaffen, dann steigen die geringen Erzeugnisse in Wert und Geltung. Das läßt sich auch sehr trifftig auf die Gegenwart anwenden; es genügt, einen Blick auf die Theaterstücke des verflossenen Jahrzehntes zu werfen. Was sind da alles für klägliche Machwerke mit großem Lärm aufgetaucht (Brüder von St. Bernhard, Privatdozent und dgl.), die eine Weile lang unter dröhnendem Beifall über die Bühnen flattern, um dann vollkommen spurlos und endgültig zu verschwinden! Oder hält es jemand für möglich, daß eine Kleisterarbeit wie Stilgebauers ‚Götz Krafft‘ trotz der aus-

gezeichneten Maschinerie seines Verlages einen solchen Absatz erlangt hätte, wofern wir heute auch nur einen einzigen Romandichter ersten Ranges in Deutschland besäßen, dessen Licht die literarischen Fledermäuse ins Dunkel scheuchte? Kommt nur einmal wieder ein großes Werk, dann besinnen sich die Menschen sofort auf die strengen Maßstäbe der Kunst, und jene untergeordneten Produkte verziehen sich, wo sie hin gehören, nach der ‚Freien Bühne' und nach den Züricher Sonntagsbeilagen für abgelebte Provinzzeitungen.

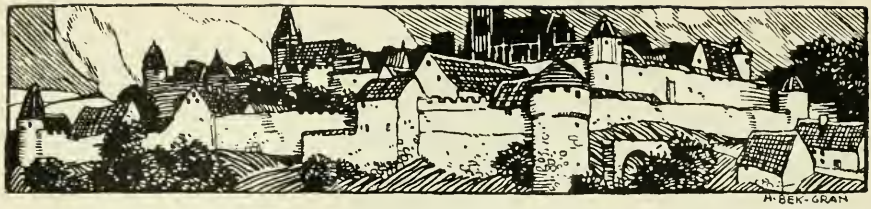
Lorimer betrachtet die Kritik als maßgebend für den Erfolg der Romane und bietet vortreffliche Schilderungen der verschiedenen Arten von Kritikern und ihres Wirkens. Auch hier werden starke Unterschiede sichtbar zwischen englischer und deutscher Praxis. Die sorgsamen, gründlichen Kritiken werden dort in der Regel von Frauen und Geistlichen verfaßt, die in Lokalblätter schreiben und, mit guter Bildung ausgerüstet, die Bücher förmlich studieren, deren Überlassung ihr einziges Honorar bildet. Diese Klasse von Rezensenten fehlt bei uns so ziemlich ganz. Die wirklichen Erfolge werden, meint Lorimer, nur durch Kritiken der großen Londoner Blätter zuwege gebracht. Die alles dominierende Stellung von London hat nun zwar in Deutschland und Österreich nicht ihresgleichen, aber das Übergewicht der Zeitungen großer Städte ist auch bei uns allenthalten wahrzunehmen. Eine Rezension der ‚Neuen Freien Presse' z. B. ist für den Absatz wichtiger als die wohlbegründeten Lobsprüche von 300 Provinzblättern. Mit guter Sachkenntnis beschreibt Lorimer die Arbeitsweise einflußreicher Rezensenten und verteidigt diese mehrfach wider die Klagen der Schriftsteller, vornehmlich gegen die eine, die stets von neuem erhoben wird, daß die Kritiker die Bücher nicht ordentlich lesen, die sie besprechen. Unter ordentlich verstehen die Autoren von Seite zu Seite, vom ersten Kolon bis zum letzten Punkt. Das ist erstens einmal überhaupt gar nicht möglich. Wohin käme der Rezensent, von dem der Redakteur alle paar Tage eine Anzahl knapper bestimmter Paragraphen fordert, wenn er jeden Roman blattweise prüfen sollte wie ein neues Handbuch der Differentialrechnung? Der Aufwand an Zeit und Kraft stünde zu der Entlohnung und dem Effekt in einem Mißverhältnis, das sich von selbst verbietet, und das niemand als empfehlenswert bezeichnen kann, der die realen Zustände aus eigenem Erfahren kennt. Zur Zeit, als ich mich in berufsmäßiger Kritik versuchte, habe ich zu einem neuen Roman von einem Bande zwei bis drei Stunden für die Lektüre gebraucht, was viel zu lang war gemäß dem Urteil der Sachkundigen. Es ist eben gar nicht nötig, die neuen Romane mit ermüdender Sorgfalt zu lesen. Wer einigermaßen sich darin geübt hat, große Mengen von Lektüre zu bewältigen, der weiß, wie viel Gemeinsames an Technik, Komposition und Ausführung überall begegnet, das vom Kritiker gar nicht beachtet zu werden braucht. Soweit meine Erfahrung mich belehrt hat, muß mindestens der erste Bogen von dem Buche eines neuen Autors sehr genau gelesen werden. Dann weiß der Praktiker Bescheid in der Technik und über den Stil des Verfassers. Ist das Werk unbedeutend, — und diese machen auch bei uns die ungeheure Mehrheit

aus, — so genügt es, noch einzelne Partien durchzusehen, um über das Können des Autors ins reine zu kommen. Neue Romane von Ganghofer, von Frau Nataly von Eschstruth und Dutzenden anderer Schriftsteller braucht kein Berufskritiker mehr wirklich zu lesen, sondern er blättert sie höchstens durch, auch wenn er es mit seinem Amte sehr gewissenhaft nimmt, denn das ist Lesefutter, nicht Kunst. Diese Gattung fabrikmäßiger Produktion ist die normale, sie reicht bei uns sehr hoch hinauf, weit in die Reihen der ‚klangvollen' Namen unserer Literatur; die Romane, die da im Spätherbst pünktlich angewandert kommen, ähneln durchaus den hübschen Weihnachtskisten des Nürnberger Lebkuchenbäckers: die zierlichen Vignetten sehen immer anders aus, der Inhalt bleibt derselbe. Hingegen scheint es mir nicht erforderlich, die Freude eines ernsten Kritikers auszumalen, wenn er unerwartet an ein gutes Buch gerät. Mit einem tiefen Seufzer des Wohlbehagens legt er ein solches Werk nach dem ersten Bogen zur Seite, um zu überlegen, und nimmt es dann zum langsamen Genusse wieder auf. Doch werden solche Stunden im Rezensentenleben immer rarer!

Natürlich verharrt auch heute noch der Schriftsteller in seinem alten Haß wider den Kritiker; diese Abneigung gehört zum Handwerk. Der Autor will gelobt sein, nur gelobt sein und kann gar nicht genug gelobt werden, mag er selber das noch in so viele Phrasen einwickeln (‚Bedürfnis, verstanden zu werden'; ‚Wünsche, zu lernen' usw.). Man macht da wunderliche Erfahrungen. Da habe ich vor einiger Zeit ein ganz braves Buch besprochen, in welchem ein Autor seine äußeren und inneren Erlebnisse zu einem Roman zusammengepackt hatte. Weil ihm allerlei Interessantes begegnet war und er die Frische des Anfängers besaß, war das Experiment nicht so übel gelungen, und ich habe das Werk gelobt. Freilich mußte ich hinzufügen, einzelne Partien machten den Eindruck des Übertriebenen, des Unwahren und Grotesken. Darüber wurde der Autor sehr empfindlich, schrieb mir einen gereizten Brief und meinte, das müsse wohl daran liegen, daß seine niederdeutsche Art in Österreich nicht verstanden werde. Der Gute! Er hatte von den Elementen seiner Kunst so wenig eine Vorstellung, daß er nicht wußte, was im Leben wirklich sich ereignet, brauchte deshalb in der Dichtung nicht als wahr zu gelten. Es bedarf gewiß bestimmter Kunstmittel, um in der erzählenden Poesie den Eindruck der Wahrheit hervorzurufen und dadurch künstlerisch zu wirken. Solche Grundirrtümer begegnen heutzutage sehr häufig bei Autoren, wie sie ihrer immer mehr werden, die eigentlich nur eine sehr geringe Anlage zur Kunst besitzen, aber über ihre Schicksale gut zu plaudern und kleine Geschichten nett zu erzählen wissen. Der Vorrat von Erfahrungen wird dann in einem Buch ausgespreitet, und wenn dieses Beifall findet, ist der ‚Dichter' fertig. Erst das nächste Buch dann, welches gemacht werden muß und nicht mehr aus den Erlebnissen schöpft, zeigt dem erstaunten Publikum, über wie wenig künstlerisches Vermögen der Autor eigentlich verfügt. Die Gaben der Phantasie, der Auswahl und des Aufbauens sind eben auch heute in der Erzählungsliteratur

Göttergeschenke, die sehr selten den Sterblichen zufallen. Ein glänzendes Beispiel bot Gustav Frenssen. Nach seinem ‚Jörn Uhl' konnte man zweifelhaft sein, ob hier eine ursprüngliche Kraft sich auftue oder ein zufällig gesammelter Schatz wertvoller Erlebnisse. ‚Hilligenlei' hat alle Welt überzeugt, daß der Verfasser zwar niemals hätte Pastor werden sollen, daß es ihm aber auch an dem schöpferischen Vermögen gebricht, dessen ein guter Erzähler nicht entraten kann, ganz abgesehen von den Mängeln einer holperigen und unlesbaren Schreibweise. So ist es dem Schweizer Jakob Heer ergangen und noch manchen anderen Autoren, die jedoch immerhin ein und das andere brauchbare Werk geschaffen haben und deshalb verdienen, anerkannt zu werden.

Als Schriftsteller wirken ist eben ein schwerer Beruf, bei dem es wenige Treffer und viele Nieten gibt. Wenn deshalb das Buch eines Praktikers wie Lorimer, dessen Anregungen ich hier nicht annähernd habe erschöpfen können, in die entschiedene Warnung vor der Wahl des schöpferischen Berufes ausklingt, so kann ich dem nach Maßgabe meiner Bekanntschaft mit deutschen Verhältnissen nur aufrichtig zustimmen. Wir brauchen weniger Schriftsteller und mehr Dichter, damit unsere Literatur gedeihe und den Schöpfungen vergangener Jahrhunderte sich ebenbürtig erweise.



Konfession und natürliche Bevölkerungsbewegung.

Von

Georg Neuhaus.

Je schärfer sich die konfessionellen Gegensätze in unserem Vaterlande gestaltet haben, desto mehr ist von den Regierungen darauf Wert gelegt worden, den Anteil der Bekenntnisse an der Gesamtbevölkerung genauer festzustellen und dessen Veränderungen ständig zu verfolgen. Das ist besonders in Preußen seit einer längeren Reihe von Jahren geschehen. Nicht nur findet seit 1880 bei den Volkszählungen regelmäßig eine weitgehende Auszählung der Bevölkerung nach Religionsgruppen statt, sondern auch bei der alljährlichen Ermittlung der Anzahl der Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen erfolgt eine intensive Berücksichtigung der Konfession. So haben wir für den größten deutschen Bundesstaat ein ganz vorzügliches Material zur Beurteilung der Frage, ob auf dem Gebiete der Bevölkerungsbewegung Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Konfessionen bestehen. Dabei sind die betreffenden Ermittelungen seit 1875 von einer Zuverlässigkeit, wie sie bei anderen statistischen Erhebungen kaum zu erreichen ist. Nach dem Personenstandsgesetz von 1874 sind bekanntlich Geburten und Sterbefälle bei den Standesbeamten anzumelden; die Schließung der bürgerlichen Ehe findet nur vor ihnen statt. Auf Grund der bei den betreffenden Eintragungen in das Standesamtsregister gemachten detaillierten Angaben sind nun in Preußen Zählkarten auszufüllen, die in dem Königlich preußischen Statistischen Landesamte alljährlich zu einer eingehenden Statistik der Bevölkerungsbewegung verwertet werden.* Ihre Ergebnisse gewähren der folgenden Abhandlung, deren Bearbeitung durch den ‚Rückblick auf die Entwickelung der preußischen Bevölkerung von 1875 bis 1900'** wesentlich erleichtert worden ist, die notwendigen zahlenmäßigen Unterlagen. Berücksichtigt werden von uns nur die konfessionellen Unterschiede bei den Geburten, Sterbefällen und Eheschließungen sowie bei der ehelichen Fruchtbarkeit.

* Die Ergebnisse werden alljährlich veröffentlicht in dem amtlichen Quellenwerk ‚Preußische Statistik' unter dem Titel ‚Die Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle in Preußen'.

** Bearbeitet von Dr. jur. Max Bröstcke, Heft 188 der ‚Preußischen Statistik', Berlin 1904.

Daß solche Unterschiede bestehen, mag vielen unglaubwürdig erscheinen, da man ohne weiteres kaum auf den Gedanken kommen könnte, daß das Glaubensbekenntnis Einfluß auf diese für das menschliche Dasein wichtigsten Tatsachen auszuüben vermag. Jedoch hat die Statistik auf dem einschlägigen Gebiete wie auf vielen anderen gezeigt, daß hier keine für die einzelnen Bekenntnisse einheitliche Bewegung besteht, daß hier nicht nur in gewissen Zeitabschnitten ziemlich regelmäßig wiederkehrende Verschiedenheiten bestehen, sondern daß sich diese Verschiedenheiten, soweit es bis jetzt zu beobachten möglich ist, noch häufig im Laufe der Zeit verschärfen.

Es soll nun unsere vornehmlichste Aufgabe sein, die Unterschiede in der natürlichen Bevölkerungsbewegung bei den Angehörigen der einzelnen Religionen nachzuweisen. Daneben soll auch versucht werden, eine Erklärung dafür zu geben. Dieses wird jedoch nicht überall möglich sein, da das Beobachtungsgebiet auf einen Staat beschränkt bleiben muß. Die Berücksichtigung der einzelnen preußischen Verwaltungsbezirke, die in mancher Hinsicht die Heranziehung entsprechender Daten für andere Staaten ersetzen könnte, scheitert daran, daß die umfangreichen und daher kostspieligen Berechnungen nicht von der amtlichen Stelle ausgeführt worden sind. Trotzdem werden wir in vielen Fällen zu einem sicheren Schluß kommen können.

Was zunächst die Zahl der Geburten überhaupt anbetrifft, so ist sie bei den reinevangelischen Paaren am größten, nächstdem bei den reinkatholischen. Die Geburten in Mischehen evangelischer Männer und katholischer Frauen sind geringer als die in Mischehen katholischer Männer mit evangelischen Frauen. Fast überall findet sich eine beinahe stetige Zunahme der Geburten von Jahrfünft zu Jahrfünft; nur bei denen aus rein jüdischen Ehen ist eine ununterbrochene Abnahme zu konstatieren. Man vergleiche hierzu die nachstehende Tabelle!

Perioden in Jahren	Ehelich geborene Kinder (Lebend- und Totgeborene)					
	evangelischer Väter und		katholischer Väter und		jüdischer Väter u. Mütter	jüdisch-christlichen Mischehen
	evangel. Mütter	kath. Mütter	kath. Mütter	evangel. Mütter		
1875—1879	3 026 883	109 968	1 675 294	143 959	55 521	1599
1880—1884	2 995 114	119 803	1 672 235	143 052	50 440	2123
1885—1889	3 048 996	135 343	1 777 494	156 444	45 415	2495
1890—1894	3 118 777	148 690	1 898 411	169 232	41 772	2781
1895—1899	3 220 714	161 907	2 089 794	181 548	38 096	2942
1900—1904	3 278 869	172 891	2 290 142	189 045	35 487	3327
1875—1889	9 070 993	365 114	5 125 023	443 455	151 376	6217
1890—1904	9 618 360	483 488	6 278 347	529 825	115 355	9050

Die Geburten haben sich übrigens von 1875/79 auf 1900/04 bei den verschiedenen Paaren sehr ungleich vermehrt, und zwar bei denen aus reinevangelischen Ehen um $8_{,3}$ v. H., bei denen aus Ehen evangelischer Männer und katholischer Frauen um $57_{,2}$ v. H., bei denen aus reinkatholischen Ehen

um $36_{,4}$ v. H., bei denen aus Ehen katholischer Männer und evangelischer Frauen um $31_{,3}$ v. H. und bei denen aus jüdisch-christlichen Mischehen um $114_{,4}$ v. H. Die Geburten in rein jüdischen Ehen haben um $36_{,8}$ v. H. abgenommen. Die Unterschiede in der absoluten Zahl der Geburten bei den einzelnen Konfessionen beruhen natürlich in erster Linie auf deren ungleichmäßigem Anteil an der Gesamtbevölkerung, die verschiedenartige Zunahme der Geburten in den Mischehen auf den Mischeheschließungen. Schließlich ist aber noch die eheliche Fruchtbarkeit in Betracht zu ziehen, auf die wir im letzten Abschnitte zurückkommen werden.

Aus dem Verhältnis der Totgeborenen zu der Gesamtzahl der Geborenen, das wir an zweiter Stelle ins Auge fassen, ergibt sich die sogenannte Vitalität. Diese weist bei den einzelnen Bekenntnissen nicht unbedeutende Verschiedenheiten auf. Unter 1000 Geborenen waren nämlich totgeboren

im Jahrfünft	in rein evangel. Ehen	von evang. Müttern unehelich	in rein kathol. Ehen	von kath. Müttern unehelich	in rein jüdischen Ehen	von jüd. Müttern unehelich
1875—1880	$42_{,1}$	$54_{,1}$	$37_{,9}$	$54_{,6}$	$32_{,6}$	$60_{,9}$
1881—1885	$40_{,4}$	$52_{,6}$	$35_{,6}$	$53_{,7}$	$32_{,8}$	$58_{,6}$
1886—1890	$38_{,5}$	$50_{,1}$	$32_{,8}$	$46_{,8}$	$35_{,6}$	$52_{,1}$
1891—1895	$34_{,5}$	$45_{,6}$	$28_{,7}$	$43_{,3}$	$29_{,9}$	$45_{,9}$
1896—1900	$33_{,8}$	$46_{,4}$	$27_{,8}$	$43_{,7}$	$27_{,1}$	$41_{,4}$
1875—1900	$37_{,9}$	$49_{,9}$	$32_{,4}$	$48_{,3}$	$31_{,5}$	$52_{,6}$

Die Zahl der in den Mischehen geborenen Kinder lassen wir hier außer Betracht; dagegen berücksichtigen wir die unehelichen Geburten. Es fällt auf, daß die Vitalität der letzteren unter allen Bekenntnissen erheblich geringer ist als diejenige der in nicht gemischten Ehen geborenen Kinder. Der Grund dafür ist in dem Umstande zu suchen, daß die uneheliche Mutter, die in den meisten Fällen den unteren Klassen angehört, sich gewöhnlich genötigt sieht, ihren Lebensunterhalt auch während der Schwangerschaft durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Sie dehnt daher ihre Tätigkeit möglichst bis zu dem Tage der Geburt aus. Auf den künftigen Weltbürger wird um so weniger Rücksicht genommen, als sein Erscheinen kaum jemals als ein freudiges Ereignis angesehen wird. Daher wird denn wohl auch bei der Geburt selbst nicht immer alles aufgeboten, um das Kind lebend zu erhalten, zumal es ja nicht selten die uneheliche Mutter aus Scham unterläßt, eine Hebamme oder einen Arzt rechtzeitig hinzuzuziehen. Daß sich die Vitalität in dem ganzen Zeitraume bei den unehelichen Geburten fast ständig überall vergrößert hat, ist ein erfreulicher Beweis, daß auch der unehelichen Mutter immer häufiger Beistand wenigstens in ihrer schweren Stunde zuteil wird.

Die Vitalität bei den ehelichen Geburten ist während jeder der fünf Perioden bei denen aus rein evangelischen Ehen geringer als bei denen aus rein katholischen; am günstigsten ist sie bei den in rein jüdischen Ehen

Geborenen. Letzteres beruht nun wohl weniger auf besseren Rassenverhältnissen als darauf, daß bei der größeren Wohlhabenheit der jüdischen Bevölkerung alles aufgeboten werden kann, um auch bei schwächlichen Frauen die etwa gefährdete Leibesfrucht am Leben zu erhalten, und zwar um so mehr, als die eheliche Fruchtbarkeit rein jüdischer Familien, wie sich zeigen wird, sehr gering ist. Um so auffallender ist im Vergleich zu den aus rein jüdischen Ehen stammenden Kindern die so überaus geringe Vitalität der Neugeborenen jüdischer unehelicher Mütter, die im ersten Jahrfünft ganz besonders niedrig war und bis zu den Jahren 1891/95 selbst hinter der der unehelichen Geburten evangelischer Mütter blieb. Im letzten Jahrfünft allerdings zeigt sich hier eine wesentliche Änderung. Von Jahrfünft zu Jahrfünft hat sich die Zahl der Totgeburten bei allen Bekenntnissen fast durchweg verringert, und zwar unter den ehelichen relativ am meisten bei denen aus rein katholischen Ehen, unter den unehelichen bei denen von jüdischen Müttern.

Daß sich hier für die Katholiken bessere Ziffern ergeben als für die Evangelischen, beruht vielleicht auf rein physiologischen Verhältnissen. Inwieweit hierbei die polnische Rasse mitspricht, vermögen wir bei dem Fehlen entsprechender Berechnungen nicht zu entscheiden.

Was des weiteren die unehelichen Geburten anbetrifft, so entfielen auf tausend

in den Jahren	in rein evang. Ehen Geborene unehelich Geborene von evang. Müttern	in rein kath. Ehen Geborene unehelich Geborene von kath. Müttern	in rein jüd. Ehen Geborene unehelich Geborene von jüd. Müttern
1875—1880	101,1	63,3	28,5
1881—1885	108,1	69,9	28,1
1886—1890	106,8	70,1	28,2
1891—1895	103,7	67,8	30,3
1896—1900	105,4	64,8	36,0

Die Zahl der unehelichen Geburten ist demnach unter den Evangelischen am größten, bei den Juden am geringsten. Die Gründe für die Häufigkeit der unehelichen Geburten sind so mannigfach und oft auf rein äußere Umstände zurückzuführen, daß auf eine größere oder geringere Immoralität der weiblichen Angehörigen des einen oder des anderen Bekenntnisses aus diesen Ziffern allein ohne anderweitige eingehende und weitläufige Untersuchungen nicht geschlossen werden darf. Gleichwohl fällt es auf, daß die unehelichen Geburten bei den Juden sich seit 1881 stetig vermehrt haben, obgleich nicht behauptet werden kann, daß dies infolge einer Verschlechterung der materiellen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung geschehen ist. Vielleicht kommt die Zunahme daher, daß die jüdischen Mädchen sich immer mehr genötigt sehen, ihr Elternhaus zu verlassen, um selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben, wodurch sie mehr als bisher einer Verführung ausgesetzt werden. Denn die jüdische Sitte, das weibliche Geschlecht im Hause zu hüten, ist unter den modernen Verhältnissen allmählich abgekommen.

Die Religion an sich übt wohl nur wenig Einfluß auf eine geringere oder größere Sterblichkeit aus. Weit eher läßt sich das von der Rasse behaupten, die bei den Juden durch die Religion zum Ausdruck kommt. Die Sterblichkeit der Angehörigen der verschiedenen Religionen kann nun einerseits dadurch gemessen werden, daß man den Anteil der Konfessionen an der lebenden Gesamtbevölkerung mit ihrem Anteile an der Gesamtzahl der Gestorbenen vergleicht, oder in der Weise, daß man berechnet, wie viele Sterbefälle auf das Tausend der lebenden Konfessionsangehörigen kommen. Da die konfessionelle Zusammensetzung eines so großen Gebietes wie Preußen sich nur langsam verändert, so können die bei den Volkszählungen ermittelten Zahlen der Lebenden mit der Anzahl der Gestorbenen in den zunächstliegenden Jahren zueinander in Beziehung gesetzt werden. Da die Religion erst seit 1880 bei den Volkszählungen, bei den Sterbefällen seit 1877 regelmäßig festgestellt worden ist, können wir unsere Beobachtungen erst mit dem Jahre 1880 beginnen lassen.

Vom Tausend der Gesamtbevölkerung waren

bei der Volkszählung von	Evangelische	Katholiken	Juden
1880	646	338	$13_{,3}$
1885	644	340	$12_{,9}$
1890	642	342	$12_{,4}$
1895	639	345	$11_{,9}$
1900	633	351	$11_{,4}$

Stellen wir nun diesen Ziffern die der folgenden Übersicht, welche das Stärkeverhältnis der Bekenntnisse bei den Sterbefällen betrifft, gegenüber.

Unter tausend Gestorbenen waren

im Durchschnitte der Jahre	Evangelische	Katholiken	Juden
1880—1881	636	353	$9_{,1}$
1885—1886	640	350	$8_{,5}$
1890—1891	635	355	$8_{,3}$
1895—1896	627	363	$8_{,1}$
1900—1901	621	369	$7_{,9}$

Danach ist die Sterblichkeit der Juden am günstigsten, die der Katholiken dagegen am größten. Der Anteil der Juden und Evangelischen an den Sterbefällen sinkt schneller als der an der Gesamtbevölkerung, während der Anteil der Gestorbenen unter den Katholiken stärker als die Zunahme der katholischen Bevölkerung wächst. Worauf diese entgegengesetzte Bewegung zurückzuführen ist, wagen wir nicht endgültig zu entscheiden. Vermutlich beruht sie darauf, daß die Geburten bei den Katholiken schneller zugenommen haben, so daß die jüngeren Altersklassen bei ihnen in wachsendem Maße stärker besetzt werden als bei den Angehörigen anderer Konfessionen. Da Personen in ganz jungem Alter mehr der Sterblichkeit unterliegen wie ältere, so muß eine Bevölkerung mit verhältnismäßig vielen Kindern eine größere Sterbeziffer aufweisen als eine andere, bei der die älteren Jahrgänge vorherrschen. Das geht schon aus folgender Übersicht hervor:

Unter tausend Gestorbenen des betreffenden Geschlechtes waren a = von den Kindern (bis 15 Jahre einschließlich alt), b = von den Erwachsenen (über 15 Jahre alt)

im Durchschnitte der Jahre		Evangelische m.	Evangelische w.	Katholiken m.	Katholiken w.	Juden m.	Juden w.
1877—1880	a	634	633	356	358	7,6	7,4
	b	650	647	337	340	11,1	11,1
1881—1885	a	629	629	363	362	6,8	6,6
	b	646	644	340	342	11,3	11,4
1886—1890	a	631	631	362	362	5,6	5,5
	b	647	646	339	340	12,0	11,6
1891—1895	a	619	619	375	375	4,5	4,8
	b	648	648	337	338	12,5	12,0
1896—1900	a	600	599	395	396	3,8	3,5
	b	644	647	341	338	12,7	11,9

Unter den Katholiken ist also die Zahl der gestorbenen Kinder beträchtlicher als die der gestorbenen Erwachsenen, während bei den Evangelischen, noch mehr aber bei den Juden die letzteren überwiegen. Daraus folgt, daß bei den Katholiken ein größerer Kinderreichtum besteht. Bemerkenswert ist, daß die Unterschiede zwischen gestorbenen Kindern und gestorbenen Erwachsenen von Periode zu Periode bei den Katholiken sehr stark wachsen. Leider hat bei der Bearbeitung der Volkszählungsergebnisse eine Gruppierung der Angehörigen der einzelnen Religionen nach Altersklassen bisher noch nicht stattgefunden, so daß genauere Untersuchungen über einen Einfluß des Glaubensbekenntnisses auf die Sterblichkeit nicht möglich sind. Wir müssen uns daher mit den bisherigen und den nachfolgenden Angaben begnügen.

Die allgemeine Sterbeziffer der Religionsgruppen ist folgende: Im preußischen Staate sterben von tausend Lebenden jährlich

im Durchschnitte von	Evangelische	Katholiken	Juden
1880—1881	24,80	26,38	17,15
1885—1886	25,59	26,54	16,85
1890—1891	23,23	24,33	15,73
1895—1896	20,88	22,40	14,43
1900—1901	20,76	22,24	14,62
im ganzen Durchschnitt der betr. Jahre 1880—1901	23,05	24,38	15,76

Im ganzen Durchschnitte der betreffenden Jahre von 1880 bis 1901 war die Sterblichkeit der Juden weitaus am geringsten, die der Katholiken am beträchtlichsten. Die Sterblichkeitsziffer hat innerhalb dieses Zeitraumes am meisten bei den Evangelischen, am wenigsten bei den Katholiken abgenommen. Die so günstige Sterbeziffer bei den Juden wird zu einem großen Teile von ihrer besseren materiellen Lage verursacht.

Provinz / Staat	Im ganzen Durchschnitt der betr. Jahre 1880–1901 starben v. 1000 Lebenden jährl.		
	Evang.	Kath.	Juden
Ostpreußen	26,9	25,3	19,6
Westpreußen	25,4	27,4	17,7
Stadtkr. Berlin	23,4	18,2	13,6
Brandenburg	23,8	18,7	18,8
Pommern	23,3	19,0	15,5
Posen	23,5	25,2	19,1
Schlesien	27,4	27,6	16,2
Sachsen	23,5	22,8	14,3
Schlesw.-Holstein	19,6	15,2	16,4
Hannover	20,1	20,3	14,1
Westfalen	20,9	22,5	13,6
Hessen-Nassau	20,3	20,6	14,8
Rheinland	20,0	23,3	15,1
Hohenzollern	15,9	25,6	23,0
Staat	23,05	24,38	15,76

Wie aus nebenstehender Tabelle hervorgeht, ist die Sterbeziffer in den preußischen Landesteilen recht verschieden. Die höchste Ziffer bei Evangelischen und Katholiken findet sich in Schlesien, bei den Juden — abgesehen von Hohenzollern — in Ostpreußen, die geringste Ziffer bei den Evangelischen — Hohenzollern kommt hier wieder nicht in Betracht — und Katholiken in Schleswig-Holstein, bei den Juden in Berlin und Westfalen. Die Sterblichkeit ist abweichend von den Gesamtverhältnissen im Staate für die Katholiken günstiger als für die Protestanten in Ostpreußen, Berlin, Brandenburg, Pommern, Sachsen und Schleswig-Holstein; dieses hängt vielleicht damit zusammen, daß in einzelnen größeren Teilen dieser Provinzen die Katholiken erst seit kürzerer Zeit eingewandert sind. Infolgedessen dürften hier unter den Katholiken die widerstandsfähigeren Altersklassen anormal stark vertreten sein und sich bei ihnen überhaupt der Altersaufbau anders gestalten als bei den Evangelischen, woraus sich naturgemäß ein vom Durchschnitt abweichendes Sterblichkeitsverhältnis ergibt.

In dem die Eheschließungen betreffenden Teile dieser Abhandlung sollen zunächst die Heiratsziffer der einzelnen Bekenntnisse, dann die stehenden Mischehen und endlich die Schließungen von Mischehen zwischen Evangelischen und Katholiken untersucht werden.

Die Heiratsziffer gibt die Häufigkeit der Eheschließungen innerhalb der Bevölkerung oder Teilen derselben an; sie wird gefunden, indem man berechnet, wieviel Eheschließungen auf etwa 100 oder 1000 Einwohner kommen. Für Preußen ergibt sich hierbei folgendes:

Es heirateten von 1000 Lebenden nach den Volkszählungen von 1880 bezw. 1885, 1890, 1895 und 1900

im Durchschnitte der Jahre	bei den Evangel.	bei den Kathol.	bei den Juden
1880–1881	15,7	14,8	13,5
1885–1886	16,6	16,0	13,4
1890–1891	16,6	16,1	14,3
1895–1896	16,5	16,1	14,1
1900–1901	17,1	16,7	14,3

Hiernach ist die Häufigkeit der Eheschließungen bei den Katholiken größer als bei den Juden und bei den Evangelischen bedeutender als bei

ersteren; sie ist im Durchschnitte der Jahre 1900/01 bei allen Bekenntnissen beträchtlicher als in dem von 1880 bis 1881. Diese Zunahme ist aber nicht gleichmäßig während der zwanzig Jahre erfolgt; vielmehr findet sich bei den Evangelischen von 1885/86 zu 1890/91 ein Stillstand, in der nächsten Periode ein Rückgang, während bei den Katholiken gar keine Verminderung, sondern nur von 1890/91 zu 1895/96 ein Stillstand zu beobachten ist. Bei den Juden folgte dem Rückgange von 1880/81 zu 1885/86 eine Aufwärtsbewegung, die in der nächsten Periode einer Verminderung Platz machte; von 1895/96 auf 1900/01 ist dann wieder eine Zunahme festzustellen.

Höchst wahrscheinlich würde sich die Heiratsziffer der Katholiken wesentlich höher stellen, für die Evangelischen aber und besonders für die Juden erheblich niedriger, wenn die Zahl der Eheschließungen mit der Anzahl der im heiratsfähigen Alter stehenden ledigen Personen auch unter Berücksichtigung der Konfessionsangehörigkeit verglichen werden könnte. Denn, wie wir nachgewiesen haben, müssen die für eine Verheiratung nicht in Betracht kommenden jüngeren Altersklassen bei den Katholiken weit stärker vertreten sein als bei den Evangelischen und noch mehr bei den Juden.

Was die vorhandenen Mischehen anbetrifft, so stellte sich ihre Gesamtzahl 1885 auf 237979 oder $49{,}_{74}$ vom Tausend sämtlicher Ehen, 1890 auf 264361 bezw. $51{,}_{97}$, 1895 auf 289718 bezw. $53{,}_{28}$ und 1900 auf 355191 bezw. $56{,}_{08}$; sie haben sich hiernach nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnisse zu den Ehen überhaupt vermehrt.

Die Beteiligung der männlichen Angehörigen der drei Hauptbekenntnisse an den Mischehen ist folgende:

Es betrug a = im ganzen, b = aufs Tausend der stehenden Ehen die Zahl der Mischehen

Bei der Volkszählung von		Die Zahl der Mischehen		
		evangel.	kathol.	jüdischer
		Männer m. andersgläub. Frauen		
1885	a	107 204	126 416	1100
	b	$22{,}_{41}$	$26{,}_{42}$	$0{,}_{23}$
1890	a	119 173	139 515	1505
	b	$23{,}_{43}$	$27{,}_{43}$	$0{,}_{29}$
1895	a	131 144	150 840	1757
	b	$24{,}_{12}$	$27{,}_{74}$	$0{,}_{32}$
1900	a	152 210	173 303	2242
	b	$25{,}_{47}$	$28{,}_{99}$	$0{,}_{38}$

Die Zahl der von katholischen Männern eingegangenen Mischehen ist sonach am größten, nächstdem die von evangelischen Männern geschlossener. Eine Zunahme findet sich bei allen Gruppen; sie ist am beträchtlichsten bei den jüdischen Mischehen (um das Doppelte).

Über die Konfession der in Mischehen lebenden Frauen gibt die folgende Tabelle Auskunft, nach deren Angaben die Ehen zwischen Katholiken und Evangelischen in jeder Beziehung am zahlreichsten sind.

Religionsbekenntnis der Ehegatten	Vorhandene Mischehen bei der Volkszählung							
	1885		1890		1895		1900	
	überhaupt	v. T. der bestehenden Ehen	überhaupt	v. T. der bestehenden Ehen	überhaupt	v. T. der bestehenden Ehen	überhaupt	v. T. der bestehenden Ehen
1. Evangelische Männer mit								
katholischen Frauen	104 961	21,94	116 673	22,94	128 069	23,55	148 608	24,87
jüdischen „	763	0,16	956	0,19	1 147	0,21	1 326	0,22
2. Katholische Männer mit								
evangelischen Frauen	126 086	26,35	139 129	27,35	150 365	28,65	172 665	28,89
jüdischen „	166	0,04	215	0,04	251	0,05	335	0,05
3. Jüdische Männer mit								
evangelischen Frauen	916	0,19	1 255	0,25	1 452	0,27	1 855	0,31
katholischen „	130	0,03	210	0,04	253	0,04	355	0,06
Mischehen überhaupt	237979	49,74	264361	51,67	289718	53,28	335191	56,08

Nach der folgenden Tabelle, welche die Anzahl der Eheschließungen sowohl konfessionell nicht gemischter als auch konfessionell gemischter Paare mitteilt, sind die reinevangelischen Verehelichungen am zahlreichsten, dann die reinkatholischen; ihnen folgen die Eheschließungen zwischen katholischen Männern und evangelischen Frauen, dann diejenigen zwischen evangelischen Männern und katholischen Frauen, die reinjüdischen und die jüdisch-christlichen Verheiratungen.

Perioden in Jahren	Religionsbekenntnis der Eheschließenden					
	evangelischer Mann		katholischer Mann		rein jüdische Paare	jüd. Männer u. evangel. bezw. kath. Frauen, evg. bezw. kath. Männer m. jüd Frauen
	evangel. Frau	katholische Frau	katholische Frau	evangel. Frau		
1875—1879	675 026	32 831	313 298	40 223	12 152	1 151
1880—1884	670 265	35 908	318 582	41 545	11 806	1 096
1885—1889	719 133	41 150	342 969	47 220	11 793	1 430
1890—1894	748 901	46 490	368 584	53 747	12 468	1 519
1895—1899	821 057	54 030	405 999	60 655	12 766	2 067
1900—1904	865 080	58 513	435 030	63 002	12 840	2 376
1875—1889	2 064 424	109 889	974 849	128 988	35 751	3 677
1890—1904	2 435 038	159 303	1 209 613	177 404	38 074	5 962

Der Anteil der unterschiedenen einzelnen Kategorien an der Gesamtzahl der hier behandelten Eheschließungen hat sich von 1875/89 auf 1890/1904 verändert. Von hundert Eheschließungen waren nämlich

in den Jahren	rein evang.	evang. Männer m. kath. Frauen	rein kath.	kath. Männer mit ev. Frauen	rein jüdisch	christl.-jüd. Gemischte
1875—1889	62,4	3,3	29,3	3,9	1,1	0,01
1890—1904	60,6	4,0	30,1	4,4	0,9	0,1

Danach hat sich der auf die reinevangelischen und die reinjüdischen Eheschließungen entfallende Bruchteil verringert, der auf die übrigen Paare kommende dagegen vergrößert. Eine Zunahme der absoluten Zahl der Verheiratungen ist überall vom ersten auf das letzte Jahrfünft zu beobachten; sie gestaltete sich aber recht verschieden. Sie beträgt nämlich bei den reinevangelischen Eheschließungen $28{,}_2$ v. H., bei den reinkatholischen $38{,}_8$ v. H., bei den reinjüdischen nur $5{,}_2$ v. H., bei denen evangelischer Männer mit katholischen Frauen $78{,}_3$ v. H., bei denen katholischer Männer und evangelischer Frauen $56{,}_6$ v. H. und bei den jüdisch-christlich gemischten sogar $106{,}_4$ v. H. Sehr bemerkenswerterweise ist hiernach die Zunahme der konfessionell nicht gemischten Verehelichungen weit geringer als die der Mischeheschließungen. Besonders bei den Juden ist der Unterschied ganz außerordentlich und für das Judentum selbst geradezu gefährlich. Denn der weitaus größte Teil der den jüdisch-christlichen Ehen entstammenden Kinder wird getauft und geht dadurch dem Judentum verloren; außerdem dürfte eine beträchtliche Anzahl der in Mischehen lebenden Juden ihrer Väter Religion verlassen.

Die Mischeheschließungen zwischen Evangelischen und Katholiken sind um so bemerkenswerter, als diese beiden Konfessionen in Preußen am weitaus stärksten vertreten sind; sie haben deshalb auch von jeher eine besondere Beachtung gefunden, so daß wir auf sie noch etwas näher eingehen wollen. Jedoch gestatten uns die vorliegenden statistischen Daten nur eine indirekte Messung des Verhältnisses der reinevangelischen bezw. reinkatholischen Ehen und der evangelisch-katholischen Mischehen zu der evangelischen bezw. katholischen Bevölkerung, indem wir dem Anteile der beiden Konfessionen an der Gesamtbevölkerung den Anteil der reinkatholischen, reinevangelischen und evangelisch-katholischen Eheschließungen gegenüber stellen. Wir erhalten alsdann folgendes Bild: Es kamen

in den Jahren	auf 1000 Einwohner		auf 1000 Eheschließungen		
	Evangelische	Katholiken	reinevangel.	reinkathol.	ev.-kath. gem.
1880	646	337	$625{,}_0$	$290{,}_7$	$69{,}_2$
1885	644	340	$619{,}_3$	$292{,}_7$	$74{,}_4$
1890	642	342	$612{,}_6$	$294{,}_5$	$78{,}_6$
1895	639	345	$602{,}_0$	$301{,}_3$	$82{,}_0$
1900	633	351	$597{,}_8$	$303{,}_8$	$84{,}_8$

Danach haben die Mischehen ständig zugenommen, und zwar, abgesehen von 1900 gegenüber 1895, stets verhältnismäßig stärker, als der Anteil der katholischen Bevölkerung an der gesamten gewachsen ist. Diese Erscheinung ist jedenfalls darauf zurückzuführen, daß innerhalb dieser zwanzig Jahre eine bedeutende Einwanderung katholischer Personen in rein oder überwiegend evangelische Gegenden stattgefunden hat, und daß auch der Zuzug von Evangelischen in katholische Bezirke nicht gering gewesen ist. Das zeigt ein Vergleich der betreffenden Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen, bei welchem wir uns, um nicht allzu

viel Zahlen mitteilen zu müssen, zum Beweise unserer Behauptung auf das Jahr 1900 beschränken.

Nach den Angaben der folgenden Tabelle waren evangelisch-katholische Mischehen im Stadtkreise Berlin sowie in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Sachsen und Schleswig-Holstein mit verhältnismäßig wenig Katholiken häufiger als Verheiratungen reinkatholischer Paare. Die Mischeheschließungen sind in Berlin relativ am häufigsten, alsdann in Hessen-Nassau und Schlesien, dem in weitem Abstande das Rheinland und Westfalen folgen. Daß in Ostpreußen trotz des sehr bedeutenden Überwiegens der Protestanten die Anzahl der Mischeheschließungen verhältnismäßig so gering und die der reinkatholischen Verehelichungen relativ bedeutend ist, beruht jedenfalls darauf, daß die Mehrheit der ostpreußischen Katholiken in dem überwiegend katholischen Ermeland wohnt. Auch in Hannover ist die Zerstreuung der Katholiken nicht so bedeutend wie in anderen Provinzen, in denen ihre Minderzahl bedeutend ist, daher denn hier jedenfalls günstigere Verhältnisse bestehen. In den meisten Landesteilen bleibt der Anteil der reinkatholischen Eheschließungen weit mehr hinter dem an der Bevölkerung zurück, als dies bei den Evangelischen zu beobachten ist. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß die reinkatholischen Verehelichungen in Posen relativ zahlreicher sind als die dort wohnenden Katholiken; analog ist das Verhältnis der Verbindungen reinevangelischer Paare zu der evangelischen Einwohnerzahl in Schleswig-Holstein.

Provinz Staat	Es kamen im Jahre 1900					Unter 1000 Eheschließungen befanden sich 1875 bis 1900 solche zwischen	
	auf 1000 Einw.		auf 1000 Eheschließungen				
	Evangelische	Katholiken	reinevangel.	reinkathol.	evang.-kath. Mischehen	evang. Männern und kath. Frauen	kath. Männern u. evang. Frauen
Ostpreußen	851	135	850,7	111,1	25,5	11,0	16,8
Westpreußen	467	512	429,8	478,4	74,6	42,0	38,8
Stadtkr. Berlin	842	100	769,3	42,7	141,8	54,3	76,7
Brandenburg	935	52	898,2	21,2	69,5	18,0	31,8
Pommern	966	23	958,2	10,6	23,2	5,6	13,5
Posen	302	678	260,2	686,7	35,9	20,4	19,7
Schlesien	437	550	386,4	464,5	137,8	64,7	73,3
Sachsen	921	73	892,7	45,2	57,5	19,2	30,2
Schleswig-Holst.	972	22	948,2	8,9	39,6	8,2	19,6
Hannover	860	131	831,3	107,3	54,1	18,9	26,0
Westfalen	482	507	465,1	444,3	82,1	37,4	40,3
Hessen-Nassau	689	280	622,2	213,0	138,8	54,9	61,5
Rheinland	289	698	252,8	636,2	99,5	47,3	39,4
Hohenzollern	43	949	25,6	923,2	41,9	29,1	11,1
im Staate	633	351	597,8	303,8	84,8	34,8	40,5

Wenden wir uns nun dem zweiten Teile der vorstehenden Tabelle zu, so sehen wir, daß im preußischen Staate die Eheschließungen zwischen katholischen

Männern und evangelischen Frauen häufiger sind als zwischen evangelischen Männern und katholischen Frauen. Es läßt sich nun aber nicht behaupten, daß etwa die evangelischen Männer strenger darauf achteten, eine Mischehe zu vermeiden als die katholischen; auch kann man nicht sagen, daß die katholischen Frauen sich mehr vor einer Mischehe scheuten als die Männer. Gewiß ist der Wunsch, nur einen Gatten des gleichen Bekenntnisses zu ehelichen, hierbei nicht gering anzuschlagen. Nur wird seine Durchsetzung bei den katholischen Männern deshalb häufig erschwert, weil sie in der Diaspora leben und eine für sie passende Lebensgefährtin leichter unter den zahlreichen evangelischen Mädchen als unter den wenigen zur Auswahl stehenden katholischen finden. Die katholischen Frauen kommen weniger aus ihrer Heimat heraus, und die evangelischen Männer sind seltener in reinkatholischen Gegenden als katholische Männer in reinprotestantischen.

In den einzelnen Provinzen finden sich nach obiger Tabelle einige bemerkenswerte Abweichungen von der genannten Regel. In Hohenzollern, Rheinland, Posen und Westpreußen überwiegen die Heiraten evangelischer Männer mit katholischen Frauen. Der Grund ist leicht ersichtlich. In diesen Provinzen sind größere zusammenhängende Gebiete mit sehr starker katholischer Bevölkerung vorhanden; Hohenzollern ist sogar rein katholisch. So sehen sich die hier, also in einer Diaspora lebenden evangelischen Männer veranlaßt, eine Katholikin zu heiraten. Im übrigen läßt sich nach obigen Ziffern behaupten, daß, je größer die Zerstreuung der Katholiken unter den Protestanten ist, desto zahlreicher die Mischeheschließungen katholischer Männer und evangelischer Frauen sind, und umgekehrt, je mehr evangelische Männer in reinkatholische Gegenden verschlagen werden, desto eher wählen sie sich katholische Frauen. Es wäre also ungerecht, wenn man behaupten wollte, daß das männliche Geschlecht an sich mehr zu Mischeheschließungen neige als das weibliche, zumal das Mädchen sich bei der Wahl eines Ehegatten in den meisten Fällen nach deutscher Sitte passiv verhält, d. h. nicht selbst den Antrag stellt, sondern ihn auf sich zukommen lassen muß und dann erst sein Votum abgeben kann. Die Frau *wird* geheiratet, manchmal allerdings auch der Mann, aber doch nur selten.

Die Frage, ob die *eheliche Fruchtbarkeit* bei allen Konfessionen die gleiche oder eine verschiedene ist, hat für den dauernden Bestand der Konfessionen eine ganz besonders große Bedeutung. Die Geburten namentlich aus den konfessionell nicht gemischten Ehen bilden den Hauptteil des Nachwuchses der Konfessionen und die hauptsächliche Ergänzung der durch die Sterbefälle erfolgenden Verluste. Ist die eheliche Fruchtbarkeit bei dem einen Bekenntnis höher als bei dem anderen, so muß sich der Anteil der Konfessionen an der Gesamtbevölkerung im Laufe der Zeit stark verändern. Aus diesem Grunde hat sich der Verfasser der Mühe unterzogen, eingehender, als es bisher geschehen ist, die eheliche Fruchtbarkeit der drei am stärksten in Preußen vertretenen Bekenntnisse zu untersuchen.

Die Fruchtbarkeitsziffer der Ehen findet man, indem man ausrechnet entweder, wieviel Geburten auf die Gesamtzahl der im gebärfähigen Alter

stehenden Ehefrauen kommen, oder wieviel Geburten auf eine Eheschließung entfallen. Erstere Methode ist die genauere; wir können von ihr jedoch keinen Gebrauch machen, weil eine Auszählung der Konfessionsangehörigen nach Altersklassen bei Ermittelung der Volkszählungsergebnisse bisher noch nicht stattgefunden hat; wir müssen somit die zweite Methode wählen.

Unter Zugrundelegung der Anzahl der Geburten von 1875 bis 1904 (vgl. oben S. 603) und der Eheschließungen im gleichen Zeitraume (vgl. oben S. 610) ergeben sich folgende Fruchtbarkeitsziffern. Es entfallen Kinder

in den Jahren	auf eine Eheschließung von evangelischen Männern evang. Frauen	evangelischen Männern kathol. Frauen	katholischen Männern kathol. evang. Frauen	katholischen Männern evang. Frauen	rein jüd. Paaren	jüd.-christl. Paaren
1875—1879	4,5	3,3	5,3	3,6	4,5	1,4
1880—1884	4,5	3,4	5,2	3,6	4,3	1,9
1885—1889	4,2	3,3	5,2	3,3	3,9	1,7
1890—1894	4,2	3,2	5,2	3,1	3,3	1,8
1895—1899	3,9	2,9	5,1	3,0	3,0	1,4
1900—1904	3,8	2,9	5,3	3,0	2,8	1,0
1875—1889	4,4	3,3	5,3	3,4	4,2	1,7
1890—1904	3,9	3,0	5,2	3,0	3,0	1,5

Die eheliche Fruchtbarkeit ist hiernach im Zeitraume von 1890—1904 bei den reinkatholischen Paaren am größten, demnächst bei den reinevangelischen, am geringsten bei den jüdisch-christlichen Mischpaaren. Innerhalb des dreißigjährigen Zeitraumes gestaltete sich die Bewegung bei den einzelnen Gruppen recht verschieden. Nur bei den reinkatholischen Eheschließungen ist für 1900/04 die Ziffer von 1875/79 nach einigen Abnahmen die gleiche geblieben. Bei allen anderen Paaren findet sich dagegen eine Abwärtsbewegung, die allerdings nur bei den reinjüdischen ununterbrochen ist. Bei letzteren ist die Fruchtbarkeitsziffer am stärksten heruntergegangen. Das ist für das Judentum um so gefährlicher, als man hier geradezu von einem Naturgesetz reden kann, zumal die Ziffer für frühere Jahre erheblich günstiger war; sie betrug nämlich nach einer Berechnung des Freiherrn v. Firks von 1820 bis 1830 $5,_2$, von 1831 bis 1840 $4,_6$, von 1841 bis 1850 $4,_2$, von 1861 bis 1866 $3,_9$. Der Rückgang besteht also fast ununterbrochen seit über achtzig Jahren. Die höhere Ziffer für 1875/79 als für 1861/66 mag darauf beruhen, daß 1866 andere Staaten mit günstiger jüdischer Fruchtbarkeit Preußen einverleibt worden sind; sie wird auch teilweise auf die besonders starke Invasion polnischer und galizischer Juden innerhalb dieses Zeitraumes zurückzuführen sein, welche von der europäischen Kultur noch nicht beeinflußt sind und sehr viele Kinder zeugen.

Woher mag nun wohl dieses für die Juden ungünstige Ergebnis kommen? Die Gründe können physischer und moralischer Natur sein. Eine physische Unfruchtbarkeit der jüdischen Rasse an sich kann nicht behauptet werden, da sich eine solche in anderen Ländern durchaus nicht zeigt. In

Polen und Galizien z. B. wimmeln die Judenhäuser nur so von Kindern. Dagegen kann vielleicht von einer solchen der jüdischen Männer in Preußen die Rede sein. Ihr bekanntes übereifriges Arbeiten, ihr nur auf Gewinn und Erwerb gerichteter Sinn muß in Verbindung mit Ausschweifungen in der Jugend ihre Zeugungsfähigkeit beschränken. Hierzu mag kommen, daß mit dem wachsenden Reichtume die jüdischen Frauen die Lasten mehrfacher Mutterschaft immer mehr scheuen; sind diese doch gerade in dem Alter zu tragen, das auf Vergnügungen aller Art besonders großen Wert legt. Die geringe Fruchtbarkeitsziffer bei den jüdisch-christlichen Mischehen wird sowohl auf der genannten physischen Ursache als auf der bemerkten moralischen beruhen; dürfte doch bei diesen Ehepaaren wenigstens auf jüdischer Seite Reichtum vorliegen.

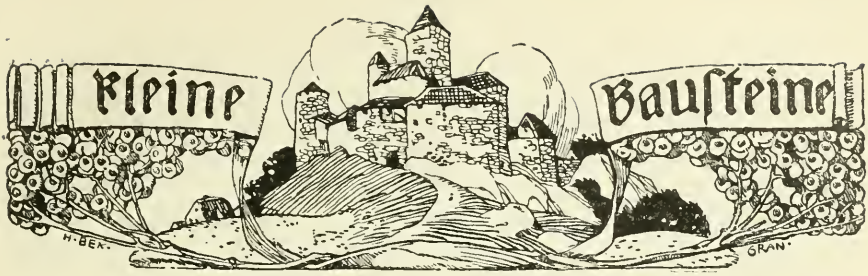
Auf welche Beweggründe die geringe Fruchtbarkeit der evangelisch-katholischen Mischpaare zurückzuführen ist, läßt sich schwer sagen, da hier doch viele andere Ursachen mitwirken können als bei den jüdischen Ehen. Ebensowenig vermögen wir Gründe für das Sinken der betreffenden Ziffer bei den reinevangelischen Paaren nachzuweisen. Wir möchten jedoch nur auf das offene Geheimnis hinweisen, daß in den letzten Jahrzehnten, namentlich in den Großstädten, das Zweikindersystem immer mehr Einführung gefunden hat. Und die so stark gewachsene Bevölkerung der meisten Großstädte ist in Preußen eben überwiegend protestantisch.

Vielfach ist behauptet worden, daß die katholische Fruchtbarkeitsziffer lediglich durch den Kinderreichtum der polnischen Bevölkerung, die ja fast ausschließlich katholisch ist, entsteht. Dies ist jedoch unrichtig. Denn nach den Angaben der nebenstehenden Tabelle, die wir der oben genannten Bearbeitung von Dr. Bröficke entnehmen, ist diese Ziffer für die reinkatholischen Paare auch in den Landesteilen hoch, in denen sich nur wenige Polen befinden. Die außerordentlich hohe Zahl für die reinevangelischen Paare in Hohenzollern muß auf abnormen Einzelverhältnissen beruhen, zumal die Evangelischen dortselbst nur gering vertreten sind.

Provinzen / Staat	Auf 1 Eheschließung entfielen ehelich lebend geborene Kinder im Zeitraum 1875—1900			
	Bei rein evang. Paaren	Bei rein kath. Paaren	Bei rein jüdischen Paaren	Bei ev.-kathol. Mischehen
Ostpreußen	4,2	5,4	5,2	2,1
Westpreußen	4,8	5,4	4,3	3,2
Stadtkr. Berlin	2,7	3,3	3,2	2,1
Brandenburg	4,0	5,3	3,9	2,8
Pommern	4,3	6,0	4,3	2,4
Posen	5,0	5,4	3,1	3,0
Schlesien	4,1	5,0	3,1	3,4
Sachsen	4,1	5,0	4,9	3,1
Schleswig-Holst.	3,7	4,7	3,5	2,2
Hannover	3,8	4,4	3,9	3,0
Westfalen	4,6	5,0	4,0	3,7
Hessen-Nassau	3,9	4,4	3,4	2,8
Rheinland	4,4	5,0	4,3	3,4
Hohenzollern	9,6	5,0	4,0	3,6
Staat	4,0	5,0	3,7	3,1

Zum Schluß sei noch folgende eines Kommentares nicht bedürfende Berechnung aufgemacht. Angenommen, die Fruchtbarkeitsziffer für reinkatholische Ehepaare hätte auch auf die reinevangelischen Anwendung gefunden, so müßten die Geburten bei letzteren in dem Zeitraume von 1875 bis 1889 um 2548949 und in dem von 1890 bis 1904 um 3395318 höher sein, als obige Zusammenstellung angibt. Umgekehrt beträgt der Gewinn der katholischen Bevölkerung infolge der größeren Fruchtbarkeit 1875/89 779879 Geburten und 1890/1900 1572543 Geburten. —

Die vorstehende Abhandlung hat gezeigt, daß hinsichtlich der Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen, besonders aber bezüglich der ehelichen Fruchtbarkeit zum Teil bedeutende Unterschiede bei den Angehörigen der einzelnen Konfessionen bestehen. Für die Katholiken haben sich vielfach günstigere Verhältnisse herausgestellt, soweit entsprechende Ermittelungen mit der erforderlichen Sicherheit gemacht werden konnten. Wie ist nun aber ein Einfluß des Bekenntnisses hier denkbar? Diese Frage ist nicht so schwer zu beantworten, als es vielleicht den Anschein hat. Die Häufigkeit der Sterbefälle hängt, abgesehen von der Kindersterblichkeit, in nicht geringem Maße von dem Stande der allgemeinen Sittlichkeit im weitesten Sinne ab. Ausschweifungen aller Art, übermäßiges Sichhingeben allen Freuden und Leiden des Erdenlebens müssen das Absterben beschleunigen; zu starker Egoismus wird nicht selten die hauptsächliche Ursache sein, daß ledige Männer es vermeiden, ihre Freiheit und ihr ruhiges, ihnen alle möglichen Genüsse gewährendes Leben aufzugeben, um eine Familie zu gründen und sich schwere, oft recht drückende Pflichten aufzubürden. Endlich wird die Genußsucht der Eheleute und ganz besonders der Ehefrauen diese veranlassen, mit nicht immer einwandfreien Mitteln die Zahl der Nachkommenschaft auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Für diejenige Konfession nun, die in höherem Maße als andere es vermag, die auf diese wenig erfreulichen Verhältnisse hinwirkenden Neigungen ganz zu unterdrücken oder wenigstens zurückzuhalten, werden sich daher bei den Sterbefällen, Eheschließungen und Geburten bessere Ziffern ergeben. Daß jedes Bekenntnis darnach strebt, die schlechten Triebe im Menschen zu bekämpfen, darüber sind Zweifel gar nicht möglich. Inwieweit das aber gelingt, das hängt davon ab, ob die betreffende Religion imstande ist, ihre Angehörigen von Jugend auf bis ins Greisenalter in der entsprechenden Weise zu beeinflussen. Daß dies in hervorragendem Maße bei der katholischen Religion der Fall ist, ergibt sich schon aus ihren Einrichtungen.



Brunetière und sein Werk.

I.

Ferdinand Brunetière ist tot. Die Presse sprach bei Gelegenheit dieser Trauernachricht von dem Akademiker und dem Leiter der ‚Revue des deux mondes'. Historiker und Kritiker dachten an den Mann, welchen Louis Veuillot den Papst der Literaturen genannt hatte. Das französische Publikum erinnerte sich an den Vorkämpfer des Katholizismus; die Politiker verloren in ihm den Redner und den Publizisten, den die Regierung der Republik von dem Collège de France ferngehalten hatte. Und bis in die Laboratorien und philologischen Seminare hinein lebt noch heute ein leichter Groll gegen den, der den Bankrott der Wissenschaft proklamierte. Noch andere Gedanken begleiten die Trauer des Franzosen: Brunetière ist einer von denen, die Ideen auszustreuen wissen und dabei Sympathie, aber auch Gegnerschaft voller Widerspruch erzeugen. Schon hierin liegt das Zeichen für eine gewaltige Persönlichkeit und ohne Zweifel für einen mannigfaltigen Geist.

Der Denker, der so hartnäckig die bunte Vielgestaltigkeit des menschlichen Wesens betonte, die Evolution, von der die Arten in der Natur und die Geisteswerke in der Literatur mitgerissen werden, hat sich selbst gemalt, wenn er den Menschen interpretierte, und er hat sich selbst im Einklang mit seinem ureigentlichsten Charakter und mit der religiösen Bewegung des modernen Frankreichs entwickelt. Es wäre darum ebenso verfrüht, heute schon den Platz zu definieren, der Brunetière in der zeitgenössischen Gedankenwelt und in der französischen Literatur gebührt, wie es berechtigt ist, aus dem Leben, das ausgelebt hat, und dem Werke, das jetzt abgebrochen ist, die Lehre zu ziehen.

II.

Schon frühzeitig im Besitz einer literarischen Schulung war es ihm seltsamerweise nicht gelungen, Schüler der ‚Ecole Normale' zu werden, an der er später lehren sollte. Gleichwohl erschien Ferdinand Brunetière mit einer starken Ausrüstung klassischer Kenntnisse auf dem Kampfplatz. Von der französischen Hochschuldressur, die die Geister uniformiert, indem sie ihnen die Ecken abschleift, besaß er nichts. Wie jeder, so begann auch er mit den Ideen anderer zu arbeiten; der junge Publizist ergab sich dem Positivismus

der Mode, und er sollte Zeit seines Lebens einen großen Respekt vor Auguste Comte und eine besondere Vorliebe für den Wortschatz der ‚Science expérimentale' bewahren. Die ‚Evolution' und die Theorien der Schüler Darwins faszinieren ihn. Doch von allem dem behielt er als strenger Logiker nur die allgemeinen Linien, die ‚Gesetze' zurück. Die Bewunderung, die er als Kritiker für die ‚réduction à l'universel' der großen Klassiker empfand, entsprach seinem eigenen Bedürfnisse. Er verallgemeinert die Resultate der Wissenschaft, er verachtet zu sehr die farblosen Einzeltatsachen, um sich selbst irgendwelcher Einzelforschung zu widmen; ebensowenig wie er ‚normalien' geworden ist, versuchte er es, Anatom oder Philolog vom Fach zu werden. Er blieb Kritiker, und zwar nur Kritiker in der weitesten Bedeutung des Wortes.

Die Geschichte der Literatur hat etwas anderes zu sein als eine Aufzählung von Biographien, von bibliographischen Notizen und psychologischen Analysen. Sie hat uns zu sagen, nach welchen Regeln, nach welchen Gesetzen die Geister und die Werke sich wandeln, sich in der ‚Evolution' befinden; denn dies ist das Schlagwort und das Dogma der Zeit. Und je nachdem eine literarische Schöpfung mit der aufgestellten Regel übereinstimmt, zur Methode paßt oder nicht, spricht er Segen oder Fluch darüber aus. Einem strengen Priester vergleichbar lauert der Kritiker auf die schaffenden Autoren, um mit eigensinniger Gewalt sein System anzuwenden und alles, was sich ihm widersetzt, zu zerschmettern.

So hat es Brunetière gemeint und ausgeführt. Er verfügt über eine seltene polemische Veranlagung, und sein Verdikt ist fürchterlich. Er war Kritiker, ehe er zur Literaturgeschichte kam, und er hat den Götzen seiner Zeit wuchtige Schläge versetzt.

Der Naturalismus herrschte, der Realismus war die Parole in der Kunstauffassung. Zola und die Seinen beschrieben in langatmiger Genauigkeit Fabriken, Markthallen und andere Dinge des gewöhnlichen Lebens, die bis dahin die französische Literatur sorgsam und taktvoll ignoriert hatte. Brunetière erklärte dem Wahnsinn der Realisten und Naturalisten den Krieg. Er wagte die Behauptung, daß die langen Beschreibungen von Flauberts ‚Salammbo' nicht gerechtfertigter sind als die des ‚Grand Cyrus' und der ‚Clélie' von Mademoiselle de Scudéry, daß kein Autor unfehlbar ist. Während die Mehrzahl allen Werken des Stilisten dieselbe schmeichlerische Bewunderung entgegenbrachte, erklärte er, daß ‚Madame Bovary' das erste, aber auch das letzte Meisterwerk des großen Realisten gewesen sei. Was Zola anbetraf, so verstand er es, als Kritiker der verblüfften Menge die Überzeugung beizubringen, daß der sogenannte Naturalismus keineswegs die Natur darstellt, daß der ‚Experimentalroman' nur eine leere Formel ist, und daß die Franzosen keineswegs die Schmutzfinke sind, die Zola selbst in den besten Häusern vorgab angetroffen zu haben. Dieser Gott einer neuen Kunst — sein eigener Prophet und sein eigener Interpret — hatte den ganzen wissenschaftlichen Apparat, den er aus der Lektüre medizinischer und deterministischer Werke sich

angeeignet hatte, in den Dienst seiner ekelerregenden literarischen Produktionen gestellt. Brunetière deckte die Sophismen dieser Experimentalkunst auf und zeigte später die Zusammenhänge des Realismus und der Schule ‚l'art pour l'art'. Er bewies dabei, wie dies Max Nordau anerkannte, eine so herrliche intellektuelle Gesundheit, daß der Nimbus des Naturalismus bei den ‚Intellektuellen' sichtlich dahinschwand.

Der große Feind des Naturalismus ging mit der symbolistischen Mode nicht zarter um. Das Werk der Reinigung und der künstlerischen Hygiene, das er unternommen hatte, führte ihn mehr als einmal zu jener gesunden, großen und schönen Literaturepoche zurück, die er so gut kannte, zu dem 17. Jahrhundert, in dem das Maß, die Ordnung, die Wahrheit, die gründliche Beobachtung eines Molière und die Hoheit der Gedanken und die unvergleichliche religiöse Lyrik eines Bossuet herrschten. Seit zwei Jahrhunderten hatten die Franzosen sich mit Wohlgefallen, aber auch mit Ärger ihren Klassikern, jenen erhabenen und endgültigen Vorbildern des Nationalgenies, wieder zugewandt, und je nach der Auffassung einer jeden Generation waren die großen Meister in verschiedener Beleuchtung erschienen. Es gab eine Zeit, in der man bedauerte, bei ihnen kein ‚Lokalkolorit' zu finden; dann sprach man von dem ‚Romantizismus der Klassiker' oder auch von ihrem Realismus und Naturalismus. Besser als andere erfaßte Brunetière die Wichtigkeit gerade dieses letzteren Gedankens, und bald fügte er ihn in den Rahmen seiner Doktrin ein. Zur Zeit der ‚école du bon sens' erblickte Nisard in seinen lieben Klassikern die ‚raison humaine'; zur Zeit des Darwinismus sieht Brunetière in der goldenen Zeit der französischen Literatur den Höhepunkt der ‚Evolution'. Die vergleichende Anatomie hatte den Geisteswissenschaften ihre Methode, ihre Theorien und ihre Sprache mitgeteilt; die Literarhistorie, in dem stetigen Bestreben, sich zum Rang einer Wissenschaft zu erheben, eignete sich die Ideen von der Entstehung der Arten, von dem Kampf ums Dasein und der Evolution an. In den Theorien von dem Milieu, von der Rasse und von der Zeit hatte die Gruppierung der Tatsachen schon eine Symmetrie gefunden, die nun unter dem Einfluß der darwinistischen Terminologie verstärkt wurde. In der Allegorie, als welche man die Literaturgeschichte auffassen kann, bedeuten die ‚Gattungen' die ‚Arten' Darwins, der Wettbewerb zwischen Lyrik und Drama ist eine ‚concurrence vitale' usw. ‚Comparaison n'est pas raison,' und Metaphern sind keine Erklärung. Daher entnahm Brunetière solchen modernen Theorien mehr und besseres als eine Phraseologie. Die biologische Einteilung der Gattungen und Werte gestattete ihm, die gesamte literarische Vergangenheit von einem hohen Standpunkt aus zu betrachten und noch nicht bemerkte Züge, lehrreiche Beziehungen und überraschende Entwicklungsfolgen darin zu entdecken. Er sah zum Beispiel denselben Strom mächtiger religiöser Dichtung Bossuet, Rousseau und Lamartine durchziehen; er beobachtete, wie das lyrische Schaffen je nach der Gunst oder Ungunst der Zeiten in verschiedenen Formen auftrat, überall und allezeit genährt von der selben biblischen

und christlichen Quelle. Indem er in dieser Weise die Literaturgeschichte sondierte, fiel ihm ganz besonders das soziale Element in jedem Literaturwerke, der soziale und gesellschaftliche Charakter der französischen Literatur auf. Was andere die Vollendung, die Reinigung des Klassizismus genannt hätten, wurde für ihn die ‚Nationalisation' des Humanismus. Für bis dahin mehr gekannte als verstandene Tatsachen fand er neue Formulierung; die reine Willenskraft der Helden Corneilles, die geringe relative Bedeutung der Briefe von Mme. de Sévigné, die Ungehörigkeit der persönlichen Poesie, der ausländische, antinationale Charakter der Leute des 18. Jahrhunderts und viele andere Erscheinungen der französischen Literärgeschichte traten in ein lebhafteres Licht. Im Mittelpunkt aller Tatsachen und im tiefen Grunde des Nationalcharakters entdeckte sein philosophischer Blick das Christentum, d. h. den Katholizismus, den er vereinigt sah mit der Gestaltung und der Größe Frankreichs. Die Religion bedeutete vom Anbeginn seiner Entwicklung an für ihn, den positivistischen Theoretiker, das soziale Band, die gemeinsame Idee, unter welcher die Menschen ein und desselben Landes sich in der gleichen Weltanschauung vereinigen, der Gedanke, welcher die Gesellschaft formt. Doch sie sollte mehr als das sein, nämlich der Glaube: von dem Verständnis für die fruchtbare Wirksamkeit des Katholizismus, die selbst ein Auguste Comte nicht verkannt hatte, für die ‚nécessité de croire', für die ‚raisons de croire' mußte er zu dem aufrichtigen Glauben kommen, zu dem Glauben, der wirkt. Die Ereignisse beschleunigten diese Entwicklung, diese ‚Evolution', die ohnedies sich vollzogen hätte.

III.

Vor einigen Jahren hörte ich in der Sorbonne Ferdinand Buisson gelegentlich der Besprechung des Themas: ‚L'éducation de la démocratie' ungefähr folgendes ausführen: ‚M. Brunetière behauptet, daß die „Erklärung der Menschenrechte" nur ein verweltlichtes Evangelium sei, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Ideen christlichen Ursprungs seien, und daß, wenn sie in der Welt Anklang fanden, dies darum geschah, weil vorher in ihr eine Macht aufgetreten war und sie umgestaltet hatte: die römische Kirche, deren Erben die Söhne der französischen Revolution sind. Eh bien! Wir sind mit dieser Erbschaft einverstanden, und wir sind stolz darauf.' Die Leute, die Buisson damals Beifall spendeten, vergaßen nur eins: daß für Brunetière und viele andere die katholische Kirche noch keine Erblasserin, noch nicht tot ist. Gerade der Verteidigung der Kirche sollte der Leiter der ‚Revue des deux mondes' seine letzten Kräfte widmen. Ungefähr zehn Jahre sind seit der berühmten Audienz verstrichen, die ihm Leo XIII. gewährte, seit der ‚Faillite de la science', der endlich die definitive Bekehrung folgen sollte; noch ist die Erinnerung an diese Tatsachen und Gedanken lebendig, an die Vorwürfe und den Zorn der Gelehrten auf der einen Seite und das Mißtrauen mancher Katholiken gegen den Fideismus auf der anderen. Die Theologen werden wohl nachsichtig lächeln, wenn sie gewisse Laien die Begründung ihres Glaubens

geben sehen. In ihren Augen ist vielleicht eine irdische Liebesenttäuschung oder ein anderes Abenteuer dieser Art kein schwächerer Grund zur Bekehrung zum Glauben als die romantische Schönheit der Kathedralen, von der Chateaubriand sang, oder als der Geist der aristokratischen Überlieferung, der einen Paul Bourget blendet, oder als die Seltsamkeit, die Anomalie eines J. K. Huysmans, oder endlich die ‚Gründe zum Glauben', die in der gewaltigen sozialen und nationalen Wirksamkeit der Kirche liegen, für die Brunetière so energisch eingetreten ist.

Doch die Welt besteht nicht aus Theologen, und zu allen Zeiten und in allen Ländern — von Augustin bis zu Novalis — bestand die Rolle der wirksamsten Apologien gerade darin, eine Verbindung zwischen dem unwandelbaren Glauben und den Bedürfnissen des Tages zu schaffen, die Geister und die Herzen von dem Forum oder dem Salon zum Allerheiligsten, von der Poesie oder dem Studium zum Glauben zu führen.

Für Brunetière war dieser Glaube das Produkt eines Studiums des Kulturmenschen, und die Verwertung der Soziologie, der ganzen positivistischen Philosophie, aller Ideen eines Auguste Comte, bestand darin, daß der Treue zur Kirche eine Begründung in der Vernunft zuteil wurde. Das Christentum ist nicht allein ein sozialer Faktor oder eine nationalfranzösische Doktrin, sondern eine geschlossene Weltauffassung; Brunetière als revolutionistischer Theoretiker fand, daß dieser christliche Gedanke übereinstimmte mit dem, was er von dem Menschen wußte. Der tierische Ursprung unseres Geschlechtes, der unseren Stolz knickt, das wilde Tier, das im Grunde aller Zivilisation lauert, kurzum, alle pessimistischen Betrachtungen der modernen Wissenschaft verstärken das Dogma der Erbsünde und die christliche Notwendigkeit, das wilde Tier zu zähmen, zum Engel zu erziehen. Der pessimistische Grundzug, den man oftmals in dem Charakter Brunetières nachgewiesen hat, war daher geeignet, den Denker, dessen Vertrauen auf die Zukunft der Wissenschaft erschüttert war, dem Christentum näher zu bringen, gerade so, wie einst die Melancholie Chateaubriands, im Gegensatz zur Großtuerei des ‚Fortschrittes' und der ‚Aufklärung', zum naiven Glauben der Voreltern führte. Auf das ewige Verlangen des menschlichen Gewissens, auf das Welträtsel hatte die Wissenschaft keine Antwort gegeben, wenigstens keine allgemeinbefriedigende Antwort; sie hatte ihr verwegenes Versprechen, dem Menschen alles zu sein, nicht gehalten.

IV.

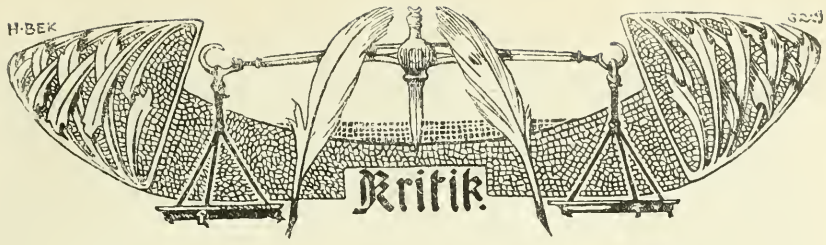
Solches waren ungefähr die Etappen seiner großen Bekehrung, wenn man sie mehr ihrer logischen Ordnung als ihrer chronologischen Aufeinanderfolge nach ins Auge faßt. Die Dinge, die Gedanken und die Handlungen lösen einander niemals in so einfacher Folge ab. Zwischen dem Aufsatz über Wallons ‚Saint Louis' (1874) und der in der letzten Nummer der ‚Revue des deux mondes' (1. Dezember 1906) veröffentlichten Arbeit über die Philosophen und die französische Gesellschaft, zwischen dem ‚Roman naturaliste'

und der Geschichte der klassischen französischen Literatur, die der Tod des Autors jäh unterbrach, hat er in seiner Zeitschrift so viele neue Bücher kritisiert, so viele Fragen angeschnitten, daß diese Vielseitigkeit geradezu blendet, und daß eine chronologische Aufzählung keinen Gesamteindruck von seinem Werke liefern würde.

Um vollständig zu sein, müßte man noch des Kampfes gedenken, den der Literarhistoriker gegen die Mediävisten, gegen die Bewunderer des ‚Rolandsliedes', gegen eine Gelehrsamkeit, ‚qui fait la docte et la curieuse,' führte; man würde daraus ersehen, wie Brunetières Kunstauffassung ihm das Mittelalter völlig verschloß. Man müßte die Studien auf dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte erwähnen, die er in seiner Lehrtätigkeit anregte, förderte und befruchtete, und worin eine großzügige Betrachtung der Dinge, die Idee von der Zugehörigkeit der einzelnen Literaturen zu einer großen europäischen Literatur ihre Vertretung fand. Auch müßte man die Enttäuschungen, die er erlebte, und die gescheiterten Versuche, die er anstellte, erwähnen. Fogazzaros ‚Santo', der in der ‚Revue des deux mondes' in französischer Übersetzung erschien, wurde auf den Index gesetzt, und der Brief der Katholiken, die für eine Verständigung zwischen der Kirche und dem offiziellen Frankreich eintraten, hat den erwarteten Widerhall nicht gefunden. Doch man sollte die vorübergehende Wichtigkeit dieser Ereignisse nicht übertreiben; denn sie können in den Entwicklungsgang des großen Bekehrten kein neues Licht bringen. Der Denker Brunetière, der als Literarhistoriker soviel Gegnerschaft fand, oftmals geradezu den Eindruck eines Bilderstürmers machte, als Polemiker mit seinen Religionsgenossen nicht immer übereinstimmte, könnte auf seinen verschiedenen Arbeitsgebieten den Eindruck eines theoretisierenden, dogmatisierenden Amateurs mit nur manchmal seltsam geschärftem Blicke machen.

Allein um ihn und sein Werk zu beurteilen, muß man abwarten, bis die Zeit, die allein recht behält, zwischen den lebensfähigen, bleibenden Ideen und dem vergänglichen Lärm des Augenblickskampfes geschieden hat. Brunetière wird — das kann man heute schon sagen — ein gewaltiges Beispiel jener Männer sein, die vom Schicksal zwischen die Verneinung ihres Geistes und das verlangende Bedürfnis ihres Gewissens hineingestellt wurden, zwischen die beiden Infinita, von denen Pascal sprach, die reine und die praktische Vernunft, und die sich zu der Überzeugung, daß der denkende Mensch anderes auf der Welt zu tun hat, als etwa die kleinsten Lebewesen zu studieren oder über wissenschaftliche Methoden zu diskutieren, durchgerungen haben.

Dr. Albert Counson.



Eine Taschenausgabe von Nietzsches Werken.

Ob es wohl in Nietzsches eigenem Sinn gelegen ist, seine Werke durch eine Taschenausgabe* noch mehr bei den ‚Vielen, Allzuvielen' zu verbreiten, darf man füglich bezweifeln. Jedenfalls ist der neuen Ausgabe das Verdienst nicht abzustreiten, daß sie zum ersten Male eine vollkommen chronologische Anordnung mit Einschluß der wichtigsten nachgelassenen Schriften durchführt und hierdurch den kritisch stimmenden Einblick in Nietzsches widerspruchsvolle geistige Entwicklung erleichtert. An dieser kritischen Haltung zu Nietzsches Grundideen, die sich mit reichem Genuß an seiner sprühenden Gedankenfülle und sprachlichen Meisterkunst sehr wohl vereinen läßt, wird man sich auch nicht irre machen lassen durch die prätentiösen Einleitungen, mit denen die Schwester des Philosophen, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die Taschenausgabe ausgestattet hat. Die Beigabe der wichtigsten biographischen Daten und hie und da auch kurzer, sachlicher Erläuterungen ist ja gewiß nur dankenswert. Wenn aber z. B. die ausführliche Einleitung des zweiten Bandes denen, die in Nietzsches Denken drei scharf begrenzte Perioden unterscheiden, ‚etwas oberflächliche Kenntnis' seiner Schriften vorwirft und im Gegensatz dazu zwei Perioden nachzuweisen versucht, wenn auch weiterhin die Mitteilung mancher überflüssigen Zitate und sonstiger Quisquilien sogar Anlaß zu Vorwürfen persönlicher Art gegenüber Richard Wagner u. a. gibt, so muß man um so mehr bedauern, daß Frau Förster dem Bruder zuliebe nicht mehr in den Hintergrund getreten ist. So hat sie verhindert, daß im zehnten Band ‚Der Fall Wagner' und ‚Nietzsche contra Wagner' noch untergebracht werden konnten, die nunmehr wegen Raummangels in einer Einzelausgabe nachgeholt werden sollen. Im übrigen wird man sich durch die Mangelhaftigkeit des Beiwerks die Freude an der Trefflichkeit der Ausgabe in ihren wesentlichen Teilen nicht trüben lassen. Ausstattung, Gesamtanordnung und namentlich die Auswahl der gemäß ihrer Entstehungszeit eingereihten Nachlaßteile verdient volle Anerkennung. Wer sich näher und häufiger mit Nietzsche beschäftigen und auseinandersetzen will, wird sich fortan dieser handlichen Bände weitaus am zweckmäßigsten bedienen. Bereits im ersten Band finden sich neben der vollendeten Schrift über ‚Die Geburt der Tragödie' eine ganze Reihe von Nachlaßfragmenten, die Nietzsches Verhältnis zum Griechentum und damit die ästhetische Grundrichtung seines Geistes in viel helleres Licht rücken. Neben mehr philologischen Abhandlungen geben namentlich drei Bruchstücke eines im großen Maßstab geplanten Griechenbuches (‚Der griechische Staat,' ‚Das griechische Weib,' ‚über Musik und Wort') und der ausführlichere Entwurf einer Geschichte der älteren griechischen Philosophie bedeutsame Beihilfe zum Verständnis von Nietzsches positiven

* Zehn Bände, herausgeg. von Elisabeth Förster-Nietzsche. C. G. Naumanns Verlag, Leipzig. Subskriptionspreis pro Band brosch. Mk. 3.75, geb. Mk. 4.50.

Kulturidealen, während die Vorlesung ‚über die Zukunft unserer Bildungsanstalten' den so plötzlich vom Studenten zum Universitätsprofessor vorgerückten jungen Denker auf einem Gebiet eigenster Erfahrung als Kultur- und zumal als ‚Bildungs'kritiker erweist. Der zweite Band — weiteres liegt uns bisher nicht vor — ergänzt die bekannten vier ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen' durch die ausführlichen Bruchteile einer geplanten fünften, betitelt: ‚Wir Philologen', worin der Anschauungskonflikt zwischen idealisierter Vergangenheit und kritisierter Gegenwart aufs eigentümlichste mit Nietzsches persönlichen Berufskonflikten verschmilzt und seine Wendung vom Enthusiasmus zur Skepsis tiefer verstehen läßt.

Bei dieser Gelegenheit sei eine kurze Ergänzung des über neuere Nietzscheliteratur früher (im Märzheft 1904) Gesagten verstattet. Wer die Durcharbeitung des gründlichen, aber voluminösen Werkes von Drews (1903) scheut, wird immer noch das meiste aus Riehls mit einer gewissen Geistesverwandtschaft geschriebenem Buch (3. Aufl. 1901) lernen, auf das auch Prof. Switalski im Leitaufsatz dieses Heftes verweist. Der einzige Versuch einer umfassenden Würdigung vom katholischen Standpunkt aus, der in Engelbert Lorenz Fischers Schrift ‚F. Nietzsche, der „Antichrist" in der neuesten Philosophie' (2. Aufl. 1906*) vorliegt, bleibt leider in der Darstellung von Nietzsches Persönlichkeit allzusehr in Abhängigkeit von Frau Förster-Nietzsches Biographie, und in dem Referat und der Widerlegung von Nietzsches Philosophie trotz glücklicher Einzelheiten in allzu vereinfachender und verflachender Schematisierarbeit stecken. Gerade weil Nietzsche so sehr ‚Kunstphilosoph', in seiner ganzen Denkentwicklung so vielfach abhängig von seinen individuellen Stimmungen ist, können seine Meinungen nicht durch reinlogisches ‚Erstens, zweitens, drittens' überwunden werden, sondern nur von innen heraus gemäß seinem eigenen Wort: ‚Dieser Denker braucht keinen, der ihn widerlegt; er widerlegt sich selbst.' Eben darum muß man ihn ganz kennen, oder man kennt ihn gar nicht.

Jugendbücher für Erzieher.

Jeder Erzieher weiß, daß das Kind die einfachsten Dinge des täglichen Lebens sieht und doch nicht sieht; soll es sie beschreiben, so kommt oft das unmöglichste Zeug heraus. Hier hat die Erziehung eine Aufgabe erkannt, die sie bis jetzt nicht sonderlich beachtet hat. Zwei Jugendbücher liegen uns vor, die auf den neuen Weg weisen.

Das erste, ‚Unsere Jungs',** ist für Großstadtkinder berechnet. Schlägt man es in der Erwartung auf, handlungsreiche Erzählungen, welche die Jugend so sehr liebt, zu finden, so sieht man sich zunächst getäuscht. Endlose Schilderungen scheinen den Gang der Geschichten aufzuhalten. Bald aber merkt man, daß es gar nicht auf die recht magere Handlung, sondern eben auf die Detailschilderung ankommt. Die Kinder sollen an Hand der Erzählungen angeregt werden, sich die Dinge ihrer Umgebung genau anzusehen, damit sich ihr Wirklichkeitssinn bilde.

Unser Buch führt die Kinder über den Jahrmarkt und durch das Packhaus, begleitet sie an den Strand und in den Nachen, erzählt die Beobachtungen

* Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, brosch. M. 3.—.

** ‚Unsere Jungs', Geschichten a. d. Stadt Bremen von F. Gansberg und H. Eildermann. Herausgegeben vom Bremer Jugendschriftenausschuß. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Preis geb. Mk. 1.50.

eines Knaben ‚in stiller Nacht allein', berichtet die Erlebnisse einer vom Sturm losgerissenen Gardine und noch vieles andere, immer die Kinder zum Verweilen und Betrachten anhaltend.

Interessieren diese Berichte die Kinder? Ich habe einmal einer geschickten Erzählerin zugehört, welche einem Knaben in lebhafter Schilderung alles das wiederholte, was er in den letzten Tagen an täglichen Kleinigkeiten gesehen und erlebt hatte. Und das Kind hörte mit leuchtenden Augen zu und wollte immer noch mehr hören. Doch glaube ich, daß dieselben Tatsachen, demselben Kinde zu lesen gegeben, es kalt gelassen haben würden.

So möchte ich auch dieses Buch den Kindern nicht in die Hand geben, da ich fürchte, sie werden es bald, gelangweilt, wieder weglegen; aber ich wünsche es in die Hand eines jeden, der sich für Erziehungsfragen interessiert, und der sich fragt: ‚Was soll ich meinen Kleinen erzählen?', da es in dieser Hinsicht eine unendliche Fülle von Fingerzeigen bietet. Eigentliche Erzählungen und Märchen schließt der Verfasser nicht aus dem jugendlichen Anschauungsbereiche aus, wenn er auch deren Gebiet nur streift. Wir haben es also nicht, wie es manchem scheinen mag, mit dem Herausbeißen einer extremen Richtung, sondern mit dem Erschließen eines bis dahin ziemlich brach liegenden Gebietes zu tun.

Noch eins scheint mir das Buch zunächst für die Hand des Erziehers geeignet zu machen. Die Sprache lehrt den Erwachsenen, zur kindlichen Ausdrucksweise hinabzusteigen, aber sie führt das Kind nicht zur Gewandtheit des Gedankenausdrucks empor. Warum soll denn der Stil in einem Jugendbuche gar so einfach und knapp, ja, abgehackt knapp sein? Warum sollen wir denn das wissensdurstige Kind nicht vor die Geheimnisse der Sprache stellen und ihm Gelegenheit zu der Frage geben: ‚Vater' oder ‚Mutter, was soll das bedeuten?' Das Kind, welches ja das einmal gelesene Buch nicht ad acta legt, sondern es meist recht eigentlich *zerliest*, wächst in das Verständnis des Gelesenen von Tag zu Tag hinein. — Daß die Wirklichkeitsschilderungen, die sich ja im Buche oft recht nüchtern ausnehmen, im Mund des Erzählers Stimmungszauber gewinnen *können*, läßt ganz besonders die kleine Geschichte ‚In stiller Nacht allein' erkennen.

Das zweite Buch, ‚Die Doktorsfamilie im hohen Norden',* ist auch nicht einer Handlung wegen da. Auch hier Detailschilderungen und kleine, für sich bestehende Erlebnisse. Echte, liebe Kinder tummeln sich in dem Doktorhaus und seiner Umgebung. Wir hören, wie es bei ihnen aussieht, hoch oben im klaren, kalten Norden, in der Nähe von Tramsö. Wir erfahren, was sie im Sommer treiben, und wie sie den langen, dunklen Winter hinbringen. Wir erleben mit ihnen den plötzlich hereinbrechenden Frühling und die imposante Erscheinung der Mitternachtssonne. Ja, wir erleben es wirklich mit; denn die Art der Schilderung ist so malend anschaulich, so frisch und herzenswarm, daß sie uns bis zur letzten Zeile nicht losläßt. Der Stil ist, obwohl Übersetzung, gewandt und vermeidet nicht unter allen Umständen Wörter und Wendungen, die der Jugend zunächst unverständlich sind; aber wie gesagt, wozu ist denn das Fragen gut, und wozu sind die Eltern da, wenn nicht, um ihren Kleinen Fragen zu beantworten? Gewiß ist es verständlich, wenn die Eltern zuweilen bei den Fragen der kleinen Quälgeister ungeduldig werden; aber richtig ist das nicht. In dem Buche kommt eine sonnige,

* ‚Die Doktorsfamilie im hohen Norden.' Von Agot Gjems-Selmer. Verlag von Etzolt, München. Preis M. 2.

phantasiereiche Mutter vor, die, trotz vieler Pflichten, Zeit findet, sich ihren Kindern in der wundervollsten Weise zu widmen.

Doch auch dieses Buch ist nicht ohne Wahl den Kindern in die Hand zu geben, und zwar des Schlusses wegen. Er bringt in seiner poetischer Weise eine wirkliche Lösung der schwierigen Frage: ‚Wie gebe ich meinem Kinde Aufklärung in geschlechtlichen Dingen?‘ Daß es heutzutage eine Notwendigkeit geworden ist, das Kind die ehrfurchtgebietende Heiligkeit dieser Vorgänge zur rechten Zeit empfinden zu lassen, noch bevor es der sicher eintreffenden ‚Aufklärungs‘-Sucht gewissenloser Dienstboten oder frühreifer Gespielen verfällt, ist wohl jedem Erzieher längst klar geworden. Auch liegt es auf der Hand, daß in den meisten Fällen die Eltern berufen sind, diese schwierige und peinliche Aufgabe zu übernehmen. Aber wie die rechten Worte finden?

Die Mutter in unserem Buche hat die rechten Worte gefunden. Wie benutzt sie den Hang zum Heiligen und Wunderbaren, Märchenhaften und Geheimnisvollen, der in jedem Kinde liegt, um so die wissenden Kinder ebenso rein und unschuldig bleiben zu lassen, wie vorher die Unwissenden waren!

‚Nein, wir sind ganz und gar eins,‘ sagte Mutter selig, indem sie alle in die Arme schließt, ‚das sind wir immer gewesen, und das bleiben wir, solange wir leben, und das ist das höchste Glück für Vater und Mutter und Kinder, ja, das ist das Leben. Deins und meins, das Leben der ganzen Erde.‘

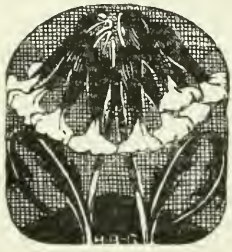
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

‚So sprach Mutter von dem Leben im Walde und in dem großen Menschengarten, den man Welt nennt. Und rings um sie leuchtete es aus liebenden, blauen Augen, die in feuchtem Glanze strahlten, so, wie wenn eine Tauperle ein Vergißmeinnicht küßt und ein Sonnenstrahl es von oben streift.‘ — —

Tritt die schwierige Notwendigkeit der Aufklärung an eine Mutter heran, so mag sie ihrem Kinde nach und nach das ganze Buch vorlesen. So wird sich die Sache leicht, ungezwungen und gut fügen, und für etwaige Fragen, welche die Kinder dann noch tun werden, ist ihnen die rechte, ehrfurchtsvolle Stimmung gegeben. Sie werden es dann auch als richtig empfinden, wenn man ihnen sagt: ‚Wie es unrecht ist, über Gott und heilige Dinge unnötigerweise zu sprechen, so soll man auch über diese heiligen Dinge keine vergeblichen Reden führen.‘

Vielleicht erzählt die Mutter im Anschluß daran noch etwas aus dem wunderzarten ‚Märchen, das kein Märchen ist‘ von Ferdinand von Saar, welches heißt: ‚Wo die kleinen Kinder herkommen‘, und das Gefühle im Kinde wecken muß, ähnlich denen des Weihnachtszaubers.

J. Arntzen.



Frankreichs Kirchenpolitik und die Bevölkerungsstatistik.

Der unlängst erschienene amtliche Bericht über die Bevölkerungsbewegung Frankreichs im Jahre 1905 hat wiederum das für den französischen Patriotismus überaus betrübende Ergebnis einer Abnahme des verhältnismäßigen Wachstums der französischen Bevölkerung gezeigt; während der Überschuß der Geburten über die Todesfälle im Jahre 1904 noch die Zahl 57 026 betragen hatte, war derselbe 1905 bereits auf 37 120 herabgegangen, und es erscheint somit die Gefahr, daß der bisherige Bevölkerungsstillstand Frankreichs durch weiteres Herabgleiten in eine tatsächliche Bevölkerungsabnahme umschlägt, bereits in unmittelbare Nähe gerückt. Die Zahl von 807 291 Geburten, die im Berichtsjahr für ganz Frankreich sich ergab, ist die niederste seit einem Jahrhundert, und ihre Niedrigkeit fällt um so schwerer ins Gewicht, als gleichzeitig die Zahl der Eheschließungen nicht ab-, sondern im Gegenteil zugenommen hat und mit der Ziffer 302 623 einen Stand erreichte, der in der zehnjährigen Periode 1891—1901 nur einmal, nämlich 1901, übertroffen worden ist. Dazu kommt, daß die schwache Geburtenzahl eine Erscheinung gerade der letzten Jahrzehnte ist, die den geistigen Zustand Frankreichs gegenüber der früheren Zeit unleugbar so einschneidend verändert haben. In den ersten sechzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bewegte sich die jährliche Geburtenzahl des Landes zwischen 900 000 und einer Million; 1861 betrug dieselbe 1 005 000, 1866 sogar 1 006 000, obwohl in jenen Jahren die Zahl der Eheschließungen (1861: 305 000, 1863: 303 000) nicht wesentlich von der entsprechenden Zahl der jüngsten Gegenwart abwich. Wenn daher die Gegenwart gegenüber jenen Jahren, obwohl damals die Gesamtbevölkerung Frankreichs um $1^1/_2$ Millionen geringer war als heute, eine um 200 000 Fälle verminderte Geburtenzahl aufzuweisen hat, so ist klar, daß hier eine Frage der französischen Volkswohlfahrt und Volkszukunft vorliegt, die vielleicht mehr als jede andere die Aufmerksamkeit und Sorge der französischen Patrioten auf sich ziehen muß.

Die Frage nach der Ursache dieser in jeder Hinsicht so warnungsreichen Erscheinung machte unlängst der angesehene französische Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu im ‚Economiste Français' (Nr. 48 vom 1. Dez. 1906) zum Gegenstand von hochbedeutsamen Erörterungen.

‚Wodurch ist,' so schreibt Leroy-Beaulieu an dem genannten Orte, ‚die jährliche Geburtenzahl Frankreichs seit vierzig Jahren um 200 000 gesunken? Ist vielleicht das Elend die Ursache? Keineswegs. Abgesehen von den Departe-

ments des Südens, die seit einigen Jahren schwer unter der Weinbaukrise leiden, ist die wirtschaftliche Lage Frankreichs nicht ungünstig; der Aufschwung des Außenhandels, die Erträgnisse der Steuern, die Zunahme aus den Eisenbahneinnahmen beweisen das. Die Löhne sind seit zwanzig Jahren in den meisten Erwerbszweigen fühlbar gestiegen, und man kann nicht sagen, daß der Preis des Lebens, abgesehen von Luxus- und Phantasiewaren und vielleicht auch den menschlichen Dienstleistungen, gestiegen wäre; viele Einfuhrwaren sind vielmehr seit dreißig Jahren im Preis gesunken. Man kann also die Abnahme der Geburtenzahl keineswegs, wenigstens nicht für das ganze Land, auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen.'

‚Auch auf die physischen Ursachen sollte man nicht allzuviel Nachdruck egen. Mag man die Entwicklung des Alkoholismus noch so sehr betonen, so ist er es doch nicht, der die Geburtenzahl so vermindert; der Beweis liegt darin, daß gerade die Departements, die noch einigermaßen kinderreich geblieben sind, am meisten Alkohol genießen. Übrigens ist das französische Volk als Ganzes physisch nicht geringwertiger geworden. Die Sterblichkeit ist zurückgegangen, zwar noch nicht ganz so, wie es eigentlich sein sollte, aber doch schon in fühlbarer Weise; sie betrug 1905: 770 171 Fälle, während sie bei einer geringeren Einwohnerzahl unter dem zweiten Kaiserreich 850 000 bis fast 900 000 Fälle betrug. Die mittlere Lebensdauer nimmt zu, nicht nur durch die Verminderung der Kindersterblichkeit, sondern durch Zunahme einer längeren Lebensdauer selbst.'

‚Es sind also weder wirtschaftliche noch physische Ursachen, die den Rückgang der Geburtenhäufigkeit in Frankreich erklären können; es sind vielmehr sittliche oder richtiger unsittliche Ursachen.'

‚Um diese recht zu erfassen, muß man die Bevölkerungsbewegung in den verschiedenen Departements betrachten. Es gibt noch einige Departements, allerdings eine recht kleine Zahl, die noch einigermaßen kinderreich sind. Wir geben hier wörtlich die Stelle des amtlichen Berichts wieder, der die tabellarische Übersicht der Bevölkerungsbewegung begleitet. Wenn man die Departements nach der relativen Höhe des Geburtsüberschusses im Vergleich zu ihrer Bevölkerung ordnet, so ergeben die höchsten Ziffern: Pas de Calais mit 1,19 (Geburtsüberschuß) auf 100 Einwohner; Finistère mit 1,03, Lozère mit 0,73, Morbihan mit 0,69, Nord mit 0,65, Vendée mit 0,65, Korsika mit 0,61, Territorium von Belfort mit 0,57, Haute-Vienne mit 0,56, Landes mit 0,48, Corrèze mit 0,47, Côtes du Nord mit 0,45.'

‚Das sind also die Departements, deren Geburtszahlen noch um einen nennenswerten Betrag die der Todesfälle übersteigen. Für Nord und Pas de Calais, das Bergwerksland, sowie auch das Territorium von Belfort ist es denkbar, daß wirtschaftliche Ursachen einen gewissen Einfluß auf ihre Geburtenhäufigkeit haben; aber es treten doch tiefere moralische Ursachen hiezu; bei den neun anderen Departements kann keinerlei wirtschaftlicher Grund aufgezeigt werden, wohl aber moralische Gründe; denn gerade diese Departements, nicht nur Bretagne und Vendée, sondern z. B. auch Nord, gehören zu jenen französischen Departements, wo das religiöse Gefühl sich am besten erhalten hat; man kann aus dieser Liste sehen, daß es gerade diejenigen Departements sind, die in der jüngsten Zeit den die religiösen Gefühle verletzenden Maßregeln der Regierung den stärksten Widerstand geleistet haben. Es ist nicht nötig, weiter auf diesen Punkt einzugehen; es gehört zu den bestbewiesenen wissenschaftlichen Tat-

sachen, daß die Häufigkeit der Geburten in enger Beziehung zu dem religiösen Leben der Bevölkerung steht.'

‚Die religiöse Geistesrichtung ist also das wichtigste Hilfsmittel der Geburtenhäufigkeit; hingegen ist ihr stärkster Feind das, was man mit einem neueren Ausdruck die Strebergesinnung (le tempérament arriviste) nennen kann. Die Departements, die dies in der ausgesprochensten Weise zeigen, wie Lot-et-Garonne, das Departement, das eine wahre Ministerpflanzschule ist, wie Tarn-et-Garonne, Yonne, Aube, Côte d'Or, sind auch diejenigen, die den größten Überschuß der Todesfälle über die Geburten aufweisen; es sind die Departements „mit dem einzigen Kind", wie man es von der Yonne sagt.'

‚Und gerade das gibt Anlaß zur Sorge für die Zukunft; denn die öffentlichen Gewalten haben gerade der Geistesrichtung einen immer heftigeren Krieg erklärt, die eine hohe Kinderzahl mit sich bringt, und befördern mehr und mehr die Strebergesinnung, deren Folge die Unfruchtbarkeit ist; sie strengen sich an, das Empfinden beispielsweise des Finistère jenem der Yonne ähnlich zu machen; an dem Tage, wo sie dies schöne Ergebnis erzielt haben, wird Finistère, anstatt wie im Jahre 1905 einen Überschuß von 7911 Geburten über die Zahl der Todesfälle zu haben, umgekehrt einen Überschuß an Todesfällen haben, nicht nur von 1635 wie die Yonne im Jahre 1905, sondern, da dies Departement anderthalbmal größer ist als die Yonne, einen solchen von 4000 Seelen.'

Diese Ziffern geben Leroy-Beaulieu um so mehr Anlaß zu Bedenken, als Frankreich, wenn seine Bevölkerung sich seit 1871 im gleichen Maße vermehrt hätte wie die von Finistère, heute eine Bevölkerung von 54 Millionen hätte, also bei weitem nicht in einer so erdrückenden Weise von Deutschland an Bevölkerungszahl übertroffen würde, wie dies heute der Fall ist.

‚Die Ursachen der steigenden Abnahme der Geburtenhäufigkeit,' so schließt Leroy-Beaulieu seine Ausführungen, ‚sind leicht zu erfassen: Die Schwächung der religiösen Gefühle, die mehr und mehr ausschließlich vorwaltende Sorge um die materielle Wohlfahrt, die Strebergesinnung, der demokratische Geist, der die Auffassung vom Zweck der Familie verdirbt, indem er ihr als Hauptzweck das gesellschaftliche Aufsteigen eines Kindes, und wäre es des einzigen, über die Stellung der Eltern hinaus erscheinen läßt. Ohne Zweifel ist diese Geistesrichtung überall in der Zunahme begriffen, außerhalb Frankreichs so gut wie in Frankreich selbst; sie scheint einen Teil des modernen demokratischen Geistes zu bilden und führt alle Völker einer allmählichen Verminderung der Fruchtbarkeit entgegen . . . Diesen verhängnisvollen Zug gälte es zu bekämpfen, während unser öffentliches Unterrichtswesen und unsere neue gesellschaftliche Moral, wenn das Wort hier überhaupt am Platze ist, ihn nur fortgesetzt steigern und weiterentwickeln.'

Solche Worte eines der ersten französischen Nationalökonomen könnten wohl Anlaß geben, den Zusammenhang zwischen Religiosität und Volkszukunft mit anderen Augen zu betrachten, als es vielfach bisher geschieht. Daß auch wir Deutsche ein unmittelbares Interesse daran haben, diesen Zusammenhang ins Auge zu fassen, lehren die an anderer Stelle des Heftes mitgeteilten Zahlen.

S.

Tolstoi gegen Shakespeare.

Jede Literaturgeschichte bedarf eigentlich der Ergänzung durch eine Geschichte des literarischen Geschmacks. Entwicklung der dichterischen Schaffensrichtung und Entwicklung der herrschenden Geschmacksrichtung stehen in einem tieferen Zusammenhang, als unsere mit unfruchtbarem Kritikschlamm überschwemmte Zeit leicht einsieht. Es gibt auch eine schöpferische und geisteskräftige Kritik, die dem Schaffen nicht lobhudelnd oder mißgünstig nachhinkt, sondern dem Echtesten einer jeden Zeit die Wege bahnt und den fruchtbaren Boden bereitet, die nur dem Keimkräftigen zuliebe das Unechte begräbt oder zur Seite schiebt. An großen literarischen Geschmacksrichtern, die nicht negativ über den Geschmack richten, sondern ihm positiv Richtung geben, hat es gerade dem deutschen Schrifttum nur selten völlig gefehlt; der eine Name Lessing am Beginne der klassischen Blütezeit sollte uns hindern, jeden Kritiker von vornherein schon als solchen gering zu schätzen. Aber ein Blick auf die Literatur- und Geschmacksgeschichte kann den Kritiker zugleich mit dem ruhigen Stolze auch die rechte Bescheidenheit lehren. Der Geschmack der Zeiten, dem er meist nur Ausdruck gibt, erweist sich als überaus wandelbar; was eben noch in höchster Schätzung stand, pflegt gerade in der nächstfolgenden Periode um so geringer zu gelten, und erst nach längerem Für und Wider, nach heftigem Auf- und Abwippen der Wage stellt sich das rechte Gewicht endgültig heraus.

Man könnte manchmal versucht sein, an der Zuverlässigkeit einer jeden ästhetischen Schätzung zu zweifeln, wenn man sieht, wie selbst das Ansehen der Größten, längst Vollendeten wieder erneut in den Widerspruch der Werturteile hineingerät. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gilt Shakespeare unbestritten als ein Fürst der Weltliteratur; seit der Schlegel-Tieckschen Übersetzung ist er auch für uns Deutsche ein Klassiker geworden. Nun auf einmal, am Beginn des 20. Jahrhunderts, rührt sich dagegen von mehreren Seiten der Widerspruch, und ein Leo Tolstoi macht sich in einer eigenen Schrift* gar anheischig zu dem Beweis,

‚daß Shakespeare nicht als großes Genie, ja nicht einmal als Durchschnittsschriftsteller anerkannt werden kann‘.

Durch die eingehende Analyse des King Lear, den viele als des großen Seelenbildners Meisterwerk schätzen, sucht Tolstoi seinen Urteilsspruch des näheren zu rechtfertigen. Überall findet er unnatürliche Begebenheiten und noch unnatürlichere Reden, die nicht dem Wesen der Charaktere entsprängen, und die besonders gerühmte Kraft Shakespearescher Charakteristik sucht er überall vergeblich:

‚So sehr ich mich bemüht habe, in Shakespeares Dramen die Bestätigung zu finden, ich fand immer das Gegenteil. Wenn ich eins — einerlei welches — von Shakespeares Dramen las, war ich vom ersten Anfang an (!) überzeugt, daß ihm die wichtigsten, wenn nicht die einzigen Fähigkeiten, Charaktere zu schildern,

* Shakespeare, eine kritische Studie. Deutsch, Hannover 1906. Adolf Sponholtz, Verlag.

fehlten: Individualität der Sprache, das ist die Art der Sprache, welche für den Charakter jeder Person natürlich ist. Das fehlt bei Shakespeare. Alle seine Charaktere sprechen nicht ihre eigene Sprache, sondern immer ein und dieselbe unnatürliche, gesuchte Sprache Shakespeares, in welcher nicht nur sie nicht sprechen konnten, in welcher nie ein lebender Mensch gesprochen hat, noch sprechen wird; ... alle Charaktere leiden außerdem an allgemeinem Übermaß der Sprache. — Die, welche lieben, die, welche sich zum Sterben vorbereiten, andere, welche fechten, die Sterbenden — alle sprechen gleich viel und überraschend über Dinge, welche für die Gelegenheit ungemein unpassend sind. Der Autor hat die Worte mehr wegen ihres Klanges und der Wortspiele gewählt als um der Gedanken willen.'

In diesem Verdammungston geht es durch ganze Druckbogen fort, und nachdem Tolstoi zur Genüge erwiesen zu haben vermeint, daß ‚Shakespeares Werke den Anforderungen der Kunst nicht entsprechen', daß

‚bei Shakespeare alles übertrieben ist, die Handlungen sowohl wie ihre Folgen und die Reden der Personen',

daß Shakespeare an seine Personen selbst nicht glaubt, kommt der Schlußtrumpf: Shakespeares Werke verfolgen

‚Tendenzen von niedrigster, unsittlichster Art.... Die erste, innere Ursache für Shakespeares Ruhm war und ist: Seine Dramen waren und sind ‚pro captu lectoris' (den Lesern zu Gefallen geschrieben), d. h. sie stimmten mit dem unreligiösen und unmoralischen Seelenzustand der oberen Klassen seiner und unserer Zeit überein.'

Während Tolstoi für seine ästhetischen Vorwürfe kaum Eideshelfer zu finden weiß, ist er bei seinen ethischen Anklagen um hilfreiche Zitate nicht verlegen. Gervinus und Brandes führt er als Zeugen auf; ein ganzer, vielfach zustimmender Brief von Bernard Shaw ist beigegeben und namentlich eine Studie des englischen Sozialisten Ernest Crosby über ‚Shakespeares Stellung zu den arbeitenden Klassen', in welcher Shakespeare, der seine Helden stets aus den höheren Gesellschaftsklassen wählte, als ein volksfeindlicher, antidemokratischer ‚Reaktionär' verdonnert wird. Gerade durch diese Anklageschrift Crosbys ist Tolstoi erst zu der seinen veranlaßt worden. Nun fangen wir an zu begreifen. Zwar besteht zwischen dem Radikalismus bezw. Sozialismus der Gervinus und Brandes oder Shaw und Crosby und dem religiösen Anarchismus Tolstois noch eine beträchtliche Kluft; aber in *einem* sind sie einander alle ähnlich, in der vielfachen blindverrannten Tendenziosität des ästhetischen Urteils gegenüber solchen Kunstwerken, aus denen eine andere als die eigene Weltanschauung spricht. Tolstoi will mit der Wertschätzung Shakespeares aufräumen, um dem ‚religiösen Drama der Zukunft' die Wege zu bahnen. Ihm zuliebe schüttelt er auch die eigenen dramatischen Werke früherer Jahre von sich ab. Aber verfährt er dabei nach der Art des schöpferischen Kritikers, wie wir ihn anfangs charakterisierten? Opfert er das Unechte dem Echten auf? Ganz gewiß nicht; sein Urteil ist so blind wie eine jede Liebe, der die Gerechtigkeit fehlt. Er glaubt lieber an ‚hypnotische Suggestion' bei allen

Shakespeareverehrern als an die Befangenheit des eigenen Shakespearehasses. Gegen eine solche Verblendung, die man ja auch bei anderen Tendenzaposteln trifft, helfen keine Vernunftgründe; da kann nur die Gewalt der Tatsachen, die natürliche und naturgesetzliche Entwicklung der Literatur über solcher Leute Köpfe hinweg ihnen vielleicht noch den Star stechen. Aber weil jede mit leidenschaftlicher Emphase vorgetragene Anklage immer auf viele einen gewissen Eindruck macht und wenigstens Ungewißheit und Unklarheit an Stelle der ruhigen Überzeugtheit setzt, sollen hier auch Tolstois Shakespeareanklagen nicht ohne Widerpart sprechen, und wir wählen als solchen den besten Shakespeareversteher, den es wohl je in Deutschland gab, seinen Verdeutscher A. W. Schlegel. Hören wir aus seinen Vorlesungen über englisches und spanisches Theater* ein paar Sätze gerade über die Punkte, welche Tolstoi bei Shakespeare bemängelt! Da heißt es von der Shakespeareschen Kraft der Charakteristik, von der auszeichnenden Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters überhaupt:

‚Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten zu sein, auch die fremdesten, zu versetzen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesamten Menschheit, ohne besondere Instruktionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnis entwickeln, und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die ebenso gültig sind als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nicht um des Zuschauers willen zu sagen oder zu tun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mitteilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakespeares Menschen mit Uhren verglichen, die ein kristallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dies bewerkstelligt wird. Nichts ist Shakespeare jedoch fremder als eine gewisse zergliederte Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird.... Wie ein jeder ist, das offenbart uns Shakespeare auf das unmittelbarste.‘

Aus dieser Kraft der Charakteristik rechtfertigt Schlegel auch ‚die Echtheit des Shakespeareschen Pathos‘. Wer, wie schon Johnson, diesem Pathos Affektation und Unnatur vorwirft, der bezeugt damit nur eigene phantasielose Sinnesart und verkennt zudem die Befugnisse der poetischen Form. Das Nähere möge man bei Schlegel im dritten Kapitel lesen, wo auch Shakespeares Sprache von ihrem vollendetsten Nachdichter gewürdigt wird. Nur einige Worte Schleges noch über die ‚Unsittlichkeit‘ bei Shakespeare. Hier bewegt er sich, abgesehen von einer Verwahrung gegen die ‚ängstliche Splitterrichterei, die in jedem dreisten Scherz eine Sünde wittert‘, und hinter der sich

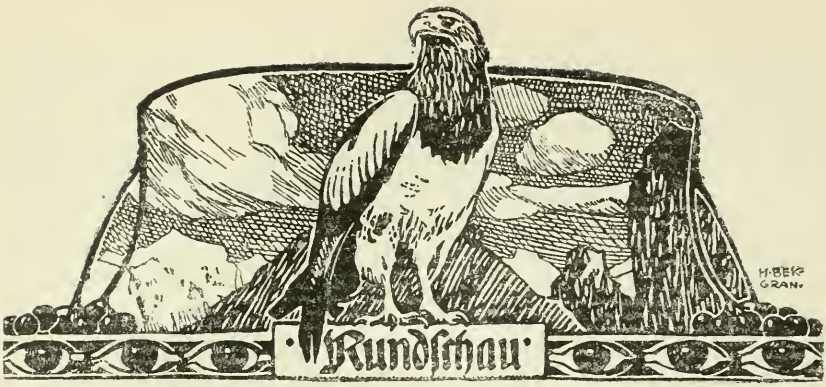
* In Meyers Volksbüchern leicht zugänglich.

meist nur das ‚Bewußtsein einer verunreinigten Einbildungskraft' verbirgt, nicht in Allgemeinheiten, sondern weist vielmehr in der Beurteilung der einzelnen Werke Shakespeares (Kap. 4—7) nach, wie tiefe sittliche Ideen in einem jeden verkörpert sind. Und gerade bei King Lear, an dem Tolstoi seine Anklage begründet, tut dies Schlegel mit besonderer Betonung. Hier findet er ‚die Wissenschaft des Mitleides erschöpft'. Shakespeare läßt sein Werk, dessen ‚Hauptpersonen nicht die handelnden, sondern die leidenden' sind (schon dies eine eminent christliche Idee), absichtlich in einer wüsten, barbarischen, heidnischen Zeit spielen, ‚gewissermaßen, um die Ehre der Menschheit zu retten.' Aber die Lösung dieser ‚großen Empörung in der sittlichen Welt' erfolgt nicht rein diesseitig:

‚Zwar werden nach Shakespeares Plan die Schuldigen sämtlich bestraft; denn das Böse zerstört sich selbst; aber die hilfreichen Tugenden kommen überall zu spät oder ziehen gegen die schlaue Tätigkeit der Bosheit den Kürzeren. Die Personen haben nur einen schwankenden Glauben an die Vorsehung, wie ihn Heiden haben mögen, und der Dichter zeigt uns eben, daß dieser Glaube, um in seinem ganzen Umfang befestigt zu werden, einen weiteren Raum als das düstere Erdenleben bedarf.'

Ein Sittenprediger freilich im Sinne des lehrhaften Ermahners und Warners ist Shakespeare nirgends, und darin mag der letzte Grund liegen, warum ihn der greise Weltflüchtling von Jasnaja Poljana als fremd und unbegreiflich empfindet.

E.



Naturwissenschaft.

Über den Geltungsbereich der Deszendenztheorie. Die Zeit, wo man in Fragen der Entwicklungslehre nur ein allgemeingültiges und dogmatisch bestimmtes Ja oder Nein als allein mögliche Antwort gelten ließ, ist nun hoffentlich bald für immer vorbei. Nachdem einmal die fast überall durchgedrungene Einsicht in die Unzulänglichkeit der Darwinschen Zuchtwahltheorie die Köpfe ernüchtert hat, sind auch die meisten Anhänger der Deszendenztheorie vorsichtiger geworden in ihren Aufstellungen und andererseits ihre bisherigen Gegner eher zu Konzessionen geneigt. über die tiefere Ursache dieses wissenschaftlichen Stimmungswechsels scheint uns kaum ein Zweifel möglich zu sein: Während der Darwinismus im engeren Sinne zugleich als ein Bollwerk materialistischer Weltansicht angesehen und in diesem Sinne verfochten und bekämpft wurde, gilt die auf ihren eigentlichen Inhalt beschränkte Deszendenztheorie in der meisten Urteil als wohl vereinbar mit jedweder Weltansicht; und nicht wenige sind bereits der überzeugung, daß, je mehr das Prinzip der Zielstrebigkeit in aller Entwicklung als unentbehrlich erwiesen wird, desto mehr die Deszendenztheorie sogar als eine wertvolle Bestätigung und Vertiefung geistiger und religiöser Weltauffassung zur Geltung kommen wird. Um die Beseitigung der Vorurteile, mit denen man bisher noch gerade in manchen christlich gläubigen Kreisen der Deszendenztheorie gegenüberstand, haben sich wenige so verdient gemacht als der hervorragende Zoologe P. Erich Wasmann S. J. durch sein ebenso gemeinverständliches als wissenschaftlich gediegenes Werk ‚Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie'. Die erste selbständige Buchausgabe (1904) ist bereits im Aprilheft 1905 dieser Zeitschrift von Dr. Johannes Bumüller als eine ‚erfreuliche und mutige Tat' begrüßt und ausführlich gewürdigt worden. Die Bedeutung des Buches rechtfertigt einen neuen, warm empfehlenden Hinweis auf die stark vermehrte, textlich wie illustrativ noch verbesserte Neuauflage.* Wasmann hat bekanntlich in diesem Werk neue, überzeugende Beweise für die Geltung der Deszendenztheorie auf dem Gebiete seiner Spezialforschung, der Ameisen- und Termitenkunde, erbracht; da er mit den betreffenden wissenschaftlich eigenwertigsten Abschnitten eine umfassende Orientierung über die

* Freiburg 1906, Herdersche Verlagshandlung. Brosch. M. 8.—, geb. M. 9.20. Von Ergänzungen, die oben nicht zur Sprache kommen, seien hier noch erwähnt die über das Mendelsche Gesetz, ein kursorischer überblick der Zeugnisse der Paläontologie und der auf eigener ergebnisreicher Forschung beruhende neue Abschnitt ‚Zur Geschichte der Sklaverei bei den Ameisen'. Als Anhang ist ein offener Brief an Häckel und eine Duplik auf dessen Antwort, als Ergänzung des Vorworts ‚Ein Wort an meine Kritiker' beigefügt.

Zellenlehre und die sonstigen Grundlagen der modernen Biologie verbindet, kommt er naturgemäß auch zu einer ausführlichen Entwicklung seiner allgemeinen Gedanken, zur Entwicklungstheorie und erklärt sich für eine mehrstammige, nach inneren Entwicklungsgesetzen verlaufende Deszendenz. ‚Wie groß die Zahl der anzunehmenden Stämme ist, welchen Umfang wir ihnen zuzuschreiben haben, wie die Stammformen beschaffen waren, darüber herrscht noch großes Dunkel.' Dieses die Grenze, welche bereits das biologische und paläontologische Wissen unserer Zeit dem Deszendenztheoretiker setzt. Aber er hat auch noch andere Grenzen zu respektieren, solche nämlich, die sich aus dem Übergreifen der Probleme in andere Wissensgebiete ergeben, einerseits in den Bereich der anorganischen Natur, andererseits in das menschliche Seelenleben. Diese allgemeinen, den Einzelwissenschaften gemeinsamen Fragen kann nicht der biologische Spezialforscher, sondern allein der den gesamten Wissensstoff überblickende Naturphilosoph, und der Philosoph schlechtweg, beurteilen. Über die Eigenart der Lebenserscheinungen spricht sich Wasmann nunmehr in einem neuen, ausführlichen Kapitel ‚Das Rätsel des Lebens', vielfach anknüpfend an Driesch, in entschieden vitalistischem Sinne aus und folgert daraus mit vermehrtem Nachdruck den selbständigen Schöpfungsursprung der organischen Welt und die vielfache Geltung spezifisch vitalistischer, nicht mechanistischer Entwicklungsprinzipien. Dem anderen Endproblem, der Abstammung des Menschen, hat er schon früher ein ausführliches Spezialkapitel gewidmet und nicht nur die Einzigartigkeit des menschlichen Seelenlebens betont, sondern auch die mangelnde Beweiskraft aller körperlichen Abstammungsmerkmale dargetan. Obwohl Wasmann die negativen Instanzen jetzt noch ausführlicher zu Wort kommen läßt, gibt er doch auch zu, daß gar manche positive Ähnlichkeiten zwischen dem Menschen und den höheren Säugetieren, insbesondere den höheren Affen bestehen. Sie bieten ‚einen zoologischen Wahrscheinlichkeitsbeweis für die leibliche Verwandtschaft des Menschen mit den übrigen Säugetieren, mehr jedoch nicht. Die Verschiedenheiten sind andererseits wiederum so erheblich, daß sie gar keine bestimmten Schlüsse auf phylogenetischem Gebiete gestatten'. Eine körperliche Abstammung des Menschen aus dem Tierreich hält Wasmann in jedem Fall für vereinbar mit dem theologischen Schöpfungsbegriff.

In diesem Punkt trennt sich Wasmanns Meinung von der seines Ordensbruders H. Muckermann, in dem übrigens auf Grund seines Buches ‚Attitude of Catholics towards Darwinism and Evolution'* abermals ‚ein Jesuit als Anhänger der Entwicklungstheorie' sich zu erkennen gibt, allerdings mit den obbesagten Einschränkungen des Geltungsbereichs. Im Sachlichen ist Muckermann dermaßen von Wasmann abhängig, dabei in der Formulierung und Verfechtungsweise seines Standpunktes (wie schon der unglückliche Titel ahnen läßt) so wenig glücklich, daß wir eine Übertragung der Schrift ins Deutsche nicht hoffen wollen. Den Hauptinhalt bilden Widerlegungen (‚verdicts') entgegenstehender Lehren; die positiven Darlegungen hinken sehr nach und unterschätzen denn doch stark die Wahrscheinlichkeitsgründe für die Deszendenztheorie. Sie beschränken sich fast ganz auf die Nachweise rezenter Artenbildung durch de Vries und Wasmann. Ganz besonders aber kommen die Wahrscheinlichkeitsgründe aus der Paläontologie zu kurz, und da sie auch bei Wasmann, dem Hauptinhalt seines Buches entsprechend, nur mehr nebensächlich zur Sprache kommen, sei hier zur Ergänzung auf das Zeugnis

* = Stellung der Katholiken zu Darwinismus und Entwicklungstheorie. St. Louis und Freiburg B., Herderscher Verlag.

eines namhaften Vertreters dieses Wissensgebietes verwiesen. Der Wiener Gelehrte Hugo Obermaier hat auf einem Salzburger katechetischen Vortragszyklus über ‚die heutige Erklärung des Hexaëmerons'* seine diesbezügliche Überzeugung in den Worten formuliert: ‚Betrachten wir das nähere Wie der Entfaltung der Lebewesen, so entrollen sie sich augenscheinlich in enger, gegenseitiger Verkettung nach großen, gemeinsamen Stammbäumen. Kein unterrichteter Geologe oder Paläontologe kann diese Evolution verkennen; und zwar unterscheiden sich die Organismen um so mehr von denen der Gegenwart, je höher man in das Altertum der Erde hinaufsteigt. Diese Evolution ist für einzelne Gruppen bereits mit großer Augenscheinlichkeit dargelegt; für andere wird dies in Zukunft nach weiteren klärenden Entdeckungen sicherlich möglich sein.' Gerade der hoffnungsfreudige Schlußsatz läßt dieses Zitat hier um so angebrachter erscheinen. So gewiß man hinsichtlich des Geltungsbereichs der Deszendenztheorie wie überall in der Wissenschaft stets der Grenzen menschlicher Erkenntnis eingedenk bleiben muß, so verfehlt wäre es, dadurch den freudigen Stolz auf die bisherigen Eroberungen menschlichen Geistes und die tatenfrohe Hoffnung auf künftige beschränken zu lassen. Nicht aus zaghaftem Erkenntnisverzicht, sondern nur aus zuversichtlichem Weiterforschen und Weiterdenken erwachsen neue Fortschritte zur einen, ewigen Wahrheit hin.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

Paul Keller. Von Paul Keller wird man gern sagen, daß er ‚Herz' habe, oder lieber noch — ‚etwas Herziges', als koordiniertes Beiwort zu kindlich: etwas Kindlichherziges, also etwas, das wir alle nicht mehr, nicht mehr voll und rein besitzen. — Unser Herz und Hirn sengt die Sonne der Erkenntnis. — Keller wandelt noch im Unschuldgarten. Das Böse gilt, wenn überhaupt einmal, immer nur so — ‚für Spaß', im Grunde ist alles und jedes bei Keller gut, herzensgut; man hat es nie so böse gemeint. Siehe: Niklasschiff* und mehr noch die früheren Bücher von Keller. — Ob das nicht auch Humor ist? Naiver Humor? — Humor entspringt aus Erkenntnis, sagt man, und sei freie Synthese nach geschehener Analyse, herzhaftes Weltbejahen nach kritischem Verneinen. Ganz recht — und seine Wirkung mag männlicher, ernster, reifer anmuten; sollte er nicht sein Gegenstück haben in einem Humor, der der Erkenntnis vorhergeht? So ist es. Keller ist Kind und Morgen —, Raabe z. B. Abend und Alter. Man nehme es nur nicht zu wörtlich und ausschließlich. Das Abendherbe fehlt Keller, Morgenfrische weht uns bei ihm entgegen; und gerade das macht ihn uns so lieb und wert und — überlegen.

Ein Bild: So ein kleiner Held mit Zeitungshelm und Blechsäbel, der vor einen schrumpflichen Gelehrten, weil der's — der Tölpel! — blindlings auf des Kleinen Sandburg abgesehen zu haben scheint, hintritt mit gezücktem Schwert: Ha — a — alt! — Ist die Sandburg am Grunde da nicht ein Paradies? Und der Dreistewicht da, ist er nicht ein Cherub mit flammendem Schwert? — Wer ist der Stärkere, der Überlegenere?

Ich will Keller hierdurch gewiß nicht als Knirps hinstellen!

Es ist gut, daß wir Keller haben, ihn so haben! Keller ist naiv, er schöpft am Quell. Er ist ohne Tradition, ohne ‚Kunst'. Man hat ihn bereden wollen. Ich freue mich, daß sein Instinkt stärker ist als sein Kunstverstand. Hie und da hat er's ja auch wohl versucht, es den

* Vgl Scholae Salisburgenses, Heft X, Bericht über den katechetischen Kursus in Salzburg vom 20. bis 25. August 1906. S. 99 ff.

* Das Niklasschiff. Neue Erzählungen. Paderborn 1907, F. Schöningh. Kart. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.—.

Modernen gleich zu tun, und er wurde — manieriert. Das war sein Glück im Unglück. Er soll sich weiter nur nicht verwirren lassen. In seiner Art kann er sich freilich immer noch bedeutend vervollkommnen. Da ist ihm wirklich allerlei zu wünschen. Der Künstler in ihm ist dem Dichter nicht immer gewachsen. Doch da kann er bei den Modernen wenig, wohl aber viel bei den alten Meistern lernen. Er möge nur nicht sein frisches Quellwasser um- und ins traditionelle moderne Bett überleiten. Denn wer Kunst nicht aus dem Elementaren heraus zu schöpfen und zu schaffen weiß, sondern nur auf dem Umwege über eine bereits vorhandene Kunst, an der sich natürlich auch der wahre ursprüngliche Dichter, um er selbst zu werden, heranbilden muß, der mag ein leidlicher Künstler sein, ein Schöpfer, ein *ποιητής*, ein Dichter ist er eigentlich nicht.

Also nochmals: Keller möge sich nicht verwirren lassen und bei solchen Versuchen nicht straucheln. Wir können zehnmal eher unsere Artisten entbehren als einen Paul Keller. — In sich aber möge er werden und wachsen und aus sich heraus! Denn das erst ist Vollendung: Blüte — die hat er uns reichlich geschenkt — und aus der Blüte: — nun allmählich reifend die volle Frucht!

Christoph Flaskamp.

Bernard Shaw. Auf verschiedene Weise haben sich in der Gegenwart einige Männer zum öffentlichen Mundstück ihrer Völker, zu ihren Präzeptoren gemacht. Man denke an Leo Tolstoi und Björnson. Von allem anderen abgesehen wirkte hier die Kraft des menschlichen Charakters derart, daß die Landsleute dieser zwei Männer, selbst solche andrer Gesinnungs- und Denkungsart, die Hegemonie derselben anerkennen. Ganz anders aber ist es mit dem heutigen praeceptor Britanniae, eben G. B. Shaw, bestellt. Er war einfach entschlossen, diese Rolle zu spielen. Er wurde nicht dazu berufen, ihm ordneten sich nicht alle freiwillig unter, nein, er zwang sich seinem Volke auf, langsam und allmählich, bis man ihn nolens volens sozusagen als den Clown, den ernsthaften Clown des Landes anzusehen sich gewöhnt hat, der im öffentlichen englischen Leben die Rolle spielt, die in einigen Shakespearestücken dem Clown zugeteilt ist. Der Mann, der in der Fabian Society, einer sozialistischen Ideen huldigenden und verbreitenden Gesellschaft, die erste und treibende Rolle spielt, der seit vielen Jahren schon eine sozialistische Stadtverwaltung predigt, er schreibt jetzt, sobald irgend eine öffentliche Frage auftaucht, einen offnen Brief an die Times, und diese sind nur zu froh, ihn zu veröffentlichen, denn er bringt ihnen billige und große Reklame. Noch vor etwa 10 Jahren hätten sie wohl von Shaw nichts wissen mögen.

In Shaw lebt der Wille zur Macht, lebt immenser Ehrgeiz, überall dabei zu sein und seine Meinung auszusprechen, leben aber auch Kräfte, die ins Weite und Breite streben, die durch Umreißen aufbauen möchten, die mithelfen wollen an einer Gesellschaftsumformung an Haupt und Gliedern. Ihm erscheint der heutige Gesellschaftszustand mit seiner Moral, seinen Sitten, seiner ökonomisch rechtlichen Grundlage als wahrer Anarchismus, dem er mit anarchistischen Taten zu Leibe gehen müsse. So ist er der Verneiner und Anarchist des Wortes aus einer Art gesunden Menschenverstandes heraus, der von bestimmten logischen Voraussetzungen ausgehend das eine als vernünftig, das andere als unvernünftig dekretiert. Historisches Gewordensein kann einem solchen Manne natürlich nichts bedeuten. Nun sind seine Ideen wie seine Anklagen und Kritiken keineswegs original; er behauptet das wohl auch gar nicht; was original daran ist, ist nur die Art, wie er sie an sein Publikum bringt. Er ist wie ein sehr geschickter Ladeninhaber, der eine bestimmte Art Waren führt und diese so eigenartig

und verlockend auszustellen weiß, daß die Käufer trotz der für sie eigentlich abstoßenden Neuheit der Ware doch angezogen werden. Sein Laden ist mit all den modernen Zeitideen, vor allem mit Nietzsche reichlich gefüllt. Shaw ist ganz und gar ein Kind seiner Zeit und nur verständlich im gesellschaftskonservativen England, so sehr, daß man fast meinen möchte, durch ein Wunder sei er wie ein Homunkulus auf die Welt der Gegenwart gekommen, ihn verbinde keine Nabelschnur mit dem Blut und dadurch mit den Gefühlen der Väter. Shaw ging erst spät in seiner Karriere als verneinender Präzeptor zum Theater über. Er tat es wohl, als er sah, daß er sonst niemals das Ohr des weiten Publikums erreichen werde, da ihm eben jene Gaben versagt geblieben, die einen Tolstoi zum russischen Herrscher im Gedankenreich gemacht haben.

Auch im Theater dauerte es recht lange, bis er Gehör fand. Ihm war das Theater ja nur Mittel, nicht Ende, rostrum, nicht Bretter, die die Welt bedeuten. Zwar daran ist das Publikum aller Länder bis zu einem gewissen Grade gewöhnt, aber doch meist nach ganz andrer Richtung hin. Shaw aber sah sich seinem englischen Publikum gegenüber grade in besonders schwieriger Lage, weil dieses verlernt hatte, wie er sich ausdrückt, ‚sein Gehirn mit ins Theater zu bringen,‘ weil es dort nur Amüsement suchte, nur leicht, recht leicht unterhalten sein wollte. Aber Shaw *wollte* siegen, und so entschloß er sich, dem Publikum in etwas entgegen zu kommen gerade in dem, in dem er selbst besonders stark war: Er gab ihm Amüsement, Haufen davon; es mußte sich vor Lachen schütteln über all die komischen Gestalten und Sprüche, die ihm da vorgesetzt wurden, und es ahnte gar nicht, daß es die ganze Zeit lang über sich selbst und alles, was ihm hoch und heilig gegolten, lachte, daß eine Art englischer Till Eulenspiegel die Schellen rührte und die Pritsche schwang. Es lachte, und all jene Grundsätze begannen zu wanken und zu schwanken. Der Kämpfer hatte unter der Clownverkleidung Bresche in das granitne Fort geschossen und, wie er meint, einer neuen Moral die Wege geebnet. Denn, dessen sei man sich klar, Shaws eigentliches Wollen ist ein ernstes, eines, das Werte schaffen möchte, wenn er auch erst nach größerem Beispiel umwerten zu müssen glaubt.

In einem Vortrag über das Drama, den er vor einigen Monaten vor einem akademischen Publikum hielt, hat er sich einmal ernsthafter und offener über dies sein Wollen und seine Methode ausgelassen. Da hieß es: ‚Ein Problemstück, wie er den Ausdruck verstünde, müsse eine neue Moral predigen. Des Verfassers Entrüstung und Mißbilligung, seine moralischen Betrachtungen kämen dann über die Rampenlichter hinaus und verletzten das Publikum. Das hielte zunächst den Dichter für einen schlechten Künstler und noch schlechteren Moralisten. Er aber leiste in Wirklichkeit die höchste Art des Aufbauens: er schaffe Geist, Geist sei aufgebaut auf zahllosen früher gemachten Begriffen, er wachse allmählich, und jedermann, der in der konventionellen Moral einen Fehler finde und ihn berichtige, indem er neue Verbindungen zwischen den Tatsachen und der Erfahrung aufdecke, schaffe Geist und erfülle so eine Pflicht von nahezu unbeschreiblicher Heiligkeit. Er könne sich selbst gar nicht genug ernst nehmen. Um aber das Publikum zum Anhören jener neuen Lehren zu bringen, müsse der Dramatiker außerordentliche Zaubermittel ausfindig machen, originelle Schönheiten entdecken, fortwährende Abwechslung und beständiges Vergnügen bereiten.‘

Das also ist zum Teil wenigstens der Grund von Shaws eigenartiger und scheinbar willkürlicher Technik. Auch hinter ihr steckt ein feines Zieles sicherer Wille. Aber freilich, er übt sie nicht nur, er schwelgt in ihr, weil sie seiner geistigen

Eigenart so sehr entspricht. Er kann ja gar nicht anders als schlagen und stechen, wenn es auch immer mit der Eleganz eines gewandten Fechters geschieht.

Shaws Stellung zur Religion dürfte sich nach all dem gesagten leicht erraten lassen. Er, der so ausschließlich Verstandesmensch ist, dem jedes Fühlen nur Gegenstand des Spottes wird, für den es keine Brücken in die Vergangenheit gibt, der in so manchem vom Geiste der französischen Encyklopädisten ist, er wird die Religion ähnlich betrachten wie einst ein Voltaire. Und ein kürzlicher Vortrag, den Shaw über Religion gehalten, zeigt das auch in der Tat; nur kann man aus ihm entnehmen, daß Shaw das Utilitätsprinzip, das Voltaire an Staat und Gesellschaft knüpft: — ‚Wenn es keine Religion gäbe, müßte man sie erfinden' — denn doch weiter ausdehnt und auf das ganze All bezieht, daß er also eine Art verstandesgemäßer Pantheist ist, dem Name keineswegs Schall und Rauch ist. Er sagt: ‚Wenn die große Gemeinde von Feiglingen, die man menschliche Rasse nennt, dahin gebracht werden soll, ihre eigene persönliche Sicherheit und ihr persönliches Interesse hintanzusetzen, so muß man sie religiös machen. Ein religiöser Mensch nun bedeutet natürlich nicht einer, der zur englischen Staatskirche gehört noch zu irgend einem anderen speziellen Glaubensbekenntnis. Ein religiöser Mensch sei vielmehr ein solcher, der die felsenfeste Gewißheit in sich trage, daß er hier auf Erden sei, nicht um irgend ein kleinliches Ziel zu erreichen, sondern als das Werkzeug der großen Kraft, die das All geschaffen. Wenn die Menschen begreifen wollten, daß das, worauf die Gottheit letzten Endes hindränge, die vollständige Erkenntnis ihrer eignen Ziele und Absichten (perfect comprehension of his own purpose) sei, so würde wenig Schwierigkeit bestehen, sie religiös zu machen. Das eine, was Religion uns zu geben vermöge, sei keine einwiegende Sicherheit und Trost (comfort), sondern Mut und Selbstachtung.'

Nimmt man alles in allem, so darf man Shaw als einen Vertreter des sogen. ‚common sense' oder gesunden Menschenverstandes betrachten, der alles aufs beste einrichten zu können glaubt, wenn nur aller ‚nonsense', aller Unverstand beseitigt sei. Einem solchen Manne muß natürlich alles Prophetenhafte, auch alles echt dichterisch Seherhafte abgehen, wenn ihm auch künstlerische Fähigkeiten und Kräfte eignen. Seine Seele kann nicht die Flügel breiten, um zum Throne des Höchsten zu dringen, von wannen erschaute Wunder und Offenbarungen zu künden, sein Auge kann nicht im schönen Wahnsinn rollen, ihn drängen nicht innere Stimmen, inneres überschwengliches Leben und inneres Schauen in Wonnen des Werdens und Gebärens nach außen zur Gestaltung. Sein Fuß haftet auf der Erde, sein Blick auf dem praktischen Ziele. Nun begreift man, wie er gerade der praeceptor Britanniae hat werden können. Wäre seine Methode nicht eine so außerordentliche gewesen, man hätte ihn schon eher in seinem Lande begriffen, aber ihm dann freilich kaum gehorsame Gefolgschaft geleistet. Shaw schafft das Seine mit an der Entwicklung im guten wie im üblen Sinne, so gut es die Kraft tut, die er so vollkommen repräsentiert: der gesunde Menschenverstand. In den höchsten Nöten aber, verläßt da nicht wie in dem alten Mirakelspiel ‚Jedermann' auch dieser Führer? Und wer allein auf ihn baut, der hat auf Sand gebaut.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst.

Fritz von Uhde und das Erwachen einer neuen religiösen Kunst. Die Zeit, in der die Kunst, zumal die Malerei, eine stille, sonntägliche Beschäftigung andächtig gestimmter Gemüter war und Bilder an frommen, stillen Orten aufgestellt wurden, scheint

vorbei; aber in einzelnen anderen Erscheinungen offenbart sich doch immer wieder etwas von ihrem Ursprunge, und es klingt die Sehnsucht nach ihrer ewigen Heimat wie ein fernes Echo nach. Es wird immer wieder offenbar, daß ihr tiefer, geheimnisvoller Urgrund das religiöse Bedürfnis ist, ein inneres Erlebnis, das zum Schauen und Gestalten drängt.

Freilich scheint unsere Zeit von diesem Ideal so weit als möglich entfernt. Der naturwissenschaftliche Fanatismus unserer Tage hat sich auch der Künste bemächtigt. Seine Anhänger sehen Zweck und Ziel der Malerei in der unbedingten Nachahmung der Wirklichkeit, in der objektiven, wahren Darstellung der Naturphänomene. Im Verlauf dieser Bestrebungen hat sich allerdings gezeigt, daß niemand objektive Natur zu sehen vermag, und daß auch beim eifrigsten Bemühen, dieses Ziel zu erreichen, die künstlerische Subjektivität nicht ausgeschaltet werden kann. Denn wer immer die Natur mit Hingebung und Liebe zu schildern unternimmt, wird dabei auch gegen seinen Willen zum Dichter. So kam es, daß diese naturalistische Richtung, die sich am weitesten von allen gemeingültigen Idealen entfernt hatte, einer religiös gestimmten Kunst neue und wertvolle Ausdrucksmittel zuführte.

Um dies so recht im Grunde einzusehen, dürfen wir nur das Lebenswerk Fritz von Uhdes betrachten, das zur Zeit in der Münchener Sezession ausgestellt ist. Uhde ist seiner malerischen Ausdrucksweise nach Schüler der modernen Franzosen. Im Anfange seines Schaffens schwebt ihm als Ziel der Malerei die naturgetreue Wiedergabe des malerischen Eindrucks vor. In zahlreichen Studien, größtenteils Freilichtbilder, bemüht er sich, die optischen Phänomene des Lichts und ihre Wirkung auf die farbige Erscheinung darzustellen. Er malt Kinder im Freien, Soldaten, die das Trommeln üben, junge Mädchen, die mit Hunden spielen, lauter Objekte, die ihm als malerische Erscheinungen wertvoll sind. Er steht noch auf dem Standpunkt des konsequenten Naturalisten, dem es an sich gleichgültig ist, was man malt: einen Kistendeckel mit Schmetterlingen, einen Sonnenuntergang oder den Kopf eines jungen Mädchens.

Uhde konnte es aber doch nicht entgehen, daß die Malerei kein bloßes Rechenexempel, mittels farbiger Werte ausgeführt, keine bloße Analyse von farbigen Erscheinungen sein könne, sondern auch der Ausdruck allgemein menschlicher Empfindungen sein müsse. Diese Einsicht schützte ihn vor drohender Verflachung und Verrohung des ästhetischen Ideals; er entdeckt sein eigenstes Gebiet im Ausdruck persönlicher religiöser Empfindungen, für die er in den allgemein erkannten und bekannten Gestalten der Bibel und der Evangelien die geeigneten Gegenstände seiner Darstellung fand. Die Kunst ist ihm fortan eine Ausdrucksbeziehung, eine geistige Mitteilung von Mensch zu Mensch.

Der hehre Stoff der biblischen und evangelischen Geschichten war unter den Händen konventioneller Maler kirchlicher Andachtsbilder leer und ausdruckslos geworden. Die religiöse Malerei, in die Fesseln einer erstarrten dogmatischen Tradition eingeschnürt, war in geistloser Nachahmung der alten Meister aufgegangen. Uhdes vornehmem, künstlerischem Sinn widerstrebte es, alte, von Herrschaften getragene Kleider zu benützen; er versuchte seinen Stoff mit modernen Ausdrucksmitteln zu gestalten. Die naturalistische, impressionistische Richtung, von der wir eben gesprochen, gab ihm die Mittel an die Hand. Ohne diese Schulung hätte er nicht vermocht, intuitiv Geschautes als malerische Improvisation vor sich hinzustellen. In diesem Sinne hat auf ihn die moderne Stimmungskunst par excellence, die Landschaftsmalerei eingewirkt. Im Silber-

schein des erwachenden Tages, im Wehen der Abenddämmerung und aus den geheimnisvollen, farbigen Schleiern der Nacht enthüllte sich in ihm jene traumhafte und doch so konkrete Welt religiöser Empfindungen und Vorstellungen.

Zwei Bilder sind für die Art, wie sich Uhde aus dem Natureindruck solche Empfindungen auslösen, besonders charakteristisch: der Ritt der hl. drei Könige und die Flucht nach Ägypten. In dem einen sehen wir die drei Könige prächtig gekleidet auf stolzen Rossen aus dem nächtlich dunklen Tannenwald heraustreten. Vor ihnen liegt schneebedecktes, weites Land, und über einem Städtchen steht der helleuchtende, seltsam geformte Stern, dem sie bis hierher nachgezogen sind. Der geheimnisvolle Charakter der Landschaft, der Ausdruck des Staunens, der Verwunderung und Überraschung in den Gesichtern der Könige ist unbeschreiblich; er läßt sich nur erschauen und empfinden. Wiederum einen von dieser Nachtstimmung ganz verschiedenen Ausdruck zeigt das Bild der Flucht. Diesmal ist der anbrechende Tag, das silberige Licht der ersten Morgenstunden geschildert. In starkem Gegensatz zu der Ruhe und Stille in der erwachenden Natur steht das flüchtige Paar, das wie ein aufgescheuchtes Wild eilig dahinzieht.

In dämmerigen Innenräumen mit ihren heimlich anmutenden poetischen Lichtwirkungen spielt sich die Idylle der Geburt Christi, die Anbetung der Könige und das erhabene Schauspiel des Abendmahles ab. Gerade die Darstellung solcher Innenräume ermöglicht die malerische Konzentration stimmungsvoller Lichtprobleme, die für die Gestaltung dieser Gegenstände von höchster Bedeutung sind. Gemälde wie das der Himmelfahrt Christi dürfen hinsichtlich der Intensität und Tiefe des Schauens, der Kraft und Energie des malerischen Ausdruckes neben ähnliches von Rembrandt gestellt werden. Vergleicht man diese letzte große Schöpfung Uhdes mit seinen ersten Anfängen, so erkennt man eine fortwährende Steigerung des künstlerischen Ausdrucks, eine Kunst, die sich immer unabhängiger und freier von äußeren Einflüssen (Künstlern und Richtungen), dagegen immer reicher und mannigfaltiger an inneren Zusammenhängen und Beziehungen zu seiner religiös gestimmten Persönlichkeit entfaltete. Ganz widerspruchslos läßt sich ja seine Kunst nicht hinnehmen. Die Empfindungen und Vorstellungen, die seine Bilder erregen, sind nicht immer harmonischer Natur; es bleibt oft ein trüber Erdenrest zurück. Indem er die Wirklichkeitsdarstellung auf religiöse Vorstellungen anwendet, beschwört er einen verhängnisvollen Konflikt herauf. Der Widerspruch zwischen der Idealität des Stoffes und der Realität der Darstellung ist unleugbar vorhanden. Seine Bedeutung für unsere Zeit liegt vor allem darin, daß er sich als einer der ersten diesen Problemen zuwandte.

Ein Vergleich mit den Arbeiten anderer Künstler, die gleichzeitig mit Uhde ausstellen (Schramm-Zittau und Hölzel), zeigt, daß trotz glänzend entwickelter Technik und bewußter, klarer Einsicht und Wertung malerischen Sehens doch kein tieferes Interesse für ‚bloße Malerei' neben Uhde aufkommen kann. (Hölzel allerdings ist nicht bloßer Naturalist, sondern eine Übergangserscheinung, die sich zu einer künstlerisch bildmäßigen Auffassung der Natur im Sinne Dills durchgearbeitet hat.) Die ‚Nurmaler' stecken in einer Sackgasse, und es ist fraglich, ob sie die freie Höhe erreichen, auf der Erscheinungen wie Uhde zu Hause sind. Er hat die Aufgabe der alten Kunst wieder aufgenommen, in der die großen Künstler innerhalb einer gewissen Kulturhöhe allgemein gültige Werte in einer Sprache, die von jedem verstanden wurde, schufen. Wie sehr das gerade unserer Zeit not tut, spricht Thode offen aus: ... ‚Daß nicht innere Not wieder ihr großes

Werk idealer Gemeinsamkeit in Ideen, die wir im tiefsten Sinne religiöse nennen dürfen, schafft? Zeigt sich die Notwendigkeit solcher Ideen nicht mit jedem Tage deutlicher angesichts des rücksichtslosen Vorwärtsschreitens egoistischer Sonderinteressen und sozialer Kämpfe, die auf bloß materiellem Gebiete niemals zu einem heilvollen Ausgang gebracht werden können? Und wenn solche Ideen rettend, versöhnend und verbindend aus dem Dunkel der Seelen, in das kein Auge hinabschaut, sich erheben, kann dann und wird dann nicht die Kunst aus ihrem Spiele mit sich selbst zu höchsten Aufgaben emporgezogen werden? Wir hoffen; wir wissen aber auch, daß nur aus der Innerlichkeit die Kraft zu gewinnen ist.'

A. H.

Neue Ziele in der protestantischen Kirchenbaukunst. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres tagte zum zweiten Male der Kongreß für protestantischen Kirchenbau. Die Bewegung, die zu diesem Kongresse führte und auch sonst zutage tritt, enthält viel religions- und kunstgeschichtlich Bemerkenswertes, mehr indes als in den Gedanken, die auf dem zweiten Kongresse ausgesprochen wurden und für die Entwicklung der christlichen Kunst wertvolle Leitsätze brachten, in ihrer Grundrichtung. Der Protestantismus sucht heute nach einer eigenen protestantischen Kirchenkunst. Mit der fortschreitenden Zersetzung seines Konfessionsinhaltes und der Verschärfung der Gegensätze haben sich die herkömmlichen Bande der Tradition immer mehr gelockert; der Protestantismus ist immer individualistischer geworden, seine Kunstübung persönlich-subjektiv, und er konnte sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß insbesondere seine Kirchenkunst ein Zwitterding sei, eine mittelalterliche Form ohne spezifischen modern-protestantischen Gehalt. Neuerdings hat dieses Gefühl, das sich mit dem Schwinden der traditionellen Anschauungen immer mehr aufdrängt, im Dezemberheft der ‚Deutschen Monatsschrift' durch den bekannten Regierungsbaumeister Otto March eine Aussprache gefunden in einem Aufsatz: ‚Kirchenräume und Kultusformen des Protestantismus.'

Ein neuer Weg ist nicht so leicht zu finden; denn ‚bei dem Wunsche, unsere Kirchenräume mit protestantischer Kunst ausgestattet und erfüllt zu sehen, muß man sich die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden bestehenden Anschauungen gegenwärtig halten, aus denen voneinander abweichende bauästhetische Forderungen sich ergeben. Das Luthertum stellt das Abendmahl, das Sakrament des Altars, in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens und macht dementsprechend Altar und Chor auch zum ästhetischen Höhepunkt des Raumes; die reformierte Anschauung lehnt den Begriff Altar in seiner Bedeutung als Stätte des Opfers ab und betont dagegen den Predigtstuhl, den sie an der Stelle des Altars mitten vor der Gemeinde anordnet.' Dementsprechend wollen die einen die mittelalterliche Kirchenbauform nicht verlassen, die andern wollen ‚auch durch ihre Bauten, durch eine Vermenschlichung der Kirche im edlen Sinne des Wortes, beitragen, eine Schranke niederzulegen, die sie von den vielen Tausenden, nicht den Schlechtesten unseres Volkes, trennt, die eine theologisch gebundene Kirche nicht an sich zu ziehen vermag'. Zwischen den beiden Richtungen gilt es zu vermitteln. Als Grundsatz stellt March auf: ‚Eine künftige Gemeindekirche soll den verschiedensten Zweigen der Gemeindetätigkeit zur Belehrung und gegenseitigen Hilfeleistung Raum bieten. Damit wäre der Ausgangspunkt für eine neue deutsche selbständige Kirchenbaukunst auf gemeinsamem Boden mit weitgesteckten Grenzen gewonnen. Ein geweckes, allgemeines Bedürfnis, praktisches Christentum zu pflegen, würde notwendig ganz neue Bauorganismen zur Folge haben. In ihnen würde die

eigentliche Kirche nicht mehr wie bisher in erster Linie ein Monument sein, das zwar äußerlich mitten in den Strom des Lebens hineingestellt zu werden pflegt, diesen Strom aber nicht hindert, hinter ihm eindruckslos wieder zusammenzufließen, um seinen Lauf unverändert fortzusetzen. Die Lebendigkeit der neuen Baugruppe würde aber die selbständige Monumentalität des Kirchengebäudes auch ästhetisch vollständig aufwiegen.' Die Baugruppe wäre also keine Kirche mehr im alten Sinne; ein kirchlicher Raum, Bet- und Predigtsaal etwa, wäre eingegliedert. Seinem Zweck müßte die bautechnische Raumgestaltung und ästhetische Raumwirkung entsprechen. Eine Decke ist der Hörsamkeit der Predigt günstiger als ein Gewölbe; aus dem gleichen Grunde müssen die Raumwirkung schaffenden Architekturformen eingeschränkt werden. ‚Es ist zu beobachten, daß der im Anfang der jungen Kirchenbewegung befürwortete Zentralbau, in dem man einen treffenden architektonischen Ausdruck der Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit der Gemeinde sah, zugunsten der Saalform verlassen wird. In erster Linie ist diese Wandlung darauf zurückzuführen, daß die Anordnung eines Zentralbaues leicht zu einer architektonischen Steigerung im Äußeren führt, die im Verhältnis zur Befriedigung des Raumbedürfnisses übertrieben erscheint und deren Aufwand im wirtschaftlichen Interesse der Gemeinde nur selten zu rechtfertigen ist . . . Die zukünftige Gestaltung des Kirchenraumes, der hier ins Auge gefaßt ist, wird der Tiefe und Innigkeit protestantischen Gedankeninhalts in anderer Weise Ausdruck zu geben suchen. Protestantische Kunst wird die Forderung stiller Würde den Ansprüchen der Monumentalität voranstellen.' Der Künstler, der sich seiner Aufgabe und ihrer Bedeutung bewußt sei, werde Stil- und Formensprache finden.

In der Ausstattung soll Maß, wenn auch nicht puritanische Einfachheit herrschen. ‚Erst der Geist, dann die Form.' Die Gesinnung muß sich ihre Kunstform finden. . . ‚Das Nachdenken, das die Schaffung des künstlerischen Schmucks begleiten muß, soll sich auch Zurückhaltung bei der Verwendung altchristlicher Symbole auferlegen, soweit deren Gedankeninhalt unserem Gefühl verloren gegangen ist . . . Für eine weihevolle Raumwirkung ist jedenfalls auf die Farbenstimmung im allgemeinen das größte Gewicht zu legen.' Doch ‚sollen die klaren Vernunftscheiben, die Heinrich Heine dem Protestantismus der mystischen Farbenglut katholischer Raumstimmung gegenüber gewissermaßen zum Vorwurf macht, als Ausdruck des Selbstbewußtseins, das klares Licht bis in die letzten Winkel hinein verlangt', bleiben. Der Grundcharakter des Raumes sei ein ‚heiterer Ernst'. Weitere Vorschläge Marchs beziehen sich auf eine praktische Modifizierung (Stühle statt der Bänke) und künstlerische Ausgestaltung (Musik) des einseitig lehrhaften Gottesdienstes. Durch die Musik bekommen Sängerchor und Orgel eine wichtige Rolle; beide müßten ‚angesichts der Gemeinde' untergebracht werden, ‚eine Forderung natürlicher Logik, die, auf alten Vorbildern und auf den jüngsten Erfahrungen besonders in England fußend, sich mehr und mehr Geltung verschafft. Die vereinigende Gruppierung von Altar, Kanzel und Orgel dürfte dabei im Laufe der Entwicklung zum allgemeinen Ausgangspunkt für die Gestaltung protestantischer Kirchen werden.'

Diese Ausführungen sind auf einen rationalistischen Grundton abgestimmt, der nur schwache Hoffnungen auf eine protestantische Kirchenkunst aufkommen läßt, die religiöse und kulturelle Werte mit einer hohen künstlerischen Selbständigkeit vereinigte. March verspricht sich für den Anfang selbst nicht viel, wenn er am Schlusse fragt, in welchem Grade der Protestantismus bei dem heutigen Stande

seiner Entwicklung große Kunst hervorzubringen imstande sei, und von dem Gegenseitsverhältnis von Kunst und Religion ausgehend zu der Tatsache kommt: ‚Besitzen wir nun auch Künstler, die wie Böcklin, Uhde, Gebhardt, Thoma protestantisches Empfinden überzeugend zum Ausdruck bringen, so fehlt doch der Widerhall in der großen Masse des Volkes, der solche Kundgebungen einzelner als Äußerungen einer evangelischen Kulturmacht gelten lassen könnte.' Er hofft die Zukunft der religiösen Entwicklung von der verstandesmäßigen Kritik, dem Rückgrat des Protestantismus, trotz der heutigen Zersetzung.

Die Hoffnung, aus den praktischen Bedürfnissen und der religiösen Grundstimmung des heutigen Protestantismus eine bodenständige und allgemein gültige Kirchenkunst und religiöse Kunstperiode entstehen zu sehen, wie sie früher in organischer Zielstrebigkeit entstanden sind, wird auch durch einen Überblick über die Entwicklung der christlichen Kirchenkunst nicht verstärkt.

Die kirchliche Bauform wurde durch zwei Momente bestimmt, die es künstlerisch auszugestalten galt, durch ein praktisches und ein seelisches. Das praktische Bedürfnis verlangt eine bestimmte, gegebene Anlage. Die Seele, die an ein Jenseits glaubt, drückt diesen Glauben in künstlerischen Formen aus.

Das praktische Bedürfnis legte gleich zu Anfang die Bauanlage fest. Die christliche Kirche hat nicht die gleiche Bestimmung wie der griechische oder römische heidnische Tempel. Während der antike Tempel als Aufenthaltsort des Gottes, dem zu Ehren er erbaut wurde, gedacht war, hatte das christliche Gotteshaus den weiteren hauptsächlichen Zweck, als Versammlungsort für die christliche Gemeinde zu dienen. Dadurch wurde eine ganz veränderte Bauweise bedingt. Der Längsbau legte sich nahe, wie denn auch die Kirche nicht aus dem Tempel erwachsen ist, sondern aus einem geeigneten Profangebäude. Die Basilika übernahm den Grundriß der Gerichts- und Markthalle. Dieser Grundriß blieb dann für die ganze spätere Entwicklung der christlichen Kirchenbaukunst maßgebend. Und wenn auch der Charakter des heidnischen Tempels zugrunde gelegt wurde, im byzantinischen Zentralbau, in der Renaissance und ihren Ausläufern, wurde die erschwerte Aufgabe zweckentsprechend dadurch gelöst, daß eines der Hauptschiffe verlängert wurde, so daß die griechische Kreuzform der lateinischen angepaßt und ein ähnlicher für die Versammlung der Gemeinde geeigneter Raum geschaffen wurde. Die Kirche mußte ihren doppelten Zweck erfüllen, eine Stätte zu sein, um das Opfer zu feiern, und ein Ort, um das Wort Gottes zu hören. Insbesondere verlangt die Feier des Meßopfers, des Mittelpunktes des christlichen Kultus, mit dem Altar als Mittel- und Endpunkt eine solche Anlage.

Dieser Bauanlage und ihrer künstlerischen Ausgestaltung im Lauf der Jahrhunderte, insbesondere im gotischen Stil, liegt aber noch ein tiefes psychologisches Moment zugrunde. Die christliche Kirche in ihrer architektonischen Gliederung stellt den ‚Weg zu Gott' dar. Die christliche Kirchenbaukunst ist die Kunst einer Religion, die auf ein Jenseits hofft. Den Gedanken, daß sich in der religiösen Baukunst das Verhältnis des Menschen zum Jenseits ausdrücke, hat Rudolf Kautzsch unlängst in einem Werkchen voller lehrreicher und feinsinniger Gedanken ausgesprochen.* Schon in der durch die Hoffnung auf ein Jenseits beeinflußten ägyptischen Baukunst stellt die longitudinale Anlage des Tempels den ‚Weg zu Gott' dar. Das genaue Gegenteil ist der Fall in der griechischen und lateinischen Antike. Der Zentralbau entspricht einer auf das Diesseits beschränkten Religion. ‚Das

* Die bildende Kunst und das Jenseits Eugen Diederichs, Jena. 1.50 Mk.

sinkende Altertum hinterläßt der Christenheit zwei Bautypen, in denen sich noch einmal der alte Gegensatz des Jenseitsbewußtseins verkörpert: die christliche Basilika und den Zentralbau. Es ist bekannt, wie die Zentralform fast ganz einschränkt ward auf Bauten, deren Bestimmung sie irgendwie einem einzelnen eignete: die Hofkapelle, die Taufkirche, die Grabkirche. Eine weit ruhmvollere Geschichte war der Basilika vorbehalten. Auch die christliche Basilika kann man betrachten als eine monumentale Einkleidung des Wegs zu Gott.' Dies blieb der Form für die spätere Entwicklung, die in der gotischen Kirche einen Höhepunkt erreichte. ‚Nie ist der innere Sinn der Schöpfung so folgerichtig, so überwältigend ausgesprochen worden wie in der gotischen Kathedrale. Aufwärts zieht es uns und nieder in die Tiefe, dahin, wo sich inmitten des reichgegliederten Chorhaupts in feierlichem Halbdunkel, doch übergossen von Strömen farbigen Lichts aus der Höhe, das göttliche Geheimnis kund tun wird; am Hochaltar wird das Meßopfer gefeiert.' In der Entwicklung des Renaissancestils kam der Jenseitsgedanke wieder zur Geltung. ‚Die Barockkirche der Jesuiten kleidet wiederum den alten Gedanken, den Weg zu Gott, in monumentale Formen. Und es sind die alten Mittel, die uns wieder begegnen: eine in bestimmtem Sinne abgestufte Folge verschiedener Raumformen und eine im selben Sinn wirkende Abwandlung der Beleuchtung.'

Die christliche Kirchenbaukunst hat seither keine neuartigen Schosse mehr getrieben; aber in der Tradition wohnt doch noch der alte Sinn. Was dieser einheitlichen Entwicklung die innere Kraft, den Zielgedanken gab, war das einheitliche Christentum. Was der Kirche Richtung und Mittelpunkt gab, war das allgemein und fest geglaubte heilige Opfer. Und die Überzeugung von der konkreten Gegenwart Gottes, die Wichtigkeit des Altars gab dem künstlerischen Fühlen einen sicheren Inhalt, machte, daß die künstlerische Anlage und Ausgestaltung einer realen Aufgabe treu blieb, und verhinderte, daß sie sich in idealistischen Formalismus verlor. Den gleichen tiefen Sinn, der die ganze Entwicklung der christlichen Kirchenbaukunst beherrschte, hat die katholische Kirche auch nach der Reformation bewahrt. In ihr prägen sich der Jenseitsglaube und die Liturgie immer noch in einer kunstgeschichtlich und psychologisch gewordenen Konstruktion von ästhetischen Werten aus. Nicht so im Protestantismus. Er hat sich von dem alten Kirchenbegriff losgesagt, auch den alten Kult verlassen, ja den Begriff des sakramentalen Opfers geändert. Dadurch ist ihm die traditionelle Kirchenbaukunst mehr oder weniger zur Formel geworden. Der Protestantismus benutzte bis jetzt alte katholische Kirchen oder baut neue nach dem traditionellen Schema. Aber hier ist nicht etwas religionsgeschichtlich Gewachsenes und bautechnisch Notwendiges in ästhetischen Werten ausgedrückt.

Ob sich die Kunstform für die protestantische Kirche finden läßt? Die praktischen Bedürfnisse, denen die neue protestantische Kirche dienen soll, hat March formuliert. Die seelischen Voraussetzungen einer religiösen Kunst, eine starke, zweifelsfreie Religion, fehlen. Das unmittelbare religiöse Gefühl hat die jenseitsdurstigen ägyptischen Tempel, die mystischen gotischen Dome geschaffen wie auch den diesseitsfreudigen griechischen Tempel. Der konsequente Protestantismus, der wesentlich Rationalismus, religiöses Empfinden aus zweiter Hand ist, hat keine solche plastische Kraft. Zwar kann, wie March sagt, die Kunst metaphysischen Gefühlen den Boden bereiten, aber ohne ein metaphysisches Sehnen, das nach Ausdruck ringt, nicht entstehen.

Konrad Weiß.

Musik.

Zur Musikrenaissance. Zwei wichtige Neudrucke sind auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Hatte man bisher naturgemäß den Schwerpunkt auf die Wiederveröffentlichung älterer praktischer Tonwerke gelegt, so fängt man neuerdings an, auch der theoretischen Literatur Aufmerksamkeit zuzuwenden; mit vollem Rechte, denn nur aus der zeitgenössischen theoretischen Literatur können wir lernen, wie wir die im Neudruck zugängliche alte Musik stilvoll aufführen sollen. Quantz' Versuch einer Anweisung, die Flöte traversiere zu spielen (1752), und Ph. E. Bachs Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen (1759 und 62) gehören sicherlich zu den wichtigsten diesbezüglichen Quellen; daß beide Werke nunmehr in allgemein zugänglichem Neudruck vorliegen (herausgegeben von Dr. Schering und Dr. Niemann bei C. F. Kahnt Nachf., Leipzig), wird viel zur Klärung der Anschauungen über Wesen und Vortragsart der alten Musik beitragen. Namentlich das Werk von Quantz ist von grundlegender Bedeutung. Als Flötenlehrer Friedrichs des Großen ist Quantz allgemein bekannt; seine speziell musikalischen Verdienste aber sind lange Zeit nicht nach Gebühr gewürdigt worden. ‚Niemand sucht in einer Flötenschule,' sagt Hermann Kretschmar von Quantzens ‚Anweisung', ‚das, was Quantz wirklich bietet, nämlich den ausführlichsten und reichsten Kommentar zu der mit dem 17. Jahrhundert einsetzenden Musik.' Am wichtigsten sind diejenigen Teile des Werkes, die von der Aufführungspraxis des 17. und 18. Jahrhunderts handeln, namentlich betreffs der Orchesterbesetzung. In dieser Hinsicht werden ja heute noch die unglaublichsten Fehler begangen. Man führt Bachs und Händels Werke mit moderner Orchesterbesetzung auf, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in einem total entstellten und verzerrten Gewande erscheinen und unmöglich die Wirkung tun können, die die Komponisten intentionierten. Zwei Punkte kommen dabei hauptsächlich in Betracht; der eine betrifft die Verteilung des Verhältnisses von Bläsern und Streichern. Die absolute Herrscherstellung, die der Streichkörper im klassischen und im wesentlichen auch im modernen Orchester einnimmt, gilt für die alte Musik nicht. Aus Quantz können wir ersehen, daß die Komponisten des 18. Jahrhunderts die bei uns übliche chorische Besetzung der Streicher in proportionaler Weise auch auf die Bläser ausgedehnt wissen wollten. Die bei uns übliche doppelte Bläserbesetzung entspricht nach Quantz einer Streicherbesetzung mit je vier ersten und zweiten Violinen ꝛc., bei je sechs ersten und zweiten Violinen verlangt er dagegen schon vierfache Bläserbesetzung, und in diesem Verhältnis muß die Bläserbesetzung mit der Erweiterung des Streichkörpers steigen; zu unserem modernen Riesenstreichorchester gehörten also bei Aufführung alter Musik ganze Bläserchöre. Der zweite Punkt betrifft die Beiziehung füllender Akkordinstrumente. Jeder instrumentale Tonsatz aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedarf eines oder mehrerer Akkordinstrumente wie Klavier, Harfe u. dgl. zur Belebung des klanglich-harmonischen Kolorits. Im 18. Jahrhundert war das Hauptinstrument für diesen Zweck das Klavizimbalo. ‚Den Clavicymbal verstehe ich bey allen Musiken, sie seyen kleine oder große, mit dabey,' sagt denn Quantz auch ausdrücklich, und bei einem größeren Orchester verlangt er außer dem Klavizimbel noch einen Flügel und eine Theorbe. Wenn also wir z. B. Bachs Matthäuspassion mit einem Orchester von zwölf ersten, zwölf zweiten Violinen ꝛc. aufführen, müßten mindestens zwei moderne Konzertflügel als Akkordinstrumente beigefügt werden. Bleiben diese weg, so ist die Aufführung unkünstlerisch und stillos. In ähnlicher Weise werden

in den Büchern von Quantz und Bach noch eine Reihe anderer höchst wichtiger praktischer Fragen behandelt, z. B. über die Verzierungen, die Begleitung des Solos, insbesondere des Rezitativs u. dgl. Hochinteressant ist aber auch die ästhetische Seite beider Bücher, insbesondere die Darstellung der ‚Affektenlehre'. Den Musikern des 18. Jahrhunderts erscheint die Musik als eine Sprache, in der seelische Regungen, Stimmungen und Affekte sich äußern; in dieser Hinsicht besteht innigste Fühlung zwischen der alten Theorie und der modernen Ästhetik. Nie ist von der Musik im Sinne von ‚tönend bewegten Formen' die Rede, stets wird der ‚Inhalt' und der Ausdruck der Musik berücksichtigt, und der Aufbau ganzer Formen als folgerichtige Entwicklung, Verbindung, Steigerung und Ausgleichung wechselvoller Affekte und Leidenschaften erläutert. Diese durchgeistigte Auffassung der Tonkunst seitens der Alten genügt allein schon, den törichten Vorwurf zu entkräften, als sei die alte Musik lediglich schablonistisch gefällige, äußere Formalkunst.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Die Antialkoholbewegung macht auch in Deutschland, obwohl nur langsam, unverkennbare Fortschritte. Am wenigsten hatten sich bisher bedauerlicherweise die katholischen Kreise an der Reaktion gegen die Despotenherrschaft des Alkoholismus beteiligt. Seit einigen Jahren aber regt es sich auch hier, trotz gewissen, schwer verständlichen Gegeneinflüssen und Mißverständnissen, recht hoffnungsvoll. Leider bereiten wieder die deutschen Erbfehler des Partikularismus und Radikalismus höchst überflüssige Schwierigkeiten. Bis jetzt blieben die vorhandenen prinzipiellen Gegensätze unter den auf katholischem Boden stehenden Alkoholgegnern — es handelt sich natürlich um den alten Taktikstreit über Abstinenz oder Temperenz — ziemlich latent. So sehr nun die Zersplitterung der Kräfte zu beklagen ist, so liegt es doch im Interesse der unerläßlichen Klarheit, daß sich jetzt die Geister deutlich geschieden haben. Die ganz radikalen Abstinenten haben sich im ‚Verein abstinenter Katholiken' (Sitz Hamburg) separiert und sich im ‚Kreuzritter' (Verlag Alber, Ravensburg) ein eigenes Organ geschaffen. Das Blatt des hochverdienten Vorkämpfers der Antialkoholbewegung unter den deutschen Katholiken Jos. Neumann, der ‚Volksfreund' (Verlag des Kamillushauses in Werden-Heidhausen), welches bisher beiden Richtungen gerecht zu werden suchte, hat sich nunmehr mit dem ‚Kreuzbündnisse' auch mehr auf die Seite der Abstinenten geschlagen, nimmt aber im übrigen eine vermittelnde Haltung ein. Nach dem Eingehen der vorzüglichen, allerdings etwas akademisch-theoretisch gehaltenen ‚Rundschau in der Alkoholfrage' (Verlag des Charitasverbandes, Freiburg i. Br.) besaßen also die Vertreter der spezifischen Mäßigkeitsbewegung keine eigene katholische Zeitschrift mehr; das gilt insbesondere von dem in erfreulicher Entwicklung begriffenen ‚Katholischen Mäßigkeitsbund' (Sitz Trier). Die an sich recht guten Veröffentlichungen des interkonfessionellen ‚Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke' genügen uns nicht, weil wir die Frage nicht nur vom gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkte angegriffen wissen wollen, sondern vor allem auch vom sittlich-religiösen, der ohne den Rahmen der Konfession nicht denkbar ist. Dem so vorhandenen Bedürfnis soll nun eine neue, vom Januar 1907 ab erscheinende Monatsschrift abhelfen, ‚Der Morgen' (Blätter zur Bekämpfung des Alkoholismus und zur Erneuerung christlichen Lebens), der von Rektor J. Haw, dem Verfasser der Schriften ‚König Alkohol'

und ‚Der Klerus und eine moderne Frage' (auch in diesen Blättern schon besprochen) unter ständiger Mitarbeit von Repetent Kohler-Tübingen, Rechtsanwalt Dr. Kneer-Trier, Pfarrer Mumbauer-Hamm u. a. herausgegeben wird (Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier). Diese Zeitschrift stellt sich aus prinzipiellen und praktischen Gründen ausgesprochenermaßen auf den Standpunkt der ‚Mäßigkeit' unter ausdrücklicher Ablehnung der Totalabstinenz als allgemeiner Forderung. Redaktion und Mitarbeiterstab verbürgen prinzipiell und inhaltlich gediegene, formell aber auch ansprechende Haltung. Insbesondere soll das Organ sich von dem nicht jedem sympathischen pastoralen Traktätchenton fernhalten, der vielfach die bisherigen Mäßigkeitsblätter seiner Gebildeten ungenießbar machte. Diesen Zug kann ‚Der Morgen', der übrigens in vornehmer Ausstattung erscheint, um so leichter vermeiden, als er sich nicht ausschließlich auf die Alkoholfrage beschränken, sondern — unter selbstverständlicher Beibehaltung jenes Leitmotivs — die Erneuerung der gesamten vom persönlichen Willen abhängigen Lebensführung im christlichen Sinne fördern helfen soll, speziell in der Richtung der Pflege eines gesunden Familienlebens und der Darbietung edlerer Genüsse. Man kann diesem originellen Unternehmen unter den einsichtigen deutschen Katholiken sowie unter allen christlich denkenden Volksgenossen überhaupt nur weitestes Entgegenkommen wünschen.

-a-.

Neues vom Büchermarkt.

Die ‚Münchener Volksschriften' (herausgegeben vom Münchener Volksschriftenverlag, bisher 40 Nummern, jede 15 Pfg.) eignen sich fast durchwegs zur Massenverbreitung in breiten Volksschichten; manche darunter werden auch einen verwöhnteren Geschmack zu fesseln vermögen. Bei den Hochlandlesern werden gewiß zwei Beiträge von Enrica von Handel-Mazzetti besonderes Interesse finden: ‚'s Engerl', ein ernstes, liebebeseeltes Bild aus Wiener Arbeiterkreisen, und die krassere soziale Schilderung ‚Fahrlässig getötet', in der doch auch schließlich die Liebe den Haß überwindet. Neben gar manchen sonstigen ansprechenden Darbietungen zeitgenössischer Autoren, so von Anton Schott, Maximilian Schmidt, Konrad Kümmel, Alinda Jacoby, Nanny Lambrecht-Ruth u. a. sind mit Recht auch geeignete Werke älterer Autoren, so von Gotthelf, Dickens, Gerstäcker, Kolping eingereiht. — Aus der entsprechenden Sammlung ‚Münchener Jugendschriften' (gleichen Verlags, bisher 20 Nummern, je 15 Pfg.) sprechen von älteren Beiträgen solche von Andersen, Chr. v. Schmid, Reinick, Hauff, Conscience immer noch am meisten an, von den neuen namentlich die von Angelica Harten, abermals Enrica von Handel-Mazzetti und namentlich ein glücklich gewählter Ausschnitt aus Edmondo de Amicis' bekanntem Jugendwerk ‚Herz'.

**

Unsere Kunstbeilagen.

Unsere drei Kunstbeilagen, Reproduktionen nach Bildern von Edward Burne Jones, finden ihre eingehende Würdigung in dem Artikel von Dr. Johann Ranstl über diesen letzten Präraffaeliten im gleichen Heft. Die Reproduktionserlaubnis verdanken wir der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

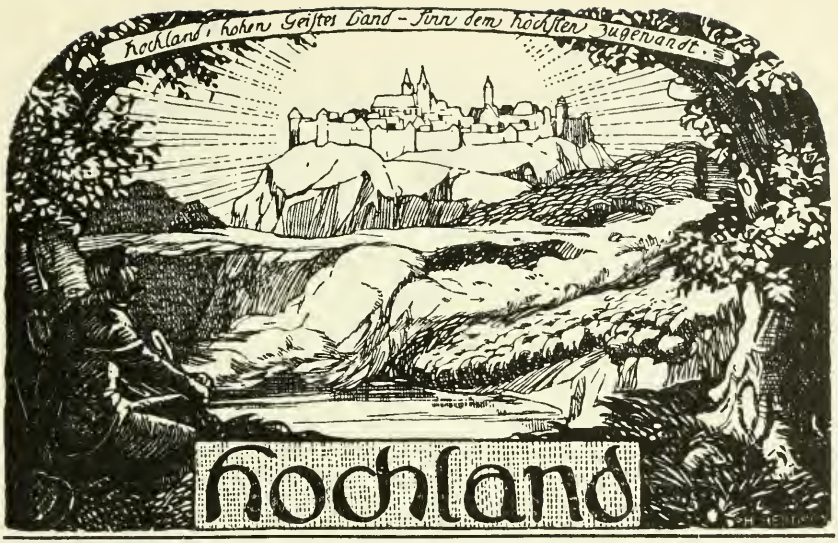
Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Hans Hartig fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Nachtwächter.

Hohe Land



Vierter Jahrgang. März 1907. 6. Heft.

Mithras und Christus.

Von

Julius Hannappel.

Die Gelehrten der Reichslimeskommission haben bis jetzt 58 Kastelle der ausgedehnten römisch-germanischen Grenzanlage untersucht, verglichen und beschrieben, daß man, wenigstens für den obergermanischen Teil, eine schon länger entschiedene, aber immer wieder auftauchende Frage wohl endgültig verabschieden kann: christliche Funde haben sich nicht gezeigt. Freilich durfte man, etwa aus Zeiten stillschweigender Duldung christlicher Glaubensübung, keine Aren und Votivsteine erhoffen, denn der Christengott stand völlig außerhalb der rechtlichen Voraussetzungen der heidnisch-orthodoxen Heeresreligion die Feldzeichen waren sacra, indes auch christliche Kleinfunde kamen nicht zutage. Die so bestimmt und freudig geschriebene Abhandlung in der Festschrift zum 1100jährigen Jubiläum des Camposanto in Rom, welche auf der Saalburg christliche Spuren nachweisen zu können glaubte, ist sonach als verfehlt zu bezeichnen. Auch neuerdings nimmt noch Dr. Franziß in seinem schönen Buche ‚Bayern zur Römerzeit' (Regensburg 1905) S. 435 in den Taunuskastellen Christen als selbstverständlich an mit Berufung auf eine in Miltenberg gefundene Tonscherbe mit vielleicht christlichen Symbolen. Indes wurden in den Trümmern dieser Kastellanlage so viele mittelalterliche Reste gefunden, wie mir der bekannte Limesforscher Professor Wolff-Frankfurt schreibt, daß eine Scherbe, auch wenn sie sicher christliche Symbole zeigt, für die

beregte Frage ohne Belang ist. Mit mehr Bedacht weisen seit Jahrzehnten die altrömischen Abteilungen der Museen zu Frankfurt, Mainz und Wiesbaden ihre Christiana frühestens dem 4. Jahrhundert zu, wenn überhaupt ihr Charakter und Fundbericht eine Datierung zulassen. Der Spaten bestätigte also auch hier wieder die spärlichen Überlieferungen der Feder.

Dagegen hat die Altertumskunde seit einigen Jahren einem heidnischen, aber nichtrömischen Kultus am Limes und Rhein, ja in allen außerhellenischen Ländern des Imperiums eine Bedeutung beimessen müssen, welche neue und überraschende Ausblicke in die Religionsgeschichte der vorkonstantinischen Kaiserzeit gestattet. Ich meine den Mithrasdienst, in welchem manche Gelehrte sogar den Vorläufer, wenn nicht Vater des Christentums sehen wollen. Wohl ist über diesen Geheimkult seit hundert Jahren schon manche Abhandlung und mancher archäologische Fundbericht geschrieben worden, aber sie enthalten meist nur Teilergebnisse und bei der früheren mangelhaften Methode und Empirie manches gewagte, schiefe oder geradezu falsche Urteil. Das ist anders geworden, seit Franz Cumont, Professor in Gent, sein großes Mithraswerk veröffentlichte, die Frucht jahrelanger Reisen und Studien, so daß an ihm niemand vorbeigehen darf, welcher sich über diesen interessanten und, wie die folgenden Zeilen dartun sollen, auch hochaktuellen Gegenstand orientieren will. In seinem zweiten Band liefert Cumont gleichsam die Regesten der mithrischen Religionsgeschichte, alle bekannten literarischen und monumentalen Mithrasdenkmäler, ein wahrer orbis pictus.*

Auf der Saalburg befindet sich östlich von Kastell und Lagerdorf ein abgegrenzter Bezirk, auf welchem die Heiligtümer der orientalischen Kulte, des Mithras, des Juppiter Dolichenus und der Göttermutter (mater deum) Cybele sich erhoben. Den Mittelpunkt bildet der 1904 von dem bekannten Konservator der Taunusfeste, Geheimrat Jacobi, rekonstruierte Mithrastempel, von dem einige spärliche Skulpturfragmente der erinnerungsreiche Boden gerettet. Wie anderwärts, so zeigte sich auch hier die Vereinigung von Heiligtum und Begräbnisplatz, die Verehrer des Juppiter und des Mithras hatten ihre ‚konfessionellen Kirchhöfe'. (Vergl. Hettner, De Jove Dolicheno, Bonnae 1877, S. 17.) Für das Kastell Großkrotzenburg hat sie der Streckenkommissar der Reichslimeskommission Professor Wolff in Frankfurt überzeugend nachgewiesen, und zwar links des Pronaos mit Reihengräbern, rechts in rostartiger Anlage mit gemauerten Zwischenwänden.

Die Anbeter des persischen Gottes richteten ihre räumlich beschränkten, nur für ihre Gemeinde zugänglichen Kapellen am liebsten in natürlichen Höhlen (Speläen) oder Kellerräumen ein oder suchten, wo die lokalen Verhältnisse

* Cumont, Franz.: Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra, publiés avec une introduction critique. 2 volumes in 4°. Bruxelles 1895—99. — Im folgenden zitiere ich Cumont nach der deutschen Ausgabe, welche Georg Gehrich besorgte: ‚Die Mysterien des Mithra. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Teubner 1903.'

es erforderten, durch Ausgrabungen den Grottencharakter nachzuahmen. So bei den drei Heddernheimer Mithräen. Auf dem Taunuspasse hinderten die Gebirgswasser, den Boden anzuschneiden, und so geht man ebener Erde in die dunkle, gewölbte Höhle mit fast flachem Dache hinein. In der Vorhalle steht eine Art Taufstein, dessen Reste hier zutage kamen. Das dreiteilige, nur durch Lämpchen erhellbare Innere hat zu beiden Seiten erhöhte Podien, auf welchen die Gläubigen knieten; der Mittelgang, die Cella, endet am Hauptaltar mit dem mithrischen Kultbilde, einem Gypsabgusse des kleinen dritten Heddernheimer Bildes im Frankfurter Museum. Wie dem christlichen Gotteshause das Kruzifix, so ist dem Mithräum das Relief mit dem Stieropfer des Gottes charakteristisch und wesentlich, bald mehr, bald minder reich mit Einzeldarstellungen aus der Legende des Heros verziert, in bunten Farben prangend, gewöhnlich aber ohne besonderen Kunstwert.

Das große Heddernheimer Altarbild im Landesmuseum zu Wiesbaden, welches wir als Illustration bringen, ist an seiner Urstelle gehoben und in dem Reichtum seiner Nebendarstellungen höchst typisch. Der ganze Apparat seines Kultus umgab es. In der Mitte das traditionelle Stieropfer des Mithras. Der Heros in der gewöhnlichen Pose mit fliegendem Mantel und phrygischer Mütze kniet auf dem zusammengebrochenen Stiere, dem er mit der Linken die Luft verhält und mit der Rechten ein Schwert in den Hals stößt. Die ständigen Begleiter Kautes mit gehobener und Kautopates mit gesenkter Fackel stehen dabei. Unter dem Stiere, dessen Blut ein Hund leckt, ist eine Urne sichtbar (Symbol des Wassers), ein Löwe (Feuer), eine Schlange (Erde), sodann ein Skorpion tauri testiculos suis cheris comprimens, ut semen eliceat. Rechts steht ein Baum, an dem sich eine Schlange ringelt, und über dem Mantel des Gottes erscheint der Rabe, welcher ihm den Befehl des Sol zum Stieropfer bringt.

Durch die Chaldäer wurde der Kultus der Gestirne in die Mithrasreligion eingeführt, und so sehen wir über der Opferszene den Tierkreis mit den zwölf Zeichen sich wölben. In den Zwickeln zweimal Mithras, Wasser aus dem Felsen schießend. Darüber vier Bilder, durch Bäume getrennt: Mithras aus dem Baume sprießend, den Stier schlagend, den Sonnengott krönend und dem vor ihm knienden Sonnengott die Hand reichend. In der obersten Reihe: Sol hilft Mithras den Sonnenwagen besteigen, und Luna fährt auf ihrem Wagen abwärts. In den vier Ecken befinden sich die vier Winde in runden Medaillons und in rechteckigen Feldern die Jahreszeiten; außerdem beiderseits noch je zwei weitere Bilder, von denen ich nur das oberste der rechten Seite erwähne: Mithras steigt aus dem Felsen empor.

Das ganze Relief war um einen Zapfen drehbar und zeigt auf der weniger gut erhaltenen Rückseite Mithras und Sol hinter dem getöteten Stier. Früchte und Tiere symbolisieren die aus dem Blute des Opfers entstandene Schöpfung.

So die ‚Erklärung' des Bildes im Wiesbadener Museumsführer, dem ich auch im Führerstil gefolgt bin. Weil indes diese Skulpturen in den

mithrischen Sakrarien stets wieder erscheinen, so durfte ich nicht daran vorbeigehen.

Wie fern liegt aber die Vermutung, dieses archäologisch interessante, künstlerisch minderwertige und in religiöser Hinsicht heidnische Relief könne in eine Beziehung zum Christentum gebracht werden!

Jüdische und christliche Religion als ein mixtum compositum alter orientalischer Mythologien hinzustellen war eine Errungenschaft der glorreichen Epoche der Enzyklopädisten. Schon Dupuis nennt in seinem vielbändigen Werke ‚Origine de tous les cultes' (IV, 269 und V, 127) das Christentum einen Zweig des Mithrasdienstes, deren Urbildern er das Alter von 4500 Jahren vor unserer Ära gibt. Seit der archäologischen Erschließung Babyloniens glaubt man eine wissenschaftlich solidere Basis gefunden zu haben: das Judentum sog am Euphrat zoroastrische Ideen ein und entwickelte sich unter der Sonne hellenischer Philosophie zum Christentum. Unsere ‚Religionsanschauungen' wären sonach in ihren grundlegenden Elementen nur synkretistische Reminiszenzen des Mazdäismus, nur weitergebildete Ableger des iranischen Kultus.

Gehen wir darum einmal näher auf die Geschichte des Mithriazismus, auf sein Glaubens- und Moralsystem ein und betrachten wir ohne alle Voreingenommenheit seine ‚Verwandtschaft' mit dem Christentum!

Mithras ist eine uralte indisch-iranische Gottheit. Auf seinem Zuge nach dem Westen finden wir ihn in den Veden und im Avesta besungen als Heros des Lichtes und der Wahrheit, in den Reichen der Achämeniden und Perser, weiterhin in Armenien und Kappadozien verehrt als Sonnengott, von dem die Herrscher den Schutz ihrer Dynastie und die Armeen den Sieg erhofften. Überall neuen Verhältnissen sich anschmiegend, mit den entsprechenden Landesgottheiten identifiziert hielt Mithras doch fest an dem orientalischen Charakter seiner Riten: er blieb Asiate auch später im römischen Reiche.

Nicht als öffentlich gepredigte Religion breitete sein Kult sich weiter nach Westen aus, sondern in der Form von Geheimgesellschaften, die ihre Mitglieder nach bestimmten Prüfungen, oft rohsinnlichen Tapferkeitsproben von Grad zu Grad führten und so nach und nach die ganze Lehre enthüllten. Einem verschleierten Bilde fehlte aber noch nie die Wißbegier: Omne ignotum pro magnifico est! Wie Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Pompejus berichtet, gründeten Mithrasdiener unter gefangenen ziliziischen Seeräubern erstmalig in Rom eine kleine unbeachtete Gemeinde.

Anders wird es um die Wende des ersten christlichen Jahrhunderts; da tritt Mithras aus der Verborgenheit. Er wird bekannt in Rom und Mittelitalien und fast zu gleicher Zeit an des Reiches Nordgrenze. Von Mösien, Dazien, Pannonien dringt er erobernd vor nach Süddeutschland und den Main- und Rheingegenden. Hauptträger dieser überraschenden Verbreitung waren die orientalischen Soldaten der Armee, welche unter dem nordischen Himmel mit seltener Treue dem Lichtgotte ihrer Heimat ergeben blieben. Die Trostlosigkeit des offiziellen Heidentums ließ sie auch unter ihren Kameraden

europäischer Herkunft mehr und mehr Proselyten finden. Man müßte übrigens die ganze Regimentsgeschichte der römischen Legionen, ihre Kampagnen im Osten und damit ihre Rekrutierungen aufrollen, wollte man dies im einzelnen nachweisen. Insbesondere wurde Carnuntum bei Wien zu einem kleinen Rom für den Mithrasdienst. Dort nahm nach 71 die legio XV. Apollinaris Standquartier. Fast ein Jahrzehnt hatte sie im Orient gefochten und sich dort stets ergänzt. Kaum vierzig Jahre später sehen wir in Karnuntum drei Mithrasheiligtümer. Von den Donauprovinzen wanderte der morgenländische Soldatengott nach der nördlichen Militärgrenze des Reiches, nach den agri decumates. Die jedem Saalburgbesucher genannte legio XXII. primigenia pia fidelis, welche Jerusalem hatte erobern helfen und so lange in Mainz garnisonierte, die legio VIII. in Friedberg hatten Gläubige des persischen Gottes in ihren Kasernen. Im Kastell Osterburken befand sich sogar, nach Cumonts Zeugnis, das wegen seiner Größe und seines Beischmuckes bei weitem hervorragendste Mithrasbild. Und der Genter Professor kennt deren etwa vierhundert.

Ja, das rechts- und linksrheinische römische Germanien wurde so recht eigentlich das heilige Land des Mithras. In der Maingegend und von Basel bis Xanten reihte sich ein Speläum an das andere. Wenn die alten Troupiers ihre Dienstzeit vollendet hatten und die honesta missio erhielten, blieben sie vielfach in der Nähe ihres Regiments und füllten als Kanabensen (Marketender, Krämer, Wirte) das Lagerdorf im Rücken der Kastelle, wie uns dies die Saalburgausgrabungen so instruktiv dartun. Natürlich hingen sie auch dann noch der heimatlichen Gottheit an, welche in den Jahren der Gefahr ihnen geheimnisvoll Herz und Sinn gefangen genommen.

Neben den Soldaten waren die syrischen Kaufleute und Händler die Apostel des ‚unbesiegten Gottes', nicht zuletzt auch die subalternen Beamten der Intendantur, des Post- und Steuerwesens; sie standen ad nutum des Kaisers und mußten zur Ergänzung oder Beförderung von Ost nach West, von Süd nach Nord wandern.

Immerhin blieb der persische Kult bis nahezu Ende des zweiten Jahrhunderts im römischen Reiche eine Religion der Armen, der Sklaven und Freigelassenen, wenn schon letztere auch zu einflußreichen Stellen gelangen konnten. Fast alle Mithrasinschriften Freigeborener weisen auf das dritte Säkulum hin. Leute von Stand und Besitz hielten eben an der Staatsreligion fest, so wenig sie auch daran glaubten.

Da trat Kommodus (180—192), der verrückte Gladiator auf dem Kaiserthron, dem Geheimdienste bei, und, wie Albrecht Dieterich, Professor in Gießen, in einem präzisierten Aufsatze über die Mithrasreligion (Bonner Jahrbücher, Heft 108/09) bemerkt, ‚nun werden auch die Hofräte Mithrasdiener, die Tribunen, Präfekten und Legaten.' Mithrashofprediger folgten nach. Wie sehr der Perser bald im Munde der höheren Stände war, zeigt am besten der Umstand, daß ein literarischer Witzbold sich über ihn belustigt: Lukian von Samosata, der spöttische Advokat, verhöhnt den medischen Gott

in seinem Kaftan, der kein Wort Griechisch kenne und es nicht einmal verstehe, wenn man auf seine Gesundheit trinke. Und Celsus, der Voltaire seiner Zeit, schwang sein schartig Schwert wie gegen Christentum so gegen Mithriazismus. In bekannter Assimilationsfähigkeit freundeten sich die Mithrasdiener bei den Priestern der magna mater an, deren Kult so einflußreich und offiziell anerkannt war. Damit wurde auch die Frauenwelt mit Mithras versöhnt, der im eigenen Hause nur Männer zuließ.

Wir sehen, Mithras ist gesellschaftlich emporgekommen, hoffähig, gar orthodox geworden. Denn die Kaiser erachteten sich als eine Emanation der Sonne, und Mithras war schon in Babylon mit der Sonne identifiziert und gerade in dieser Eigenschaft im Abendland bekannt geworden. Er galt der Reichsregierung als der solideste Notanker des sinkenden Paganismus und wurde bald unter der höfischen Protektion das ‚schützende Dach aller absterbenden Kulte'. Die politische Klugheit gebot auch geradezu, eine Soldatenreligion zu schirmen, deren gesunde Moralgrundsätze Abhärtung, Selbstzucht, körperliche und geistige Festigung bezweckten.

Soli Mithrae Deo invicto lauten jetzt zahlreiche Dedikationsinschriften, und Diokletian, Valerius und Gallienus (i. J. 307) fügen der Widmung eines von ihnen restaurierten Speläums in Carnuntum sogar die Worte hinzu: ‚Fautori imperii'. So stimmte denn der solare Synkretismus der Mithrastheologie auch mit der kaiserlichen Politik überein. Die Christenverfolgung Diokletians schreibt man heute wohl übereinstimmend dem Einfluß des Persers zu.

Diesen wirksamen Ursachen entsprach der Erfolg. Vom Pontus Euxinus bis zum Hadrianswall gegen die Pikten und Schotten, an den Ufern des Rheins und der Rhone, wie unter der Sonne Afrikas verehren die Adepten des Mithras in hl. Grotte ihren Gott. ‚Wie ein Pulverstreifen, der plötzlich aufflammt, verbreitete sich der Mazdäismus,' schreibt wohl zu rhetorisch Cumont; aber immerhin scheint es, Tertullians vielberufenes Wort: ‚Hesterni sumus et vestra omnia implevimus!' konnten sich auch die Mithrasdiener vindizieren. Nur wo hellenischer Geist die Völker durchdrungen, — Griechenland, Mazedonien, das vordere Kleinasien, Syrien, Palästina, auch Ägypten blieb dem Perser fast gänzlich verschlossen, — da herrschte der Gekreuzigte. Cumont hat in seinem ersten Band kartographisch gezeigt, wie Christentum und Mithriazismus sich die Erde geteilt; fürwahr, die größere Hälfte gehörte dem Perser, allerdings die kulturell weniger hochstehende Hälfte.

In etwa freilich wird die Bedeutung des Mithraskultes eingeschränkt durch die Tatsache, daß seine Sakrarien nur geringen Raum boten und offenbar nicht für eine größere Masse bestimmt waren, wie sie sonst von öffentlichen Tempeln gefaßt werden konnte. Harnack, der in seinem Buche ‚Mission und Ausbreitung des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten' auch kurz und gelegentlich auf den Mithriazismus zu sprechen kommt, sagt beiläufig: ‚Über die Zahl der Gläubigen in den Christengemeinden sind wir doch besser unterrichtet.' Und er setzt diese Zahl gewiß nicht zu hoch.

In Rom, dem belebten Weltmarkte, wo Waren und Menschen und Ideen ausgetauscht wurden, mußten beide Religionen zunächst aufeinander stoßen. Dreißig Mithräen stellte man in der Hauptstadt und ihrer Umgebung fest; das große Basrelief Borgehse im Louvre zu Paris stammt aus einem Speläum unter dem Kapitol, und unter dem vatikanischen Hügel befanden sich Mithrasgrotten. Als Christen und Mithriasten sich näher kennen lernten, sahen sie mit Staunen, wie ihre Lehre und Liturgie gewisse Ähnlichkeiten zeigten. Ja selbst die politischen und sozialen Bedingungen, unter denen beide Religionen fast gleichzeitig in die römische Welt eintraten, die Art ihrer Ausbreitung, rein äußerlich betrachtet, fordern geradezu einen Vergleich heraus. Das offizielle Heidentum erstarb an innerer Auflösung. An die Poesie und Schönheit der alten Götterwelt, von der Schiller in seinen Göttern Griechenlands fabelt, glaubte längst niemand mehr, und vergebens predigte Plutarch, die alten Mythen seien nicht wörtlich zu verstehen. Religiöser Nihilismus und blödester Aberglaube bildeten die Signatur der Zeit, Zweifelsucht an jeder Wahrheit verwirrte den Verstand, Weichlichkeit die Herzen, maßlose Genußsucht das Leben. Aber der alte Götterglaube war zu sehr mit dem Staatswesen verbunden, daß er wenigstens äußerlich noch eine Macht darstellte. Andererseits wuchs das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit unter den nicht ganz im Laster Versunkenen in einem Grade, daß man fast sagen darf, die Seele jener Zeit war die Religion, negativ und positiv. Tausende und Abertausende fühlten die schwere Schuld der Sünde und suchten in blutigen Taurobolien sich zu entsühnen. Da erschienen diese neuen orientalischen Religionen mit ihrer Entsündigung und Zukunftshoffnung, und die Herzen flogen ihnen zu. Die politische Einheit des Reiches, die Völkermischung, der erleichterte und gesicherte Weltverkehr* kam beiden zustatten; beide predigten zunächst den Armen ihr Evangelium; das internationale Sklaventum und der gleichfalls internationale Militarismus half dem Mithras, der Judaismus in den palästinensischen Kolonien Kleinasiens und des Mittelmeerbeckens dem Christentum.

Letzteres freilich nicht ohne Einschränkung. Fontes persecutionum nennt Tertullian die Synagogen; denn sie wurden die systematischen Verleumder des Christentums und lieferten das literarische Material gegen die Kirche; Juden oder Judengenossen standen Gevatter bei so mancher lokalen Verfolgung von Nero an.

Wer aber hat je den sich ausdehnenden Mithraskult verfolgt? Wo sind seine Martyrer? Wenn auch anfangs nicht offiziell anerkannt, wurde er doch wie so viele ausländische Mysterien von den Römern stets geduldet. Mithras war ja auch Allerweltsfreund, der es verstanden, sich bei Hofe einzuführen und nachsichtiger Vetter aller fremdländischen Kultdiener zu werden. Ein Priester des Persers konnte zugleich ‚Kleriker' des Juppiter Dolichenus, des Attis, der Isis und des Geheimdienstes von Samothrake sein. Die Ur-

* Die Grabinschrift eines phrygischen Kaufmanns erzählt, daß der Verstorbene auf seinen Handelsreisen 72 mal in Rom gewesen.

geschichte des Christentums aber wurde mit Blut geschrieben, wenn auch Harnack (a. a. O.) die Verfolgungen unter dem zahmen Titel ‚Gegenwirkungen' subsummiert.

Des Engländers Dodwell Dissertation ‚De paucitate martyrum' hat Schule gemacht bis auf den heutigen Tag. Auch Harnack stellt die Zahl der christlichen Martyrer als gering hin mit Berufung auf die bekannte Äußerung des Origenes contra Celsum III, 8: ‚*ὀλίγοι κατὰ καιροὺς καὶ σφόδρα εὐαρίθμητοι ὑπὲρ τῆς χριστιανῶν θεοσεβαίας τεθνήκασιν.*' (‚Verhältnismäßig wenige und sehr leicht zu zählende Christen sind wegen ihres Glaubens gestorben.') Doch in demselben Buche (III, 15) spricht Origenes auch von großen Christenverfolgungen; er meint eben *ὀλίγοι* im Hinblick auf die Gesamtzahl der Gläubigen, welche die schlimmen Zeiten überlebt hatten. Zudem datiert seine Verteidigungsschrift gegen Celsus aus der Zeit vor der Dezianischen Verfolgung.

Jedenfalls, der Mithriazismus lag zu Boden, als ihm die Staatskrücke weggenommen; die Kirche aber war des Sieges sicher auch ohne Konstantin, nur wäre es, wie gerade Harnack zugibt, einige Jahrzehnte später leichter gewesen, Konstantin zu sein.

Frappanter als die Analogien auf dem Gebiete der Propaganda sind die der Dogmatik, Moral und der Heortologie. Die mithrische Legende läßt ihren Heros aus dem ‚gebärenden Stein' (petra genetrix) entstehen; die Hirten des Gebirges brachten dem göttlichen Kinde anbetend die primitiae ihrer Früchte und Herden. In Babylon identifizierte die mazdäische Theologie Mithras mit dem Sonnengott; er wird zunächst rein lokal ‚Mittler', *μεσίτης*, zwischen Himmel und Hölle; die Monatsmitte, der 16. Tag, ward ihm geweiht. Noch heute heißt in Persien dieser Tag Mithri. Die chaldäischen Magier Babylons erheben weiterhin Mithras zum ‚Mittler zwischen dem unerreichbaren, unbegreiflichen Gott, der in Himmelsferne wohnt, und der Menschheit, so auf Erden lebt und duldet'; er wird zum christlichen Logos, gar das Glied einer Trias, wie die Bilder ihn darstellen zwischen zwei Kindern mit erhobener und gesenkter Fackel, beide nur ‚eine doppelte Inkarnation seiner eigenen Persönlichkeit'. (Cumont 96.)

Der Genter Professor will nicht entscheiden, wer der nachahmende Teil gewesen. Überdies setze Ähnlichkeit nicht unbedingt Nachahmung voraus. Zu einer distinkten und klaren Darstellung der Mithrastheologie versagen einfach die Quellen. Die Ritualbücher, die Gebete und Gesänge, in denen sich die Glaubensanschauungen der Mithrasanbeter wiederspiegeln würden, sind verloren gegangen. Die Forscher sehen sich angewiesen auf die Denkmäler mit ihren mysteriösen Bildern und vielfach dunklen Inschriften und auf die gelegentlichen, gewöhnlich polemischen Bemerkungen heidnischer und christlicher Schriftsteller. Professor Dieterich in Gießen hat sodann neuerdings in einem gelehrten, nur dem philologisch durchgebildeten Archäologen ganz verständlichen Buche ‚Eine Mithrasliturgie' nachgewiesen, wie in einem ägyptischen Papyrustexte (aus dem

4. Jahrhundert) des sogenannten Pariser Zauberbuches unter einer Wolke von abergläubischen Zutaten mithrische Gebete und Gesänge sich verbargen.*

Bei diesem kargen und spröden Quellenmaterial betont denn auch Cumont (147): ‚Meist mutmaßen wir diese Anleihen mehr, als daß wir sie deutlich bemerken. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man aus der Legende des iranischen Heros ein Seitenstück zum Leben Jesu zu machen strebte.‘ Ja, in der Vorrede (S. V) gesteht er: ‚Wir befinden uns ungefähr in derselben Lage, als wenn wir eine Geschichte der mittelalterlichen Kirche schreiben sollten ohne andere Quelle als die hebräische Bibel und plastische Trümmer von romanischen und gotischen Portalen.‘ Gleichwohl meint er in derselben Vorrede, gewiß im Hinblick auf die Äußerungen mancher christlicher Schriftsteller, der Mithriazismus habe gewisse Lehren des Christentums, wenn nicht inspiriert, so doch präzisieren geholfen. Und im Text (144) sagt Cumont ganz unter dem Gesichtswinkel der Jetztzeit: ‚Wie die Christen reinigten sich auch die Anhänger des persischen Gottes durch eine Art Taufe, empfingen durch eine Art Firmelung die Kraft, die bösen Geister zu bekämpfen, und erwarteten von einer Kommunion das Heil der Seele und des Leibes. Wie jene heiligten sie den Sonntag, am 25. Dezember feierten sie die Geburt der Sonne, also an dem Tage, wo — wenigstens seit dem 4. Jahrhundert — das Weihnachtsfest stattfand; ... sie rechneten zu den wichtigsten Tugenden Enthaltsamkeit und Keuschheit, Entsagung und Selbstbeherrschung.... Diese Vergleichungspunkte waren jedenfalls nicht die einzigen, welche die heidnische Exegese zwischen beiden statuierte, und das Bild des stiertötenden Gottes, der sich schweren Herzens dazu entschließt, sein Opfer zu schlachten, um neu zu schaffen und die Menschheit zu erlösen, wurde gewiß mit dem des Heilandes verglichen, der sich selbst für das Heil der Welt zum Opfer bringt.‘

Einige Sätze habe ich im Kontext unterdrückt: ‚Ebenso predigten sie eine imperative Moral und hielten die Askese für verdienstlich.... Ihre Vorstellungen von der Welt und dem Schicksal der Menschen waren ähnlicher Natur; sie glaubten beide an die Existenz eines Himmels der Seligen in überirdischen Regionen und einer von Dämonen bevölkerten Hölle in den Tiefen der Erde; sie setzten an den Anfang der Geschichte eine Sintflut; sie führten ihre Überlieferungen auf eine ursprüngliche Offenbarung zurück; sie glaubten endlich an eine Unsterblichkeit der Seele, an ein jüngstes Gericht und an die Auferstehung der Toten im Zusammenhang mit dem schließlichen Weltbrande.‘ All dieses ist, mehr oder weniger erkannt und bewußt, Gemeineigentum sämtlicher Religionen, und auf ethischem Gebiete betonen neue Systeme stets die strengere Richtung.

* Cumont ist mit der Wertung des Textes nicht ganz einverstanden, der Theologe mit manchen Folgerungen nicht. Ergötzlich wirkt auf den Katholiken die Bemerkung, bei Paulus die älteste christliche Auffassung des Altarsakramentes gegenüber der reformatorischen festgestellt zu haben: es ist die katholische. Taufgebete stehen übrigens wirklich nicht im heutigen Meßbuch.

Die Christen kannten diese Parallelen gar wohl; sie sprachen von dämonischer Nachahmung, eine Begründung, die im 20. Jahrhundert kein Verständnis mehr erhoffen darf, meines Erachtens auch nicht nötig ist. Justin erwähnt den persischen Kult an mehreren Stellen der Apologie und des Dialogs, und Tertullian schreibt (De praescriptione 40): ‚Tingit diabolus quosdam, utique credentes et fideles suos, expositionem delictorum de lavacro promittit: et si adhuc memini, Mithra signat illic in frontibus milites suos; celebrat et panis oblationem et imaginem resurrectionis inducit; ... quid quod et summum pontificem in unius nuptiis statuit? Habet et virgines, habet et continentes'. [‚Der Teufel tauft manche, wenigstens seine Gläubigen und Getreuen, und verspricht Sündennachlassung von dem Taufbade. Ja, entsinne ich mich recht, so drückt Mithras ein Siegel auf die Stirne seiner Soldaten, feiert eine Opferung von Brot und zeigt ein Bild der Auferstehung. ... Sogar einen Hohenpriester setzt er ein, *eines* Weibes Mann. Er hat Jungfrauen, hat Zölibatäre.']

Wie erklären wir uns diese Ähnlichkeiten, ohne uns auf den weiten Plan der Mutmaßungen und Kombinationen oder anfechtbarer Schlüsse zu begeben? Sicher ist, daß unter dem Kaisertum der zwei ersten Flavier, Trajans und der Antonine die starren Grundsätze des altheidnischen Lebens zu erweichen anfangen. Die Philosophie der jüngeren Stoa und ihre Weiterbildung im Neuplatonismus sind nach Döllinger (Heidentum und Judentum, S. V) kein rein heidnisches Produkt mehr und standen unter christlichen Einwirkungen. Ammonius Sakkas, der Vater der Neuplatoniker, war ein abgefallener Christ, und sein Schüler Plotinus kannte persönlich Origenes, der in seiner Blütezeit mit vielen gebildeten Heiden gesellschaftlichen wie literarischen Verkehr pflegte. Bei Seneka, Mark Aurel, Plutarch, Plinius, Epiktet sind die Einflüsse der neuen Religion noch leichter nachweisbar. Einzelne Kaiser handeln bald nach Grundsätzen, die aller Tradition entgegengesetzt sind. Die Behandlung der Sklaven wird milder; hat sie Kato zu den Ochsen auf die Streu verwiesen, so sieht Plinius in ihnen seine ‚dienenden Freunde'. ‚Mark Aurels Ideen werden typisch; ... oft meint man, er habe nur noch einen Schritt zum Christentum; ... der einzige Satz von ihm, alle Menschen sind Brüder, zeigt, daß er nicht mehr römisch denkt.' (Weis, Weltgeschichte III, 342.)

Diese Umbildung der ethischen Ansichten in weiteren Kreisen mag manche Anklänge der mithrischen und christlichen Moral erklären. ‚Habet et virgines, habet et continentes,' sagt Tertullian. Indes das Institut der Vestalinnen mit seinen vielen Privilegien auch zur Zeit sittlichen Tiefstandes beweist die Hochachtung der Römer vor der Tugend. ‚Casta placent superis' sang ihr Nationaldichter Virgil [‚Was keusch ist, gefällt den Göttern']. Die Sittenstrenge bewahrte übrigens den toleranten Mazdäismus nicht vor einer zweideutigen Freundschaft mit dem wegen seiner Orgien berüchtigten Attiskulte.

Eschatologische Ähnlichkeiten? An Himmel, Hölle, Vergeltung glaubte das ganze Heidentum; ob Olymp und Hades, ob Elysium und Orkus, das

Wesen ist dasselbe. Zudem gelangte der erleuchtende Offenbarungsinhalt des Alten Testamentes schon frühzeitig zur Kenntnis der heidnischen Welt. Ich erinnere nur an das assyrische und babylonische Exil der Israeliten und mehr noch an die Übertragung fast aller alttestamentlichen Bücher in die griechische Weltsprache (zwischen 300—130 vor Christus), gewiß nicht bedeutungslos, wenn man bedenkt, daß der Mosaismus in der Folgezeit an den wichtigsten Handelsplätzen von Mesopotamien bis zu den Säulen des Herkules Kolonien hatte. Athenagoras, Vorsteher der alexandrinischen Katechetenschule, setzt in seiner Apologie während der Verfolgung Mark Aurels voraus, den Cäsaren sei die hl. Schrift des Alten Bundes bekannt. Eine Redensart, meint Harnack, aber doch eine charakteristische, wenn ein ernster Mann sie sich öffentlich erlauben konnte.

Befremdender wirkt bei flüchtiger Betrachtung eine Reihe anderer Parallelen mithrischer und christlicher Vorstellungen und Kulthandlungen. So sah die altkirchliche Überlieferung in den drei anbetenden Magiern bei der Krippe von Bethlehem Mithrasdiener. Die Katakombe des hl. Petrus und Marzellinus hat uns aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts eine Freske aufbewahrt, auf welcher zwei Männer mit phrygischer Mütze und wallendem Mantel, also offensichtlich im traditionellen Mithrasgewand, dem göttlichen Kinde auf dem Schoße der thronenden Mutter ihre Gaben darbringen. Schell hat das Bild in seinem ‚Christus' (S. 114) reproduziert. Schon der Franzose Jean Réville und auch Professor Dieterich versuchen mit einem großen Aufwand von Scharfsinn die Anbetung der Magier, wie sie Matthäus im zweiten Kapitel seines Evangeliums erzählt, als Legende mithrischen Ursprungs hinzustellen. Während der französische Gelehrte selbst einräumt, eine strenge Beweisführung versage, lehnt Cumont seines deutschen Kollegen Argumentation kurz ab: die mazdäischen Glaubensvorstellungen über die Ankunft des Mithras in der Welt seien außerordentlich wechselnd gewesen.

Ebenso muß es unseren Widerspruch herausfordern, wenn Dieterich (B. J. 41) ohne jegliche Einschränkung schreibt: ‚Die Hauptlehren, welche im Christentum ihre Kraft am Menschen bewährt haben: die Erlösung durch das Blut Christi, von der Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben, die sakramentale Taufe, das sakramentale Mahl und so manches andere haben analoge Lehren und Riten in der Mithrasreligion.'

Durch die Tötung des Stieres wird Mithras zum Schöpfer alles irdischen Lebens; ebenso muß er am Weltende einen Stier schlachten, damit die Menschen wieder auferstehen. So (!) wird Mithras zum Erlöser. Der Stier ist das erste von Ormuzd geschaffene Wesen, aus dessen Blut die ganze übrige Schöpfung entspringen soll. Mithras tötet ihn auf Befehl des Sol und zeigt sich so als Schöpfer. Eine andere Symbolik sieht in dem Heros die zeugende Sonne, welche auf der Erde (Isis) sitzt und sie mit ihren Strahlen (Messer) spaltet, um die Fruchtbarkeit zu öffnen. Zugleich soll aber die Stiertötung eine Aktion des Mittlers sein, ein dem Ormuzd dargebrachtes Sühn-

opfer der ſündigen Menſchheit. (Vgl. die Erklärungsverſuche in den Naſſauiſchen Annalen 1853, I, 53.) Wenn die alten Mythen wirklich an ein ſolches Sühnopfer gedacht haben, ſo erhebt ſich meines Erachtens dieſe Idee nicht über die Bedeutung aller blutigen heidniſchen Opfer und erſt recht nicht über die jüdiſchen Tieropfer als klar gedachte ſtellvertretende Genugtuung. Wie himmelhoch erhaben dagegen der freiwillige Sühnetod des Gottmenſchen für alle Schuld! Da erſcheint jeder Vergleich als Blasphemie. Ja, ‚die unerſchöpfliche Quelle religiöſer Erbauung, welche aus der Predigt und Paſſion des am Kreuze geopferten Gottes entſprang, floß niemals für die Gläubigen des Mithras‘. Cumont iſt es, der dieſen ſchönen Satz geſchrieben.

Wer war überhaupt Mithras? Ein Schemen, ein mythiſcher Gott, den niemand geſehen. Chriſtus aber iſt eine hiſtoriſche Perſönlichkeit. Seinen Tod beglaubigen chriſtliche, heidniſche und jüdiſche Autoren: Sub Pontio Pilato! Das Johanniswort (I, 1, 1—3): ‚Quod perspeximus et manus nostrae contrectaverunt, ... quod vidimus et audivimus, annuntiamus vobis‘ [‚Was wir geſchaut, und unſere Hände betaſtet haben, ... was wir geſehen und gehört haben, das verkündigen wir euch!‘] konnte kein Adept des Perſers ſprechen. Und da betet man in Paris zu Buddha, da errichtet ein deutſcher Fürſt dem Buddha ein Denkmal! Sie ſind zu entſchuldigen; ſie kannten den Mithras nicht.

Doch überſehen wir nichts! Mithras war nur ein Glied des nach ihm benannten Religionsſyſtems. Als oberſte Gottheit erkannte dasſelbe die Unendliche Zeit, unausſprechlich, ohne Leidenſchaft, namenlos und doch wieder *Αἰών*, *Κρόνος* oder Saturn genannt und dargeſtellt als Menſch mit Löwenkopf, mit Szepter und Blitz als ſouveräne Gottheit, mit den Himmelsſchlüſſeln in den Händen und Flügeln an den Schultern, umwunden von einer Schlange, welche an die Ekliptik der Sonne erinnern ſoll, kurz, ein ekelhaftes Bild, wie es die vatikaniſche Bibliothek aufbewahrt. Wie grandios dagegen der Jehova der Juden! *Αἰών* brachte Himmel und Erde hervor, welche das Meer erzeugten — Jupiter, Juno, Neptun, eine erſchaffene Trinität. Von Jupiter und Juno entſproſſen die übrigen Gottheiten Herkules, Mars, Vulkan, Merkur uſw., — die Namen ſind unter den verſchiedenen Völkern verſchieden, — kurz, der allbekannte Götterhimmel. Und das ſoll des Chriſtentums Bethlehem ſein?

Aber die analogen Riten? Die ‚ſakramentale‘ Taufe? Eine äußere Reinigung mit Waſſer als Sinnbild innerer Reinigung liegt keinem Symbolismus fern. Sie war nach Joſephus Flavius bei den Eſſenern ſchon vor dem großen Bußprediger vom Jordan üblich. Die Prieſter der Iſis ‚tauften‘ auch. Die mithriſche Taufe, wenn wir die Initiationsfeier ſo nennen wollen, fand Frühlingsanfang (März oder April) ſtatt, die chriſtliche Katechumenentaufe ebenfalls. Doch jene erklärt ſich durch den Sonnenkultus, — die Äquinoktien waren ja Feiertage, — dieſe hing mit Oſtern zuſammen, der Auferſtehung Jeſu. A simili non valet conclusio! [Ähnlichkeit bedingt nicht Abſtammung.]

Die ‚Firmung' der Mithrasadepten bestand gar nicht in einer Salbung, welche Stärkung im Glauben sinnbilden und wirken sollte, sondern sie scheint nach Cumont ein mit glühendem Eisen aufgebranntes Mal gewesen zu sein, ähnlich dem, welches man dem Rekruten vor seiner Zulassung zum Fahneneide aufzudrücken pflegte. Tertullians ‚signat et milites suos' war bestimmt von der Ähnlichkeit der milites Christi und milites Mithrae. Eben nur ein Vergleich.

Das ‚sakramentale' Mahl! Brot und Wein als Opfergaben finden wir bei Heiden und Juden. Eine ‚Art Kommunion', von der man selbstredend übernatürliche Wirkungen erhoffte, besaßen die Mysterien des Dionysos, des Attis sowie auch der Kult von Samothrake. Im Orient gebrauchte der Mazdäismus bei diesem Ritus Brot und Wasser, welch letzteres mit dem berauschenden Haomasafte gemischt war; im Abendlande fehlte die Haomastaude, und so nahm man Wein. ‚Der „berauschende" Trank verlieh nicht nur Körperkraft, sondern auch Weisheit des Geistes; ... er stärkte den Neophyten für seinen Kampf gegen die bösen Geister und schenkte ihnen glorreiche Unsterblichkeit.' (Cumont 119.) Man vergleiche damit den konstanten Glauben der Kirche an den Gegenstand und die Wirkungen der hl. Kommunion!

Omne simile claudicat, jeder Vergleich hinkt, aber es ist doch, gelinde gesagt, nur ein Spiel mit Worten, wenn Cumont und noch mehr Dieterich die Bezeichnung Sakrament für einige mithrische Riten so schlechthin in analogem christlichen Sinne anwendet. Dieterich meint, es sei interessant, daß gerade von Tertullian das Wort sacramentum gebraucht wird, wo von der Einweihung der milites (einem der sieben mithrischen Weihegrade) die Rede ist; es bedeutete ja längst den Eid der Soldaten. ‚Von Tertullian an hat die lateinisch-christliche Terminologie μυστήριον durch sacramentum wiedergegeben. Das Wort Sakrament, wie wir es heute gebrauchen, werden wir in der Tat der Soldatenreligion des Mithras zu verdanken haben' (B. J. 36). Nein, weit eher dem Umstande, welcher Dieterich und Cumont entgangen zu sein scheint: Tertullians Vater war Zenturio, deshalb lag ihm das Wort sacramentum, ‚Fahneneid', nahe. Zudem zeichnete schon der hl. Paulus in fast allen seinen Briefen zahlreiche militärische Bilder, und seine Sprache bürgerte sich ein. Beispielsweise der erste Klemensbrief stellt das römische Militär den Christen als Muster hin, milites Christi wird zur usuellen Selbstbezeichnung der Christen, und Cyprian nennt den Heiland geradezu imperator. Da ist es denn begreiflich, daß man speziell die Taufe, bezw. das Gelöbnis bei derselben sacramentum = Fahneneid hieß; die Christen empfanden sich eben als Soldaten Christi. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand [a. a. O. 298 und Militia Christi, die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen 1905] Harnack, der überhaupt die Analogien im mithrischen und christlichen Kulte nur oberflächliche nennt.

Dieterich findet den ‚Ingrimm der alten Kirchenschriftsteller über den Mithriazismus bedeutsam, der Gegner war sehr gefährlich' (B. J. 41). Es

erscheint begreiflich, daß die Apologeten, die ja mit der ganzen Welt zu kämpfen hatten, auch scharfe Ausdrücke gebrauchen; aber öfter noch *spotten* sie über die mithrischen Kulthandlungen. Gerade von Tertullian ist es ja bekannt, wie er zwar ein geistvoller, doch finsterer und einseitiger Mann war, dessen spitze Feder der verletzenden Schärfe nicht entbehrte. Harnack meint denn auch (a. a. O. 536), die Kirchenväter wären mehr erstaunt, indes ‚nicht ernstlich besorgt' gewesen.

Müssen wir sonach eine Ähnlichkeit von mithrischen und christlichen Lehren im Sinne von Verwandtschaft oder gar Abstammung ablehnen, so scheint für eine heortologische Frage, für die Feier des Weihnachtsfestes am 25. Dezember, unseres Erachtens der praktische Einfluß des Mithrasdienstes bestimmend gewesen zu sein.

Den wirklichen Geburtstag des Herrn kannte man nicht; die Evangelisten boten eben keine Anhaltspunkte. Wohl nur symbolische Gründe setzten Weihnachten auf den 25. Dezember. Ein Staats- und Kirchenkalender vom Jahre 354, bekannt geworden unter dem Namen des Dionysius Philokalus, des späteren Kalligraphen des Papstes Damasus, bezeugt zum erstenmal den 25. Dezember als Geburtsfest Jesu, und zwar unter der Bezeichnung Dies natalis solis invicti. Daraus schließen auch christliche Archäologen (Duchesne, Origines du Culte chrétien, S. 250, und Kellner, Heortologie, S. 102), daß von den Römern an diesem Tage, also bald nach dem Wintersolstitium, der Geburtstag des Sonnengottes, im 3. und 4. Jahrhundert zweifelsohne des Mithras gefeiert wurde. Den Christen war aber der Heiland die neue, wahre Sonne (oriens ex alto, lux magna, lumen ad revelationem gentium, sol justitiae, sol salvator mundi). Es lag ihnen somit nahe, Weihnachten auch oder gerade an dem Tag zu halten, wo im heidnischen Kalender von alten Zeiten her ein Natalis Solis notiert war.* Mit der Zeit vergaß man freilich diese Begründung, besonders im Orient, der von Rom das Fest übernommen, und suchte vergebens das Datum rechnerisch nachzuweisen.

Kanonikus Meyenberg in Luzern nennt in seinen klassisch-schönen ‚Homiletischen und katechetischen Studien' I, 217 obige Deduktionen der Archäologen ‚sehr sympatisch', gibt aber dem Gedanken Ausdruck, ob nicht umgekehrt der Natalis Solis invicti des Philokalus eine symbolische Wendung für ein traditionell älteres christliches Weihnachtsfest sei. Im Hinblick auf die Bedeutung des Mithrasdienstes möchte ich dieses nicht annehmen, schon deshalb nicht, weil auch im Osten der Mithrastag, er war eben öffentlicher Kalendertag, am 25. Dezember gefeiert wurde, und zwar *vor* Rezeption des Weihnachtsfestes. Während des kurzen Restaurationsversuches Julians wurde der Patriarch Georgius** in Alexandrien, welcher über den Trümmern eines zerstörten

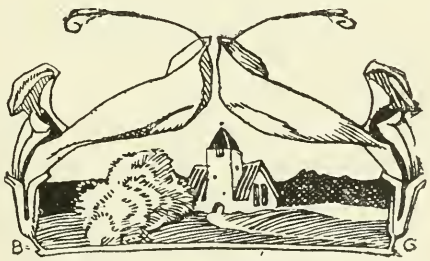
* Die Geschichte der Missionen in Heidenländern gibt uns dazu bis heute viele Analoga, nach denen die Missionäre vorgefundene unausrottbare Gebräuche in christlichem Lichte erklären und verklären.

** Beiläufig bemerkt derselbe, welchen das Mittelalter als Patron des Rittertums verehrte.

Mithräums eine chriſtliche Kapelle erbauen wollte, vom Pöbel aus dem Gefängniſſe geriſſen und auf offener Straße erwürgt — am 24. Dezember 361, dem Vorabende des Natalis Solis invicti. Man halte dagegen: Die erſte Weihnachtsfeſtpredigt im Orient hielt Chryſoſtomus 388 in Antiochien, in Alexandrien gar erſt 432 Paul von Emeſa als Gaſt des hl. Cyrillus.

Von einer Übernahme auch des chriſtlichen Sonntages aus der perſiſchen Religionsübung kann keine Rede ſein. Seit apoſtoliſcher Zeit ſtand er als Tag der Schriftleſung, Predigt, Meſſe und Kommunion im Leben der Kirche. Hingegen mag der Sonntag als Beginn der ſiebentägigen Woche der mithriſchen Praxis zugeſchrieben werden.

Den Höhepunkt ſeiner Entwicklung hatte der Mithriazismus im 3. Jahrhundert erreicht; die Cäſaren, Kreaturen der Legionen, ſtützten ihre Macht auf die Soldatenreligion, die ganze hohe Beamtenwelt, die Offiziers- und Hofkreiſe huldigten dem Perſer: Rom war der Mittelpunkt des aſiatiſchen Kultes. In Kleinaſien dagegen herrſchte faſt ausſchließlich das Chriſtentum. Dort hatte Konſtantin mehrere Jahre zugebracht, und mit chriſtlichen Eindrücken kam er nach Gallien. Er wurde Chriſt, und wenn auch aus dem früheren Mithrasanhänger kein Verfolger desſelben wurde, ohne die Stütze einer ſo breit organiſierten Staatsgewalt brach die Mithrasreligion bald zuſammen. Aber Julian, der vielfach überſchätzte philoſophiſche Schwärmer für Sol-Mithras, kam auf den Thron und reinigte ſich durch ein Taurobolium von der Befleckung durch die chriſtliche Taufe und Kommunion. Die Prieſter des Perſers atmeten auf und riſſen die Macht wieder an ſich. Doch Julian fand im Orient den Tod, und die kleine Wolke, wie Athanaſius geſagt (nubeculam cito perituram), ging ſchnell vorüber. Die Speläen werden zerſtört; der Kult wird durch Staatsgeſetze verboten und ſein Anhang verfolgt. Jetzt erſtanden auch dem Mithriazismus Martyrer, freilich nur occisi, non coronati.



Die Musikantenstadt.

Von

Max Geißler.

(Schluß.)

XXXII.

Hinter den Bergen wohnt das Glück.

So schloß ein Lied, das sie in der Musikantenstadt sangen, wenn sie draußen durch die Lande fuhren; es war ihnen, als wären sie ausgezogen, dies Glück zu suchen. Und da es nicht jenen begegnete, die in Dürftigkeit und Armut, sich und andern zur Last, in den Dörfern des Waldgebirges sich karge Kreuzer und die Verachtung der Menschen erspielten, und da auch jene es nicht trafen, die ihm bis an das Herz des Lebens in den großen Städten suchend gefolgt waren, so sagten viele: Es wohnt noch weiter. Es hat nicht in der Heimat gewohnt; denn dort im Wald ist die Not Königin; es wohnt auch nicht im Vaterlande, sondern wohnt in einer fremden Ferne. Sehnsucht und Wanderlust wuchs in ihnen, und sie kamen von Stadt zu Stadt und fuhren mit ihren Spielen von Land zu Land.... Hinter den Bergen wohnt das Glück.

Etliche aber waren dabei, die dachten: Ja, hinter den Bergen, hinter jenen Bergen, durch die das Waldwasser braust. Hinter jenen Bergen, wo wir Kinder gewesen sind!

Und mit denen wanderte das Heimweh.

Manche von diesen kehrten zurück; manche wanderten weiter mit dieser Sehnsucht nach den Wegen der Kindheit und wanderten mit verkümmerten Herzen. Sie kehrten nicht um, weil sie sich schämten, bekennen zu müssen: ‚Die Armut daheim trägt sich leichter als die in der Fremde; denn an der daheim helfen Freundschaft und Liebe tragen.‘

Und die Alten, die in der Musikantenstadt geblieben waren und hofften, daß sie einen Gruß jenes Glückes ‚hinter den Bergen‘ erhalten würden, daß ein Strahl davon auch in das Einerlei ihrer Tage fallen werde, warteten und warteten.

Manche von ihnen starben, und ihre Hoffnung wurde mit ihnen begraben. Aber sie starben mit einem harten Worte auf den Lippen, starben mit einer unbefriedigten Sehnsucht im Herzen; die, die draußen waren, hätten sie doch gern noch einmal gesehen, ehe die lange Nacht über sie sich senkte.

Andere, die daheim geblieben waren, versannen unzufrieden ihre Tage und redeten mit einander und fragten: Was haben wir denn nun vor uns gebracht? Was ist denn besser geworden, seit unsere Jugend die Heimat flieht? Wir sehen nichts. Aber wir sehen, daß dort und da der Verfall zu blühen beginnt und immer weiter um sich greift. Es sind Jahre vergangen, seit kein Dach geflickt, kein Riß im Gewände verstrichen worden ist. Kein Haus ist neu erstanden. Ist wohl ein Dorf, oder ist wohl noch eine Stadt im Lande, darin in einer Reihe von Jahren kein neues Haus gebaut worden ist?

Dagegen traten wieder andere auf: Ihr könnt nicht warten; ihr seid ohne Geduld. Es wird alles gut werden, und es wird so sein, daß die fahrenden Leute, die sich nun über Vaterland und Fremde in vielen Kapellen zerstreut haben, von allen Seiten her ein Bächlein Goldes in die Musikantenstadt leiten. Aber es ist ein weiter Weg zwischen dem Bergwald und der Fremde, und in einer Handvoll Nächten fließt kein Bach vom Quell zum Meere.

So sprachen sie miteinander. Und viele wußten nicht, ob es besser sei, zu glauben oder zu zweifeln.

* * *

Draußen im Lande sanken die bunten Blätter des Herbstes von den Bäumen; aber in der Musikantenstadt hatte der Winter schon Einkehr gehalten, und in den Forsten rauschte der Schneesturm. Da waren die Wege verweht, auf denen die Holzleute zu Wald schritten; da hatte der Hag gegeben, was er an sommerlicher Ernte gezeitigt hatte: Beeren und Schwämme, Astholz und Reisig zum Bekleiden der Fenster und Wände und Moos zum Verstopfen der Ritzen, damit der Winterwind nicht hindurchstiebe.

Der Tiroler Gid hatte sein Haus bereitet; die sorgenden, eifrigen Hände Mariannens hatten ihm rüstig schaffen helfen, und über der starken Arbeit und der drängenden Pflicht der Tage waren die Augen des alten Mannes noch einmal blank geworden.

Früh vor Tag stand Marianne am Herd und zündete Feuer und bereitete das erste Mahl. Und wenn das Moidl wach wurde, vernahm sie die leise, eifrige Sorge ihrer fremden Tochter, die nicht litt, daß die Greisin die schwere Arbeit im Hause verrichte wie vordem.

Es war, als suche die verlassene Frau in hundert neuen Pflichten und mit immer geschäftigem Sinnen Vergessen für das Leid der hinter ihr liegenden Zeit, für die Sehnsucht, die sie nach Mann und Tochter im Herzen trug, und Vergessen für die Furcht, die die bange Frage immer wieder in ihr wachrief: Was wird das werden?

Einmal hatte ihr Nikodem einen Brief geschrieben; der kam von Bremerhaven und war voller Freude. Darin stand, daß Graf Kamski demnächst aus Hamburg eintreffen werde, um mit Helene Hochzeit zu halten.

Der Brief war um jene Zeit geschrieben, in welcher Kamski das Mädchen schon zu sich genommen hatte. Nikodem verschwieg der bangenden Mutter das alles. Er redete vielmehr in einer freudigen Zuversicht und mit einem anmaßenden Stolze, durch den er seinen alten Vater kränken wollte, der mit seinen Befürchtungen nun doch unrecht gehabt habe, und der zeitgenug bereuen werde, so hart gegen ihn und sein Enkelkind gewesen zu sein.

Aber die kecke Art dieses Briefes vermochte die bange Ahnung in dem Herzen der Mutter nicht zu zerstreuen. Sie fragte: Warum hat der Nikodem nicht auch das Kind einige Zeilen von seiner großen Freude schreiben lassen? Warum hat Helen keinen Gruß für die Mutter, die ihr beim Abschied aus dem armen Hause ihre heißen Tränen auf die Hände geweint hat?

So lag für das scharfe Auge der Mutterliebe ein trübes Licht über der erzwungenen Freude des Briefes, den Nikodem nicht früher geschrieben hatte, als bis er glaubte, nun sei er mit sich selbst im reinen, und er sei ein Tor und hilfloser Mensch, dem die Enge der Musikantenstadt und die Folgen der stumpfen Arbeit im Walde noch anhafteten.

Deshalb suchte er nun erst recht, sich frei zu machen von allen quälenden Gedanken und Bedenken über die vorige Zeit und vor allem über den Grund seines zornmütigen Auszuges aus dem elterlichen Hause. Er schalt Vater und Mutter und hatte Reue, daß er zu früh ein Weib heimgeführt, das ihm nun Kinder geschenkt habe, die sich wie die Mutter niemals in die Helligkeit des Lebens außerhalb ihrer Einsamkeit finden würden, und die — samt jenem ganzen Geschlechte — das Glück niemals erkennen könnten, das hinter den Bergen wohne.

Über solcherlei Gedanken und Irrtümern, die er für Weisheit und kluge Erkenntnis hielt, wurden die Augen des Nikodem immer trüber. Aber er dachte, sein Herz werde hell; denn er sah die Wolken des Leides nicht, die sich über seinem Leben als ein grollendes Wetter zusammenzogen.

* * *

Über dem Hause des Tirolers aber begann die Sonne jener kleinen Freuden und jenes heimlichen Glückes wieder aufzugehen, die vordem durch lange Jahre darüber geschienen hatte, und deren beseligenden Schein das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht auch über die Armut auszugießen weiß.

Es war ein freudiges Eifern im Hause des Gid, es war ein heimliches Sorgen der Treue, das schier in einem Wettkampf zwischen den Alten und Marianne zu bestehen schien. Es gab kein Geheimnis zwischen diesen tapferen Menschen, die nicht ruhelos umherschauten, ob das Glück nicht irgendwo sich zeigen möge; sie trugen ihr Leid gemeinsam und dachten: Arbeit und Treue soll es verscheuchen.

Die Alten sagten: ‚Es ist ein tiefer Gram über diese Frau gekommen, und unser Sohn hat ihn über sie gebracht. So wollen wir ihr dies Leid tragen helfen...‘

Sie sorgten noch für Nikodem, während er feindseligen Herzens war und seinen Trutz gegen sie nährte.

Und Marianne dachte: Die treuen Alten! Nun haben sie sich ihr Lebtag in ihrer Armut und um ihren Sohn gemüht. Und nun, da sie die Frucht ihrer Mühen ernten sollten, nun reißt sie ihnen ein Sturm des Leides aus den Händen und wirft sie in den Staub. Sie sollten ausruhen von ihrer Arbeit und müssen sich mühen für die Enkel und eine fremde Tochter.

So wetteiferte die Liebe im Hause des Gid. Und wo Liebe wohnt, halten Glück und Freude gern Einzug.

Besser als sonst war in diesem frühen Winter das Haus des Tirolers Gid bereitet. Das sah der Alte mit frohen Augen; und wenn die Feierabendglocken über die Schindeldächer heraufklangen und das Feuer im Ofen recht traulich knisterte, sprachen sie oft von den beiden, die draußen waren. Aber ihre Herzen waren nun zuversichtlicher geworden; denn die liebe, freudige Sorge im Hause und das Gedeihen ihres Wirkens hatte sie aufgerichtet.

Das Moidl verlangte lachend nach neuer Arbeit und sagte, es sei nicht genug für sie zu tun, seit Marianne so froh und fleißig im Hause walte. Und waren doch nun drei Ziegen im Stalle; und stand doch sogar seit dem Sommer eine schneeweiße Kuh daneben!

Vordem war das Moidl kaum mit der einen Ziege und den vielerlei Pflichten fertig geworden. Und Holz stand gebrochen und aufgeschichtet im Höflein und im Schupfen, reichlich viel und mehr, als das Tirolerhaus je gesehen hatte.

Und die Kinder, auf die alle Liebe der Alten und der Mutter sich häufte, hatten den Glanz des Sommers auf den Wangen und in den Augen von der Bergweide mit hereingetragen. Der war hell genug, den langen

Winter zu überdauern. Der Knabe war nun sechs und das Mädchen war fast fünf Jahre alt; deshalb hatten sie in der Sommersonne auf der ganz begrünten Trümmerhalde zwischen dem schwarzen Kreuz und dem Haus auf dem Stein schon die Ziegen hüten müssen; ein wenig hatte die Seferl aus dem Haus am schwarzen Kreuze zwar auch Anteil an dieser Hut, wenn die Mutter ferne bei der Arbeit war. Sie mußte mitunter beim Fenster hinausschauen, daß die kleinen Tiroler nicht über einem flatternden Goldvogel oder über einer huschenden grünen Eidechse oder über dem Blumensuchen der Tiere vergaßen.

An diesem Winterabend lagen die Kinder schon und schliefen.

Draußen sang der Bergwind und klapperte mit den Schindeln; draußen klirrten harte Eisnadeln an die Scheiben; es war nicht zu denken, daß solche tiefe Winterlichkeit nicht allenthalben auf der Welt eingekehrt war; aber die, die draußen, und gar die außer Landes waren, behaupteten das, und auch Nikodem hatte über dem mühsam geschilderten Glücke seines Briefes nicht vergessen, daß sie im Gebirge im Forste nun in der Kälte zagen würden, während die Welt ‚hinter den Bergen' ein besseres Land sei...

Nein, so wie in jener Zeit, in der Gid sich noch den Junker Leichtsinn zum Verwalter seines Hauses gedingt hatte, war's jetzt nicht mehr. Das Moidl hatte damals den Mund immer so fest geschlossen und trug in den Augen ein kümmerliches Licht, weil in dem Herzen kein freudiges Feuer brannte. Damals dachte sie, mit dem Gid müsse der Herrgott einstmals etwas ganz anderes als einen armen Holzer im Waldviertel vorgehabt haben, und ein Richtiger werde aus dem seintag nicht.

Nun aber brannte das Feuer in Moidls Herzen und war ein Licht in den alten Augen mit hellem Schein. ‚Es kann einer dabei den rechten Weg finden, wenn er ihn verloren hat,' scherzte der Tiroler.

Wie da das Moidl gottvergnügt wurde!

Auch Marianne lachte ein kurzes, lautes Lachen, deckte ihren Mund aber eilig mit der flachen Hand, als könne jemand darüber erwachen — die Kinder etwa? Die schliefen oben. Die Sorge? Die Sorge wacht nicht auf, wenn die Freude lacht. Nein, sondern Marianne dachte, es sei noch nicht an der Zeit für eine so schallende Lustigkeit; denn das Leid sei noch nicht ganz durchgelebt, das auf sie gewartet habe.

Darüber sprachen sie nun öfter im Hause des Gid. Und starrten trotzdem nicht mit leeren Augen und verhärmten Gesichtern vor sich hin?

Nein; denn es war nun anders als an jenem Frühlingssonntage, an dem die Wege der Leute dieses Hauses sich trennten. Damals waren getäuschte, närrische Hoffnungen zerbrochen, und nun stand ein bescheidenes Glück im Hause und wartete; es war da noch etwas auf dem Wege, dem

es begegnen mußte, und für das es sich rüstete, damit es stark sei, wider dieses Unbekannte zu stehen.

Sie ahnten alle: Es muß kommen, es ist nicht mehr weit; aber sie wetteiferten auch darin, ihm mit Tapferkeit zu begegnen und in der Zeit zu sorgen, damit sie in der Not hätten. Nicht ein Beutelein voll Kreuzer, sondern ein Herz voll Sonne.

XXXIII.

Wenn sie so in Arbeit und Mühe dahingeht, dann läuft die Zeit in Siebenmeilenstiefeln.

Das Lied von dem Glücke, das hinter den Bergen wohnt, hörte der Frühling nur noch selten singen; er kam in diesem Jahre schon im Februar einmal schauen, ob es nun Zeit für ihn sei, schickte die Stare in Scharen über den Wald und ließ die blauen Leberblumen im Moose die Krönlein aufsetzen. Da legte die Nacht einen Reif von blitzenden Perlen darum.

Aber das Lied des Veit kannten sie alle, zupften die Weise aus der Gitarre und bliesen sie aus der Flöte; denn am Schlusse des Liedes hieß es:

Ein halbes Mäßlein Schwerenot
Braucht es für Lieb' und täglich' Brot;
Sind sonst von falscher Treue.

Weiß Gott, wie sich der Veit auf diese Verse besonnen hatte, die zu dem Leben der Waldleute so fein paßten.

Und der Tiroler Gid hatte ein Bild. Das stellte ihn dar, wie er als junger Soldat bei den Kaiserjägern gestanden hatte; ein Einarmiger hatte es ihm auf dem Jahrmarkt geschnitten und war ein Schattenbild. Das nannte er ‚den kleinen Propheten'.

Seit der richtige Prophet der Musikantenstadt Bürgermeister und seit das Volk fahrend geworden war, verloren sich die Hausnamen allgemach, wie sich über der fahrenden Art der Leute die Bräuche und Erinnerungen der Waldstadt verloren gleich Blumen im Herbst. Es waren ihrer auch nur noch wenige, die den Mann der Annemirl noch als den kleinen Propheten kannten; so hatte der Gid einen neuen im Haus. Das kam so:

Kurz vor jenem Sonntage, an dem die Zwietracht Vater und Sohn, Mann und Weib auseinander riß, sprang das Glas vor dem Bilde des schwarzen Kaiserjägers an der Wand klirrend entzwei. Das Moidl faltete die Hände und hielt den Atem an, wie sie's vernahm; Marianne legte die Hand auf's Herz; Gid aber hing den Spitzhut an die Rehkrone — als Zeichen seines Nachdenkens — und nahm den Kaiserjäger von der Wand. ‚He, du,' sagte er, ‚siehst etwa ein Unglück anschreiten gegen das Tirolerhaus?'

Dann kamen die Musikanten nach Hause; es war viel zu berichten, und die Hoffnungen schossen unter der künstlichen Sonne ihrer Erzählungen also ins Kraut, daß sie alles Denken überwucherten. Aber der Teufel hatte seinen Samen auch gesät, und wie der anhub aufzugehen, so besannen sie sich im Haus auf das weissagende Bild; und aus dem Kaiserjäger war ein ‚Prophet' geworden. Da hatte Gid mit ungelenken Zügen die Verse des Veit darunter geschrieben; prangten nun über der Stubentür, groß und lesbar, und waren des Hauses Wahlspruch.

* * *

Die Zeit ging.

Der Frühling hatte gesehen, daß es in der Mitte des Februars noch zu früh für eine Fahrt ins Gebirge sei. Darum stob der Schneewind wieder wie zur Weihnacht; und sie hatten in der Waldstadt doch schon daran gedacht, das Moos aus den Fenstern und das schützende Fichtenreisig von den Hauswänden zu nehmen.

Es war eine stürmische Nacht.

Die Lichter begannen in den Häusern zu verlöschen; der Wind pfiff vor den Fenstern wie ein fahrender Musikant und zog in den Gassen Mauern aus Silber oder baute vor die Türen Wände aus blitzenden Sternen.

Gid und das Moidl lagen schon schlafen. Nur Marianne, deren Sorge und Fleiß nicht müde wurden, hatte sich über Tag Schachtelholz aus dem Haus am schwarzen Kreuz herabgetragen und bog die feingeschleißten Fichtenholzwände, heftete sie und fügte die fertigen Böden ein.

's war, als wenn die Klinke an der Haustüre geklungen hätte.

Einen Augenblick hob die Frau den Kopf; der Wind wird's gewesen sein. Wird doch nicht die Türe mit einem Berg aus Silber zusetzen?

Über diesem Gedanken nahm Marianne das wollene Kopftuch von dem Stänglein über dem Kachelofen, ging hinaus und wollte mit der breiten Holzschaufel die Last des Schnees von den Stiegen vor der Türe schieben; ist zugleich eine Wehr für den heimlich webenden Wind.

Sie öffnete. Sie hing das Windlicht an die Klinke der Türe, das seinen goldenen Schein in die pechfinstere, verstürmte Nacht warf. Der blendete ihr die Augen; da konnte sie nicht drei Schritte weit sehen, sah auch die dunkle Gestalt nicht, die in der Nähe des Fensters stand und sich nicht rührte.

Da begann die Schaufel der Frau, den Schnee zur Seite zu schürfen, der aber kaum einen Schuh hoch vor der Türe lag, und dem es nicht eingefallen war, auf die Klinke zu drücken.

Die dunkle Gestalt trat einen Schritt vor und ging nun ganz langsam auf Marianne zu. ‚Mutter!' sagte sie. ‚Mutter!'

Da entsank der Frau die Schaufel. ‚Mein Gott!‘ rief sie und stützte den Arm gegen die Hauswand; der Schlag ihres Herzens wollte ihr stocken. ‚Bist du's denn, Helen? Oder —.‘

‚Ja, Mutter!‘

Und das Kind flog an dies zitternde, versorgte Herz und flog in die sich breitenden Arme wie ein Vogel, den der Wintersturm vor sich hergetrieben, und der nun sein Nest im Schutze des Daches erreicht hat.

Sie gingen hinein; sie sprachen heimlich.

Marianne führte ihr Kind in das Licht und tat ihm die Tücher ab. Der zerrinnende Schnee glänzte darauf wie geweinte Tränen. Da sank die Frau auf die Bank und sank gegen den Ofen. Sie hielt sich die Hände an die Schläfen; ihr war, als solle ihr der Kopf zerspringen; ihr war, als müsse sie die Ohren schützen vor dem Elend, das sie nun vernehmen würden.

‚Helen,‘ sagte sie, ‚setz' dich und komm' zu dir! Einen Augenblick schon' mich noch! Ich will dann alles anhören und will alles tragen; ich kann's; wir können's, der Vater und die Mutter und ich; denn wir haben darauf gewartet.‘

Aber die Heimgekehrte, die mit ihrem tiefen Gram eine lange Fahrt hinter sich hatte, und die so allein mit diesem mürrischen Weggesellen durch Schnee und Sturmnacht gewandert war, um sich an dem Herzen der Mutter auszuruhen, die konnte es nicht mehr tragen. Die breitete die Arme und sank an die Brust der Frau und konnte nur weinen.

Das junge Herz war seiner Liebe nachgeflogen wie ein Sommervogel dem trügerischen Glanze einer frühen Sonne. Und nun stand Helene vor der Mutter, die mit dieser herben Stunde um die Herrschaft über sich selbst gerungen hatte. Es war, als gäbe dem Mädchen die Furchtbarkeit seiner Klage die Kraft, sich aufzurichten. Und sie stand im Lichte der kleinen Lampe und verklagte — nicht sich und ihr drängendes Herz und ihre wilde, leichtsinnige Jugend, sondern sie verklagte ihren eigenen Vater bei ihrem Gott und ihrer Mutter.

Welch ein Leid ist größer als das?

Und so laut redete diese Qual, daß Gid aus dem ersten Schlafe erwachte und sich leise vom Stroh erhob. Er kam über die knarrende Holzstiege herab und steckte den Kopf zur Türe herein.

‚Helen?‘

Aber wie verströmendes Herzblut rannen die Klagen von den Lippen des Kindes.

Als Gid erfahren, was da geschehen sei, setzte er sich neben Marianne und erfaßte ihre Hand. ‚Rede nur, Helen! Wir wollen alles hören.‘

Er fühlte an der Hand, die er sorgend in der seinen hielt, daß Marianne nicht von dem Leide dieser Stunde überfallen worden war, sondern daß sie ihm nun mit Ergebung gegenüberstand.

Und so berichtete Helene zu Ende:

‚Drei Wochen hat's gedauert. — Wann ist die Hochzeit? Es fehlen Papiere; weil er ein Pole sei, mache die Beibringung Schwierigkeiten, hat er gesagt. Wir haben im Hotel gewohnt — als Mann und Frau.'

Marianne senkte die Stirn auf die starke Schulter Gids und seufzte tief. Aber Helene richtete sich in ihrer Verzweiflung auf und stand mit wilden Augen vor den beiden.

Auch das Moidl schlürfte aus der Kammer herein und hockte sich in die dunkle Ecke hinter dem Ofen. Helene hörte den Gruß der Alten nicht; sie dachte: Sie müssen mich alle verachten.

‚Mich verachtet ihr? Meine Jugend, die da draußen nichts zu suchen hatte?' fragte sie. ‚Bin ich schuld? Ist es nicht vielmehr mein Vater? Warum hat er mich hingehen lassen? Warum hat er nicht einmal sauer zugesehen, wenn ich auf einem falschen Wege laufe?'

Gegen den eigenen Vater hatte das Kind auch vorhin gestanden; darüber war dem Alten der Schlaf gewichen. Aber nun, da Helene zum andern Male in qualvoller Verzweiflung auf die Schande deutete, vor der sie die sehenden Augen und die harte Hand ihres Vaters nicht bewahrt hatten, nun stand er auf und faßte sie am Arm:

‚Schweig'!' sagte er. ‚Du bist heimgekehrt; willst du bleiben, oder suchst du nur für die eine Nacht Unterkunft?'

Das war ein hartes Wort und war ein trutziger, wilder Blick, den Helene zu ertragen hatte. Da schlossen sich ihre Lippen; da senkten sich ihre Lider.

‚Wenn ihr mich nicht wieder hinausjagt...'

Aber sie konnte nicht weiter reden, sondern die Kraft, die der Jammer der Stunde ihr gegeben hatte, versagte ihr. Sie sank dem alten Mann an das Herz und warf ihm ihre Arme um den Hals. ‚Großvater,' rief sie, ‚schlag' mich, aber laß mich ausruhen, und dann will ich dienen, oder ich will arbeiten, was du mir sagst.'

Aber Gid tat die zitternden Arme Helenens von seinen Schultern und trat zurück: ‚Helen,' sagte er, ‚wenn du heimgekehrt bist, dort ist deine Mutter! Sie hat dir zu verzeihen, nicht ich. Aber da du nun in meinem Hause sein willst, so lang es deine Mutter für gut hält, so sag' ich dir: Gegen deinen Vater stehst du hinfort nicht wieder mit derlei Klagen! Das ist nicht Brauch im Wald, bis jetzt nicht.'

Das Mädchen war an den Tisch getreten und stützte den Arm auf die Platte und weinte. Die tiefen Schatten, die um ihre Augen liefen, und die verfallenen, verhärmten Wangen erzählten die Geschichte eines großen Leides.

Da nahm Marianne sie an der Hand und führte sie hinaus, labte sie und hieß sie sich auf ihr eigenes Lager legen.

Die andern drei saßen in dieser Nacht noch lange, saßen, bis das Licht der Lampe verging. Eine Hülle, dürftig mit einem Band umschlungen, deren Papier von dem wehenden Schnee schadhaft geworden war, lag auf dem Wandbrette. Die öffnete Marianne. Es war ein Brief darin; es war auch ein Ring dabei und waren mancherlei Erinnerungen aus den letzten Tagen; es war alles, was das Mädchen daraus mit in das Leben nahm.

Und sie setzten sich um den Tisch, und Marianne las:

‚Teure Helene!

Ich bin der letzte meines Geschlechts, und der Rest des Vermögens derer von Kamski ist dahin. So muß ich selber auch dahin sein ... Die Stellung in Hamburg habe ich nicht erhalten können; ich habe nicht gelernt, etwas zu verdienen, nicht gelernt, mich mit dem Ertrage meiner Arbeit durchs Leben zu schlagen. Wieviel weniger, ein Weib und Kinder zu ernähren! Diese Erkenntnis ist furchtbar; ich habe gesucht und nicht gefunden; ich habe an hundert Türen geklopft, es ist mir keine aufgetan worden. Mein vornehmer Name ist mein Verhängnis, und die Sünden meiner Väter und der Neid des Schicksals sind mein Untergang. Ich scheide freiwillig aus dem Leben, um Dich nicht für immer elend zu machen. Wenn Du den Ring zurückerhältst und diesen Brief gelesen hast, bin ich gestorben. Vergiß mich und das Leid, das ich über Dich gebracht habe, und danke mir den Mut, dich zu retten, ehe es zu spät ist! Denn die Kraft, zu leben und uns zu erhalten, hat mir ein widerliches Geschick versagt.‘

So lautete der Brief.

Die Flamme der Lampe war müde geworden.

‚Und Nikodem?‘ fragte Gid, wie er mit dem Moidl kopfschüttelnd nach der Türe schritt, um wieder über die knarrende Stiege emporzusteigen, ‚Wann werden wir wieder von ihm hören?‘

‚Er wird nicht wiederkommen,‘ sagte Marianne tonlos. ‚Mir ist, als wär' er gestorben.‘

Dann gingen die Alten hinaus. Die Uhr schlug; es war die dritte Stunde nach Mitternacht. Und Marianne legte sich in ihren Kleidern auf die harte Bank am Ofen.

XXXIV.

Nicht lange nach diesen Tagen durchflog eine Kunde die Stadt, die Mädchen der Kapelle des Nikodem seien heimgekehrt, oder sofern dies nicht geschehen, hätten sie sich von anderer Seite anwerben lassen; Nikodem habe seine Kapelle aufgelöst und habe in dumpfem Schweigen und mit verstörten Blicken von ihnen Abschied genommen. Den Grund dieser Wandlung des allzeit wagemutigen Mannes hatte keines der Mädchen erfahren; erst bei ihrer Heimkehr ward ihnen klar, wie alles gekommen sei.

Nikodem hatte jene vier, denen selbst seine Fürsorge keinen neuen Erwerb zu schaffen vermocht hatte, zur Bahn geleitet, hatte den fast mittellosen Halbwüchsigen die Fahrt bezahlt und sie mit einem Händedruck in die Heimat geschickt; der war so innig und schmerzlich gewesen, als wolle er sagen: ‚Grüßt sie alle und grüßt das liebe, freundliche Glück! Hinter den Bergen wohnt's, aber hinter jenen, in deren Tälern ihr nun wieder wohnen werdet.' Ehe der Zug noch aus dem Bahnhofe Geestemünde gen Bremen rollte, sahen die Mädchen aus dem kleinen Fenster des Wagens vierter Klasse den Musikanten schon in der Menge der Menschen verschwinden; er schritt gesenkten Hauptes, und sie dachten, er habe sich eine Träne aus dem Bart gerieben.

Am Morgen nach ihrem unerwarteten Einzug in die Stadt im Wald fanden sie sich gemeinsam in dem Hause des Tirolers ein. Sie trafen Helene bleich und verkümmert in der Stube; sie sahen auch den Zug der Schmerzen, der in dieser letzten Zeit sich tiefer in das Antlitz Mariannens gegraben hatte.

Wie sie eintraten, kamen ihnen die stummen, fragenden Blicke der Frauen entgegen: ‚Keine Kunde von Nikodem als die, daß niemand seinen Aufenthalt weiß? Kein Brief? Und kein Gruß?'

Nichts von alledem.

Und Helene, die die Führerin dieser Mädchen gewesen war, und der zu gehorchen sie sich gewöhnt hatten, saß mit sinnenden, trüben Augen und hatte die bleichen Hände in ihrem Schoße gefaltet; es war, als vermiede sie ängstlich, ihre Genossinnen von einst anzuschauen. Sie war fortgegangen, ohne auch nur einer von ihnen ein Wort des Abschiedes zu gönnen oder einer von ihrem nahen ‚Glück' zu erzählen. Sie hatte auf Geheiß ihres Vaters alles verschwiegen; nun dachte sie auch daran, daß seine heimliche Furcht gewesen sei, was sich nun erfüllt habe. Und immer bitterer wurde ihre Gesinnung gegen Nikodem, der mit keinem Worte das tiefe, kindliche Vertrauen seiner Tochter zu dem Grafen erschüttert habe. Dabei fiel ihr aber nicht ein, daß dies absichtlich geschehen sein könnte, damit er ihr Herz schone und nicht von vornherein etwa durch übermäßige Bedachtsamkeit einen Riß in das Verhältnis der Liebenden schlage. Es fiel ihr nicht ein, daß

Nikodem in jenen stillen, starken Forsten aufgewachsen war, in denen die Menschen das gegenseitige Vertrauen noch als etwas ganz Selbstverständliches betrachten und es einander gewähren, wie sie sich Beistand und Hilfe bieten, wo's nötig ist.

Um dieses Vertrauen Nikodems zu dem Grafen Kamski drehte sich auch das Gespräch, das am Abende dieses Tages Gid mit Helene hatte. Aber die wachsende Verbitterung gegen Nikodem in dem Herzen des Mädchens suchte nicht nach einer Entschuldigung für den Vater; zu gegenwärtig und zu tief erschütternd war der harte Schlag des Schicksals gewesen, der dies junge Leben getroffen hatte, das sich auf die Dauer seines ganzen Daseins in der Blüte gebrochen sah. Auch fehlte ihrer Jugend die Erkenntnis; es fehlte ihr das Bewußtsein jenes innigen Verbundenseins der Familie, des Kreises um den Herd eines Vaterhauses, in dem das unbedingte Vertrauen der Kinder zu den Eltern wächst. Vier Jahre hatten genügt, das Mädchen um den Segen jenes innigen Verbundenseins zu bestehlen.

Und wie Gid an diesem Abende zum ersten Male seit langen Tagen sich wieder anschickte, sein Rauchklöblein mit frischem Tabak zu füllen, und wie er zum ersten Male wieder seinen olivgrünen Filz in der Stube ein wenig aus der Stirne geschoben trug und ihn nicht mißmutig auf die Rehkrone am Türpfosten geworfen hatte, da stellte er sich vor die vergrämte Jugend seines Enkelkindes hin. Wob eine dicke Wolke süßlichen Tabakrauches um sich, der Gid, und klopfte mit der Spitze seines Zeigefingers gegen die Stirn: ‚Helen,' sagte er, ‚du bist nun über Nacht ein erwachsener Mensch geworden! Vordem, wie du dir die Nägel mit dem Hirschleder blank gemacht hast wie Spieglein, warst du ein einfältiges Kind und hieltst dich doch für eine vornehme Dame. Was hätten meine fünfundsechzig Jahre damals mit deiner Jugend reden wollen, die neunmal klüger war als mein grauer Kopf! Aber heute hörst mich am Ende gern an, Helen?'

‚Ich bin schon froh, wenn ich seh', daß der Großvater sich meinetwegen nicht sein fröhliches Herz vergrämt.'

‚Sein fröhliches Herz?' fragte Gid. ‚Ich hab' schon gedacht, es wär' vorbei damit. Glaubt einer gar nicht, daß so ein Herz sich allerwegen wieder zurückfindet. Und das wollt' ich dir sagen: Aus dem einen Fehler sind sie alle herausgewachsen, die andern; aus dem einen ist alles Leid gekommen. Nun, da's neben mir auf der Ofenbank hockt und wir zusehen müssen, daß wir's wieder loswerden, nun ist's zu erkennen.'

‚Aus dem einen Fehler?' fragte Helene.

‚Ja; dem Pechschaber haben wir nicht gefolgt. Den Pechschaber haben wir für einen Narren gehalten, und er ist ein Weiser gewesen. Aber die Narren sind wir, Helen!'

‚Vordem hättest mir das sagen sollen, Großvater! Leicht, es wär' alles anders gekommen.'

Da nahm der Alte das Mädchen bei der Hand: ‚Erinnern muß ich dich nun schon noch einmal daran, wenn mir auch das Herz dabei weh tut. Hier hast du gesessen und hast die Füße in den feinen Schuhen stecken gehabt und hast so ein vertracktes Wort gebraucht für das Anstellen mit deinen Fingernägeln; damals bist mir schon davongelaufen, und ich hab' gar nicht erst mit dem Worte „Narr!" nach dir werfen können.'

Helenens Stirne senkte sich auf die Hand des Großvaters, in der die ihre noch lag. Sie saß auf der Ofenbank, und der Alte stand vor ihr und fühlte das heimliche, qualvolle Leiden dieser Seele. Die Frauen schafften im Haus; und Gid fand ehrliche Worte; die waren herb wie der Harzduft des Waldes; die mieden nicht schonend jeden Schmerz, aber sie waren dennoch tröstsam; denn sie sagten: ‚Wir helfen dir tragen; denn wir sind nicht ohne Schuld, und wir wollen bessern, wo's nicht zu spät ist.'

So erfüllte sich das Schicksal des einzelnen, und so erfüllte sich das Schicksal der Musikantenstadt.

XXXV.

Um die Zeit, in der der harte Bergwinter nun endgültig mit dem Frühling um den Sieg rang und die alten, müden Augen der Frau Dorothea Bratel im Haus am Stein sich zum ewigen Schlummer schlossen, kam ein Brief an Josepha Jugel im schwarzen Kreuzhaus. Der hatte auf der Rückseite fünf Siegel, und Seferl mußte mit der Unterschrift ihres Namens seinen Empfang bestätigen. Das Herz schlug ihr dabei, und die Buchstaben rannen ineinander, wie sie schrieb, so zitterte ihre Hand. Ein Brief mit fünf Siegeln und die Namensunterschrift, — was einem Menschen alles vorkommen kann im Leben! Die Annemirl war hinzugetreten, und der Kopf des kleinen Propheten erschien auch in der halbgeöffneten Türe.

Seferl aber öffnete den Brief und sank auf die Bank in der Küche. Nun hielt sie in der Rechten fünf Hundertkronennoten und in der Linken den Brief und mußte ihr Herz erst ein wenig zur Ruhe bringen; mit fünf blauen Banknoten in der Hand kann der Mensch keinen Brief lesen und auch nicht, wenn die Aufschrift schon verrät, daß er von dem Pechschaberbuben geschrieben ist. Er hat nach Wien reisen müssen, hat er zuletzt geschrieben, wo er ein Orchester von großem Rufe für einen Abend leiten solle; vielleicht bliebe er nun fortan in der Kaiserstadt....

Und jetzt ließ das Herz zu, daß die Augen der Seferl die Buchstaben lesen konnten, und da stand's geschrieben; nur die lange Überschrift, die über zwei Zeilen lief, las sie so, daß sich ihre Lippen bloß leise

bewegten. Dann wurde ihre Stimme laut und laut die jauchzende, liebe Freude.... ‚Hörst, Annemirl, ein Kapellmeister ist er geworden! Hörst!‘

‚Ja, doch! Und was denn weiter?‘

‚Ja,... die Buchstaben fangen schon wieder an, als hätten sie Kirchweihtanz...‘

Da streckte der kleine Prophet lachend die Hand aus: ‚Wenn einer fünf blaue Hunderter schickt, kann's doch nit schlimm mit ihm sein,‘ und wollte der Seferl den Brief zu Ende lesen. Aber Frauenlieb' ist eigensüchtig, je größer, je mehr, — und Seferl las selber.

Manchmal sprach der Mund einen Satz, dann lasen die Augen wieder, und die weinenden, lachenden Augen erzählten alles, was in dem Briefe stand: das namenlose, das unaussprechliche Glück.

Währenddem war auch die Frau Bürgermeisterin gekommen, und nun umstanden die beiden Frauen und der kleine Prophet — dieser mit dem Schleißholz und dem Schachtelhammer — die Seferl und horchten auf ihre Worte, die so abgebrochen und wie geblendet von einem himmlischen Glanze zu den erstaunten Menschen traten, als fänden sie sich bei ihnen nicht zurecht.

Und diese Menschen erfuhren: Georg Zeitel ist Kapellmeister in Wien geworden und hat große, herrliche Erfolge; alle Zeitungen reden von ihm. Und er schickt fünfhundert Kronen; das ist das Reisegeld für die Seferl und für die Pechschaberleute. Die sollen nach Wien kommen und dem ersten Konzert beiwohnen, das er als der neue Kapellmeister des berühmten Orchesters leitet. Wenn die Annemirl aus dem schwarzen Kreuzhaus auch mitreisen will, so soll sie nur kommen. Der Kapellmeister breitet schon seine Arme aus, weit, weit, und will alle an sein stürmisches, glückliches Herz pressen, die er lieb hat.

Und nun?

Nun flatterte die Seferl mit den fünf blauen Scheinen in der einen und dem knisternden Briefe in der anderen Hand über die Halde, auf der wieder einmal der erste Frühlingstag lag. Hinterdrein sprang die Annemirl, und zuletzt kamen die Propheten, und zwischen ihnen ging die Bärbel, die Frau Bürgermeisterin, ging im gestreiften Wollröcklein und in der roten Flanelljacke, die sie des Morgens immer trug. Sie konnten der Seferl nicht so schnell hinterdrein; denn die hatte in dieser Stunde die goldenen Schwingen des Glücks.

Und nun?

Nun geschah im Haus am Stein das Gleiche, was sich soeben beim schwarzen Kreuz ereignet hatte, aufs Tüpflein genau so. Es waren nur drei Menschen mehr: der Bürgermeister und die Pechschaberleute. Und dem

Pechschaber — das muß schon verraten werden — rollten die hellen Tränen über die Wangen. ‚Glaubt einer gar nicht, daß noch eine so große Freude in der armseligen, verlassenen Musikantenstadt einkehren kann,‘ sagte der Pechschaber, — eine so unaussprechlich große Freude, die den Herzen Flügel leiht wie einer Lerche, die lachende Gesichter schafft und sich dennoch ausströmen muß in einem rinnenden Quell tauklarer Tränen.

* * *

An diesem und am nächsten Tage rüsteten sie zu der Reise nach Wien, gingen am dritten Morgen stundenweit durch den frühlingsfröhlichen Bergwald und fuhren mit dem Glück. Wie sie in der Kaiserstadt angekommen waren, hielt schon der Wagen am Bahnhof, und Georg wartete ihrer.

‚Bleich schaust aus, Girgl!‘ sagte die Mutter. Es war das erste Wort, das sie fand, die sorgende Liebe. Aber Georg streichelte der Alten die Wangen: ‚Laß nur gut sein, Mutterl! ’s ist von der Müh, und in drei Tagen ist alles vorbei.‘

Da saßen sie auch schon im Wagen, in dem feinen, gepolsterten Wagen mit den zwei Pferden davor; wie die Herren fahren, fuhren die Pechschaberleut‘, und der Pechschaber wollte aus lauter Bescheidenheit auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen; denn er hielt das Glück, das ihm widerfuhr, für ein Märchen. Nein, in den Rücksitz mußten sie alle drei, der Pechschaber und sein Weib und die Annemirl. Ihnen gegenüber saß der Sohn und saß Seferl.

Und aller Augen hingen an Georgs Munde. —

* * *

Was soll einer nun erzählen? Und wer kann’s schildern, dies Glück der Eltern, der Schwester, der Braut? ’s müßt eine Feder sein, die sich in Sonnenschein tauchen ließe und mit goldenen Buchstaben auf die blaue Seide des Himmels schreiben könnte, und der Mund Gottes müßte ihr heißen, was sie aufschreiben sollte.

* * *

Am Abende dieses Tages holte die Leute aus der Musikantenstadt ein Wagen aus dem Hotel ab — Georg war nicht bei ihnen — und führte sie vor ein Haus, dessen Tore ruhten auf mächtigen Säulen. Auf den breiten Treppen, die zu den Eingängen und zu dem Sale führten, lagen weiche Teppiche; da tat der Pechschaberin fast das Herz weh, weil sie mit ihren Bergschuhen über die Weichheit dieses Sammets schreiten mußte. Gingen auch viele Herren im Frack und hohen, glänzenden Hüten und viele

Damen mit rauschender Seide unter ihren Kleiderröcken diese Stiegen empor, zu deren Seiten die grünen Kronen von Lorbeerbäumen und allerhand köstlichen Gewächsen zu schauen waren.

Und alle die vornehmen Menschen der Kaiserstadt und die bescheidenen aus dem Bergwalde schritten in den Saal, in dem der Fußboden getäfelt und glänzend und glatt war wie Glas. Und Ströme taghellen Lichtes flossen von dem köstlichen Gewölbe der Decke. Und saßen ihrer tausend in Reihen; und vorn im Saal in einem hohen Kuppelbau sammelten sich die Musikanten. —

‚Schau, Seferl,‘ lispelte der Pechschaber, ‚so sehen die richtigen Musikanten aus! Und aufspielen werden sie dir eins, — du wirst lauschen! Schämen müßten sie sich, alle die Pfeifer und Streicher daheim, und so klein müßten sie werden, wenn sie ihre Torheit erkenneten. Wollen vor der Welt spielen und haben nichts gelernt, als daheim einen Kirchweihtanz blasen zur Not.‘

Aber die Seferl hörte nicht hin in den vergnügten kleinen Groll des Pechschabers, — konnte auch nicht weiter reden, der glückliche Mann; denn ein brausendes Beifallklatschen erhob sich im Saale. Und der, auf den sie alle gewartet hatten, und der, dem der Sturm dieses freudigen Beifalls galt, der trat nun vor sein Orchester und verbeugte sich viele Male grüßend vor den Menschen, deren Jubel ihn umbrauste, und war der Girgl vom Stein aus dem Bergwald, — der neue Kapellmeister.

Seferl fühlte all ihr Blut zum Herzen rinnen und legte ihre Hände fest auf den Arm des Pechschabers. Die Mutter aber, deren Scheitel nun ganz aus Silber waren, stand ein wenig von ihrem Stuhle auf. Die Gedanken stürzten ihr durcheinander; vor ihren Augen lag ein rosiges, flirrendes Licht. Da hob Georg den Taktstock, schlug auf den Rand seines Pultes, und die Tannhäuserouvertüre flog auf ihren sieghaften Schwingen hernieder in den Saal und flog wie ein Adler aus den Höhen, in denen die Sonnen rollen.

Unbeschreiblich war der Jubel, der an diesem Abende den weiten, hellen Saal durchbrauste. Furcht und Glück, Seligkeit und Sorge rangen in den schlichten Herzen der Waldleute; es war, als hätten sie teil an dem, was da geschah, und wußten doch nicht, wie sie den Reichtum dieser Stunde tragen, was sie damit beginnen sollten; denn ihre Herzen läuteten Sturm, und ihre Pulse jagten.

Nur die Pechschaberin hatte sich zurechtfinden gelernt, und nun, wenn die Töne verhallten, und wenn die bange Sorge sie überkam, der dröhnende Beifall möchte diesmal nicht einsetzen, — sie wußte nicht, warum sie das fürchtete; er brach doch immer wieder von neuem los, — nun war

sie die einzige derer aus der Bergheimat, die dachte, es sei alles so gekommen, wie es hätte kommen müssen. Nicht über Nacht und nicht als ein großes Glück, sondern als eine langsam reifende Frucht, die in der Sonne unsäglicher Mühen und ungewöhnlicher Klugheit und Begabung gewachsen sei, und die der stolze, herrliche Sohn der Frau aus dem Walde nun in den Händen halte.

Beethovens Eroica schloß den Abend, — nein, den Abend schloß ein beispielloser, herrlicher Erfolg mit einer Fülle von Blumen, mit unzähligen Hervorrufen des Kapellmeisters. Und die Pechschaberleute saßen mitten drin und ließen die Wogen des Beifalls an sich vorüberrauschen, die immer noch rollten, als schon die Menge der vornehmen Menschen von ihren Sitzen sich erhoben hatte. Da brach das Schweigen des Mundes der glücklichen Mutter, und sie legte dem Herrn im Frack, der neben ihr gesessen hatte, vertraulich die zitternde Hand auf den Arm. Der schaute die alte, schlichte Frau mit verwunderten Augen an. ‚Sie müssen's mir nit für übel halten,' sagte sie, ‚wenn ich mich ein Eichtl anhalt'; 's ist nämlich mein Sohn, der Herr Kapellmeister. So was erlebt man nit alle Tag an seinen Kindern, gelt?'

Und wie nun viele der feinen Leute sie umringten und ihr die harte Hand schüttelten, da rollten zwar immer noch die köstlichen Perlen der Freudentränen aus ihren Augen, aber ein mutiger, sicherer Stolz faßte sie an der Hand und führte die alternde Frau in der bäuerischen Tracht durch die blühenden Gärten des Glückes und leitete sie hinaus zu dem Wagen. —

Während sie — es war schon nach Mitternacht — um den Tisch mit dem blendenden weißen Linnen und den köstlichen Speisen im Hotel saßen, die ihnen auf silbernen Tellern gereicht wurden, redeten sie auch von der Hochzeit, die im Mai in der Musikantenstadt gehalten werden sollte.

Da erschrak Seferl.

‚Im Mai?' fragte sie.

‚Um Gott, Georg,' sagte die Schwester Annemirl lächelnd, ‚denkst denn, es wär' da gar nichts zu bereiten an Wäsche und Betten und was sonst noch sein will? Und jetzt, — im Anfang April sind wir schon.'

Die Pechschaberin aber sagte und strich ihrem Sohne die Hand: ‚Eine feine Musik magst wohl machen können, Girgl, aber von so Sachen verstehst halt nit viel, glaub' ich! Im Mai? Nein nit möglich ist das.'

Da hatte Georg Mühe wie bei der Einstudierung einer neuen Sinfonie, die lieben Menschen zu überzeugen, daß das alles gar nicht nötig sei. Nur freuen sollten sie sich auf den Tag, aber nicht für ihn nähen und nicht für ihn sorgen; denn was sie brauchten in dem neuen Hausstande, das sei ja alles fein und rasch für ein Geld in Wien zu kaufen. ‚Für ein Geld? Das müßt aber mordsmäßig viel sein . . .'

J. van Ruisdael pinx. *Monotinto Kösel.*

Gehöft am Flußufer.

Hohe Land

So redeten sie, und dabei ward ihr Glück still und ward zu einer segnenden, reinen Sonne für ihre Herzen. Sie blieben in der Hauptstadt und sorgten und rüsteten zur Hochzeit. Sie mieteten eine Wohnung an einem freien, mit hohen Bäumen und blühenden Sträuchern bestandenen Platz und wunderten sich, daß eine solche Wohnung in der Kaiserstadt in einem Jahre so viel an Miete koste wie der Bau eines ganzen Hauses im Bergwald.

* * *

Wie sie wieder daheim eingetroffen waren, hatte sich der Frühling auch im Gebirg wohnlich eingerichtet, der an der Donau schon etliche Wochen früher eingezogen war.

Hui, was hatten die Leute zu schauen in der Musikantenstadt! Denn die Kunde von dem Georg Zeitel, der nun ein großer, deutscher Kapellmeister geworden und doch vor einer Handvoll Jahren noch ein armer Holzhauerbub gewesen war, die hatten die Zeitungen schon längst in die Musikantenstadt getragen. Die Fahrenden hatten die Botschaft mit dem Ruhme des Pechschaberbuben gesandt; und nun kamen die Pechschaberleut, nun kam die Seferl, und sie hatten sein Glück und seine Ehrung mit ihren Augen geschaut!

Da wurden die Hoffnungen wieder grün, die im Verwelken gewesen waren, die Hoffnungen, es möchte in dieser Hütte und unter jenem Schindeldach auch einer sein, dem's mit der Musik gelinge wie dem Sohne der Leute vom Stein. Sie wußten nicht, wie breit die Kluft war, die das Können ihrer Kinder von der Kunst des Wiener Kapellmeisters trennte, und wußten nicht, wie ferne die Wege voneinander liefen, auf dem der eine und auf dem die andern schritten.

Es war auch eine Wandlung geschehen an den Leuten, die aus Wien heimkehrten. Die Freude brachten sie wieder mit, aber nicht eine rastlose, tastende Freude, die nicht recht wußte, wo sie gehen und wie sie sich ausleben müsse. Es war vielmehr jener stolze, sichere Frohmut, den Reichtümer des Herzens in reichlicherem Maße gewähren als Reichtümer an Gold und Silber. Kehrten auch in ihren schlichten Gewändern in die Heimat zurück, die Leute vom Stein. Nur die Seferl ging einher in neuen, schönen Kleidern, und die Leute wußten: Die umfangreichen Pakete, die die Post in den folgenden Tagen brachte, enthielten das Brautkleid und die Brautwäsche und allerlei köstliche, schöne Dinge, wie sie in der Kaiserstadt zu kaufen sind.

Es war auch ein Brief für Josepha gekommen, während sie an ihr Glück an der Seite Georgs dachte. Der war von ihrem Bruder Flori geschrieben und gab der Freude Ausdruck, die den armen Jungen bei der Nachricht von dem Glücke der Schwester und den Erfolgen Georgs überkommen hatte.

Zur Hochzeit könne er aber nicht erscheinen, schrieb Flori, sein Herz sei mitten in der lauten Welt noch einsamer geworden, und wenn er so dicht neben dem lachenden Glücke stehe und ihm in die Augen sehen müsse, dann würde ihm das Herz wieder zag werden; denn es habe lang an der Sehnsucht nach der Schwester und der Heimat zu leiden gehabt. Das sei ein wilder, nagender Schmerz gewesen, und Flori fürchtete, er möchte wieder erwachen. Erst sollten die Wunden heilen, die ihm geschlagen worden seien. Im Zirkus sei er noch; er wisse eigentlich selbst nicht, wie er sich darin zurechtgefunden habe, und wie dies geschehen sei; er mache eine närrische Musik, trage närrische Kleider und Schellen an der Mütze, und er habe närrische Gedanken. Es sei ein verrücktes Leben, das er führen müsse; er wisse nicht, weshalb und wozu, und nicht, wohin es ihn führe. Manchmal müsse er mitten in der Vorstellung, die sie unter dem luftigen Zelt in irgend einem Dorfe gäben, laut und wild aufschreien; das heiße ihm der Schmerz. Aber je wilder er schreie, desto lustiger würden die Leute, und je grimmer er das Gesicht verzöge, desto toller werde ihr Beifall; denn sie dachten, es sei eine lustige Narrheit, die ihm das gebiete, und ahnten nicht, daß es sein grausames Leiden sei.

Auf diesen Brief, der so sonderbar, der so närrisch und klug, so froh und so voll tiefer Traurigkeit war, den eigentlich niemand verstand, weil keiner wußte: Hat das der Ernst oder hat das der Scherz geschrieben, — auf diesen Brief weinte Seferl viel heiße Tränen. Dann schrieb sie einen andern und legte ihn dazu und schickte ihn an Georg in Wien. ‚Was sollen wir denn nun tun?‘ fragte sie.

Wieder nach einigen Tagen erhielt sie von ihm Antwort und Geld und die Weisung, sie solle reisen und solle ihren Bruder heimbringen und solle sehen, daß sein Herz gesund werde; er sei sehr krank und wisse es nicht.

‚Ja, das sollst du tun!‘ sagten sie nun alle, die davon wußten.

Aber auf eine telegraphische Anfrage in Westfalen, wo sich die Fahrenden mit ihrem Zeltzirkus aufgehalten hatten, erfuhr Seferl: Sie sind fort und haben ihr Reiseziel nicht angeben können. Nach dem Rheinlande habe sie ihr Weg geführt; wo es ihnen verlockend schien, schlügen sie für einen oder zwei Tage ihr Zelt auf. Aber wo war das?

Da mußte Seferl mit ihrer Sorge und mit ihrer Hoffnung sich gedulden. Und immer klang in ihre geschäftige Zeit das leidvolle Wort Georgs: ‚Er ist sehr krank und weiß es nicht.‘ Sie schrieb einen Brief an Flori und drang in ihn und sagte ihm, daß Georg nun für ihn sorgen wolle, wenn er nur heimkehren möchte. Er brauche sich nicht zu schämen, daß er keinen Platz in der Welt gefunden habe, der ihm lieb sei; nicht darauf käme es an, *was* der Mensch sei, sondern *wie* er sei; so sage Georg.

Aber der Brief kam zurück und hatte Flori nicht gefunden. Da wartete Seferl bis in den Mai.

Georg kam aus Wien. Sie feierten Hochzeit in der Musikantenstadt und hatten das Waldkirchlein mit Blumen und Tannengrün geschmückt; und über Blumen und jungen Wuchs des Bergwaldes schritten die beiden zur Kirche und knieten vor dem Altare und gaben sich das Treuwort fürs Leben.

Die Musikanten waren heimgekehrt; und es waren viele Menschen aus den Dörfern des Gebirges gekommen und standen mit staunenden Gesichtern vor dem fremden Glücke.

XXXVI.

An diesem Tage, wie sie des Flori in der Musikantenstadt gedachten, der nun immer noch keine Nachricht gegeben hatte, und den Georg, sobald sie in Wien angekommen sein würden, mit Hilfe der Ortsbehörden suchen lassen wollte, ist das geschehen.

Es war in Bingen. Die Höhen grünten, und die Birnbäume warfen ihren weißen Blütenschnee in den goldenen Frühlingswind; der Rhein zog seine smaragdgrüne Bahn und trug das Gold der niedergehenden Sonne; da lief ein Clown im weißen, pludrigen Gewande durch die Gassen der kleinen Rheinstadt. Er hatte eine hohe Spitzmütze auf seinem mißfarbigen Haar, an deren Vorderseite eine dicke, schwarze Wollflocke saß. Der blies wie ein dreijähriger Knabe in eine Blechpfeife, — die gab schrille, törichte Töne, — und an der Hand führte der hin und wieder laut rufende Bajazz einen schwarzen Pudel am feuerroten Schellenbande.

Die Jungen liefen ihm hinterdrein und zupften ihn an der pludrigen Hose und neckten ihn und hörten die Einladung in den Zeltzirkus, der am heutigen Abend seine unerreichten Leistungen auf dem Anger vor der Stadt zum besten geben werde.

Um diese Zeit führte das Boot eine Anzahl Fahrgäste von Rüdesheim herüber; das waren Reisende, die vom Niederwald kamen; war auch ein bestaubter fahrender Mann darunter. Der war groß und kräftig von Wuchs wie ein Bergbaum und hatte das Aussehen eines Tirolers; denn er trug einen grünen Spitzhut mit einem Gemsbarte daran, trug die schwarze Lederhose und Nagelschuhe und einen gestickten Gürtel um die Hüften. Aber er trug auch den Staub der langen Wanderung auf der Landstraße über seinen Kleidern und Schuhen und sah mit leeren Augen in den ruhig fließenden Rhein. Sein Herz klang; aber es klang ein traurig Lied darin von einem Schiffer im kleinen Schiffe, der mit seinem wilden Weh am Fuße dieser Felsen zerschellte.

Da legte das Boot auf der linken Rheinseite an, und wie die Menschen ans Land stiegen, sprang der Clown mit dem kläffenden Hunde

herzu und schrie und lachte und deutete mit der Hand über die Nahebrücke; dort sah man das graue Dach eines Zeltes, in dem heute abend den glücklichen Zuschauern sich etwas Seltsames und Ungesehenes bieten sollte.

Der Mann im Tirolergewand, der die Geige im Lederfack auf dem Rücken trug, erwachte aus seinem verlorenen Sinnen, stieg zuletzt aus dem Boot und horchte auf die Rede des Hanswurstes, auf dem hundert Augen ruhten. Der Pudel an dem roten Schellenbande saß nun neben ihm und horchte mit auf und hatte die Pfoten erhoben und saß still wie aus Stein. Da brach der Clown seine Rede mitten im Satz ab, tat einen Sprung und stand starr und schaute vor sich auf die Erde.

Da lachten die Leute, daß ihnen die Tränen aus den Augen rannen. Welch ein närrischer Einfall, die Rede mitten entzwei zu brechen und den neugierigen Leuten die Stücke vorzuwerfen und das Beste zu verschweigen! Nun mußte die Neugier hingehen und mußte selbst schauen, was ihr der witzige, kluge Clown verschwieg.

Aber der Clown stand lange schweigend und hörte nicht die Worte, die man nach ihm warf, witzige und törichte Worte, die ihm sonst wie Steine auf das Herz gefallen waren. Nun stand er in seinem närrischen Kleide da und sah aus, als wäre er versteint.

Was will er? Was wird nun kommen?

Er hob die Augen scheu, und sie hätten alle den tiefen Gram in seinem unsäglich häßlichen Gesichte wahrnehmen können; aber es war ein wenig Puder über die Spuren gestrichen, die er in dies Gesicht gezeichnet hatte, und waren ein paar Striche mit dem Kohlenstift gezogen worden; die löschten den tiefen Gram aus und machten ein Narrentum daraus.

Nun ging der Musikant im Tirolerhut an ihm vorüber. ‚Nikodem!‘ sagte der Clown leise, so leise, als solle der Musikant es nicht hören; denn vielleicht schämte er sich des verrückten Spaßmachers, der mit seinem Elend in der Welt herumlief, ihm eine Schellenkappe aufgesetzt und es mit Puder und Kohle überstrichen hatte. Aber er wurde es doch nicht los, das furchtbare Elend.

Wie der fahrende Mann seinen Namen nennen hörte, blieb er stehen und faßte den Clown fest ins Auge. ‚Du kennst mich?‘ fragte er erstaunt. ‚Ja,‘ antwortete der mit scheuem Blick, ‚ich kenn’ dich. Magst du mich nicht kennen, weil du dich meiner schämst? Oder entsinnst du dich meiner nicht mehr, weil ich in diesem Kleide vor dir stehe?‘

Da strich der Clown sich über Stirn und Augen und schnitt sonderliche Gesichter, über die die Leute wieder lachten; denn nur wenige hatten die halblauten Worte vernommen, die er an den fahrenden Musikanten gerichtet hatte. Es ist wohl einer aus dem Zirkus, und die beiden kennen sich sehr gut, dachten sie; sie werden sich beredet haben, wie sie die Gaffer jetzt belustigen wollen.

Aus den fragenden, suchenden Augen des Nikodem erkannte der Clown: Der Mann schämte sich seiner nicht, aber er erinnerte sich auch nicht, ihn je gesehen zu haben. Natürlich, damals, an jenem Sonntag, an dem das schwere Leid die Tür des Tirolerhauses am Wildwasser der Waldstadt einschlug, damals trug der Flori noch kein Narrenkleid!

‚Du,‘ sagte er laut, ‚du, dies Kleid hatt' ich noch nicht an, als du deinem Vater gram wurdest. Aber ein Narr war ich schon immer. Der Florian Jugel bin ich, ich bin der Zunder, Nikodem! Weißt, warum die Zunder in der Welt sind? Sie müssen das Unglück hinschleppen, wo's noch nicht groß genug ist. Ja, darum sind sie da.‘

Dem Nikodem flog ein Schein einer fernen Sonne über das Gesicht, aber eine qualvolle Erkenntnis löschte sie wieder aus. ‚Ein Bajazz bist du geworden, Flori? Wie hast du denn das angestellt?‘

Und noch einmal strich sich der Clown über die Augen, wie er vorhin getan hatte; es war, als hinge ihm ein Schleier darüber, den er abheben wollte, damit er klar sähe. Es war, als liege ein Nebel über seinen Gedanken, den er verscheuchen müsse, damit er klar denke. Er besann sich: Hier standen ja die Leute und wollten seinen Spruch zu Ende hören. Da begann er dort wieder, wo er vorhin abgebrochen hatte; denn er konnte die Rede, die er tausendmal unter die Menge gerufen hatte, im Schlafe sagen.

Nikodem aber schaute ihn von der Seite an und dachte: Was macht das Leben aus uns? Und was haben wir ihm getan, daß das Schicksal so neidisch ist?

Und kaum war das letzte Wort den Lippen des Zunders entflohen, — es war ihm, als habe er seine Rolle nun ausgespielt, und der ganze Jammer faßte ihn an, der ihn oft des Abends überfiel, wenn die Vorstellung zu Ende war, — da stürzte er mit weit ausgebreiteten Armen auf Nikodem zu und stürzte sich an das Herz des Mannes wie an das Herz seiner Heimat, nach der er sich sehnte, und zu der zurückzukehren ihm die Scham versagte.

Da merkte Nikodem, wie es um Flori stand. Er faßte den Armen an der Hand und drängte die Jugend zur Seite und sagte: ‚Komm, wir wollen gehen! Ich hab' dir eine Botschaft zu bringen, Flori!‘ Er ging mit ihm in das naheliegende Fährhaus und half ihm das Narrenkleid ablegen, das er über seinem armen Gewande trug, und hieß ihn sein Gesicht waschen. Dann löste er den Pudel von dem roten Schellenbande und barg Kleid, Narrenkappe und Schellenband in einem Paket, das er zu den fahrenden Leuten im Zeltzirkus trug. ‚Habt Ihr nicht gesehen, wie es um den da steht?‘ fragte Nikodem den alten Mann, der ihn so an seinen Vater erinnerte, daß sein Antlitz erbleichte.

Der Alte zog die Achseln: ‚Gesehen wohl, aber was schadet's? Ein Narr *muß* verrückt sein; nur wissen dürfen's die Leute nicht, und gefährlich darf er nicht sein. So wie *der* seine Rolle spielt, spielt sie keiner mehr.‘

‚Ihr hättet ihn heimschicken sollen. Er hat nicht nötig, um Kreuzer Possensprünge zu machen, der nicht, nun erst recht nicht mehr. Wißt Ihr, daß der Georg Zeitel in Wien der Mann seiner Schwester ist?‘

Der Alte zog wieder die Achseln hoch: ‚Von dem berühmten Kapellmeister hat er wohl geredet, aber daß er sein Schwager sei, hat er nicht gesagt. Und was geht uns das auch an?‘ Da legte Nikodem dem Alten Gewand und Kappe in die Hand. ‚So,‘ sagte er, ‚und den Florian Jugel nehm' ich mit mir.‘

Aber der Zirkusbesitzer begehrte auf und wollte es nicht leiden. Da mußte ein Arzt zur Stelle; sie stritten miteinander, und des Arztes Wort galt. Florian Jugel zog das Narrenkleid hinfort nicht mehr an.

Aber ein Narr ist er geblieben.

* * *

Die Dämmerung fiel schon über die Dächer, und nur das Denkmal des großen Sieges drüben auf dem Rücken des Gebirges stand noch im goldenen Licht und hielt die Kaiserkrone hoch in die strahlende Sonne. Da floß es wie Purpur eines Königsmantels um das stolze, schöne Weib.

In einem kleinen Gasthaus in einer engen Gasse saßen die beiden, der Narr und der heimatlose, reuige Mann, der mit seiner Sehnsucht nach Weib und Kind und mit seinem trutzigen Herzen im Land umhergefahren war. Er forschte, er drang in Flori.

Da hörte er irre und kluge Worte; da hörte er von Not und Glück reden und überdachte das Leben des langen, häßlichen Jungen, das von jeher Narrentum gewesen war; es hatte dort eingesetzt, wo das des Zunders zu enden begonnen.

Nikodem redete ruhig und froh mit Flori; denn er fürchtete, er könne in diesem zerrütteten Geist einen Sturm des Leides entfesseln und einen lauten, klagenden Jammer. Aber er merkte bald, daß dies alles nicht sein werde, weil die Freude an dem so plötzlich gefundenen Landsmanne so kindisch und groß war, daß Flori darüber sein eigenes Leid vergaß. Nikodem redete ihm vor, daß es ihnen beiden doch nun vortrefflich gehe, so vortrefflich, daß er heute daran denke, heimzufahren, so rasch als möglich heim, um denen in der Waldstadt das Glück nicht vorzuenthalten, das über sie gekommen sei.

So sprach er mit mühsam erzwungener Ruhe und verbarg dem anderen, daß die Qual seiner Seele ihm schier die Kehle zuschnüre. ‚Alles haben wir, Flori,‘ lachte Nikodem, ‚alles, und jetzt — zwei Schoppen Wein, wenn's sein kann!‘ rief er dem Schenkmädchen zu.

‚Wein?‘ lachte Flori. ‚Natürlich, wem's gut geht wie uns, warum soll der nicht Wein trinken? Mir auch zwei Becher, Mädchen!‘

Da merkte die Kellnerin, wie's um den Burschen stand, und folgte dem Winke Nikodems, der sie bedeutete, daß der Junge vergessen werde, was er von ihr verlangt habe.

Sie tranken. ‚Hast du Geld, Flori?' fragte Nikodem. Da wandte der die Taschen um und stülpte sie auf der Kante des Schenktisches aus. Staub war darin, und einige vertrocknete Krumen Brotes fielen heraus. ‚Ist das alles?' lachte Nikodem verzweifelt.

‚Genug für zwei,' freute sich Flori; ‚denn das andere hast du, gelt?'

‚Hab' ich,' bestätigte Nikodem. ‚Und weißt du, einen feinen Einfall hab' ich. Unsere Geigen verkaufen wir, gelt? Leute wie wir reisen nicht als fahrende Musikanten, Leute wie wir reisen als Herren.'

Flori war auch damit einverstanden.

Da gingen sie zum Althändler und verkauften ihre Fiedeln und gingen zum Postamte. ‚Eine Depesch' will ich heimschicken, Flori! Sagen will ich ihnen: Wir kommen.' Dazu hatte er die Geigen verkaufen müssen. Und die Nachricht flog an den Pechschaber und teilte ihm mit, was geschehen sei, und fragte: ‚Was wißt ihr von ihm? Soll er kommen? So schickt Geld!'

Es war spät in der Nacht, und Flori schlief. Da stahl sich Nikodem von seinem Lager, verschloß die Tür hinter sich und ging lautlos hinab ins Gastzimmer, um die Drahtnachricht aus der Musikantenstadt zu erwarten. Hundert Gulden brachte der Postbote um Mitternacht; und ehe der Morgen graute, führte der Zug den fahrenden Spielmann und den Narren von hinnen und führte sie der Heimat entgegen.

* * *

Es war eine qualvolle Nacht gewesen, aber es war auch eine glückliche Nacht für Nikodem; denn er lernte den Weg sehen, der in das Herz seines Vaters führte. Er hatte nicht den Mut gehabt, reuig vor der Türe des Tirolerhauses zu stehen; diesen Mut versagte ihm sein trutziges Herz. Und nun ersann das versöhnliche Schicksal eine List und benützte den armseligen Narren zu seinem Werkzeuge. Wieder einmal! hätte Flori gedacht wie an jenem anderen Tage, da ihm zum ersten Male die düstere Selbsterkenntnis gekommen war. Aber nun hatte er seinen Verstand verloren.

Den Flori habe er heimgeleitet, weil der den Weg allein nicht gefunden hätte; das sei der Grund seines Kommens, wollte der törichte, reuige, trutzige, sehnsüchtige Mann sagen, wenn er in das Tirolerhaus träte, und wollte seinem Herzen Zwang antun, damit er sich nicht verrate.

Aber es kam alles anders; sein Weib schlang ihm die Arme um den Hals und führte ihn an das Herz seines Vaters.

‚Und was soll nun geschehen?' sagte der Alte, als er vor dem Sohne stand, der verloren war und wiedergefunden wurde. ‚Was wollen wir nun tun?'

‚Wir wollen nebeneinander stehen und miteinander gehen, Vater, und wollen treu sein in Arbeit und Sorge um die Heimat! Wir wollen die Narrheit ausstreichen, die in meinem Leben gewesen ist. Ich habe mich heimgefunden; aber nicht einmal mit dem Erlöse für die verkaufte Fiedel hätt' ich das erreicht; ich hätte mich — mit dieser Kraft in den Armen! — durchbetteln müssen, wenn ich keine Arbeit gefunden hätte.'

Die Hämmer des Schicksals schlagen hart und schlagen ein trutziges Herz gefüge.

XXXVII.

Und der Flori?

Der wohnte im Haus am Stein, wohnte im Giebel hinter dem Fenster, hinter dem die Augen der Frau Dorothea Bratel sich geschlossen hatten, und hinter dem auch das Herz des alten Bürgermeisters stehen geblieben war.

Flori war ein gutmütiger, willfähriger Narr, der alle kleinen Arbeiten im Hause tat, zu denen sein verrückter Verstand gerade noch ausreichte, und gebärdete sich dabei wie ein Kind. Wenn man mit ihm verreisen wollte, — man hatte daran gedacht, ihn in eine Anstalt zu bringen, — so lief er davon und schrie; denn er dachte, es ginge wieder in den Zirkus.

Aber wenn er vernahm, daß er viel Geld verdiene, ja, daß er ein Kästlein besitze, in dem das Geld wie das Mehl im Kasten und das Öl im Kruge der Witwe von Sarepta nicht alle werde, da lachte er ein irres, fröhliches Lachen. Tat aber keinem Menschen etwas zuleide, der arme Narr. Darum ließen sie ihn, wo er war, bis das trübe Licht seines Lebens einst völlig verlöschen möge.

Nur manchmal, wenn die Nächte waren, in denen der volle Mond am Himmel stand oder die Luft voll dumpfer, gewitteriger Schwüle hing, da dachte er, sein Geld im Kasten möchte doch nicht hinreichen, oder der Quell, der es so wunderbar speie, möchte doch einmal versiegen, wie auch das Silber im Schachte der Dreibrunnen versiecht sei. Dann kam eine Zagheit in sein Herz; denn er wußte nicht, daß Georg und Seferl von Wien aus ihn reichlich mit Geld und mit allem, was er brauchte, versorgten. Das mußten sie ihm verschweigen; denn der Drang nach Unabhängigkeit hatte ihn einst aus der Heimat gejagt.

In solchen Stunden nahm er die Fiedel des Pechschabers vom Nagel und strich einige ungefüge Töne heraus. Dann schüttelte er mit dem Kopf und sagte, es wäre in dieser alten, verstaubten Geige kein feiner Klang mehr; alles, was durch den Staub der Straßen führe, verliere den Klang.

Da ging er und nahm ein Zigarrenkiste, nagelte eine Latte daran, die nun den Geigenhals bildete, und bezog die Kiste mit Saiten, nachdem er zwei Schallöcher hineingeschnitten hatte, wie sie in einer richtigen Fiedel

sind. Er machte sich auch einen Bogen wunderlicher Art. Und mit dieser Geige und mit diesem Bogen ausgerüstet setzte er sich — es geschah nur selten — an die Ecke einer Gasse und spielte die Weise, die in diesem närrischen Instrumente war. Wenn dann jemand vorüberging, so machte er einen lächerlichen Kratzfuß und nahm die Mütze dazu ab, wie er einst als Narr im Zirkus getan hatte, und ließ sich einen Kreuzer geben. Dieser eine genügte ihm, sein Spiel abzubrechen und heimzugehen. So blieb's ein Jahr. Dann ist das trübe Lämplein seines Geistes verlöscht.

Der Pechschaber und Gid kehrten gemeinsam heim von dem frischen Grabhügel, und der Pechschaber sagte:

‚Es ist traurig; aber ich kann den Gedanken nicht los werden: Der arme Narr mit der Geige aus Zigarrenholz gehört in das Wappen der Musikantenstadt.‘

Der, zu dem er dies sagte, verstand es.

In dem Hause des Tirolers betrieben sie nun den Kramladen, der auf dem Steine gewesen war, und Nikodem ging wieder zu Holz wie einst. Das Haus erhielt einen neuen Kalkputz; es war, als säh' es nun vergnügter in die Welt — wie die Leute unter seinem Dache.

Nicht wie alle; denn Helene litt ihr Leid. Es war eine trübe Zeit für sie und war arm an Hoffnung. Dieses Leid sei ihres Vaters Sünde, dachte Helene, und so dachte der Vater selber, und ward ein schweigsamer, nachdenklicher Mann aus ihm, der die Rufe der Reue durch die harten Schläge der Holzart zu übertönen versuchte.

So ging die Zeit. Aus den Monaten wurden Jahre.

Da flog die Kunde durch die Stadt: Was sich lange vorbereitet hat, wird nun Wahrheit. Eine Gesellschaft hat sich gebildet; die will mit ihrem Reichtum die Berge vollends erschließen und die Schätze heben, die noch tief bei den Dreibrunnen verborgen liegen. Schon hatten die Vorarbeiten begonnen; schon zogen sich neue Leute nach der Stadt im Walde, nicht um in die Fernen zu fahren, sondern um unter eigenem Dache ein warmes, segnendes Feuer zu zünden, um das sich der Kreis der Familie zu schließen vermag, in dem die Tugenden wachsen und die Stärke des Vaterlandes erblüht.

Wenn das Schichtglöcklein wieder tönt, dann wird die Hoffnung der Leute wieder grünen.

Und das Schichtglöcklein erklang und läutete den Anfang einer neuen Zeit.

Das war das Ende der Musikantenstadt.

Aus der Welt der Moleküle.

Von

Albert Sockel.

Vor einigen Jahren wurde auf einer schweizerischen Naturforscherversammlung ein Vortrag gehalten über das Leben der Materie.

Dem Einwurf, daß ein solcher Titel widersinnig sei, begegnete der Vortragende, der Physiker Ch. E. Guillaume, mit dem Hinweis auf die Veränderungen, die sich fortwährend auch in der sogenannten starren Materie vollziehen. Er erinnerte an den Stein, der verwittert, an die Glasscheibe, die blind wird, irisiert und schließlich sich in dünne Blättchen spaltet, an das Metall, das zuerst körnig und brüchig wird und schließlich sogar bisweilen in Staub zerfällt. Er hätte noch weiter gehen können. Er hätte sprechen können von Öltropfen, die sich in der sie umgebenden Flüssigkeit so bewegen, daß sie den Sporen mancher Farnkräuter zum Verwechseln ähnlich werden. Er hätte sprechen können von Scheidewänden, die sich an der Grenze zweier Flüssigkeiten bilden, und welche den Zellwänden, deren Abbildung wir in den Lehrbüchern der Botanik und Zoologie finden, täuschend ähnlich sehen. Und in neuester Zeit wurde die Reihe der scheinbar lebenden Gebilde noch vermehrt durch ‚lebende Kristalle'.

Freilich ist keinem der Physiker, die sich mit diesen reizvollen Bewegungen und Veränderungen in der scheinbar starren Materie beschäftigen, eingefallen, das Leben, von dem wir hier reden wollen, mit dem Leben der organisierten Individuen zu identifizieren. Das Wachstum der Kristalle sollte nach den alten Lehrbüchern sich von dem der organisierten Materie dadurch unterscheiden, daß die ersteren von außen, die letztere dagegen durch Innenaufnahme wachsen. Dieser Unterschied ist hinfällig geworden. Man kennt heute Kristalle, die durch Innenaufnahme wachsen und sich ähnlich wie Bakterien bewegen. Ja, es können sogar, ganz ähnlich wie es bei den Bakterien der Fall ist, neue Individuen durch Vereinigung zweier alten (sogenannte Kopulation) oder durch Teilung eines solchen entstehen. Doch bleibt die Ähnlichkeit immerhin auf Äußerlichkeiten beschränkt. Vorbehalten bleibt nach Roux der organisierten Materie: 1. Assimilation und Dissimilation, 2. Vererbung, 3. Selbsterhaltung, 4. Selbstregulation in der Ausübung aller Einzel-

leistungen. Halten wir uns diese Einschränkung vor Augen, dann mögen wir immerhin im bildlichen Sinne von dem Leben der Materie sprechen. Eine bestimmte Form der Materie entwickelt sich und stirbt wieder ab. Sie fügt sich sogar in gewissem Sinne den gegebenen Existenzbedingungen an. Das Eis wird unter hohem Drucke flüssig und erstarrt wieder, wenn der Druck nachläßt. So schmiegt sich auch das anscheinend so spröde Gletschereis gleich einer plastischen Masse allen Erweiterungen und Verengungen des Gletscherbettes an. Der Kristall wächst, zerfällt oder wandelt sich, wenn sich die Existenzbedingungen, vor allem Temperatur und Druck, ändern, in einen Kristall von anderer Form um. Ganz eigenartig sind diese Umwandlungen der starren Materie, wenig bekannt und doch in vieler Hinsicht der Beachtung wert. Das Studium des Verhaltens der Mineralien bei Änderung des Druckes und der Temperatur zum Beispiel gibt uns Aufschluß über den Zustand des uns unzugänglichen Erdinnern; den Ingenieur lehrt das Studium dieser Veränderungen die Lebensdauer seiner Brückenträger und Wagenachsen beurteilen.

Warum haben wir nun in der Überschrift dieses Aufsatzes von Molekülen gesprochen? Schon Demokrit hat bekanntlich gelehrt, daß der Stoff, aus welchem ein Körper besteht, den von dem Körper eingenommenen Raum nicht wirklich und stetig erfüllen wird, sondern daß sich zahllose Lücken zwischen den diskreten Teilchen des Körpers befinden. Diese sogenannte atomistische Ansicht darf trotz mancher Anfechtungen, die sie bis in die neueste Zeit herein erlitten, als die immer noch herrschende bezeichnet werden. Wir wollen also mit der überwiegenden Mehrzahl der Physiker und Chemiker anerkennen, daß die Gestalt- und Zustandsänderung der Körper, von denen wir sprechen werden, beruhen auf der Umlagerung dieser Moleküle, das heißt der kleinsten Teile, welche noch imstande sind, die wesentlichen Eigenschaften des gegebenen Stoffes zu zeigen.

Dabei setzen wir voraus, daß diese Moleküle selbst, wenigstens innerhalb eines gegebenen Zeitraumes, unveränderlich sind. Von den sogenannten chemischen Veränderungen, bei denen die wesentlichen Eigenschaften des Stoffes sich ändern, sehen wir ja schon nach unserer Definition hier ab. Freilich läßt schon das Wort ‚wesentlich' erkennen, daß die Grenze zwischen den von uns zu besprechenden Vorgängen und den chemischen keine scharfe ist. Die Frage, ob die Bausteine des Moleküls, die Atome, unveränderlich sind, wie es die Chemiker bis jetzt behaupteten, oder ob auch sie eines weiteren Zerfalles oder einer Verwandlung fähig sind, ob die Materie also einheitlich, wie es die Alchymisten und mit ihnen, gestützt auf die Tatsache der Radioaktivität, auch neuere Forscher annehmen, wollen wir direkt nicht berühren. Einige interessante Streiflichter werden unsere Betrachtungen auch auf diese Frage fallen lassen.

Greifen wir also ein paar Züge aus dem Leben der Materie heraus. Das gewöhnliche Zinn kann bei niederer Temperatur, allerdings sehr langsam,

in ein graues Pulver zerfallen. Ein in dieser Verwandlung begriffenes Stück macht ganz den Eindruck, als ob es krank sei, und tatsächlich hat diese Krankheit auch mit vielen menschlichen Krankheiten den ansteckenden Charakter gemein. Orgelpfeifen, die von dieser Krankheit befallen sind, müssen aus der Orgel entfernt werden, um die Ansteckung der anderen Pfeifen zu verhüten. Das Heilverfahren ist übrigens sehr einfach. Erhöhung der Temperatur genügt, um dem Fortschreiten des Übels Einhalt zu tun, und bei einer Erwärmung auf über 20° C verwandelt sich das graue Zinnpulver wieder in das gewöhnliche, metallisch glänzende Zinn zurück. Nicht immer können wir den Umwandlungsprozeß rückgängig machen. Jedem, der sich mit mechanischen Dingen beschäftigt, ist bekannt, daß sich ein harter Messingdraht durch Glühen in weichen, leicht biegsamen, verwandeln läßt. Das Mikroskop zeigt uns, was dabei geschieht. Hartmessing besteht aus kleinen Kristallfragmenten, die innerhalb einer amorphen Masse sitzen, mit der sie innig verwachsen erscheinen. Beim Glühen bilden sich diese Kristalle vollständig aus und trennen sich von der sie umgebenden weichen, plastischen Masse. Auch ohne unser Dazwischentreten kann dieser Prozeß, allerdings sehr langsam, vor sich gehen. Aber wenn sich die Kristalle einmal vollständig ausgebildet haben, ist eine Rückverwandlung unmöglich; das Messing, das bis zu diesem Moment in ununterbrochener Entwicklung begriffen war, ist starr geworden; es hat aufgehört zu leben.

Auch wanderlustig sind die Moleküle eines festen Körpers. Drücken wir eine Bleiplatte fest auf ein Goldstück, so können wir nach einigen Wochen oder Monaten konstatieren, daß kleine Mengen Gold durch das Blei hindurch gewandert sind und sich in der obersten Bleischicht finden. Der Versuch gelingt schon bei niederer Temperatur; doch wandern die Moleküle um so rascher, je höher die Temperatur ist. Die Technik macht sich diesen Wandertrieb der Moleküle zu Nutzen, zum Beispiel beim Zusammenschweißen verschiedener Metalle; der Stahl kann in einfachster Weise dadurch gehärtet werden, daß wir ihn in rotglühendem Zustand mit Kohle in Berührung bringen. Diese letztere dringt in den Stahl ein. Der Stahl bietet überhaupt für alle derartige Versuche ein hübsches Objekt. Seine Moleküle verstehen zum Beispiel gegen Angriffe sich zu wehren. Ein Stahlstab wird einem starken Zug unterworfen; er verlängert sich, und an einer Stelle bildet sich eine Einschnürung; dort wird, wenn wir den Zug fortsetzen, der Stab schließlich auseinander brechen. Wir wollen aber mit dem Zug aufhören, sobald sich die Einschnürung zu bilden anfängt, und den Stab sodann durch Abdrehen auf der Drehbank seiner ganzen Länge nach auf den Durchmesser der hier gebildeten dünnen Stelle bringen. Unterwerfen wir den Stab jetzt wieder einem Zug, so bildet sich wieder eine Einschnürung, aber an einer andern Stelle als vorher. Wir können das Verfahren beliebig weiter fortsetzen, die Einschnürung wird sich immer an einer neuen Stelle bilden; dort, wo der Stab zuerst dem Zug nachgeben mußte, haben sich die Moleküle enger

aneinander geschlossen; dort ist der Stab verhärtet und läßt sich zu keiner neuen Einschnürung mehr zwingen. Erst wenn die Umwandlung in die härtere Modifikation überall vor sich gegangen ist, können wir durch entsprechenden Kraftaufwand zunächst weitere Einschnürung an der zuerst angegriffenen Stelle und schließlich den Bruch herbeiführen.

Speziell bei den Nickelstahllegierungen kann es vorkommen, daß die Moleküle bei Änderung des Druckes oder der Temperatur noch ziemlich lange ruhig in ihrer Lage verharren; mit einem Male aber wird ihnen die Sache zu arg, die starre Materie bekommt scheinbar Leben, und mit einem Ruck nimmt der Stab die den geänderten Verhältnissen entsprechende Form an.

Besser noch als Stahl vermag Glas sich den äußeren Lebensbedingungen anzupassen. Ein an einem Ende belasteter Glasstab wird sich biegen, doch nur eine Zeitlang; die Moleküle lagern sich um, sie gehen andere Verbindungen ein, und nach einiger Zeit haben sich Molekülgruppen gebildet, die kräftig genug sind, dem Druck Widerstand zu leisten; der Stab wird sich nicht weiter biegen. Hört der Druck auf, so kehren die Moleküle in ihre ursprüngliche Verbindung und damit der Stab in seine anfängliche Form zurück.

Derartige Umlagerungen der Moleküle erfordern aber eine gewisse Zeit; es ist, als ob sich diese Teilchen in einem widerstehenden zähen Mittel bewegten. Versucht man bei Zimmertemperatur eine Siegellackstange mit der Hand zu biegen, so wird sie brechen. Wenn wir sie an einem Ende einklemmen und am andern mit ein paar Gramm belasten, oder wenn wir sie an beiden Enden auflegen und in der Mitte belasten, so wird sie sich im Laufe von Wochen zu einem vollständigen Halbkreis krümmen. Wir können der Stange auf diese Weise im Laufe von Monaten jede beliebige Form aufzwingen, ebenso wie wir es bei höherer Temperatur, wo die Moleküle beweglicher sind, im Laufe von Minuten tun können.

Aus dem Umstande, daß die Erde an den Polen abgeplattet ist, hat man vielfach den Schluß gezogen, sie habe sich einst in feurig-flüssigem Zustande befunden. Das ist ja möglich, folgt aber noch lange nicht aus der Abplattung. Unter dem ungeheuren Druck, dem die Massen im Innern der Erde ausgesetzt sind, muß sich das festeste Gestein wie eine Flüssigkeit verhalten, bei der Rotation also die Form eines Ellipsoides annehmen. In Wirklichkeit zeigen uns besonders die Ebbe- und Fluterscheinungen, daß das Innere der Erde etwa die Dichte und Elastizität des Stahles besitzt; flüssig wie Lava können nur verhältnismäßig geringe Massen sein, die sich obendrein noch in der Nähe der Oberfläche befinden. Ein zwingender Grund, daß das früher anders war, liegt nicht vor. Die Verschiebungen, welche zum Aufbau der Berge führten, können vor sich gegangen sein, wenn der Zustand des Erdinnern in früheren geologischen Epochen derselbe war wie heute. Die Erbauer der Tunnels müssen sich ja häufig zu ihrem Leidwesen überzeugen, daß das anscheinend festeste Gestein plastisch ist und die mühsam gebohrte Öffnung wieder zu schließen sucht, ähnlich wie es eine zähe Flüssigkeit tun

würde. Die Nachgiebigkeit der Moleküle sorgt dafür, daß, wie die Bäume, so auch die Berge nicht in den Himmel wachsen können. Der Druck der höheren Schichten wird die unteren zum Ausweichen zwingen, und der Berg wird nach Überschreiten einer gewissen Höhe wie eine Säule aus weichem Ton in sich zusammen sinken.

Verfolgen wir nun die Anpassungsfähigkeit der Moleküle auf dem Gebiet der Farben! Graues Chlorsilber wird in rotem Licht rot, in grünem grün. Lassen wir auf das rot gewordene blaues Licht fallen, so durchläuft die Farbe die ganze Skala, um schließlich blau zu bleiben. Wie ist das zu erklären? Silbersalze werden unter dem Einfluß des Lichtes instabil; sie werden, wie allbekannt, bei längerer Belichtung schwarz, das heißt, sie zerfallen in metallisches Silber und in das Säureradikal, z. B. Chlor; bei kürzerer Belichtung wird der Atomverband wenigstens so weit gelockert, daß unter dem Einfluß gewisser chemischer Agentien, z. B. der in der photographischen Technik üblichen Entwickler, das Salz ebenfalls zerfällt. Die Auflösung des Atomverbandes unter dem Einfluß des Lichtes kann nur dann erfolgen, wenn das Licht von dem betreffenden Körper absorbiert wird. Ein grüner Körper nun ist ein solcher, der grünes Licht nicht absorbiert, sondern reflektiert; grünes Licht kann also das grüne Salz nicht verändern. Wenn also das weiße Chlorsilber unter dem Einfluß des grünen Lichtes sich grün färbt, so schützt es sich damit gegen den weiteren Eingriff des Lichtes. Man hat versucht, auf diese Weise farbige Photographien zu erlangen. Die Versuche sind bis jetzt daran gescheitert, daß es nicht gelungen ist, die erhaltenen Farben zu fixieren. Das rot gewordene Salz ist nur in rotem, das grüne nur in grünem Licht beständig. Sobald das rote oder grüne Salz anderem, z. B. dem gewöhnlichen weißen Licht ausgesetzt wird, so sucht es nach Möglichkeit die Farbe von diesem anzunehmen und wird dabei im allgemeinen schmutziggrau.

Mit der Betrachtung dieser Farbenänderungen nähern wir uns schon dem physiologischen Gebiete. Wiener, der diese Farbenanpassung am genauesten studierte, weist darauf hin, daß die sogenannte Schutzfärbung mancher Tiere, das heißt die Anpassung der Hautfarbe an die Farbe des Untergrundes, in der eben besprochenen Weise mechanisch erklärt werden kann. Tatsächlich hat eine Reihe Zoologen nachgewiesen, daß die Hautfarbe verschiedener Raupenarten sich nach der Beleuchtungsfarbe richtet und mit dieser künstlich geändert werden kann. Indessen bemerkt der Zoologe Katharine r: Normale photographische Platten verändern sich unter gegebenen Bedingungen ausnahmslos in derselben Richtung. Bei Raupen- und Schmetterlingspuppen ändert sich zwar im allgemeinen bei der Mehrzahl die Hautfarbe mit der Beleuchtungsfarbe, aber es kommen Ausnahmen vor. Solche Ausnahmen sind nur bei Organismen möglich, die als Individuen untereinander nie ganz gleich sind. Die individuellen Unterschiede können teils ererbt, teils erworben sein, sie können auf ein gewisses Mindestmaß heruntergebracht, aber niemals ganz zum Verschwinden gebracht werden.

Noch deutlicher zeigt sich, wie neuerdings Lehmann stark betont, die Analogie mit dem Leben bei den Kristallen. Häckel hat sich durch diese rein äußerlichen Analogien sogar zu dem Ausspruch verführen lassen, zwischen Kristallen und niedrigsten Lebewesen bestehe eine nahe Verwandtschaft. Daß der Kristall wächst, ist bekannt; in gewissem Sinne kommt ihm ja auch eine Regenerationsfähigkeit zu. Lassen wir heiße konzentrierte Salmiaklösung sich bei ruhigem Stehen sehr langsam abkühlen, so wird zunächst keine Ausscheidung fester Substanz stattfinden; plötzlich aber schießen großblättrige Kristalle an, neben diesen aber bilden sich allmählich auch die gewöhnlichen kleinen Kristalle, und zwar auf Kosten der zuerst entstandenen Blätter; mit einiger Phantasie kann man hier eine Ähnlichkeit mit den sich gegenseitig aufzehrenden Lebewesen finden und sagen, die großen Kristalle sind von den kleinen aufgefressen worden. Zusatz gewisser färbender Stoffe, z. B. Anilinviolett, zu der Salzlösung bewirkt auch eine Färbung der Kristalle; diese nehmen den Farbstoff in sich auf, aber sie werden dadurch vergiftet, das heißt in ihrem Wachstum gestört. An die Stelle der schön ausgebildeten Kristalle treten unförmliche Gestalten.

Wir haben uns bis jetzt hauptsächlich mit festen Körpern beschäftigt. Bei der Betrachtung der Eigenschaften, welche den flüssigen Zustand charakterisieren, stoßen wir sofort auf die Unmöglichkeit, eine scharfe Grenze zwischen flüssig und fest ziehen zu können.

Eine Metallmasse von gewöhnlicher Temperatur, die unter starkem Druck aus der Öffnung eines Gefäßes austritt, ist sie flüssig oder fest? Wir wollen die Frage unentschieden lassen. Die alltägliche Erfahrung, wir brauchen nur an die im warmen Zimmer weich werdende Butter zu denken, zeigt uns ja, daß ein Zustand allmählich, also ohne Sprung, in den andern übergehen kann.

Ausgesprochene Flüssigkeiten sollen, so wird wenigstens in der Regel gelehrt, keine eigene Gestalt besitzen, sondern die des Gefäßes, in dem sie enthalten sind, annehmen. Der Physiker Plateau aber hat den folgenden, in der Schule vielfach ausgeführten Versuch angegeben. Er bringt ein Quantum Olivenöl in ein Gemisch von Alkohol und Wasser, welches das gleiche spezifische Gewicht wie das Öl hat, und siehe da, das letztere bildet keine formlose Masse, es mischt sich auch nicht mit dem verdünnten Alkohol, sondern es formt sich zu einer schönen Kugel, welche frei in der sie umgebenden Flüssigkeit schwimmt. Ich kann die Ölmasse zerteilen, immer wieder bilden sich Kugeln aus ihr. So ganz ohne Gestaltungskraft sind also die Flüssigkeiten doch nicht. Bei dem Plateauschen Versuch ist das Öl der Wirkung der Schwerkraft der Erde gleichsam entzogen; denn diese Kraft wird kompensiert durch den Auftrieb, den der verdünnte Alkohol der Ölkugel erteilt. In einem der besten der neueren Lehrbücher der Physik finde ich folgende Definition des flüssigen Zustandes: Flüssig nennt man den Körper, in welchem die Kohäsion (gegenseitige Anziehung) der Moleküle durch die Schwerkraft überwunden wird. Dieser Definition gegenüber frage ich mich, warum denn ein Regentropfen kugelförmig ist und nicht durch die Schwerkraft, unter deren

Einfluß er doch fällt, zu einem Zylinder ausgezogen wird. Kleine, auf den Tisch fallende Quecksilbertropfen rollen als Kugeln auf demselben umher, und selbst das Wasser, mit dem eine staubige Straße besprengt wird, formt sich zu vollkommenen Kugeln. Warum aber tritt das Wasser niemals in der Gestalt eines eckigen Körpers auf, warum wollen größere Wassermassen überhaupt keine bestimmte Gestalt annehmen?

Ein einfaches Experiment zeigt uns, welcher Art die Kräfte sind, welche den Wassertropfen zusammenhalten. An ein feines Drahtnetz hängen wir eine hohle Glaskugel, so daß das System als Ganzes betrachtet spezifisch leichter ist als das Wasser. Wir tauchen das Drahtnetz in ein Gefäß mit Wasser, und es wird sofort in die Höhe schnellen, aber nur bis an die Oberfläche der Flüssigkeit. Diese bildet eine Haut, welche das Drahtgeflecht nicht durchstoßen kann. Umgekehrt kann ein Sieb auf dem Wasser schwimmen, auch wenn es spezifisch schwerer ist als dieses, weil sein Gewicht nicht hinreicht, die Oberflächenhaut des Wassers zu durchbrechen. Der Versuch gelingt am besten, wenn wir das Drahtgeflecht einfetten oder paraffinieren, um so eine Benetzung der Drähte durch das Wasser zu verhüten. Wir können mit einem so präparierten engmaschigen Sieb eine Aufgabe lösen, welche dem Altertum unlöslich dünkte, nämlich Wasser in einem Siebe zu transportieren. Die Eigenschaften dieser Häutchen, welche sich an der Oberfläche einer Flüssigkeit bilden, können wir am schönsten an den Seifenblasen studieren, mit denen die Kinder sich belustigen. Eine solche Blase muß natürlich außen und innen eine Oberflächenhaut besitzen, und bei der geringen Dicke der Flüssigkeitsschicht, sie braucht nur einige Tausendstel Millimeter zu betragen, wird die ganze Blase die Eigenschaften der Flüssigkeitshaut zeigen. Wer einmal eine solche Blase gemacht hat, weiß, daß dieselbe, so lange sie noch nicht geschlossen, sondern mit dem Röhrchen, aus dem sie geblasen, in Verbindung steht, das Bestreben hat, sich wieder zu verkleinern. Sie verhält sich genau wie ein aufgeblasener Gummiballon. Zu dem schönsten, was der Physiker demonstrieren kann, gehören die Figuren, die entstehen, wenn wir ein Drahtgestell in eine Seifenlösung eintauchen. Bildet das Drahtgerüst einen Würfel, so gehen dünne, ebene Seifenhäutchen von den Kanten aus nach einem kleinen quadratischen Häutchen in der Mitte. ‚Wenn also ein äußerst intelligenter, mit allen Kniffen der höheren Mathematik ausgerüsteter Schneider sich die Aufgabe stellen würde, das Drahtnetz eines Würfels so mit Tuch zu überziehen, daß jeder Tuchlappen mit dem Draht und auch mit dem übrigen Tuch zusammenhängt, wenn er dies Geschäft mit der Nebenabsicht ausführen wollte, möglichst viel Stoff beiseite zu legen; so würde er keine andere Figur zustande bringen als diejenige, welche sich auf dem Drahtnetz aus Seifenlösung von selbst bildet.‘ (Mach, Populärwissenschaftliche Vorlesungen.)

Moleküle ziehen sich gegenseitig an; im Innern eines Körpers heben sich die anziehenden Kräfte, weil sie von allen Seiten gleichmäßig wirken, gegenseitig auf; die Moleküle der Oberfläche dagegen unterliegen nur einem

Zug von innen her. Die Oberfläche einer Schicht sucht sich also zu verkleinern; die Kohäsion der Moleküle ist auf der Oberfläche stärker als im Innern; es bildet sich eine Art Haut, welche das Bestreben hat, gewissermaßen zusammenzuschrumpfen. Aus diesem Grunde ziehen sich die Seifenblasen zusammen, nehmen die Flüssigkeitshäutchen zwischen Drahtrahmen so merkwürdige Gestalten an, bringt die Oberflächenhaut des Wassers nicht durch die engen Maschen eines Drahtnetzes, formen sich die im Alkohol schwimmenden Ölmassen zu Kugeln; die Kugel ist nämlich dasjenige geometrische Gebilde, das bei gegebener Masse die kleinste Oberfläche aufweist. Ölkugeln, Seifenlamellen, Regentropfen verdanken ihre Form der Spannung der Oberflächenhaut.

Bevor ich zu komplizierteren Gebilden übergehe, die schon organisierten Wesen gleichen, mögen noch einige einfache Versuche beschrieben werden. Auf dem Boden eines ebenen Tellers oder einer photographischen Entwicklungsschale befinde sich eine dünne Wasserschicht; wir gießen in die Mitte ein paar Tropfen Alkohol, und siehe da, das Wasser läuft nach allen Richtungen davon, reißt den Alkohol mit sich, und die Mitte wird trocken. An der Grenzlinie Alkohol—Wasser ziehen die Alkoholmoleküle nach der einen, die Wassermoleküle nach der anderen Richtung. Die Oberflächenspannung des Wassers ist aber größer als die des Alkohols, und so müssen die Moleküle des letzteren dem Zug des Wassers, welches seine Oberfläche zu verkleinern sucht, folgen. Umgekehrt wird Benzin, das einen Fettfleck umgibt, sich nach der Mitte hin zusammenzuziehen suchen, weil die Oberfläche des fetthaltigen Benzins größer ist als die des fettfreien. Tauchen wir einen Glasstab in eine zähe Flüssigkeit, z. B. in Honig, so bleibt der Honigfaden, der sich beim Herausziehen bildet, nur kurze Zeit beständig. Die untere Hälfte reißt unter dem Einfluß der Schwere ab, der obere Teil zieht sich vermöge der Oberflächenspannung zu einem Tropfen am Ende des Glasstabes zusammen.

Mit Seifenblasen haben sich die Kinder schon vor Jahrtausenden belustigt; die anziehenden Kräfte der Moleküle aber, welche diese reizvollen Erscheinungen hervorrufen, haben das Interesse des Nichtfachmannes bis jetzt nur in geringem Maße erregt. In neuerer Zeit sind aber auch diese Kapillarkräfte etwas mehr in den Vordergrund des Interesses getreten, und Diskussionen, die sich bis vor kurzem nur in den Fachzeitschriften abspielten, finden ihren Weg jetzt auch in die Tagesblätter. Es hat schon einiges Aufsehen erregt, als Geh. Hofrat O. Lehmann in Karlsruhe über seine Entdeckungen scheinbar lebender Kristalle berichtete. Daß der genannte Physiker aufgefordert wurde, in einer der beiden Hauptversammlungen der letzten Deutschen Naturforscherversammlung in Stuttgart über dieses Thema einen Vortrag zu halten, beweist, welch großes Interesse der Sache entgegengebracht wird. Dieser Vortrag ist nun in erweiterter Form unter dem Titel ‚Flüssige Kristalle und die Theorien des Lebens' als eigene Schrift erschienen, und schon dieser eigentümliche Titel läßt es gerechtfertigt erscheinen, daß auch wir uns hier mit Lehmanns flüssigen und scheinbar lebenden Kristallen etwas näher befassen.

Flüssige Kristalle klingt paradox; allgemein hat man sich bis jetzt unter einem Kristall einen von ebenen Flächen begrenzten, festen Körper vorgestellt, dessen Formen bestimmten geometrischen Gesetzen gehorchen. Lehmann hat nun vor einigen Jahren die folgende merkwürdige Beobachtung gemacht: Läßt man ölsaures Kali (die bekannte Schmierseife) aus heißem Alkohol auskristallisieren, so bilden sich spitze, nadelförmige Kristalle, welche eine eigentümliche Bewegung zeigen. Ähnlich wie auf dem Wasser schwimmende Fett-Tröpfchen sich bei gegenseitiger Berührung zu größeren Tropfen vereinigen, so formen sich auch diese Kristalle, sobald zwei derselben an einem Punkte zur Berührung kommen, zu einem einzigen größeren Kristall um. Das Merkwürdige dabei ist, daß die sich vereinigenden Kristalle, auch wenn sie in verschiedener Richtung aufeinander getroffen sind, sich in derselben Richtung orientieren, so daß der durch das Zusammenfließen einer Reihe von Kristallen entstandene Kristalltropfen eine einheitliche Struktur besitzt. Die allmähliche Umlagerung der Moleküle läßt sich mit Hilfe der Farbenerscheinungen, welche Kristalle in polarisiertem Lichte zeigen, unter dem Mikroskop sehr hübsch verfolgen. Noch schöner als das ölsaure Kali zeigt die Erscheinung ein organischer Stoff, der p—Azoxybenzoesäureäthylester. Aus der geschmolzenen amorphen Masse scheiden sich beim Abkühlen mit überraschender Geschwindigkeit nadelförmige Kristalle aus, die sich, wenn zwei zusammen treffen, so lange drehen, bis beide parallel geworden. Da die Kristalle in der geschmolzenen Masse frei schwimmen, so geraten also beide in Bewegung. ‚Werden der Reihe nach zahlreiche kleinere Kristalle von einem größeren aufgenommen, so erhält der letztere an den betreffenden Stellen ebenso viele Anschwellungen, und da sich diese symmetrisch um die Achse der Nadel gestalten, so gehen hierdurch Bildungen hervor, welche lebhaft an gedrechselte Säulchen, Kegel, Puppen und dergleichen erinnern. Alle diese merkwürdig gestalteten Gebilde sind infolge des Zusammenfließens bei sinkender Temperatur beständig in lebhaftester Bewegung; man könnte von einer Art Puppentanz sprechen, und der Anblick ist oft derart drollig, daß man unwillkürlich zum Lachen gereizt wird und die Gebilde für belebt ansehen möchte. Schließlich ist das ganze Gesichtsfeld mit eng aneinander gereihten, zu netz- oder mosaikartig gestalteten Mustern vereinigten Kristallen erfüllt.‘

Die Ursache der ganzen Erscheinung sieht Lehmann in der an der Grenze Kristall—Schmelze herrschenden Oberflächenspannung. Daß die eben beschriebenen Gebilde die polyedrische Form von Kristallen annehmen, zeigt, daß die Oberflächenspannung nicht imstande ist, die innere Elastizität zu überwinden; denn unter dem überwiegenden Einfluß der ersteren müßte das Gebilde wie ein dem Einfluß der Schwerkraft entzogener Flüssigkeitstropfen Kugelgestalt annehmen. Lehmann nennt die besprochenen Körper *fließende* Kristalle. Sie sind als feste Köper anzusehen.

Anders dagegen verhält es sich mit den jetzt zu besprechenden *flüssigen* Kristallen. Wenn man Azoxyphenetol auf 134° erhitzt, so schmilzt es zu einer trüben Flüssigkeit, welche bei weiterem Erhitzen plötzlich klar wird. Wie die

optische Untersuchung lehrt, ist die Trübung der Schmelze bedingt durch eine eigenartige innere Struktur; die Flüssigkeit verhält sich nämlich in optischer Hinsicht genau so, als ob sie aus verschieden orientierten Kristallen bestände. Tatsächlich beobachtet man auch, wenn man die Substanz unter dem Mikroskop zwischen Objekt- und Deckglas schmelzen läßt, daß in der geschmolzenen Masse die Umrisse nadelförmiger Kristalle erhalten bleiben. Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, daß die an der Oberfläche befindlichen Moleküle durch Adhäsion am Glase in der Stellung, in der sie sich beim Übergang in die flüssige Modifikation befinden, festgehalten werden und so auch infolge der gegenseitigen Anziehung die anderen Moleküle verhindern, andere Stellungen anzunehmen. Umgekehrt kann man flüssige Kristalltropfen erhalten, wenn man die Adhäsion der geschmolzenen Masse zum Glas durch Zusatz von Öl aufhebt. Warum nennt nun Lehmann einen solchen Tropfen Kristall? Nun deshalb, weil die Substanz, wie der Physiker sich ausdrückt, anisotrop ist, d. h. weil ihre physikalischen Eigenschaften, die Elastizität, das Verhalten gegenüber dem Lichte, ferner das Wachstum in verschiedenen Richtungen verschieden sind. Bei festen Kristallen bedingt diese Anisotropie die regelmäßige geometrische Form; bei flüssigen wird im allgemeinen die Oberflächenspannung die innere molekülare Richtkraft überwiegen.

Daß Lehmann in dem Verhalten auch der festen Kristalle eine Analogie mit dem Leben der Organismen erblickt, habe ich schon oben erwähnt. In einigen der von ihm untersuchten flüssigen Kristalle will er geradezu ein scheinbares Leben entdeckt haben. Der Paraazoxyzimtsäureäthylester bildet im Grundriß dreiseitige Pyramiden. Diese platten sich an den Ecken leicht ab und können schließlich in abgeplattete Tropfen übergehen. Berühren sich zwei derselben, so fließen sie in einen einheitlichen Tropfen zusammen. Lehmann erblickt in diesem Vorgang ein Analogon zu der Kopulation niederer Organismen. ‚Umgekehrt kann aus der Abplattungsfläche eines Tropfens eine Knospe hervorwachsen, die leicht abfällt, wenn sie gleiche Größe erreicht hat, ein Analogon der Vermehrung durch Knospenbildung bei Lebewesen.‘

Ob nun wirklich auf Grund dieses bescheidenen Materials Anhänger des Monismus, wie Lehmann meint, ausrufen können: ‚Wir haben es ja vorausgesagt, eine solche Brücke zwischen Kristallen und Lebewesen mußte notwendig gefunden werden; die Entdeckung bildet eine glänzende Bestätigung unserer Theorie,‘ möchte ich bezweifeln. Lehmann selbst wendet dagegen ein, die Anhänger des Dualismus würden entgegnen: Der Umstand, daß zwischen festen und flüssigen Kristallen kontinuierliche Übergänge bestehen, beweist, daß die fraglichen Gebilde nicht wirkliches, sondern nur scheinbares Leben besitzen. Sie sind ein vortrefflicher Beweis für die Richtigkeit unserer Lehre; denn sie zeigen, daß manches, was bisher mangels physikalischer Analogien als Lebensäußerung aufgefaßt wurde, auf rein physikalischen und chemischen Wirkungen beruht. Dadurch wird es möglich sein, die Schwierigkeiten, welche die Annahme einer Seele in jedem, auch dem kleinsten Lebewesen bereitete, zu be-

seitigen; man wird durch weitere Erforschung der neu aufgefundenen Kräfte dahin gelangen können, genau zu präzisieren, welche Wirkungen lediglich durch Kraft und Stoff in toter Materie hervorgebracht werden, und wo das eigentliche Leben beginnt.

Versuche verschiedener anderer Autoren weisen übrigens darauf hin, daß auch eine rein mechanische Erklärung der von Lehmann beobachteten Erscheinungen möglich ist. Ich führe hier nur einige Versuche von Quincke an. Ölsäure, welche ölsaures Kali gelöst enthält, bildet, mit Wasser in Berührung gebracht, an der Oberfläche sofort eine feste Haut von saurem ölsaurem Salz. Diese feste Haut zerfällt bei längerer Berührung mit Wasser in Ölsäurekügelchen, kleine, feste Teilchen von saurem ölsaurem Salz, die oft als federartige Büschel, seltener als faserige Bänder von Kristallen erscheinen, und eine schleimige, gelatinöse Masse von neutralem ölsaurem Alkali, in der kleinere und größere Ölsäurekügelchen verteilt sind. Die dünnen Schichten (Lamellen) von Öl in wässeriger Flüssigkeit sind von zwei Kugelflächen von nahezu gleichen Radien begrenzt und bilden einzelne Hohlkugeln oder aneinander hängende Kugelflächen (Schaum). Sind solche Schaumwände von klebriger Flüssigkeit gebildet oder umgeben, so können die Schwere oder Flüssigkeitsströmungen die Kugelflächen der Hohlräume zu langen, hohlen Zylindern oder Schläuchen auseinanderziehen, die sich langsam und allmählich unter dem Einfluß der Oberflächenspannung wieder zusammenziehen und kugelförmige oder nahezu kugelförmige Anschwellungen und Einschnürungen zeigen oder wieder in kleinere kugelförmige Blasen zerfallen. Man bemerkt hier deutlich die Ähnlichkeit mit den Lehmannschen scheinbar lebenden Kristallen.

Dadurch, daß Quincke Lösungen verschiedener Metallsalze, z. B. Kupfervitriol, aus einem Kapillarröhrchen in eine Lösung von gelbem Blutlaugensalz tropfen ließ, gelang es ihm, die wunderbarsten Gebilde, welche die größte Ähnlichkeit mit Amöben oder Pflanzenzellen haben, zu erzeugen. Zellwand, gebildet durch den Niederschlag von Ferrocyankupfer, Protoplasmaschlauch, Protoplasma, Zellkern, Scheidewände, alles scheint, wenn man die Photographie eines solchen Niederschlages betrachtet, vorhanden zu sein; selbst die lebhafte Bewegung von äußerst kleinen, in den Zellwänden enthaltenen Körperchen, die sogenannte Brownsche Molekularbewegung, wird unter dem Mikroskop beobachtet, und doch handelt es sich um ein rein anorganisches Produkt, dessen Zustandekommen Quincke vollständig aus den bekannten Gesetzen der Molekularphysik erklären kann. Mit Rücksicht auf Versuche von Lehmann scheint es bemerkenswert, daß die erstarrten Niederschläge doppelbrechend sein können, sich also scheinbar wie Kristalle verhalten. In der folgenden, ebenfalls von Quincke angegebenen Form lassen sich dessen Versuche leicht wiederholen. Auf den Boden eines mit Wasserglaslösung gefüllten Gefäßes werden einige Kupfervitriolstücke gebracht. Das Metallsalz löst sich auf; die Lösung steigt in dem Wasserglas in die Höhe und bildet dort Algen oder Pilzgeflechten ähnliche Vegetationen, röhrenförmige Äste mit Einschnürungen, Querwänden, Rippen, Linsen oder Pockennarben in den Röhrenwänden oder

mit Schaummassen im Innern der Röhren, indem aus ölartigen Silikaten unter Einwirkung des Wassers Öllinsen und hohle, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllte Ölblasen oder Schaumblasen entstehen. Die flüssigen Niederschläge erstarren nach kürzerer oder längerer Zeit (0,8—5 Sekunden und mehr), werden von dem aufsteigenden Flüssigkeitsstrom durchbrochen und bilden von neuem periodische, ölartige Niederschläge in Form von Schläuchen oder röhrenartigen Ästen, deren Durchmesser mit der Konzentration der Metallsalzlösung allmählich abnimmt. Aus den kugelförmigen Zellen können Fäden herauswachsen von 0,02—4 mm Durchmesser; in den weiteren Röhren bilden sich konvexe Querwände, so daß man glauben könnte, die Photographie der Längsschicht eines Schilfrohres vor sich zu haben. Anstatt des Kupfervitriols können auch andere Metallsalze angewandt werden. Die erhaltenen Gebilde sind nicht wesentlich von den beschriebenen verschieden. Wie Quincke besonders hervorhebt, wachsen die Schaumzellen nicht durch Innenaufnahme (Intussuszeption), während dies bei den flüssigen Kristallen nach Lehmann der Fall sein soll. Es gewährt heute, wo die ‚Welträtsel' so viele Köpfe verwirren, ein aktuelles Interesse, daß Quincke nach seiner Methode durch Mischung löslicher Kalksalze mit Glaubersalz auch Gebilde erhielt, die dem berühmten Bathybius Häckelii, dem Urschleim, aus dem sich nach Häckel alle Organismen entwickelt haben sollen, vollständig gleichen. Beim Anblick dieser merkwürdigen Schaumzellen findet man es begreiflich, daß Zoologen sie auf den ersten Blick für Organismen hielten; daß Häckel die chemische Natur seines Urschleims nicht untersucht hat, ist schon weniger begreiflich. Bekanntlich besteht der Bathybius Häckelii aus Gips, der sich als feiner Schlamm am Boden von Gläsern, welche zoologische Präparate enthielten, vorfand. Werden Seetiere, an denen noch etwas Meerwasser haftet, in Spiritus gebracht, so setzt sich der im Seewasser stets vorhandene Gips, der in Wasser, aber nicht in Alkohol etwas löslich ist, am Boden des Glases als feiner Niederschlag ab und bildet dort den Urschleim, mit dem sich Häckel so unsterblich blamierte.

Wenn ich mich in dem Vorstehenden wiederholt gegen die Auffassung gewendet habe, als ob die durch molekulare Anziehungskräfte hervorgerufenen Bewegungen als Lebenserscheinungen zu deuten wären, so soll damit umgekehrt natürlich nicht geleugnet werden, daß solche Molekularkräfte im lebenden Organismus, z. B. bei der Zirkulation der Säfte, bei der Bewegung des Protoplasmas in der Zelle, bei der Bewegung mancher Sporen, vielleicht auch bei der Kontraktion der Muskelnfasern, eine Rolle spielen. Die eingangs erwähnten Unterschiede zwischen der toten und lebenden Materie bleiben dabei doch bestehen. Warum sollten auch nicht ebenso wie für die Bewegung unserer Gliedmaßen die Gesetze der Mechanik gelten, die nur mit dem Mikroskop wahrnehmbaren Bewegungen innerhalb der Zelle durch die allgemeinen physikalischen Gesetze bestimmt werden? Dem Naturforscher gewährt es auf jeden Fall eine hohe Befriedigung, auch die scheinbar so komplizierten Bewegungen, die wir oben betrachtet haben, auf einige einfache Naturgesetze zurückführen zu können.

Goethes ‚Wilhelm Meister' und der Bildungsroman der Romantiker.

Von

Herm. Anders Krüger.

In dem für unsere deutsche Literatur so bedeutsamen Jahre 1774 erschien anonym zu Leipzig und Liegnitz ein merkwürdiges Buch, das trotz seines bescheidenen Titels mit keckem Mut die Bahn für die zukünftigen deutschen Romandichter zu weisen sich vermaß; es hieß ‚Versuch über den Roman'. Die Anschauungen des Anonymus, der sich später als v. Blankenburg demaskierte, waren für ein Zeitalter, das noch stark in der Vergötterung der überschwenglichen, innerlich meist unwahren Auslandsromane befangen war, verblüffend gesund, ja erfrischend; so sagte er u. a. gerade heraus (S. 526): ‚Ich schätze Richardson, aber die Wahrheit höher als ihn.' Dabei lag der Hauptwert des tapferen Buches keineswegs in der negierenden Kritik, sondern es suchte ehrlich auf- und weiterzubauen auf dem besten der bisherigen Nationalliteratur. Die Äußerlichkeit der damaligen Moderomane lehnt es kurzer Hand ab und fordert statt dessen (S. 395): ‚Der bessere Romanendichter hat andere und muß andere Absichten mit seinen Personen haben als die bloße Bestimmung ihres äußeren Geschicks. Die Ausbildung oder vielmehr die Geschichte ihrer Denkungs- und Empfindungskräfte ist sein Zweck,' und S. 519 heißt es offen: ‚Er zeige uns einen ganzen werdenden Menschen oder nehme ihn bei einer gewissen Periode oder in einem gewissen inneren Zustande auf, um ihn in einen anderen zu bringen.' Dazu erscheint ihm weiterhin (S. 526) ‚die Übereinstimmung zwischen Materie und Schreibart höchst wichtig'. — Blankenburg hatte seinen Geschmack an dem besten der damaligen deutschen Romane gebildet, an Wielands ‚Geschichte des Agathon', den ein Lessing den ‚ersten und einzigen Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack' genannt und bitter hinzugefügt hatte, freilich sei dieser Roman viel zu früh für die Deutschen geschrieben. Der ‚Agathon' (1766 erschienen), in dem Wieland ursprünglich ‚sich selbst schildern wollte, wie er in den Umständen Agathons gewesen zu sein sich einbilde' (Brief vom 5. Januar 1762 aus Biberach an Zimmermann), gibt allerdings ‚die genaue Darstellung einer Charakterentwicklung', die Blankenburg fordert, und knüpft damit übrigens an die beste Traditon der deutschen Vergangenheit, an Wolframs ‚Parzival' und Grimmels-

hausens ‚Simplicissimus' wieder an. Es ist also ein Bildungsroman, aber noch kein deutscher Bildungsroman, sondern, um es kurz und schroff zu sagen, ein gräzisierend französischer. Das fühlten auch viele der Zeitgenossen Wielands, und nach und nach regte sich doch der Nationalstolz; so fragt sogar der Lateiner Klotz in einer Rezension (1. Bd. d. deutsch. Bibl. d. schönen Wissenschaften) trotzig: ‚Wie lange werden doch noch die teutschen Schriftsteller nach fremden Ländern betteln gehen? Warum schaffen sich die Teutschen keine Nationalromane? Noch nicht lange ist es, daß Hermes („Sophiens Reise") nach England schiffte und uns die niedliche Fanny Wilkes mitbrachte, und Wieland reiset gar mit vielen Kosten nach Griechenland!' Und Blankenburg verlangt energisch: ‚Der Romanendichter sei national wie die griechischen Dichter für ihr Volk, erst so werde er klassisch und des Lesens wert.'

Unterdessen stand der Dichter bereits vor der Tür, der die Erfüllung dieser stolzen Forderungen bringen sollte. Noch im Jahre 1774 erschienen ‚Die Leiden des jungen Werthers' von Johann Wolfgang Goethe, der erste deutsche Nationalroman seit langer, langer Zeit. Ein größerer als Wieland war aufgestanden, und der Dichter des ‚Agathon' reichte ihm selbst die Palme mit seinem Urteil (Teutscher Merkur 1774, S. 241): ‚Werthers Leiden sind nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen haben, sondern das Gemälde eines inneren Seelenkampfes.' Der ‚Werther' war eine sittlich-nationale Tat, da er den seltsamen Gegensatz zwischen Leidenschaft und Gefühl, an dem die Zeit krankte, in einem erschütternden Bilde klar vor aller Augen stellte und damit den ersten Schritt zu seiner Überwindung tat. Trotz gewisser Anregungen von seiten Richardsons und Rousseaus war der Werther ferner ein nationales Kunstwerk sondergleichen, das als Stilmuster geradezu umwälzend auf die ästhetischen Anschauungen der Zeit wirkte. Und doch war der ‚Werther' noch nicht der Typus des großen deutschen Romans, wie ihn Blankenburg und andere ersehnten. Wohl beschäftigte er sich fast ausschließlich mit den ‚Handlungen und Empfindungen des Menschen', indem er das Innenleben eines Liebenden schildert wie nie zuvor; aber noch gab er nicht ‚den ganzen werdenden Menschen'. Goethe selbst drängte es weiter; schon drei Jahre nach Erscheinen des ‚Werther' beginnt er einen neuen, umfassenderen Roman: ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung'. Fast zwei Jahrzehnte arbeitete Goethe an diesem größeren Vorwurf, verlor die Lust und bekam sie von neuem, rang immer wieder mit sich und dem spröden Stoff, den völlig zu bewältigen ihm leider nicht bis zum letzten gelang, wie er selbst bescheiden gesteht. Unter den Händen war ihm aus dem ursprünglich mehr Episodischen und stark Persönlichen das Werk ins Große, ins allgemein Menschliche gewachsen, und so ging es ihm selbst wie seinem Helden, zu dem Friedrich am Schlusse sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.' Goethe fand dies Königreich für sein Volk, und er fand es nicht leicht. Wie ein Luther die Freiheit des

germanischen Christenmenschen als letztes Ergebnis seines eigenen furchtbaren Gewissenskampfes verkündete, so stellte auch Goethe seine großen Meisterwerke als Endresultate gewaltiger innerer Schaffenskämpfe aus sich heraus. Nicht zum wenigsten gilt das von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren', die dank Schillers freundschaftlichem Drängen, dem übrigens mancher wertvolle Rat vorausgegangen war, endlich 1795/96 veröffentlicht wurden. Die Bedeutung des großen Romans in wenigen Sätzen anzudeuten, geschweige denn erschöpfen zu wollen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Er ist eben eines der wenigen Bücher unserer Nationalliteratur, zu denen man nicht wohl in ein dauerndes ruhiges Verhältnis treten kann, sondern die man von Zeit zu Zeit wieder lesen muß, weil sie uns in den verschiedenen Entwicklungsphasen des Lebens etwas stets Verschiedenes zu sagen haben. Man wächst mit diesen Werken, oder man verknöchert nach und nach in seinem Geistesleben. So ist ‚Wilhelm Meister' auch schnell eines jener Bücher geworden, die je nach ihrer Beurteilung gleichsam als Prüfsteine nicht nur der Bildung des einzelnen, nein, auch ganzer Zeitalter dienen könnten. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, es ist für die neunziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts mit ihrer naturalistischen Hausse sehr charakteristisch, daß auch durchaus neutrale Romantheoretiker urteilen konnten wie Karl Rehorn (‚Der deutsche Roman,' Köln 1890, S. 72): ‚Die Bewunderung des W. Meister hat ihre Zeit gehabt' und Hans Gerschmann (‚Studien über den modernen Roman,' Königsberg 1894, Propr. Nr. 20): ‚Wilhelm Meister hat für uns Neueren am meisten nachgedunkelt.' Ähnlich urteilte man zur Zeit des jungen Deutschland. Mit den literarischen Moden und Schulen haben die Urteile gewechselt; nichtsdestoweniger behauptete der ‚Wilhelm Meister' seine bedeutsame Stellung immer wieder, da er ein großes Stilmuster, der Typus des deutschen Bildungsromans war und blieb, bei dem die nachfolgende Produktion stets von neuem fruchtbare Anregung oder belebende Gegenkräfte suchte und fand.

Auf den Inhalt des ‚Wilhelm Meister' einzugehen, ist hier nicht der Ort, und jede Kritik erübrigt sich vollends, da eine solche nur mit der genauesten Analyse Hand in Hand gehen darf. Auf die Hauptzüge des Goetheschen Romans als Bildungsroman sei jedoch kurz aufmerksam gemacht. Vorausgeschickt sei, was der Dichter im Werke selbst (5. Buch, Kap. 7) als allgemeine Norm aufstellt bei seinem Vergleich von Roman und Drama: ‚Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden . . . Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen . . . das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten . . . Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein, . . . und alle Begebenheiten werden nach [den] Gesinnungen gemodelt.' Wilhelm Meister zieht nach alter Abenteurersitte hinaus in die Welt, um etwas zu erleben, vielleicht um vorwärts zu kommen; halb treibt es ihn, halb möchte er sich treiben lassen. Je weniger es Meister nun glückt, je deutlicher seine ursprünglichen Ideale (insonderheit das von seiner theatralischen Sendung) zerrinnen,

um so mehr kräftigt und verinnerlicht sich sein Streben. Hierin offenbart sich Goethes weltumspannende Bedeutung. Aus dem an seiner Theaterliebhaberei scheiternden Dilettanten schafft er nach und nach den Mann, der die gesamte Bildung seiner Zeit in sich aufzunehmen sucht, wie sie nicht nur im Genießen der Natur und der Kunst, in Wissen und Wollen, sondern auch im sittlichen und ästhetischen Empfinden, in praktischer, körperlicher wie geistiger Betätigung sich aussprach. So gelangt Meister zu einer edlen Harmonie zwischen einem genießenden und tätigen Dasein; rastlos arbeitet er an sich selbst nach der Erkenntnis: ‚Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist?' und steht am Ende, um mit dem besten Meisterbeurteiler, mit Schiller, zu reden, ‚in geistiger Gesundheit, in einer schönen menschlichen Mitte da, gleichweit von der Phantasterei und der Philisterhaftigkeit. Er hat Bestimmtheit erlangt, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren'.

Da ‚die Geschichte des Menschen sein Charakter ist', wie Goethe wiederum selbst im ‚Meister' (VII, 5) sagt, so ergibt sich zwar, daß ein solcher Bildungsroman vorwiegend biographischer Natur sein muß; keineswegs aber, daß jeder biographische Roman ein Bildungsroman genannt werden darf; auch nicht jeder Erziehungsroman ist ohne weiteres ein Bildungsroman. Die psychologische Entwickelung des Individuums allein genügt dazu nicht; die Weite des umgebenden Weltbildes und die Höhe der Weltanschauung sind das Entscheidende. Die persönliche Bedeutung des Helden Wilhelm ist bei Goethe verhältnismäßig gering; auch das endgültige Ziel der Erziehung zum tätigen Leben und zur Freude an der Mannigfaltigkeit der menschlichen Individualität ist nicht an sich imponierend, sondern die Art der Erreichung dieses Zieles, die wundervolle, poetisch reife Verkörperung der vielseitigen Zeitbildung, der ganzen den Helden umflutenden Gesellschaft mit ihrem Reichtum im Fühlen, Wollen und Handeln — das ist das Neue, das schlechthin Einzigartige, das ästhetisch Befreiende, das Weltbewegende in Goethes Roman. Hebbel, der alles gern überscharf auszudrücken liebt, spricht geradezu von einem ‚Nichts, das von allem menschlichen Beiwesen unterstützt, Form und Gehalt gewinnt'. Dies angebliche Nichts wie das menschliche Beiwesen sind ferner durch und durch von nationaler Eigenart, und darin liegt ein weiteres Charakteristikum dieses Romans; darin beruht vor allem der gewaltige Fortschritt gegenüber dem ‚Agathon' mit seiner künstlich französisch-griechischen Welt und dem diesen überragenden pantheistischen Griechenroman des unglücklichen Hölderlin ‚Hyperion'. Bei Goethe war der Held wie seine Umwelt typisch deutsch, nicht minder deutsch die Art des Bildungsgangs und die gesamte Bildungsbewertung. Die Gesinnungen sind dem Dichter bei weitem wichtiger als die Begebenheiten; alle äußerlichen Romanmotive wie die Abenteuer, die Verwickelung, die Spannung treten zurück gegenüber den seelischen Konflikten, durch die das Individuum, immer zwiespältig zwischen seinem Innern und der Außenwelt, entwickelt wird zu einem männlich harmonischen Charakter und zu einer ‚Tätigkeit, die sich mit der Welt mißt', wie Goethe (Gespräche II, 720) von Robinson sagte.

Zu der ergreifenden tragischen Weltnegation des ‚Werther' war der ‚Wilhelm Meister' das positive Gegenstück. Was Goethe dort hatte niederreißen müssen, baute er hier gleichsam wieder auf. War der ‚Werther' das geniale Werk eines leidenschaftlichen Jünglings, so war der ‚Meister' das reife Werk eines auf der Höhe seines Schaffens stehenden Mannes. Das Ideal und seine Verwirklichung fanden Widerspruch, denn sie waren subjektiv wie jede menschliche Anschauung; aber der Grundgedanke des großen Romans, *im Entwickelungsgang eines individuellen Geisteslebens ein Gesamtbild einer nationalen Zeitkultur zu geben*, blieb vorbildlich bis auf den heutigen Tag. Was Schiller für seine Person aussprach: ‚Es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele Nahrung schöpfen kann,' galt und gilt cum grano salis für unsere gesamte nachfolgende Literatur. Wilhelm Meister ward zu einer unversiegbaren Quelle insbesondere für unsere schaffenden Talente, und kaum ein deutscher Romandichter von Belang hat sich nicht wenigstens *einmal* in seiner Entwickelung mit Goethes Bildungsroman innerlich auseinandersetzen müssen, sei es nun im Widerspruch, in der Nachahmung oder im Versuch einer zeitgemäßen Ergänzung, gleichsam eines Gegenstücks. So ist denn die Zahl der im Zeichen Wilhelm Meisters geschaffenen Romane in unserer neuen Literatur nicht klein, und ihre geistige Bedeutung nicht ohne Belang.

Als Goethes ‚Wilhelm Meister' erschien, sammelte sich bereits wieder eine junge Dichtergeneration, zunächst ehrfürchtig staunend, zu Füßen des großen Weimaraner, *die Romantiker*. In der späteren Entwickelung dieser literarischen Gruppe, deren Führer zunächst die mehr kritischen als produktiven Gebrüder Schlegel wurden, überwog gewiß die philosophische und ästhetische Spekulation, die um jeden Preis Kunst, Leben und Natur in ein neues Verhältnis zu einander setzen sollte, das unmittelbare Gefühl. Aber ursprünglich war das zusammentreibende Moment schwerlich etwas anderes als die gemeinsame Begeisterung für Goethes ‚Meister' und seine ästhetische Weltauffassung. Dilthey hat ganz recht, wenn er meint, Goethe war zunächst den Romantikern ihr Gott und sein Wilhelm Meister ihre Bibel. Man lese nur die überschwenglichen Ergüsse nicht nur des leicht exaltierten Friedrich Schlegel; auch sein besonnener Bruder August Wilhelm betont immer wieder, daß durch Goethe erst die lang schlummernde Poesie in Deutschland geweckt worden sei, stellt den ‚Meister' über den ‚Don Quixote'; Dorothea Veit-Schlegel nennt Goethe tatsächlich einen Gott in Menschengestalt, Novalis preist ihn als den Stifter einer neuen Poesie, als den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden, und seinen ‚Meister', ‚den Roman ohne Beiwort,' als das Lieblichste, was je vom Himmel der Phantasie auf die dürre Erde herabgefallen sei. — Daß auf solche Überschwenglichkeit ein Rückschlag folgen würde, war beinahe selbstverständlich. Und in der Tat, je nach der Art der Persönlichkeit und ihrer Begabung erfolgte dieser Prozeß in verschiedener Weise, bei Friedrich Schlegel z. B. auf dem Wege spitzfindiger Theorien, die das poetische Moment

einseitig nach der Seite des Romantischen zu entwickeln oder richtiger zu übertreiben suchten; bei Novalis dagegen weit elementarer in einem plötzlich aufsteigenden Abneigungsgefühl, das in Goethes künstlerisch abgeklärter Objektivität die nüchternste Prosa witterte, durch die wiederum ‚das Romantische im Roman zugrunde gehe'.

Die neue literarische Schule blieb auch nicht bei Worten stehen; sie ging alsbald zu schöpferischen Taten über. Und so zeigt sich zum ersten Male in unserer Nationalliteratur (und zwar gleich recht deutlich), wie Goethes ‚Wilhelm Meister' eine neue Welt von Romanen erzeugt, die sämtlich — bei sonst sehr verschiedenen dichterischen Qualitäten — die bewußte Absicht haben, die Ideale ihrer Schöpfer und die geistige Kultur ihres Zeitalters in poetischer Form festzuhalten, mit einem Wort — romantische Bildungsromane zu sein; denn mit Recht hatte A. W. Schlegel (Athenäum Bd. I, S. 149) betont: ‚Der Punkt, wo die Literatur das gesellschaftliche Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman.' — Das produktivste Talent der romantischen Schule trat zuerst mit einem solchen Bildungsroman auf den Plan: Ludwig Tieck mit seiner ‚altdeutschen Geschichte: Franz Sternbalds Wanderungen'. Ein junger Maler, ein Schüler Dürers, wird gleich Wilhelm Meister von einer poetischen Sehnsucht ins weite getrieben und reist zu seiner weiteren Bildung nach den gelobten Ländern der Kunst, nach den Niederlanden und Italien, wo er ein seit langen Jahren unbewußt geliebtes Mädchen heimführt und das angebliche Ideal seiner Kunst verwirklicht. Tiecks Roman, der augenscheinlich ein Gegenstück zum ‚Meister' sein will (hier das Motiv der dramatischen Kunst, dort das der bildenden), ist — lediglich als künstlerische Leistung betrachtet — herzlich unbedeutend, und Goethes Urteil (an Schiller) ‚ein unglaublich leeres, aber artiges Gefäß' war nicht zu hart. Die Charaktere im ‚Sternbald' sind ebenso verschwommen wie die ganze Umweltszeichnung, die Komposition ist sehr lose und der Grundgedanke von der künstlerischen Entwickelung des Malers nicht straff durchgeführt; aber trotz alledem, ja vielleicht gerade deshalb ward der ‚Sternbald' für die damalige Zeit, insbesondere für die Entwickelung gewisser romantischer Ideen (von der Sehnsucht, von der Phantasie und der Formlosigkeit) ein epochemachendes Werk. Ganz unverdient war der Erfolg nicht, denn Tieck gestand später (Köpke, Leben Tiecks S. 171 f.): ‚Man glaubt nicht, wie isoliert ich stand mit den Gedanken und Empfindungen, die ich im Sternbald ausgesprochen habe; nicht etwa bloß den Berliner Aufklärern gegenüber, sondern auch manchen meiner Freunde, z. B. die Schlegel waren gar nicht mit mir einverstanden. Auch sie waren erfüllt von dem damals geltenden Kosmopolitismus. . . . Des Vaterlandes Leben und Kunst, seine alte, einfache und treuherzige Weise, die man verlachte, weil man sie nicht kannte, wollte ich wieder zu Ehren bringen und im Sternbald darstellen.' Ganz allein stand Tieck übrigens nicht; sein bester Freund Wackenroder, in dessen ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders' fraglos die unmittelbare Anregung zum ‚Sternbald' zu suchen

ist, stand ihm so nahe, daß er eine Zeitlang für den Mitverfasser gelten konnte. Die Wirkung war immerhin von Bedeutung, denn vom ‚Sternbald' an, dem ersten spezifischen ‚Kunstroman' der deutschen Literatur, darf man das nun stetig wachsende Interesse für altdeutsche Kunst und deutsche Vergangenheit überhaupt feststellen. Damit fand die junge Bewegung der Romantiker das erste und vielleicht fruchtbarste Feld ihrer Tätigkeit, die Belebung des nationalen Elements in Wissenschaft und Kunst.

Bald drehte sich auch der Wind bei den Schlegels; namentlich Friedrich entdeckte schnell in dem ‚Sternbald' eine passende Grundlage für neue romantische Theorien, die sich fruchtbar mit den eigenen kreuzen ließen und der neuen Schule die heißersehnte Selbständigkeit bringen konnten. Daß sich Friedrich Schlegel darüber allgemach von Goethe und seinem eben noch vergötterten ‚Wilhelm Meister'-Ideal entfernte, bekümmerte ihn nicht. Im Gegenteil, er glaubte nunmehr über beide hinauszuwachsen, zumal durch die neue souveräne Kraft, die er bei Sokrates und ‚Meister' selbst gefunden oder richtiger konstruiert hatte, die romantische Ironie, ‚die freieste aller Lizenzen, durch die sich der Dichter über sich selbst wegsetzen kann' (Lyzeum 108). Will man das Kind beim rechten Namen nennen, so war die neue Theorie ein Dogma von der phantastischen Willkür und dem schrankenlosen Subjektivismus und die Folge davon eine bedenkliche Verwechselung ästhetischer und ethischer Begriffe. Mit dem Worte poetisch wurde bald alles künstlerisch verklärt und auch das schlechthin Unsittliche als darstellungsfähig und würdig befunden. — Nur von dieser Voraussetzung aus kommt man zu einem leidlichen Verständnis jenes Werkes, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts so viel Staub aufwirbelte, so merkwürdige Verwirrung auch in sonst besonnenen und klaren Köpfen (wie z. B. Schleiermacher) anrichtete, der ‚Lucinde' von Friedrich Schlegel, die trotz ihrer aphoristisch-fragmentarischen Form oder besser Unform ein Bildungsroman im Sinne des ‚Wilhelm Meister' sein wollte. Friedrich Schlegel hielt sich wie viele seiner romantischen Nachfolger nur an gewisse Einzelheiten des ‚Meister', vor allem an den unklaren Bildungsdrang und die wechselnden Liebesabenteuer der ersten Bücher. Auch in Schlegels ‚Bekenntnissen eines Ungeschickten' (so hieß der ironisch gemeinte, aber verzweifelt richtige Untertitel der ‚Lucinde') irrt der Held, Julius, zwischen Liebe und Ausschweifung haltlos umher und will schon an der wahren Liebe ganz verzweifeln, als er in Lucinde (der Name stammt nicht zufällig aus Heinses lüsternem ‚Ardinghello') eine vorurteilsfreie junge Künstlerin kennen lernt, die ihm endlich die angeblich echte, skrupel- und rücksichtlose Liebe, die allerdings ein sonderbares Gemisch von Sinnlichkeit und Reflexion ist, offenbart.

Schlegels Werk, das Schiller mit Recht (und nicht nur darum, weil Schlegel seine ‚Würde der Frauen' einer abfälligen Kritik unterzogen hatte) ‚den Gipfel moderner Unform und Unnatur' nannte, war als Kunstwerk noch weniger wert als der ‚Sternbald' Tiecks; aber die Wirkung der ‚Lucinde' auf die Mitwelt und auch auf die Nachwelt war sehr bedeutsam, vor allem wohl

deshalb, weil hier zum ersten Male, und zwar sofort in krassester Weise, das Problem von der Frauenemanzipation behandelt wurde; auch das Thema von der unverstandenen Frau wird gestreift. Der Charakter des törichten Malers Julius interessierte nicht sonderlich, um so mehr eben das Weib seiner Liebe, von der es pathetisch heißt: ‚Lucinde hatte einen entschiedenen Hang zum Romantischen; . . . sie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer selbstgedachten und selbstgebildeten. Nur was sie von Herzen liebte und ehrte, war in der Tat wirklich für sie, alles andere nichts; und sie wußte, was Wert hat. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen und lebte völlig frei und unabhängig.' Nach wenigen Tagen ‚ergab sie sich [Julius] auf ewig und öffnete ihm die Tiefen ihrer großen Seele und alle Kraft, Natur und Heiligkeit, die in ihr war'. Schließlich wird in dem Roman mit ‚göttlicher Frechheit' die schrankenlose Liebe als Religion empfohlen und der Ehe als Institution der Krieg erklärt. Man sieht, der Roman könnte auch in die Schule des jungen und jüngsten Deutschland hineingedacht werden. Bei aller absichtlichen Zügellosigkeit hat übrigens das Buch nichts eigentlich Verführerisches; dazu fehlt es diesem ‚cynisch-sapphischen Gedicht', wie es sein Verfasser stolz nannte, an wirklicher Leidenschaft; es ist gesucht und getiftelt. Gleichwohl steckt in seinen reflektierenden Dithyramben ein beachtenswertes Stück Zeitanschauung, das nicht nur aus gewissen autobiographischen Unterlagen resultiert. Hatte im revolutionsmüden Frankreich die Aera des Directoire gleichsam als Frucht der vergangenen Greuel eine sittliche Gleichgültigkeit gezeitigt, der dann das lebensfrohe Empire gern weiter huldigte, so zeigte sich in Deutschland — freilich aus völlig anderen Gründen — eine ganz analoge Erscheinung. Die Bahnbrecher des romantischen Zeitalters, die in vielen Beziehungen die Stürmer der Geniezeit zu kopieren, wenn möglich zu überbieten suchten, glaubten vielfach ihre künstlerische Freiheit und ihre philisterfeindliche Gesinnung mit einer auffallenden Verachtung bürgerlicher Sittengesetze beweisen zu müssen, übrigens eine psychologische Begleiterscheinung fast jeder literarischen Revolution.

Zwei Jahre nach der ‚Lucinde' veröffentlichte Friedrich Schlegel ein neues Romanfragment, betitelt ‚Florentin', das seine Frau, Dorothea Schlegel, geborene Veit, zur Verfasserin hatte. Von dem ‚Urbild' der Lucinde hätte man ein besonders keckes Werk erwarten sollen, aber der ‚Florentin' war viel zahmer als die ‚Lucinde' und schloß sich mehr an das Vorbild des ‚Wilhelm Meister' an. Florentin reitet in unbewußtem Bildungsdrang planlos in die Welt hinaus, rettet einem Grafen Schwarzenberg das Leben, folgt ihm in sein Schloß und verliebt sich in des Grafen leider schon verlobte Tochter Juliane, die in Männerkleidung (s. Mignon) mit Florentin und dem Bräutigam einen Jagdausflug unternimmt. Florentin erzählt nun seine romantische Lebensgeschichte, gesteht brieflich seine Liebe und nimmt Abschied. In einer nahegelegenen Stadt verliebt sich Florentin zum zweiten Male in eine Braut und verschwindet abermals plötzlich, als das erste Braut-

paar hier auftaucht. Damit bricht die Erzählung ab und blieb Fragment wie die meisten dieser romantischen Romane (auch das ist charakteristisch). Der ‚Florentin' ist im allgemeinen ein Frauenroman, dessen Idee wie sein Weltbild von keiner künstlerischen Eigenart sind; er kennzeichnet nur wieder die bekannte Auffassung vom Vorrecht der bildungsbedürftigen romantischen Müßiggänger und jener heillosen Verwirrung von sittlichen und ästhetischen Begriffen, die der ganzen Schule zum Verhängnis werden sollte.

Selbst dem edelsten und tiefsten Genius unter den älteren Romantikern, dem Grafen Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, schwankten die Grenzen zwischen den ethischen und poetischen Gebieten. Auch ihm, wie Friedrich Schlegel, war die Liebe der Mittelpunkt und Urgrund alles Poetischen und alles Sittlichen, freilich in ganz anderer Weise. Die Liebe gab Novalis vor allem die Möglichkeit des Magischen, des Imaginären, mit dem und in dem die romantische Universalpoesie alles, Phantasie, Metaphysik, Sittlichkeit und Religion, umspannen sollte. Dieser unbesiegbare Hang zum Mystischen, den Novalis zeitweise der ganzen Romantik aufgeprägt hat, trieb den Dichter der ‚Hymnen an die Nacht' ebenfalls in eine bewußte Opposition zu Goethe, der ihm noch eben der Statthalter des poetischen Geistes gewesen war. Über einer Rezension des ‚Meister' grübelnd zwang ihn dieser gewaltige Roman zur inneren Auseinandersetzung, und schon 1798 (20. Juli) ist er in seinen Zweifeln so weit, daß er schreiben konnte: ‚An Meister fehlt mir viel', und 1801 ist ihm gar das ganze Buch ‚odiös', und er begreift nicht, wie er so lange habe blind sein können. Alles war ihm darin zu bestimmt, zu wenig märchenhaft und wunderbar, zu wenig ideal und religiös, ‚durchaus prosaisch und modern' (an Tieck). ‚Goethe wird und muß übertroffen werden' wird das Ziel seines Ehrgeizes, seines Schaffens. So beschließt Hardenberg 1798, wohl schon stark beeinflußt vom ‚Sternbald', einen anderen Bildungsroman, einen ‚Antimeister' zu schreiben, in dem ‚Leben und Poesie völlig eins sein sollten' (Brief an Tieck). In dem interessanten Fragment ‚Heinrich von Ofterdingen' liegt der größere Teil des geplanten Werkes vor, das übrigens auf Novalis' besonderen Wunsch genau wie der ‚Meister' gedruckt werden sollte. Der ‚Ofterdingen' ist allerdings ein Bildungsroman, aber sehr phantastischer Art. Ein Handwerkerssohn aus Eisenach, angeblich der berühmte mittelalterliche Sänger, träumt sehnsüchtig von einer blauen Blume und reist mit seiner Mutter und anderen zu seiner Bildung nach Augsburg. Unterwegs bringt ein geheimnisvoller Bergmann den Helden zu dem noch geheimnisvolleren Einsiedler Friedrich von Hohenzollern, der ihm Belehrung über das Wesen der Poesie erteilt und ihn in der Dichtkunst bildet. In Augsburg kommt Heinrich zum Zauberer Klingsohr, findet in dessen Tochter sein ersehntes Ideal und führt sie heim. Damit schließt das erste Buch ‚Die Erwartung'. Im zweiten ‚Die Erfüllung' wird die Fabel ganz allegorisch. Nur der Anfang ist ausgeführt, der weitere Plan jedoch durch Tieck erhalten. Heinrich wird zunächst in einem Kloster von den Priestern des heiligen Feuers in die Magie

eingeweiht, soll sich dann in dem durch magische Wunder hervorgezauberten klassischen Altertum, in Italien, Griechenland und dem Orient bilden (auch die neue Welt schien vorgesehen zu sein), dann an den Hof Kaiser Friedrichs II. zurückkehren und als Unterlieger im Wettgesang verklärt werden. ‚Lehrjahre im vorzüglichen Sinne sind die Lehrjahre der Kunst zu leben,' und ‚die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein', das waren die Thesen, von denen der ‚Ofterdingen' nach des Dichters eigener Angabe (Athenäum I. S. 71 und 78) beherrscht sein sollte. An äußerer Handlung ist daher der Roman absichtlich arm, um so reicher an tiefen Gedanken, an feinen lyrischen Stimmungsbildern, freilich auch an phantastischen Abschweifungen. Immerhin: Novalis war ein Dichter von Gottes Gnaden, und so ist dieses sonderbare, in seiner Art in der deutschen Literatur wohl einzige Werk voll poetischer Einzelheiten (z. B. der Traum Heinrichs am Eingang). Auch in der ganzen Anlage des Romans steckt ein grandioser dichterischer Zug; aber Novalis setzte sich unerreichbare Ziele, seine Dichtung ist (und wäre auch vollendet) nur Stückwerk geblieben, da die Idee von der romantischen Universalpoesie im günstigsten Falle ein stolzer Traum, tatsächlich ein Unding war.

Man braucht nur auf Arnims späteren historisch-phantastischen Doppelroman ‚Berthold's erstes und zweites Leben' und ‚Die Kronenwächter' zu exemplifizieren, um die Irrung Hardenbergs und der ganzen Richtung ganz zu begreifen. Verständnisvoll sagte zwar Tieck, der beste Freund Hardenbergs: ‚Dem Dichter, welcher das Wesen seiner Kunst im Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts widersprechend und fremd; ihm sind die Rätsel gelöst, durch die Magie der Phantasie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen; die Wunder verschwinden, und alles verwandelt sich in Wunder.' Aber auch Tieck konnte nicht feststellen, daß Novalis gelungen wäre, was er wollte; in dergleichen mystisch-allegorischen Märchenbildern mußte seine Kraft erlahmen. Hardenbergs Flug ging hoch; er wollte in jugendlich ungestümer Selbstüberschätzung Goethe überflügeln und begriff nicht, daß gerade in der weisen Selbstbeschränkung, die Goethe in beinahe zwei Dezennien seinem Genius abgerungen hatte, die wahre Größe des reifen Künstlers lag. Die Poesie, wenn anders sie echte Poesie bleiben soll, ist eben nicht vom Leben loszulösen; im Gegenteil, je enger die Verbindung beider, um so größer die Kunst. Das begriffen die Romantiker nicht, auch nicht Novalis, und so wäre er von seinem Sonnenflug zu Boden geschmettert, hätte ihn nicht vorher ein freundlicher Tod vor dem Schicksal des Ikarus bewahrt. So blieb wenigstens dieses Dichters Bild der Nachwelt ungetrübt, und sein Romanfragment erregte die Bewunderung späterer Geschlechter (Graf Löben versuchte eine Fortsetzung in seinem schwächlichen Roman Guido) nicht zum wenigsten durch seine dichterische Sprache, die Dilthey (Preuß. Jahrb. 15, 636) nicht besser loben konnte, als indem er sie ‚eine wunderbare Reproduktion des Goetheschen Stils' nennt.

Ein seltsames, fast bizarres Gegenstück zu Novalis bildet der junge Clemens Brentano, der um dieselbe Zeit mit seinem Erstlingswerk an die Öffentlichkeit trat: ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria.' Bei Hardenberg das ideale Streben nach einer traumhaft schönen Welt der Poesie, bei Brentano das kraftgenialische Sichausleben in Sinnenlust und Weltgenuß; dort die Poesie, das ‚absolut Reelle' und in ihr die Liebe zum Ideal, hier als das Reale und Bleibende die physische Liebesleidenschaft (die Godwi von Molly zu Joduno und dann zu Ottilie treibt), die völlige sittliche und soziale Ungebundenheit — ein scheinbar unüberbrückbarer Gegensatz! Und doch waren beide Produkte aus einer und derselben Schule; beide basierten in ihrer Zerfahrenheit, in ihrer phantastischen Willkür, ihrem schrankenlosen Subjektivismus auf derselben romantischen Doktrin, die Norm und Gesetz verachtete. Godwis Beziehungen zu ‚Wilhelm Meister' sind erst recht rein äußerlich, wieder beschränken sie sich nur auf das Kunstzigeunertum Wilhelms in der ersten Romanhälfte. Dagegen ist der zeitverwirrende Einfluß der Schlegelschen ‚Lucinde' mit ihrer romantischen Ironie im ‚Godwi' fast mit Händen zu greifen (z. B. das Verwerfen der Ehe als Hindernis für das Sichausleben) [Heinses Ardinghello]. In der Wirkung reichte der brentanosche Roman freilich nicht im entferntesten an sein Vorbild heran, obwohl er es an künstlerischem Temperament wie an stimmungsvollen Einzelheiten übertraf.

Auf die beiden größeren Romane des andern der beiden romantischen Dioskuren, Achims von Arnim, einzugehen ist hier nicht notwendig; ‚Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores' gibt ein nicht übles, aber auf aristokratische Kreise beschränktes Weltbild, ist aber kein Bildungsroman. ‚Die Kronenwächter, Bertholds erstes und zweites Leben' hat wohl Anläufe zu einem Bildungsproblem, ist aber mehr ein historisches Sittengemälde, teilweise in gewaltigem Freskenstil.*

Als letzter der romantischen Romane, die zu der Goetheschen Lebens- und Bildungsauffassung im ‚Meister' Stellung zu nehmen wagten, sei hier noch das Jugendwerk des volkstümlichsten und gesundesten Lyrikers der romantischen Richtung kurz erwähnt, Josephs von Eichendorff ‚Ahnung und Gegenwart'. Gerade dieser Roman bildet überdies einen passenden Abschluß für die ganze Schule, als er in seiner endgültigen schroffen Ablehnung der Goetheschen Weltanschauung und der religiösen Lösung des ganzen Bildungsrätsels den eigentümlichen Ring romantischer Ideen, die von der fröhlichsten, skrupellosesten Weltbejahung bis zur bigottesten Weltverneinung reichten (den Ideen entsprach auch das Leben mancher, z. B. Friedrich Schlegels und Brentanos), passend abschließt. Eichendorffs Held, Graf Friedrich, ein künstlerisch empfindender Dilettant wie Wilhelm Meister, zugleich ein Edelmann

* Joh. Ernst Wagners Roman: ‚Wilibalds Ansichten des Lebens' gehört nach des Dichters eigenem Bekenntnis (s. Vorrede) zur Schule des ‚Meister', aber nicht eigentlich in diesen Zusammenhang.

F. Gg. Waldmüller pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Schaukasten.

von Arnimschem Gepräge, zieht wie üblich aufs ungewisse in die Welt, bildet seinen Geist im Genuß, seinen Charakter in mancher bitteren Erfahrung; kann jedoch nicht wie Meister seinen Pakt mit der Welt schließen, indem er etwa in irgend welcher nützlichen Betätigung innere Befriedigung fände. Friedrich erscheint die Zeit jammervoll, die Welt trostlos, und so sagt er ihr dauernd Valet, um in eines Klosters beschaulicher Abgeschiedenheit Frieden zu suchen. Nicht die Arbeit (Goethe), nicht die Poesie (Novalis), nicht der Sinnengenuß (Schlegel und Brentano), sondern die Religion bringt dem menschlichen Streben die ersehnte Harmonie, das ist Eichendorffs ultima ratio. Wie grundverschieden ist diese katholisch-mönchische Weltanschauung von der des lebensfrohen ‚Meisters'! Und doch sind Ausgangspunkt, Grundmotiv und auch große Teile der Komposition dem Goetheschen Bildungsroman entnommen (die direkte Vermittelung bot wahrscheinlich Dorotheas ‚Florentine'). Dieselben Mittel müssen in beiden Romanen grundverschiedenen Zwecken dienen: Hier wie dort eine umfassende Schilderung eines großen, geistig bedeutenden Gesellschaftskreises, der bei Eichendorff fast rein aristokratisch ist. Hier wie dort ein ausgesprochener Subjektivismus, dem das Ausleben der eigenen Persönlichkeit die Hauptsache ist, ein künstlerisch verklärter Müßiggang, dem ein ideales Streben zugrunde liegt, eine naive Sinnlichkeit und Freiheit im Verkehr der Geschlechter, aber ein völlig verschiedenes Endresultat. Bei Goethe ein zukunftsfroher, mutiger Optimismus und jene innere Harmonie der Seele, der eine männliche Sicherheit im äußeren entspricht; bei Eichendorff Unsicherheit, bitterer Pessimismus und schwächliche Weltflucht. Schon aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich, daß der Eichendorffsche Roman an einer psychologischen Inkonsequenz leidet, der übrigens auch eine künstlerische wie technische Ungleichheit entspricht. Der vermittelnde Beweis zwischen Voraussetzung, Behauptung und Resultat ist in ‚Ahnung und Gegenwart' nicht überzeugend, und in der Tat besteht der Roman auch seiner Entstehungsgeschichte (näheres Krüger, Der junge Eichendorff) nach aus zwei recht verschiedenen Hälften, von denen die erste die dichterisch wesentlich wertvollere genannt werden darf.

Überblickt man nun noch einmal die gesamten Bildungsromane der Romantiker, so wird man den Eindruck nicht los, daß sie bei aller äußerlichen Beeinflussung durch den ‚Meister' doch die Grundidee und die Weltanschauung des Goetheschen Romans nicht begriffen, zum Teil sogar gröblich mißverstanden hatten. Die meisten dieser Dichter, die Goethe zu ergänzen, zu verbessern oder gar zu überbieten suchten, hielten sich zur Not an des ‚Meisters' fünf erste Bücher, auf die hin sie das luftige Phantasiegebäude bauten vom idealen Müßiggang, der erhabenen Zwecklosigkeit des Daseins, von der Genußfreiheit und der Selbstherrlichkeit des Ichs. Von der Selbstzucht und Selbstüberwindung des siebenten und achten Buches wollten sie nichts wissen. Es ist daher recht wohl zu begreifen, daß Goethes Wohlwollen für die junge romantische Bewegung sich mehr und mehr in Abneigung verwandelte, wenn er sich bitter ausläßt über ihre Form und Gestalt vernichtende Phantastik, über ihre

gekünstelten neuen Theorien, durch welche die Herren glaubten, ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. ‚Dem redlich denkenden Einsichtigen‘ (schreibt Goethe schließlich an Zeller 28. August 1823) ‚bleibt es gräßlich, eine ganze, nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu sehen.‘ Und doch trug die romantische Bewegung in sich einen allerdings vielfach auf falsche Bahnen gelenkten, von Haus aus aber ehrlichen und echt deutschen Idealismus, der nicht nur dem großen nationalen Aufschwung der Freiheitskriege zugute gekommen ist, sondern auch im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte auf zahlreichen Gebieten unseres geistigen Lebens (z. B. Geschichte, Philosophie, Philologie [Germanistik bes.], Musik, bildende Kunst) befruchtend eingewirkt hat.

Leuchtende Gedanken.

Aus den Werken von Bogumil Golz.)

Die Aufgabe in der Charakterbildung wie überall ist die Versöhnung der Lebensgegensätze, also nicht die Abtötung, sondern die Begrenzung und Vergeistigung der Natur. Aber diese Aufgabe ist es, die nur das Christentum, und zwar durch Gemütsbildung zu vollbringen vermag.

* * *

Wahrheit ist nicht nur in einem Verstande, welcher Dinge und Geschichten so denkt und nimmt, wie sie zufällig oder an sich sind; sondern Wahrheit ist in dem Propheten und Helden, welcher Menschen, Zustände und Dinge zu verwandeln und sie einem übernatürlichen Geiste dienstbar zu machen versteht. Denn der Geist ist es, der die Materie beherrscht.

* * *

Ohne Herzensverbesserung keine Weltverbesserung. Das Herz aber bildet sich viel weniger durch Ideen als durch Vorbilder, Erlebnisse und Beispiele; durch ein zweites Herz, mit dem es in Liebe und Treue verkehrt.

* * *

Es gibt keine ganz überwundenen Standpunkte und Autoritäten, weder in der Weltgeschichte, noch in der Sitte, noch in der Philosophie. Es kann keine absolut überwundenen Standpunkte, d. h. keine ausgeschiedenen Lebensprinzipe und Lebenskräfte, geben. Es verschwindet weder ein Atom der Materie noch eine Form und eine Kraft ganz und gar aus der Welt.

* * *

Des Weibes melodische Seele bildet erst mit dem harmonischen Ernst und dem rhythmischen Geist des Mannes eine vollkommene Musik.

* * *

Unsere Altvordern hatten ein Gewissen von der Heiligkeit und Unheiligkeit des Wortes, das uns entwichen ist; sie achteten auf Segen und Fluch; sie beschworen Geister und Krankheiten mit Zauberworten, und derselbe Schatz, den das rechte Wort sichtbar werden läßt, versinkt tausend Klafter tief bei dem ersten unheiligen und überflüssigen Wort. Bei den Vorvätern galt ein Wort einen ganzen Mann, und Wort halten hieß ein Mann sein. Heute halten die Worte einander keinen Augenblick über Wasser, geschweige denn ihren Mann oder der Mann seine Worte!

Gedichte von Christoph Flaskamp.

Im letzten Wachen.

Über Tal und Hügel
Breitet hoch die Nacht
Ihre blauen Flügel.

Ist ein fremder Vogel
Fern aus jenem Land,
Das die Mutter immer
Meine Heimat genannt.

Fremder, fremder Vogel,
Der dort oben fliegt,
Sage mir, wo deine
Und meine Heimat liegt!

Du singst so süß — doch leise,
Und fremd ist deine Weise,
Ich hör es kaum. —
Blauer, blauer Vogel,
Sing mich süß in Traum!

Herbstheide.

Rauh in dumpfer Seelennot
Hockst du nun im Witwenkleide,
Heide, meine treue Heide,
Die mir alles Liebe bot.

Klamm und dunstig schwankt der Strauch,
Alle Form verweht wie Rauch;
Alle Farben werden blasser,
Tiefer dunkeln alle Wasser.

Grau und spukhaft in den Kolken
Spiegeln sich die schweren Wolken,
Die mit ihren plumpen Bäuchen
Riesenroh vorüber streichen.

Morgenrot und Abendrot
Küssen kalte Nebel tot.
Und bei Nacht nicht Mond noch Sterne,
Keine Nähe, keine Ferne,
Kaum der Büsche Schattenriß —
Endlos graue Finsternis.

Das letzte Licht.

Die Höhen sind noch lichtumhaucht,
Doch unten dunkelt schon das Tal;
Ein feiner grauer Nebel raucht
Empor, die Luft wird aschenfahl.

Und eh du noch den Blick gewandt
Von jener Höhen letztem Licht,
Legt Nacht dir ihre kalte Hand
Aufs schlummerblasse Angesicht.

Vorfrühling.

Verrauchend zog der feuchte Morgenduft;
Dann schwoll vom Sonnenstrom das blasse Blau
Des Äthermeers; — kaum atmet nun die Luft;
Am Grunde flimmert noch ein feiner Tau.
Schwarz liegt das umgebrochne Ackerland,
Dazwischen schmale saatengrüne Streifen,
Bis wo die Wälder um den Himmelsrand
Mit ihren riesenhaften Armen greifen.

Tief treibt des blauen Äthers frische Flut,
Umspült die Welt mit hellem Sonnenschaum,
Durchwühlt und wäscht und wärmt der Erde Blut;
Das steigt und nährt nun Halm und Strauch und Baum,
Ein jeder Nerv zuckt auf, es rinnt und regt
Sich in den offnen Adern neues Leben
Den Stamm empor, daß sich der Ast bewegt
Und alle Zweige wie im Winde beben.

Zum Grunde sank im Sturm, was morsch und alt,
Und wirkt vermodert wieder neue Kraft.
Wie recht und rüstet sich der junge Wald,
Ein jeder Stamm gährende Leidenschaft!
In seinem Rauschen hör' ich Klänge, die
Mir fast verstummten in des Tags Beschwerde,
Die jungvertraute, stolze Melodie
Der Kraft und Schönheit unsrer Mutter Erde.

Im Reifen.

Blattgeneigt
Steh'n Baum und Strauch.
Kein Ton, kein Hauch;
Selbst die Grille schweigt.
Nur heiß der Atem der Ähren steigt.

Und am Waldrand ruh
Und träum ich ins Tal,
Die Augen halb zu —
Kennst nicht auch du,
Herz, diese heiße Qual?

Wenn voll Werdelust,
Geheimnisstill
In deiner Brust
Aus dem Blütenbluft
Die Frucht reifen will?

Nachlese.

Von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Den schönsten Platz droben auf den Bergen hatte die schöne Stadt ihren Toten eingeräumt. Da lagen sie in einem herrlichen Garten voll Rosen, Lilien und Reseda unter schattigen Bäumen friedlich in langen Reihen.

‚Wie gut die's haben!' dachten jedesmal die Hinaufkommenden. Und seufzend stiegen sie wieder hinab in die alte, graue, hochgiebelige Stadt, wo zwischen den Gassen die Sorgen schlichen, der Hunger, die Krankheiten; wo still, heiß und unerbittlich der ewige Kampf tobte, der ‚Leben' heißt.

Eine alte Frau steigt den Pfad hinab — müde — müde — den Blick nach innen gekehrt.

In der Nähe der eisernen Gitterpforte tritt ein Mann grüßend auf sie zu. Da hebt sie die Augen.

Augen, in denen mehr steht als die natürliche Trauer um einen lieben Verstorbenen. Wie sie sich so mühsam vom Boden lösen und zurückirren in die sonnige Welt, glüht aus ihren Tiefen ein Schein, vor dem es dem derben, knorrigen Friedhofwächter wie ein leiser Schauer über den Rücken läuft.

Er reißt abermals die Mütze ab. ‚Na, adje och, gnä' Frau!'

Da dämmert ihr etwas wie ein Lächeln über's Gesicht. Sie reicht ihm ein Geldstück. ‚Adieu, Wilke! Und pflegen Sie mir das Grab gut!'

Er beteuert, daß sie sich heilig darauf verlassen könne. ‚So gut, als wenn Frau Geheimrat noch täglich käm'.'

Sie reichte ihm die Hand.

‚Schade, schade, daß Sie wegziehen,' rief er, und es kam ihm vom Herzen, denn sie hatte mit vollen Händen gegeben. Nichts war ihr kostbar genug gewesen für das Fleckchen Erde, unter dem ihr alter Lebensgenosse schlief.

‚Schade, schade! Aber natürlich die Kinderchen, — vorzüglich was die gnädige Frau Tochter is, — die wollen Mamachen doch nicht so mutterwindallein hier lassen. Und wo noch alles so frisch is —'

Sie nickte stumm und ging weiter, der Pforte zu.

Er begleitete sie, offenbar durch ihre freigebige Spende zur äußersten Höflichkeit angeeifert.

‚Ja, wenn man das so bedenkt,‘ philosophierte er. ‚Pfingsten noch die goldene Hochzeit gefeiert. Und alle Kinderchen und Enkelchen und Urenkelchen beisammen. Und die ganze Stadt — Deputationen und Glückwünsche — und die Blumen! Un knapp ein Vierteljahr darauf —‘

Er hielt ihr die Pforte weit offen und verneigte sich wie vor einer Fürstin. ‚Na, gute Reise! Und kommen Sie bald wieder!‘

Noch einmal sah sie ihn an wie aus einem Abgrunde herauf. ‚Ja,‘ sagte sie stark und zuversichtlich, mit wunderlicher Betonung. ‚Bald!‘

Ihr schwarzes Kleid schleifte im Bergabschreiten durch den Staub der Landstraße. Wie eine Trauerfahne wehte der lange, dichte Schleier um ihr weißhaariges, gebücktes Haupt.

‚Könnte sich nu doch zufrieden geben,‘ brummte Wilke, ihr kopfschüttelnd nachschauend. ‚Hat den Mann doch fufzig Jahre gehabt. Un sonst alles, was sich ein Mensch wünschen kann. Aber nee, is schon ganz verfallen. Und war ne schöne Frau, bis der Alte starb.‘

* * *

Die Frau ging weiter. Immer bergab, bergab. Ringsum Felder — Stoppelfelder. Bunte Papierdrachen stiegen in die Luft empor. Frohe Kinder lachten und jauchzten. Altweiberfäden zogen. In silberigem Herbstduft verschwamm die Ferne.

Stoppelfelder? Ja, war denn Sommer gewesen? Hatte er geblüht und goldene Ähren gereift?

Wo war ihre Ernte?

Fünfzig Jahre hatte sie gebraucht bis zu dem Grabe oben auf dem Berge. Aber sie waren ihr vergangen wie ein Spaziergang in bunter, zerstreuender Gesellschaft. Sie hatte nicht auf den Weg geachtet. Erst als sie wieder hinab ging, allein, fiel's ihr ein, sich zu besinnen, wie sie eigentlich hinauf gekommen war.

Stoppelfelder! Alle hatten geerntet. Sie nicht. Sie stand mit leeren Händen, leerem Herzen auf den kahlen Äckern ihres Lebens und suchte nach einem Körnchen Glück zur Wegzehrung auf der letzten, einsamen Strecke.

* * *

Wie war denn das gekommen?

Hatten sie einander nicht geliebt mit jener großen göttlichen Liebe, die alle Selbstsucht, alle Kleinlichkeit, alle rechthaberische Torheit verzehrt mit ihrer himmelanlodernden Flamme?

Und als sie einander endlich besitzen durften nach Jahren harten, alle Kräfte stählenden Kampfes, waren sie nicht zum Altar gegangen wie ein paar Sieger? War nicht die blühende Myrthe ihnen zum Lorbeer geworden? Zum Zeichen ihres Triumphs?

Wie seltsam! Sie mußte sich lange besinnen; wo war denn die Liebe geblieben? Die große, heilige, weltüberwindende Liebe?

Verschwunden, zerronnen, wie ein Traum beim Erwachen zerrinnt!

Freilich — nicht gleich, nicht schmerzlos. Die Erinnerung an jenen süßen Traum spukte noch lange in den kühlen, nüchternen Tag hinein. Sie wollten ja doch gern so glücklich sein, wie es ihnen vorgeschwebt hatte, und verdarben einander das Leben mit törichten Ansprüchen, Wünschen, unmöglichen idealistischen Forderungen, bis sie endlich ihren Irrtum einsahen und ‚vernünftig' wurden.

Und je älter und vernünftiger sie wurden, desto überspannter kamen ihnen ihre himmelstrebenden Träume von Seelengemeinschaft und Vervollkommnung durcheinander vor. Sie mußten zuletzt darüber lachen.

Seine Pflicht und Schuldigkeit tun, niemand zu nahe treten, alle guten Gaben genießen, laufen lassen, was man nicht ändern kann, — im übrigen sich den Kuckuck um unerwiesene Dinge kümmern, — das war ihre Lebensweisheit geworden.

Und sie fuhren gut damit. Leichter, freier, sicherer gingen sie ihren Weg als zu der Zeit, da sie ihre zerbrochenen Ideale wie zerbrochene Ketten mit sich schleppten.

So kamen Alltag und Philisterium mehr und mehr über sie her. Ihre Ehe war ein stilles Übereinkommen, die kleinen Fehler und Schwächen des andern zu ertragen; ein freundliches Gernhaben, ein kluges Sicheinleben. Sie ersparten sich die heftigen Dispute, die leidenschaftlichen Szenen, das einander Hinüberziehenwollen und blieben jedes für sich.

Und wenn sie auch mitten unter ihren Kindern saßen und über diese oder den Haushalt oder sonst Dinge, die sie gemeinsam angingen, ein kluges, friedliches, beratendes Gespräch führten, waren sie doch innerlich getrennt, als flösse das Weltmeer zwischen ihnen.

Und das Alter kam. Da wurden sie immer ruhiger, heiterer, scherzhafter, einander immer ähnlicher in ihrem äußeren Wesen. Kleine Familienwitze wurden bei den gleichen Gelegenheiten immer wieder losgelassen und fuhren wie auf Geleisen prompt herzu bei Bedarf.

Sie brauchten sehr oft dieselben Redewendungen und hatten über landläufige Dinge die gleichen Anschauungen. Ein behaglicher Friede herrschte in ihren künstlerisch ausgeschmückten Räumen, zarteste Rücksichtnahme im Verkehr der Familienmitglieder unter einander. Und sie sonnten sich in der

Überzeugung, das erstrebte Ziel einer glücklichen Ehe — wenn auch auf einem Umwege — doch noch erreicht zu haben.

Nach fünfzig Jahren waren sie eine Musterfamilie geworden bis ins dritte und vierte Glied. Der würdige, etwas steife und bedächtige Bureaukrat, die stattliche, ehrfurchtgebietende Matrone, beide gute, wohlwollende Menschen, keinem etwas Böses wünschend oder gar zufügend, leuchtende Vorbilder jeder Staatsbürgertugend, sie genossen die Freuden und Ehren des Alters mit dem bescheidenen Stolz, daß sie wohlverdient seien.

Und nach der Erfüllung eines seltenen Glücks, das ihnen, zu einem Brennpunkt vereinigt, in Kindern und Enkeln noch einmal den Segen zeigte, der ihrer Ehe entsprossen war, hatte der alte Mann sich müde schlafen gelegt.

Die verlassene Frau hatte um ihn getrauert voll herzlichen Kummers, aber mit den abgestumpften Sinnen der Siebenzigjährigen. Alles war so sacht und natürlich zugegangen. Sein langes Kränkeln hatte sie allmählich auf seinen Verlust vorbereitet, und als es so weit gewesen, hatte sie ihm ergeben die Augen zugedrückt.

Die schöne Trauerfeier, der Besuch der Familie, die Teilnahme der ganzen Stadt, die Trostworte des Predigers: ‚Sie haben gelebt wie die Kinder‘ — das alles war so mildernd, so wohltuend, so vornehm stilvoll gewesen, vollkommen nach der Sitte, die ihr ganzes Leben beherrscht hatte.

Und das Bild des friedlich Schlafenden droben auf dem herrlichen Bergfriedhof, das sollte sie nun auch trösten und begleiten, bis sie selbst ihm zu jenem stillen Platz gefolgt war.

Zuerst ging es auch. Sie weinte sanfte, wehmütige Tränen, die sie erleichterten, ohne zu schmerzen. Der gute, alte Mann! Überall fehlte er ihr. Gott, wenn man fünfzig Jahre miteinander gelebt hat!

Allmählich aber, da klopfte etwas an, erst schüchtern, leise, warnend, fragend. Etwas, das weher tat als die weichen Tränen der Gewohnheit. Etwas, das grub und nagte, tief innen, in Gründen der Seele, die zugeschüttet, vergessen waren seit langen, ewig langen Jahren.

Was war das? Ein Vorwurf? Eine Selbstanklage? Ein quälendes, bohrendes Reuegefühl?

Wie? Hatten sie denn nicht in glücklichster Ehe gelebt? Hatten sie einander nicht jeden Wunsch von den Augen abgesehen, die Hände unter die Füße gelegt?

Was wollte dies Fremde, Rätselhafte, Unbegreifliche?

Es überfiel sie oft mitten in der Nacht. Es vertrieb ihr den kargen Schlaf. Bei Tage raubte es ihr die Ruhe, jagte sie hin und her zwischen ihrem Grabe oben auf dem Berge und dem rebenumrankten Haus am Rheinufer, wo sie die letzten zwanzig Jahre gelebt hatten.

In seinem Zimmer, wo noch alles genau so lag und stand, wie er es verlassen, hatte sie dem Verlorenen am nächsten zu sein geglaubt.

Aber gerade der scheinbar organische Zusammenhang seines ehemaligen Besitztums mutete sie von Tag zu Tag unheimlicher an. Wie die leere Puppenhülle eines Schmetterlings war's, wie die dunklen Augenhöhlen eines Schädels starrte es, aus dem früher warmes, lebendiges Leben geschaut hatte.

Und droben unter den Platanen — der blumengeschmückte Hügel? Was suchte sie dort? War dort der, mit dem sie fünfzig Jahre gelebt hatte Seite an Seite?

Schauder über Schauder! Ihre Phantasie sträubte sich, ihr Herz stockte vor Grausen, wenn sie dachte, was dort im Dunkel der bergenden Erde vor sich ging.

Von ihrer langen Ehe war ihr nichts geblieben, nichts.

Wie konnte der Tod des alten Mannes, das natürliche Ende eines reichen, langen Lebens, sie so aus sich selbst herauswerfen?

Und allmählich, leise, leise dämmerte es ihr: Nicht der Tod war's. Es lauerte etwas hinter diesem Tode, furchtbarer, unheimlicher als er selbst: das Leben, das sie geführt hatten! Die Ehe, die keine Gemeinschaft gewesen war.

‚Wie die Kinder haben sie gelebt!'

Ja, wahrlich, wie die Kinder. Kurzsichtig, mit dem Leben spielend, am Erfolg sich berauschend, kindisch glücklich über einen Sinnengenuß, ein gutes Glas Wein, einen Erwerb für das alte, schon übervolle Nest, einen Orden, eine Rangerhöhung!

Und es kam ihr eine dunkle Erinnerung an einen schönen, hohen, seligen Traum, den sie einmal miteinander geträumt hatten, damals, als sie jung gewesen und wußten, was Liebe war.

Damals, als sie alles teilen mußten, was groß, gut, schön ist; als die Ehe noch vor ihnen lag wie ein dunkles, heiliges Mysterium, hinter dessen Schleiern sich die Gottheit barg.

Ach, die Geburtsstunde ihrer Ehe war die Todesstunde ihrer Liebe gewesen. Im Besitz hatten sie einander verloren.

Aber sie mußte ihn wiederfinden, den Geliebten. Sie hatte nur noch den einen Gedanken, die eine verzehrende Sehnsucht, Tag und Nacht, jede Stunde, jeden Augenblick.

Und diese mörderische Sehnsucht schmolz ihr weiches, üppiges Fleisch zusammen, schnitt harte, hölzerne Linien in ihr schönes Greisengesicht, verbog ihre stattliche Gestalt, zog ihr Haupt erdwärts und ließ die düsteren Augen tief in ihre Höhlen sinken.

Sie allein brannte aus diesen dunklen Augen hervor wie das Lebensfünkchen, das diesem wandelnden Leichnam noch Atem, Bewegung, Willen gab.

Ihre Kinder, entsetzt über den plötzlichen Verfall, hatten nicht Ruhe gegeben, bis die Mutter ihnen versprochen hatte, die Stadt zu verlassen, ihr Heim aufzugeben und abwechselnd bei einem von ihnen zu wohnen.

Heute nun hatte sie sich losgelöst von allem Lieben, Trautgewordenen, das so lange ihre Welt gewesen. Während das Haus geräumt und die Möbel verladen worden, hatte sie droben ihren Abschiedsbesuch gemacht.

Nun betrat sie die malerische, graue Stadt, und mechanisch ging sie die gewohnten Wege, bis auf einmal der grüne Rhein vor ihr glitzerte und ihr altes Nest, bis unters Dach mit Reben umsponnen, sie anschaute.

Sie stutzte, schrak zusammen. Nicht dahin hatte sie zurückkehren wollen. Ihre Freunde hatten ihr eine Unterkunft geboten. Dort sollte sie bleiben bis zur Abreise. Ihr hatte so gegraut vor all dem Häßlichen, Notwendigen der großen Umwälzung.

Nun stand sie doch vor ihrem Hause. Mit seinen gardinenlosen Fenstern schaute es sie an, schauerlich öde und verlassen.

Es stieß sie fort und lockte doch wieder, lockte, — lockte.

Sie kämpfte mit sich. Es wiedersehen, die leeren Wände, so kahl, so beraubt? Nein, nein, das vergäße sie nie wieder.

Und da — hatte sie schon die eiserne Gittertür geöffnet. Sie schritt durch den Garten, trat ins Haus.

Weit offen gähnten alle Türen. Nicht mehr galt es ja, die Schätze zu hüten, mit denen die Räume vollgestopft gewesen waren.

So ging sie vom Flur aus durchs Erdgeschoß. Eine grelle Helligkeit verbreitete der blaue Nachmittagshimmel bis in die fernsten Winkel.

Jeden Zollbreit dieser Wände kannte sie, jeden Fleck in den Tapeten, jede schadhafte Stelle im Fußboden. Alles, was Gardinen und Vorhänge sonst mit schonender Dämmerung verschleiert hatten, lag jetzt schreiend offen, in frecher Häßlichkeit am Tage.

Das war ihre Welt gewesen? Sie entsetzte sich.

Und Staub, Staub, wohin sie sah.

Wo kam der her? Große, graue, zusammengeballte Flocken, federleicht, hier und dorthin huschend beim leisen Rauschen ihres Kleides, der schwachen Erschütterung des Fußbodens unter ihrem Schritt.

Wo, wo kam der her? Hatte sie nicht ihr ganzes Leben gegen ihn angekämpft, ihn verfolgt bis in die heimlichsten Winkel, in ewiger Fehde gelegen mit ihm, mit dem Schmutz, mit den garstigen Spinnen, die ihr graues Gewebe aufhängten, ehe man sich's versah?

Und da, dicht vor ihr, ließ sich plötzlich so ein riesiges, schwarzes Ungetüm an langem Faden von der Decke herab. Eilig kroch's am Boden entlang. Die Frau schrie auf, wich aus, wollte umkehren, fort —.

Aber nein. Sie konnte nicht los. Mit geheimnisvoller Macht hielt sie die Leere. Wie gebannt schritt sie durch die hallenden Räume, vom Keller zum Boden, vom Boden zum Keller. Überall die Schatten von Dingen, die einst gewesen waren, statt der Dinge selber.

Wie ein Geist in einer Schattenwelt wandelte sie. Und sie fühlte es stärker und stärker, diese Welt lebte! Lebte lebendiger als die sichtbare, fühlbare, massige Wirklichkeit, die diese Räume sonst vollgestopft hatte.

Nun ihres Mannes Arbeitszimmer! Sie zagte. — Nur Mut!

Am Boden, dicht am Fenster der große, viereckige Fleck mit dem noch tadellosen Anstrich. Zwanzig Jahre hatte dort sein Schreibtisch gestanden. Ein Heiligtum, ein Gegenstand scheuer Furcht für die Frau.

Vor diesem Schreibtisch hatte die Gemütlichkeit Halt gemacht. Ernst und Würde hatten ihr unnahbar daraus entgegengestarrt.

Wie oft war sie in den ersten Jahren gekommen mit randvollem Herzen, hungrig nach Rat, Zuspruch, einem Liebeswort, und war wieder still hinweggeschlichen! Ach, wieviel Tränen hatte es sie gekostet, ehe sie es gelernt hatte, daß eines dem Manne über Weib, Kind, Jugendideale, Gott, über alles geht: das Amt!

Ein Schritt weiter. Wieder ein kleinerer, viereckiger Fleck am Boden. Hier stand das eisengepanzerte Ungetüm, der Geldschrank.

Ach, wie leicht war das Leben gewesen ohne ihn!

Sie waren so glücklich gewesen mit seinem kleinen Beamtengehalt und ihrer großen Liebe.

Dann aber kamen die Erbschaften, eine nach der andern, als wenn's Fortuna Spaß machte, sie mit dem blanken Mammon zu überschütten. Und mit dem Golde kamen die Freunde mehr und mehr, in ganzen Scharen. Es kamen die Bewerber um die heranblühenden Töchter. Das Leben wuchs immer mehr ins Breite, verzweigte sich in tausend und abertausend dünnen Fäden. Und seine Tiefe versandete, bis sie nichts mehr von ihr wußten.

Weiter! Der große, halbdunkle, saalartige Raum, — das Speisezimmer.

Hier hatte sich das eigentliche Familienleben konzentriert. Die Mahlzeiten, die waren das festeste Band gewesen. Um den mächtigen Eßtisch hatten sie alle sich zurückgefunden, die auseinandergeschwirrten Küchlein, die fremdgewordenen Menschen, die ihren eigenen Weg gesucht hatten.

Und die Mutter wußte wohl noch ganz genau die Lieblingsspeise jedes einzelnen. Was aber sonst in ihnen steckte, was da vielleicht gärte und

brodelte in den jungen Seelen an guten und bösen Trieben, das blieb ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

Und dann die vielen Gastmähler, der Prunk der Tafel, die auserlesenen Gerichte, die schweren Weine!

Last und Mühe vorher. — Und nachher?

Öde Stunden fielen ihr ein. Klatsch, Getuschel, Langeweile und trotz aller Vergnügungsjagd nie ein rechtes Frohsein.

Sie stieg hinab in die Küche.

Der Herd mit weiß und blauen Kacheln, — kalt. An den Wänden noch überall die Spuren der Möbel, Küchenschränke, Wand- und Topfbretter. Und alles war vollgepfropft gewesen mit Messing, Kupfer, Blech, Porzellan. Und ewig mußte geputzt, gescheuert, gewaschen werden. Und ewiger Ärger um Zerbrochenes, Unsauberes, Ärger, der aus einem Nichts zu einem gräulichen Ungeheuer anwuchs, kaltes Murren, dumpfe, düstere, quälende Tage schuf.

Das war nun alles fort, ganz fort aus ihrem Leben.

Sie atmete, atmete tief, immer tiefer, blickte umher. Die Leere und Helligkeit tat ihr doch wundergut. Sie fühlte — seltsam! — kein Bedauern, kein Heimweh nach diesen Dingen. Je länger sie so umherwandelte, desto leichter und freier wurde ihr ums Herz.

Absonderliche Gedanken kamen ihr, neue, unverständliche, unbegreifliche Gefühle.

Wie wenn all der Plunder auf sie gehäuft gewesen, ein furchtbarer, nie abzuwälzender Ballast, wie wenn sie schneckengleich ihr ganzes Haus mit sich herumgetragen fünfzig Jahre lang und der Wust alles Beste in ihr erdrückt und erstickt hätte, so war ihr.

Ja, ja, nun wußte sie's: Ihre Seele war erdrückt, war erstickt, erdrosselt gewesen vom Alltag.

Ach, und jetzt und heut', da wurde endlich Luft, Luft! O Gott! Die Last hob sich, wich, — Erlösung, Freiheit!

Stärker und stärker regte sich's drinnen. Die verschüttete Quelle wollte ans Licht. Sie sprudelte, wusch, drängte lebendig, jung, gewaltig. Und auf einmal — o Seligkeit! — da war's, das Licht, der Tag!

Wie damals als Braut, ehe sie ihr Nest zusammengetragen, stand sie wieder in leeren Räumen. Aber was damals Zukunft gewesen, war jetzt Vergangenheit. Der Acker hatte grüne Halme getragen und silberblaue Blüten und schwere, goldene Ähren und stand jetzt in Stoppeln.

Der Ring schloß sich, Ende reihte sich an Anfang.

Mit einem großen, weiten Blick, der ihr ganzes Leben zusammenfaßte, schaute sie zurück.

Wie ein kurzer, bunter Traum lag alles hinter ihr. Vorbei. Sie trat aus dem Hause, und die Tür fiel hinter ihr zu mit dumpfem Dröhnen, das wie ein donnerndes Echo durch die leeren, hallenden Zimmer ging.

Abschiednehmend schritt sie noch einmal durch den Garten. In ihr brandete und rauschte es so gewaltig, so frühlingsjubelvoll, daß ihr altes, morsches Herz erzitterte, wie wenn es brechen wollte.

Still floß der Rhein im sanften Abendschweigen. Leichte, silberne Schleier webten am jenseitigen Ufer. Am Himmel ein letztes, blasses, sterbendes Rot zwischen golddurchwirkten, duftigen Lämmerwölkchen.

Süßer, abgeklärter, wunschloser Frieden draußen.

Auf der Terrasse stand sie still unter dem rebenumzogenen Spalier, an dem die reifenden Trauben in schwerer Fülle hingen.

Ihre Augen gingen hinüber zu den im Abendschatten versinkenden, blauen Bergen, von deren einem geheimnisvoll ragende Kreuze, Säulen und Gestalten ins Tal hinuntergrüßten.

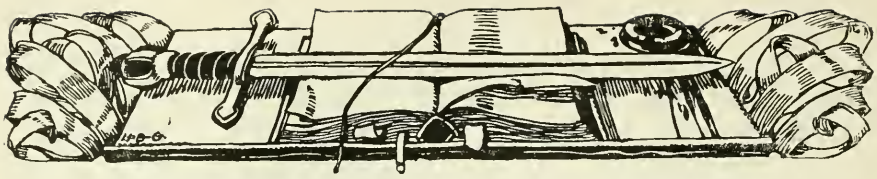
Sie nickte. Ihr altes, faltiges Gesicht lächelte in stiller, seliger Verklärung wie das einer Erlösten.

Wiedergefunden! In ihrer von den Toten auferstandenen Seele lebte der geliebte Tote.

Als sie heute nachmittag von ihrem Grabe Abschied genommen, hatte sie gedacht: Nicht auf lange. Bald ruh' auch ich unter den Platanen aus.

Jetzt flüsterte sie: ‚Wie's Gott gefällt. Ob heut', ob in Jahren. Ich habe genug für die Ewigkeit.'

Und das Stückchen Leben, das ihr blieb, um Nachlese zu halten, dünkte sie köstlicher als ihre ganze reiche, goldene Ernte.



Das Anerbenrecht in Deutschland.

Von

Otto Fischer.

Die unter dem Namen ‚Anerbenrecht' zusammengefaßte Art, wie die Aufgabe der Erhaltung geschlossenen bäuerlichen Familienbesitzes zu lösen sei, ist nicht nur im Deutschen Reich und in Deutsch-Österreich der Gegenstand tiefgehenden theoretischen Forschens der Juristen, Nationalökonomen und Soziologen, einer warmen Anteilnahme der beteiligten ländlichen Kreise, einer einsichtigen und sorgfältig vorbereiteten praktisch-legislativen Betätigung gewesen, sondern sie hat auch das lebhafteste Interesse des Auslandes erweckt.

Infolge einer Aufforderung, für die Pariser ‚Reforme Sociale' eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit in Deutschland zu geben* und von der Wertschätzung, welche man bei uns der Einrichtung zuteil werden läßt, zu berichten, sah ich mich genötigt, auch den französischen Bestrebungen auf diesem Gebiete mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der in sozial-politischer Hinsicht hochverdiente Le Play, dessen hundertjähriger Geburtstag im Jahre 1906 durch Enthüllung seines Standbildes im Luxemburggarten begangen wurde, hatte schon im Jahre 1829 auf das hannoversche Anerbenrecht hingewiesen. In der Neuzeit haben seine Schüler und Nachfolger, darunter mein auch als scharfer und nützlicher Beobachter deutscher Verhältnisse bekannter Freund Georges Blondel, namentlich in den Unions de la paix sociale die Frage schriftlich und mündlich eifrig diskutiert.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich läßt grundsätzlich auch für die ländliche Bevölkerung und die dem Ackerbau dienenden Grundstücke das gemeine Erbrecht gelten, nach welchem sich das Vermögen einschließlich des Grundbesitzes in erster Linie auf Ehefrau und Kinder, weiterhin aber auch auf entferntere Verwandte vererbt. Diese mehreren Personen haben sich in den Nachlaß zu teilen. Indessen erfolgt die Teilung in Natur nur soweit, als sich die Nachlaßsachen ohne Verminderung des Wertes in gleichartige, den Anteilen der Teilhaber entsprechende Teile zerlegen lassen. Das wird man bei geschlossenen Landgütern in der Regel nicht anzunehmen haben. Sonst erfolgt, wenn sich die Erben nicht über etwas anderes verständigen, öffentliche Versteigerung und Teilung des Erlöses.

* Veröffentlicht Bd. 53 S. 109 ff.

Außerdem ist aber bestimmt, daß, wenn der Erblasser angeordnet hat, daß einer der Miterben das Recht haben soll, ein zum Nachlaß gehöriges Landgut gegen Ersatz des Wertes zu übernehmen, im Zweifel anzunehmen ist, daß das Landgut nur zu dem Ertragswert und nicht zu dem Verkaufswert angesetzt werden soll. Der Ertragswert ist der kapitalisierte Reinertrag, den das Gut nach seiner bisherigen wirtschaftlichen Bestimmung bei ordnungsmäßiger Bewirtschaftung nachhaltig gewähren kann.

Durch diese Wertberechnungsvorschrift wird zweifellos die Möglichkeit, ein Landgut einem der Miterben zuzuweisen, und es so ungeteilt in der Familie zu erhalten, bedeutsam gefördert. Ein eigentliches Anerbenrecht ist aber von seiten des deutschen Reiches nicht geschaffen. Das Reichsrecht hat indessen auch das Anerbenrecht nicht abgeschafft. Vielmehr hat das Bürgerliche Gesetzbuch den Gesetzen der einzelnen Bundesstaaten die Macht gelassen, das Anerbenrecht beizubehalten oder neu einzuführen. Indessen hat das Reichsrecht der so gewährten Freiheit der Bundesstaaten eine Schranke gesetzt. Das Anerbenrecht kann nicht gegen den Willen des Gutseigentümers durchgesetzt werden. Es tritt immer nur in Kraft, wenn der Gutseigentümer durch Testament oder Erbvertrag nichts anderes bestimmt hat. Jeder Eigentümer eines Anerbengutes kann durch Testament das Anerbenrecht für den Fall seines Todes beseitigen. Wer ein Gut ganz sicher und dauernd — auch gegen den Willen der späteren Gutseigentümer — der Familie erhalten will, der muß ein Familienfideikommiß errichten. Auch dieses wird durch gültig bleibendes Landesrecht geordnet; nur beschränken die Landesgesetze die Fideikommisse, soweit sie deren Neubildung überhaupt zulassen, auf große Güter, z. B. in Preußen auf Güter von mindestens 7500 Mark Reinertrag.

Von dem erwähnten Vorbehalt zugunsten der Testierfreiheit abgesehen, haben es also die Gesetze der Einzelstaaten in der Hand, das Anerbenrecht beliebig zu regeln, und es sind auch die Landesgesetze in Kraft geblieben, welche bereits vor dem 1. Januar 1900 das Anerbenrecht geregelt hatten.

Im Königreich Preußen gibt es ein Gesetz über das Anerbenrecht, welches für die ganze Monarchie mit Ausnahme des Bezirks des Oberlandesgerichts Köln gilt, das Gesetz vom 8. Juni 1896. Dieses bezieht sich aber nur auf die sogenannten Rentengüter, kleine Grundstücksstellen, welche vom Staat oder auch von Privaten gegen Übernahme einer festen Rente zu Eigentum überlassen werden, und bei denen auch das Verbot der Teilung und die Pflicht zur Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Stelle festgesetzt werden können.

Im übrigen ist das Anerbenrecht in Preußen nur für einzelne Landesteile geregelt, insbesondere für Hannover, Lauenburg, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Schlesien, Bezirk Kassel der Provinz Hessen-Nassau, Westfalen. Die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Sachsen, die Rheinprovinz und Nassau entbehren also noch des Anerbenrechts, abgesehen von den Rentengütern.

Von den anderen deutschen Staaten haben das Anerbenrecht die Großherzogtümer Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, das Herzogtum Braunschweig, die Fürstentümer Schaumburg-Lippe und Waldeck, endlich die freien Städte Bremen und Lübeck. Es handelt sich also nur um norddeutsche Staaten, von denen jedoch das Königreich Sachsen, das Großherzogtum Hessen, die Thüringischen Staaten und einige andere kleine Staaten fehlen. Von den süddeutschen Staaten hat das Anerbenrecht nur im Großherzogtum Baden eine gesetzliche Regelung gefunden, aber nur für die geschlossenen Hofgüter, bei denen das Anerbenrecht von alters her bestand, so daß Neubildungen ausgeschlossen sind.

Der Kernpunkt des Anerbenrechts ist überall derselbe. Wenn der Eigentümer eines Anerbengutes stirbt, ohne das Gut vorher veräußert* zu haben und ohne eine letztwillige Verfügung zu hinterlassen, so ist die rechtliche Möglichkeit gegeben, daß das Anerbengut gegen Einwerfung eines Anrechnungswertes ungeteilt auf einen Anerben übergeht. Im einzelnen zeigen aber die verschiedenen Gesetze über das Anerbenrecht Abweichungen, welche zum Teil wesentlich sind.

Die meiste Beachtung verdient jedenfalls das Gesetz für Westfalen, welches in der Hauptsache gleichzeitig mit dem Bürgerlichen Gesetzbuche in Kraft getreten und dessen Bestimmungen angepaßt ist. In Westfalen, meinem Heimatlande, hat sich ebenso wie in Hannover und Oldenburg die Anerbensitte sehr zähe erhalten, und die einflußreichsten Söhne des Landes, an ihrer Spitze der 1895 verstorbene Freiherr von Schorlemer-Alst, der ‚Bauernkönig', sind seit langer Zeit bemüht gewesen, alles zu tun, um die Gewohnheit auch gegenüber der modernen nivellierenden Gesetzgebung zu erhalten und besondere gesetzgeberische Maßnahmen zu ihrem Schutze zu erwirken. Den Schlußstein dieser Gesetzgebung bildet das erwähnte Gesetz. Es ist höchst sorgfältig und unter Berücksichtigung sowohl der Bedürfnisse der Provinz als auch der anderswo gemachten Erfahrungen ausgearbeitet,** und es wird von den westfälischen Gerichten und Landwirtschaftsbehörden offenbar mit Eifer und Liebe ausgeführt. Wir besitzen auch bezüglich dieses Gesetzes eine amtliche Denkschrift vom 8. September 1905, welche auf Grund eingehender Berichte der Lokalbehörden ein anschauliches Bild von den mit diesem Gesetze in den ersten fünf Jahren seiner Wirksamkeit gemachten Erfahrungen gibt. Man dürfte auch im allgemeinen darüber einig sein, daß eine Fortentwicklung des Anerbenrechts in Preußen nur durch eine, wenn auch modifizierte Ausdehnung des westfälischen Gesetzes auf die übrigen Provinzen erfolgen kann. Jedenfalls haben die Land-

* Zerteilung ist ihm, abgesehen von den Rentengütern, wo sie ebenso wie die Weiterveräußerung im ganzen der Genehmigung der landwirtschaftlichen Behörde bedarf, auch nicht verboten; auch nicht die unbegrenzte Belastung, wie denn auch das Anerbengut im Gegensatz zur Heimstätte der Zwangsversteigerung sowohl wegen Hypotheken als wegen persönlicher Schulden des Eigentümers unterliegt.

** In sehr vielen Punkten ist es an das Gesetz für die Rentengüter angelehnt.

wirtschaftskammern für Ostpreußen, Pommern und Schlesien sich für diese Ausdehnung ausgesprochen, während man in der Rheinprovinz allerdings sehr geteilter Meinung zu sein scheint, wiewohl der als Oberpräsident an ihrer Spitze stehende Freiherr von Schorlemer-Lieser, ein Sohn des westfälischen Bauernkönigs, sich des Anerbenrechts warm angenommen hat.

Auch im Deutschen Landwirtschaftsrat hat man die Frage besonders für die deutschen Landesteile, in denen früher der code civil gegolten hat, eingehend beraten und, obwohl auch die entgegengesetzte Meinung eingehend und gut verteidigt wurde, das Anerbenrecht grundsätzlich empfohlen mit dem Zusatze, daß außerdem durch Landesrecht festgestellt werde, daß die einzelnen Grundstücke eine gewisse Minimalgröße haben müssen, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt werden muß.

Das westfälische Gesetz, welches außer der Provinz Westfalen auch sechs zur Rheinprovinz gehörige Kreise umfaßt, in welchen das preußische allgemeine Landrecht Geltung hatte, unterscheidet das Gebiet des ‚unmittelbaren' und des ‚mittelbaren' Anerbenrechts. Das letztere kleinere umfaßt Bezirke, in denen schon bisher das Anerbenrecht nicht der bestehenden Gewohnheit entsprach, oder in denen die stark entwickelte Industrie, insbesondere der Bergbau, der Durchführung des Anerbenrechts Hindernisse entgegenstellt. Im Gebiete des mittelbaren Anerbenrechts erfolgt die Eintragung der Anerbengutseigenschaft in das Grundbuch,* welche notwendig ist, damit das Anerbenrecht zur Anwendung gelangt, ebenso wie in den übrigen preußischen Provinzen nur auf Antrag des Eigentümers. Dagegen geschieht im übrigen die Eintragung auch gegen den Willen des Eigentümers auf Ersuchen der landwirtschaftlichen Behörde, des sog. Spezialkommissärs, der den Antrag stellen muß, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen vorhanden sind. Über den Widerspruch des Eigentümers entscheidet in erster Instanz die Anerbenkommission des Bezirks, in zweiter Instanz die Berufungskommission der Provinz. Der Eintragungszwang erstreckt sich aber nur auf selbständige Landgüter mit einem Grundsteuerreinertrag von wenigstens 60 Mark. Nach oben gibt es keine Grenze. Bei kleineren Gütern — soweit sie nicht Rentengüter sind — ist die Eintragung überall fakultativ. Zu dem Landgut, das ein Wohnhaus haben und sich als selbständige Nahrungsquelle charakterisieren muß, gehört auch das gesamte lebende und tote Wirtschaftsinventar, insbesondere Leinenzeug und Betten, der Dünger und der bis zur nächsten Ernte erforderliche Vorrat von Früchten.

Der Anerbe erhält das Gut nur gegen den Anrechnungswert, dessen Ermittelung das Gesetz im näheren regelt. Da der Unternehmer auf den Ertrag angewiesen ist und das Unternehmerrisiko allein zu tragen hat, wird nur der Ertragswert nach Abzug der Lasten und Abgaben und nicht der Verkaufswert angesetzt. Der Nutzungswert der eigenen Wohn- und Wirtschaftsräume wird nicht mitgerechnet. Dagegen werden nach dem Verkaufswert an-

* Nicht in eine besondere Landgüterrolle wie in den übrigen Provinzen.

gesetzt: Überständiges Holz, Baugrundstücke und Rechte auf Gewinnung von Mineralien. Neu und eigenartig ist die Behandlung der Schulden und Hypotheken. Wenn der Gutseigentümer neben dem Landgut noch anderes Vermögen hinterlassen hat, so werden nicht nur alle persönlichen Schulden, sondern auch die Hypotheken aus diesem Vermögen befriedigt. Der Anerbe hat — natürlich in Anrechnung auf den Anrechnungswert — nur diejenigen Hypotheken zu übernehmen, welche nicht aus dem übrigen Vermögen getilgt werden.

Von dem Anrechnungswert nach Abzug der zu übernehmenden Schulden erhält der Anerbe aber noch ein sogenanntes Voraus, das im allgemeinen ein Drittel beträgt, so daß er also nur zwei Drittel des Anrechnungswertes in die Erbmasse einzuwerfen hat, mit denen dann die übrigen Miterben wegen des ihnen entgehenden Anerbengutes abgefunden werden.* Diese Abfindungen braucht aber der Anerbe nicht sofort bar zu zahlen, sondern es wird eine vierprozentige Jahresrente auf das Anerbengut eingetragen. Indessen können die Abfindlinge die Rente kündigen, und dann muß ihnen das Kapital alsbald ausgezahlt werden. Die Geschwister haben das Recht, statt der Rente standesgemäßen Unterhalt auf dem Gute zu fordern, wogegen sie zu der ihren Kräften entsprechenden Mitarbeit verpflichtet sind. Auch der überlebende Ehegatte kann, wenn er auf alles Sonstige verzichtet, lebenslänglichen und standesgemäßen Unterhalt auf dem Anerbengute verlangen, der nur dann aufhört, wenn er sich wieder verheiratet. Wenn der Anerbe das Gut in den nächsten fünfzehn Jahren veräußert, so muß er das ihm gewährte Voraus nachträglich in die Erbmasse einwerfen. Auch haben die Abfindlinge ein Vorkaufsrecht.

Für die Bestimmung des Anerben besteht eine feste, gesetzliche Ordnung, nicht die Bestimmung durch einen Familienrat, wie sie im Bezirke Kassel eingeführt ist. In erster Linie stehen die Kinder mit einem Vorzuge der leiblichen Kinder vor den Adoptivkindern, der ehelichen vor den unehelichen, der Söhne vor den Töchtern. Im allgemeinen ist das älteste Kind zuerst berufen. Doch besteht in einem kleineren Teile Westfalens der hergebrachten Sitte entsprechend das Jüngstenrecht; das jüngere Kind kommt vor dem älteren. Enkel stehen allen Kindern nach; es besteht also kein eigentliches Repräsentationsrecht. Geschwister kommen nach der Deszendenz, und zwar mit Vorrang der vollbürtigen vor den halbbürtigen. Der überlebende Ehegatte gehört zu den Anerben nur, wenn Gütergemeinschaft bestand. Sind mehrere Güter vorhanden, so wird für das zweite oder dritte Gut ein anderes Kind Anerbe. Nachgesetzt werden nur Kinder, welche zu Zuchthaus mit Ehrverlust verurteilt sind, oder welche wegen Geisteskrankheit, Verschwendung oder Trunksucht ent-

* Bei der Berechnung des Pflichtteils der Miterben, welcher die Hälfte des gesetzlichen Erbteils beträgt, wird dieses Voraus ebenfalls nicht mitgerechnet, so daß sich der Pflichtteilsberechtigte zugunsten der Erhaltung des ungeteilten Familienbesitzes in einer Hand die doppelte Verkürzung gefallen lassen muß, daß für das Gut nur der reine Anrechnungswert angesetzt und daß von diesem dann noch das Vorausdrittel abgezogen wird.

mündigt sind. Dagegen wird auf andere Eigenschaften kein Gewicht gelegt. Auch Kinder, die sich einem anderen Berufe gewidmet haben oder ausgewandert sind, behalten ihren gesetzlichen Vorzug vor dem einheimischen gelernten Landwirt. Es muß aber immer wieder daran erinnert werden, daß jeder Gutseigentümer für seinen Tod die Anwendung des Anerbenrechts ausschließen kann. Das kann nicht bloß durch Testament, sondern durch eine einfache, öffentlich beglaubigte Ausschließungsurkunde geschehen, welche auf Verlangen bei dem Grundbuche aufbewahrt wird. Die ganze Anerbenangelegenheit wird auf Antrag durch das Amtsgericht als Nachlaßgericht geregelt.

Der Anerbe wird aber Anerbe ohne eine besondere Erwerbserklärung. Er kann nur in den Fristen, welche für die Ausschlagung einer Erbschaft gelten, auf das Anerbenrecht verzichten, aber gleichwohl Miterbe bleiben.

Das westfälische Gesetz hat insofern einen vollen Erfolg gehabt, als im Gebiete des unmittelbaren Anerbenrechts 47698 Landgüter als Anerbenrechtsgüter im Grundbuche eingetragen sind, so daß wohl anzunehmen ist, daß alle geeigneten Güter hier durch Eintragung die Eigenschaft als Anerbengüter erlangt haben. Von 788 Widersprüchen, welche die Beteiligten erhoben hatten, sind nur zehn (davon vier in zweiter Instanz) als begründet anerkannt, weil es sich in der Tat nicht um Landgüter im Sinne des Gesetzes gehandelt hatte. Dagegen ist es im Gebiete des mittelbaren Anerbenrechts nur zu 290 Eintragungen gekommen, wie ja auch die Erfahrungen in Schlesien gezeigt haben, daß da, wo die Eintragung dem Belieben der Beteiligten überlassen ist, die ganze gesetzgeberische Maßnahme so gut wie wirkungslos bleibt. Erklärungen, durch welche der Eigentümer die Anwendung des Anerbenrechts ausschließt, sind bei den Grundbuchämtern bis Ende 1904 1734 eingegangen, eine nicht sehr bedeutende, aber doch keineswegs unerhebliche Zahl, die vielleicht zum Teil auf mangelndem Verständnis, nicht auf eigentlicher Opposition gegen den Grundgedanken des Anerbenrechts beruht.

Es ist nun auf den ersten Blick sehr auffällig, daß die Erbfälle, bei denen das Gesetz in den ersten fünf Jahren seiner Wirksamkeit zur Anwendung gelangt ist, sehr gering an Zahl waren. Eine genaue Statistik ist nicht veröffentlicht. Aber es scheint, daß auf je tausend eingetragene Anerbengüter jährlich noch nicht einmal ein nach Anerbenrecht zu regulierender Erbfall kommt. Das erweckt den Anschein, als ob die ganze Einrichtung mehr oder weniger nur auf dem Papier stünde. Das ist nun aber keineswegs der Fall, wenngleich man anerkennen muß, daß dem Gesetz eine bescheidenere Rolle zukommt, als man zunächst ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse anzunehmen geneigt sein würde. Es ist wie in Westfalen, so auch in den meisten anderen Gebieten, in denen das Anerbenrecht blüht, Sitte, daß der Bauer schon zu seinen Lebzeiten durch einen sog. Gutsüberlassungsvertrag dem von ihm ausersehenen Kinde das Gut zu Eigentum überträgt und dabei festsetzt, was der Anerbe ihm und seiner Frau als sog. ‚Leibzucht' (‚Altenteil', ‚Auszug') und was er den Geschwistern als Abfindung zu gewähren hat. Diese Sitte erklärt

sich daraus, daß, wenn die Kräfte des alternden Bauern zur Bewirtschaftung des Gutes nicht mehr ausreichen, es wünschenswert ist, daß ein junger, kräftiger Nachfolger eintritt, auf den nicht bloß die Arbeitslast, sondern auch die Gutsherrschaft übergeht. Es kommt hinzu, daß es dem Sohne schwer gelingen wird, eine in Person und Vermögen passende Frau zu bekommen, wenn er nicht schon das Gut fest in der Hand hat. Außerdem hat der Eigentümer so die Möglichkeit, den geeigneten Anerben auszusuchen und auch die Leistungen an den Abtretenden und die Geschwister sachgemäß zu bestimmen, wobei namentlich die Leistungen in natura statt der Geldprästationen eine große Rolle spielen. Daß infolge des Gesetzes diese Gewohnheit sich verlieren würde, hat man nicht erwartet und durfte man nicht erwarten. Das Gesetz scheint zu einer Verminderung der Gutsüberlassungsverträge und auch der Testamente von Anerbengutseigentümern, durch welche ebenfalls die Auswahl der Anerben und Festsetzung der Abfindungen möglich ist, wenig oder gar nicht beigetragen zu haben.

Die Bedeutung des Gesetzes beschränkt sich also in der Hauptsache darauf, in den wenigen Fällen, in welchen der Eigentümer eines Anerbengutes stirbt, ohne zu Lebzeiten das Gut übertragen oder darüber durch Testament verfügt zu haben, es zu sichern, daß das Gut in seinem Bestande erhalten bleibt und einheitlich auf ein Familienglied übergeht. Aber auch in dieser beschränkten und subsidiären Wirksamkeit bleibt das Gesetz von hohem Wert für die Erhaltung und Verwirklichung der Anerbenrechtsidee. Außerdem hat aber das Gesetz doch auch für den Fall, daß das Gut dem Anerben vom Erblasser bereits unter Lebenden übertragen war, eine fördernde Wirkung, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Wenn nämlich einer der Miterben behauptet, durch die Gutsübertragung an den Anerben im Pflichtteil verletzt zu sein, so kommt dem Anerben im Geltungsbereiche des westfälischen Gesetzes die früher geschilderte, ihm günstige Berechnung des Gutswertes und Pflichtteiles ebenfalls zustatten, so daß in Folge dieses Gesetzes der Anerbe kraft Vertrages den Pflichtteilsberechtigten gegenüber nicht schlechter steht als der durch den Tod des Gutseigentümers Anerbe Gewordene.

Dagegen ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß für die gute Wirksamkeit des Anerbenrechts eine sachgemäße Regelung der Gutsüberlassungsverträge von der größten Bedeutung ist. In dieser Beziehung hat das Bürgerliche Gesetzbuch dem Landesrecht ebenfalls einen erheblichen Spielraum gelassen, allerdings mit der Maßgabe, daß die freie Vereinbarung der Beteiligten nicht beschränkt werden darf. Für Preußen ist eine Neuregelung gegeben, die sich indessen wesentlich auf das Verhältnis zwischen Übernehmer und Abtretenden bezieht. Für die abzufindenden Geschwister entsteht ohne weiteres ein unmittelbares Recht auf die Abfindung schon nach Reichsrecht.

Es dürfte zu erwägen sein, ob nicht auch bei diesen Gutsüberlassungsverträgen eine sachliche Mitwirkung der Gerichte oder der landwirtschaftlichen Behörden einzuführen wäre, um eine sachgemäße Gestaltung der Gutsüberlassung

herbeizuführen. Ohne Zweifel würde aber darin eine starke staatliche Bevormundung und Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit liegen, welche auch die Beteiligten als solche empfinden würden.

Was die Erfahrungen hinsichtlich der Einzelheiten des westfälischen Gesetzes betrifft, so sind sie im allgemeinen nicht ungünstig gewesen. Nicht bloß bei mittleren, sondern auch bei größeren Gütern scheint es Beifall gefunden zu haben. Eine Erschwerung des Erwerbs kleinerer ländlicher Stellen seitens der Industriearbeiter, die man befürchtet hatte, ist nicht eingetreten. Bei der Berechnung des Anrechnungswerts haben sich allerdings zunächst manche Schwierigkeiten ergeben, derer man aber durch die zu sammelnden Erfahrungen, durch eine gute Auswahl der Sachverständigen und vor allem durch eine gedruckte Anleitung, welche das Ergebnis eines Preisausschreibens des Westfälischen Bauernvereins gebildet hat, Herr zu werden hofft. Daß das Voraus des Anerben zu hoch oder zu niedrig bestimmt sei, hat sich bisher nicht herausgestellt. Dagegen hat sich die gewiß gut gemeinte Leistung der Abfindung in Rente nicht bewährt. Die Tochter, welche heiraten will, oder der Sohn, der sich fern vom väterlichen Gut eine Existenz gründen will, braucht Kapital. Vielleicht wird hier in Zukunft die Vermittelung der ‚Landschaft' eine beiden Teilen dienliche Abhilfe schaffen können, indem sie dem Abfindling Kapital zahlt, vom Gutsübernehmer aber nur Tilgungsrenten fordert. Bisher ist von der Einrichtung noch kein Gebrauch gemacht.

Bedenklich ist auch die gesetzliche Regelung betreffend die Person des Anerben. Schon in der kurzen Zeit der Wirksamkeit des Gesetzes und bei der geringen Zahl der Fälle seiner Anwendung ist es zu Anfällen an einen Geistlichen, eine Lehrerin, einen nach Amerika Ausgewanderten gekommen. Zunächst wird es sich empfehlen, dem Eigentümer die Bestimmung des Anerben zu erleichtern, indem dazu eine kostenlos zu den Grundakten zu gebende, öffentlich beglaubigte Erklärung genügen müßte; sodann aber wäre zu erwägen, ob nicht etwa wie in Kassel einem Familienrate die Befugnis gegeben werden könnte, ungeeignete Anerben auszuschließen. Auch die Bestimmung des Gesetzes, daß jüngere Söhne den Vorzug vor dem Sohne des verstorbenen ältesten Sohnes haben, hat sich als der Volkssitte nicht entsprechend erwiesen. Jedenfalls sind das aber Dinge, die sich ändern lassen, und welche für das prinzipielle Urteil über den Wert der Einrichtung nicht in Betracht kommen können.

Dagegen droht ein anderer Umstand der Wirksamkeit des Anerbenrechts ein großes Hindernis zu bereiten, das ist die wachsende Überschuldung auch des ländlichen Grundbesitzes. Gerade bei der Vererbung nach Anerbenrecht wird die Schuldenlast erhöht, abgesehen von den seltenen Fällen, wo noch beträchtliches anderes Vermögen neben dem Anerbengute vererbt wird. Ist die Schuldenlast bereits vor der Übernahme sehr erheblich, oder wird sie durch die Vererbung übermäßig groß, so wird es dem Anerben vielfach nicht möglich sein, das Gut zu halten. Es muß ebenso zum Verkauf kommen wie nach gemeinem Recht, oder der Anerbe wird doch nur in gedrückten, der Erhaltung

des Gutes in ordnungsmäßiger Bewirtschaftung wenig förderlichen Verhältnissen leben. Der Zweck des Anerbenrechts, das Gut in leistungsfähigem Zustande zu erhalten, wird nicht erreicht. Wenn in Westfalen dieser Punkt bisher anscheinend weniger hervorgetreten ist, so liegt das daran, daß hier noch verhältnismäßig sehr günstige Verschuldungsverhältnisse obwalten. Die Landwirte sind durchschnittlich nur mit 8,6 % ihres Gesamtvermögens und 16,1 % ihres Grundvermögens verschuldet. Für die ganze preußische Monarchie sind die entsprechenden Zahlen aber 26,4 % und 31,1 %, und in Ostpreußen ergeben sich 50 % und 60 %. Wenn einer solchen Überschuldung nicht entgegengetreten werden kann, fehlt der Boden für das Anerbenrecht. Hier können also nur Maßnahmen helfen, welche außerhalb des eigentlichen Anerbenrechts liegen, zunächst die Einführung einer Verschuldungsgrenze, bezüglich deren in Preußen ein Versuch gemacht worden ist in dem Gesetze betreffend die Zulassung einer Verschuldungsgrenze für land- oder forstwirtschaftlich genutzte Grundstücke vom 20. August 1906. Es soll nach dem diesem Gesetze zugrunde liegenden Gedanken ein öffentliches Kreditinstitut das Grundstück bis zu einer gewissen Grenze zu mäßigem Zinsfuß und mit allmähliger Amortisation beleihen, während über die im Grundbuch einzutragende Verschuldungsgrenze hinaus Hypotheken und andere Belastungen im allgemeinen nicht eingetragen werden dürfen. Dadurch wird erreicht, daß das Grundstück selbst stets nur mäßig und erträglich verschuldet werden kann. Dagegen ist aber nicht ausgeschlossen, daß die persönlichen Gläubiger des Eigentümers den jenseits der Verschuldungsgrenze liegenden Wert des Grundstücks im Wege der Zwangsversteigerung für sich in Anspruch nehmen. Dem persönlich überschuldeten Eigentümer wird also das Grundstück trotz der Verschuldungsgrenze entzogen werden. Deshalb wird das Gesetz keinen sehr erheblichen Nutzen stiften.

Um das Gut wirklich dem Eigentümer bezw. der Familie zu erhalten, müßte auch der Zugriff der persönlichen Gläubiger gegenüber Grundstücken, die eine Versicherungsgrenze haben, aufhören. Dadurch würde man sich der ‚Heimstätte' annähern.

Die Hauptfrage bleibt nun aber: Ist das Anerbenrecht empfehlenswert? Soll seine allgemeine Durchführung angestrebt werden?

Unzweifelhaft ist das Anerbenrecht, wenn es zweckmäßig gestaltet ist, und wenn es namentlich gelingt, die Klippe der Überschuldung zu vermeiden, wohl geeignet, die Erhaltung geschlossenen Grundbesitzes in leistungsfähiger Hand und die Stabilität der ländlichen Familien in bedeutsamer Weise zu fördern, gleichzeitig auch der ‚Unterfruchtigkeit' der ländlichen Familien, welche durch das Teilungssystem sehr befördert wird,* und der Landflucht entgegenzuarbeiten. Es wären das Erfolge, welche, wie es besonders der große französische Soziologe Le Play schon vor siebenzig Jahren ausgesprochen hat, der menschlichen Wohlfahrt und dem sozialen Frieden in hervorragender Weise

* Vergl. darüber Graßl, Unterfruchtige Völker im Lichte der Biologie, Hochland IV, S. 97.

dienen würden. Erkauft werden aber diese Erfolge mit einem hohen Preise, mit der bedeutenden Bevorzugung des Anerben vor seinen Miterben, mit einer eklatanten Verletzung der gleichen Behandlung der Kinder des verstorbenen Grundbesitzers. Ohne eine erhebliche Zurücksetzung der übrigen Miterben läßt sich das angestrebte Ziel nicht erreichen. Darüber muß man sich vollständig klar sein.

Und in diesem für die Bewertung der ganzen Einrichtung wichtigsten Punkte zeigt sich nun der bedeutsame Einfluß der festgewurzelten Gewohnheit, Sitte und Rechtsanschauung, welche in den verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden ist. Da, wo die Volksanschauung von der Notwendigkeit der Erhaltung des ungeteilten Familienbesitzes in der Familie ungeschmälert besteht, lassen es sich die übrigen Familienmitglieder gern und willig gefallen, mit geringen Abfindungen vorlieb nehmen zu müssen. Sie empfinden das selbst so wenig als Härte und Unbilligkeit, daß, wie ich es selbst in Westfalen erlebt habe, die Söhne und Töchter eines ohne Testament und Gutsüberlassung verstorbenen Bauern freiwillig zugunsten des jüngsten Sohnes (es handelte sich um eine Gegend mit Minoratssitte) verzichteten. Ja, sie würden wohl eher die Zerstückelung und gleiche Teilung als ein Unrecht ansehen. Bei solchen Rechtssitten erwächst der Gesetzgebung nur die angenehme und leichte Aufgabe, sich der bestehenden Gewohnheit anzuschließen und ihre bequeme und sichere Verwirklichung zu fördern. Gewiß kann es für alle Gegenden, in denen die Erhaltung geschlossenen bäuerlichen Grundbesitzes auf fest eingewurzelter Gewohnheit beruht, nur empfohlen werden, an dieser Sitte festzuhalten und die Gesetzgebung in den Dienst der Volksanschauung zu stellen. Ausnahmen und Modifikationen sind nach dem Vorbilde des westfälischen Gesetzes aber da zu machen, wo veränderte wirtschaftliche Verhältnisse, insbesondere das Überwiegen der Industrie, auch auf dem Lande solches erheischen.

Ganz anders liegt die Sache da, wo das Anerbenrecht unbekannt war und seine Bedeutung nicht erkannt ist, wo die Sitte gleicher Teilung peinlichst gewahrt wird, und wo man jede Ungleichheit in der Behandlung der Miterben, insbesondere der Kinder, als unerträgliche Ungerechtigkeit empfindet. Eine Gesetzgebung, die hier das Anerbenrecht der Bevölkerung gegen deren Wunsch und Rechtsbewußtsein aufdrängen wollte, müßte zunächst, um ihr Ziel zu erreichen, mit sehr viel stärkeren Mitteln arbeiten, als sie unser geltendes Anerbenrecht hat. Denn wenn man, wie es jetzt geschieht, den Gutseigentümern gestattet, den Eintritt des Anerbenrechts in einfacher, kostenloser Weise auszuschließen, so würde das Anerbenrecht da, wo es den Anschauungen der Beteiligten nicht entspricht, durch allseitige Ausschlußerklärungen lahm gelegt werden. Man würde dann die Ausschlußerklärungen entweder gar nicht zulassen haben oder doch nur da, wo ein besonderer Grund den Ausschluß rechtfertigte. Soll und kann man das raten? Gewiß spricht dafür die Erwägung, daß, wenn es bei dem Prinzip der gleichen Teilung bleibt, entweder das so verwerfliche Zweikindersystem sich auch auf dem Lande immer mehr ausbreiten

oder aber allmählich der Grundbesitz solcher Gegenden sich in kleine Parzellen auflösen wird, ein Ergebnis, das der angestrebten Stabilität der Familien schnurstracks zuwiderläuft, so daß unzweifelhaft ein großes öffentliches Interesse besteht, ein solches zu verhindern. Aber zu dem zur Erreichung des Zieles unbedingt nötigen strengen Zwange würde man sich doch wohl nur entschließen können, wenn gerechtfertigte Aussicht bestände, in absehbarer Zeit die Volksanschauungen umzuwandeln und die Beteiligten nicht nur von der Zweckmäßigkeit, sondern auch von der Gerechtigkeit des Anerbenrechts zu überzeugen. Denn durch das Gesetz einen Rechtszustand aufzuzwingen, der voraussichtlich dauernd als unbillig empfunden und auf jeden nur möglichen Widerstand stoßen wird, kann sich nicht empfehlen.

Ich möchte es nun stark bezweifeln, daß hier eine baldige und leichte Umwandlung der Volksanschauung möglich sein wird. Wenn mich nicht alles täuscht, haben wir es hier mit einem uralten, auf Stammesverschiedenheit beruhenden Gegensatze zu tun. Schon in alten Zeiten finden wir bei dem sächsischen Stamm das Streben nach Erhaltung geschlossener Güter. Nur das Sachsenrecht kannte das Handgemal, ‚den Stammsitz eines freien Geschlechts mit zugehörigem Lande, das sich ungeteilt auf den Ältesten von der Schwesterseite vererbt.‘* Altfränkische Sitte war dagegen bis in die höchsten Kreise hinein die möglichst gleiche Teilung.

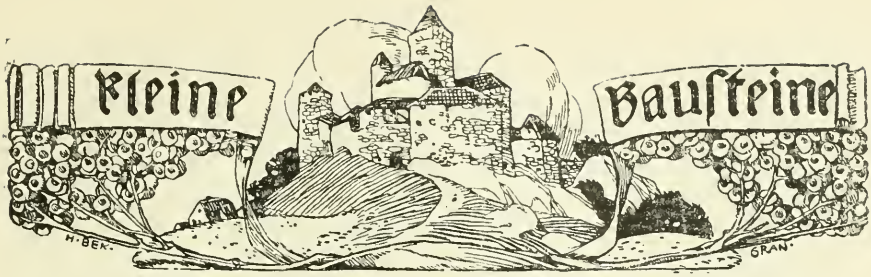
Diese Gegensätze haben sich durch die Jahrhunderte trotz aller örtlichen Verschiebung und der namentlich in der Neuzeit zunehmenden Stammesvermischung erhalten. Wer wollte dafür bürgen, daß es naher Zukunft gelingen könnte, sie zu überbrücken?

Das Anerbenrecht wirkt segensreich da, wo es der Volkssitte entspricht, und ist hier möglichst auch durch die Gesetzgebung zu pflegen. Man wird es aber Gegenden und Stämmen, deren Anschauungen nicht dafür gewonnen sind, auch nicht aufdrängen können, eingedenk des Goetheschen Wortes:

‚Eines schickt sich nicht für alle.‘

---

* Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte S. 207.



Indien und das Kastenwesen.

Indien, das Land der Märchen und der Wunder, hat von jeher das lockende Ziel zahlreicher Eroberer gebildet. Sein üppiger Ackerboden und seine fetten Weideplätze lockten vor uralter Zeit die kriegerischen Arier herbei. Vom Durst nach Ruhm und Wissen und vom Hunger nach Gold und Edelsteinen getrieben stieg Alexander der Große ins Panschab hinab; das verwandte Blut der Griechen und Inder mischte sich am Hydaspes. Auf Brahmanentempeln pflanzten im 8. Jahrhundert Mohammeds Bekenner die Fahne des Propheten auf und bezahlten sich mit den reichen Handelsartikeln Indiens für die gebrachten Segnungen der Religion. Als Vasko da Gama im Jahre 1498 den vielgesuchten Seeweg nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung gefunden hatte, ergriffen die Portugiesen rasch Besitz von den Reichtümern der Halbinsel. Nur hundert Jahre dauerte ihre Herrschaft. Franzosen und Holländer machten sie ihnen streitig, und mit diesen kämpften die Engländer um den Europa nähergerückten Boden und behaupteten schließlich fast allein das heißumstrittene Feld. Über 300 Millionen Menschen herrscht heute die stolze Britannia in Indien, und doch hat sie nur etwa 200 000 Söhne teils als Offiziere und Beamte, teils als Kaufleute dorthin entsendet. Angesichts einer so überraschenden Tatsache drängt sich die Frage auf, wie es denn möglich sei, daß die einst so kraftvollen und kriegerischen Arier, die Stammverwandten von Griechen, Römern und Germanen, sich dem fremden Szepter beugen und sich nicht aufbäumen in stolzem Freiheits- und Selbstgefühl unter dem auferlegten Joch.

Der Grund hiefür liegt einmal in der schlauen Politik der Engländer, welche den einzelnen Provinzen des Reiches ein ganz verschiedenes Maß von Freiheit und Selbständigkeit gelassen haben und darum ein einmütiges Vorgehen der Inder verhüten; der zweite und wichtigste Grund aber ergibt sich aus dem indischen Kastenwesen und dessen Folgen.

Wenn wir von indischen Kasten reden, so verstehen wir darunter längst nicht mehr die vier alten Kasten der Brahmanentheorie, die Priester (Brahmanen), die Krieger (Kschatriya), die Landbauer (Waisya), die Ausgeschlossenen (Sudra), sondern wir wissen, daß ganz Indien in eine Menge von korporativen Einheiten zerfällt, deren jede — nach einer Definition Sénarts — ‚eine in

sich abgeschlossene Körperschaft darstellt, die mit einer gewissen traditionellen und unabhängigen Organisation, einem Haupt, einem Rat ausgestattet ist, deren Mitgliedschaft erblich ist, also nicht durch Zufall oder freie Wahl, sondern durch die Geburt bestimmt wird, die sich bei Gelegenheit, wie zur Feier gewisser Feste, zu mehr oder weniger vollzähligen Versammlungen vereinigt, die in der Regel zusammengehalten wird durch einen gemeinsamen erblichen Beruf, die gemeinsame, im besonderen auf die Heirat, die Nahrung, verschiedene Fälle der Unreinheit bezügliche Gebräuche ausübt, die schließlich mit einer Jurisdiktion ausgerüstet ist, welche vor allem durch die Strafe der Ausschließung die Autorität der Körperschaft wirksam fühlbar machen kann.'

Niemand vermöchte es, die Unzahl von solchen sozialen Körperschaften unter die vier obengenannten Kasten der Vedenzeit einzureihen. Selbst die Brahmanen, welche wir als eine einzige Kaste zu betrachten geneigt sind, zerfallen in eine Menge von Unterkasten. ‚Welcher Weg,' ruft Ratzel aus in seiner Völkerkunde, ‚von den brahmanischen Punditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halbnackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigen würde, wenn nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals sie kennzeichnete!' Hunderte von Brahmanenklassen sind zwischen diesen beiden Polen eingeschlossen. Und der Unterschied besteht nicht etwa nur in dem mehr oder weniger hohen Selbstgefühl der einzelnen Klassenangehörigen, sondern prägt sich in ihren Beziehungen auch äußerlich aufs schärfste aus. Gar mancher Brahmane höheren Ansehens z. B. würde lieber den Hungertod ertragen als die Speise annehmen, die ein Brahmane niederen Grades bereitet hat. Nicht vier Kasten oder ‚Farben', wie der Hindu sagt, bestehen in Indien, sondern Tausende. Und so viele Kasten, so viele Gegensätze!

Woher aber hat diese weitgehende und vielgestaltige soziale Zersplitterung ihren Ursprung?

Als vor ungefähr 4000 Jahren die Arier aus ihren alten Sitzen am Quellgebiet des Amu und Syr in südlicher Richtung in das Stromgebiet des Indus vorgedrungen waren, da glichen ihre religiösen und sozialen Verhältnisse, wie sie uns aus dem Rigveda, dem ältesten Teil des heiligen Veda, entgegenleuchten, ganz denen ihrer Stammesgenossen in Europa, der Griechen und Germanen. Wie diese als obersten Gott einen Gott des Donners und Blitzes, also eine personifizierte Naturgewalt verehrten, so beteten auch jene zu dem Donner- und Regengott Indra und zu anderen Naturgöttern. Wie diese brachten sie Pflanzen- und Tieropfer und in seltenen Fällen auch Menschenopfer dar. Und wie nach naiver griechischer Anschauung die Götter sich freuen an dem süßen Duft des Opfers und denselben mit körperlichem Wohlbehagen einsaugen, so glaubten auch die arischen Inder ihren Göttern durch Opfer Erquickung und Stärkung zu spenden. Dafür hofften sie nach ihrem Tode in der seligen Gemeinschaft derselben fortzuleben und hienieden forderten sie als ihr gutes Recht Hilfe von ihnen. Die Vermittler des Verkehrs zwischen

Göttern und Menschen waren natürlich die Priester. Es kam, wie auch in anderen Religionen, bei diesem Dienste darauf an, für die jeweiligen Verhältnisse und Lagen des Lebens die passenden und darum wirksamen Gebete und Opfer zu finden. So gehörte also die Kenntnis bestimmter, unabänderlicher Formen zum Amte des Priesters. Und was war natürlicher, als daß diese Kenntnis sich vom Vater auf den Sohn vererbte? Damit war auch schon — freilich in nicht höherem Grade als bei anderen Völkern — der Ansatz zu einer abgeschlossenen, festumgrenzten Bevölkerungsklasse gegeben, wiewohl noch weit entfernt von kastenartiger Absonderung.

Etwas später als der Stand der Priester mag aus den Verhältnissen heraus sich der Stand der Krieger entwickelt haben. Das Vordringen der Arier auf der indischen Halbinsel war naturgemäß eine Zeit des Kampfes. Die Eingeborenen traten nicht gutwillig ihre Sitze an die Fremden ab, sondern der Boden mußte allmählich erobert werden. Aus dem Stromland des Indus drangen im Laufe von Jahrhunderten die Arier über die große Wüste nach Osten in die noch üppigere und verlockendere Gangesebene und schließlich bis zur Südspitze Indiens vor. Aber nicht bloß mit der Urbevölkerung des Landes wurde Krieg geführt; die einzelnen arischen Stämme lagen, ähnlich wie Griechen und Germanen, unter sich selbst gar oft in unheilvoller Fehde. Wie hier in Ilias und Nibelungenlied, so haben wir dort in den beiden großen Heldenepen Mahabharata und Ramajana den Niederschlag der wilden, kampfdurchtobten Vergangenheit. In jenen Zeiten gab es wohl noch keinen besonderen Kriegerstand; denn wenn auch einzelne Männer sich besonders ausgezeichnet haben und als Führer an die Spitze ihres Volkes getreten sein mögen, so nahmen doch alle Volksgenossen ohne Ausnahme teil an dem blutigen Ringen um die Grundlagen ihrer Existenz. Als aber jene großen Völkerbewegungen allmählich auszitterten, da wandte sich der größere Teil der Bevölkerung der friedlichen Bewirtschaftung des reichen Bodens und einem ruhigen Erwerbsleben zu. Jene Führer aber, die im Kampfe höheres Ansehen sich erworben hatten, verschmähten das ruhmlose Dasein und widmeten ihr Leben der Verwaltung und dem Schutze des errungenen Landes. So teilte sich der Stand der Krieger und der Ackerbauer. Und damit haben wir die Umrisse zu den drei alten oberen Kasten. Die vierte aber setzte sich aus den unterjochten Ureinwohnern zusammen.

Unmittelbar nach dem Heldenzeitalter mag wohl der Stand der Krieger das höchste Ansehen im Lande genossen haben; aber die lange Friedenszeit, welche, begünstigt durch die Bergriesen des Himalaja und das Meer, in der Folge auf der Halbinsel herrschte, verringerte allmählich seine Bedeutung. Dagegen gewannen Religion und Wissenschaft und ihre Vertreter, die Priester, an Macht und Einfluß. Diese waren die berufenen Kenner und Lehrer des Veda oder der hl. Offenbarung. Aber sie begnügten sich nicht damit, den Glaubensinhalt der Vorzeit zu hüten und fortzupflanzen, sondern sie suchten, dem indischen Hang zur Kontemplation folgend, das Überkommene zu vertiefen

und auf dem Wege des Denkens die Wahrheit zu ergründen. Ob und wie weit egoistische Motive sie beeinflußten, läßt sich schwer sagen; das Resultat steht fest: der Glaube wurde von der Spekulation, die Dichtung von der Philosophie abgelöst. Und wie die naiven, sinnenfälligen Götter Homers und Hesiods bei den Gebildeten Griechenlands einem geistigeren Gottesbegriff weichen mußten, so suchten auch die Weisen Indiens nach einer übersinnlichen Kraft als dem Urquell des Seins. Aber während wir sonst die Träger der Religion und die Träger der Philosophie oft in feindlichem Gegensatz sehen, wurden die Priester hier selbst die Philosophen und stellten über das arisch-indische Pantheon — nicht zum Schaden ihres eigenen Ansehens — als oberstes Prinzip die geheimnisvolle Macht des Gebetes und Opfers, das Brahma. Dieses Brahma wurde in weiterer Fortbildung zur Weltseele, aus der durch Ausstrahlung Götter und Menschen, Tiere und Pflanzen und überhaupt alle Daseinsformen hervorgegangen sind und im ewigen Wechsel des Entstehens und Vergehens immer wieder hervorgehen. Das pantheistische Emanationssystem fand seinen besten Beweisgrund in der unablässig zeugenden, üppigen Kraft des heimatlichen Bodens. Wenn auch für die Masse des Volkes Brahma wohl immer ein persönliches Wesen blieb, so wußten doch die Brahmanen das ganze soziale Leben der Inder unter die Idee des pantheistischen Gottesbegriffs zu stellen. Da nämlich Brahma der Urgrund alles Seienden ist, so ist der Stand, in welchen jemand hineingeboren wird, nicht ein Ergebnis des Zufalls, sondern der Ausfluß der göttlichen Weisheit selber. Aus Brahmas Mund entspringen die Priester, aus seinen Armen die Krieger, aus seinen Schenkeln die Ackerbauer, aus seinen Füßen die Ausgestoßenen. Und gegen diese unverrückbare göttliche Weltordnung gibt es kein Mittel als Ergebung und Duldung. Nur treue Pflichterfüllung und Selbstentäußerung und fromme Dienstbarkeit gegen die Brahmanen kann das Los des armen Sterblichen, der in einer niederen Kaste zur Welt gekommen ist, verbessern. Denn wie alles hervorgeht aus Brahma, so strebt auch alles zu ihm zurück. Aber nicht unmittelbar kann jeder mit dem Urquell seines Lebens sich wieder vereinen und in ihm aufgehen; nur den Brahmanen ist dieses Glück beschieden, wenn sie sich ihres Standes würdig erweisen; die übrigen aber müssen erst auf dem Wege der Wiedergeburt in die nächsthöhere Kaste eintreten und so fort, bis sie selbst als Priester geboren werden. Diese Gnade müssen sie sich verdienen durch gewissenhafte Erfüllung der Standespflichten, durch Bändigung der sinnlichen Begierden und Triebe und durch unbedingte Unterwerfung unter das Gebot der Brahmanen. Wehe dem Sünder, der den Vorschriften der Priester nicht folgt! Schreckliche Qualen warten seiner nach dem Tode und dann eine Wiedergeburt in einer niedereren Kaste oder gar als Tier oder Pflanze, und der trostlose Lebensweg beginnt von vorne.

So ungefähr stellt sich nach den Veden und den alten Gesetzbüchern das indische Kastenwesen dar. Indes die Wirklichkeit nahm einen andern Weg als das Denken. Während es nach der Brahmanentheorie nur die

vier genannten Kasten gab und außerdem noch die verachteten Klassen, die in keinem Zusammenhang mit dem religiösen und sozialen Leben der brahmanischen Welt standen, hatte sich schon um die Zeit des Auftretens Buddhas, im 6. Jahrhundert vor Christus, die Gruppierung der indischen Gesellschaft verschoben. Die Palililteratur, welche mit weniger Absichtlichkeit und deshalb auch freier von tendenziöser Färbung über die Kasten sich äußert, weist, wie Fick in seinem Werke ‚Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit' gezeigt hat, eine weitergehende, aber durch weniger scharfe Linien umgrenzte Differenzierung des indischen Volkes auf. Da haben wir einmal den Stand der heimatlosen Asketen, die in den wilden Schluchten des Himalaja von Wurzeln und Früchten sich nähren und aus Brahmanen und Kriegern, Bürgern und Königen sich zusammensetzen; dann die Khattiya, die Kschatriya des Sanskrit, die die obersten Stellen im Krieg und Frieden inne haben und in jener Zeit in den Ländern des Buddhismus höheres Ansehen genießen als selbst die Brahmanen; ferner die Amakka, d. i. Minister und andere königliche Beamte, die, ursprünglich wohl aus verschiedenen Kasten hervorgegangen, wieder einen eigenen Stand für sich gebildet und durch Erblichkeit und ausgeprägtes Standesbewußtsein zu einer Art Kaste sich abgeschlossen zu haben scheinen. Neben den beiden letztgenannten herrschenden Klassen stehen die Brahmanen, in denen der theoretische Kastenbegriff am reinsten und unverfälschtesten sich darstellt, die als Alleinvermittler des Verkehrs zwischen Göttern und Menschen mit Verachtung auf alle übrigen Klassen herabsehen und ängstlich jede Berührung mit ihnen vermeiden, außerdem sich selbst gewisse, die Ehe und den Genuß unreiner Speisen betreffende Satzungen auferlegen. Doch ist nicht mehr jeder Brahmane ein Priester. ‚Wir sehen ihn bald als Lehrer den neu angekommenen Schüler nach dem mitgebrachten Honorar fragen, bald am Hofe des Königs Zeichen und Träume deuten oder aus Sternbildern die Zukunft der neugeborenen Prinzen weissagen; bald begegnet er uns hinter dem Pfluge, bald als reicher Handelsherr inmitten seiner aufgespeicherten Schätze oder an der Spitze einer großen Karawane' (Fick). Doch erscheinen in den Palitexten die Brahmanen noch nicht in verschiedene Unterkasten zerfallen, wie das im heutigen Indien der Fall ist. Aber sicherlich haben nicht alle, die durch Geburt der Priesterklasse angehörten, die vier von der brahmanischen Theorie vorgeschriebenen Stadien des Lebensgangs, das Stadium des Schülers, des Haushälters, des Asketen und des Waldeinsiedlers durchgemacht. Auch hier zeigt sich der schon betonte Gegensatz zwischen Theorie und Leben. Als eine weitere größere Gruppe erscheinen in der buddhistischen Literatur die Gahapati, welche die durch Reichtum ausgezeichneten Großgrundbesitzer und Handelsherren, also etwa die oberen Zehntausend der alten Waisya umfaßt haben. Auch diese legen Wert auf reine Abstammung und nähern sich dadurch einer Kaste. An die Gruppe der vornehmen Bürger reihen sich die verschiedenen Vereinigungen der kleineren Kaufleute und Handwerker, aus denen durch Erblichkeit der Mitgliedschaft und durch Ausbildung einer immer strafferen

Organisation die modernen Handels- und Handwerkerkasten wurden. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die lokale Trennung der einzelnen Gewerke; in der Stadt wohnten die Handwerker eines Zweiges in derselben Straße zusammen, ähnlich wie in unseren mittelalterlichen Städten; ja, es kam sogar vor, daß die Vertreter eines Geschäftszweiges zusammen ein ganzes Dorf bildeten. So wird nicht nur eine Straße der Elfenbeinschnitzer in Benares, sondern auch ein Tischlerdorf, ein Dorf der Schmiede und ein Töpferdorf erwähnt. Neben diesen sozialen Gruppen, die durch Erblichkeit des Berufes, durch mehr oder minder scharfe Absonderung infolge des Verbotes ehelicher Vermischung mit anderen Klassen und teilweise auch durch die ersten Anfänge einer Organisation sich den modernen Kasten nähern, gab es auch eine Reihe von kastenlosen Berufen, wie die Gaukler, Possenreißer, Schlangenbeschwörer, Elefantenbändiger und das ganze Volk der fahrenden Leute. Dieselben genossen natürlich nur geringes Ansehen, waren aber noch nicht so verachtet wie die Jägervölker des Himalaja oder die ebenfalls auf ungemein niedriger Kulturstufe stehenden Candala des nordöstlichen Indiens, die außerhalb der Stadt wohnen mußten, weil es für verunreinigend galt, dieselbe Luft mit ihnen zu atmen oder sie auch nur anzusehen.

Daß dieses nach den Palitexten gezeichnete Bild der indischen Gesellschaft dem Leben besser entspricht als die Brahmanentheorie, ergibt sich auch aus den auszugsweise uns erhaltenen ‚Indika' des Griechen Megasthenes, eines Zeitgenossen Alexanders des Großen, der als Gesandter am Hofe des Königs Candragupta lebte. Eine Reihe von Faktoren wirkten zusammen, um jene Keime zu einer neuen Gesellschaftsordnung weiter zu entwickeln. Rasse und Beruf, Stammesverschiedenheit und Wohnsitz, Ehegesetze und Übertretung der Ehegesetze haben im Laufe der Jahrhunderte eine Menge von Klassen geschaffen. Der Buddhismus hat während seiner namentlich unter König Asoka, dem Enkel des oben erwähnten Candragupta, bedeutenden Herrschaft in Vorderindien diese Klassifizierung nicht aufgehalten; denn da die Flucht vor dem Leben sein höchstes Ziel war, kam es ihm nicht darauf an, eine bessere Gestaltung der sozialen Verhältnisse herbeizuführen. Er suchte einzig und allein darzutun, daß die Kaste für das Streben nach Erlösung gleichgültig und wertlos sei. Dagegen haben die Brahmanen im Interesse ihres eigenen Ansehens die Schranken künstlich erhöht, welche die einzelnen Kasten von einander trennen. Sie benützten die Religion, um der Kastengliederung eine übernatürliche Begründung zu geben, und drohten dem, der sich gegen die von ihnen diktierten Vorschriften und damit gegen die gottgewollte Ordnung selber auflehne, mit den Schrecken der Wiedergeburt. Daraus entstand die leidvolle Stimmung, die sich, von der Natur des Inders und seines Landes begünstigt, allmählich auf das indische Gemüt legte, und in der ‚die geduldige Ruhe und sanfte Folgsamkeit der Seele', die Gemütsweichheit und düstere Lebensauffassung, das entsagungsvolle Büßer- und Einsiedlerleben der Inder mit all seinen Selbstkasteiungen seine tiefen Wurzeln hat. Unmöglich hätte die Kaste eine solche Herrschaft über die Ge-

sellschaft erlangen können, wenn sie nicht ihren Stützpunkt in der gewaltigsten Macht im Leben eines Volkes, in der Religion hätte. Daraus allein läßt sich die Anerkennung der strengen Gesetze erklären, unter welche die Kaste alle Handlungen des Hindu zwingt. Sie beschränkt ihn in der Wahl der Gattin auf einen bestimmten Kreis, sie bindet den Sohn im allgemeinen an den Beruf des Vaters, sie verbietet ihren Angehörigen gemeinsam mit Gliedern eines anderen Verbandes zu Tische zu sitzen oder Nahrung aus ihrer Hand zu empfangen. Ja noch mehr! Die höheren Kasten sind gehalten, jede Berührung mit niederen zu vermeiden; der Beruf gewisser Kasten verlangt deren Absonderung aus Städten und Dörfern; es gibt sogar Brahmanendörfer, aus denen alle anderen Kasten strenge verbannt sind, wie es auch in der ostindischen Armee der Engländer im Interesse des Kastenritus ganze Kompagnien gibt, die nur aus Brahmanen zusammengesetzt sind. Neben diesen mehr allgemeinen Satzungen bestehen noch besondere Vorschriften und Gebräuche, welche jeder Kaste ein individuelles Gepräge verleihen. So regelt die Tradition Speiseverbote und gewisse Eheverhältnisse. Die einen Kasten verschmähen jede Fleischnahrung, die andern nur das Fleisch gewisser heiliger Tiere; die einen gestatten der Witwe eine zweite Ehe einzugehen, andere beschränken die zweite Ehe auf den Bruder des verstorbenen Gatten; wieder andere verbieten sie ganz oder verlangen gar von der überlebenden Frau, dem verstorbenen Manne ins Grab zu folgen — ein barbarischer Brauch, der nicht ohne Schwierigkeit in neuerer Zeit von den Engländern abgeschafft worden ist; Polygamie ist in manchen Kasten häufig, in einigen wird sie mit Ausschließung bestraft; den meisten gilt die Ehe als untrennbar, einige lassen Scheidung zu. Die Zahl der Sondersitten ist damit natürlich nicht erschöpft; im allgemeinen ist die Strenge und Kompliziertheit der Vorschriften ein Gradmesser für das Ansehen der Kaste. Über die genaue Befolgung aller Vorschriften und Regeln wacht der erbliche Vorstand und der Rat nach einem durch das Herkommen geheiligten Recht. Das ist die Haupttätigkeit des Vorstandes, doch nicht die einzige. Er führt auch den Vorsitz bei allen jenen Festlichkeiten, welche sich an Geburten, Eheschließungen und Bestattungen knüpfen. Daneben verkaufen die Brahmanen bei glücklichen und unglücklichen Ereignissen, sowie vor allen wichtigen Entscheidungen als Schlangen- und Dämonenbeschwörer, als Astrologen und Traumdeuter, Wahrsager und Zauberer ihre übernatürliche Kunst um klingenden Lohn.

So greift die Kaste und im Zusammenhang damit die Brahmanenherrschaft tief in die Ordnung der indischen Familie ein. Kein Wunder, daß sie die ganze Denk- und Handlungsweise mächtig beeinflußt. Die soziale Spaltung hat den Klassenhaß gewaltig emporschießen lassen und das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit ertötet. Wohl waren auch Griechen und Germanen aufgelöst in eine große Zahl von Stämmen, die sich nicht bloß gleichgültig, sondern oft feindlich gegenüberstanden und in zahlreichen blutigen Kämpfen einen Teil der Volkskraft vergeudeten; aber wenn große Gefahren von außen

drohten, wie die persische für Hellas, die römische für Germanien — auch in der Neuzeit liegen Beispiele nicht fern —, dann besannen sie sich doch wieder auf ihren gemeinsamen Ursprung. Der nationale Gedanke hatte nur geschlafen. Anders in Indien. Hier hat keine Invasion vermocht, die Einheitsidee zu wecken. Der große Aufstand vom Jahre 1857 gegen die Englisch-Ostindische Kompagnie war nicht durch politische oder nationale Gründe, sondern durch religiöse Motive hervorgerufen. Der Umstand, daß im englischen Heere die Patronen mit Rinderfett eingerieben wurden, genügte, um den wildesten Fanatismus zu entflammen; aber der Mangel an Nationalgefühl verschaffte den Engländern mit indischer Hilfe den Sieg. Auf die Frage nach seiner Nation würde nach Kämmel der Inder etwa antworten: ‚Ich gehöre zur jiwaitischen Schneidergilde von Kalkutta;‘ oder ‚ich bin von der wischnuitischen Goldschmiedeinnung von Madras‘. So sehr hat ihm die Kaste das Bewußtsein, ein Inder zu sein, genommen und damit den wirksamsten Faktor im Kampf um die nationale Freiheit getilgt.

Dr. Otto Büttner.

Der letzte Ritter der Romantik und sein Denkmal.

Eichendorff, dem Sänger des deutschen Waldes, wie man ihn genannt hat, dem Sänger deutscher Innigkeit und Innerlichkeit, wie man ihn vielleicht erschöpfender nennen könnte, ist auf deutscher Erde bis heute kein Denkmal gewachsen; denn es ist wohl recht fraglich, ob wir der bescheidenen Büste, welche ihm in der schlesischen Provinzialstadt Neiße vor mehr denn zwanzig Jahren gesetzt wurde, diesen tönenden Namen geben können. Und doch haben wenige deutsche Dichter so tief und untilglich ihren Namen dem Gedächtnisse und der Liebe ihres Volkes eingegraben als gerade der ‚letzte Ritter der Romatik‘, in welchem diese ihren Schwanengesang zu singen scheint, in welchem die vielverkannte sich noch einmal aufraffend der Zeit in schlackenfreier Weise offenbaren wollte, was sie eigentlich gemeint, was sie angestrebt, welche Ideale ihr vor Augen gestanden. Es hat sich nun ein Ausschuß zur Errichtung eines Eichendorffdenkmales gebildet; es haben sich in zahlreichen deutschen Städten — und auch Bern, Bozen, Graz, Innsbruck und Wien haben als deutsche Städte gefühlt — Namen von gutem und bestem Klange in die Rollen des Ausschusses eingetragen, so daß man, wenn man die stattliche Liste überflog, zum Glauben kommen mußte, nichts könne der Verwirklichung des Wunsches im Wege stehen, das Denkmal am fünfzigsten Todestage des Dichters, am 26. November 1907 zu enthüllen. Hat sich doch die ‚Deutsche Dichtergedächtnisstiftung‘ in Hamburg nach Kenntnisnahme dieser Liste sofort um die ‚Überschüsse‘ des Komitees beworben. Dennoch war jener Wunsch und diese Hoffnung verfrüht; beide sind heute schon so gut wie zu Wasser geworden. Es scheint daher nicht unangezeigt, oder vielmehr es scheint dringend geboten, die weitere Öffentlichkeit mehr, als bisher geschehen ist, für die Frage zu interessieren.

Jos. Kösel autotyp.

Vorderansicht des Heddernheimer Mithrasbildes.

(Zu dem Artikel «Mithras und Christus» von Hannappel.)

Zwei Denkmäler, deutschen Dichtern zugedacht, beschäftigen heute mehr denn andere die öffentliche Meinung: das eine, zu dem die Beiträge fließen würden wie goldene Quellen, wenn sich das deutsche Empfinden entschließen könnte, einen Fleck deutscher Erde dafür abzutreten, das vielberedete und vielberufene Heinedenkmal; das andere das Eichendorffs, um welches verschiedene Städte sich bewerben, für das aber die Mittel zusammensickern wie Wasser, die durch lebendigen Fels hindurchschwitzen. Es ist bemerkenswert und zeugt für ein, aller Beeinflussung unerachtet, gesundes Empfinden der deutschen Volksseele, daß dieser sprechende Gegensatz in den Geschicken ihrer Standbilder auf einem ebenso schneidigen Gegensatze im ganzen Sein und Wesen der beiden Dichter ruht, deren Lieder ebenmäßig in den Vertonungen hervorragender Meister im Munde des Volkes klingen, im Herzen des Volkes widerhallen, klingen und klingen werden, widerhallen und widerhallen werden. Der eine vertritt vorbildlich, ich möchte sagen, die innere Wahrheit und Harmonie deutschen Wesens und Fühlens, der andere die innere Unwahrheit und Dissonanz aller volksfremden Elemente, die zersetzend an Wohl und Wohlsein, an der innern und äußern Lebensenergie des Volkes zehren.

Was den unwiderstehlichen Reiz der Eichendorffschen Lyrik erklärt, das ist nicht in letzter Linie die in sich geschlossene Persönlichkeit des Dichters. Alles ist in ihm Stimmung, Harmonie, Diatonik. Wohl werfen Schmerz, Entsagung und Enttäuschung ihre Schatten, wie in sein Leben, in seine Seele, so in seine Dichtung, die der lautere Spiegel seines Innern ist; aber die Disharmonie löst sich stets in erhöhten Wohllaut auf, während umgekehrt Heine in der Dissonanz schwelgt, die Septime nicht gebraucht, um von Wohllaut zu Wohllaut fortzuschreiten oder ein harmonisches Ausklingen vorzubereiten, sondern umgekehrt die schönsten Harmonien, deren seine lüstern lockende Leier fähig ist, nur zu dem Zwecke häuft, um mit einer schrillen Dissonanz, mit einem schreienden Mißtone — als sprängen die Saiten ihm unter den Händen — zu schließen.

Eichendorffs Lyrik baut sich über einem reinen Dreiklange auf, dessen Töne Natur, Vaterland, Religion; einem Dreiklange, in dem die liebende Hingabe an die Natur sozusagen den Grundton bildet, über dem treues Hängen am Vaterlande, über dem das Ahnen des Übernatürlichen wie Obertöne schweben; in dem jene einem liegenbleibendem Orgelpunkte vergleichbar ist, der die leichten und anmutigen Koloraturen der höheren und feineren Register trägt und stützt; in dem jene ist, was im Motett alter Tage der Cantus firmus, der liegende Tenor war, welchen die Oberstimmen, um einen Vergleich Luthers zu gebrauchen, umhüpfen und umjubeln, wie eine muntere, tanzende Knabenschar um den Vater spielt und jauchzt. Dafür ist ein bezeichnendes Kennmal der Umstand, daß, wo Eichendorff von der Liebe zur deutschen Heimat redet, er es nie tut in den Wendungen eines abstrahierenden, über das Ganze sich erhebenden und das Ganze wägenden und berechnenden bürgerlichen, um nicht zu sagen spießbürgerlichen Patriotismus. Bei ihm

spricht stets die Lust und die Freude des Autochthonen an der heimischen Scholle, an dem konkreten Vaterlande mit seinen Wäldern und Auen, seinen Tälern und Strömen, mit denen er vertraut und verwachsen ist von Kindsbeinen an; bei ihm spricht selten der politische Patriotismus, bei ihm spricht die Lust und Freude an der ‚grünen Heimat'. ‚Keinen Dichter noch,' meint er, ‚ließ seine Heimat los.' Und insofern fehlt Eichendorffs Dichtung nicht das Bodenständige, nicht, um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen, der ‚Erdgeruch'. Nur ist diese Bodenständigkeit nicht lokalisiert und dieser Erdgeruch nicht provinzialisiert. Der Dichter gehört dem Vaterlande, nicht einer Ecke desselben.

Und wie Heimat und Natur sich in Eichendorffs Sang verschmelzen wie die Töne eines Dreiklangs, ineinander zu verschwimmen scheinen wie tanzende Elfen, so verhält es sich auch mit dem religiösen Momente in seiner Dichtung. Dieses Schauen Gottes in der Natur, dieses Ahnen des Übernatürlichen im Irdischen, es ist nichts Gemachtes, nichts Beabsichtigtes, es ist etwas von seiner Naturauffassung und seiner Liebe zur Natur Untrennliches, etwas mit ihr Gewordenes, in ihr Gegebenes. Er kann die Natur nicht genießen, nicht auskosten ohne den Blick nach oben; der Himmel mit seinen Sternen und dem, was er zwischen ihren leuchtenden Zeilen liest, gehört zu seiner Natur, zu seiner Heimat. Die Natur ist ein Stück Himmel, der Himmel ein Stück Heimat; er ist ihm wie Schenkendorf das ‚Vaterland, das droben ist'. Darum fehlt in Eichendorffs Naturliedern so selten der Fingerzeig nach dem Droben und nach dem Drüben, und darum sind seine ‚geistlichen Lieder' so selten frei von den Kulissen des Waldes, des Feldes, des dämmernden Morgen. Sein Tempel ist der Buchenwald; zwischen seinen Säulen tritt ihm der ‚Herrgott' entgegen, der in dem Adyton der grünen Einsamkeit, des tiefen Schweigens wohnt. Seine Natur ist ihm nicht entvölkert, nicht ‚seelenlos'; der Schöpfer hat sich von seinem Werke nicht zurückgezogen, der Dichter weiß ihn zu finden und verkehrt mit ihm nicht anders wie die Sassen des Paradieses. Warum auch nicht? Der Dichter ist heilig; er weiß von keiner Sünde, und so erscheint ihm die Natur, deren Priester und Prophet er ist, entsündigt, verklärt und vergeistigt. Aber wie seine Heimat nicht lokal beschränkt, so ist seine Religion nicht konfessionell umschrieben; denn wo der Philosoph beginnt, da zieht sich der Dichter zurück; wo das Alter naht, da flieht die Jugend.

Wie ganz anders Heine! Die drei Saiten Eichendorffs fehlen entweder seiner Leier, oder er rührt sie doch nur selten, und wenn er sie rührt, dann wie einer, der nicht glaubt an das, was er singt und sagt, was er zu glauben vorgibt. Die Natur ist ihm fremd; er verleugnet den Städter nirgends. Jenen Bund mit ihr zu schließen, den der in Garten und Park, zwischen Wald und Heide großgewordene Sproß landsässigen Adels flechten konnte, blieb ihm versagt. Statt von Wald und Feld hören wir bei ihm von den Straßen der Stadt, Pariser Straßen, hamburgischen Straßen, anderen

Straßen. Mit dem Vaterlande ist er zerfallen. Was Wunder? Ist es denn das seine? Ist denn die Sprache, die er so ungezwungen meistert, die seine? Oder ist sie ihm nicht ebensogut wie die gallischen Laute eine fremde Zunge? Daß seine Wiege zufällig in Düsseldorf stand, was konnte es dem Sprossen eines heimatlosen Volkes bedeuten? Eine Laune des Zufalls, eine Tücke vielleicht des Schicksals. An dem Vaterlande ist ihm wenig recht, heilig nichts; seine Muse gießt unausgesetzt die Lauge des Spottes über dasselbe aus; der Deutsche ist ihm, vom König bis zum Bettler, ein Tropf, den nur sein bißchen Schlechtigkeit — denn groß kann er weder im Guten noch im Bösen sein — vor völliger Versimpelung rettet. Für das Große, das Erhabene, das Edle fehlt ihm völlig der Blick; er sieht nur das Entstellende, nur die Flecken. Das ist das Lieblingsgericht, das Linsenmus, das er uns wieder und wieder auftischt bis zum Ekel. Statt der Heimat goutiert er die Fremde, ja, der Tyrannenfresser hat Weihrauch für den korsischen Parvenu, denn dieser hat seine sog. Heimat in Grund und Boden getreten. Und gar die Religion, gar der Herrgott!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt':
Himmel-Herrgott-Sakrament!

Welcher Abgrund gähnt zwischen dem Lästerer der ‚Matratzengruft' und dem Waldessänger, der zum Schöpfer betet:

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Wand'rer, frohbereit
Betreten nur als eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit!

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit,
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit!

Ja, Heine, der Platen seine Eitelkeit so unbarmherzig zum Vorwurfe macht, obschon er ihn an Selbstgefälligkeit, das Mindeste zu sagen, vollkommen erreichte, — nur daß die Klugheit ihm gleiche Ehrlichkeit verbot, — der kranke Heine buhlt um Weltgunst auf Kosten seines Gottes, an den er doch periodenweise, an den er auf Widerruf glaubt; denn keine Gotteslästerung ist ihm zu häßlich, zu trivial; er nimmt sie in den Mund, sobald er hoffen darf, damit der Claque einen Augenblick zu gefallen.

Noch ein anderer Gegensatz zwischen den beiden drängt sich mir auf. Eichendorff liebt es, den Schleier des Geheimnisvollen über seine Poesie zu breiten, und ist dabei lauter und klar wie Bergkristall; Heine zerreißt jeden Schleier, hält mit nichts zurück, und doch sagt uns ein Instinkt in unserem Innern bei jedem Worte, das er spricht: ‚Du lügst.'

Kein Freund Eichendorffscher Dichtung wird sich je der Wahrnehmung entzogen haben, daß über seinen Liedern wie über den Gestalten und Charakteren seiner Erzählungen, ja über dem Milieu derselben ein Etwas ausgebreitet liegt, das man kaum richtiger als mit dem Worte ‚Schleier' bezeichnen kann. Nebel kann und darf ich es nicht nennen; denn der Nebel macht trübe, undeutlich und unbestimmt, wirkt drückend, während dieses zauberhafte Etwas, das über Eichendorffs poetischen Gebilden schwebt, diesen nur einen neuen, tiefen Reiz, den des Geheimnisvollen, des Ahnungsreichen gibt. Wir glauben uns in einer Morgenlandschaft zu befinden; sie ist ohne Nebel, ohne Verschwommenheit, aber nicht ohne einen ätherischen, bläulichen Duft, der den Umrissen ihre Schärfe beläßt, aber über das Ganze eine Stimmung hinhaucht, die ebenso von der Glutenhelle des Sommertages wie von der Unheimlichkeit der Dämmerung entfernt ist. Es ist ein zarter Schleier, der von dem holden Mädchenantlitze, das er umfließt, uns nichts entzieht, nicht das Gold der Locken, nicht den Azur des Auges, nicht das Kirschrot der Lippe, nicht den Schnee der Stirn, nicht die Rosen der Wangen, der uns höchstens die Unbedeutendheiten entzieht, die etwa diese vollendete Anmut beeinträchtigen könnten. Ein schöner Arm ist nie bestrickender, als wenn ein leichter Flor ihn umspinnt, ihn sozusagen der nackten Wirklichkeit entzieht. So weiß Eichendorff gerade durch diesen Schleier — es steht mir ein anderer Ausdruck nicht zu Gebote — seinen Gedichten einen charakteristischen Reiz zu verleihen, der nur ihnen eigen und kaum anders als durch Umschreibung zu schildern ist: ‚Eichendorff weiß uns tiefer zu bewegen und das Gemüt wie mit einem Zauberstab zu berühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht.' (Scherer.)

Umgekehrt Heine, der keinen Schleier duldet, der jede Hülle fortzieht, dem kein Gedanke das Gehirn kreuzt, er zeige ihn uns denn (und wäre er noch so häßlich) in seiner ganzen Nacktheit, der uns keine Derbheit erspart und sich keiner Zote entzieht, mag die Zote noch so derb und die Derbheit noch so zotig sein. Und merkwürdig, bei dieser rücksichtslosen und brutalen Offenheit ist kein Dichter unwahrer wie er: ‚Je weiter seine körperliche Krankheit vorschreitet, desto seltener werden die reinen, herzgewinnenden Klänge; der Dämon der Ironie wächst; er höhnt alles, was dem Gemüte teuer sein kann, Liebe, Glaube, Unschuld und Gott; er greift zum kalten, höhnenden Witze, zu den schmutzigsten Zynismen, den niedrigsten Bildern und verwendet diese üblen Würzen absichtlich zu Reizmitteln. Und diese Absicht ist es, die ästhetisch zuletzt als L ü g e wirkt. Man glaubt dem Dichter schließlich weder Tränen noch Verzweiflung, sondern erwartet ernüchtert die „Pointe", oder man wendet sich in tiefster Seele empört von diesem Gaukelspiele ab.' (Leixner.)

Diese scheinbaren Gegensätze versöhnen sich unschwer. Heine enthüllt sich uns; aber er kann uns eben nur enthüllen, was er ist, die Zerrissenheit,

den Widerspruch, die Lüge. Er ist das alles, und er ist es nicht; denn er ist das alles nur halb, nie ganz; er ist das alles und er ist das nicht, denn er ist heute ein anderer als gestern und ehegestern, und er wird morgen und übermorgen abermals ein anderer sein. Er kann uns nichts Wahres sagen, weil er an nichts glaubt, weil er an allem zweifelt. Er ist eine unwahre und unharmonische, weil eine geteilte und zerrissene, Eichendorff eine wahre, abgeklärte, harmonische Persönlichkeit, und nicht leicht wird man zwei Charaktere finden, die, was innerliche Geschlossenheit, was seelische Zerrissenheit ist, drastischer veranschaulichen.

Ich weiß nicht, ob es mit der nötigsten Selbstachtung vereinbar ist, einem Manne wie Heine auf deutscher Erde ein Denkmal zu setzen, oder ob dies nicht eine urkundliche Anerkennung gerade jener Eigenschaften wäre, die niemand dem deutschen Volke mehr zum Vorwurfe gemacht hat als gerade Heine. Soviel aber weiß ich, daß er weder auf englischem noch auf französischem Boden je sein Monument sich erheben sähe, wenn er sich über das englische Volk, wenn er sich über die französische Nation auch nur halb so zynisch geäußert hätte. So viel weiß ich ebenfalls, daß, wenn man den Kostenpunkt ausschalten könnte und nur das Herz unseres Volkes zu sprechen hätte, kein Dichter seines Denkmales sicherer wäre als Eichendorff. Hoffen wir, daß es einem mutigen Ermannen gelingt, dennoch den nötigen Obolus zu sammeln, um den Gedanken des Komitees zu verwirklichen. Über 230 Namen stehen unter dem Aufrufe. Würde jedes dieser 230 Mitglieder die geringfügige Summe von nur 260 Mark in seinen Bekanntenkreisen sammeln, so wäre das Denkmal gesichert. Sollten sich die Mitglieder zu solcher, gewiß nicht übermäßiger Anstrengung nicht ermannen können?

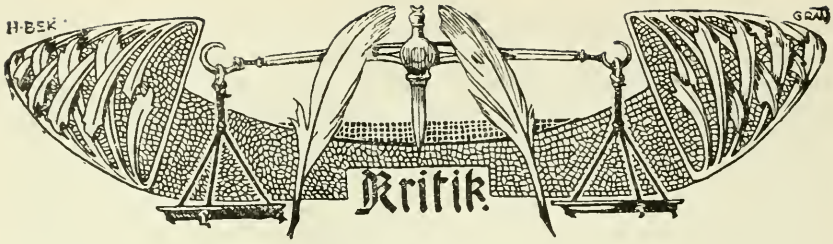
Am 26. November dieses Jahres wird es ein halbes Jahrhundert sein, seitdem der Dichter des deutschen Waldes uns genommen ward. Die Gefühle, denen damals Lebrecht Dreves in einem poetischen Nachrufe an den heimgegangenen Freund Ausdruck geliehen, es sind dieselben, die auch heute unser Gemüt beschleichen, wenn der Genuß seiner innigen Lieder uns die Gestalt dieses echten deutschen Edelings vor die Augen der Seele zurückruft.

. . . . . .

Nun ist verhallet, ist verklungen
Des greisen Sängers Harfenklang;
Doch was sein frommer Mund gesungen,
Es wird besteh'n Äonen lang,

Indes enthoben aller Bande,
Befreit aus irdischem Verlies
Er weilt in jenem bessern Lande,
Wohin uns stets sein Finger wies.

Guido Maria Dreves.



Bogumil Goltz.

Jene Gegend, in welcher ‚zu preußischer Zeit sich das slavische und katholische Prinzip auf ganz unaussprechliche Weise an der deutsch-protestantischen Bildung und Lebensart kontrastiert', aber auch ein selbständiges Stammesgefühl sich nicht beseelt hatte, und so für unsere Literatur noch wenig erwachsen, Westpreußen, ist die Heimat des ‚genialen Herzensidealisten und Sonderlings' mit dem slavisch-deutschen Namen. Wohl hat Bogumil Goltz (1801 im damals preußischen Warschau geboren, später, nachdem er protestantische Theologie und Philosophie studiert, dann Landwirt gewesen, in Thorn ansässig) ein feines, vorurteilsfreies Verständnis auch für die Eigenart des anderen Volkstums und Bekenntnisses gewonnen, noch unbeirrt vom Hader unserer Zeit. Aber er ist ein kerndeutscher Mann, und was er, der Sohn der Tiefebene, geschrieben, das ist geistiges Hochland. Freilich sind es nicht Schöpfungen von bestimmtem poetischem Typus, nicht Lieder, Epen, Schauspiele oder Romane. Wie er selbst, sind seine Werke kaum in die üblichen Fächer einzuordnen, und wenn er über alles, was Geist und Gemüt ergreifen kann, mit Geist und Gemüt gesprochen, gepredigt, geschwärmt und gewettert hat, so hat er doch wieder kein System hinterlassen zur Beruhigung registrierender Pedanten. Dennoch war er mehr als ein witziger Plauderer und Anekdotensammler nach Art von Webers Demokrit. Es ist nicht nur Esprit, was unsere Eltern und Großeltern an ihm entzückte; er hat jenes undefinierbare Etwas, das den Dichter vom Schriftsteller unterscheidet, die kunstschaffende Seele, die durch keinen noch so vortrefflichen Zettelkasten zu ersetzen ist.

In Laienpredigten voll Frische und Ironie verteidigt er unsere sittliche Ordnung und Erziehung gegen Mißbrauch und Entartung. Sprudelnd wie Frühlingswässer — wer ist ihnen gram ob ihrer Willkürlichkeiten? — quellen ihm da Gedanken und Bilder hervor; gern nimmt man, wie bei Abraham a St. Klara, Wortspiele und andere Schnurrpfeiferei in Kauf. Hat er doch auch des wackeren Paters Naturkraft und hinreißendes Temperament. Er verblüfft wie Multatuli-Dekker durch Vielseitigkeit und Eigenart der Gedanken, ohne damit die Grundlagen der christlichen Weltanschauung in Zweifel zu ziehen, und wie ein Hansjakob weiß er das wurzelechte Volkstum so lebensvoll zu gestalten und — so prächtig zu wettern. Mit diesem berührt er sich in manchem scharfen Hieb gegen unweibliches Weibervolk und falsche Emanzipation, mit beiden in der reizvoll-verklärten und doch naiven, echt kindlichen Wiederbelebung eigener Jugendzeit. Mit beiden teilt er auch jenen Humor, der die Wehmutstränen im Wappen führt, und die energische Subjektivität. ‚Du sprichst viel von dir selbst' kann er mit Multatuli zu sich sagen und sich rechtfertigen; denn hinter seiner Subjektivität steht eben eine starke, originelle und interessante Persönlichkeit. Wenn er der Frau das Genie des Herzens zuweist, dem Manne das des Kopfes und Charakters, und wenn er den

Charaktermenschen nicht im Prinzipienreiten, sondern in der Ausbildung von Gemüt und Gewissen sucht, so tritt bei ihm selbst eine Vereinigung dieser Vorzüge hervor. Wohl haut er manchmal daneben, aber er haut doch zu und trifft meist den Nagel auf den Kopf; das gelang ja noch keinem, der sich vor dem Danebenhauen scheute. Was er sagt, ist reizend im Doppelsinn des Wortes, reizend zu Begeisterung oder Widerspruch, niemals aber langweilig. Die Angst vor der Lächerlichkeit, nach Raabe die Krankheit unserer Zeit, ist ihm so fremd als die Blasiertheit gegen Freude und Leid. Sorge vor einem Achselzucken der Virtuosen äußerlicher Selbstbeherrschung unterdrückt bei ihm keinen Ausruf des Entzückens, keinen Ausdruck der Zärtlichkeit, die von Verzärtelung so gar nichts weiß, und ebenso wenig verleugnet er aus seelischer Paukdressur seinen Schmerz. Ja, mit seiner Naturfrische und hinreißenden Begeisterungsfähigkeit könnte der alte Goltz unsere greise Jugend wieder jung machen, jung, wie er immer geblieben dank einer glücklichen, unverkümmerten Kindheit. Mag er uns heute zuweilen etwas rührselig vorkommen, welcher echte Humorist ist das nicht einmal? Weichlich wird er nie; er hat sogar eine herzerfreuende Vorliebe für das Kernhafte im Volke und Volkstümlichen, daran zimperliche Seelen gar Anstoß nehmen, und tritt in seinen köstlichen Schilderungen vom ‚Schwarzen Roß' entschieden für den Verkehr des Kindes mit den einfachen Leuten ein trotz der Gefahr, daß es ein paar Kraftausdrücke erlerne. Mit hohem Ernst indes und scharfer Rüge verdammt er die Unzucht in Worten und zieht er gegen alle Verschmutzung zu Felde. Jede Prüderie ist ihm widerlich; doch wie rührend schön weiß er die reine Trunkenheit reiner Liebe zu schildern!

Da ist es kein Wunder, wenn er über dem Dogma vom allein seligmachenden Naturalismus vergessen wurde. Der konnte mit ihm nichts anfangen; ihm war er zu altmodisch, zu gesund und — reinlich. Goltz starb 1870. Der sittliche Idealismus, dem wir dies Jahr verdankten, und der seine Werke beseelte, schien abgetan. Sein Kämpe erlebte es nicht, daß Deutschland von eben jenem Paris, welches es damals äußerlich einnahm, bald darauf bis zu seinem fernen Osten innerlich erobert und unterjocht wurde. Nun nach mehr als dreißig Jahren, da diese verhängnisvolle Vergeltung allmählich überwunden zu werden scheint und mit dem Ablauf der Schutzfrist auch Goltz der zweiten Feuerprobe unterworfen werden konnte, hat man den Verschollenen hervorgeholt. Es ist das Verdienst eines in seinem Todesjahre zurückeroberten Volksgenossen ganz vom anderen Ende, Lienhards, daß er durch eine geschmackvolle Auswahl in den ‚Büchern der Weisheit und Schönheit' seinen Geist und seine so gar nicht veralteten Ideen weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht hat, und es soll dem Elsässer dabei gern vergeben werden, daß er nicht nur heutigem Geschmack zuliebe die gar zu reichlichen Fremdwörter jener Zeit mit Takt vermindert, sondern auch (S. 31) aus unserem lieben preußischen Dittchen oder Düttchen (10 Pfennig, vielleicht von Deut?) ein ‚Hütchen' gemacht hat. Wenn zugleich der ursprüngliche Verlag Jankes eine billige Neuausgabe der Einzelschöpfungen begann, zunächst mit ‚Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen' und dem ‚Buch der Kindheit', und in Meyers Volksbüchern die Studie ‚Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius' neugedruckt wurde, so geschah recht daran. Denn die ganzen Werke enttäuschen nach jenen Kosthappen keineswegs. Es ist verwunderlich, wie z. B. angesichts der feinen Beobachtungen und treffenden Bemerkungen, welche das erste Buch mit geistvollen Ausfällen nach beiden Seiten über den Wesensunterschied der Geschlechter

in reicher Fülle bringt, etwas wie Möbius' auch fachwissenschaftlich flache Plakattitelschrift ‚über den physiologischen Schwachsinn des Weibes' solche Beachtung finden kann. Und so wie Goltz in dem zweiten Buch hat wohl niemand, sagt Hebbel mit Recht, ‚den Weg in das Kinderparadies zurückgefunden'. Abschnitte wie z. B. ‚Kindersonntag', ‚Robinson,' ‚Vogelfang,' ‚Die ausgegrabenen Kartoffeln,' ‚Die Komödianten' und ‚Puppenspiel im Dorfkruge' oder die Vorführung des ‚Plinkusch', des Plunderjuden, sind geradezu köstlich. Mit das Schönste freilich und allein ein Gewinn ist die Schilderung des eigenen Vaters, jenes Ehrenmannes von echtem Schrot und Korn, dem er in so vielem nachgeraten ist. Wenn er als dessen Kernsprüche u. a. anführt: ‚Grobheit muß sich auf ein gutes Recht gründen' und ‚Quark soll stinken, man soll ihn nicht schminken', so rechtfertigt er damit sich selbst, und auch bei seinem Knurren und Poltern wird durch die äußere Schroffheit innere Weichheit gedeckt. Er ist nicht nur ein witziger Tadler in negativer Kritik, sondern er baut positiv auf und weiß auch, was schwerer, mit Geist zu rühmen. Wie er ‚für den deutschen Genius den heidnischen Pantheismus' ablehnt und ‚einen herzigen Gottglauben' verlangt, so bekennt er sich selbst offen und warm zu der Versöhnungslehre Christi. Die ‚Mitleidenschaft', welche er als deren Grund und den aller Herzensgüte bezeichnet, vertritt er gar schön und so gar nicht schopenhauerisch: ‚Wie mancherlei Fehl und Sünde an einem Menschenkinde haften mag, hat es ihm nie an Erbarmen und Mitleidenschaft gefehlt, so kann er immer nur ein verirrter, aber kein schlechter Mensch sein.' — ‚Wir entschuldigen uns zuletzt, den Leuten nichts getan zu haben, aber das ist eben unsere Anklage; denn wir sollen den Menschen etwas tun, und zwar etwas Liebes und Gutes.'

Für rettungslos nüchterne Seelen ist Goltz freilich nichts; alle anderen aber werden in seinen Schriften wenigstens eine Fülle von Anregungen für Geist und Gemüt finden, die sich zu einem wirklichen Gesamtbilde kaum zusammenfassen lassen.

Hans Norbeck.

Chamberlains Kant.*

Chamberlains Buch ist hervorgegangen aus dem Wunsch, ‚einen Mann von der Bedeutung Kants nicht einer Gelehrtenkaste zum Alleinbesitz zu überlassen, sondern ihn allen Gebildeten zu einem kostbarsten Eigentum zu machen'. So versichert uns der Verfasser schon in den ersten Zeilen seiner Vorrede. Er erweckt damit die ganz seltsame Vorstellung, als werde Kants Philosophie von den Gelehrten bis jetzt eifersüchtig den Laien vorenthalten. Die bissigen Ausfälle gegen diese schlimmen Gelehrten sollen auch sonst dem Werke eine gewisse Würze geben. ‚Bornierte, arrogante und unduldsame Kathederpfaffen sind es; sie bilden eine „naturentfremdete, fanatische Sippschaft".' Leuchtend im Glanze seiner Bescheidenheit hebt sich nun auf dieser dunklen Folie unser Verfasser ab: Er redet als ‚Laie zu Laien'.

Und zwar will er *nicht* geben eine systematische Gesamtdarstellung von Kants *Lebenswerk*, von seinen theoretischen *Lehren*. ‚Die *Persönlichkeit* als Einführung in das Werk' lautet der Untertitel. Damit ist nicht die Persönlichkeit

* Houston Stewart *Chamberlain*. *Immanuel Kant*. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. F. Bruckmann, München 1905. 786 S. in gr. 8°. Mk. 10.—

Kants, wie ſie ſich in ſeiner Lebensführung ausprägte, gemeint, ſondern ſeine ‚intellektuelle Perſönlichkeit‘, die Art ſeines Denkens.

Nun iſt aber eine derartige Abſicht, Kants Werk aus ſeiner Perſönlichkeit verſtändlich zu machen, *ſo unkantiſch wie möglich*. Indem Kant die erkenntnistheoretiſchen Unterſuchungen in den Mittelpunkt der Philoſophie rückt, ſucht er dieſer gerade den *objektiven* Charakter einer Wiſſenſchaft zu verleihen; er ſucht ſie gerade unabhängig zu machen von den ſubjektiven Eigentümlichkeiten der Philoſophen, von ihrer individuellen Art, zu denken und zu ſchauen. Für Chamberlain dagegen ſteht von vornherein feſt: ‚Die Weltanſchauung eines Mannes iſt mit ihm geboren; ſie iſt das notwendige Ergebnis ſeiner Art zu ſchauen.‘ Demnach hinge es von der individuell verſchiedenen Organiſation der einzelnen Subjekte ab, was ihnen als wahr erſcheine. Der Begriff einer objektiven Wahrheit und damit auch der einer Wiſſenſchaft wird damit völlig aufgehoben; Subjektivismus, ja Skeptizismus iſt damit proklamiert. Aber gerade auf das Gegenteil will Kant hinaus: den objektiven Charakter, die Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit der Wiſſenſchaft, insbeſondere der mathematiſchen Naturwiſſenſchaft will Kant begreiflich machen.

Aber vielleicht wird uns Chamberlain im Verlauf ſeines Werkes zeigen, daß ſein eigener Subjektivismus und Skeptizismus im Gegenſatz zu Kant zu Recht beſtehe, oder daß Kants Anſichten ſelbſt gegen deſſen Abſicht und Meinung in ihren Konſequenzen zu dieſer Erſchütterung aller objektiven Erkenntnis führen?!

Indes, mit einer ſolchen Vermutung wird man Chamberlains Verhältnis zu Kant ganz verkennen. *Kritik an Kant wird nicht geübt*; Kant hat immer recht. Und daß dies noch nicht allgemein anerkannt iſt, das beruht nach Chamberlain hauptſächlich darauf, daß ſeine bisherigen Interpreten zu der bornierten Zunft der Fachphiloſophen gehört haben.

Es muß nun freilich eigentümlich berühren, daß jemand, der ſich als getreuer Jünger Kants anſieht, einen Satz wie den oben zitierten aufſtellt, ohne zu ahnen, wie der darin ausgeſprochene Subjektivismus der Grundtendenz des Kantiſchen Denkens gerade zuwiderläuft. Es drängt ſich da der Verdacht auf: *Vielleicht hat er Kant gar nicht recht verſtanden*. Dieſer Verdacht aber wird zur Gewißheit, wenn man im einzelnen prüft, wie er ſich über einige der grundlegenden Begriffe Kants (z. B. transzendental, a priori, Idee uſw.) ausläßt. Da ich hier nur zu ‚Laien‘ rede, ſo kann ich an dieſer Stelle nicht in Kürze nachweiſen, wie ſchief, unklar, ja ſich ſelbſt widerſprechend ſeine Ausführungen hierüber ſind. Wer ſich hierfür intereſſiert, den verweiſe ich auf die eingehende Beſprechung, die Bruno Bauch in den ‚Kant-Studien‘ (Bd. XI, 1906, S. 153—195) dem Buche gewidmet hat.

Es rächt ſich eben bitter, daß Chamberlain in ſtreng logiſchem Verfahren nur öden Formalismus, in ſcharfen Begriffsbeſtimmungen nur Pedanterie ſieht. ‚Der Sinn des Wortes iſt immer ein ſchwebender,‘ erklärt einmal der Verfaſſer. Für ihn ſelbſt trifft das zweifellos zu. Doch was braucht er ſich auch um ein exaktes Auffaſſen des Wortſinns, um nüchterne Definitionen von Begriffen zu bemühen, ſein Verſtändnis Kants iſt ihm ja in ganz anderer Weiſe zuteil geworden wie den übrigen Sterblichen. ‚Kants Auge — dieſes aus himmliſchem Äther gebildete Auge, das auch über die Worte, über die oft dunklen Worte Licht verbreitet und alles um ſich erhellt — blickte mich an, als ich zum erſten Male in einem Kantſchen Buche blätterte. Wohl mag ich Kants Worte manchmal nicht verſtanden haben, ſein Auge verſtand ich immer.‘

Wem aber eine so genialische Intuition nicht beschieden ist, der wird freilich meinen, man müsse Kants Worte, richtiger seine Werke, verstehen, ehe man es wagen dürfe, über seine Art, zu denken und zu schauen (sein ‚Auge'), irgendwelche Vermutungen aufzustellen; er wird es auch für Charlatanerie erklären, wenn Chamberlain seine Leser dahin zu bringen verheißt, daß sie ‚Kant verstehen, bevor sie ihn studiert haben'.

Wenn es aber so schlimm mit dem Verständnis Kants bei Chamberlain bestellt ist, so hilft natürlich auch all dessen Geistreichigkeit, Sprachgewandtheit und Belesenheit den Leser nichts. Ebenso nutzlos ist aber auch der wundersame didaktische Kunstgriff, den Chamberlain noch anwendet, um uns Kants geistige Persönlichkeit recht bestimmt vor Augen zu führen. Er geht nämlich aus von der Überzeugung, daß wir Persönlichkeiten in ihrer individuellen Eigenart nur durch den Vergleich mit anderen Persönlichkeiten verstehen.

Und so hat er denn von den sechs — gelegentlich über 100 Seiten langen — ‚Vorträgen', aus denen sein Buch besteht, nur den letzten Kant selbst ausschließlich gewidmet; die vorhergehenden haben Goethe, Leonardo da Vinci, Descartes, Giordano Bruno, Plato zum Gegenstand, wobei natürlich Beziehungen der Verwandtschaft oder des Gegensatzes zwischen diesen Denkern und Kant aufgesucht werden. Nun ist es zweifellos nützlich und einer schärferen Auffassung förderlich, wenn man Gegenstände vergleicht, die man schon einigermaßen kennt. Aber eine merkwürdige Lehrkunst ist es doch, ein unbekanntes Objekt dadurch erläutern zu wollen, daß man fünf andere unbekannte sogleich daneben vorführt. Denn solche ‚Gebildete', die von Kants Werk noch nichts wissen, — und solche setzt Chamberlain als seine Leser voraus, — die werden auch die andern oben genannten Denker nicht kennen, auch nicht Goethe als Naturforscher (denn im wesentlichen nur als solcher wird er von unserm Verfasser hier behandelt).

Wir müssen also sagen: Zur Einführung in Kants Werk ist Chamberlains Buch völlig ungeeignet; es kann höchstens dazu anleiten, daß der Leser, statt sich das Verständnis grundlegender Begriffe mühsam und ehrlich zu erarbeiten, mit unklaren Phrasen sich begnügt und zu der Meinung kommt, über Dinge mitreden zu können, von denen er tatsächlich nichts versteht. Gewiß wollen wir das Streben nicht tadeln, die Werke der großen Denker weiteren Kreisen zugänglich zu machen, aber energisch ist dagegen anzukämpfen, daß bei einer solchen bedeutungsvollen Bildungsarbeit ein anmaßlicher Dilettantismus sich breit mache.

Dr. August Messer.

A. Harnack als Ireniker.

Die Ermüdung und Übersättigung an religiösen Streitigkeiten zwischen Konfession und Konfession oder auch zwischen verschiedenen Richtungen innerhalb derselben Kirche pflegt sich bei weniger tiefen Gemütern in Indifferentismus und Haß gegen jede durch ‚Pfaffen' vertretene Religion zu äußern, während innerliche und religiös veranlagte Naturen den Zwiespalt wie ein persönliches Leiden empfinden und dem elementaren Bedürfnis nach Versöhnung der feindlichen Brüder um so weniger widerstehen können, je bedenklicher sie zugleich die Interessen des Vaterlandes durch jene Gegensätze gefährdet sehen. So mehren sich denn, wie die neueste und gründlichste literarische Würdigung von Leibniz' Friedensplan zutreffend bemerkt, in Deutschland unter den Besten auf beiden Seiten die Stimmen für den kirchlichen Frieden. ‚Die Tränen,' schrieb einmal Ketteler, ‚welche Leibniz über die Trennung der deutschen Brüder geweint hat, sind ihm noch nicht zum Vorwurf gemacht worden, und wir alle, die wir zum deutschen Volke gehören, sollen uns mit diesen Tränen vereinigen, solange wir leben.' Es ist darum, zumal angesichts der neuesten politischen Vorkommnisse, hocherfreulich, wenn der angesehenste protestantische Theologe der Gegenwart, ‚den Spuren von Männern wie Melanchthon, Leibniz, Spener, Zinzendorf und Döllinger folgend,' kein würdigeres Thema für die Feier von des Kaisers Geburtstag an der Berliner Universität finden zu können glaubte als die Frage, ‚ob und wie die beiden großen Konfessionen in unserem Vaterlande sich einander zu nähern oder doch zu einem befriedigenderen Verhältnis zu kommen vermögen'. Wir können aus demselben Grunde es weder als christliche noch als patriotische Tat erachten, und wissen es nur aus der dermaligen politischen Spannung heraus einigermaßen zu entschuldigen, wenn, bevor noch der authentische Text der Rede vorlag, in einem sich katholisch nennenden Blatte Süddeutschlands unter hochfahrender Konsequenzmacherei und anwidernder Entstellung der wirklichen Gedanken die dargebotene Hand unfreundlich zurückgestoßen wurde. Hat man die warm anerkennenden Urteile, welche Harnack in den letzten Jahren über die katholische Kirche aussprach, und welche katholische Organe zu verbreiten sich beeilten, schon vergessen?

Der Inhalt der Rede ist etwa folgender. Neben dem sozialen Gegensatz, den auszugleichen wir Deutsche mit unserer Gesetzgebung allen anderen Nationen vorangegangen sind, und neben ‚den schlimmen Widrigkeiten eines gesellschaftlichen Kastengeistes' steht als verhängnisvollste die konfessionelle Spaltung.

‚Wir befinden uns noch mitten in ihr, während es den andern großen Völkern auf die eine oder andere Weise längst gelungen ist, sie im wesentlichen zu beseitigen oder doch aus ihrem politischen Leben auszuschalten . . . In zahlreichen und tiefen Fragen des Lebens und der öffentlichen Wohlfahrt ist unser Volk von vornherein in zwei Lager gespalten, und dieser Zustand wirkt aus dem Mittelpunkt überallhin in die Peripherie unseres Daseins bis hinab in die Sphäre des Kleinsten und Alltäglichen. Überall begegnet man dem konfessionellen Vorurteil; überall stößt man auf die Zäune, ja die Mauern der Konfession. Als ein stiller, häufig aber auch sehr lauter Koeffizient begleitet sie fast jede öffentliche Lebensäußerung, diktiert überall Zurückhaltungen und Rücksichten, kompliziert alle Verhältnisse und schafft Hindernisse und Hemmungen zuhauf. Daß die eine Partei dazu noch Direktiven aus dem Ausland erhält, erschwert die Lage ganz besonders.‘

Hierbei ist allerdings daran zu erinnern, daß in politischen Fragen die beteiligten Kreise nicht einmal der einheimischen kirchlichen Autorität das Recht zu solchen Direktiven zugestehen.

Sind wir verurteilt, die Spaltung als einen endgültigen Zustand zu betrachten? Jeder Gedanke einer Annäherung erscheint den meisten als eine Utopie, ja fast schon als Verrat an der eigenen Konfession. Gleichwohl ist es ‚religiöse und theologische Schlaffheit, die Frage von vornherein abzulehnen oder beiseite zu schieben‘.

‚Denn wie es ein unveräußerliches Element der christlichen Religion ist, daß sie Einheit unter ihren Bekennern fordert und stiften will, . . . so darf sich auch die theologische Wissenschaft nicht bei dem Zustande einer aussichtslosen konfessionellen Spaltung bescheiden. Sie erkennt viel zu gut, daß nicht wenige Ursachen, die zu der Trennung geführt haben, in geschichtlichen Umständen begründet waren, die längst nicht mehr bestehen. Sie ist daher verpflichtet, die Folgerungen daraus zu ziehen . . . Die Aufgabe, an der Beseitigung oder doch Milderung der konfessionellen Spaltung zu arbeiten, ist also eine Aufgabe der Religion und der Wissenschaft zugleich.‘

Gegenüber dem Einwande, niemand wisse zurzeit einen Weg zur Lösung dieser Aufgabe, sei an die anfänglichen heftigen Gegensätze zwischen Luthertum und Calvinismus zu erinnern, die nun ausgeglichen sind, sowie an die Tatsache, daß auch Katholizismus und Protestantismus vor 100 Jahren sich bereits viel näher standen als heute. Uns will dies Moment sehr beherzigenswert erscheinen, und es wäre nachgerade an der Zeit, daß man auch bei Beurteilung der Aufklärungsepoche wirklich historisch, mit Scheidung des Guten vom Verkehrten, urteilte, nicht einfach die Verdikte nachspräche, die eine von der Aufklärung befehdete, nachher zur Herrschaft gelangte Richtung über ihre Gegnerin abgab. Wenn ferner, meint Harnack, in Ehen, und auch in solchen Ehen, die gegen die Religion nicht indifferent sind, und wenn in der Gesellschaft Katholiken mit Protestanten friedlich zusammenleben können, so kann ein unüberwindliches Hindernis gegen ein streitloses Nebeneinander nicht bestehen.

Der Frage nähertretend, in welchem Sinne eine Annäherung der Konfessionen wünschenswert und zu erstreben sei, lehnt Harnack den von manchen

Seiten empfohlenen Ausweg ab, Religion und Kirche ganz aus dem öffentlichen Leben auszuscheiden, die Konfessionen in Absperrung sich möglichst selbst zu überlassen, damit sie immer rückständiger werden und die Nation sie schließlich als etwas Überlebtes ausstoße. Besonders für den Katholizismus erwarte und erstrebe man ein solches Schicksal.

‚Allein der Katholizismus lebt, lebt auch noch als Religion; jener Ratschlag aber ist eine kurzsichtige politische Spekulation, die ihren Zweck niemals erreichen wird. Wenn sich in der Politik überhaupt jede Spekulation à la baisse auf die Dauer rächt und ihr Ziel verfehlt,‘

— eine Erfahrungstatsache, die wir auch jenen Katholiken zur Beherzigung empfehlen, welche gern in solchen Spekulationen bezüglich des Protestantismus schwelgen, —

‚so gilt dies doppelt an diesem Punkte. Das Umgekehrte ist das Richtige: überall haben wir für Luft und Licht zu sorgen; . . . jedem Strebenden muß Freiheit werden . . . Speziell bei uns in Deutschland aber ist jede Politik, die in bezug auf Religion und Konfession ein anderes Verfahren anwenden will, von vornherein gerichtet.‘

Die Annäherung haben wir uns ‚*ganz und gar nicht als eine äußere Einheitlichkeit oder gar Verschmelzung*‘ zu denken. ‚Daß man die Geschichte nicht ungeschehen machen und Stufen der Entwicklung nicht einfach nivellieren kann, darüber sollte kein Zweifel mehr bestehen.‘ Aber die Kirchen sind ja nicht ‚nur Lehrschulen, die ihre Kraft lediglich in der Festigkeit ihrer Schuldogmen haben‘, sondern ‚Gemeinschaften eines schlichten Glaubens und brüderlicher Liebe, die aus freier und warmer Seele quillen‘. ‚Es gibt eine Gemeinschaft der Geister und der Seelen, der Arbeit und der Ziele,‘ die durch äußere Schranken nicht aufgehoben wird.

‚Nicht *Toleranz* übt sie gegenüber den Verschiedenheiten in ihrem eigenen Kreise, — Toleranz ist hier ein hochmütiges und intolerantes Wort, — sondern *Anerkennung* übt sie . . . Mehr Innerlichkeit, echte Christlichkeit und Freiheit innerhalb der Kirchen, et cetera adiicientur vobis!‘

‚Das also ist die Annäherung und Gemeinschaft, welche uns vorschwebt, . . . daß der Christenstand überall wichtiger werde als der Konfessionsstand, . . . daß die Sorge für die sittliche Tüchtigkeit und den Seelenfrieden aller Volksgenossen den Konfessionen wichtiger werde als jede andere Aufgabe. Diesem Programm darf sich keine Konfession entziehen, . . . und wenn sie es verleugnen wollten, müßten sie ihren Stifter verleugnen.‘

Um der Ausführung dieses Programms näher zu kommen, soll der Laie sich vor allem als Christ fühlen; ‚er soll sich schämen, kirchlich zu sein und für seine Kirche einzutreten, während ihm das Christliche etwas innerlich Gleichgültiges ist‘ — ein Satz, der allgemeiner das sagt, was der heilige Franz von Sales mit der Klage ausdrückt, daß es gute Katholiken gebe, die schlechte Christen sind. — Und was kann geschehen, damit die berufenen Vertreter der Kirche weitherziger werden?

‚Was ist schon geschehen, um die Kirchen zu nötigen, ihre Haltung widereinander zu revidieren und einander näher zu kommen?‘ Die Rückkehr zur

Geschichte, unternommen zu dem Zwecke, die Kirchen in ihrer Eigenart zu verfestigen, hat zugleich für die Annäherung gewirkt. Das Studium der Kirchengeschichte hat uns gelehrt, ‚wie die Dinge entstanden sind, und daß die Feststellungen von Lehren und Ordnungen unter Bedingungen und Vorurteilen erfolgt sind, die wir nicht mehr anzuerkennen vermögen,' und nötigt uns damit, ‚uns nicht bei der Scheidung des 16. Jahrhunderts zu beruhigen, sondern das ganze konfessionelle Problem aufs neue durchzudenken.'

In diesem Zusammenhange widmet Harnack der katholischen Kirchengeschichtsforschung der letzten Zeit hohe Anerkennung:

‚Jüngst erhielten wir eine umfangreiche Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte, von einem katholischen Priester in hoher Stellung (L. Duchesne) verfaßt. Sie geht an keinem der wichtigen Probleme vorüber — Entstehung der Kirchenverfassung, Entstehung des römischen Primats, des Neuen Testaments, der christlichen Lehre, der Askese usw. Mit Ausnahme weniger wichtiger Punkte wird kein protestantischer Gelehrter hier Ausstellungen machen können; er wird vielmehr wünschen, selbst das Werk verfaßt zu haben. Ferner, das beste Buch zur Kritik der Heiligenlegenden hat in der Gegenwart ein Mitglied der Gesellschaft Jesu (H. Delehaye) geschrieben. Ähnlich steht es in bezug auf andere Perioden der Geschichte. Die neueste Untersuchung über Savonarola, ebenfalls von einem katholischen Priester (J. Schnitzer in München), ist an Sachkunde und unparteiischem Urteil nicht zu übertreffen. Aber auch zur Reformationsgeschichte besitzen wir neuere Untersuchungen aus katholischer Feder, die sich der Zustimmung der protestantischen Gelehrten in weitem Maße erfreuen; ja, die jüngsten Ausschreitungen konfessioneller Geschichtsbetrachtung sind von Gelehrten derselben Konfession in ihrer Haltlosigkeit aufgedeckt und widerlegt worden.'

Wenn Harnack nun der Überzeugung ist, daß in bezug auf die katholische Lehre von der Gewalt der Kirche und des Papsttums, zumal nach Erklärung der Unfehlbarkeit, eine Annäherung nicht möglich sei, so erinnert er doch daran, daß gerade eine absolute Autorität ‚in der Regel eine weite Latitude läßt und in der großen Distanz dem einzelnen oft gar nicht merklich wird'. Und der Katholik möchte dem beifügen, daß der kirchliche ‚Absolutismus' ganz erträglich wäre, daß vielmehr nur der unchristliche Egoismus mancher Schulen, die, anderen Luft und Licht zum Leben nicht gönnend, beständig gegen diese scharfmachen, die Unfreiheit im wissenschaftlichen und religiösen Leben, welche den Katholizismus in den Augen der Außenstehenden kompromittiert, zu verantworten hat.

Trotz alledem kann Harnack in mehreren Punkten, die er nur beispielsweise herausgreift, eine in neuerer Zeit eingetretene Annäherung, ja Verständigung konstatieren, zuvörderst bezüglich des protestantischen Materialprinzips:

‚Kein evangelischer Christ würde heute, wenn es eine konfessionelle Kontroverse nicht gäbe, den Satz beanstanden, daß nur der Glaube einen Wert hat, der sich in der Liebe zu Gott und den Brüdern bewährt. Auf die spinöse weitere Frage, ob dabei der Glaube den Wert hat oder die Liebe, würde er überhaupt nicht geführt werden; denn der Glaube, um den es sich hier handelt, ist von der Liebe schlechterdings nicht zu trennen.'

Die scharfen Gegensätze erklären sich aus den Verhältnissen zur Zeit der Trennung. Und, um auf das Formalprinzip des Protestantismus überzugehen,

‚schon seit langem haben protestantische Gelehrte eingesehen, daß die Schrift nicht von der Tradition getrennt werden kann, und daß die Sammlung und Kanonisierung der neutestamentlichen Schriften selbst ein Teil der Tradition ist. Aber umgekehrt haben auch katholische Gelehrte eingesehen, daß keine Tradition kritiklos hingenommen werden darf.‘

Wie unversöhnlich standen sich insbesondere in der Frage über Opfer und Messe die Parteien gegenüber!

‚Aber in einer Abhandlung unter dem schlichten Titel „Mensa und Konfessio“ hat jüngst ein katholischer Gelehrter (Fr. Wieland in Dillingen) über den ursprünglichen christlichen Opferbegriff sowie über Altar und Messe in einer Weise gehandelt, an der kein protestantischer Kirchenhistoriker etwas zu tadeln finden wird, und schon vorher hat ebenfalls ein katholischer Theologe (L. Duchesne) das beste Buch über die Geschichte des altchristlichen Gottesdienstes geschrieben.‘

Infolge solcher Erscheinungen ‚hat der Protestantismus allen Grund, sich zu fragen, ob die Form des Gottesdienstes, die er im 16. Jahrhundert im Gegensatz zum Katholizismus feststellen mußte, in jeder Hinsicht zureichend und befriedigend ist . . . Ist nicht der Opferbegriff bei seiner Reinigung im Protestantismus zu stark zurückgedrängt worden?‘

‚Petrus in Rom und die Anfänge des römischen Primats‘ waren zu Flacius Zeit Gegenstand heftigster Kontroversen.

‚Jetzt wissen wir, daß jene Anwesenheit eine gut bezeugte Tatsache ist, und daß die Anfänge des römischen Primats in der Kirche bis ins zweite Jahrhundert hinaufgehen. Umgekehrt haben katholische Gelehrte anerkannt, daß ein 25jähriger Aufenthalt des Petrus in Rom nicht zu beweisen ist, und daß der Primat Roms in der ältesten Zeit ein wesentlich anderer war und unter anderen Bedingungen stand als der spätere des römischen Papstes. Aber auch in der Frage nach dem Ursprung des monarchischen Episkopats ist man sich näher gekommen.‘

Sogar über Askese und Mönchtum und die Frage, ob letzteres nach katholischer Auffassung das christliche Lebensideal sei, ist durch Verneinung dieser Frage und durch Schaffung freierer Organisationen von katholischer Seite, durch theoretische Zugeständnisse und Gründung von Diakonissenhäusern und ähnlichen Einrichtungen auf protestantischer Seite eine Annäherung erfolgt.

‚Das hat die Geschichte getan.‘ Kein Wunder, daß eine objektive Geschichtschreibung so bitter gehaßt und daß auf die ‚historische Schule‘ so eifrig geschmäht wird von jenen, welche in beiden Lagern seit dem 16. Jahrhundert ein ausgesprochenes Interesse an der Fortdauer der Spaltung haben, um am Feuer deutscher Zwietracht die Bettelsuppe ihres kurzsichtigen, engbrüstigen Konfessionalismus zu kochen.

Wenn Harnack zum Schlusse als ein wesentliches Hindernis der Annäherung die Verquickung von Religion und Politik bezeichnet; wenn er sagt, daß sie Religion und Vaterland zugleich bedrohe, und daß auch die mächtigste Konfession, wenn sie zur politischen Partei wird, sich zuletzt an der Politik verbluten könne, das lehre die Geschichte, — so sind wir ganz mit ihm einverstanden. Nicht zustimmen aber können wir ihm, wenn er meint: ‚Der

Protestantismus weiß das und handelt darnach.' Wie schwer wird es doch auch dem Unabhängigsten, ein durchaus unbefangenes Urteil über seine eigene Konfession zu fällen! Es gibt nicht nur einen politischen Katholizismus, sondern auch einen politischen Protestantismus; ja, dieser ist der Vater von jenem. Trotz eifrigen, durch ein halbes Jahrhundert fortgesetzten Bemühungen von gewisser Seite wäre der politische Katholizismus nie populär geworden; erst als man Preußens Kampf und Sieg gegen Österreich als einen Triumph des Protestantismus über Ultramontanismus und Romanismus — unter welchen Schlagwörtern man damals sicher den Katholizismus verstand — verkündete; erst als die unglückliche Parole vom ‚protestantischen Kaisertum' ausgegeben ward, um mit den süddeutschen Demokraten auch die norddeutschen Protestanten für die Hegemonie Preußens zu gewinnen, erst damals wurde auch der Katholizismus politisch und fingen die Anhänger Preußens und Österreichs an, sich nach der Konfession zu scheiden, was sie vorher nur ausnahmsweise getan. War es nicht eine politische Kurzsichtigkeit sondergleichen, daß man meinte, den Katholizismus auf diesem Wege protestantisieren zu können, auf welchem man bei einiger Psychologie des direkten Gegenteils gewärtig sein mußte? So wenig die Katholiken gegen einen evangelischen Kaiser einzuwenden haben, — sie sind da viel weitherziger als die meisten Protestanten, — so wenig werden sie jemals eine Unterschiebung des evangelischen Kaisertums an Stelle des deutschen schweigend geschehen lassen. Und wenn der Nationalliberalismus in bitterem Hohn auf beide Bestandteile seines Namens durch den Kulturkampf die Spaltung der Nation durch alle Verhältnisse hindurch zum Abschluß brachte, wenn der evangelische Bund, lucus a non lucendo, indem er dafür sorgte, daß diese Scheidewand nicht nur aufrecht erhalten, sondern womöglich verstärkt werde, die erdrückende Mehrheit der Katholiken unauflöslich mit dem Zentrum zusammenschweißte: kann man da wirklich sagen, es sei nur dem Katholizismus ‚die Konfession ein leitendes Schlagwort im politischen Kampf der Parteien'?

Wir glauben damit nicht in den Fehler verfallen zu sein, den wir mit Harnack als ein weiteres Hindernis des Friedens beklagen: daß sich ‚die Kirchen wechselseitig alles das noch vorwerfen, was sie in der Vergangenheit gesündigt haben'. Der Katholik muß diese Methode als besonders nachteilig empfinden, da man gewohnt ist, seiner Kirche alles Schlimme aufzubürden, was in neunzehn Jahrhunderten geschehen ist, während die andere noch auf keine vier zurückschaut und gelegentlich, um die alte Kirche umso sicherer ins Unrecht zu setzen, das, was ihr in dieser vor 1517 gefällt, als von ‚Reformatoren vor der Reformation' ausgehend für sich in Anspruch nimmt. Es wurde des öfteren auch von Katholiken bedauert, daß Rom nichts zurücknimmt; doch ist, was das ‚Sündigen' anlangt, gerade vom letzten deutschen Papst durch seinen Legaten auf dem Nürnberger Reichstag 1522 zugestanden worden, daß an der römischen Kurie schon seit Jahren viel Verabscheuungswürdiges geschehen sei; der Erfolg solcher Aufrichtigkeit ermunterte aber nicht

zur Nachahmung. Doch erkennt Harnack an, daß die katholische Kirche ‚bei uns manches stillschweigend beseitigt oder umgebildet hat', weshalb es nicht wohlgetan sei, ihr alles Frühere aufzurücken, zumal das Präsentieren alter Rechnungen keinen Gewinn bringe.

Die Anregung, ‚daß auf gemeinsamen Kongressen in Deutschland Theologen beider Konfessionen sich träfen und sich zunächst über geschichtliche Fragen verständigten', verdient alle Beachtung. Gerade persönlicher Meinungsaustausch kann viele Mißverständnisse beseitigen. Nur wäre es unseres Erachtens dann notwendig, eine Anzahl gemeingefährlicher enfants terribles auf beiden Seiten während solcher Kongresse einzusperren, weil sie leicht die Gegensätze noch verschärfen könnten, statt sie zu mildern.

Nicht weniger berechtigt scheint uns ein anderer Wunsch des Redners:

> ‚Auch die katholische Kirche in unserer Mitte vermag Vieles und Großes zu tun, ohne ihr Gefüge zu sprengen. Wir sehen sie den Kampf aufnehmen gegen die laxe Praxis, gegen die Religion zweiter Ordnung und gegen den Aberglauben; wir dürfen wünschen, daß er energischer werde, und daß der besondere Typus des germanischen Katholizismus innerhalb der katholischen Völkerfamilie zu seinem Rechte komme.'

Dieser Gedanke ist von hervorragender Wichtigkeit, und ich meine, wir Katholiken hätten das von einseitig protestantischen Landsleuten wie von nicht weniger einseitigen fremden Glaubensgenossen, die unser Volkstum nicht kennen, vorgesagte Wort: deutsch sei gleichbedeutend mit lutherisch, lange genug nachgeredet. Soll die schon im Namen liegende, allumfassende Weitherzigkeit der katholischen Kirche nicht auch Platz haben für deutsche religiöse Eigenart, und soll die Einheit der Kirche zur Einerleiheit erniedrigt werden? Indem man gegenüber den alles nivellierenden Tendenzen der Zeit die Berechtigung des Deutschtums im Katholizismus wie jene des Katholizismus im Deutschtum vertritt, handelt man patriotisch und kirchlich zugleich. Hier ist's aber noch nicht getan mit einer mehr oder weniger schönen Flottenrede oder mit einigen patriotischen und irenischen Redensarten, wenn man daneben die Richtung in der Kirche, welche eine innere Verständigung der Konfessionen und gegenseitige wissenschaftliche Gerechtigkeit herbeizuführen sucht, als unkatholisch verpönt, und wenn akademische Lehrer der Theologie an deutschen Hochschulen es für vorteilhaft halten, literarische Leistungen zu glorifizieren, die vorgeblich im Interesse des Katholizismus, tatsächlich aber nur zu dem Zwecke geschrieben zu sein scheinen, unserem Volke seine Klassiker verächtlich zu machen.

Und noch ein Punkt muß hier zur Sprache kommen. Keiner der von Harnack rühmend erwähnten Gelehrten ist — nicht etwa der kirchlichen Verurteilung, sondern der Verdächtigung durch übereifrige Glaubensgenossen entgangen. L. Duchesne wurde als zu kritisch und liberal von seinem Lehrstuhl am Institut Catholique in Paris weggeekelt und in Rom denunziert, wo er aber, da man ihn als Direktor der Ecole Française de Rome kennen lernte, höchste Achtung genoß und auf eine der obersten Stufen der Prälatur erhoben wurde. H. Delehaye gehört dem Kollegium der Bollandisten an,

das wegen seiner historischen Kritik in einem bekannten Bonmot als eines der drei Kreuze des ‚schwarzen Papstes' bezeichnet wird; er gehört aber zugleich auch zu jenem jesuitischen Trifolium (Delehaye, Ehrle, Grisar), gegen welches vor Jahren ein in den römischen Sakristeien und auf den Straßen verteiltes Zirkular zur Verteidigung der Heiligtümer Roms aufforderte. Der Verfasser der Untersuchungen über Savonarola sollte nach der Meinung und dem Wunsche gewisser Kreise dem Index überantwortet werden, weil er zu anderen Resultaten gekommen war als L. Pastor, und gegen jenen akademischen Lehrer, der vor einigen Jahren die Leistungen eines geschichtsklitternden Dilettanten über Reformationsgeschichte nach Berufspflicht an den Pranger stellte, wurde ‚das Urteil der Kirche über Luther' (!) ausgespielt. Während die genannten Jesuiten schon durch ihre Zugehörigkeit zu ihrem Orden geschützt sind, sehen sich weltgeistliche Theologen nur zu oft den berufsmäßigen Anklägern deutscher katholischer Wissenschaft preisgegeben und sind gegen solche unverantwortliche Berichterstatter um so mehr auf den Schutz der Bischöfe angewiesen. In der Möglichkeit solcher Verdächtigung liegt eine große Gefahr der Rückständigkeit, und je mehr diese Gefahr verringert wird, um so besser wird es mit der katholischen Wissenschaft wie mit dem konfessionellen Frieden in Deutschland bestellt sein. Man behandelt bei uns die Wissenschaft bisweilen immer noch zu sehr nach Analogie der Politik. In letzterer mögen Majoritäten entscheiden, die indes doch nur das ‚wollen', wozu sie angeleitet wurden; in jener aber müßte es zu eigentümlichen Zuständen führen, wollte man die Gelehrten daran erinnern, welche Studien und welche Resultate das ‚katholische Volk' von ihnen erwarte, statt dieses auf das kompetentere Urteil der Fachmänner zu verweisen. Denn das ‚Volk' vermag offenbar zwischen dem Konstatieren einer geschichtlichen Wahrheit, die dem Protestantismus günstig ist, und einer ‚Konzession' an die protestantische Lehre nicht zu unterscheiden; hier sollen seine Führer es aufklären, nicht der konfessionellen Leidenschaft Vorschub leisten.

Schließlich seien gegenüber der Unterstellung, als ob Harnack die Katholiken einlüde, ‚protestantisch zu werden,' ‚den Konfessionsstand preiszugeben,' als ob er forderte, bestimmte Dogmen ‚müssen unbedingt fallen' usw., seine Worte angeführt: Wenn einmal alle von ihm ausgesprochenen Wünsche verwirklicht sein werden,

> ‚so wird zwar eine äußere Einheit nicht hergestellt, wohl aber eine höhere Stufe erreicht und eine innere Gemeinschaft gegeben sein, in der die christliche Religion wieder als das Band der Einheit empfunden werden wird. Niemand darf erwarten, daß die deutschen Katholiken je Lutheraner werden; aber zu hoffen ist, daß sie das Beste aus der Entwicklung, die mit der Reformation begonnen hat, sich aneignen und in ihrer Weise ausgestalten werden.'

Entspricht dieser Gedanke nicht dem Worte des hl. Augustinus und des hl. Hilarius von dem Vorteil, den die Kirche aus den Häresien ziehe: non sibi vincunt, sed nobis? Kennt der Kritiker Harnacks nicht jenes Bild vom Magnetberge, der alles Eisen der feindlichen Schiffe an sich zieht und sie dadurch vernichtet? Wird einem System nicht am erfolgreichsten entgegen-

gearbeitet, indem man ihm die Wahrheitskörner entzieht, von denen es lebt? Wer hinter der hochsinnigen Friedensrede nur Arglist sieht, und wer über den geistreichen Münsterer Rechtslehrer, der die Rede in der Kreuzzeitung als patriotische Tat feierte, mit der hochfahrenden Bemerkung spöttelt: ‚Die Gutmütigen bei uns Katholiken werden nicht alle,' — man kennt den Wechselbegriff für dieses ‚gutmütig', — der vergesse nicht, daß es weder christlich ist, überall nur Bosheit zu wittern, noch eine Legitimation der eigenen Gescheitheit, wenn man immer auf fremde Dummheit spekuliert. Um die Harnackschen Friedensvorschläge einfach mit der souveränen Bemerkung abzutun: ‚Wahrheit und Irrtum verbinden sich nicht,' muß man sie entweder gar nicht ernstlich angesehen haben, oder man muß die eigene enge Anschauung mit der objektiven Wahrheit — unser Wissen ist Stückwerk und eine beständige ‚Verbindung' von Wahrheit und Irrtum, — die eigene mangelhafte Auffassung vom Christentum mit jener der Kirche gleichsetzen, für welche Verwechslung ‚Gutmütigkeit' nicht der richtige Ausdruck wäre. Man findet es gut und in Ordnung, Fachtheologen überlegen ihrer Irrtümer zu überführen, tut aber im selben Augenblick, als ob Nichtfachmänner gegen jeden Fehlgriff gefeit wären, und als ob alles, was *in* der Kirche gelehrt wird, immer identisch wäre mit dem, was *von* der Kirche gelehrt wird. Wer den Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen Bleibendem und Zeitgeschichtlichem in kirchlichen Anschauungen und Einrichtungen leugnen und alles als absolut und unveränderlich bezeichnen will, der muß weder von dogmen-, noch von verfassungsgeschichtlicher Entwicklung eine Ahnung haben und müßte konsequenterweise z. B. die Aufhebung des kirchlichen Zinsverbotes oder die Einstellung der Ketzer- und Hexenverbrennung als Abfall der Kirche von ihrer Lehre und ihrem Berufe brandmarken; denn alles das hat man Jahrhunderte hindurch zum eisernen Bestand des Christentums gerechnet. Gerade solche zeitgeschichtliche Erscheinungen, an denen die Masse mehr als am Wesentlichen hängt, tragen oft am meisten bei zur Entfremdung von der Kirche.

Man müßte ein optimistischer Sanguiniker sein, wollte man eine *Einigung* der getrennten Kirchen erhoffen; aber man muß auch ein arger Fanatiker sein, um jeden Versuch der *Verständigung* a limine mit Schmähungen abzuweisen. Wenn die einer solchen Verständigung dienenden, von Harnack gerühmten Arbeiten katholischer Gelehrter einen Verstoß gegen die katholische Lehre bedeuteten, so wäre die kirchliche Auktorität schon so frei gewesen, dies zu erklären; an solchen, die sie dazu anregen, pflegt es nicht zu fehlen. Ist aber eine Beanstandung nicht erfolgt, so sollte kein Katholik katholischer sein wollen als der Papst. Und wenn es auf protestantischer Seite Männer gibt, die für das Gute an unserer Kirche nicht blind sind und ihre Glaubensgenossen mahnen, ihr gerecht zu werden, so erwerben sie sich damit ein Verdienst ums Vaterland, das jeder gute Katholik und jeder gute Deutsche dankbar anerkennen sollte.

S. M.

Philosophie.

Martin Deutinger als Philosoph der Freiheit. Unter dem bedeutsamen Titel ‚Kultur und Katholizismus' hat Martin Spahn eine Monographiensammlung begründet,* von deren ersten vier Bändchen nicht weniger als drei katholischen Philosophen gewidmet sind. Man mag hierin zunächst mit Freuden die Anerkenntnis erblicken, daß in dem Neuaufschwung, dem das katholische Geistesleben entgegengeht, der Philosophie keine geringe Rolle beigemessen wird; aber nicht minder ist es ein Zeichen rückwärtsweisenden Sinnes. Man fängt jetzt erst an, sich des geistigen Machtzuwachses recht zu freuen, den auch jüngstvergangene Zeiten gebracht haben; erst jetzt beginnt man sich der Dankesschuld gegenüber solchen Denkern klar bewußt zu werden, die als Vorläufer und Wegebahner künftigen Fortschritts zu verehren sind.

Der einzige Vertreter einer jüngeren Generation, der — hoffentlich recht lange noch — mit der ganzen Unmittelbarkeit seiner durchgeistigten Persönlichkeit auf uns einwirkt, Otto Willmann, wird in der Seidenbergerschen Monographie vorzugsweise als Pädagoge und Didaktiker, nicht eigentlich als Philosoph gewürdigt. Der Italiener Rosmini, Fogazzaros Lehrmeister, den uns Adolf Dyroff in einer feinsinnigen Studie vor Augen bringt, ist — schon der mangelnden Übersetzungen wegen — dem deutschen Geistesleben vorerst noch zu fremd geblieben, als daß nachhaltige Einwirkungen von dieser Seite her zu erwarten stünden; wenn unsere Beobachtung sich nicht täuscht, gilt die seit Franz Xaver Kraus dem Roveretaner in Deutschland vielfältig gezollte Verehrung mehr seiner edlen, religiös vorbildlichen Persönlichkeit und seiner kirchenpolitisch fortschrittlichen Haltung als seinem philosophischen Lehrsystem. So konzentriert sich das Interesse zunächst auf Martin Deutinger, zumal ihm gegenüber jene allgemeine Dankesschuld noch die größte ist; denn während ihn selbst Eduard von Hartmann als den ‚hervorragendsten katholischen Philosophen Deutschlands im 19. Jahrhundert' anerkennt, ist er den meisten seiner Religionsgenossen kaum dem Namen nach bekannt und fast nur dem Leserkreis von Joseph Müllers ‚Renaissance' (die auch neuerdings wieder Teile des Deutingerschen Nachlasses veröffentlicht) durch Auszüge bereits näher vertraut.

Martin Deutinger (1815—1864), der den größten Teil seines Lebens ohne Lehramt zu München als schlichter Priester fristete, wird in der tiefgründigen Monographie von Jos. A. Endres ein ‚typischer Philosoph der Freiheit' genannt, und zwar soll damit zunächst seine nähere

* München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlg. Preis des kartonierten Bändchens Mk. 1.50.

Verschiedenheit von Schopenhauer, gleich dem er Voluntarist ist, bezeichnet sein. Auch für Deutinger ist der Wille und nicht die Vernunft letztes Erkenntnis- und Weltprinzip, aber nicht der blinde und unselige Weltwille, der sich nur durch Selbstverneinung erlösen kann, sondern jener optimistisch verstandene Wille der Persönlichkeit, der zugleich Können ist, der die freie Tat gebiert und vollbringt.

Die Betonung des Willensprinzips gegenüber dem Vernunftprinzip, wie sie sich bekanntlich bereits in Schellings Spätzeit und dann bei Schopenhauer, Eduard von Hartmann* u. a. findet, ist zunächst eine Reaktionserscheinung gegen den in Hegel gipfelnden rationalistischen Grundzug der vorausgegangenen Denkentwicklung; man darf sich daher nicht wundern, wenn diese echtromantische Reaktion auch bei Deutinger (wie Endres mit Recht bemängelt) über ihr Ziel hinausschießt, wenn er die Vernunft als Erkenntnisquelle unterschätzt und ihr den ungerechten Vorwurf macht, sie führe zur einfachen Sklaverei des Geistes, zu einer absoluten Unterwerfung unter den Zwang der sich mit denkgesetzlicher Notwendigkeit fortspinnenden Gedanken. Gegenüber dieser inneren Unfreiheit des reinen Denkens proklamiert Deutinger den Willen als Prinzip der echten Freiheit, welchem letzten Grundes auch alle vernünftige Erkenntnis entspringe. Selbst den Descartesschen Satz: ‚Ich denke, also bin ich' möchte er als zu intellektualistisch ersetzen durch den anderen: ‚Ich kann zweifeln, ich kann denken, also bin ich.' Erst weil der Mensch ein wollendes, sich selbst bestimmendes Wesen ist, kann er denken. Dem Denken muß immer vorausgehen das Denkenwollen. Die hier angedeutete Erkenntnistheorie Deutingers ist nicht viel mehr als eine nachträgliche Rechtfertigung der eigenen Weltanschauung, vergleichbar einem Vorwort, das erst geschrieben wird, wenn das ganze Buch schon fertig ist. So wenig man die Kritik eines solchen Buches mit der Ablehnung seines Vorwortes beginnen darf, so wenig wird man Deutingers Philosophie gerecht, wenn man ihre theoretisch-abstrakte Grundlegung allzusehr preßt. Der Angelpunkt des Deutingerschen Denkens, wodurch es freilich auch zum Thomismus in einen gewissen Gegensatz tritt, ist seine Unterordnung der theoretischen Vernunft unter die praktische. Das vernünftige Denken ist ihm nicht höchstes Ziel, sondern nur ein Teil des sittlichen Lebens. Auch die höchsten Gegenstände unserer ahnenden Vorstellung erfassen wir nicht allein durch abstrakte Metaphysik, sondern durch lebendige Betätigung des ganzen Menschen in allen seinen besten Kräften. ‚Nicht die Vernunftnotwendigkeit,' sagt Deutinger, ‚verbindet den Menschen mit Gott und der Welt, sondern die Freiheit ist das eigentliche Band; die Liebe ist es, welche den Menschen zu Gott führt, ihn Gott ähnlich macht. Nicht als erkennende, sondern als liebenkönnende Wesen sind wir Gott ähnlich.'

Deutinger will eine zeitgemäße christliche Philosophie neu aufbauen, und zu ihr führt ihn gerade sein Begriff der Freiheit. Freiheit kann sich nur betätigen, wo eine Autorität ihr Aufgaben stellt und Gesetze vorschreibt. Freiheit besteht nur mit Autorität zusammen, entweder für oder gegen, aber niemals ohne sie. Gerade aus dem Freiheitsbewußtsein des Menschen fließt die Ahnung eines höheren Wesens und die Notwendigkeit einer wegeweisenden Offenbarung desselben. Die Religionsphilosophie Deutingers entbehrt nicht anfechtbarer Sätze dessen war sich der Philosoph selbst deutlich bewußt, der sein siebenteiliges Hauptwerk, die ‚Grundlinien einer positiven Philosophie' im Untertitel bescheiden als

* Man vergl. hierzu das in meinem Hartmann-Essay (Hochland, Augustheft 1906, S. 581 f.) gesagte.

‚vorläufigen Versuch einer Zurückführung aller Teile der Philosophie auf christliche Prinzipien' bezeichnete. Aber der Leitgedanke seiner Aufstellungen, der vom Willensbezirk aus, von der Freiheit und Eigenwürde der menschlichen Persönlichkeit aus zu den metaphysischen Grundlehren gelangt, verdient ganz gewiß in unseren Tagen weiteren Ausbau und kann als Korrektur gegenüber manchem einseitigen Intellektualismus auch der Neuscholastik dienen.

Das größte Verdienst hat sich jedoch Deutinger zweifellos durch seine Kunstlehre erworben; denn er hat eigentlich zum erstenmal die von der Scholastik und ihren Nachfolgern vernachlässigte Ästhetik mit systematischer Allseitigkeit im christlichen Geiste behandelt und dabei doch zugleich diesem Gebiet reine, innere Selbständigkeit zu wahren gewußt. Über die theoretischen Voraussetzungen dieser Verselbständigung mag man wieder streiten: Deutinger nimmt nämlich für den ästhetischen Bezirk eine besondere Grundkraft des menschlichen Geistes an, das ‚Können', welches er dem Erkenntnis- und Strebevermögen als gleich ursprünglich zur Seite stellt. Aber wichtiger als die theoretische Voraussetzung ist auch hier wieder die praktische Durchführung, welche getragen wird von einer ganz außergewöhnlichen Vertrautheit mit dem Tatsachenschatz aller einzelnen Kunstzweige und ihrer Geschichte. Nicht F. Th. Vischer, so hebt Endres mit Recht hervor, sondern Deutinger hat das Verdienst, zum erstenmal die geschichtliche Entwicklung der Künste vollbewußt in die Ästhetik mit einbezogen zu haben, damit einen universellen Überblick gewinnend, welcher allein vor den Kurzsichtigkeiten des gerade vorherrschenden Zeitgeschmacks bewahrt. Dabei hat Deutinger auch die lebendige Wechselbeziehung zum Kunstschaffen seiner Tage keineswegs gefehlt; die Werke der bildenden Kunst wußte er sich schon dadurch vor Augen zu halten, daß er als erster die junge Technik der Photographie für seine Sammelzwecke verwendete und außerdem mehr als 20000 Kupferstiche, Stahlstiche und Steindrucke in unermüdlichem Sammeleifer zusammentrug. Den redenden Künsten stand er als namhafter Selbstschöpfer unmittelbar nahe; denn in seinen Werken fehlt es nicht an Partien von echt poetischem Schwung (erinnert sei etwa an die Freisinger Programmschrift ‚Das Verhältnis der Kunst zum Christentum' 1843), deren Lektüre hohen Genuß bereitet. Damit hängt es auch zusammen, daß Deutinger die Poesie als die höchste unter den Künsten überhaupt bezeichnet und ihr neben der Behandlung des ‚Gebiets der Kunst im allgemeinen' (1845 als vierter Teil seines Hauptwerks) noch einen besonderen Fortsetzungsband: ‚Das Gebiet der dichterischen Kunst' (1846) widmete. ‚Alles, was der Geist hervorbringt,' sagt er einmal, ‚ist nur insofern künstlerisch, als es poetisch ist. In allen Hervorbringungen ist das Machen [die *Poiesis*] und die darin sich offenbarende Macht des Geistes das vorherrschende Kriterium.' Alle Kunst hat nach Deutinger zum Endzweck, die Natur so umzugestalten, daß sie zum Ausdruck des inneren Lebens, der höheren Freiheit wird, die unserem Geiste innewohnt. Der Mensch als Künstler schafft allemal ‚ein Bild und Gleichnis seiner selbst'; echtes Kunstschaffen ist ein gottähnliches Tun und gelangt schon darum zu seiner höchsten und reinsten Vollendung erst dann, wenn es einer in sich harmonischen, von Ewigkeitsgedanken durchleuchteten, begeisterten und liebevollen, kurz, einer religiösen Persönlichkeit entspringt. Die Poesie ist für Deutinger deshalb die höchste der Künste, weil sie ihre Stoffe am reinsten vergeistigt, weil sie auch jene Gesetze der Raumzeitlichkeit überwindet, von denen Baukunst, Plastik, Malerei und teilweise selbst die Musik noch abhängig sind. Vollkommen durchgeistigt sein, das heißt bei Deutinger wahrhaft frei sein, und

darum feiert er die Poesie als die freieste unter den freien Künsten.

Man wird nicht verkennen dürfen, daß dem Leitgedanken der Deutingerschen Philosophie, seinem Begriff der Freiheit, manche ästhetisierende Einseitigkeit anhaftet; allzusehr betont er in seinem Idealbild des Philosophen ‚die Neuheit und Originalität seiner Gedanken', welche allzuleicht zu subjektiven Phantasien führt und tatsächlich ja auch einen späteren verwandten Geist (Frohschammer) dazu brachte, die ‚Phantasie' geradezu ‚als Grundprinzip des Weltprozesses' zu proklamieren. Von solchen extremen Willkürlichkeiten bleibt Deutingers Denken frei, und er sucht grundsätzlich überall eins zu sein mit dem ‚Geist der christlichen Überlieferung', dessen Zeugnisse er in eigenen Sammelbänden (1850—1851) zusammenzustellen begann. Deutinger blieb sich stets bewußt, daß die vollkommene Wiedergeburt der Philosophie erst einer abgeklärteren Zukunft entspringen kann; je näher diese Zeit rückt, desto dankbarer wird sie von seinem ‚vorläufigen Versuche' lernen.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

Paulus Gerhardt und das Kirchenlied von ehemals und heute. Im Mittelalter ist das geistliche Lied, das bei öffentlichen Andachten in der Kirche, bei Wallfahrten und Bittgängen gesungen wurde, bald die dichterische Verherrlichung der Glaubens- und Heilswahrheiten der Kirche, bald der gemütvolle Ausdruck gläubigen Vertrauens, stiller Ergebung, unerschütterlicher Himmelssehnsucht des einzelnen. Viele Lieder der ersten Art sind Übertragungen der Psalmen und Hymnen; einige der berühmtesten erscheinen geradezu als ein dogmatisches Lehrsystem im poetischen Gewande. Auch wo das lyrische Empfinden einen mehr persönlichen Ausdruck erhält, wie in Heinrich von Laufenbergs sehnsuchtgeborenem ‚Ich wölt, daß ich daheime wär', ruht es doch auf den festen Säulen der religiösen Wahrheiten. Obzwar da und dort mystische Verstiegenheiten und nebelhafte Übertreibungen nicht fehlen, — für die Gemeinschaft der Gläubigen haben sie keine Geltung. Die Kirche überwachte sorgsam Inhalt und Form der liturgischen Gesänge und verhinderte dadurch, daß gewissermaßen eine selbstherrliche Empfindungsweise im Kirchenliede die Oberhand gewann. Daß die Reformation den besten Teil ihrer religiösen Poesie von der alten Kirche empfangen habe, wird heute wohl von niemand mehr bestritten. Luther selbst gibt eine Aufzählung der Lieder, die ‚im Papsttum' gesungen worden seien, und die allermeisten seiner eigenen Kirchenlieder stammen nach Text und Melodie ursprünglich aus der katholischen Kirche.

Die große Bedeutung, die das protestantische Kirchenlied in allen Volkskreisen erlangt hat, beruht darin, daß es zu einem offiziellen Teil der Liturgie gemacht wurde und innerhalb und außerhalb des Gotteshauses als Kampf- und Trutzlied wider das Papsttum und seine Anhänger erscholl, später auch gegen die verschiedenen Spaltungen des Protestantismus sich richtete. Luther zog aus der sprichwörtlichen Sangesfreudigkeit des deutschen Volkes für seine Zwecke Vorteil, und da er nun einmal als Feind des ‚Antichrists' und der Kirche auftrat, so bekamen sowohl seine eigenen Kirchenlieder wie besonders die seiner Parteigänger einen scharf polemischen Charakter. Viele offenbarten einen grimmigen Haß und Spott. Verfolgte das Kirchenlied aber einmal eine Tendenz, so war den subjektiven Gefühlsausbrüchen aller Art Tür und Tor geöffnet, und es dauerte lang, bis das protestantische Kirchenlied wieder allewege den reinen Ton des geistlichen Gesanges fand und zugleich mit dem religiösen Kern die objektive Ruhe und Weihe der Form, die bei dieser

Gattung der Poesie allein das Wahrzeichen des Dauernden sind. Da innerhalb des Protestantismus verschiedene Richtungen einander schroff gegenüberstanden und in dem Pietismus und dem Herrnhutertum neue hinzutraten, mußte das Kirchenlied auf der einen Seite ausschließlich gedankenhaft und didaktisch breit werden, auf der andern einen Einschlag sinnlicher Empfindungslyrik erhalten, deren hysterische Züge auf ungesunde Keime und Säfte schließen lassen.

Gerade an dieser Stelle nun tritt die große Bedeutung von Paulus Gerhardt für die evangelische Kirche hervor, und sie hat Grund, sein 300jähriges Geburtsjubiläum am 12. März voll dankbarer Anerkennung seiner unvergeßlichen Verdienste um das Kirchenlied zu feiern. Aus Gräfenhainichen stammend machte Gerhardt seine Studien auf der sächsischen Fürstenschule zu Grimma und der Universität Wittenberg und wurde 1651 Propst in Mittenwalde, sechs Jahre später dritter Diakonus an der St. Nikolaikirche in Berlin. Da er der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm befürworteten Union der lutherischen und der reformierten Geistlichkeit widerstrebte, erhielt er 1666 die remotio ab officio und verließ Berlin. Die Sage hat die Folgen seiner Amtsentsetzung mannigfaltig ausgeschmückt. In Wirklichkeit brauchte er das Brot der Verbannung nicht zu essen. Der Magistrat der Stadt Berlin verwendete sich wiederholt für ihn bei dem Kurfürsten, der ihn auch in seine Ämter wieder einzusetzen willens war. Allein Gerhardt hielt vor allem an der Konkordienformel fest und mochte sein Gewissen nicht durch einen Revers, die fürstlichen Edikte anzuerkennen, beschweren, und so blieb es bei dem früheren Entscheide. Ein Jahr später wurde er Archidiakon in Lübben, wo er 70jährig starb.

Der Berliner Magistrat berief sich in seiner Eingabe darauf, daß bereits 1658 die Lieder Gerhardts in das unter dem Namen des Großen Kurfürsten herausgegebene Märkische Gesangbuch aufgenommen worden seien. Und von hier aus fand ein Teil dieser Lieder eine weite Verbreitung durch die protestantischen Kirchengesangbücher. Es sind im ganzen 125 Lieder, deren erstes Drittel sich an die Festkreise des Kirchenjahres anschließt. In gewisser Hinsicht kann das Geistliche Jahr von Annette von Droste-Hülshoff als ein Gegenstück dazu aufgefaßt werden. Die besonderen Merkmale der Lieder Gerhardts erkennen wir darin, daß sie das, was den Glaubensschatz der ganzen Gemeinde ausmacht, was in jedem einzelnen persönliches Gut geworden ist, in wechselvollen poetischen Formen erklingen lassen. Doch fehlt die subjektive Note, die kindliche Sprache des Einzelgemütes nicht. Es fällt auf, daß in dem kleinen Büchlein 16 Lieder mit ‚Ich' anfangen; in zahlreichen anderen verbirgt sich die erste Person hinter einem farblosen Ausdruck, ohne jedoch ganz unpersönlich zu werden. Stellen wir dem nun die Tatsache gegenüber, daß das Mecklenburgische Gesangbuch in Novalis' gefühlsinnigem geistlichen Lied ‚Wenn alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu,' den zweiten Vers bezeichnenderweise geändert hat in: ‚Gib, daß ich bleibe treu,' so wird uns ohne weiteres klar, was damit bezweckt wird: Das subjektive Empfinden des einzelnen hat im liturgischen Liede zu schweigen. Und greifen wir nach einem beliebigen katholischen Gesangbuche von heute, so sehen wir, daß das gleiche Streben vorwaltet. In der Cäcilia von Joseph Mohr beispielsweise finden wir nur zwei Lieder, die mit Ich beginnen. ‚Ich glaub' an Gott,' also das Credo, und ‚Ich will dich lieben, meine Stärke,' ein Lied des Angelus Silesius, eines der persönlichsten religiösen Dichter, die es gegeben.

Die überwiegende Zahl der geistlichen Gesänge Gerhardts, nämlich Kreuz- und Trostlieder und Lieder vermischten Inhalts, haben das Verhältnis der christ-

lichen Seele zu ihrem Schöpfer und zu seinen ewigen Verheißungen zum Gegenstand. Einige unter ihnen, z. B. ‚Nun ruhen alle Wälder,' ‚Ich bin ein Gast auf Erden,' ‚Trostworte eines verstorbenen Kindes an seinen Vater' erinnern unmittelbar an die schlichten und stimmungsfeinen Lieder von Luise Hensel. Die Verehrung Mariä hat Gerhardt von seiner geistlichen Dichtung nicht ausgeschlossen, wie das freilich nach dem Lateinischen gedichtete ‚Christ-Wiegen-Liedlein', aber auch Karfreitaglieder und andere es zeigen. Manche Lieder haben einen ausgeprägt sinnlichen Zug in der Liebe zum Erlöser; so die Strophe:

Vergönne mir, o Jesulein,
Daß ich dein Mündlein küsse,
Das Mündlein, das den süßen Wein,
Auch Milch und Honigflüsse
Weit übertrifft in seiner Kraft . . .

Solche Töne klingen einerseits an Friedrich von Spees Liebesgesänge der Gespons Jesu deutlich an, anderseits auch an Novalis' geistliche Lieder, in denen die Liebe zu Jesus auch oft rein körperlich empfunden wird.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein . . .
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Aber auch an Lieder von Luise Hensel:

Nun Maria! Voll Erbarmen
Reiche mir dein Kindelein,
Daß ich zärtlich in den Armen
Wiege solch ein Brüderlein.

Man würde zu weit gehen, wollte man in dem Ausdruck des persönlichen Fühlens und Empfindens bei Paulus Gerhardt den Kern seiner geistlichen Lyrik erblicken. Seine Lieder haben vielmehr die Vorzüge des weltlichen Volksliedes, in dem ja auch das Persönliche nicht fehlt, aber der ausgesprochenste Charakter des Dichters eben doch objektiv in dem des Volkes ruht; den einzelnen bringen sie aber nicht in einen selbstbewußten Gegensatz zu dem Empfinden der großen Menge. In dieser Feststellung scheint uns das Wesentliche der Gerhardtschen Kirchenlieder zu liegen und daraus auch seine ungeminderte Bedeutung für die heutige protestantische Pfarrgemeinde sich zu ergeben.

K. Hoeber.

Christoph Flaskamp. Die in diesem Heft (S. 715) mitgeteilten Verse sind einem kürzlich erschienenen Bändchen Lyrik: ‚Die alte Geige. Eine Komposition'* entnommen. Ein junges Talent hat darin seinen Ton gefunden für eine ganz eigene Art, die Welt zu sehen, sich in ihr zu erleben oder vielmehr die Welt, die Natur in der eigenen dichterischen Persönlichkeit gleichsam sich selber bewußt werden zu lassen. Flaskamp, der bereits in dem ‚Musenalmanach deutscher Hochschüler' (1904) und in dem ‚Münsterschen Musenalmanach' (1904) sowie in den beiden Sammlungen ‚. . . frommer Freude voll' (1904) und ‚Parzival' (1905) größere Erwartungen rege gemacht hat, zeigt sich hier auf dem Weg zu einer Selbständigkeit, die nicht vielen gleichstrebenden Lyrikern beschieden ist. Das Suchen nach ganz individuellen Klängen bringt ja wohl ab und zu forcierte Wendungen und seltsame Wortbildungen hervor. Das ist bei dichterischen Entdeckerfahrten nicht zu vermeiden. Eben so häufig und häufiger gelingt dem Dichter der schlichteste Ausdruck für die erlesenste Stimmung und ein geradezu volksliedermäßiger Ton für individuell verfeinerte Empfindungen. In einzelnen Ansätzen deutet sich hier etwas an wie eine höhere Art von Lyrik, jene Art, die Poesie, die in den Dingen schläft, zum Tönen zu bringen, im Gegensatz zu der gewöhnlichen, die aus hochgestimmter Empfindung des Sängers die Schönheit der Welt, ihr Trauern und ihr Leid in tiefempfundenen Worten besingt und klagt. Dieses dualistische Prinzip der Lyrik, in dem wir den Dichter und die Welt als

* Münster i. W. 1906, Coppenrathsche Buchhdlg.

sich gegenüberstehend erkennen, sucht der moderne Dichter zu überwinden, indem er untertaucht in die Welt, in die Natur, mit der er eins wird und der er Stimme leiht. Es ist die deutsche Romantik gewesen, die dieses Prinzip der Lyrik bereits vorgeahnt, das uns aber erst die moderne Dichtung klar zu Bewußtsein gebracht hat. Flaskamp gehört zu den wenigen Lyrikern, die es in ihrer Dichterindividualität verkörpern.

m.

Franz Poccis Geburtstag jährt sich am 7. März zum hundertsten Male. Auch er ist einer von denen, die sozusagen einmal vergessen sein mußten, um dann als erfrischender Literaturgewinn neu entdeckt zu werden. Literarisch ‚ernste' Leute haben sich mit diesem Märchen-, Lieder- und Kasperltheaterdichter ja wohl überhaupt nicht mehr beschäftigt, und der Jugend und dem Volk war er nur in engeren Bezirken des südlichen Deutschland mit seinen Sprüchen, Liedern und Schnurren ans Herz gewachsen. Jetzt aber kommt seiner Schätzung ein gewisses, auf das Volkskunstmäßige gerichtetes Interesse der Gegenwart zugute, und so erleben wir, daß sein schlichtes, literarisch fast ruhmloses Wirken plötzlich durch neue Ausgaben seiner Komödien, Märchen und Lieder von neuem lebendig wird. Eine Stätte lebendiger Wirksamkeit hat er zwar nie verloren: es ist das Münchener Marionettentheater, dessen Hausdichter er einst gewesen und dessen Ruf er begründet hat. Poccis Kinderkomödien sind da noch immer Glanznummern des Repertoires und haben ein Publikum, dem es keines der Welt an Dankbarkeit gleich tut. Das macht, weil bei ihm alles so handgreiflich, sicher, klar und gesund ist. Wie sagte doch das ‚Münchner Kindl' im Festspiel beim vierzigjährigen Bestehen des Marionettentheaters?

Ja, Kunst, mei liaba, guata Freund,
Is net bloß Kunst alloa, wia's scheint.
Die Kunst (tragts den, tragts jenen Titel),
Die Kunst is a Erziehungsmittel.

Diese ethische Grundabsicht, die dem Kasperl- und Puppentheater in gewissem Sinne erst seine raison d'être gibt, durchzieht Poccis ganzes Schaffen, ohne daß es deshalb pedantisch lehrhaft, frömmelnd oder abstrakt-allegorisch geworden wäre. Pocci wußte: ‚Kinder und Volk müssen durch Äußerlichkeiten gewonnen werden, wenn man auf ihr besseres Ich wirken will.' Und somit spart er keine Späße und keine lächerlichen Übertreibungen, wenn es gilt, Effekt zu machen; aber dennoch mutet er seinen Hörern nichts Sinnloses zu, denn er motiviert, wenn auch in holzschnittmäßiger Einfachheit, so doch immer ausreichend für das psychologische Bedürfnis von Kindern und Volk. Eine burleske Ironie, ein Erbstück der romantischen Stimmung, die sich darin selber ad absurdum führt, bildet oft ein granum salis, das die einfache Kost auch dem literarischen Feinschmecker noch mundgerecht macht, und ohne Zweifel sind es diese höchst witzigen Ausfälle der ernsten Literaturkomödie, die auch die geistvollen Lacher seiner Zeit immer wieder zu dem gräflichen Marionettenpoeten hingezogen haben. Seine Persönlichkeit muß von originellem Reiz, sein Geist von witzfunkelnder Lebhaftigkeit gewesen sein. Darüber wird uns spätestens im Juniheft einer der hiezu Berufensten, Prof. Hyazinth Holland, aus dessen Erinnerung sich noch zahlreiche Fäden in jene Zeit spinnen, unterhaltenden und herzerquickenden Aufschluß geben. Auch werden wir dann den Zeichner Pocci in um so besseren Reproduktionen zu Wort kommen lassen. Heute sei nur noch auf zwei köstliche und sehr empfehlenswerte Neudrucke seiner schönsten Sachen in trefflicher Auswahl hingewiesen. Der Inselverlag zu Leipzig hat unter dem Titel ‚Lustiges Komödienbüchlein' von Franz Pocci eine Auswahl seiner besten Marionettenspiele in zwei Bänden mit zahlreichen,

zum Teil unveröffentlichten Zeichnungen herausgegeben, zu der der bekannte Literaturhistoriker aus dem Franziskanerorden, Dr. Expeditus Schmidt, eine ausgezeichnete Einleitung geschrieben hat, während der einführende Text über den Zeichner, Maler und Radierer von K. von Rócycki stammt. Die schöne und solide Ausstattung der stattlichen Bände rechtfertigt den Preis von 7.— Mk. für die broschierten, von 10.— Mk. für die in Halbpergament gebundenen Bände. — Ganz im Ausstattungsstil Poccis hat der Verlag Etzold u. Co., München, die reichillustrierte Sammlung ‚Märchen, Lieder und lustige Komödien‘ mit einem schönen Geleitgedicht von Martin Greif und zu dem geringen Preis von nur 2.— Mk. für das gebundene Exemplar herausgegeben. Sie wendet sich an die breite Masse des Volkes, an die Kinder, und für die letzteren namentlich dürfte dies Buch eines der schönsten und von der einfachen Volksjugend freudigst begrüßten des ganzen Jahres bleiben.

m.

Theater.

Berliner Theaterzustände. Das Abendblatt der ‚Voss. Ztg.‘ bringt jeden Sonnabend einen übersichtlich zusammengestellten Wochenplan sämtlicher Bühnen. Ehemals fristete dieser Plan ein ziemlich bescheidenes, wenig Raum einnehmendes Dasein am Ende des Deckblattes. Ein leichtes Gruseln überkommt einen, wenn man diese Zusammenstellung jetzt übersieht. Sie dehnt sich, wächst und wird immer höher. 24 Bühnen, die Anspruch darauf machen, ernsthaft genommen zu werden, tun allabendlich ihre Pforten auf, um der Menschheit der Millionenstadt etwas vorzumimen. Dazu kommen zwei Zirkusunternehmungen, die je 3000 Personen fassen und Abend für Abend vor gut besetzten Rängen spielen, und überdies vier erstklassige Varietébühnen, die einzelnen ihrer Solomitglieder Jahresgagen von 24000 Mark und darüber bezahlen. Und immer wieder tauchen neue Theaterprojekte auf, immer wieder findet sich ein Geschäftsmann, der mit einem neuen Plan einem dringenden Bedürfnis abhelfen will. Gerade die Realisierung seiner Idee hat bisher gefehlt, um Berlin zur Weltstadt zu machen und es mit Paris und London auf eine Stufe zu stellen. In der Tat, Weltstadt ist Berlin in den letzten Jahren geworden. Alles hat den Zug ins Große; es trägt aber auch alles den Stempel der Massenfabrikation. Das ist nun einmal das Kehrbild der Medaille. Wenn nur die dichterische Produktion, um im Bilde zu bleiben, mit der Vermehrung der dramatischen Warenhäuser Schritt hielte! Aber es ist, als ob der gekränkte Genius der Poesie, der nicht telegraphisch herbeibefohlen sein, sondern auf leisen Fittigen herniederschweben will, sich rächen wollte, indem er seinen ungestümen Peinigern lauter Nieten in den Schoß wirft. Da helfen sich denn die Direktoren, so gut sie eben können. Der eine importiert fremde Erzeugnisse, der andere schöpft aus dem nie versiegenden Born der klassischen Weltliteratur; ein dritter, der ein gleiches tut, schafft, oder, besser gesagt, läßt von einem beigeordneten Stabe von Malern nie gesehene Bühneneffekte schaffen, und der große Rest lebt schlecht und recht, wie er eben kann. Das deutsche Volk hat ja noch Schönthan und Kadelburg. Und auch Ferdinand Bonn beglückt es von Zeit zu Zeit mit einem Ergebnis seiner dichterischen Impression.

Diejenige Bühne Berlins, die im letzten Jahrzehnt die literarische Führung an sich gerissen hat, das ‚Deutsche Theater‘, unter Max Reinhardt, wird noch immer an erster Stelle genannt, sobald von Berliner großen Bühnen die Rede ist. Und doch herrscht hier ein Mangel an Einheitlichkeit, ein Schwanken, ein Tasten und vor allem ein Arbeiten mit Dekorationseffekten, die mit der

ethischen und moralischen Aufgabe der Bühne, eine Erziehungsanstalt zu sein, wenig, mit der künstlerischen Seite womöglich noch weniger zu tun haben. Erst in diesen Tagen wurde vor den Schranken des Gerichts eine Beleidigungssache verhandelt, die einer Broschüre entsprang, in der Reinhardt heftig angegriffen wurde. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Angelegenheit einzugehen. Reinhardt gilt vielen als ein Reformator in organisatorischer Hinsicht, als ein intuitiver Theatermensch ersten Ranges. Er ist weder das eine noch das andere, sondern ein leidlich guter Schauspieler, ein sehr guter Regisseur und vor allem ein smarter Geschäftsmann. Er kennt sein Publikum, das Publikum von Berlin W. und W. W. ausgezeichnet. Er weiß, was er ihm an neuen Kinkerlitzchen und Überraschungen zu bieten hat, um es immer wieder zu amüsieren. Ich sage absichtlich amüsieren. Dieses seichte, oberflächliche, elegante Publikum des Deutschen Theaters geht ins Theater, um zu sehen und gesehen zu werden, um sich an fabelhaften Bühnen- und Beleuchtungseffekten und ebensolchen Toiletten zu ergötzen.

Aus diesen und ähnlichen Kassenerwägungen sind auch die ‚Kammerspiele' hervorgegangen. Reinhardt, der in der Tat die größten Kassenerfolge aufzuweisen hat, ließ ein an sein Deutsches Theater anstoßendes Ballhaus zu einem entzückenden kleinen Theater umbauen. Hier gehen zu bisher unerhörten Preisen fein abgerundete Vorstellungen vor sich. Zu sehen waren bis jetzt Ibsens ‚Gespenster', das ‚Friedensfest' von Hauptmann, ein quälendes Familienstück, dem es doch nicht an echt dichterischem Einschlag mangelt, und ‚Frühlings Erwachen' von Wedekind, eine bizarre Kindertragödie, die trotz aller Roheit etwas von Seele hat, ein armes, flackerndes, unstetes Seelchen, für das der Dichter in seinen späteren Werken keine Verwendung mehr hatte. Wedekind wird von seiner Gemeinde, eben dem Publikum des Deutschen Theaters, mit mehr Ausdauer als Berechtigung für einen ‚Dichter' ausposaunt. Es verschlägt nichts, daß er kein Dramatiker ist, daß er Gestalten von Fleisch und Blut überhaupt nicht auf die Beine stellen kann. Er ist Zyniker bis auf die Knochen, der für sich das Recht in Anspruch nimmt, als ‚großer Geist', befreit von allen Fesseln der Moral und des guten Geschmacks, sich ‚auszuleben'. Und da er das in einer Zone tut die das sexuelle Gebiet stark berührt, so jauchzen ihm seine lüsternen Hörer begeistert zu.

An Novitäten brachte das Deutsche Theater in dieser Saison noch den ‚Liebeskönig' von Greiner, ein Machwerk, das, gemein und geistlos, nach der dritten Vorstellung in die bereit gehaltene Versenkung verschwand. Sein Hauptgewicht legt der kluge Theaterleiter nicht auf Neuheiten. Die bringt er eben, weil's der Brauch so will. Seine Stärke und seine Erfolge liegen auf dem Gebiete der Neueinstudierung und Neuinszenierung der Klassiker. Als Lindau voriges Jahr mit dem Deutschen Theater zusammenbrach, da übernahm Reinhardt das Haus und führte zuerst den ‚Sommernachtstraum' mit einem in Berlin bis dahin ungekannten Aufwand an Dekorationseffekten auf. Ganz Berlin rannte in diese Vorstellung und raste in einem Taumel des Entzückens. Man brachte es denn auch auf nahezu 200 Aufführungen. Gespielt wurde zum Schluß miserabel in einer Besetzung, die jedem Provinztheater zur Schande gereicht hätte. Auf dieser Bahn ging es dann weiter. Es folgten ‚Wintermärchen', ‚Käthchen von Heilbronn', ‚Kaufmann von Venedig', denen sich in diesem Jahre ‚Romeo und Julia' zugesellte. Übereinstimmend wird zugegeben, daß sowohl Herr Moissi als Romeo, wie auch Frl. Eibenschütz als Julia unmöglich sind. Was tut's? Das Publikum bewundert die meisterhaften, stimmungs-

vollen Kulissenkünste und schafft volle Häuser.

Schlimmer ergeht es dem früheren Herrn des Deutschen Theaters, Brahms, der jetzt im Lessingtheater das Szepter führt. Brahms hat seit einem Jahrzehnt seine volle künstlerische Kraft aufgeboten, um den Naturalismus auf den Schild zu heben. Sein ganzes Streben, sein Ehrgeiz gipfelte darin, dem bedeutendsten Vertreter dieser Richtung, Gerhard Hauptmann, eine würdige Stätte zu bereiten. Das hat er ja auch durch eine im Theaterwesen bis dahin unerhörte Spezialisierung völlig erreicht. Sein Ensemble ist auf Hauptmann- und Ibsen-Stücke glänzend eingespielt. Aber seit der Naturalismus in der Literatur seinem Zusammenbruch entgegengeht, seit man vom Schauspieler wieder verlangt, daß er deutlich spricht, statt flüstert, stöhnt oder sich in angeblich vielsagender Mimik ergeht, seitdem ist der Glanz des Brahmsschen Kunstinstituts im Erblassen. Wohl gehören ihm noch bedeutende Künstler an wie Else Lehmann, Irene Triesch und der vielseitige Bassermann, der das Geheimnis entdeckt zu haben scheint, immer gut zu sein. Auch die Namen von Sauer und Rittner haben guten Klang. Aber die Künstler sind zu einseitig geworden; sie haben zu lange von der künstlerischen Nachahmung der Misère des Tages gezehrt. Melancholisch mag Brahms auf die Erstaufführungen des vorigen und jetzigen Winters zurückblicken. Es waltete weder Glück noch Stern über ihnen. Gerhard Hauptmann ringt seinem Talent Jahr um Jahr ein Stück ab und gerät immer mehr in Gefahr, sich gänzlich zu verausgaben. Es ist ein mißverstandener Ehrgeiz, der den zarten Keim ans Licht reißt, noch ehe er Wurzeln getrieben hat. ‚Und Pippa tanzt' bedeutete im vorigen Jahre schon wenig, während die ‚Jungfern vom Bischofsberg', die unlängst das Rampenlicht erblickten, gar nichts bedeuten. Es stimmt wehmütig, daß der Autor der ‚Versunkenen Glocke' nicht mehr Selbstkritik besitzt, und noch wehmütiger, daß ihm nicht ein wohlmeinender Freund zur Seite steht, der ihn durch gute Mahnung vor solchem Bankerott bewahrt.

Auch mit Sudermann geht es bergab. Das ‚Blumenboot' soll einen Ausschnitt aus dem modernen Großstadtleben geben. Der Verfasser arbeitet mit den gröbsten Effekten. Unnötig zu sagen, daß ihm das Roheste gerade recht ist. Eine Mutter, die ihre Tochter verdirbt, die ihrerseits ihre Schwester verdirbt und so in lieblicher Folge weiter. Es wird nach ältester französischer Manier im Sumpf gewatet ohne ersichtlichen Zweck.

Um sich von dem Vorwurf reinzuwaschen, daß er keinem jungen Talent das Wort gönne, führte Brahms den ‚Ritter Blaubart' von Herbert Eulenberg auf. Was dieses fünfaktige Märchenstück an Scheußlichkeit und Geschmacklosigkeit aufbot, war unerträglich. Es gab denn auch einen regelrechten Theaterskandal, da dieser Autor eine Gemeinde hat, zu der auch Harden, der ausgezeichnete Publizist, gehört. Unten im Parkett tobte das Publikum gegen einen Lustmörder und eine gräßliche Begräbnisszene auf der Bühne, oben auf den Rängen raste die Gefolgschaft, geführt von Harden, Beifall. Ein Skandal, der sich bei der Erstaufführung von Hauptmanns ‚Jungfern vom Bischofsberg' wiederholte und der allgemach zur ständigen Einrichtung in einigen Theatern gehört.

Fuldas ‚Heimlicher König' brachte schließlich ein bißchen Sonnenschein ins Haus. Fulda ist diesmal weniger harmlos als im ‚Talismann' er wirft sich auf die Simplizissimusseite, um dem Gottesgnadentum zu Leibe zu gehen. Er tut dies in sehr glatten, sehr flüssigen, aber auch ziemlich seichten Versen, nicht ohne Geschick, aber auch nicht ohne Längen.

Wenn das Kgl. Schauspielhaus hier an dritter Stelle genannt wird, so entspricht dies etwa der in Berlin üblichen Einschätzung. Das Schauspielhaus mit seiner durch die Verhältnisse gegebenen Einengung hat eigentlich in den letzten, den naturalistischen Jahren als modernes Kunstinstitut kaum mitgesprochen. Der im vorigen Jahre neu ernannte Direktor Barnay sollte der künstlerischen Stagnation abhelfen. Es geht indes langsam vorwärts mit der Wiedergeburt. Der Leiter einer Hofbühne hat ja tausend Rücksichten zu nehmen und tausend Bedenken zu erwägen, wo andere fröhlich aus dem Vollen schaffen könnten. Doch war die Neueinstudierung der Wallenstein-Trilogie immerhin eine würdige künstlerische Leistung. Eine Kraft nennt das Schauspielhaus sein eigen, um die es jedes Theater beneiden kann. Es ist Matkowsky, der schon lange als der beste deutsche Shakespeare-Darsteller gilt. Mit seinem Wallenstein hat er gezeigt, daß er schlechtweg als der beste deutsche klassische Heldendarsteller gelten kann. Auch das Wiener Burgtheater mit seiner großen Tradition und seinem noch immer unerreichten vorbildlichen Zusammenspiel hat niemanden, der sich ihm kaum ebenbürtig zur Seite stellen könnte. Übrigens weist auch das Schauspielhaus eine Reihe tüchtiger Kräfte auf, die leider entweder brach liegen, oder sich an ganz unwürdigen Aufgaben verzetteln müssen, oder aber gezwungen sind, im Bannkreis hergebrachter deklamatorischer Aufgaben zu bleiben.

Ehrliche Anstrengungen macht Dr. Schmieden, der rührige Direktor des ‚Neuen Theaters'. Die ‚Condottieri' von Rudolf Herzog müssen wohl als der einzige dichterische Gewinn des dramatischen Wettstreits in diesem Jahre angesehen werden. Der begabte Romancier hat das historische Thema mit viel Phantasie, Beweglichkeit und Effekten ausgestattet. Er hat unleugbar Talent, wenngleich dieses Talent es sich noch versagt, in die Tiefe zu steigen und das echte Gold der seelischen Affekte heraufzubefördern. Aber seine reiche Empfindungsgabe zeigt eben doch, daß wir einen Mann vor uns haben, der uns vielleicht später mehr geben kann. Schmieden bescherte den Berlinern auch das Gastspiel Suzanne Després, dieser feinen französischen Künstlerin, die so wenig Virtuosenhaftes und beinahe ebenso wenig Französisches an sich hat. In ihrer gehaltenen, schlichten, innerlichen Kunst gemahnt sie an eine gute deutsche Darstellerin, und das ist eigentlich das höchste Lob, das ihr aus deutschem Munde gezollt werden kann.

Ende Oktober wurde das ‚Neue Schauspielhaus' mit dem ‚Sturm' von Shakespeare eingeweiht. Die Leitung hat es Reinhardt abgeguckt, wie's gemacht wird, und arbeitet mit derselben Tendenz. Dieselben prächtigen Dekorationen, dieselbe Sorgfalt auf das, was die Mache anbelangt. Die Darsteller sind von mittelmäßiger Güte, wie sie an jeder besseren Provinzbühne getroffen werden. Das Haus macht übrigens trotz der guten Aufnahme einiger Stücke, wie ‚Herthas Hochzeit' von Bernstein und ‚Helfer' von Philippi, nicht besonders gute Geschäfte. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß die im Berliner Westen erbauten Theater nicht ‚gehen'.

Der sehr verdienstvolle Schillertheaterverein hat nun auch in Charlottenburg in einem stattlichen Neubau ein zweites Heim. Dieses Unternehmen ist vielleicht das einzige, das bloß von idealistischen Gesichtspunkten aus geleitet wird. Hier erhält jedermann für billiges Geld (der teuerste Platz kostet 2 Mark) gute und schmackhafte künstlerische Nahrung vorgesetzt. Freilich, das Publikum gewisser Kreise hat den Geschmack an gesunder Hausmannskost verloren, aber man muß nur einmal in eines der Schillertheater gehen, um beobachten zu können, wie viel ehrliche Begeisterung,

Bildungsdrang und Freude an der Darstellung in der großen, von des Gedankens Bläße noch nicht angekränkelten Masse der Berliner Bevölkerung liegt.

M. Rt.

Kunst.

Ferdinand Georg Waldmüller. Nachdem der erste Licht- und Farbenrausch der neuen Malerei gemäßigt war, nachdem das Auge sich satt getrunken hatte an den Lichtströmen, die eine neue Kunst zu sehen und darzustellen aus den Farbenpigmenten fluten ließ, besann man sich wieder auf die Tradition. Die braune Ateliersauce wird nicht mehr in Bausch und Bogen abgetan, man spürt dem leise wach werdenden Streben der Künstler in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nach, das Licht aus dem Zwang der Komposition zu erlösen. Die große deutsche Jahrhundertausstellung im letzten Sommer in Berlin hat manchen Anfang der Freilichtmalerei entdecken helfen. Andere Künstler waren schon früher zu Ehren gekommen; zu diesen gehört der Wiener Waldmüller, der nach einer unverdienten Periode der Nichtachtung heute nicht nur als künstlerische Persönlichkeit, sondern wegen seiner rein malerischen Eigenschaften als ein Pfadfinder der Freilichtmalerei geschätzt wird. Max Schmid im zweiten Band seiner groß angelegten Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts* nennt Waldmüller einen ‚Modernen im altertümlichen Gewande', und Tschudi bezeichnet ihn in seiner Einleitung zu den in dem Band ‚Ein Jahrhundert deutscher Kunst'** gesammelten Bildern geradezu als einen ‚Vorläufer des Pleinairismus, der entschiedener als andere die im starken Sonnenlicht leuchtenden Farben wiederzugeben suchte', besonders in der duftig gesehenen Ferne, während er die Buntheit der Farbe im Vordergrund nicht ganz im Milieu der Luft aufgehen zu lassen verstand.

Doch daß seine Kunst in der Wertschätzung und seine Bilder im Preise stiegen, hat noch einen anderen Grund. Die übersättigung an realistischen Eindrücken und koloristischen Reizen führt wieder zur Freude am gemalten Vorgang. Mit der Augenweide am Naturausschnitt sucht man die Gefühlswerte des Bildes wieder zu vereinen. Das Genre- und Sittenbild, das sich nie ganz verbannen ließ, erringt sich wieder einen ehrenvollen Platz. Der liebenswürdige Wiener Maler wird auch wegen dieser Eigenschaften wieder Mode.

Die ‚Hochland'-Leser kennen Waldmüller bereits als Porträtisten mit seinem feinsten Werk, dem Fürsten Radzumowski (Hochland 1905/06 II, S. 192). Eine Probe seiner Genres bringt dieses Heft mit dem ‚Schaukasten', ein seinerzeit beliebtes Motiv. Was in jenem Porträt als Charakter seiner Kunst auffällt, die Abschilderung des Kleinen und Einzelnen, die sich doch gerne einer einheitlichen großen Auffassung unterordnet, trifft auch auf sein Sitten- und Genrebild zu. Pausbackiges kleines Volk malt er in Freud und Leid, Alltag und festlichen Anlässen; Familien- und Volksszenen schildert er mit novellistischer Pointe und moralischem Einschlag. Besonders bekannt ist seine ‚Heimkehr von der Kirchweih', die auch die Wurzel seiner Kunst erkennen läßt, nämlich das holländische Genre, und ‚Die Adoption', ein ganz charakteristisches Sittenbild der beliebten bürgerlichen Kunst. Die schöne Landschaft, die meist den Rahmen bildet, zeugt von fein nuanziertem Gefühl; allerdings bleibt der Eindruck durch das plastische Hervortreten der menschlichen Staffage, die gerne einer gruppierenden Absicht folgt, nicht immer harmonisch. Sein künstlerisches Evangelium war das Studium der Natur. Die feinsten Tonwerte und Abschattungen übertrug er mit eifrigem Pinsel in helle,

* Leipzig, E. A. Seemann.

** München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.

klare Farben. Alles Lehrhafte war ihm zuwider. Er selbst ist Autodidakt. Seine Vorbilder waren die Holländer.

Das Inhaltliche seiner Kunst liegt ja einer gewissen Richtung der heutigen Kunstanschauung weniger. Aber diese wird es nicht hindern können, daß die Kunst immer auch mit dem Inhalt als einem sehr wichtigen Faktor rechnen muß. Volkskunst braucht Inhalt. Die erzählende Absicht, die Richtung auf das humoristische Lustgefühl, die damals in der Zeit lag, deren Kind der Künstler war, kann auch heute um so weniger stören, als das Neckische, Biedere, Moralische bei Waldmüller ganz frei von Zudringlichkeit ist.

Waldmüller war ein echter Künstler, der sich seine malerische Überzeugung mit dem Verlust seiner Stellung erkaufte. Von seinem Prinzip der Naturwahrheit aus protestierte er gegen den akademischen Betrieb des Kunststudiums. Er verlor seine akademische Professur und blieb von des Lebens Not nicht verschont. Geboren ist er 1793, gestorben 1865.

W.

Musik.

Robert Schumanns Briefe in Auswahl bringt einer der neueren Bände der bekannten Sammlung ‚Bücher der Weisheit und Schönheit' (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart). Das schmucke, vornehm ausgestattete Buch ist von Dr. Karl Storck bearbeitet und bietet einen inhaltlich aus des Künstlers eigenen Worten gestalteten, vortrefflichen Überblick über Leben und Schaffen Schumanns. Der Herausgeber, der die Briefe mit sehr dankenswerten, historisch orientierenden Anmerkungen versehen hat, teilt den sich bietenden Stoff in drei Abschnitte, von denen der erste die Sturm- und Drangzeit des Künstlers, der zweite den Kampf um den Besitz seiner Jugendgeliebten und späteren Gattin Klara Wieck und der dritte die Reifezeit Schumannschen Schaffens, sein glückliches Eheleben und tragisches Ende behandeln. Neben dem lebensvollen biographischen Bild, das uns diese Briefe entwerfen, bieten sie auch nach kunsthistorischer und ästhetischer Seite hin eine interessante Ausbeute. Wir tun Blicke in die Geisteswerkstatt des genialen Romantikers, die künstlerischen Ereignisse der Zeit ziehen wie ein Spiegelbild vorüber, und zahlreiche Urteile über gleichstrebende Zeitgenossen charakterisieren seine Kunstauffassung. Dabei zeigt der Künstler manchmal einen geradezu prophetischen Blick, so z. B. wenn er die künstlerische Mission des jungen Johannes Brahms der Welt vorher verkündet. Mit dem berühmten Artikel ‚Neue Bahnen' hatte der Meister Brahms in der ‚Neuen Zeitschrift für Musik' der Öffentlichkeit vorgestellt; seine intime künstlerische und menschliche Sympathie für den jungen Komponisten spricht auch aus zahlreichen Stellen seiner Privatbriefe. ‚Nun, ich glaube, Johannes ist der wahre Apostel, der auch Offenbarungen schreiben wird, die viele Pharisäer . . . auch nach Jahrhunderten noch nicht enträtseln werden,' schreibt er z. B. über den Freund an Joachim und meint weiterhin, man könne Brahms' Stil ‚einem prächtigen Strome vergleichen, der, wie der Niagara, am schönsten sich zeigt, wenn er als Wasserfall brausend aus der Höhe herabstürzt, auf seinen Wellen den Regenbogen tragend, am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet'. In dieser gewählten, in den Bahnen eines satten, farbenprächtigen Impressionismus wandelnden Stilistik erkennt man den geistreichen Leser und Schüler Jean Pauls, wie denn Schumanns Briefe überhaupt auch vom rein literarisch-stilistischen Standpunkte aus eigenartig reizvoll und interessant sind.

Im Gegensatz zu dem sicheren Blick in die Zukunft, den Schumann mit seiner Beurteilung von Brahms tat,

konnte er zu dem anderen, noch größeren ‚Mann der Zukunft', zu Richard Wagner, kein entsprechendes Verhältnis finden. ‚Da hat Wagner wieder eine Oper fertig (Tannhäuser),' schreibt er einmal an Mendelssohn, — ‚gewiß ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle und keck über die Maßen, — die Aristokratie schwärmt noch vom Rienzi her, — aber er kann wahrhaftig nicht vier Takte schön, kaum gut hintereinander wegschreiben und denken. Eben an der reinen Harmonie, an der vierstimmigen Choralgeschicklichkeit, da fehlt es ihnen allen. Was kann da für die Dauer herauskommen? Und nun liegt die ganze Partitur schön gedruckt vor uns — und die Quinten und Oktaven dazu, — und ändern und radieren möchte er nun gern; — zu spät! — Nun genug! Die Musik ist um kein Haar besser als Rienzi, eher matter, forcierter!' Allein in einem späteren Briefe heißt es dann: ‚Über Tannhäuser vielleicht bald mündlich; ich muß manches zurücknehmen, was ich Ihnen nach dem Lesen der Partitur darüber schrieb; von der Bühne stellt sich alles ganz anders dar. Ich bin von vielem ganz ergriffen gewesen.' Ähnlich, aber wieder viel reservierter klingt eine Äußerung in einem Brief an den Musikschriftsteller C. v. Bruyck: ‚Was Sie über Wagner schreiben, hat mich zu hören sehr interessiert. Er ist, wenn ich mich kurz ausdrücken soll, kein guter Musiker; es fehlt ihm Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können. Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik, abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man im Angesichte so vieler dramatischer Meisterwerke, wie die Deutschen aufzuweisen haben, diese neben jenen herabzusetzen wagt.' Man darf Schumann keinen allzu schweren Vorwurf daraus machen, daß er das überragende Genie des jüngeren Kunstgenossen nicht zu erfassen vermochte; man muß bedenken, wie diametral entgegengesetzt die Naturen beider Künstler, Schumanns, des absoluten Lyrikers, und Wagners, des absoluten Dramatikers, waren. Auch ist nicht zu verkennen, daß trotz allen Mißverständnisses Schumann das eigentliche Wesen der Wagnerschen Musik, ihren intensiven szenisch-dramatischen Charakter doch sehr richtig gefühlt und erkannt hat.

Diese Stichproben mögen genügen, um einen Begriff von dem interessanten, künstlerisch-ästhetischen Gehalt der Schumannschen Briefe zu geben. Möge sich Storcks Sammlung recht viele Freunde gewinnen! Dr. Eugen Schmitz.

Gustav Mahlers sechste Symphonie — Umberto Giordanos ‚Fedora' anläßlich der Wiener Aufführungen im Januar 1907. Im modernen Musikgetriebe tritt die Gestalt Gustav Mahlers mit immer schärferen und prägnanteren Konturen hervor. Sechs vollendete wuchtige Symphonien liegen bereits vor uns als beredte Zeugen für den Entwicklungsgang einer starken Persönlichkeit. Der stürmisch drängende Geist der früheren Werke konnte in der Tönewelt allein keine Befriedigung finden, es trieb ihn gewaltig zum Wortausdruck. So sagt Mahler selbst in einem Brief aus jener Zeit: ‚Wenn ich ein großes musikalisches Gemälde konzipiere, so komme ich immer an den Punkt, wo ich das „Wort" als Träger meiner musikalischen Idee heranziehen muß.' Mit der Einführung des gesungenen Wortes in den Kulminationsmomenten geht Hand in Hand die Zugrundlegung einer program-

matischen Idee für seine ganze Musik, wenn auch bei Mahler das Programm — im Gegensatz zu Liszt und R. Strauß — nicht als ein ‚gegebenes Pensum' vorliegt, sondern die Musik nur zum Programm als ‚letzte ideelle Verdeutschung' gelangt. Wie ganz anders sind Mahlers Werke der letzten Zeit! Chor und Sologesang ist daraus verbannt, eine ästhetische Programminterpretation aufs energischste verpönt; der nie ruhende Zeitgeist hat auch hier — in der Symphonie — eine Umwertung der Werte vollzogen; Chor- und Programmsymphonie wird als veraltet gebrandmarkt, die Parole lautet für das Reinmusikalische, dem Ton- und Klangwirkung Selbstzweck ist.

Mahlers sechste Symphonie ist am meisten klassisch, wenigstens der Form nach. Die vierteilige Gestalt der Beethovensymphonie mit den von Bruckner etwas weiter hinausgeschobenen Grenzen wird genau eingehalten. Ja, nach dem Einleitungsteile des ersten Satzes begegnen wir sogar den beiden Repetitionspunkten. Dem Gehalt nach klassisch könnte man noch den zweiten und dritten Satz bezeichnen. Aus der weichen, melodischen Linie des Adagios, aus seiner organischen Entwicklung und Steigerung möchte man mit einiger Phantasie einen Mozartjünger erkennen. Das Scherzo tritt zwar trotzig wild und stürmisch auf, erhält aber an Stelle des Trios einen um so ruhigeren Gegensatz, den der Komponist selbst als ‚altväterisch' bezeichnet. Das, was wir an Mahlers Musik am meisten lieben, die Rücksichtslosigkeit der Phantasie, die vor nichts zurückscheut und keine Bedenken wegen der Aufnahmsfähigkeit des Publikums kennt, hat eigentlich erst im letzten Satz so recht freien Lauf. Das Riesenorchester, verstärkt durch ein Schlagwerkregiment, das mit seinen bald mysteriösen, bald brutalen Geräuschen alles durchsetzt, stürmt da gewaltig gegen die Formen an, und es gehört wirklich eine eherne Faust dazu, um diesen Ansturm nur halbwegs in die gezogenen Grenzen zu bannen. Die Symphonie ist als ‚tragische' betitelt, doch kann sich diese Bezeichnung nur auf den letzten Satz beziehen, zur Rechtfertigung der vielen dramatischen Effekte. Gustav Mahler gehört zu jenen Menschen, die allein durch die Gewalt der Persönlichkeit dem Publikum ein Verständnis für ihre Sache suggerieren. So hat denn auch Mahler in Wien eine große Gemeinde treuer Anhänger. Und wenn sich die Kritik auch ziemlich kühl und ablehnend verhält, im großen Publikum hat Mahler zahlreiche folgsame und verständnisvolle Zuhörer.

Das zweite Wiener Operninstitut die sogenannte Volksoper, verfiel in ihrer rastlosen Suche nach zugkräftigen Repertoirestücken auf Umberto Giordanos ‚Fedora', ein echtes dramma lyrico mit Verdischer Mache. Dem Libretto liegt die bekannte gleichnamige Tragödie Sardous zugrunde. Giordanos dramatische Begabung ist unverkennbar, aber seine ‚Fedora' leidet stark an einem falschen Opernrealismus. Charpentier hat in seiner ‚Louise' die Musik zur Veranschaulichung des Zeitungslesens und Suppeessens herangezogen. Durch dessen Erfolge ermutigt, versetzt Giordano eine polizeiliche Protokollaufnahme mit Musik. Das ist doch ein zu krasser innerer Widerspruch zwischen dem erhabenen Wesen der Tonkunst und den kleinlichen Alltagsereignissen, zu deren tonbildlichen Illustrierung sie entwürdigt wird. Jetzt, wo die Blütezeit des wahrhaft realistischen Schauspiels so gut wie vorbei ist, wäre es denn auch an der Zeit, daß die Opernkomponisten den unmusikalischen Verismus verabschiedeten. Daß Giordano die Fähigkeiten, die für einen Musikdramatiker erforderlich sind, besitzt, das bezeugen manche stimmungsreiche und wirkungsvolle Stellen. In seiner Technik hat er einen ähnlichen Hang wie Sardou zu starken Koulisseneffekten. Während z. B. Fedora dem Mörder ihres Geliebten das Geständnis

seiner Tat entlocken will, spielt im Hintergrund ein Salonlöwe einige Klavierpiècen à la Chopin, ein Schlageffekt, der seine Bühnenwirkung nicht verfehlen kann. Die ganze Fedoramusik ist stets geistreich und äußerst witzig, allerdings ohne dem Geist und Witz eines Theaterpublikums Rechnung zu tragen.

Heinrich Kralik.

Neues vom Büchermarkt.

Katechismus der Frauenbewegung. Von Dr. Karl Wolff. Gekrönte Preisschrift, herausgegeben vom Verein Frauenbildung — Frauenstudium. Leipzig, Teubner. 1 M.

Das Buch soll die Frau in allgemeinverständlicher Weise über ihre wirtschaftliche, rechtliche und politische Lage belehren und sie dadurch zum Verständnis der modernen weiblichen Daseinsbedingungen führen. Es bringt die geschichtliche Entwicklung der Frauenfrage und den gegenwärtigen Stand derselben, im Schluß: Frauenbewegung und allgemeine Kultur, übersichtlich disponiert und entsprechend ausgearbeitet, bei weitem jedoch nicht immer brückenlos oder erschöpfend, noch weniger sachlich-objektiv. Das Fachschulwesen müßte ergänzt, die Heimarbeit berücksichtigt werden. Frauenbildung und -beruf beschränkt sich nicht auf höhere Mädchenschulen, Gymnasien und Hochschulen. Das Urteil über Koedukation ist weder abgeschlossen, noch diese in jeder Beziehung bewährt, ebenso die Frage, ob ‚Gabelung' oder ‚Aufbau'; die Realgymnasialkurse der Ursulinerinnen in Aachen fehlen an betreffender Stelle. Neben dem ‚Allgemeinen Lehrerinnenverein' mußte der fünf Jahre früher gegründete ‚Kath. deutsche Lehrerinnenverein' stehen. Eine ‚Richtung' in der Frauenbewegung vertritt auch der Kath. Frauenbund und dessen Organ die ‚Christliche Frau'. Die Lehrerinnenfrage ist einseitig nur als Frauenfrage behandelt. Vergl. als Ergänzung und Korrektur hiezu ‚Das deutsche Lehrerinnenwesen' von Pauline Herber. (Sammlung Kösel, 5. Bändchen, Preis geb. 1 Mk.)

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick von Dr. Käthe Schirmacher. Leipzig, Teubner. Geb. 1.25 Mk.

Das Buch gewährt einen teils auf eigener Anschauung, teils auf zuverlässigen Quellen beruhenden kurzen Überblick über die gesamte Frauenbewegung in den germanischen, romanischen, slavischen Ländern und im fernen Orient. Die Stellung und die Bestrebungen der Frauen auf den Kampfgebieten der Arbeit, Bildung, Sittlichkeit und Politik sind für jedes Land charakteristisch dargelegt, nicht in trocken-statistischem oder Leitfadenton, sondern lebensvoll und anschaulich, überall die ausgesprochene Individualität und den radikalen Standpunkt der Verfasserin durchblicken lassend. Sie hat dem Buch als Motto vorgesetzt: ‚Unterdrückung ist gegen die menschliche Natur' und spricht am Schluß die Hoffnung aus, der Mann werde durch Erfahrung lernen, ‚daß auch Entsagen „männlich", Handeln „weiblich" und alles „Vorrecht" hassenswert ist. Frauenbewegung bedeutet eben auch Männererziehung.' P. H.

Zwei neue Jugendzeitschriften verdienen die Beachtung unserer Leser. ‚Studium und Leben' (früher ‚Aufwärts!'), eine von dem Gymnasiallehrer Dr. H. P. Baum redigierte ‚illustrierte Monatsschrift zur Weckung und Förderung der Ideale der katholischen studierenden Jugend' (Schwyz, J. Büelersche Verlag), wendet sich besonders an Gymnasiasten, Seminaristen usf. und gibt ihnen eine durchwegs gediegene, meist von hervorragenden Autoren (Kralik, Schell, Paul Keller u. a.) zubereitete Geisteskost. An leichterem Unterhaltungsstoff dürfte noch etwas mehr gebracht werden. — Dieser steht mehr im Vordergrund in der für die kaufmännische und gewerbliche Jugend bestimmten, ansprechenden Halbmonatsschrift ‚Jugendland', herausgegeben von Emil Ritter (Elberfeld, Verlag der Wuppertaler Aktiendruckerei). Stets geschmackvoll und zweckmäßig gewählte Stoffe, schöne Illustrationen, ein das Ganze durchziehender, warm religiöser und sozialer Geist gestalten auch dies Unternehmen durchaus empfehlens- und unterstützenswert.

* *

Unsere Kunstbeilagen.

Die farbige Zeichnung ‚Der Nachtwächter', die wir in treuer Wiedergabe bringen, gehört zu jener Gruppe von neuen Bildern, in denen ein ehrliches deutsches Empfinden sich wieder Motiven zuwendet, in denen es von jeher nur Gutes geleistet hat. Es ist wie ein Anknüpfen an eine gute alte Tradition, die uns die letzte Berliner Jahrhundertausstellung wieder zum Bewußtsein gebracht hat. Und doch liegt gleichzeitig in der Vereinfachung der malerischen Mittel, in dem Blick für große Formen und einheitliche Stimmung etwas durchaus Modernes. Hans Hartig (geboren 1873 zu Carwin in Hinterpommern) ist ein Schüler Eugen Brachts, aber von erfreulicher Selbständigkeit. Dies Bild, das auf der großen Berliner Kunstausstellung war, zeigt ein ganz hervorragendes Können in bezug auf den linearen Aufbau, die Raumgliederung und die Gruppierung der Massen. Man beachte dabei auch die breiten von rechts nach links fallenden Schatten. Der verschwiegene Reiz einer stillen Mondnacht in einsamer und durch den davonschreitenden Nachtwächter und seinen Spitz belebten Dorfstraße ist für den liebevoll verweilenden Beschauer von echtester Wirkung.

Ruisdaels ‚Gehöft am Flußufer' gehört zu jenen altmeisterlichen Landschaften, auf denen der Blick des Künstlers noch immer mit Bewunderung ruht, während der von der Licht- und Farbenkunst des modernen Landschafters hypnotisierte Kritiker nur noch von ‚kunsthistorischem Verstehen' redet. Aber dieser Kritiker übersieht, daß die Kunst dieser älteren Landschafter in ganz anderen, aber deshalb nicht weniger bedeutsamen Eigenschaften liegt als bei dem neuzeitlichen Impressionismus. Wenn dieser neuerdings wieder mehr als im Anfang der Bewegung die Fähigkeit zeigt, nicht bloß ein beliebiges Stück Natur mit höchst gesteigerter Beobachtung und zartester Einfühlung zu geben, sondern auch durch bewußt künstlerische Anordnung von Licht und Schatten, durch eine gewisse tektonische Rhythmik des Aufbaus zu einer geschlossenen bildmäßigen Wirkung zu gelangen, so verdankt sie zum guten Teil dieser alten und immer großen Kunst die kraftvollsten Anregungen. Zieht man sich im Geist auf diesem Ruisdaelschen Bild von Winkel zu Winkel Diagonalen, wird man die künstlerischen Intentionen der Anlage langsam, aber sicher selber entdecken lernen.

Über Waldmüller ist in dem besonderen Rundschauartikel das Erforderliche zu finden.

Offene Briefe.

P. L. M. und Quidam. Anonyme Anfragen und Zuschriften finden grundsätzlich keine Berücksichtigung, was hiermit wiederholt gesagt sein soll.

A. A. A. Nach der eingesandten Probe läßt sich nichts sagen. Sie offenbart nichts Persönliches und berechtigt kaum zu weitertragenden Schlüssen. Vor allem — keine Öffentlichkeit! Was kann diese mehr geben als man schon hat?

Dr. F. S. in M. Über die neue italienische Revue ‚Il Rinovammento', die wir mit Ihnen als sehr bedeutsam für das moderne italienische Geistesleben einschätzen, soll im nächsten Heft berichtet werden.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.